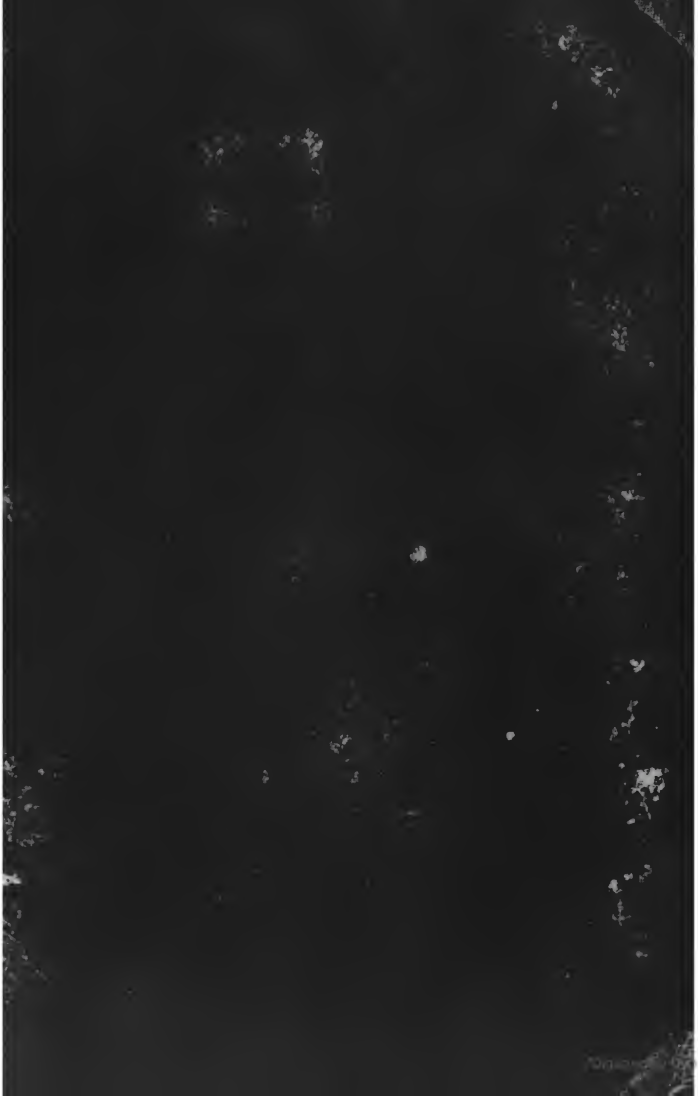
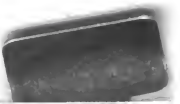


4° Per. 7 mc (1859, 1 Europa



Digitized by Google

<36632934750016

<36632934750016

Bayer. Staatsbibliothek S

Digitized by Google

Digitized by Google

Europa.

Chronik der gebildeten Welt

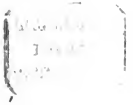
für

das Jahr

1859.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1859.

Digitized by Google



Digitized by Google

Inhalt.

I. Größere Aufsätze.

	Spalte
„Wozu das Fortlaufen gut“	1
Ein Besuch am Hofe der Königin von Madagaskar	15
Vom Bärenfell bis zum Zopf	23, 59
Gotthold Ephraim Lessing	41
Ein Culturbrief aus Nordamerica	53
Der Stein der Weisen	81
Die jonischen Inseln	91
Annabel Lee von Edgar Allan Poe, deutsch von Fr. Spielhagen	95
Die Männer der serbischen Bewegung	97
Denkwürdigkeiten eines Lievländers	113, 155
Ranavale, Königin von Madagaskar	121
Neue Gedichte von Rudolf Gottschall	127
Das Gaunerwesen in Deutschland	145, 217
Politische Tagescharaktere Italiens	165, 499
Der Lebensabend d. Prinzen Eugen v. Savoyen	185
Ein Streifzug in die Hochalpen	195, 545
Robert Burns und seine Jubelfeier	229
Vier Männer des weiland „jungen Deutschlands“	233
Aus dem Jugendleben der Kaiserin Katharina II. von Rußland	255
Lurus und Handel des alten Deutschlands	269
Eine Nordlandsharfe	277
Helmina von Chezy	297
Der erste Fannar in Paris	307
Ueber die Liebe. Von J. Michelet	335
Aus Reverdils Denkwürdigkeiten über Struensee	347
Mozarts Schauspieldirector	351
Die Italiener vor französischem Richterstuhl	367
Die Ritter und Räuber in der deutschen Litteratur	375
Kaiser Soulouque und sein Reich	381, 457
Helene, Herzogin von Orleans	401
Bauernfeld'sche Lustspieltypen	411
Militärische Tagescharaktere	413
Aus dem häuslichen Leben des Geschichtschreibers Prescott	441
Die Franzosen vor französischem Richterstuhl	447
Aus den Denkwürdigkeiten Bulgariens	481
Bildungsanstalten in Nordamerica	491
Möllhausens Reise vom Mississippi zur Südsee	513
Alte englische Gebräuche und Volkslieder	521
Die Römerinnen	555
Londoner Straßenmusikanten	577
Aus der Correspondenz Napoleons I. über Italien	583
Tscherkessenleben	587
Bierstudien von 1575	609
Die Zitterfische	615
Dingelstedts Gedichte	621
Dickens und Thackeray	641
Die Entstehung thierischer Wesen	651
Eine Reminiscenz an Kotzebue	655
Wie der Krieg entstand	673
Alexander v. Humboldt	721
Die russische Lyrik in der Neuzeit	731
Deutsche Feldherren	741
Das Kriegstheater in Oberitalien	753
Poesie in einer Tropfsteinhöhle	795
Il Beato	801
Die französische Regentschaft und ihre Stützen	831
Octave Feuillet	849
Neurömische Herrlichkeit und italienische Romantik	859
Die Probe zu Turandot	865
Ein Blick auf Sardinien	881
Die Vervollkommnung der Mordwerkzeuge für den Krieg	893
Die größte Waffenwerkstätte der Welt	921
Beethovens Julie	937
Negerleben auf der Insel Hayti	953
Die Prinzen des Hauses Orleans	957
Die Quellen des Schiller'schen Don Carlos	963
Ein Culturbild aus Montenegro	985
Oesterreichische Tagescharaktere	991
Vorsündfluthliche Menschen und antediluvianische Alterthümer	999

Digitized by Google

	Spalte
Abenteuer eines englischen Flüchtlings im indischen Kriege	1017
Eine Aetnafahrt	1027
Der Krieg in Italien	1049, 1067, 1119
Mütter berühmter Männer	1057
Schiller und seine Zeit	1089
Römische Zustände	1137
Buntes aus Nordamerica	1151
Preußens Erhebung, Gedicht von H. Pröhle	1159
Karl Joseph Lipinski	1177
Muhamedanische Geheimbünde in Algerien	1183
Roman in Cöln, Gedicht von Th. Hood, deutsch von H. Harrys	1191
Ein Besuch auf den Marquesas	1209
Aus der Moldau und Walachei	1217
Musikalische Charaktere	1221
Herz jammre nur, Gedicht von Th. Hood, deutsch von H. Harrys	1231
Bianca Cappello	1249, 1321
Thomas Hood	1257
Friedrich der Große und Katharina II.	1281
Marie Seebach-Niemann auf der Leipziger Bühne	1293
Aus dem Leben der Feueranbeter	1313
Das Posthorn, Gedicht von Heinrich Pröhle	1329
Ein Reisebild aus den Anden	1345
Karl Friedrich Lessing	1365
Des Landsknechts „Jagdausflüge“	1385
Americanische Dichter	1397, 1449
Leben und Treiben in einem deutschen Gebirge	1417
Ein russisches Charakterbild	1427
Friederike Goßmann in Leipzig	1433
Die gestickte Weste	1437
Friedrich Ruperti's Gedichte	1455
Sophie v. La Roche, die Freundin Wielands	1457
Wie Goethe seinen Geburtstag im Voraus feiert	1459
Katharina Sforza	1481, 1523
Zwei Stunden bei dem Mormonen Brigham Young	1491
Buntes aus den Denkwürdigkeiten eines Diplomaten	1513
Gedichte von Lembcke	1533
Polackenwirthschaft vor 70 Jahren	1553
Mazeppa's Steppenritt von R. Gottschall	1563
Ein Hofball in Athen	1585
Ein Mann, wie es wenige giebt	1593
Schiller und K. G. Körner	1599
Aus dem Leben eines Taschenspielers	1617
Friedrich Bodenstedt	1631
Der letzte Besuch bei Bonpland	1657
Die schwedische Sappho	1661
Ein africanisches Königspaar	1667
Schiller und die Gegenwart, Festrede von R. Gottschall	1689
Poetische Gaben zu Leipzigs Schillerfeier	1695
Ein Ritt auf den Parnaß	1729
Enthüllungen über Kossuth	1737
Letzte Gaben einer deutschen Dichterin	1741
Der Hainbund und die Cultner Freunde	1761
Die Höhle des Guacharo	1771
Die Epochen der Musik	1793
Der Handschuhhändler Harvey	1801
Mariengarn, ein Liederkranz von Ed. Tempeltey	1811
Die geschichtlichen Persönlichkeiten im Wallenstein	1825
Der Mord zu Craig-Farm	1851

II. Chronik.

	Spalte
Neue Enthüllungen über Gaspar Hauser	31
Die Fortschritte der Photographie	33
Otto Prechtler	35
Der alte Dessauer neu in Scene	—
Alte und neue Parodien	36
Erzählungen aus Niedersachsen	37
Edmund Höfers „Norien“	38
Des Kaisers Nikolaus Sterbezimmer	—
Leopold Schefer	69
Gottfried Kinkel	71
Kingsley's Hypatia	74
Geographische Wanderungen von Karl Andree	76
Die Marianische Ritterkapelle zu Haßfurt	77
Stotternde und Buckelige auf den Brettern	78
Marienbader Gedenkbuch	107
Eckardts Sokrates	108
Der Freischütz in Berlin	109
Friedrich Spielhagen	—
Danneckers schönste Arbeit	110
Das neue städtische Museum in Leipzig	133
Elihu Burrit	134
Otto Roquette	135
Bemerkungen über Algerien	136
Ein Lustspiel des Terenz von englischen Studenten aufgeführt	137
Die sieben Preisgedichte der Araber	138
St. Petersburg vor dreißig Jahren	139
Wers nicht glaubt, bezahlt einen Thaler	140
Ein gefährliches Amt	—
Bettina v. Arnim †	207
Mohamed und Irene	208
Kinkels deutsche Zeitung in London	211
Die altdeutschen Wandgemälde auf Schloß Runkelstein	212
Prinz Napoleon	283
Prinz Murat	284
General Changarnier	285
General Lamericière	287
Faustin der Erste	288
Heinrich Frhr. v. Heß	315
Giacomo Meyerbeer	317
Adolf Stahr	320
Johann Heinrich Wichern	323
Gupkows „Zauberer von Rom“	325
Riehls Culturstudien	326
Französische Musikeinheit	—
Prellers Zeichnungen zur Odyssee	—
Japan und Europa	327
Ehescheidungsgesetze in Nordamerica	—
Bereicherungen des British-Museums	328
Shakespeare ein Rechtsgelehrter	—

Digitized by Google

	Spalte
Ein neues Gemälde von Frodor Diez	329
Aberglauben und Amulete	358
Das italienische Theater	358
Schwerdgeburths Lutherbildercyclus	359
Litterarische Reminiscenz	360
Der alte Fritz als Bühnenheld	—
Don Quixote und Falstaff	361
Zur Erinnerung an Frdr. Aug. Wolf	362
Rosza Sandor	363
Korallenfischerei u. Strohhutfabriken	364
Die Bevölkerung der Erde	—
Prescott †	389
Hamlet und Ophelia	390
Antike Dichtungen und Studien	392
Der Todtengräber Palmé	393
Oesterreichs Neugestaltung	423
Cannabich †	426
Paul Morphy	—
Der Kaufmann von Venedig auf der Bühne	428
Volkswirthschaft im Kirchenstaate	429
Die Ausbreitung des jüd. Stammes	430
Stätten der Erinnerung an Maria Stuart	469
Lustspieldväter	470
Französische Lügen im deutschen Theater	471
Ein Wunderdoctor in Paris	472
Das Wachsthum Londons	—
Die deutsche Musik in Italien	505
Riffels Heinrich der Löwe	506
Dr. K. Chr. Vogel	531
Zur Erinnerung an Iffland	561
Genrebilder in der antiken Plastik	564
Heilanstalten für Geisteskranke	565
Torso und Korse	566
Schopenhauer und Goethe's Faust	567
William Russell über Lachnau	568
Beiträge zur Kenntniß des heiligen Landes	—
Die Quellen des Nils	569
Johann Lucas Schönlein	595
Zum Andenken an G. F. Händel	597
Oesterreich und Italien	599
Die Hamletmärkte	—
Herzog Karl von Braunschweig	623
Iffland	625
Tegnérs Parnaß	626
Geisteskrankheit als Ehescheidungsgrund	—
Die Entstehung der Polka	627
Geldschränke und Schlösser	628
Erfindung für Flakerbesitzer	629
Das neue Paris	630
Der letzte Großmogul	—
Freytags Fabier	632
Die Auerochsenjagd	633
Der Tod Adolf Schlagintweits	659
Tocqueville †	660
Lady Morgan †	—
Die Lorette als dramatische Person	661
Die toscanische Maremme	662
Das Innere Australiens	663
Berühmte Reußenländer	664
Der Selbstmord in England	—

	Spalte
Die Höhnerologie	665
Wo liegt Tripstrill?	—
Franz Bißt	705
Friedrich Hebbel	708
Der Plan zur Erweiterung Wiens	711
Die Wasserversorgung großer Städte	712
Der zoologische Garten in Frankfurt	713
Variationen auf das Thema der Donna Diana	714
B. Auerbachs „Wahrspruch"	753
Die Paradepferde unserer Virtuosen	754
Statistik und Frequenz der deutschen Universitäten	756
Lamartine üb. Deutschland u. Goethe	757
Was bedeutet der Sommernachtstraum?	758
Eduard Jermann †	759
Die Dampfquellen v. Monte Cerboli	760
Die künstliche Fischzucht	—
Barnhagens Denkwürdigkeiten, 8. Bd.	801
Pariser Neuigkeiten	803
Anton Rubinstein	805
Nägelsbach †	807
Hieronymus Lloa	—
Das Proverbe auf der französischen Bühne	839
Die Geschichte der Hausthiere	841
Das Alter der Bäume	842
Aus dem Leben eines Musikers	871
Die Acclimatisationsvereine	—
Die Königinhofer Handschrift	873
Ein Fest der Zukunftsmusiker in Leipzig	909
Otto Leonhard Heubner	911
Englische Staatsmänner	912
Reste des Alterthums	913
Ein Liebesbrief Napoleons I.	—
Litterarisches Curiosum	914
Friedrich Young	913
Ary Scheffer u. Goethe's Gretchen	—
Das Urbild der Grille in Berlin	944
Das neue Paris	945
Die Gegend bei Montebello	946
Die Lage u. das Klima Cayenne's	—
Riels Wilhelm Gade	969
Auguste v. Bärndorf auf der Leipziger Bühne	971
Wilhelm v. Humboldts Briefe an F. G. Welcker	973
Die sieben Todsünden in Bildern	974
Otto Müllers „Klosterhof"	975
Das Haus der Capuleti	976
J. G. v. Quandt †	1001
Hermann Kothe †	1003
Nathan auf dem Theater	—
Klopstock am badischen Hofe	1004
Maria Paulowna von Sachsen-Weimar †	1033
Der Text zu Schumanns „Genoveva"	—
Die Denkwürdigkeiten von Eugen Beauharnais	1035
Die noms de guerre in der Litteratur	1036
Maria Theresia's geheimer Minister	1037
Joseph Fürst von Colmay	1059

	Spalte
Joseph Stunk †	1090
Aristokratische Heirathen von Künstlerinnen	1091
Der Bregenzer Wald und seine Bewohner	—
Der toscanische Volkscharakter	1093
Weibliche Aerzte und Prediger	1094
Ein Bankier des Talents	—
Oskar, König von Schweden und Norwegen †	1125
Deinhardstein †	1127
Die „ungarische Rachel" in Deutschland	1129
Der Aquarellmaler Cox	1130
Die Ausschmückung der Dirschauer Brücke	—
Marie Seebach als Gretchen in Goethe's Faust	1161
Das Leben Douglas Jerrolds	1162
Zur Erinnerung an Angelika Kaufmann	1164
Antiquarische Funde	1167
De Potter †	1193
William Richard Hamilton †	1194
Die Reform der Kunstakademien	—
Die Entstehung von Goethe's „Geschwistern"	1196
Die Familie des Polonius	1197
Der Kaiserdom zu Speier	1199
Italienische Kirchenfeste	1200
Dieterici †	1233
Lessings Marinelli und der Goethesche Carlos	1234
Marx über Gluck, Mozart und Beethoven	1235
Donizetti und seine „Favoritin"	1236
Die Dichter der Freiheitskriege	1237
Die tragische Versöhnung	1238
Eine friesische Kirche in Rom	1239
Das Londoner Bauthall	1240
Kaffeehäuser im Orient	1240
Minister v. Raumer †	1265
Ludwig Roß †	1266
Biographisches über den Componisten des „Weltgerichts"	1268
Die Photographie in Paris	1269
Der Pariser Bourgeois	1270
Neugriechische Litteratur	1299
Gräfin Dora d'Istria	1300
Garibaldi's Frau	1301
Die Letzten der Huronen	1302
Ein kolossaler Gasthof in Neuyork	—
Japanischer Gewerbfleiß	1304
Die „Naturgrille" in Leipzig	1331
Zur Erinnerung an den Lustspieldichter Jünger	1332
Eine Reminiscenz an Ewald Christian v. Kleist	1334
Kant und Lessing	1335
Die Libri'sche Bücherversteigerung	1336
Ein Pariser Geschichtchen	1337
Karl v. Abel †	1369
Leigh Hunt †	1370
Friedrich der Große und Voltaire	1371
Biarritz und Plombières	1372

Digitized by Google

	Spalte
Die Entstehung der Berliner Universität	1374
Zur Geschichte des Wiener Hofburgtheaters	—
Gisbert Flügaen †	1403
Die Mutter Heinrich Heine's †	1404
Robert Schomburgk in Siam	1405
Archäologische Entdeckungen	1408
Die Dauer der europäischen Kriege	—
Der Riedel'sche Gesangverein in Leipzig	1439
Die Quellen des Textes zum „Nachtlager zu Granada"	1440
Ein chinesischer Blaustrumpf	1441
York v. Wartenburgs 100jähriger Geburtstag	1461
Adolf Bäuerle †	1462
Dr. Jonas †	1464
Bulgarin †	1465
Brunel †	—
Peter v. Cornelius und seine Cartons in Berlin	1466
Die Maschinenbauer von Berlin	1468
Zur Säcularfeier Schillers	1469
Die bildende Kunst und die sächsischen Stände	1470
Clara Novello	1471
Karl Ritter †	1499
Franklins Schicksale	1500
Die drei ungarischen Zwerge	1502
Northumberlander Bauern	1503
Die Glaubenserweckungen in Irland	1537
Die historische Commission in München	1539
Spitta †	1540
Die Missionsanstalt in Herrnhut	—
Der riesige Gorilla-Affe	1541
Der neue Roman der Beecher-Stowe	1569
Schillerfest und Schillerstiftung	1570
Neapolitanisches und Sicilianisches	1571
Robert Stephenson †	1573
Das Kunstholzbauwerk in Berchtesgaden	1574
Die Pariser Antiquarladen	1575
Zur Geschichte des Tabaks	1576
Ein Nibelungenbild von Cornelius	1577
Die Kunstschätze Englands in Photographien	—
Ludwig Spohr †	1603
Auerbachs deutscher Volkskalender für 1860	1604
Nordamericanische Curiositäten	1605
Die Baronin v. Kimsky in Rom	1606
Zur Litteratur des Volksliedes	1607
Neuigkeiten auf d. Leipziger Bühne	1608
Friedrich Bülau †	1639
O. Glaubrecht †	1640
Friedrich Christian Petersen †	—
Generalleutnant v. Wißleben †	1641
Max Ballmann †	—
Brachvogels Benoni	1643
Die Legende der Jahrhunderte	1646
Der Schiller-Körner'sche Briefwechsel in neuer Ausgabe	1673
Schillers Werke französisch	—
Frauenbilder a. Weimars Glanzzeit	1674
Zur Geschichte der Juden in Oesterreich	1676
Erbauliches aus dem Kirchenstaate	1677
Ein Liebesabenteuer am Hofe des Kaisers von Siam	1678
Humboldts Reisewerk in der Hauff'schen Ausgabe	1721
Habent sua fata libelli	1722
Karl Reißiger †	1725
Ein neues Lustspiel von Max Ring	1726
Wilhelm Kunz †	1749
Schiller im Burgtheater	1750
Ein Schiller'sches Originallustspiel	1751
Wie steht es mit dem türkischen Sultan?	1753
Epilog von Karl Siebel	—
Das Berliner Victoria-Theater	1779
Die Allegorie in der Zauberflöte	1780
Der Pater Ventura	1781
Ein armseliger Humboldt	1782
Schillers Christenthum	1783
Politik in Tänzen	1784
Fernan Caballero in Deutschland	1815
Alfred Rethel †	1817
Keudells „Glückskind"	1819
Chinesische Journalistik	1820
Vier neue Novellen von Paul Heyse	1861
Karoline Günther-Bachmann	1862
Die Sage von der versunkenen Stadt	1863
Cardinal Antonelli und die Grinoline	1864

III. Kurze Nachrichten.

I. Litteratur.

	Spalte
Neue Romane von J. Bacher, Th. Mundt, Sternberg u. A.	111
Werke über die Münchner Gemäldeausstellung	141
Die Essays von Hermann Grimm	142
Charaktere der deutschen Litteratur von Ed. Schmidt-Weißenfels	—
Neue Schriften von B. Golz	—
Drei kurze Geschichten von G. Heseliel	—
M. Solitaire's Novellen	—
Die Korrespondenz Beranger's	143
Scalfield in der Schweiz	—
Eine populäre Mythologie von Stoll	177
Die neue metrische Homerübersetzung von J. Minckwitz	—
Das Haus der Hortzabin von B. Stein	—
Dichter und Novellist von C. Bissomm	—
Humoristische Romane von Smidt und Presber	178
Neuigkeiten der Memoirenlitteratur	—
Das Geheimniß der Mutter v. R. Heller	213
Golo Raimund der Novellist	—
Drei fremde Schriftstellerinnen	—
Ein Epos von P. Heyse	—
Dichter und Frauen von K. Frenzel	—
Fortsetzungen bekannter Werke	—
Klaus Groth in Kiel	214
Mutter und Kind von Friedr. Hebbel	249
Das Reisetagebuch der Kr. v. Bulwerthy	—
Robert's Album	—
Frauenromane	—
Neue Romane v. Th. Mügge, L. Schücking u. A.	250
Gedichte von J. Hammer, M. Hartmann und Ernst	—
Französische und englische Litteratur	251
Aus Schleiermachers Leben	291
Varnhagens Denkwürdigkeiten, Bd. 8	—
Monographisches	—
Deutsche Uebersetzungskunst	—
Die deutsche Ritter-, Räuber- u. Schauerromantik	292
Rachel Felix als Romanheldin	—
Die Ironischen	—
Neue Romane von Th. Könitz, O. Müller, E. Lobedanz	—
Schillers Gedichte italienisch	293
„Zur Auswahl" von Thaddäus Lau	331
Bayerische Specialgeschichten	—
Die Volksausgabe von Bartha afrikanischer Reise	—
Neue Schriften v. H. Lessing, B. Scheffel ꝛc.	—
Ein anonymer Roman	—
Vater Radetzky als Held eines Romans	—
Die Kinder von Finkenrode	332
Schloß Wartburg in Liedern und Romanzen	332
Denkwürdigkeiten und Briefe der Herzogin von Orleans	—
Th. Gautiers Geschichte des Drama's in Frankreich	—
Feydeau's Fanny	—
Ein Lebensbild von Ottilie Wilhermuth	365
Adolf Glasers Blanca Gardiano	—
Ein Roman Karl Wartenburgs	—
Natur und Gottheit	—
Patriotische Klänge von 1859	—
Proben mittelhochdeutscher Poesie	—
Eine Gallerie berühmter Frauen	—
Shakespeare's Tragödien ein Wegweiser zum Glauben	—
Neugriechische Volksmärchen	393
Das Mächtler'sche Gedicht an Napoleon	—
Hohenemser Held eines Epos	—
Vater und Tochter von F. Bremer	—
P. Heyse's Thetla	394
Neue Werke von Simrock	—
Biographisches aus Frankreich u. England	—
Luther und seine Zeit, Bd. 1	431
Der Pseudonymus Armand	—
Eliots Adam Bede	—
Kalidasa's Meisterdrama deutsch	432
Der Lyriker Laprade	—
Der 2. Band von Guizots Geschichtswerk	—

Digitized by Google

Spalte

Eine Geschichte Marie Antoinettens' . 432
Ein französischer Beitrag zur Philosophie der Geschichte . . . . . —
Weimar in seiner Bedeutung für den Protestantismus . . . . . —
Die Dresdner Gemäldegallerie . . . 433
Geschichte der Musik in Bayern . . 473
Beschreibung der Novarareise . . . —
Ein Predigtbuch von K. Schwarz . . —
Zwei Frauen aus dem Geschlechte der Orsini . . . . . —
Ein Brief über Rubens . . . . . —
Die Herder'sche Correspondenz . . . —
Lessing in Frankreich 474
Inschriften etruskischer Kunstdenkmale —
Eine Satyre auf die Pariser Musikwelt —
Briefe über d. Zauberer von Rom . . —
Anderens gesammelte Historien . . . —
Anderens Charakterbild Schleiermachers 507
Aristoteles und die Tragödie . . . . —
Italienische Zustände . . . . . —
Shakespeare's Zeitgenossen, ihre Werke 508
Friedrich der Große und sein Minister Hertzberg . . . . . —
Tallevrands Memoiren . . . . . —
Tempelley als Lyriker . . . . . —
Friedrich Marcé Gedichte . . . . . —
Eliacin Greeres . . . . . —
Valleske's Schillerbiographie englisch —
Krasinsky † . . . . . —
Feydeau's Fanny deutsch. 537
Dorothea v. Kurland . . . . . —
Briefe von Lavater . . . . . —
Gesammelte Briefe von Görres . . . —
Schubreis Erinnerungen an die Herzogin von Orleans 538
Eine Gesammtausgabe der Werke U. v. Huttens . . . . . —
Monographien über Angelika Kauffmann —
Erläuterungen zu d. deutschen Classikern —
Die französische Shakespearebearbeitung —
Danmers katholische Schriften . . . 539
Erzherzog Johann als Romandeld . . —
Zehn italienische Frauenbilder . . . 571
Neue Novellen von Ulfo Horn u. A. Meißner . . . . . —
Die „Findlinge" von Hoffmann v. Fallersleben . . . . . —
Prutz als Litterarhistoriker d. Gegenwart 571
Historische Monographien . . . . . —
Friedrich d. Große und die Dichjows 572
Th. Moore von Dr. Pertz übersetzt . . —
Die neue Zeitschrift von Dickens . . —
Fromme Gedanken e. weltlichen Mannes 601
Tennysons Legende vom König Arthur 602
Ein Epos in provençalischer Mundart — Ein neuer Roman Niboveto . . . . —
Ein amerikanisches Schiller-Album. . —
Charakteranek Geschichte der Bastarde — Noch eine Geschichte Marie Antoinettens — —
Daniel de Foe und seine Zeit . . . 603
Das Leben Friedrich Schneiders . . . —
Bilder italienischen Landes und Lebens — Goethe's Briefwechsel mit den Boisserés —
Lisseltanner und Liscolore 633
Zum Studium der Geologie . . . . —
Prohlz's Gedichte 634
Mistrals „Mireio" . . . . . —
Edouard Grenier . . . . . —
Apologien berühmter Verstorbener. . —
Unedirte Werke von Piron 635
Sydney's Memoiren . . . . . —
Katschi-Gami von Kohl . . . . . —
Dufresne's Buch über Morphy . . . —
Skizzen aus Piemont und Rom . . . —
Neue Erzählungen von Hackländer und Hefekiel 665
Kleists Werke in neuer Ausgabe . . 666
Heinichens Shakespearebearbeitung . —
Durch Sardinien . . . . . —
Geschichte Roms im Mittelalter . . . —

Spalte

Geschichte der deutschen Einwanderungen nach Nordamerica 666
Lamartine als Biograph d. Maria Stuart —
Eine russische Lebensbeschreibung Czar Peters . . . . . —
Advocat Schnobeles 715
Die Musik der Zigeuner . . . . . —
Stahr über Schiller. . . . . —
Thüringer Dorfgeschichten . . . . —
Eine französische Dorfgeschichte . . 716
Sie und Er und Er und Sie . . . . —
Die Feinde Racine's . . . . . —
Miltons Leben . . . . . —
Das Buch der Mad. d'Harcourt über die Herzogin v. Orleans deutsch u. englisch —
Meerheim's Poetenwelt 761
Der jüngste Tag 762
Neue Novellensammlungen . . . . —
Das Mädchen von Hela . . . . . —
Taubmann als Mensch und Gelehrter — Weber Sie, noch Er 763
Feydeau's Daniel. . . . . —
G. Freytag u. B. Auerbach in Frankreich —
Litterarische Beiträge z. Schillerjubiläum 808
Liebesbriefe berühmter Leute 809
Briefe der Lucrezia Borgia . . . . —
Luther und seine Zeit, Band 2 . . . 843
Ein neuer Roman Reudells . . . . —
Dichtungen von Agnes le Grave. . . —
Philosophische Schriften 844
Das letzte Weib. Laure Morgan . . . 874
Englische Romanlitteratur . . . . —
Feydeau's Daniel deutsch 875
J. Kerners Winterblüthen . . . . . —
Die schottischen Balladen . . . . . —
Uebersetzungen deutscher Classiker. . —
Die Geheimnisse von Cayenne . . . —
Don Carlos Infant von Spanien II. . . 876
Schiller und sein Jahrhundert . . . —
Hackländer in Italien 914
Erinnerungen an Bayreuth . . . . —
Vierzig Jahre in einer Volksausgabe —
Neue Romane von L. Schücking und Mellstab . . . . . —
M. Hartmann als Ueberseher. . . . 915
Geschichte d. französischen Revolutionslitteratur . . . . . —
Mickiewiz' Werke französisch . . . . —
Sheridan und seine Zeit . . . . . —
Neue Romane von L. Mühlbach, Herfeiser, Gabel, Gräfin zc. . . . 947
Rodenbergs Skizzen aus Irland . . . —
Die Declamationskunst von Bendix 948
Balthasar Moratin deutsch . . . . . —
Gelbels Lieder vormgelassen . . . . —
Voltaire und Friedrich d. Große von Bendey . . . . . —
Der Sänger der neuesten Napoleonischen Siege . . . . . —
Die Dumas'sche Reise nach d. Kaukasus — Neue Novellen von J. Saudeau . . . —
Monographisches 949
Ein Buch von Lola Montez . . . . —
Vier Manuscripte von Carrefour . . 978
Ein Charakterbild des Reichsfreiherrn v. Stein. . . . . —
Das Leben Erzherzog Johanns . . . —
Geschichte der geistlichen Höfe. . . . —
Hauffs Reiterlied . . . . . —
Die Entstehung des Landesvaters . . —
Passavants Werk über Raffael . . . 979
Anselms dramatische Schriften . . . —
Die Correspondenz der Mad. du Deffand —
Memoiren des Barons v. Bretteuil . . —
Litterarische Charaktere des 17. Jahrhunderts . . . . . —
Bilsmain über Pindar und die lyrische Poesie 980
Das Leben und die Werke Pigalle's — —
V. Hugo's Weltlegende . . . . . —
Friedrich der Große u. Katharina II. 1006

Spalte

Die nachgelassenen Manuscripte d. Fürsten Metternich 1006
J. Schmidt und Rud. St. Taillandier über H. v. Kleist 1007
Eine gemischte Ehe . . . . . —
Fata Morgana . . . . . —
Neue Romane in deutscher und französischer Sprache . . . . . —
„Der Kaufasus" v. Dumas ein Plagiat 1008
Einmal die Moral . . . . . —
Die Schwester Ludwigs XVI. . . . —
Die erste Liebe Ludwigs XIV. . . . 1009
Wörterbuch der griechischen und römischen Alterthümer . . . . . —
G. Canning und seine Zeit . . . . . —
Homers Ilias englisch . . . . . —
Homers Odyssee . . . . . —
Humboldts Kosmos russisch . . . . —
Die Väter der Stadt 1038
Geibel nach Lübeck und F. Wehl in Berlin . . . . . —
Eine lyrische Anthologie aller Sprachen 1039
Die Geschichte des Wolzogen'schen Geschlechts . . . . . —
Sternberg über Rubens 1040
Eine litterarische Controverse . . . . —
Leben u. Briefe des Landgrafen Georg von Hessen . . . . . —
Palacki's Geschichte von Böhmen . . —
Ein Roman Andree Renée's . . . . —
Die Familie St.-Aubin 1041
Eine Sentenzensammlung . . . . . —
Bonnet der Philosoph u. Naturforscher —
Eine Geschichte St. Just's . . . . . —
Lamartine über M. Stuart 1042
Der Sohn des Südens 1095
Halb Mähr, halb mehr . . . . . —
Der Teufel im Stock . . . . . —
Hackländers Taunhäuser 1096
Lyrische Versuche . . . . . —
Rom und Pius IX. . . . . —
Was sich die Schlesier vom alten Fritz erzählen 1097
Metternich und seine Zeit . . . . . —
Die Gitanos in Frankreich Mode . . . —
Der Autor der Junisbriefe . . . . . —
Die göttliche Komödie englisch . . . 1098
Das Leben Keats . . . . . —
Sturm und Comvaß 1131
Der letzte Kurfürst von Mainz . . . 1132
Das Lesebuch Christians von Anhalt — Philosophisches . . . . . —
Siegwartlet sein Schwabe . . . . . —
Vier Bände neuer Romane v. F. Lewald 1167
An der Indianergrenze 1168
Poesien von Pröhle und Roquette . . —
Droysens Geschichte d. preuß. Politik — A. Gottschall als Biograph Napoleons III. . . . . —
Studien zur Geschichte der romanischen Litteratur 1169
Eine Geschichte der Taukunit . . . . —
Die Folioausgabe des Shakespeare . . —
Die Irrungen Shakespeare's . . . . —
Paulinen Feuerbach . . . . . —
Privat d'Anglemont † 1170
Die Correspondenz zwischen Louis Racine und René Cheraye . . . . . —
Der „Père Duchesne" . . . . . —
Fichte's Reden an die deutsche Nation in neuer Ausgabe 1201
Marx über Beethoven . . . . . —
Ehlerts Briefe über Musik an eine Freundin 1202
Frauenromane. . . . . —
H. Heine's Lieder englisch . . . . . —
Th. Hood deutsch . . . . . —
Tennysons Königsidyllen . . . . . —
Charles Reade's neuester Roman . 1203
P. J. Stahl . . . . . —
Briefe der M. Stuart an Bothwell . . —

Digitized by Google

	Spalte
Mad. Desbordes-Balmore †	1203
Eine Riesenzeitung	—
Das Gebetbuch der Königin Anna	1204
Pallesk's Schillerbiographie vollständig	—
Bilder aus der Beamtenwelt	1241
Schwert und Altar	—
Tausend und eine Nacht mit Illustrationen	—
H. Zschokke und G. Nierig in Frankreich	—
Balzac und seine Zeit	—
Neue deutsch-französischen Romanlitteratur	1242
Eine neue „Geschichte der Restauration"	—
Die Gladiatoren der litterarischen Republik	—
Erinnerungen von St.-Marc Girardin	—
Memoiren der Madame Récamier	—
Memoiren der Sophie Arnould	—
Eine litterarische Rechtfertigung Cgmonts und Horns	1243
Ein neues Werk von Lewes	—
Luther und seine Zeit, Band 3	1271
Ein neuer Glaube	1272
Novellen von Meinhold v. Auer	—
Gedichte von H. Kurz	—
Studien über W. Scklint	—
Humboldts Reise in den Tropen deutsch	—
Prof. Girard über die Herzogin von Orleans	1273
Eine Physiologie des Weibes	—
Der Doctor Matthäus	—
Nachträgliches über Mad. Desbordes-Valmore	—
Miß Mulock	1274
Thackeray's neue Zeitschrift	—
Bayle St. John †	—
Kolenati und Meerheim	1304
Die Schriften des älteren Körner	1305
Der Letzte aus Altweimar	—
Der geistige Entdecker Amerika's	—
Kertbeny's Silhouetten und Reliquien	—
Der Bérenger der Familie	—
Das Leben und die Werke Billons	—
Chateaubriand und seine Zeit	—
Reisewerke von A. Esquiros	1306
Owen Maddon †	—
Sammlung alter Volksmelodien	1307
Geschichte des Tabaks	—
Streckfuß als histor. Romanschriftsteller	1338
Paul Werthmann und seine Freunde	—
Vor 50 Jahren	1339
„An der Indianergrenze" noch einmal	—
Album einer Frau	—
Salzburg, Ischl und Gastein	1340
Die ersten Lieferungen v. Barths Reisewerk in der Volksausgabe	—
Richs Wörterbuch der Alterthümer deutsch	—
Die Hohenstaufen	1375
Der poetische Nachlaß Annettens v. Droste	1376
Zur Kritik des Textes in Schillers Werken	—
Neue Novellen von G. Raimund und O. Bildermuth	—
Neugriechische Kinderbibliothek	1377
Werner Thormann	1409
H. Marggraff als Litterarhistoriker der Gegenwart	1410
Das braune Buch	—
Briefe von H. Stieglitz an seine Braut	—
Scherrs Werk über Schiller in einer Volksausgabe	1411
Die Urkunden im Kölner Archiv	—
Von Ems bis Christus	—
Eine neue Uebersetzung der „Verlobten"	—
Prinz Peter von Oldenburg als Lyriker	1442
Arvor Spang	—
Pastor Richard über Nic. Krell	—
Borel d'Hauterive †	1443
Adolphe Regnier als Uebersetzer Schillers	—

	Spalte
Fitzpatrick als Biograph der Lady Morgan	1443
Engländer in Paris	—
W. Alexis wieder productiv	1472
Neue Erzählungen aus dem Ries.	—
Auerbachs Kalender für 1860	—
Novellen von K. Frenzel	—
Das Evos „Reinhart"	—
Schlichtegroll †	1473
Franz Dingelstedt †	—
K. Fischers Diotima in neuer Ausgabe	—
Michelets Geschichte der Menschheit	—
Die Novarareise	—
Nicolai's Leben und Lieder	—
Schillers Bibliothek	1474
Ein Swedenborg'sches Manuskript	—
Historische Litteratur	—
Skizzen aus dem russischen Provinzialleben	—
Eine vollständige Ausgabe von Leibniz' Werken	—
Jacob Cost †	1475
Geheime Geschichte Oesterreichs	—
Toscana von 1849—59	—
Miltons Gedichte neu aufgelegt	—
Heigels Walwurga	1503
Aus der kleinen Welt des Herzens	1504
Aus Weimars goldenen Tagen	—
Ein fürstliches Leben	—
Geschichte der Berliner Universität	—
E. Sieglin's Uebersetzer v. Luzo's Dante's lyrische Gedichte und Briefe deutsch	—
Elsaß und Lothringen	—
Deutsche Weihnachtslieder	1505
Elissens neugriechische Studien	—
Die dänische „Illustrirte Zeitung"	1506
Agnes und Hermann	1543
Die Heimath der Fran	1544
Herzensworte von J. Burow	—
H. Lembcke's Liederfrühling	—
Bilder und Büsten	1545
J. Schmidts Festgabe zum 10. Novbr.	—
Zwei historische Einzelschriften	—
C. T. A. Hoffmann und Wilh. Hauff in Frankreich	—
George Augustus Sala	—
Das Alter der schottischen Balladen	—
Ein Jugendwerk Schillers	1578
Briefe von Michel Angelo	—
Entner Skizzen	—
Das Leben Uhlemanns	—
Landgraf Hermann und seine Zeit	—
Drei Christfeste	—
Rumänische Volksdieder	1579
Geschichte des Revolutionszeitalters	—
K. Bädeker †	—
Die Nürnberger Stadtchronik	1610
Die Götterlehre der deutschen und nordischen Völker	—
Aus dem Morgenlande	—
Zum Schillerjubiläum	—
Oesers Geschichte der deutschen Poesie	1611
Herzensgeschichten von R. Benedix	—
Vergessene Geschichten	—
W. Hensel's Novellen, 3. Band	—
In der Sommerfrischbach	—
Die große Italienerin	—
Geschichte der Telegraphie	1612
Fernan Caballero	—
Ein Preisausschreiben d. Major Serre	1647
Die Leipziger Zeitung	—
Hoffmann von Fallersleben und seine „Bücherschau"	—
Ein loyaler Historiker	—
Brunns griechische Künstlergeschichte	1648
Rönnefahrt über Goethe's und Schillers Herzensbund	—
Das Lied von der Glocke wendisch	—
Onkel Martin	—
Klänge aus der Zelle in die Heimath	1649

	Spalte
Gedichte von Gisbert von Vincke	1649
Hackländers Tag und Nacht mit Illustrationen	—
Naturwissenschaftliches	—
Die Geschichten aus dem Ghetto französisch	—
Bekenntnisse der Marion Delorme	1650
Die Moral aller Völker in einer Sammlung	—
Neuigkeiten der englischen Litteratur	—
Ernst Apelt †	1680
Joh. Ziegler	—
Christ. Ad. Peschek †	—
Eine Preisaufgabe d. Wiener Akademie	—
Briefe aus dem Wolzogen'schen Familienkreise	1681
Die Welt im Kleinen für die kleine Welt	—
Das Boot und die Karawane	—
Kaiser Napoleon III.	—
Ein Roman von Luise Otto	1682
Französische Hofgeschichten	—
Der Verbundene Gottesgruß	—
Vorbefolänge	—
Die Denkwürdigkeiten der Amalie Sieveking	1723
Eine musikalische Rundschau	—
Schillerlitteratur für d. 10. November	—
Ein Fastnachtsspiel	1724
Eine Dichterin aus dem Volke	—
W. O. v. Horns „Silberblicke"	—
Die Werke St.-Simons und des Fürsten von Ligne in neuer Ausgabe	—
Bauslin †	1725
Amedée Renée †	—
Die Wüstenjäger	1754
Der Pedlar	1755
Luther und seine Zeit, Band 4	—
H. v. Kleists Briefe an seine Schwester	—
B. Auerbachs Schatzkästlein holländisch	—
Prudens van Duyse †	1756
Gedichte von James Montgomery	—
M. Meyrs neue Novellen	1785
Studentenfahrten und Kriegsbilder	—
O. Müllers Stadtschulbeig	—
Alltagsleben in London	1786
Noch einige Festgaben fürs Schillerjubiläum	—
Bilder aus der Geschichte der Kirche	—
G. Zapvert †	—
C. Bäquet †	—
„Das Heldenbuch" von Michelet	—
Reinecke Fuchs und Eulenspiegel in England	1787
Sammlung englischer Classiker im Original	—
Weihnachtslitteratur	1821
Aus unseren vier Wänden	—
Die Weltfresser	—
Neue Romane von O. Glaubrecht, J. Gundling und W. Bachmann	—
Aus Westmünsterabtei	1822
Das Leben und die Werke v. Rabelais	—
P. Boiteau als Herausgeber von Bérangers Briefen	—
Baudissins Erinnerungen und d. Leben	—
Deutsche Geschichtswerke	1865
Die Schindler'sche Biographie Beethovens	—
Dünzer und der Schiller-Goethe'sche Briefwechsel	—
Das Leben Abrahams	1866
Die Argo für 1860	—
K. Frieder. Mosch †	1867
Charles Furne †	—
Mad. de Longueville und die Fronde	—
Die göttliche Komödie französisch	—
Guizots französische Shakespearelberlegung	—
Frau v. Suetchine und ihre Werke	—
Das Kaczinzy-Jubiläum in Ungarn	1868

Digitized by Google

II. Bildende Kunst.

Spalte

Spanische Bilder in Paris . . . 111
Overbeck mit Cornelius im Albanergebirge 112
Steinle's Officium Immaculatae Conceptionis . . . . . —
Sammlung von Kunstdenkmalen in Benedig . . . . . —
Anstehung der preuß. Kunstzustände . —
Die Statue des General Havelock . . —
Prof. Mantels Copie der Madonna della Seggiola . . . . . —
Neue Bilder von Pilloty, F. Dietz und Pfeschorn 143
Ein städtisches Museum in Hamburg — —
Das Grabdenkmal für den alten Jahn 144
Steinle's Cartons für d. Cölner Museum 180
Leute nach America und Gurlitt wieder in Deutschland . . . . . —
Renovation einer Statue Mantels . . —
Das Wormser Lutherdenkmal und das Dresdner Bebermonument . . . . —
Stilke's Judith und Holofernes . . 214
J. Schrader's Morgenwacht . . . . —
Neue Bilder von Benkemann . . . . —
Denkmäler für Mozart und Mickiewicz —
Die Marchhäuserkirche in Nürnberg . —
Krauschke Gemälde in Altenburg . 251
Kunstausstellungen in Paris und im Haag . . . . . —
Zeichnungen für d. Hamburger Museum —
Denkmäler für Jeanne d'Arc, den Kurfürsten v. Brandenburg und Pfeffel 252
Ein Kandelaber Steinhäusers . . . —
Erwerbungen für das Cölner Museum 293
Bücher und Eneisenau v. Camphausen —
Die Münchner Liebfrauenkirche . . —
Cmlers Bilder zur Dante'schen Hölle —
Die Akademieentrage . . . . . —
Hebels Grabmonument . . . . . —
Eine Quadriga von Wiechel . . . —
Neue Bilder von J. Hübner, L. Richter und L. Gallait 332
Das Augsburger Fuggerhaus . . . . —
Müllers Gemälde im Pariser Ständesaal —
Das Brandenburg-Monument f. Berlin 333
Statuen am Cölner Museum . . . . —
Denkmäler für Schwarzenberg und d. alten Fritz . . . . . —
Der Raub der Europa 365
Das neueste Werk von Henri Leys . 366
Ausstellung der Bilder A. Scheffers . —
Rosa Bonheur . . . . . —
Werner Stanffacher v. Stäckelberger —
Schinkels Fresken im alten Museum photographirt . . . . . —
Denkmäler in Italien 367
Renovationen von Kirchenbauten . . —
Cornis † 394
Frau Charlotta Lenzoni Medici † . 395
Winterhalters Porträt der Prinzeß Clotilde . . . . . —
Theodor Beyfahs . . . . . —
Ein biblisches Bild von Prof. Jäger —
Der Salzburger Dom . . . . . —
Affinger's Büste von F. Kugler . . —
Der Verfertiger d. Nürnberger Teichters —
Eine Madonna von A. Bayerle . . . —
Fraikin's Apostelbilder und Kreuz . —
Der Bildhauer Gibson in Rom . . 396
Steinhäuser's Candelaber in der Friedenskirche bei Sanssouci . . . . —
Christus auf Golgatha 433
Neue Werke von Schwind, Kriehuber und L. Knaus . . . . . —
Der Bildhauer Kiesinger . . . . . —
Eine Madonna von C. Renard . . . —
Die Coburger Lutherbrücke . . . . —
Der Rhein und das heilige Cöln . 434
Hennebergs Sonnenwirth 475

Spalte

Die goldene Hochzeit von L. Knaus 475
Mädchen und Weiber am Brunnen von Hebert . . . . . —
Der Tod Tizians von Fleury. . . . 476
Drei Zeichnungen von Ed. Mandel . —
Der Aquarellmaler C. Werner in Leipzig —
Skizzen zu Goethe's Leben 477
Gude's Lootsenhaus . . . . . —
Hebe und Ganymed von C. Boß . . —
Die Weltesgruft in Weingarten . . —
Benonville und Celo † . . . . . —
Lessings Scenen aus Luthers Leben . 509
C. Eberhard und L. Laurel † . . . —
Neue Modelle von Wolff in Berlin . —
Gibsons Venusstatue . . . . . —
Dondorfs Arbeiten für die Wartburg —
Pläne für ein neues Opernhaus in Wien 510
Denkmäler für den Reichsfrhrn. v. Stein —
Das Jahnmonument in d. Hasenheide —
Pompejanische Wandgemälde . . . . —
Neue Bilder von Andreas Lehmann . 539
Kaucke's Porträt d. Königs v. Preußen —
Eine matinée musicale von L. v. Hagn 540
Das Radetzkybild von F. Adam . . . —
Masques et Visages von Gavarni . —
Dantans Siegesgöttin am Pariser Arsenal . . . . . —
Sächsische Kunstausstellung . . . . —
Wettstreit zwischen H. Vernet u. Yvon —
Neue Bilder von Gérôme u. N. Bonheur —
L. A. Fischer † 541
Aufsinden einer antiken Erzbildsäule —
Ferdinand Heilbuth in Paris . . . 572
Couture's nächste Arbeit . . . . . —
Sächsische Kunstausstellung Dresden . —
Das Erzherzog Karl-Monument in Wien 573
Ein neuer Schmuck für den Brüsseler Park . . . . . —
Steinle's Officium Marine deutsch . —
Kupferstiche nach Overbeck . . . . —
Das Denkmal für Peter d. Großen in Novgorod 603
Die Reiterstatue des Kaisers Nikolaus —
Das Standbild der Jungfrau von Orleans in Orleans . . . . . —
Behnes und sein Modell zur Havelockstatue 604
Gerichtet für den Aachener Dom . . . —
Das Gemälde-Album . . . . . —
Cartonausstellung in Brüssel . . . . —
Ein Bildwerk von Pidrich . . . . . —
Fresken für d. Dogenpalast in Venedig —
Pechts Farbenskizzen für das Maximilianeum 605
Der Porträtmaler G. Rieard . . . 636
Der Gemsenjäger B. Kunisch . . . —
Eine Scene aus Maria Theresia's Leben —
Glasmalereien im Stephansdom . . —
Prinz Carneval 637
Neue Arbeiten von Heidel und Gasser —
Das Magdeburger Ottenmonument . —
Eine allegorische Figur v. Prof. Gerst —
Das Modell zum Reichstagsdenkmal 667
Die Bildnisstatuen an der Münchner Giyptothek 668
Achtermanns Kreuzabnahme . . . . —
Delgemälde von Ed. Magnus . . . . —
Der Pariser Salon von 1859 . . . —
Raffaels heilige Cäcilie . . . . . —
Die Bildnisse des Lenaumuseums . . —
Eine Bignette M. v. Schwinds . . . —
Das Dawison-Album 669
Steinle's Streit mit d. Cölner Magistrat 716
Ein Altarbild von Bertha Roß . . 717
Die Standbilder mittelalterlicher Künstler an der Giyptothek . . . . . —
Das Modell zum Bildbenkmal . . . —
Hähnels Fall d. hellenischen Götterwelt —
Wiederherstellung zweier Kathedralen —
Ary Scheffers Werke im Hotel-Hertford —
Das Gerücht vom Tode Biards . . 718

Spalte

Glasmalereien nach Hübner'schen Cartons 763
Die Ermordung Agamemnons . . . —
Das Heidelberger Wiedenmonument . 764
Die Todtenmaske Al. v. Humboldts —
Henri Lehmanns Fischer nach Goethe —
Das Standbild für Admiral Kotzebue —
Fresken für das Berliner Arsenal . . 765
Eine antike Venusstatue . . . . . —
Permanente Kunstausstellung in Neuyork . . . . . —
Aenderungen an Steinle's Fresken für das Cölner Museum 809
Pilotys Farbenskizzen für das Maximilianeum . . . . . —
Amor verwundet und zu Besuch . . —
Der Trompeter von John Gilbert . 810
Marie Antoinette von J. C. Ward . —
Neue Modelle von Prof. Drake . . . —
Eine Landschaft von L. Richter . . 844
Hellenische Schlacht an der Kajbach 845
Schraudolphs heilige drei Könige . . —
Einzug Adam nach Italien . . . . . —
Madrazo und Leslie † . . . . . —
Das Denkmal für Pothier in Orleans —
Die Rauch'sche Thaliastatue 846
Monumente für Al. v. Humboldt . . —
Denkmal zur Erinnerung an d. Gründung des russischen Reiches . . . . —
Neue Photographien . . . . . —
Schwinds Abendrödel in Kupferstich —
Kunstakademien in Belgien. 847
Benonvilles heilige Clara 876
Die Restauration der „Anbetung des Lammes" . . . . . —
Regos Kunstleben in Belgien 877
Wyatts Reiterstatuen der Königin Victoria und d. Prinz-Gemahls . . . —
Das Denkmal Hermanns im Teutoburger Walde . . . . . —
Ein Monument auf dem Schlachtfeld zu Koppenau . . . . . —
Hebels Relief für Mildbad . . . . —
Das Museum des Marchese Campana 878
Das Shakespeare-Album . . . . . —
Neue Holzschnitte . . . . . —
Beetlio's Gustmbilder in neuer Ausg. —
Der „Gassiot Mutter" † 915
Religiöse Gemälde in Lyon 916
Das Atelier Kaselowsky's . . . . . —
Der Spaziergang am Ostermorgen . —
Bereicherungen der Gallerie in Versailles 917
Kiesingers Statue der Sappho . . . —
Zwei Nymphen von C. Franz . . . —
Enthüllung des Denkmals für Mickiewicz —
Einsendungen für die Brüsseler Cartonausstellung . . . . . —
Ahnen- und Familienbilder aller Zeiten auf Bestellung . . . . . —
Bendemann nach Düsseldorf . . . 949
Die Schlachten von Montebello und Magenta . . . . . —
David Cox † . . . . . —
Ein Mater ohne Arme . . . . . —
Neue Denkmäler . . . . . —
Das Brüsseler Rathhaus 950
Concurrenzbauten in Madrid und Rio de Janeiro . . . . . —
Glasgemälde für den Aachener Dom —
G. Königs „David-Cyclus" 980
Zwirners Bildniß von Correns . . 981
Das Krauch'sche Altarblatt in Ausführung . . . . . —
Französische Bataillebilder . . . . —
Denkmal für General Cavignac . . —
Das Standbild Napoleons I. in Brienne —
Die Pfefferstatue in Colmar . . . . —
Die Rauchstatue von Prof. Drake . —
Neue Modelle von Wolff, Hagen, Schievelbein und Bläser. . . . 982

Digitized by Google

	Spalte
Die Statue Artwoods in Birmingham	982
Näheres über die Brüsseler Cartonausstellung	—
Ein Altargemälde von Cretius	1009
Kaulbachs Entwurf zum sechsten Wandgemälde	—
Cauers Hunnenschlacht	1010
Cartons aus dem Leben der Mittelsbacher von Th. Pixis	—
Ed. Bendemanns Uebernahme d. Direction in Düsseldorf	—
Brounville & Jeanne d'Arc	—
Georges im Pariser Salon von 1859	1011
Baudry's büßende Magdalena	1012
Die Royal-Academy in London	—
Das Denkmal des Fürsten v. Putbus	—
Die Sammlungen der Frau Mertens-Schaafhausen	—
Christian Köbler in Düsseldorf	1042
Brauers Fastnacht	—
Hippolyte Flandrins Mädchen mit der Nelke	—
Neue Werke von Breton und Brion	1043
Die Heuernte von R. Bonheur	—
Ludwig Wichmann †	—
Knaurs Dantebüste	1044
Die Concurrenz um d. Schwarzenbergdenkmal	—
Die Händelstatue in Halle	—
Adolph Schröders nach Karlsruhe	1098
Muhrs italienisches Wasmahl	—
Meyerheims wandernde Musikanten	1099
Der Jaupels von Neuß	—
Die Kirche St. Kunibert in Cöln	—
Arnelli und Michelsen †	—
Das Denkmal zu Wavre	1100
Rechmals d. Brüsseler Cartonausstellung	—
Gemäldefabrication in Neuyork	—
Stralenbeff †	1133
Die preußische Nationalgalerie	—
Enthüllung des Nikolausdenkmals in Petersburg	—
Belgische Monumente	1134
Ein Werk von Ubrs	1170
Ein Werk Holbeins	1171
Bilder von Heilbuth in Paris	—
J. Kellers Sieh der Abendrot	1172
Leightons Romeo und Julia	—
Neue Gemälde von Cabanel u. Schefinger	—
Michael Welser in der Wartburg beschäftigt	—
Ein Denkmal Humboldts in Berlin	1173
Die Grabstätte Hans v. Winterfeldts	—
Das Monument Hume's in Montrose	—
Eine Bronzestatue vom Engländer Page	—
Pan die Psyche krönend von Begas	—
Adolf Zimmermann †	1204
Bilderbibliothek	—
J. Hübners heiliger Sterbebund	—
Abschied Conradins von seiner Mutter von L. Grune	—
Rebers Frühling	—
Schlöffers Masaniello im Tode	1205
Bieschebrinks Amme	—
Moritz Müllers erster Brief	—
Pilotrzyllo Delila	—
D'Unterecks Kunstreiterbraut	—
Aquarelle a. indischen Kriegsschauplatze	1206
Neue Denkmäler	—
Auctionen von Kunst- und Antiquitätenstammungen	—
Ein Werk Murillo's	1243
Ein Werk A. Dürers	—
Brantewetters Richard III.	—
Bistre's Sabine von Bayern	1244
Das Monument auf dem Schlachtfelde von Minden	—
Die Statue Max Emanuels v. Bayern	—
Die Statue Ernst Augusts v. Hannover	—
Neue Modelle von Blaser	—

	Spalte
Das Standbild Rapiers in London	1245
Schnorrs Bilderbibel	—
Der König von Neapel als Künstler thätig	—
Dr. Hirsch's Porträtsammlung	—
Das Familienbild des hannoverschen Königshauses	1275
Smidtsons ungarische Pferdegruppe	—
Plockhorsts Madonna	—
Liedmands einsame Alten	—
A. Jordans Brautwerbung am Zuydersee	1276
A. Kaus Don Quixote	—
Friedr. Preller in Rom	—
Ein Album für d. jüngsten preuß. Prinz	—
Die Ausstellung der Cornelius'schen Cartons in Berlin	—
Die Brabeck'sche Gemäldegallerie	—
Das Denkmal bei Elisfeld	1277
Ein Grabmonument für Prof. Dehn	—
Die Görlitzer Demianstatue	—
Ein antikes Bronzestandbild	1307
Blasers Relief für die Dirschauer Brücke	1308
Neue Werke von Wittig in Berlin	—
Denkmäler für Christoph von Schmid und Johann Madison	—
Hofers Eberhardstatue	1309
Eine Statue Napoleons III.	—
Ein altdeutsches Gemälde der Jungfrau von Orleans	—
Overbecks Darstellungen d. Sacramente	—
Friedr. Prellers Odysseebilder im Weimarer Schloßmuseum	—
Ein neues Werk von H. Leys	—
Prof Schmidt nach Wien	1310
Herm. Wiedemann †	—
Die Photographie in London	—
Faulbachs Bild in d. Nürnberger Karthause	1340
Cornelius in Berlin	1341
Th. Hosemanns Jahrmarkt auf d. Lande	—
Die Congreßsäule in Brüssel	—
Eine Büste Klopstocks	1342
Eine Büste der Lucile Grahn-Young von Halbig	—
Das Steubon-Monument	—
A. Riedels Sich der Madonna Sixtina	—
Hanfstängls neueste Photographien	—
Bilder vom Meister Wilhelm in Cöln	1377
Die Verbindung für historische Kunst	—
H. Grimms Katalog für d. Ausstellung der Cornelius'schen Cartons	—
Die Cartonausstellung in Antwerpen	—
Gb. Hildebrands neueste Skizzen und Aquarellen	—
K. Rahl in Athen	1378
Schillers Jugendbild	—
Der Platz für d. Wormser Lutherdenkmal	—
Stübels vierzehn Copien in Sandstein	—
Steinbrüners Miniaturen	1411
Neue Modelle von Hermann a. Ehrenberg	—
Adams Schlacht von Jornbors	1412
K. Rahl in Benedig	—
Neuerntheers Gnadenbild	—
Steinle's Fresken für die Aegidiikirche in Münster	—
Lenbold †	—
Die Fresken v. Peter Heß und d. griechischen Befreiungskampfe lithographirt	—
Das Madonnenalbum	—
Eine zweite Thüre am alten Museum in Berlin	1413
G. Kügens Vorzimmer eines Fürsten	1444
Die Action'sche Bradler'sche Sammlung	—
C. Rulle's Einmauerung einer Nonne	1445
Ein Lutherbild von Schenkenbotter	—
Eine neue Tauschsucht von Gurlitt	—
Bruno Weiße †	—
Das Grabdenkmal für Saphir	1446
Bildhauers Modell zum Münchner Ludwigsdenkmal	—
Das Standbild Gioberti's in Turin	1475
Ein Bild Zwingli's von Holbein	—
Preisvertheilung der Verbindung für historische Kunst	—
Vier Aquarellen von Genelli	1476
Gallaits Tod zu Tournay	—
Fresken für die Treppenhalle des alten Museums in Berlin	—
P. Veronese's Deckengemälde im Dogenpalast	—
Gypsabgüsse im Louvre	—
Die Brockhaus'sche Schillergallerie	—
Die Erfindung des Knyperstiches	—
Rietschel nach Berlin	1506
Joh. Wilh. Rabe †	—
Kitz in Marienbad	1507
Heidels Oedipusgruppe	—
Fräulein gefangener Cupido	—
Modellsammlung in der Münchner Erzgießerei	—
Palme's Fresken für d. Maximilianeum	1545
Thiersch's Bacchuszug	1546
Näheres über die Modellsammlung der Münchner Erzgießerei	—
Das König Max-Monument i. Bayreuth	—
Denkmäler in Martinique u. Lissabon	—
Ein Porträt Schillers von Reinhart	1547
Mnquardts Prachtwerk „der Rhein“	—
Illustrationen zum Lied an die Freude	—
Neue Photographien	—
Die Pastellmalerei	—
Die Restauration des Wormser Doms	—
Fellner †	1579
Noch ein Bild Schillers aus seiner Jugend	1580
Blaas nicht todt	—
Ein Denkmal für Jenner	—
Wichmanns Winkelmann-Monument	—
Hornbergers Pfälzer Schnitterin	—
Die Restauration d. Wiener Stephanskirche	—
Galvanoplastik	—
Grabdenkmäler für Jahn u. Lindpaintner	1612
Statuen von Hevelius u. Bedgewood	—
Schenkung aus Leipziger Museum	1613
Die Seherin beten Faustbilder	—
Die „Heilig-Geistkirche“	—
Ein neues Werk Passavants	—
Madame D'Gounell	—
Jacoby's Sieh von Kaulbachs Hunnenschlacht	1650
L. Richters Bilder und Reime für Kinder	1651
Bilder nach Uhlands Gedichten	—
Ein viertes Bild Schillers aus seiner Jugend	—
Bachners deutsche Ehrenhalle	—
Schapless Kunstkalender	—
Ein neues Werk Schwinds	1652
Das Kranachdenkmal in Weimar	—
Ein Schiller-Cyclus für Künste	—
Rötings Porträt des alten Arndt	—
Die Reiterstatue von „Reine Dame de France“	—
Das Grabmonument für Wilh. Smets	1682
Neue Bilder von de Keyser	—
Liedmands Norwegisches Bauernleben	1683
L. B. Schilt †	—
Kaulbachs Schenkung an d. germanische Museum	1728
Die Prachtausgabe von Schillers Gedichten	—
Ein Grabdenkmal für Wilh. Stier	—
Eine Büste Friedrich Welckers in der Aula zu Bonn	—
H. Grimm über M. Angelo	—
Reste eines uralten Freskobildes	—
Gb. Delorme †	—
Die Gedenkhalle im Palais des Prinzen Friedrich Wilhelm	1756
Der Sarg Heinrichs IV. von Lessing	—

Digitized by Google

	Spalte
Das Bildniß der verstorbenen Frau v. P. Bürde	1756
Das Porträt der Königin von Portugal von K. Sohn	1757
Wards Fresken für das Haus der Gemeinen	—
Scheurens Fischeralbum	—
Concurrenz um das Berliner Schiller-Denkmal	—
Das Mannheimer Schillerdenkmal	—
Fraikins Modell zu den Statuen Clements und Horns	—
Neue Werke von Kaulbach	1787
Neue Photographien von Hanfstängl	—
Neurembers Illustrationen zu Schillers Gedichten	—
H. Königs Darstellungen der Psalmen	1788
Fürs Haus von L. Richter	—
Versuche in der Stereochromie	—
Das Denkmal der Königin von Portugal in Düsseldorf	—
St. Georg von Kiß	—
Das Grabmonument für Liebig	—
Die Londoner Academieausstellung	—
Der ältere Ward und Frank Stone †	—
Neuigkeiten d. englischen Kunstlitteratur	—
Landschaften von Ed. Hildebrandt	1822
Copien von d. Rottmann'schen Gemälden	—
Denkmäler der Stein und Hardenberg	1823
Die Enthüllung des Eberhardmonumentes in Stuttgart	—
Neue Standbilder in Berlin, Sanssouci	—
Zum Andenken Andreas Hofers	—
Das Tizianalbum	—
Die Werke v. Ruben's in Photographien	—
Ein historisches Gemälde von J. Alex	1868
Hunten's Scene aus d. Schlacht bei Lipan	—
G. Fikagens letzte Arbeit	—
Karl Naumann †	1869
Aquarellen von Fr. Hildebrandt	—
Bilder aus dem italienischen Feldzuge von A. Wagner	—
Bartsch's deutsche Liedergestalten	—
Die Kinderstude von O. Pletsch	—
Ein illustrirter Shakespeare	—
Ernst Förster über Fielole	—
Kupferstiche nach Overbeck'schen Zeichnungen	1870
Megerle Graddenkmal von H. Gasser	—
Das Berliner Project eines Goethemonuments	—
Frühling und Sommer, zwei Statuen von Josef Kopf	—

III. Theater und Musik.

	Spalte
Revuitätenschau	141
Die Braut schan Friedrichs des Großen	—
Rachel und die Tragödie von J. Janin	—
Rhalaße Rittori in Sicilien	—
Das Bilsener Burgtheater	178
Aus Weimar	179
Gevatter Tod	—
Der Bearner	—
Buridans Esel	180
Frau v. Butkowsky in Berlin	—
Johanna Wagner	—
Die Händelgesellschaft	—
Virginie Déjazet	214
Ein Debut im Theatre français	215
Barriere's Aschenbrödel	216
Deutsche Dramen in Italien	—
Richard Wagners Tristan	—
Neuigkeiten in Dresden	252
Widmanns dramatische Werke	254
Neue Lustspiele	—
Die Pariser Bühnen	—
Uebersetzungen in der Revue germanique	—
Mr. Phelps nach Deutschland	—
Musikfeste	255
Lucca in Berlin	—
Die Münchner Preisstücke	294
Das Drama „Montrose“	—
Neues von Bauernfeld, Görner u. s. w.	—
Cardinal Wiseman als Bühnendichter	—
Soll und Haben dramatisirt	—
Eine Centralstelle fürs Theater	—
Meiningen und seine Truppe	295
Das Burnsjubiläum	—
Biographisches über Offenbach	—
Neue Opern	296
Sophie Crowell und die Schröder-Devrient	—
Greiry's Geburtstag	—
Musikfest im Pariser Industriepalast	333
Die Hochzeit des Figaro in Paris	—
Balfe's Rose von Castilien	—
Ein Album für Theatercostüme	—
Die Bachgesellschaft	—
Scherr über Palestrina	—
Laube der Autor des Montrose	—
Neues von A. Müller, Ch. Birch-Pfeiffer und L. Eckardt	334
W. Scholz auf der Bühne	—
Impresariatsabundus in Italien	—
Lemmante Ziel	—
Löwenstein's Preußisches Landrecht	—
Die Verlorenantia	—
Millenet †	—
Aus Paris	—
Jahresbericht über das Berliner Hoftheater	367
Concessionen für Theaterunternehmungen	—
Balfe Maxarin	—
Der „Trinummus“ dargestellt	—
Brauer Director des Karlstheaters	368
Ein neuer Text zu den Ruinen von Athen	—
Neue Opern in Paris	—
Anerkanntes Bühnenrecht	396
Bauernfeld's Beispiel	—
Meyers „Moderner Barbar“	—
Der Teufel ist los von A. Müller	397
Diavgletta von R. Genée	—
Die Tochter des Präsidenten	—
Pariser Bühnennovitäten	—
Raabs 50jähriges Jubiläum	—
Galsters 25jähriges Jubiläum	398
Die Schwestern Fermi	—
Verdi's letzte Opern	—
Aus dem Leben eines Musikers	—
Eine Debutantin aus Ungarn	—
Levassors Chants bouffes deutsch	—
Feydeau Fabier	434
Wolffsohn's Testament	—
Magarino Pathe noch einmal	—
Felicien Davids Herculanum	—
Meyerbeers neue Oper	435
Parodien der altgriech. Mythologie	—
Holtzmann Fanstübersetzung	—
Eine plagiatische Verschiebung L. Calas	—
Das neueste Scandalosium der Pariser Bühnen	—
M. Semdo's Kritiken	—
Frau Schuselka-Brünning in Berlin	436
Die Schröder-Devrient singt wieder	—
Ein neues Preisausschreiben des König Max	—
Die Welt, die Waldbrigen	—
Der Courier in die Pfalz	437
Ein Volkstheater in Berlin	—
Ein Molière'sches Lustspiel als Opernlext	438
Schillerfeier in Weimar	—
Der erste Bonbonne auf Frankreichs Thron	477
Feldmanns Steckenpferd	—
Wenn Frauen weinen	478
W. v. Moser	—
Scenen aus dem Hanenfeintunnel auf der Bühne	478
Millibald Waldbert	—
Jordans Mittwe des Aais	510
Eine Dorfgeschichte mit Pillern	511
Eine glückliche Ehe	—
Scribe's Liebestrank	—
Die Wunder von Herculanum	512
Der Lieferant Verwerbers neuer Ort	—
Meck's 50jähriges Jubiläum	—
Der alte Fritz auf dem Theater	541
Krieg oder Frieden	—
Josef Wellen	—
Scribe's Schwärmereien der Liebe deutsch	542
Die armen Kerlinnen	—
Die Parodiensucht der Franzosen	—
Die Brant des Flugzeuges	—
Auf der hohen Nast	573
Der volnische Fanst	—
Mr. Phelps in Berlin	574
Gounods „Faust“	575
Der Müller von Meran	—
Ein Riesenconcert	576
Eine Ehe nach Michiels Recept	—
Ein armer Mann macht einen andern reich	—
Berlin's Maskenball	—
Die Engländerin in der Friedrich-Wilhelmsstadt	605
Die Gesellschaft der Herren Brisé und Chapiseau	606
Nachträgliches über Gounods Faust	—
Die Wallfahrt nach Pilgernel	—
Rossini's Parabie der Zukunftsmusik	607
Berlin's Fastnacht	—
Das Spiel der Sylvia	608
Der rechte Weg	—
Parodien der Michiels'schen „Liebe“	—
Alexander Boucher	—
Anlard †	—
Mr. Phelps und Mr. Phelps in Berlin	638
Heyse's Sabinerinnen	—
Brachvogels Mondenacht	639
Neue Komödien	—
Anton Langers Possen im Druck	—
Der Capitän Cherubin	—
Der Alterweibsfrend	640
Die älteste Schauspielerin	—
Dahns 25jähriges Jubiläum	—
Die Weimarer Schillerfeier abgefagt	—
Quentin Durward auf der Bühne	—
Bürgers Lenore von Litzt componirt	—
Die Inlandleier	669
König Anthari's Brautfahrt	—
Ein Lustspiel Laube's	—
Ein Bühnenpersonal auf Stelzen	670
Die Vorstadttheater von Paris	—
Das Händeljubiläum	—
Lachinardi †	—
Heimeyer †	671
Angelina Bosio †	—
Die Tonkünstlerversammlung in Leipzig	—
Neue Opern von Barbieri und Rebers	672
Racine's Athalia mit Musik von Goben	—
Ein Vermittag in Sanssouci	718
Wallner vor Gericht	719
Eduard Devrients 40jähr. Jubiläum	—
Das Stadttheater in Prag	—
Beiträge zum Dreßner Weberdenkmal	—
Fortsetzungen des „Demetrius“	—
Ein neues Stück von M. Sand	—
Der hinkende Teufel auf der Bühne	720
Elektra parodirt	—
Diez Edith Herauf	—
Der Landbäcker in Neuwied	—
Eine englische Pantomimengesellschaft	765
Margarete de St. Gemme	766
Richards zweite Jugend	—
Ein theatralisches Congrosgeschäft	767
Die heilige Genovefa in Frankreich	—

Digitized by Google

	Spalte
Die Schule Arthurs	767
Kotzebue's Steckbrief	768
Nestroy's neues Schauspielhaus	—
Biographisches über Angiolina Bosio	—
Der Leiermann und sein Pflegekind	810
Der Bau des Victoriatheaters	811
Der Mensch verändert sich	—
Fortsetzung della Santa	812
Der schwarze Rossino wieder in Deutschland	—
Biographisches über Samuel Phelps	—
Die Kinder des Hauses	847
Borgia und Italien	—
Christian Grabbe als Bühnenheld	—
Franz v. Sickingen von Lasalle	848
Italienisches Theater	—
Flotows Martha in Mailand	—
Eine Oper von Haydn	—
Charlotte Stieglig auf dem Theater	879
Fran v. Stein	—
Deutsche Stücke in America	—
Die Heldin wider Willen	—
Französische Spectakelstücke	—
Eine Händelfeier in London	880
Händels Werke in d. Gesammtausgabe	—
Festvorstellungen in sächs. Theatern	918
Niederdeutsche Schauspiele	—
Neue Tragödien	—
Wiener Spectakelstücke	—
Ein modernes Puppenspiel	919
F. Hugo's französische Shakespeare-übersetzung	—
Julius Fürst †	—
Febringer †	—
Vorbegräbnisfeier in Berlin	—
Hugo Hermann und die Gambe	920
Ein internationales Musikfest	—
Mlle. Menrose als Dinorah	—
Augustus Meyer †	—
Rähcrer über das Londoner Händelfest	950
Reichthum an neuen Opern	—
Die Weimarer Musikschule	951
Unge Ernennung †	—
Fran v. Stein	952
Lustspielnovitäten	—
Graf Solowuh	—
Das Theater français nach Italien	—
Festliche Aufführung des „Samson" in Halle	982
Die acht Seligkeiten der Bergpredigt von Liszt componirt	983
Streitigkeiten über Autorrechte	—
H. Schmids Thaffilo	—
Ein komischer Theatergettel	984
Fran v. Bärndorf in Leipzig	1013
Heidenglück von J. Rank	—
Noch ein Thaffilo	—
Garibaldi auf der Bühne	1014
Guillemind Jonathan	—
Nestroy und Treumann	—
Eine Negerin auf den Brettern	—
Die italienische Opernsaison in London	—
Neue Vaudevilles parisiennes von Offenbach	1015
Nachträgliches über das Londoner Händelfest	—
Eine Violinschule von Beriot	1016
Amalie Anglès de Fortuni †	—
Erklärung des Dr. Brendel	—
Die böhmische Dichterin Catharina Klanzegk	1045
G. Kühne's neues Schauspiel	—
Moritz Hendrich	—
Wie denken Sie über Rußland?	—
Eine übereilte Ehe	—
Eben werden im Himmel geschlossen	1046
Marie Seebach als Penella	1047
Das Hamburger Thaliatheater	—
Bühnenwesen in der Schweiz	—
Deutsches Theater in Konstantinopel	—
Emmy La Grua wieder in Deutschland	1048
Eine Oper H. v. Bronsarts	1048
Dürrner †	—
Die Teufelssonate als Balletstoff	—
Statistisches über die Wiener Hofburg	1100
Der schwarze Markgraf	1101
Philippine Welser von Redwitz	1102
Vor Rosbach	—
Ein Proceß wegen Plagiats	—
Verbotene Stücke in Berlin	—
Tom Taylor als Lustspieldichter	1103
Fran Biardots-Garcia wieder activ	—
Opernnovitäten	1104
Dingelstedts Bearbeitung des Wintermärchens	—
Alte Possenstücke und Farcen	—
Rechenschaftsbericht der Berliner Intendanz	1134
Bücher in Höchst	1135
Gottschalls Schill	1136
Acher lebt noch	—
Ein neues Theater in Paris	—
Die Leiter der Hofopernagener Bühne	—
Die Oper in Brüssel subventionslos	—
Neuigkeiten für den Winter	1174
Eckardts Schiller	—
Eine neue Posse von Belbrauch	—
Otto v. Fleiß	—
Anton Forti †	—
Babette Zeller †	—
Cognard de la Lour †	1175
Grisars Wundermasser	—
Liszts Composition des 137. Psalms	1176
Tom Taylors neuestes Lustspiel	—
August Wilhelm Iffl †	1206
Biographisches über A. Forti	1207
Karl Formes †	—
Rogers Unglücksfall	—
Opern von Reinthaler und Dreyschock	—
Albin und der Müller von Meran	—
Meyerbeers Ballsahrt in London	1208
Désirée Artot	—
Händels Susanna zum ersten Male aufgeführt	—
Die Graner Festmesse gedruckt	—
Cäcilie v. Petrikowska	1245
Hermine Reschauer	—
Die Schwestern dreier berühmten Künstlerinnen	1246
Das Kreutzer-Institutionen und das Victoriatheater in Berlin	—
Die Maschinenbauer von Berlin	—
Sophie Arnould als Bühnenheldin	—
Junker Otto von A. Benedix	1247
Die letzten Hofenklaufen	—
Die ehrbaren Frauen von Bourgeois	—
Pariser Theaterbauten	—
Goubaux †	—
Die Rikori in Holland	1248
Jenny Bürde-Rey bleibt in Dresden	—
C. Wettig †	—
Michael du Mont-Rier †	—
23 neue Opern in Italien	—
Biographisches über Goubaux	1277
Brunswick †	1278
Die Dejazet als Directrice	—
Scribe's Chamäleon	—
Panseron †	—
Roger wird wieder spielen	1279
Ein weiblicher Orpheus	—
Eine Oper von Jean Bott	—
Die Leipziger Männergesangvereine	—
Der 100jährige Todestag Grauns	—
Biographisches über Ch. Kean	1310
Neue Stücke von H. Hersch	1311
Drei nette Jungen	—
Eine neue Lustspielbewerbung	1312
Elisabeth Charlotte von B. Hense	—
Sammlungen für den Kölner Theaterbau	—
Eine Oper von Niels Gade	—
Faucounierd Pagode	—
Grisars neueste Operette	1312
Programm der Leipziger Schillerfeier	1342
Goethe's Friederike auf der Bühne	1343
Goethe hinter den Coulissen	—
Klagen über das Theatre français	—
Firmin †	—
Lafont als Schauspieldirector	1344
Die höchste Gage in Deutschland	—
Die Erfindung der Sourdine orgue Monstreconcerte in London	—
Liszt'sche Paradoxien	—
Julie v. Arnim auf der Bühne	1378
Eine Rolle für die Goßmann	1379
Die glücklichen Inseln	—
Neue Gesangsgrößen	—
Moisenbals neuestes Drama	1380
Binceng Weber †	—
Kean nicht mehr im Prinzestheater	—
Wiener Musikzustände	—
Das Breslauer Stadttheater	1413
Marie Baumeister spielt wieder	—
Auguste Rudolff	1414
Der Tenorist Woworsky	1415
Verspottung der Lorgnons	—
Passionsspiele in Ert und Sebl	1416
Alexander Roß in Weimar	1446
Unsere Freunde von M. Ring	—
Auch eine Mutter von J. Hammer	1447
Der Schauspieler Zanetta	—
Deutsches Theater in St. Louis	1448
Lüttichau's 50jähriges Jubiläum	1476
Conradi †	1477
Gottschalls Mazeppa	—
Die Trojaner von H. Berlioz	1478
Rossini's Mutter †	—
Debut des Bestvali	—
Noch eine Pariser Debutantin	—
Zukunft der Wiener Theater	1479
Die Schillerfeier in Wien und Berlin	1480
José da Silva	—
Eine unglückliche Liebe von G. v. Moser	1507
Rähgers Nachtwachen	1508
Die schwische Oper	—
Rähers Possen im Druck	—
Das Geschäftsbureau der Perseverantia	—
Eine Akademie der Schauspielkunst	1509
Eine weibliche musikalische Kapelle	—
Flotows Veuve Crapin	—
Der 1. Band von Ed. Devrients Geschichte des deutschen Theaters	—
Karl Rott in Berlin	1548
Marie Kirschner in Berlin	—
Stawinoth's 50jähriges Jubiläum	—
Der Oberrock eines Diplomaten	1549
Die Ravensberger	—
Neue Dramen von J. Weilen und G. v. Moser	—
Wenzel Klitzera †	—
Schärtlich	—
Neue Opern von Rubinstein und Freudenthal	1550
Cimarosa's heimliche Ehe	—
Der neue Director des Londoner Prinzestheaters	—
Costümbilder	—
Rähcres über Herschs Volksdrama	1581
Ein Proverbe der Angustine Brohan	—
Biographisches über Therese Tietjens	—
Bruno Berndt †	1582
Adolf Dibbern †	—
Fran Hegedüs †	—
Eine Alterversorgungsanstalt für Militärmusiker	—
Militärmusik in Frankreich	—
Levestriebel	1613
Sophie Schröder beim Münchner Schillerfest	—
Friedrich Wagner in Pension	1614
Maurers 50jähriges Jubiläum	—
Friederike Goßmann in Breslau	—
Holtei's Bagabunden dramatisirt	1615

Digitized by Google

Spalte

Klengels 50jähriges Jubiläum . . 1615
Die Aufführung des Riedel'schen Gesangvereins . . . . . —
Frau Roger de Beauvoir † . . . 1616
Das neue Opernhaus in Paris . . —
Gliseke's deutscher Fürst 1653
Weilens Tristan im Druck . . . . —
Mosenthals Düweke . . . . . —
Rinon de l'Enclos auf der Bühne . —
Schiller als Bühnenheld . . . . —
Ein Wiener Volkssänger 1654
Deutsche Dramen in böhmischer und polnischer Sprache . . . . —
Ed. Francke's 25jähriges Jubiläum . —
Frau Brede † . . . . . —
Wanda Dawison † . . . . . —
Klotows Musik zum Wintermärchen . —
Das Gubitz'sche Jahrbuch deutscher Bühnenspiele 1683
Schiefing's Friederike 1684
Frau Schwiefa-Brüning in Weimar . —
Macaulay's Tagebücher . . . . . —
Thierry Dirigent des Theatre français —
Biographisches über Lina Hegedüs . —
Mohr † . . . . . —
Wagners Tristan und Tannhäuser . 1685
Eine Oper vom jungen Fels . . . —
Das Quartett der Gebrüder Müller —
Erinnerungen an Mosewius . . . 1686
Spohrs Autobiographie . . . . . —
Ein Schillerpreis 1727
Die Tantième in Oesterreich . . . —
Wiener Bühnenneuigkeiten . . . —
Pariser Bühnenneuigkeiten . . . —
Lomine † 1728
Wilhelm Fischer † 1757
Marie Wohlbrück † 1758
Des Hauses Ehre von C. Hugo . . —
Der Prinz-Regent von Preußen und der Schillerpreis . . . . . —
Das häusliche Gleichgewicht von G. v. Moser 1759
Dramatische Werke von R. Benedix, Bd. 11 . . . . . —
Der Tenorist Saulley 1760
Kleins Maria 1788
Cäsar Bock 1789

Spalte

Halms „Vor hundert Jahren“ . . 1789
Bernardin de St. Pierre auf der Bühne —
Wilhelm Bleuke † 1790
Frida v. Schütz † . . . . . —
Ischiesche's 50jähriges Jubiläum . . —
Räbers über den Schillerpreis . . —
Neue Opern von Bott und C. Raumann 1792
F. Hugo's französischer Shakespeare, Bd. 4 . . . . . —
Auguste Baudius 1823
Biographisches über Wilhelm Kunst 1824
Claudia Procula . . . . . —
Wilhelm Weihrauch † . . . . . —
Rogers Wiedereintreten . . . . . —
Der Escamoteur Comte † . . . . . —
Neue Dramen von Brachvogel, Ch. Birch-Pfeiffer, K. Hugo und Paumgartten 1870
Wie geht's dem Könige? 1871
Die ersten Aufführungen Schiller'scher Dramen . . . . . —
Der verschwenderische Vater . . . —
Die Wallfahrt nach Ploermel in Deutschland 1872
Eine angeblich Rossini'sche Oper . . —
Neuigkeiten der Boufles parisiennes . —
Zwei Mendelssohn'sche Musikstücke . —
Abts deutsche Sängerballe . . . —
Eine Geschichte des Pariser Conservatoriums . . . . . —

Mannichfaltiges.

Die Sonnen- und Mondfinsternisse in ihrem Verlaufe 534
Feuerfeste Treppen . . . . . —
Die Ursachen der Meeresströmung . —
Der Verein von Menschenleben in Steinkohlenwerken . . . . . —
Der Baumwollenbau in Algier . . —
Der Krebsdoctor Bries . . . . . —
Naturstudien am Seestrande . . . —
Panorama des Wissens und d. Gewerbe 535
Das Stereomonoskop . . . . . —
Ein Fisch, der lebendige Junge zur Welt bringt . . . . . —

Spalte

Das Petiotisiren 535
Das Treiben der Blasebälge durch hydraulische Kraft . . . . . —
Auers neueste Erfindung 536
Frau Dr. Blackwell. . . . . —
Viertausend Soldatenuniformen an einem Tage geliefert . . . . . —
Bad Elster und seine Neubauten. . . —
Vergiftungen durch arsenikhaltige Tapeten . . . . . —
Gegengift gegen den Biß der Klapperschlange . . . . . —
Mittheilungen aus dem Leben Geistesgestörter 569
Der Feuchtigkeitsmesser. . . . . —
Das Neubau im Londoner zoologischen Garten 570
Tennants chemische Fabrik in Glasgow —
Eine neue Mordwaffe . . . . . —
Verbindung der Photographie mit d. Holzschnitt 601
Anwendung des Stereoskops zur Unterscheidung von Copien und Originalen . . . . . —
Das Reinigen des Sammets . . . . —
Brennmaterialien . . . . . —
Südamericanische Naturschönheiten . 1279
Ein buddhistischer Tempel 1280
Die Versteigerung von Lord Northwick's Gemäldesammlung. . . . . —
Schaden durch Blitzschläge . . . . —
Die Leierkasten in Paris . . . . . —
Die Literatur für und wider die Dreschbiömaschine 1380
Die Obstlesen in Europa . . . . . —
Ausgrabungen etruskischer Alterthümer 1381
Die Seeschlange ein Häringszug . . —
Die Entstehung des Wortes „Zapfenstreich“ . . . . . —
Das Gaslicht in Paris . . . . . —
Zwei Villen am Comersee 1382
Die Kriegsdampfer der Franzosen und Engländer . . . . . —
Funken aus einer Locomotive. . . . 1509
Was wird aus den alten Kleidern? . 1510
Eine neuentdeckte Insel im stillen Meere . . . . . —

Digitized by Google

Digitized by Google

№ 1. **Europa.** 1859.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 1. Januar.

Inhalt.

Größere Aufsätze: „Wozu das Fortlaufen gut." — Ein Besuch bei der Königin von Madagaskar. — Vom Bärenfell bis zum Zopf. — **Chronik:** Neue Enthüllungen über Caspar Hauser. - Die Fortschritte der Photographie. - Otto Prechtler. - Der alte Dessauer neu in Scene. - Alte und neue Parodien. - Erzählungen aus Niedersachsen. - Edmund Höfers „Norien". - Des Kaisers Nikolaus Sterbezimmer. — **Anzeigen.**

„Wozu das Fortlaufen gut."

Ein Skizzenblatt.

Im Jahre des Heils 1615 lebte zu Rom ein gar geschickter Maler mit Namen Augustino Taso. Er verstand nämlich so ziemlich Alles zu malen, was ihm unter die Finger kam, Menschen, Thiere, Bäume, Blumen, Früchte, Schmetterlinge, Häuser, Berge und Seen, — und die Farben pflegte er niemals zu sparen. Wenn ihm auch, was wohl vorkam, ein Ding weniger gut gelang wie das andere, so kümmerte ihn das doch nie allzusehr: singend und pfeifend malte er darauf los, jeglichen Gegenstand, so man bei ihm bestellte. So geschah es nicht selten, daß er heute das Betstüblein eines frommen Cardinals al fresco verzierte, morgen eine badende Venus malte für das Toilettenzimmer einer Weltfrau; in dieser Stunde den Lieblingshund eines reichen Mannes möglichst getreulich abconterfeite, und in der nächsten den Schatz einer hübschen Dirne, mit gewaltigem Aufwand von Roth und Blau, auf ein Holztäflein bannte.

Für den Hund ließ er sich eine Hand voll Goldes zahlen, für die bemalte Tafel nahm er nur einen Kuß, aber nicht etwa von dem, der zu dem Bilde gesessen, sondern von der, so das Conterfei erhalten. Und Gold wie Kuß gab man ihm ohne großes Widerstreben, denn er war in der That geschickt und malte gewaltig schnell, hatte auch ein absonderlich gutes und frisches Gesicht, und ein Paar Schelmenaugen, in die sich alle Frauen vergafften. — Neben diesen Vorzügen besaß er noch zwei andere glückliche Eigenschaften, nämlich eine ganz unverwüstliche Lustigkeit und ein merkwürdiges Talent, das gewonnene Gold im Umsehn wieder los zu werden, weshalb sich auch in seinem Häuslein niemalen Schätze vorfanden, so die Motten und der Rost zu fressen Lust gezeigt, noch die Diebe nachzugraben und zu stehlen sich bemüht. Der Cardinal Monte, ein trotz seiner Frömmigkeit gar munterer Herr, der dem Meister ganz besonders gewogen, bezahlte eben binnen Jahresfrist zum dritten Male dessen Schulden, freilich nicht ohne ernste Mahnungen, ein besseres Leben zu beginnen. Der Augustino Taso meinte zwar, daß ein „besseres Leben" erst im Himmel seinen Anfang zu nehmen pflege, versprach aber, um der Gunst seines hohen Schützers willen, dennoch nach Möglichkeit auf Erden schon sein Bestes zu versuchen.

An einem Frühlingsmorgen war es, als der Meister just von seinem gnädigen Gönner kam und etwas beklommenen Herzens, ob der Unterredung mit ihm, heimwärts trollte. Die Strafpredigt der Eminenz hatte er zwar schon vergessen, als er aus dem Thore des Palastes trat, aber ein Wort ging ihm doch gewaltig im Kopfe herum. „Augustino Taso," hatte der Cardinal gesagt und dazu mit aufgehobenem Finger gedroht, „so Ihr nicht von Stund an ein ordentlicher Mann werdet, Eure vielen Geliebten aufgebet und Euren Haushalt sparsamer einrichtet, so kann ich meine neue Villa nicht von Eurem Pinsel verzieren lassen, denn es würde groß Aergerniß geben. Ihr zwingt mich dann, um des guten Exempels willen, mich nach einem andern Meister umzuschauen. Bedenkt aber, welch' ein Verdienst Euch alsdann verloren ginge!"

Diesen Verdienst überlegte er eben. Von dem ließ sich's freilich ein Vierteljahr herrlich und in Freuden in Rom leben. Nein, dieser Haufen Goldes sollte ihm nimmer entschlüpfen! Sein Hauswesen hatte er schon eingeschränkt, so sehr er's vermochte, die Diener waren nämlich sämmtlich weggejagt worden, in dem Küchenschranke lag noch ein halber Laib Brot und einige trockene Feigen, und der einzige Ueberfluß der sich kund gab, war die Fülle Wassers in dem Brunnen auf dem Hofe. — Mehr, oder besser gesprochen: weniger konnte der Monte nicht von ihm verlangen. Aber die „Geliebten," von denen der Cardinal geredet?! Das war ein wunderlicher und gröblicher Irrthum Sr. Eminenz. Der Augustino Taso hatte im Grunde ja nur eine einzige Geliebte, denn er liebte jede der verschiedenen Frauengestalten um einer anderen Schönheit willen. Stellte man nun die Nase der Fiorilla, die Augen der Angela, den Mund der Rosa, das Haar und die Stirn der Alezia, die Hände und Füße der Marietta und den Wuchs der Bianca zusammen, so wurde eine Gestalt daraus, die selbst der heilige Antonius nimmer hätte gehen heißen, wenn sie auf den Einfall gekommen ihn zu versuchen, und

Digitized by Google

dieses mühsam zusammengetragene Ideal betete nun der Taso an. Konnte er solches Götterbild durch Weglassung der Race (Fiorilla), oder der Augen (Angela), oder gar des Mundes muthwillig verstümmeln?! Nimmermehr, das durfte nicht einmal ein Cardinal befehlen! Im Uebrigen nahm er sich jedoch vor, ein für jeden Maler musterhaftes Leben zu führen, und nur auszugeben was zu des Leibes Nahrung und Nothdurft ganz unumgänglich gehörte. Er verlor sich in tiefernste Betrachtungen über die Nothwendigkeit eines neuen sammtenen Ueberwurfs und eines Barettleins von leuchtendem Roth mit schwankender Straußenfeder darauf und goldener Agraffe. — Ferner that dem inneren Menschen ein Fäßlein edlen Weines Noth; den Dienst eines Kellermeisters, nahm er sich vor, gewissenhaft selber zu versehen. Ferner mußte ein Koch beigeschafft werden, der mit möglichst weniger Zuthat von Fleisch, Eiern und Mehl schmackhafte Gerichte zu bereiten verstand, und endlich wünschte er, daß ihm ein Farbenreiber in den Weg liefe. Den früheren Helfershelfer hatte er weglagen müssen, dieweil er die lästige Gewohnheit hatte, pünktlich zur Stunde Essen und Trinken zu verlangen und gewaltigen Lärm zu schlagen, wenn dergleichen Nebendinge nicht just zur Hand waren. Solche Pedanten konnte ein Augustino Taso nicht brauchen. Aß er doch selbst nur — wenn er eben Etwas hatte, und trank — wenn ihn der Durst quälte. So konnten es Andere auch machen, wenigstens die, so mit ihm leben wollten.

Eben beg er um die Ecke an der Fontana Trevi, da stieß er auf eine wunderliche Gruppe. Auf einem Steine saß ein großer, schlecht gekleideter Bube; um ihn herum stand, kniete, lagerte eine Schaar zerlumpter Kinder, eines immer frischer und schöner als das andere. Sie rauften sich eben untereinander, sie hingen sich an den Zipfel des braunen Mantels, den der Bube um die Schultern geschlagen, sie hatten ihm Granatblüthen hinter jedes Ohr gesteckt, sie lachten und schwatzten lärmend, und dabei kauten sie mit vollen Backen. Und hin und wieder langte der Bube Etwas aus dem Binsenkorbe hervor, den er auf den Knien hielt, und die Kinder balgten und rissen sich darum und jubelten von neuem.

„Was verschenkt Ihr denn da?“ fragte Augustino Taso.

„Kleine Pasteten. Ich habe sie selber gebacken! Wollt Ihr mir welche abkaufen, Herr? Ihr könnt sie besser bezahlen als jene Schelme da!“ — „Gebt her!“ sagte der Maler, steckte einen kleinen Kuchen in den Mund und warf die letzte Goldmünze, die er in der Tasche trug, in den Korb. „Nun,“ sagte er kauend, „wenn Ihr so trefflich zu backen versteht, möchte ich Euch wohl zum Koch haben.“

„Es hindert mich Nichts mit Euch zu gehen, Herr! Ich bin in der letzten Nacht meinem vorigen Herrn, einem geizigen Bäckermeister, entlaufen mit dem Rest dieser Kuchen da.“

„Entlaufen?! Das spricht nicht sonderlich zu Euren Gunsten.“

„Ich pflege allezeit davonzulaufen, wenn ich's irgendwo nicht mehr aushalten kann.“

„Was that Euch denn der Bäcker?“

„Er prügelte mich, weil ich Kuchen verschenkte an solche Schelme da. Aber kann ich denn anders, wenn sie mich anbetteln um einen Bissen? Zweimal ließ ich mich prügeln für sie — nun ist's aber genug.“

„Ihr seid kein Italiener, Kind. Das thäte Keiner von uns! Und eine wunderliche Sprache redet Ihr auch. Wie heißt Ihr und woher kommt Ihr?“

„In meinem Vaterlande nannte man mich Claude Gelé, ich bin ein Kind der Lorraine, weit weg von hier im schönen Frankreich.“

„Wie kamst Du denn nach Rom?“

„Nun — ich lief von dort weg, Herr!“

„Ihr lieft auch da fort? Und warum?“

„Sie hatten dort ein abscheuliches Haus, das nannten sie eine Schule, und allda sollte man Nichts thun als lernen, immer lernen, alle Stunden, alle Tage, alle Monate, Jahre lang, denkt Euch, lieber Herr! Sie brachten mich dahin, als meine Eltern gestorben. Ich konnte aber nichts lernen — und wenn ich nicht fortgelaufen wäre, hätten sie mich doch am Ende fortgeschickt. Zehn Jahre war ich alt, als ich davonlief und jetzt bin ich fünfzehn. Der Weg ist weit, lieber Herr! Und gelernt habe ich unterwegs doch mehr als ich in der Schule da gelernt haben würde, das glaubt nur!“

„Hört mein Bursche,“ sagte da der Augustino Taso nach einer kleinen Weile und machte ein sehr ernsthaftes Gesicht, „ich glaube, ich kann Euch brauchen, — ich gerade Euch und Ihr just mich. Ihr gefallt mir. Ehrlich seid Ihr, das sagen mir Eure Augen, und zudem giebt's bei mir Nichts zu flehlen; prügeln werde ich Euch nicht, denn ich bin kein Bäckermeister, und mein Haus ist auch keine Schule. Lohn sollt Ihr haben so ich einmal Geld habe, und essen und trinken mögt Ihr so oft Etwas da. Dafür müßt Ihr Alles thun was ich Euch heiße, und so Ihr Lust zum Fortlaufen verspürt, mir solches vorher anzeigen. Wollt Ihr?“ — Und der Claude sprang auf und versprach mit lachendem Gesichte Alles, vertheilte die Pasteten noch bis auf das letzte Krümelchen unter die hungrige Schaar, warf den Korb mit einem Jubelschrei hoch in die Luft, machte einen Sprung und ging mit dem Augustino Taso fort.

In kurzer Zeit wurde der Maler inne, daß er einen wahren Schatz erhoben in dem kleinen „Gilli“, wie er ihn zu nennen pflegte. Nicht nur, daß ihm jegliche Arbeit flink von der Hand ging und er über die Maßen anstellig war, er zeigte auch ein so großes Talent, in die Stuben und Kammern seines Herrn eine gewisse Ordnung zu bringen, daß der Meister sich nicht genug darüber verwundern konnte, seine Sachen allezeit an einem bestimmten Platze zu finden. Früher hatte er oft, wenn er auszugehen gedachte, eine Stunde und länger suchen müssen allwo sein Barett hingerathen, zuweilen ließ sich der Mantel durchaus nicht finden, dann hatte der Kater einen Schuh verschleppt und der Hund das Degengehänge, und so war ihm immer tausendfacher Aufenthalt geworden, ehe er zu seinen Kunden gelangen konnte, die ihn ob solcher Verfäumniß nicht allzufreundlich anzusehen pflegten. Jetzt war immer Alles da, Augustino Taso erschien, wo er erwartet wurde, so pünktlich wie die Sonne, und schaffte nun auch doppelt so viel denn ehemals. Aber auch die Arbeit im

Digitized by Google

Hause ging rascher denn vordem, da der kleine Gilli die Fenster der Malerstube immer fein sauber hielt, daß allezeit gutes Licht da war, und er auch die Farbentöpfe und Malergeräthschaften ordentlich nebeneinander zu stellen wußte. Dann brachte er immer just zur rechten Stunde einen kühlen Trunk und just zur rechten Zeit einen stärkenden Imbiß. War der Küchenzettel auch nimmer von großer Mannichfaltigkeit, denn der kleine Gilli konnte nicht viel mehr als Pasteten backen, so schmeckte es doch dem Herrn wie dem Diener trefflich. Zudem gab es auch wenig Stoffe, aus denen der Gilli nicht Pasteten zu backen gewußt, und wenn er noch keine aus Kieselsteinen auf den Tisch gebracht, so lag das einzig daran, daß der Taso fürchtete, sie nicht wohl vertragen zu können.

Mit der Küchenschürze über den Hüften that er dann Farbenreiberdienste; aber mit seiner Thätigkeit in der Malerstube war der Taso am wenigsten zufrieden. Der Bursche war wie verwandelt und verzaubert sowie er dort eintrat. Mit offenem Munde stand er dann hinter der Staffelei seines Herrn und vergaß Alles um zuzuschauen. Ja, er hörte und sah oft nicht, so fest hingen sich seine Augen an das Malertuch — und erst wenn ihm der Taso einen derben Stoß gab, erinnerte er sich seiner Pflichten und rieb daß ihm der Arm fast abfiel. Wenn aber der Meister in einer Anwandlung von Ungeduld oftmals davon redete, einen anderen Farbenreiber zu nehmen, so bat der Claude Gilli so herzbeweglich, solches ihm nicht anzuthun, und gelobte so inbrünstig Besserung, daß der gutmüthige Taso es immer wieder beim Alten ließ.

Auch war der Bursche so hübsch, wenn er um Etwas bettelte, daß man ihn nicht recht wohl hart anlassen und abschläglich bescheiden konnte. Augen hatte er wie ein Reh, das feinste Gesicht von der Welt und einen Mund, um den ihn jedes Mägdlein hätte beneiden können. Die Mädchen waren ihm begreiflicher Weise auch ganz absonderlich gut und steckten ihm, wo sie ihn sahen, immer Allerlei zu, und er war im Nehmen nicht schüchtern, bezahlte auch ehrlich, nach den Lehren seines Herrn, mit Küssen, zärtlichen Blicken und Händedrücken jedes Ei, jedes Huhn und jede Hand voll Kräuter, und diese Art der Münze ging ihm niemalen aus.

Andere Münze gab es dagegen nicht häufig, der Augustino brauchte Alles selber, wofür, das wußte er so recht selber nicht, es war manchmal, als zerschmölze ihm das Geld geradezu in der Hand, und dem Claude ging's genau ebenso, wenn er einmal etwas bekam. Beide kamen endlich dahin überein, daß es wohl den meisten Menschen so gehen müsse, denn Alle, die der Meister gelegentlich um eine Hand voll Goldes anging, erklärten, keinen Bajocco im Hause zu haben. Der Taso und sein Diener lebten freilich, so oft der Maler eine Zahlung erhalten, wie die Prinzen in den Feenmärchen, darin einmal wieder wie jene berüchtigten Fischersleute am See, deren unbeschreibbare Wohnung, wie die Sage erzählt, von einem sehr großmüthigen Fische so lange verbessert und verschönert wurde, bis er zuletzt, der Großmuth müde, das ungenügsame Paar wieder da einziehen ließ, wo es ausgezogen. Wenn der Taso über Land ritt in die Villen der Großen, so folgte ihm sein Diener, Koch und Farbenreiber in Pagenkleidung auf einem kleinen Rappen nach, und nie zeigte sich der Meister in den Straßen Roms, ohne daß der schlanke Bursche an seiner Seite war. Die Freunde des Malers und die hohen Herren, so ihn zur Tafel luden, forderten auch allezeit den Pagen auf zur Bedienung mitzukommen, und er zeichnete sich vor den Dienern Aller aus durch sein fremdliches gewandtes Wesen und seinen zierlichen Anstand. Kam er nach Hause, so zog er, wie weiland Aschenbrödel, die schönen Kleider aus, nahm die Küchenschürze vor oder kroch in den Kittel des Farbenreibers. Sonntags blieb er den halben Tag, unter dem Vorwande aufzuräumen, in der Malerstube und wühlte unter den Farben umher, und kein Fest, kein Schmaus wäre glänzend und lockend genug gewesen, ihn aus diesem Versteck zu treiben.

Die Farben zogen ihn mächtig an, und wenn er sah wie der Meister das köstliche Blau auftrug, oder das prächtige Violett mischte oder den leuchtenden Purpur, so stieg ihm ordentlich eine Glühhitze in die Backen und seine Augen glänzten wie im Fieber. „Mit dem Zeuge da möcht' ich umgehen mein Lebelang," sagte er oft. — „Lieber Gilli," antwortete dann sein Herr, „zu einem Maler gehört mehr als die Malerwerkstatt aufräumen und die Geräthschaften putzen! Bleibt bei Euren Pasteten, ich bleibe bei meiner Staffelei, Jeder versehe das Geschäft zu welchem ihn die Natur bestimmt hat, der Eine gehört in die Malerstube, der Andere in die Küche, der Eine auf ein Pferd, der Andere auf einen Esel."

Das wollte aber dem Claude Gilli nie recht einleuchten, es war immer als ob eine Stimme ihm ins Ohr flüstere: „Du könntest auch hinter einer Staffelei stehen, just so gut als er!" — Eine wunderbare Liebe fühlte er zu den Farben, die sich von Tag zu Tag erhöhte, aber ein Maler zu werden wie der Augustino Taso, das lockte ihn doch nicht. — Wie oft sagte er sich: „Es muß gewaltig langweilig sein Menschengesichter und vierfüßiges Gethier zu conterfeien," — aber was er statt dessen hätte malen mögen, das wußte er selber nicht. — Da hörte er denn allgemach auf, sich den Kopf darüber zu zerbrechen, und wirthschaftete still und geduldig als Farbenreiber und Koch im Hause seines zeitweiligen Herrn.

Trotz der Vorsorge und Ordnungsliebe des Claude geschah es aber doch, daß binnen Jahresfrist der Augustino Taso fast ebenso tief in Schulden steckte denn zuvor, und daß er sich vor dem Drängen seiner Gläubiger gar nicht mehr zu lassen wußte. Da entschloß er sich endlich einmal wieder einen Besuch bei seinem hohen Gönner zu machen und nach der neuen Villa zu forschen, die er mit Fresken zu schmücken sich gar sehr sehnte.

Als er aber nach wenigen Stunden zurückkehrte, sah er so blaß und verstört aus, daß der kleine Gilli in seiner Herzensangst einen Krug Wasser über ihn hergoß. „Das hilft Nichts," rief Taso und schüttelte die Tropfen ab, „ich bin verloren! Ich habe ein Versprechen vergessen, so ich dem hohen Herrn gegeben, und nun will er selber nachsehen ob ich es sein gehalten!" — „Nur ein Versprechen vergessen!" tröstete der kleine Gilli. „Das ist nicht schlimm. Laßt doch hören, was Ihr Sr. Eminenz versprochen?" — „Ich hatte ihm," begann der

Digitized by Google

Maler leuchend und niedergeschlagen, „weil er dazumal so gewaltig böse war, in meiner Herzensangst vorgelogen, daß ich zur Stelle mein unschuldig Schwesterlein zu mir nehmen wolle, aus dem Kloster zum Herzen Jesu (allwo sie Kostgängerin sein sollte), damit sie mir sein spurſam und klug fortan den Haushalt führe. Die ganze Geschichte hatte ich aber sehr schnell vergessen, alldieweil dies Schwesterlein damals ohnehin schon Frau und Mutter von sieben Kindern war, und noch dazu in Genua wohnte. Nun kommt morgen die Eminenz in mein Haus um Alles nachzusehen, und wo soll ich in solcher Eile ein unschuldig Schwesterlein herbekommen? Merkt aber der Cardinal gar, daß ich ihn belogen und betrogen, so geht mir der Verdienſt in der Villa verloren, und ich brauche just Geld! Sehr, sehr viel Geld, Gilli!"

„Beruhigt Euch, lieber Meister," sagte der kleine Gilli, „ich denke, es soll mir nicht schwer werden einen Weiberrock beizuschaffen, der mir paßt; im Uebrigen vertraut mir. Ich will hundertmal lieber Eure unschuldige Schwester vorstellen, denn Pasteten backen, da weder Eier noch Fleisch im Hause!"

Kurz nach dieser Unterredung kam ein Diener Sr. Eminenz, der nichts Geringeres wollte als den hochwürdigen Herrn wirklich und wahrhaftig zum nächsten Tage zu einem Frühmahl anmelden. Für Wein und Speisen brauche der Signor Taſo nicht zu sorgen, hatte der Diener hinzugesetzt, die wolle sein Herr vorausschicken.

Und am Morgen mußte der Meister wirklich fast Gewalt anwenden, daß er sein allzu blödes Schwesterlein zu dem hohen Gaste in die Stube brachte. Der saß denn in all seiner leiblichen und geistlichen Herrlichkeit vor einer reich besetzten Tafel und schlürfte eben mit halbgeschlossenen Augen und gespitzten Lippen den köstlichſten Wein aus einem krystallnen Becher. — Aber wie wunderbar hübsch erschien das Mägdlein, das der lachende Meister da an der Hand hereinzog. Das blaue Röckchen war zwar ein wenig kurz, aber wer hätte bei solchen hübschen Füßchen lange Röcke tragen mögen! Das Mieder war etwas eng, doch Busen und Schultern züchtig verhüllt, ebenso die Arme; das braune Haar war aufgeschlagen unter einer Art von Häubchen, aber die Fülle schien zu groß, einige Locken rollten auf den Hals. Das Gesichtchen glühte, die Augenlider mit den prächtigen Wimpern hoben sich langsam — der Mund lächelte ein klein wenig — der hohe Herr schaute mit Wohlgefallen auf die Kleine.

„Sie sieht Euch recht ähnlich, Taſo!" meinte er.

„Wie ein Ei dem andern!" antwortete der Maler.

„Wie heißt Ihr, schönes Kind?"

„Claudia!" antwortete eine etwas heisere Stimme.

„Setzt Euch zu uns!" gebot die Eminenz. „Kommt, thut mir Bescheid!"

Er schob dem „unschuldigen Schwesterlein" den Becher hin; sie nippte ziemlich furchtlos.

„Ihr müßt auch essen! Seht, da steht eine Ochsenzunge in Zucker und Zimmt gebacken, dort eine Pastete von gehacktem Wildschwein, hier Klöße von Kapaunenfleisch, auch ein gefülltes Haselhuhn, und Aal in Teig gebacken. Habt Ihr davon zur Genüge verspeist, so versucht die Wassermelonen, den süßen Honigkuchen und die Mandeln und Feigen. Auch Kastanientörtchen sind da, und Malvasier und süßen Wein müßet Ihr trinken, so lange Ihr einigen Durst verspürt!"

Und das schüchterne Schwesterlein aß und schob kein einzig Mal den Teller zurück, den der Cardinal mit den besten Bissen belud; ihr Appetit schien in der That noch größer als ihre Schüchternheit. Sie aß schnell und nahm nicht die kleinsten Bissen, aber sie hatte so schöne weiße Zähne, daß es eine Lust war ihr zuzuschauen, was Sr. Eminenz denn auch von Herzen that. Dem Weine sprach die Kleine auch so tapfer zu, daß der Taſo sie lachend auf die glühenden Wangen klopfte und sagte: „Man merkt, daß gar lange Zeit Dürre gewesen im Lande, die Blumen sind gewaltig durstig!" — Da stand die Kleine etwas verlegen auf und schlürfte hinaus, und der Bruder rief ihr noch nach: „Ruhe ein wenig, oder sieh nach den Tauben im Hofe, Du bist des süßen Weines ungewohnt! Ich rufe Dich, so wir Deiner bedürfen!"

Aber der Bruder rief nicht. Wie hätte er auch rufen sollen, da er genugsam zu trinken hatte, und noch dazu den köstlichſten Wein in der ganzen Christenheit kostete. Dazu kam die Freude, seines Herzens Hoffnung erfüllt zu sehen, denn der hohe Herr hatte ihm in gar freundlichen Worten die Ausschmückung seiner Villa übertragen, schon in nächster Woche sollte er beginnen, in der Villa wohnen, gut verpflegt werden, und der Lohn sollte glänzend sein. Von alledem was er gehört und — getrunken, schwindelte ihm der Kopf, und da geschah es denn, daß er sein schweres Haupt auf die Hände stützte und sich herzlich wünschte, einmal nachsehen zu können was der heilige Lucas eben malte. Und sofort war ihm als flöge er höher und höher, rosige und blaue Wolken trugen ihn, Gold, so hell und so flüſſig wie er es nie in den Fingern gehalten, Azur, so tief und köstlich wie er ihn niemalen auf der Palette gehabt, wallte und wogte um ihn her — der Vorhang der Himmelsthür wehte leise hin und wieder, — er war von oben bis unten mit flimmernden Sternen gestickt. Sanct Petrus aber stand in einem Purpurmantel, den goldenen Schlüssel in der Hand, an dem Thore. „Könnt Ihr mir nicht den geraden Weg zeigen zu des heiligen Lucas Malerwerkstatt?" fragte der Augustino Taſo keckisch. „Ich möchte just zusehen was der gute Mann auf seiner Staffelei hat."

Da rührte Sanct Petrus lachend mit dem Schlüsselbart ein klein wenig an das linke Ohr des Fragers, und urplötzlich fing der an zu fallen, und fiel und fiel mit sausender Geschwindigkeit abwärts. Welten tanzten an ihm vorüber, die Sonne taumelte hart an seinem Kopfe vorbei, und die Erde drehte sich im blauen Aether wie eine schillernde Kugel. Der Athem drohte ihm schier zu vergehen — da stieß er endlich auf, sehr hart, mit der Nase, — rieb sich die Augen und sah — daß er eben auf die Platte des Tisches gefallen. — Er schaute um sich — die Eminenz war nicht mehr da.

Der Cardinal Monte hatte sich nämlich vor einer kleinen Weile erinnert, daß er im Drange der irdischen Geschäfte vergessen, der kleinen allerliebsten Schwester des Malers seinen Segen zu geben, und da solches Versäumniß sein zartes Gewissen peinigte, so hatte er sich geräuschlos erhoben

Digitized by Google

um seinen Fehler wieder gut zu machen. Vorsichtigen Schrittes trat er in die Küche; aber allda war es öd' und leer wie auf der Welt am ersten Schöpfungstage, draußen im Hofe war keine Taube zu sehen, auch keine unbefiederte, und in einer Kammer, die der Küche zunächst lag, erschreckte den Suchenden ein Labyrinth von Bürsten, Tiegeln, Männerkleidern und Schuhen. Aber drüben war die Malerwerkstatt. Dort konnte sie ja sein! Die Thür stand ein wenig offen, die Eminenz schlich hinein. Die Staffelei stand nahe dem Fenster, und davor erblickte der Cardinal eine wunderliche Gestalt. War es nicht die schöne Claudia? Er trat näher, blieb aber urplötzlich wie erstarrt stehen; die wie zum Segen erhobenen Hände sanken langsam nieder, die Augen wurden immer größer. Da war nämlich ein hellgelbes Mieder über den Stuhl geworfen und ein Häubchen lag auf der Erde, und im leichtfertigsten Pagencostüm stand, den Weiberrock nachlässig aufgeschürzt, Pinsel und Palette in der Hand, das „unschuldige Schwesterlein", und malte darauf los, allen lebenden und todten Meistern zum Trotz. Aber auf einmal schrie die Stimme Augustino Taso's hinter seinem hohen Gönner im kreischendsten Falsett: „Gilli, Teufelsbube, wer heißt Euch Hand anlegen an mein Prachtbild!" Und der Maler stürzte wie ein Tiger auf die verwandelte Schwester los. Die aber wandte sich ruhig um, — so verschieden sind die Wirkungen des Weines, — und sagte: „Meister, Ihr habt über der Villa dort einen so grundschlechten Himmel gemalt, daß ich nothwendig versuchen muß, ihn ein wenig zu verbessern. Seht, hier an der einen Stelle wirds schon goldig und blau unter meinem Pinsel! Ich glaube, Ihr dürft gar keinen Himmel malen, dazu gehören ganz absonderliche Augen, die Ihr just nicht habt." — „Und dazu gehören auch absonderliche Hände, Euch das zu geben, so Ihr verdient!" antwortete der Augustino Taso und gab dem Claude eine Ohrfeige, daß ihm die Wange brannte und er hell aufschrie. Der Meister war fast nüchtern geworden vor Zorn. Konnte er sich solche Dinge ungestraft sagen lassen von einem Farbenreiber, und vor solch einem Gönner?! Der aber wartete gar nicht weiter ab, ob der Taso etwa noch die rechte Backe der weiland schönen Claudia bearbeiten werde, sondern verließ unhörbar und ohne den üblichen Segensgruß die Malerwerkstatt.

Am nächsten Morgen war auch der kleine Gilli verschwunden, wohin, das wußte Niemand. Ebenso wenig vermochte irgend Jemand zu sagen, wie es der Augustino Taso angefangen, daß er dennoch die Arbeit in der Villa des erzürnten Cardinal Monte bekommen. Gewiß ist nur, daß er eben die Fresken malte, und sich um seinen fortgelaufenen Farbenreiber wenig grämte, alldieweil, wie er wiederholt versicherte, dergleichen Bursche in Rom zu Dutzenden zu greifen. Wenn sie auch just keine Pasteten zu backen verstanden und bildhübsch in Weiberkleidern anzuschauen, so vergriffen sie sich dafür auch niemalen an den Meisterwerken ihrer Herren, — sintemalen ihnen Niemand süßen Wein zu trinken gab.

Der Claude Gilli lief aber, einen Quersack auf dem Rücken, so schnell er konnte, Straße auf Straße ab zur Porta Angelica hinaus, schnurstracks auf den Monte Mario zu, der seinen waldigen Fuß weit in das Land hinausstreckte. In den Hütten armer Ziegenhirten hielt er Rast und miethete sich endlich in der ärmlichsten ein Kämmerlein zur Schlafstelle. Und nun begann der ehemalige Farbenreiber des Augustino Taso ein seltsames Leben. Den ganzen lieben langen Tag trieb er sich im Freien umher, und sein größtes Vergnügen war, sich an irgend einer lichten Stelle platt auf den Rücken zu legen und in die blaue goldige Luft hinaufzugucken. — Es ist ein eigen Ding um solch Daliegen; aber zu allen Zeiten haben närrische Menschen, als da sind Poeten, Maler und Musikanten, solches geliebt, während ordentliche vernünftige Leute nie begreifen konnten, was das für ein Vergnügen sei, sich von allerlei fliegendem, hüpfendem und kriechendem Gethier bekriechen, bestattern, stechen und zwicken zu lassen. — Und was kommt zu Tage aus solchem Hindämmern auf grüner Erde unter Bäumen, an sonnigen Abhängen, an murmelnden Quellen, oder stillen Seen? Wunderliches Zeug, nämlich Reimereien, sastig und keck gemalte Bilder, süße Melodien. Fragt nur die Poeten, Maler und Musiker, Ihr Ungläubigen, aber die ächten, ob Einem mit den wechselnden Lichtern, den Wolkenschatten, den leise herabfallenden Blättern, dem Käsergesumme und Vogelgezwitscher nicht die köstlichsten Träume von der Welt kommen, und ob man nicht nur eben die Hand auszustrecken braucht um mit einem Griff Stoff zu haben zu einer Unzahl Gedichte, einem Dutzend Landschaftsbildern und mindestens einer Pastoralsymphonie.

Claude Gilli zimmerte sich aber auch eine rohe Staffelei in seinem Kämmerlein, holte aus seinem Sacke die Farben hervor und Pinsel, so er sich nach und nach von seinem vorigen Herrn zusammengebettelt, und fing an, Alles zu bemalen, was die Farbe halten wollte. Aber solche Versuche machten ihn oft recht traurig, und wer ihn so hinter seiner Staffelei gesehen, der hätte gewiß den lustigen Claude Gilli nicht in dem ernsten Menschen da erkannt. Um sich einige Baiocchi zu verdienen, malte er kleine schlechte Heiligenbilder, die einer der Ziegenhirten allwöchentlich mit nach Rom nahm und dort an den Kirchthüren frommen Leuten verkaufte. — Die Bildchen fanden Absatz, denn sie waren gewaltig bunt, und so verhungerte doch der Gilli nicht, und konnte, wenn er zwei Tage gemalt, acht Tage auf dem Rücken dafür liegen und nichts thun. Das war denn eine Lust! Oft sprang er, überwältigt von dem Eindruck der Farbenströme und Lichtblitze um ihn her, wie ein Toller auf, lief schnurstracks nach Hause in sein Kämmerlein und versuchte das Gesehene nachzumalen. Aber wenn er endlich vor der Staffelei stand, war Alles wieder verwischt — keine einzige Farbe wollte sich fangen lassen. Das war dann ein Kummer! Der Claude konnte darüber in Thränen ausbrechen wie ein Kind, dem man sein Spielzeug zerschlagen. — Warum ließen sich die Farben da draußen auch nicht in die Tasche stecken!

Sein Lieblingsplatz war ein kleiner Abhang, dicht von Bäumen eingeschlossen, ohnweit der Villa Madama, die Giulio Romano erbaut und mit prächtigen Fresken geschmückt. Man sah von diesem Plätzchen aus den Weg, der von der Villa hinabführte, und ein Stück des prächtigen Gartens; Statuen schim-

Digitized by Google

merken durch die Gebüsche, und das Murmeln der Fontänen konnte man so deutlich vernehmen, daß der Gilli sich oft aufrichtete und auf seine Hand stützte, um besser lauschen zu können. Aber auch um etwas Anderes richtete sich der Claude genau um dieselbe Tagezeit auf und schaute nach der Villa Madama. Von dort her kam nämlich in den Frühstunden eines jeden Tages leichten Schrittes ein Mädchen und ging hart an ihm vorbei dem Walde zu. Sie war wohl kaum dem Kindesalter entwachsen. Der Stoff ihres Röckleins war schlicht, ihr Mieder einfach, aber ihr Schleiertuch leuchtete vor Weiße über dem schwarzen, fest aufgeflochten Haar. An ihrem linken Arme hing allezeit ein Korb, mit einem weißen Tuche überspannt; in der andern Hand trug sie vorsichtig eine langhalsige Flasche. Zuerst, als sie an dem Gilli vorbeistreifte, sah sie nur ganz köstlich stolz mit ihren großen braunen Augen über ihn weg, dann nickte sie vornehm wenn er grüßte, dann lächelte sie, und endlich sah sie ihn keck und fröhlich an, und ging langsamer just an der Stelle wo er lag. Sehr lange währte es auch nicht, so redeten sie mit einander, denn dort ist es anders wie bei uns. In jenen gesegneten Landen des ewig blauen Himmels und goldenen Sonnenscheins schießen köstliche Blüthen in einer Stunde auf, die bei uns eine Woche brauchen ehe sie sich ans Tageslicht wagen, und jede Frucht reift dort wunderbar schnell, so auch die schönste Blüthe und süßeste Frucht auf Erden, die Liebe. Es geschah also bald, daß das dunkeläugige Ding, wenn es von seiner Wanderung *ohne* Flasche und Körbchen zurückkehrte, sich neben dem Claude Gilli niedersetzte. Sie fragte nach seiner Mutter und seinem Vater, nach seinen Schwestern und Brüdern, nach seinem Namen und Alter. Und er, dem sonst eine kecke Lüge nicht sonderlich das Gewissen beschwert hatte, konnte diesen unschuldigen Augen und Lippen gegenüber zum ersten Mal auch kein Bischen lügen.

Er erzählte ihr nach und nach Alles, von der schönen Lorraine, seinem Vaterland, von seinen abenteuerlichen Wanderungen, allwo er von einer Hand in die andere gegangen, von dem hartherzigen Bäckermeister, von seinen Pasteten, von Augustino Taso, von der Eminenz, — nur von den hübschen Römerinnen erzählte er kein Wörtchen, so er „zufällig" gefügt. Und sie hörte so andächtig zu, sah ihn halb scheu, halb zutraulich dabei an, und strich ihm wohl auch mitleidig dann und wann mit der weichen bräunlichen Hand über das erhitzte Gesicht.

Ihre Geschichte klang dagegen so kindlich, so friedlich, daß es ihm war, als sei er wohl hundert Jahre älter als sie, und hätte einen langen eisgrauen Bart. Sie war nämlich das einzige Töchterlein des Castellano auf der Villa Madama, und die Mutter war lange todt. Alle Jahre einmal ging sie mit dem Vater nach Rom auf einen Tag, in der Carnevalswoche, und darauf freute sie sich denn zwölf Monden lang. Und dazu schenkte ihr die Base an der Porta Popoli allezeit einen neuen Rock und ein scharlachrothes Mieder, und der Vater kaufte ihr ein neues Schleiertuch, und das durfte sie dann feststecken mit den silbernen Nadeln der verstorbenen Mutter. Das war Alles.

„Wohin gehst Du denn immer mit Deinem Korbe und Deiner Flasche?" hatte der Claude Gilli sehr bald gefragt.

„Es wohnt seit zwei Monden ein Fremder bei uns, der arbeitet tief drinnen im Walde, ich weiß nicht was — und dem bringe ich zu essen. Er bezahlt uns gut, und hat mir dies Kreuzlein geschenkt."

Und sie zeigte ihm ein rothes Korallenkreuz an einer schwarzen Schnur, und lachte dabei und zupfte ihn an den krausen Haaren.

Aber zwei junge schöne Kinder, ein Knabe und ein Mägdlein, sitzen nimmer lange beisammen unter dem Himmel Italiens, in Myrthengebüschen, unter hohen Pinien, auf moosbedeckten Felsstücken von blühenden Magnolien umrankt, ohne sich zu sagen, daß sie einander von Herzen gut sind. — *Wie* es gekommen, daß man sich urplötzlich so mit den Armen umschließt und Lippe auf Lippe preßt und Herz an Herzen schlagen fühlt, das weiß Niemand zu sagen, wie Jemand auch nicht zu sagen weiß, wenn er just einschläft, er mag noch so sehr Acht geben. — In Italien fährt die Liebe nieder wie ein Blitzstrahl und Alles steht urplötzlich in Flammen.

Nach dem ersten Dutzend Küssen sagte aber das Mädchen: „Claude, nun müßt Ihr morgen mit mir zum Vater gehen und mich von ihm zum Weibe begehren! — Ich habe der Mutter gelobt auf ihrem Todbette, solches von dem Manne zu verlangen, den ich zum ersten Male geküßt. *Ihr* seid das, und so müßt Ihr zum Vater gehen. Und morgen gleich!"

Da überlief es den Gilli eiskalt.

„Aber ich habe ja Nichts zu essen für ein Weib!" sagte er sehr kläglich. „Und kein Haus."

„Könnt Ihr nicht Heiligenbilder malen? Und bezahlen Euch die Leute Eure Bildchen nicht gut? Wohnen werden wir beim Vater, der mich ja doch nimmer missen kann. Er hat zwei große Kammern übrig."

Sie sprach noch lange; — er hörte kein Wörtchen mehr, küßte sie endlich flüchtig und sagte beklommen, er müsse nach Hause gehen um zu malen.

„Kommt Ihr auch wirklich morgen?" fragte sie ihn noch einmal ganz leise und verschämt.

Er nickte und ging. — Kaum sah er ihre Gestalt nicht mehr, als er wie ein Besessener sich wandte und blindlings in den tiefen Wald hineinlief. Erst als ihn seine Füße schmerzten, stand er still. Ein abscheuliches Bild war es, das ihm vor den Augen schwebte. Er sah sich im Geiste in eine enge Kammer gebannt, bei kargem Lichte Heiligenbilder malend, und hörte durchdringendes Kindergeschrei. Und das Töchterlein des Castellano? Nun, sie stand am Küchenfeuer, ein gewaltig dickes Weib, das Haar hing ihr unordentlich an den Wangen herab — wahrhaftig, es fehlte ihr auch ein Zahn — und mit scharfer Stimme rief sie: „Claude, gieb mir den Rührlöffel dort und nimm das Kind auf!"

Was konnte der Gilli dafür, daß ihm solche Bilder kamen! Und war es ihm zu verdenken, daß er vor ihnen die Flucht ergriff? Das Fortlaufen war ihm allezeit so gut bekommen, warum sollte es ihm diesmal schaden! — Und die Kleine? — O, die war viel zu hübsch, als daß sie lange ungetröstet bleiben könne, meinte der leichtsinnige ehemalige Farben-

Digitized by Google

reiber. — Und so rannte er denn weiter. Wie tief er im Walde, wußte er nicht. Die Nacht kam, und Claude kroch unter ein Felsstück, um daselbst zu schlafen. Am nächsten Morgen stand er mit den Sonnenstrahlen auf und wanderte fürbaß die Kreuz und die Quer. Eine Hand voll Beeren, ein Paar wilde Feigen waren sein Mahl, aus einer kleinen Quelle schöpfte er mit der Hand seinen Trunk. — Aber Farben waren da im Ueberfluß. Es leuchtete und fluthete zu allen Stunden, auf dem Boden, in der Luft, zwischen den Zweigen, so goldig, so blau, so purpurn, so violett, daß der Wanderer oft genug darüber seinen Hunger vergaß. So kam die zweite Nacht. Ehe er einschlief, erschien ihm freilich abermals jene Kammer, hörte er abermals jenes Kindergeschrei, stand abermals die Gestalt eines Weibes am Küchenfeuer. Aber wunderbarer Weise war die Kammer nicht dunkler als der Wald, und ihre niedrige Decke däuchte ihm behaglicher, als die unermeßliche Höhe über ihm, und was das Hübscheste war: die Hausfrau stand am Feuer, eine üppige Frau, gar nicht alljudick, und bereitete ein Mahl für ihn. Der Duft frischen Olivenöls wehte um seine Nase — da schlief er ein.

Am dritten Tage wurde er herzlich müde. Immer dichter wurde die reizende Wildniß, immer kärglicher die Nahrung, die sich finden ließ, und als die Nacht kam, schlief der Gilli nicht vor Todesmattigkeit. Am Morgen hatte er zum ersten Mal keine Augen für den Aqur in der Luft, für die saftigen Tinten rings umher; zum ersten Mal verschmähte er es, auf dem Rücken liegend, die köstlichen Farbenspiele zu betrachten. Er dachte vielmehr daran, als er sich aufraffte, wie bald er vielleicht unfreiwillig auf dem Rücken liegen werde, die todten Augen aufwärts gerichtet. Diese Vorstellung rührte ihn aber so gewaltig, daß er die Heiligen des Himmels recht inbrünstig bat, ihn doch nicht so jämmerlich zu Grunde gehen zu lassen. Sollte es aber dennoch ihre unverrückbare Absicht mit ihm sein, so ging er den heiligen Lucas herzbeweglich an, ihn allerwenigstens zu seinem Farbenreiber anzunehmen. Hierauf schritt er, wundersam getröstet, auf dem schmahlen, mühevollen Pfade weiter. Aber schwer und immer schwerer wurde es ihm zu gehen; — wie im Traume schlich er daher. Zweige schlugen ihn neckend ins Gesicht — er fühlte es nicht, Vögel flatterten mit hellem Geschrei dicht an seinen Ohren vorüber — er hörte es nicht. Rothe Lichter spielten vor seinen Augen, glühende Farbenströme schossen durch sein Gehirn, es rauschte und summte in seinem Kopfe, er taumelte vorwärts, als ob ihm Jemand einen Stoß gegeben, und griff nach dem nächsten Baume, um sich zu halten. Da lag urplötzlich wie vom Himmel herabgefallen, ein freier Platz, von Bäumen und Gebüsch eingeschlossen, vor ihm, voll wilder Blumen und überwuchertem Steingeröll. Und auf der einen Seite waren die Felsen wie auseinandergerissen, damit die Menschenaugen einer göttlichen Fernsicht genössen weit, weit hinaus in das gesegnete Land des Lichtes und der Farben. Und im Schatten eines großen Baumes saß ein Maler, ein aufgespanntes Stücklein Malertuchs auf den Knien, und schaute umher mit großen stillen Augen und versuchte das Geschaute festzubannen mit seinem Pinsel. Ein langer Bart floß ihm über die Brust herab, ein braunes, loses Gewand bedeckte seine Gestalt.

Da stürzte der Gilli mit einem Schrei des Entzückens vorwärts: „Ihr malt im Freien?!“ jauchzte er. „O, nun weiß ich endlich den Weg — ich werde auch ein Maler werden! Gebt mir den Pinsel — gebt mir Malertuch — die Farben sind ja da — ich will sie vom Himmel selber holen — heiliger Lucas bitte für mich!!“

Damit fiel er ohnmächtig auf den Boden nieder.

Als er wieder die Augen aufschlug, meinte er im Himmel selber wieder zu erwachen. Sein Haupt lag im Schooße des schönen Kindes, dem er entlaufen; ihr Antlitz lächelte ihn an, ihre sanften Finger netzten seine Lippen mit duftendem Weine. Und gleich daneben stand der heilige Lucas — denn wer konnte das wohl anders sein — und schaute gütig zu ihm nieder. Einen Bissen Brotes und einen Becher Wassers reichte er dem Gilli hin, und der richtete sich halb auf und aß und trank, als wäre er noch auf der Erde. — Dann hörte er das Mädchen sagen: „Signore, der arme Narr ist drei Tage im Kreise umhergelaufen! So geht es Jedem, der ohne Führer den Wald der Villa Madama durchstreifen will und keinen Talisman auf der Brust trägt. — Armer Narr!“

Da sprang der „arme Narr“ auf, und die volle Besinnung kam ihm wieder und er freute sich von Herzensgrunde, mit den Füßen wieder auf der grünen Erde zu stehen. — Er fürchtete sich auch gar nicht mehr so vor dem Castellano der Villa Madama, wandte sich zu der Kleinen, faßte sie um den Leib und sagte: „So mich dieser Maler da zur Stelle als seinen Schüler annehmen will, gehe ich morgen zu Eurem Vater!“

Da warf das holdselige Kind einen so angstvoll bittenden Blick auf den Maler in der braunen Kutte, daß der lachend rief: „Ich will ihn prüfen; so das mindeste Talent in ihm steckt, soll ein Pinseler aus ihm werden, mit meiner Hülfe. Er mag schon heute, sobald er Rast gehalten, als Farbenreiber bei mir die ersten Dienste thun. Seid Ihr nun zufrieden, Kleine?“

Und sie war's. — Und der Gilli mußte es wohl auch sein, denn der war am Abend desselbigen Tages verlobter Bräutigam einer holdseligen Mädchenrose und Schüler eines gar berühmten Mannes, nämlich des Malers und Kunsthistorikers Sandrart, — der seit einigen Wochen bei dem Castellano der Villa Quartier genommen, um „Naturstudien“ zu treiben, und die Farben frisch von der Himmelspalette zu stehlen, wie er sagte.

Wie gut doch das Fortlaufen zuweilen ist!

Seit jener Begegnung im Walde und der Bekanntschaft mit Sandrart und durch ihn mit andern Meistern, breitete der Genius des Claude de Lorraine, wie man ihn später nannte, seine leuchtenden Schwingen aus, und ließ alle Mißliegenden weit hinter sich. — Seit er erfahren, daß die Natur dem Maler geduldig saß, wenn er mit Pinsel und Palette ihr gegenüber Posto faßte, so machte er so wunderbare Fortschritte,

Digitized by Google

stahl dem Himmel so keuchlich die Farben, daß selbst seine Zeitgenossen des Rühmens und Staunens kein Ende wußten.

Claude's Naturstudien und erste landschaftliche Skizzen wurden theurer bezahlt als große Gemälde anderer längst bekannten Meister, und um den Besitz seiner späteren Bilder stritten sich geistliche und weltliche Fürsten.

Damit sich aber kein irdisch Gewicht an seine Flügel hänge, sei es auch in anmuthigster Gestalt, trugen die Engel, auf die Fürbitte des heiligen Lucas, die liebliche Braut des Gilli in den Himmel, noch ehe sie sein Weib geworden.

Sandrart schrieb von ihm: „Von dem Claude können Landschaftsmaler lernen, wie man eine Landschaft vernünftig ordiniren, den Horizont beobachten, alles dahin verlierend machen soll, die Coloriten nach Proportion der Weite halten, jedesmal des Tages Zeit und Stunde erkenntlich vorstellen, Alles zusammen in gerechte Harmonie bringen, das vordere Theil stark herfür, das hintere nach Proportion weit hinauslaufend machen können, wie solches alles in seinen Werken so unvergleichlich zu finden."

Und die Wahrheit solcher Worte durchdringt wohl jede Seele beim Anschauen der Claude Lorrain'schen hochberühmten „Tageszeiten," bei seinen Morgen-, Mittag- und Abend-Bildern. Das sind keine Farben mehr, das ist Luft und Duft, und die herrliche Perspective macht Einem wirklich das Herz weit. — Aber seine Lieblingsschöpfung blieb ein Bild, das jene Stelle im Walde bei der Villa Madama darstellte, allwo er dem Sandrart gerade vor die Staffelei gelaufen, „von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt," alldieweil er einem Mägdlein entlaufen. Diese Waldpartie hatte er mit so ergreifender Wahrheit und überwältigender Schönheit gemalt, daß Clemens IX. sich erbot, Zoll für Zoll des Bildes mit den schwersten Goldstücken zu belegen, um in dessen Besitz zu kommen. Aber der Claude Gilli gab es nicht her. — Sah er vielleicht in dem goldenen Duft, der über dem Gemälde hing, oder zwischen dem tiefen köstlichen Grün des Laubwerkes Etwas, was andere Augen nicht sahen, nämlich die Umrisse einer weichen, jungen Frauengestalt? — Das Waldbild hing in seiner Malerwerkstatt, und wenn der Meister auf Reisen ging, was in der Folge oft geschah, so führte er es allenthalben mit sich. — Und als er auf vieles Bitten sich einmal bewegen ließ, die Mauern eines Saales in der Villa des reichen Cavaliere Mutio mit Fresken zu verzieren, da malte er auf der einen Seite wieder ein Stück der Villa Madama — nämlich jenen Platz, allwo er so oft mit dem reizenden Töchterlein des Castellano gesessen. — Und Alle, die diese Bäume sahen, meinten sie rauschen zu hören, und Alle, die in diesen gemalten Himmel blickten, wünschten sich keinen hellern über sich ihr Leben lang.

Der Claude Gilli war gewaltig fleißig und wurde ein reicher, angesehener Mann, dessen Hand ebenso offen war wie sein Herz; weshalb ihn die Armen dankend umringten, wo sie ihn nur sahen, wie damals die bettelnden Kinder den kleinen Pastetenjungen umschwärmten, der sich um ihretwillen prügeln ließ.

Im Herbste des Jahres 1672 entlief Claude de Lorraine zum letzten Mal in seinem Leben, und zwar seinem schlimmsten Plagegeiste, dem abscheulichen Podagra, aber diesmal kam er nicht wieder, der heilige Lucas behielt ihn in seiner Malerwerkstatt. E. P.

Ein Besuch am Hofe der Königin von Madagaskar.

Madagaskar, „die Insel der wilden Schweine", kann mit vollem Recht als Königin des indischen Oceans bezeichnet werden, aber ihre Küsten sind das Land des Fiebers und ein Kirchhof der Europäer. Gesund wird das Eiland erst auf den weiten Hochebenen, deren Terrassen steil wie Mauern abfallen. Dort rauschen viele wilde Ströme durch die Urwälder, fallen in gewaltigen Cascaden in die niederen Regionen hinab, und münden an Küsten, deren Häfen theilweise zu den schönsten der Welt gehören. Madagaskar ist das Land stattlicher Palmen und lieblicher Nymphäen, der düsteren Wälder mit den Astrapäen, deren breitblätterige Zweige weit über das Wasser sich hinausstrecken, und deren blaßrothe Blüthen zu hunderten an einem Stamme hängen. Selbst die hinterindische Eilandflur hat keine Region, die an üppiger Fruchtbarkeit diese mehr als zweihundert Meilen lange Insel übertrüfe. Sie prangt in aller tropischen Herrlichkeit, während in den höher gelegenen Theilen ein mildes gesundes Klima vorwaltet. Der Reis gedeihet in nicht weniger als fünfzehn Arten, und der Anbau der Baumwolle wäre einer großen Ausdehnung fähig.

Aber den Fremden ist Madagaskar mit seiner bunten Völkermischung so gut wie verschlossen geblieben; sie haben nur an einzelnen Punkten der Küste festen Fuß gewinnen können. Die Araber, welche auch auf der See Beduinen sind, fassen seit Jahrhunderten den Norden ins Auge, und waren dort ansässig, als 1506 europäische Entdecker aus Portugal, zu ihrem nicht geringen Erstaunen, den Küsten von Mozambique gegenüber, eine Insel fanden, deren Flächeninhalt jenem von Deutschland gleichkommt. Sie wäre für jede europäische Macht eine werthvolle Kolonie geworden, und Portugiesen, Holländer, Franzosen und Engländer haben nach einander oder gleichzeitig Hebel angesetzt, um sich Einfluß zu sichern und eine förmliche Besitznahme anzubahnen; aber alle Versuche sind fehlgeschlagen. Die Europäer konnten zwar einzelne Punkte an der Küste behaupten, doch niemals tief ins Innere dringen, und seitdem die ganze Insel unter die Herrschaft des Stammes der Howas gefallen ist, haben sie weniger Aussicht, ihre Pläne durchzuführen, als je vorher.

Der Küstenrand und die Terrassenplateaux werden von Menschen bewohnt, deren körperliche Bildung ein afrieanisches

Digitized by Google

Gepräge trägt und an jene der Kaffernvölker erinnert; in der Mitte des Innern auf der Hochebene leben jene Howas, braune Leute mit einer Sprache, in welcher eine Verwandtschaft mit den malayischen Idiomen nicht zu verkennen ist. Sie stehen als ein ethnologisches Räthsel da, das immer noch auf Lösung harrt. Lange Zeit war der Stamm wenig beachtet und ohne Einfluß, bis nach 1810 sein Häuptling Radama als Kriegsheld auftrat und nach und nach die übrigen Völker seiner Herrschaft unterwarf. Er schwang sich zum König von Madagaskar empor, zog Engländer und Franzosen ins Land, schuf unter deren Anleitung ein regelmäßiges Heer, sandte junge talentvolle Männer zur Ausbildung nach Mauritius und Europa, und legte den englischen Missionären keine Hindernisse in den Weg. Das Werk der Bekehrung nahm bei den braunen Bewohnern Madagaskars, eben den Howas, welchen es an Intelligenz nicht fehlt, einen ebenso raschen als gedeihlichen Fortgang. Aber Radama, ein sonst trefflicher und kluger Monarch, war nicht Herr seiner Leidenschaften und starb im Sommer 1828 noch nicht sechsunddreißig Jahre alt.

Nachfolgerin auf dem Throne von Madagaskar war die erste von Radama's elf Gemahlinnen, die Vati Ve, Ranavalo, eine merkwürdige Frau von ganz ausgezeichneter Energie, welche seit nun gerade dreißig Jahren die Zügel der Herrschaft mit kräftiger Hand führt, und als Siebenzigerin sich ihren scharfen Blick bewahrt hat. Sie beseitigte den Einfluß der Fremden, vertrieb die Missionäre und verfolgte mit blutiger Grausamkeit die eingebornen Christen. Die Sache erklärt sich, wenn man bedenkt, daß die Königin zwischen Engländern und Franzosen insofern keinen Unterschied machte, als beide Europäer waren, und die Absichten des Pariser Hofes auf die Besitznahme von Madagaskar ganz offen hervortraten. Karls des Zehnten Premierminister, Polignac, hatte die Dreistigkeit, der Beherrscherin der Howas zu schreiben, daß Frankreich den höchsten Werth auf die Besitznahme von Madagaskar lege; Ranavalo möge die besten Häfen abtreten, und dürfe als Lohn dafür ein Protectorat von Seiten Frankreichs in Anspruch nehmen; Madagaskar solle als Gegengewicht gegen die Macht der Engländer in Indien dienen. Diese letzteren waren bedächtig genug, späterhin in Gemeinschaft mit den Franzosen einen Angriff auf Madagaskar zu machen und sich ihre ganze Position zu verderben.

Länger als zwanzig Jahre durfte kein Europäer ohne ausdrückliche Erlaubniß, die nur in einigen wenigen Fällen ertheilt wurde, das Innere von Madagaskar betreten. Ranavalo hatte 1835 die Ausübung der christlichen Religion verboten und gleich nachher ihren Unterthanen die Auswanderung untersagt. Sie wollte Herrin im Lande sein und auch die im Hafen Tamatave an der Ostküste sich aufhaltenden europäischen Kaufleute zur Beobachtung der Landesgesetze anhalten. Dagegen wurde Widerstand geleistet, und ein vereinigtes Geschwader der Engländer und Franzosen schoß Tamatave in Brand, während es die Festung bei jener Stadt nicht erobern konnte. Man begreift, daß die Königin keine Neigung hatte, mit Christen, die gleichsam als „Mordbrenner" sich in die Angelegenheiten eines fremden Staates mischten, näher einzulassen. Aber als leidenschaftliche, rachsüchtige Frau und in blindem Eifer verfolgte sie, aufgehetzt von ihren heidnischen Priestern, die eingeborenen Christen, welche zu hunderten hingemordet wurden, ohne doch das Christenthum ausrotten zu können. Ja, ihr eigener Sohn nahm 1847, als Jüngling von siebenzehn Jahren, das Evangelium an, und ist demselben bis auf den heutigen Tag treu geblieben; ein Gleiches that ein Neffe der Königin, welche diese beiden Prinzen für verzaubert hält. Im Jahre 1849 wurden die Christen abermals blutig verfolgt; aber trotzdem sind viele tausende ihrem Glauben treu geblieben.

Die Londoner Missionsgesellschaft beschloß im Jahre 1853 genaue Erkundigungen über die öffentlichen Zustände, insbesondere über die religiösen Verhältnisse der interessanten ostafricanischen Insel einzuziehen, und übertrug die Sendung dem Geistlichen William Ellis. Eine bessere Wahl hätte sie nicht treffen können, und auch die Wissenschaft kann sich zu derselben Glück wünschen. Ellis hat schon vor zwanzig Jahren ein treffliches Werk über Madagaskar geschrieben; er lebte viele Jahre lang auf verschiedenen Inselgruppen in der Südsee, und veröffentlichte vier Bände Polynesische Untersuchungen, die als ein classisches Werk in ihrer Art betrachtet werden müssen. Er ist frei von der beschränkten Auffassung, welche wir insgemein bei Missionären zu beklagen haben, und war mit einem Worte der rechte Mann für die Aufgabe, welche gelöst werden sollte. Sein eben in London erschienenes Buch über seinen dreimaligen Besuch auf Madagaskar in den Jahren 1853, 1854 und 1856 liefert dafür den Beweis.

Wir gewinnen durch dasselbe einen tiefen Einblick in alle Verhältnisse der großen Insel; die verschiedenen Volksstämme leben und weben gleichsam vor unseren Augen; die üppige und wilde Pracht des reichen Pflanzenwuchses umgiebt uns, wir folgen dem kühnen und flugen Reisenden in die Hütten des schwarzen Mannes und in die Paläste der Königin. Und es liegt Tröstliches darin, wenn wir ersahren, wie viel Herzlichkeit und welch' eine Summe rein menschlicher Gefühle auch in der Brust dieser halbbarbarischen Malgaschen wohnt. Die Howas befinden sich offenbar in einem Uebergangszustande; sie sind von der Civilisation angestreift worden und haben manches von derselben angenommen, ohne es völlig bewältigen zu können; das alte Heidenthum mit seinen wilden und gräßlichen Gebräuchen wuchert fort, ist aber überdeckt mit europäischen Aeußerlichkeiten. Madagaskar kennt Pariser Parfumerien und Kölnisches Wasser, Brüsseler Spitzen und Glanzhandschuhe, hat wohleingeübte Orchester und Percussionsgewehre, aber daneben die Giftprobe, die Sclaverei und einen crassen Götzendienst, dessen Priester bei den pomphaften Aufzügen des Hofes eine wichtige Rolle spielen.

Wir wollen den Reisenden bis in die Hauptstadt und zum königlichen Hofe geleiten. Ranavalo hatte ihm die Wanderung gestattet und ihm in aufmerksamer Weise allen Vorschub geleistet. Im Anfang August 1856 brach er vom Hafen Tamatave an der Ostküste auf und befand sich nach achtzehn Tagen in der Nähe der Hauptstadt Antananarivo, die etwa siebentausend Fuß über der Meeresfläche liegt. In den

Digitized by Google

Dörfern, in welchen er Rast hielt, fanden sich viele „Freunde" bei ihm ein, das heißt Leute, die insgeheim Christen waren und sich unaussprechlich freueten, einen Geistlichen begrüßen zu können. Viele weinten und der Zudrang wollte kein Ende nehmen. Als Ellis früh Morgens sich anschickte nach der nur noch wenige Meilen entfernten Hauptstadt aufzubrechen, traten drei junge europäisch gekleidete Howas bei ihm ein, Abgesandte der Königin, welche beauftragt waren, den Fremden willkommen zu heißen. Sie sprachen ziemlich geläufig Englisch, das überhaupt auf Madagaskar von den höheren Classen mit Vorliebe gelernt wird; den Christen ist es schon als Sprache derer lieb, von welchen sie bekehrt worden sind.

Antananarivo liegt auf einem weit hingestreckten, länglich runden Hügel, auf dessen höchstem Punkte sich der Palast der Königin erhebt, ein sechszig Fuß hohes Gebäude mit Veranadhs vor den verschiedenen Stockwerken. Oben auf dem steilen und hohen Dache ist ein großer vergoldeter Adler mit ausgebreiteten Schwingen angebracht, und neben dem Palast steht des Prinzen Haus. Von jener Höhe herab hat Ranavalo einen weiten Rundblick und übersieht das Häusergewirr der volkreichen Stadt, welche auf geebneten Terrassen steht und wegen der vielen braunen Strohdächer einen etwas finstern Anblick darbietet.

Das Haus, welches die Königin dem Fremden zur Wohnung anweisen ließ, enthielt zwei Stockwerke. Die Beamten, die ihn geleitet hatten, stiegen vom Pferd und hießen ihn freundlich willkommen. Die Wände des großen Saales waren mit Matten bekängt; vor dem Fenster hing eine saubere Gardine von weißem Mousselin. Im Schlafgemach stand ein Bett mit Vorhängen, auf dem Tische lag ein Teppich; selbst Lehnsessel und Spiegel fehlten nicht, und Alles war reinlich und bequem. Bald nachdem Ellis angekommen war, fanden sich abermals „Freunde" ein, welche viel vom Kronprinzen erzählten. Sie schilderten ihn als einen offenen, verständigen und menschenfreundlichen Mann, für welchen die Königin große mütterliche Zuneigung hege; sie habe erklärt, daß er ihr Nachfolger werden solle. Ellis überzeugte sich, daß in der Hauptstadt das Volk in sehr aufgeregter Stimmung gegen die Franzosen war, von welchen man einen Angriff gegen Madagaskar besorgte.

Am andern Mittag erschienen vier Palastbeamte; sie trugen weite schwarzseidene Mäntel mit breiten Borten, und erkundigten sich im Namen der Königin, ob der Fremde sich wohlbefinde; auch fragten sie nach Königin Victoria und ob in Europa Frieden herrsche. Zugleich übergaben sie Geschenke, unter welchen ein fetter Ochse hervorragte. Interessant war das Zusammentreffen des Engländers mit dem Kronprinzen, welcher noch an demselben Abend erschien. Er hat eine Adlernase, trug einen Frack und lange Beinkleider, eine goldgestickte Weste und weiße Halsbinde. Sein ganzes Benehmen war ebenso freundlich als würdig und von Zwang keine Spur. Er hob hervor, wie große Achtung er vor England habe und vor dessen Gesetzen, welche das Leben des Menschen achten; das Leben sei etwas geheiligtes, das man nicht leichtfertig zerstören dürfe; man müsse die Schwachen beschützen und dahin trachten, daß kein Unrecht geschehe. Solche Aeußerungen aus dem Munde eines orientalischen Prinzen sind selten aber ehrenvoll. Darauf erwähnte er des Krieges gegen Rußland, sprach über die politische Stellung der europäischen Staaten sehr verständig und zeigte sich als einen wohlunterrichteten Mann. Beiläufig wünschte er, jedenfalls in Hinblick auf die französischen Anmaßungen, genau zu wissen, was man in Europa unter Protection des einen Staates über den andern verstehe.

In Europa war das Gerücht verbreitet, der Prinz sei katholisch geworden, er stellte das jedoch entschieden in Abrede und erzählte, es sei allerdings ein katholischer Priester in der Hauptstadt gewesen mit der Absicht, ihn katholisch zu machen. „Er gab meiner Gemahlin ein Crucifix und mir eine silberne Medaille; diese, sagte er, sollten wir auf der Brust tragen und unser Vertrauen auf die Jungfrau Maria setzen, dann würde meine Frau Mutter werden. Aber das ist nicht wahr geworden; meine Frau hat kein Kind."

An den folgenden Tagen fanden sich manche königliche Beamte ein, die in England ihre Erziehung erhalten hatten; sie waren beauftragt, ihn um den Zweck seines Besuches zu befragen. Ellis antwortete, er komme lediglich um einen Freundschaftsbesuch zu machen und Ihre Majestät zu begrüßen. Sein Verkehr mit den Howas wurde immer lebhafter; er mußte ihnen den elektrischen Telegraphen und die Photographie erklären, und der Prinz unterhielt sich mit ihm viel über die Erziehung und Volksbildung in England.

Ellis begleitete diesen ausgezeichneten Mann auf dessen Ausflügen in der Umgegend. Das Volk begrüßte den Prinzen mit Ehrfurcht und rief ihm zu: „Möge Dir ein langes Leben beschieden sein, Herr!" Der Gruß wurde stets freundlich erwiedert. Der Prinz besucht oft Morgens zwanzig bis dreißig Häuser, spricht mit den Leuten, giebt ihnen gute Weisungen, schlichtet etwaige Streitigkeiten und beantwortet ihre Fragen. Er ist durch seine Leutseligkeit allgemein beliebt geworden.

Die Nachwirkungen des Aufenthaltes von Europäern in Antananarivo zeigen sich noch in manchen Dingen, z. B. im Bau von Brücken, welche die Eingebornen nach Vorschriften technischer, englisch geschriebener Werke aufführen.

Während eines Ausflugs, welchen Ellis mit dem Prinzen machte, kam eine Anzahl von Beamten des Weges, und einer derselben trug einen großen silbernen Speer, welcher von allen Howas ehrfurchtsvoll begrüßt wurde, denn es war der Tsitiatainga, d. h. der Lügenhafter. Auf Madagaskar nimmt man an, er könne Verbrechen entdecken, und er ist auch das Sinnbild für die Regierungsgewalt, welches die Herolde im königlichen Dienste tragen. Vor der Thür desjenigen, welcher eines Vergehens beschuldigt wird, pflanzt der Herold den silbernen Speer auf, und so lange der letztere dort steht, darf Niemand das Haus verlassen.

„Der Prinz hatte mich eingeladen ihn und seine Gemahlin, die Prinzessin Rabodo, nach dem Landsitze Mahazoarivo zu begleiten, wo sein Vater Radama gern verweilt hatte. Mittags meldete mir ein Bote, daß beide Herrschaften sobald ihren Palast verließen, und bat mich, ihm zu folgen. Ein mir be-

Digitized by Google

freundeter Palastbeamter deutete an, ich möge nicht versäumen eine Hasina darzubringen, d. h. ein Geschenk von einem Dollar, denn ohne ein solches nahe Keiner dem Repräsentanten der Königin. Dann erschienen zwei Beamte von hohem Rang; gleich nachher folgte der Prinz in einem offenen Tragsessel und schüttelte mir die Hand. Wenige Minuten später erschien die Prinzessin gleichfalls im Palankin, hielt mir die Hand entgegen, und erklärte nach einem freundlichen Willkommen, die Königin freue sich, daß ich mit ihnen gehe. Ich dankte für so viel Güte und überreichte dem Beamten die Hasina, offenbar zu großem Wohlgefallen des prinzlichen Paares. Dann wies ein Beamter meinen Palankinträgern die Stelle im Zug an, der wohl eine halbe englische Meile lang war. Ich sah vorne etwa ein Dutzend Reiter auf starken, muthigen Pferden, und vierzehn reich geschmückte Tragsessel, in deren einem ein bildhübscher Jüngling, Sohn des Prinzen Ramboasalama, saß. Acht Reiter eröffneten den Zug, andere hielten sich neben den Palankins; darauf folgten die Palastbeamten in Tragsesseln oder zu Fuß und hinterher die aus neunzehn Mann bestehende Schaar von Spielleuten; fünf bliesen Clarinette, fünf andere Flöten und Pfeifen, die übrigen hatten Hörner; auch Triangel und Trommeln fehlten nicht. Vor den Musikanten schritten zwei Officiere mit gezogenem Schwert einher. Der Palankin der Prinzessin war mit scharlachrothem Tuch bedeckt, an welchem goldene Spitzen und Franzen nicht fehlten; das Innere war mit blaßrothem Atlas ausgeschlagen. Neben der Prinzessin ging ein Mann mit einem großen blaßrothen Schirm, auf welchem oben eine goldene Kugel prangte; unmittelbar hinter dem Tragsessel folgten Sklavinnen in blau- und weißgestreiften Mänteln. Im nächsten Palankin saß eine Tochter des Prinzen Ramonja, welche von der Prinzessin Rabodo an Kindesstatt angenommen war. Zu beiden Seiten des Zuges stand eine dichtgedrängte Menschenmasse. Der Prinz trug einen schwarzen Frack mit silbernem Stern und ein breites roth- und grünseidenes Band unter der Weste quer über der Brust; die Prinzessin ein blaues, mit scharlachrothem Sammet besetztes Kleid nach europäischer Mode mit kleinen vergoldeten Knöpfen und einen blaßrothen Atlashut mit künstlichen Blumen; dazu kam noch ein Spitzenschleier. Eine eingeborene Dame hatte einen arabischen Anzug, die übrigen waren europäisch gekleidet, aber alle waren mit goldenen Ketten und Juwelen behängt. Officiere und Beamte hatten theils blaue Uniform, theils rothe Hosen und den landesüblichen Mantel, die kleidsame „Tamba" mit den fünf breiten Streifen.

„Der Zug schlug einen Weg ein, welcher am Palaste der Königin vorüberführt. Auf der Terrasse desselben war ein großer scharlachrother Sonnenschirm aufgepflanzt, und in der Nähe desselben hielt die Procession an. Alle entblößten das Haupt, und die Musik spielte die Nationalhymne der Malgaschen, eine Art von God save the Queen, mit einer recht ansprechenden Melodie; denn Ranavalo war auf der Verandah erschienen, um den Zug anzusehen. Jetzt wurde der große Schirm weggetragen. Der Secretär der Königin, welcher seine Erziehung in England erhalten hatte, erklärte mir alle Einzelheiten.

Am südlichen Ende der Hauptstadt paradirte die Artillerie, und unweit von derselben waren einige tausend Mann Linientruppen aufgestellt. Der Prinz besuchte dann das Dorf Andondra, um Reisfelder zu besichtigen, welche seine Mutter ihm vor kurzem zum Geschenk gemacht hatte. Die Bauern überreichten frisch abgebrochenes Zuckerrohr, Manioewurzeln und süße Kartoffeln; dabei hielten sie den Spaten in der Hand und sprachen einen Gruß. Das Ganze war durchaus patriarchalisch." —

Mahazaravo, einst Radama's Landsitz, ein steinernes Gebäude von geringem Umfang, ist von Bananen und Weinreben umgeben und ein sehr angenehmer Aufenthalt. Im Salon standen auf einem Tische silberne Schüsseln mit Zuckergebäck und Obst; auch die Gabeln waren von Silber. Die Unterhaltung drehete sich abermals um den englischen Hof, die Königin Victoria, und die Verlobung der englischen Prinzessin mit dem künftigen preußischen Thronfolger. Rabodo war sehr liebenswürdig, sprach viel über Musik und ließ das englische God save the Queen spielen; die Musikanten machten ihre Sache recht gut, weil sie zwei Jahre auf der Insel Mauritius von einem englischen Lehrer eingeübt worden waren, und auch das Rule Britannia, der Grenadier-Marsch und andere Stücke gingen vortrefflich. Weitere Fragen waren, ob Königin Victoria tanze; auch wurde bemerkt, daß die Erlernung der englischen Sprache mit vielen Schwierigkeiten verbunden sei. Beide Herrschaften trugen kleine goldene Schnupftabaksdosen, manche Hofbeamte hatten silberne, mit Edelsteinen besetzte Dosen.

Nachdem eine Promenade im Garten gemacht worden war, begann der Ball. Vier dem Hofhalt des Prinzen zugewiesene Beamte, eine Art von Adjutanten, gaben der Tochter des Prinzen Ramonja und drei Hofdamen den Arm. Prinzessin Rabodo fragte, ob Ellis die französische oder italienische Musik hübscher fände; er entgegnete, daß er seinerseits die deutsche Musik vorziehe. Nachdem die verschiedenen Paare ihren Tanz beendet hatten, traten sie vor die Prinzessin hin und machten derselben eine Verbeugung. Diese wurde von ihrem Gemahl mit großer Aufmerksamkeit behandelt, und nach Beendigung des ländlichen Festes geleitete er sie an seiner Hand bis zum Palankin.

Auf dem Rückwege kam der Zug an einigen Standiagern der königlichen Soldaten vorbei, die alle mit Musketen und Bajonetten bewaffnet waren; ihre Zahl soll sich auf vierzigtausend Mann belaufen. Der Tag verging unter allgemeiner Heiterkeit, und die Freundschaft zwischen Ellis und dem prinzlichen Paare wurde immer inniger.

Die Audienz des Missionars bei der merkwürdigen Königin Ranavalo schildern wir in einer folgenden Nummer.

—e.

Digitized by Google

Vom Bärenfell bis zum Zopf.

Historische Costümstudien.

I.

„Kleider machen Leute!" Das alte Sprüchwort lügt zwar nicht, aber ebensoviel Wahrheit steckt in der Umkehr desselben: „Nicht das Kleid macht den Mann, sondern der Mann das Kleid!" Dies entsteht nicht zufällig, sowie die Laune es gerade fügt, sondern es ist ein Product seiner Zeit, welches den herrschenden Geist zur Erscheinung bringt, eine sichtbare Form, in der sich der Charakter eines Volkes während einer bestimmten Epoche seiner Entwickelung zu verkörpern pflegt. Einen wie wichtigen Theil der Culturgeschichte daher das Studium der Mode ausmacht, ist für den Historiker von Fach kein Geheimniß mehr, wie wenig man sie auch, an und für sich betrachtet, ernsthafter und gelehrter Beschäftigung für werth halten sollte. Doch was lernen wir nicht alles aus Schnitt und Stoff der Kleidung, wenn man den Blick des Forschers darauf wendet? Nicht nur geht daraus hervor, auf welcher Stufe technischer Fertigkeit das Handwerk zu einer gewissen Zeit stand, sondern auch welche Mittel zu ihrer Anschaffung damals vorhanden waren, ein wie großes Gewicht man auf die äußere Gestalt legte, wie weite Fortschritte der Sinn für Pracht und Schmuckgegenstände bereits gemacht hatte, sowie endlich, welche Begriffe von Anstand und Sitte im Volke herrschten.

Für Deutschland hat diesen wichtigen Zweig der Culturgeschichte Jakob Falke, gegenwärtig fürstlich Liechtensteinischer Bibliothekar zu Wien, durch seine Stellung begünstigt zum Gegenstand jahrelanger und specieller Studien gemacht, deren Resultate er nun in einem zweibändigen Werke: „Die deutsche Trachten- und Modenwelt" (Leipzig, Gustav Meyer) in geschmackvoller Form niedergelegt hat. Das Buch eröffnet aufs würdigste eine Reihe abgeschlossener Schilderungen aus der deutschen Geschichte, die unter dem Gesammttitel „Deutsches Leben" erscheinen. Wir benutzen die uns durch das Falkesche Werk dargebotene Gelegenheit, um an der Hand des kundigen Führers einen Gang durch die Bildergallerie zu machen, welche uns die deutsche Mode vom Bärenfell an bis zum Zopf vor Augen stellt.

Die Nacktheit und Einfachheit der Tracht bei den alten Germanen, die selbst dem Bedürfniß den Trotz der Abhärtung entgegensetzte, ist in ihrer Ueberlieferung durch Tacitus hinlänglich bekannt, und sie erhielt sich in Geltung, solange bis die großartige Bewegung der Völkerwanderung durch alle Länder tobte, und das Christenthum auch in deutschen Gauen den Sieg über die heidnische Religion davongetragen hatte. Von dieser ältesten und ursprünglichen Tracht ist denn auch nur wenig zu berichten, wogegen wohl zu bemerken ist, daß selbst in der Urzeit unsres Volkes bereits eine gewisse Sucht nach Putz, eine sorgfältige und bis ins Kleinliche gehende Pflege der Schönheit zu Tage tritt. Das berühmte blonde Haar war es zuerst, welches der Eitelkeit unserer Vorfahren freien Spielraum bot, und es wurde schon früh einer ausgesuchten, ans Raffinement grenzenden Behandlung unterzogen. „Zwar ist, meint Falke, zu allen Zeiten und bei allen Völkern, die sich über die erste Stufe eines blos vegetirenden Daseins erhoben haben, das Haar stets der Favorit der Toilette gewesen, und ist es ebenso noch heut zu Tage, dennoch ist die fast stutzerhafte Eitelkeit der rauhen, halbnackten oder pelzbedeckten Waldessöhne in dieser Beziehung nicht wenig zu verwundern. Und die Männer, so wird ausdrücklich versichert, zeigten diese Leidenschaft noch mehr als die Frauen. Es gab eine Salbe oder Seife, aus Ziegenfett und Buchenasche gemacht, flüssig oder in fester Gestalt, welche das Haar gelb zu färben vermochte, wie Martial sagt: „ein kaustischer Schaum, der das teutonische Haar in Flammen setzt." Auch „batavischen Schaum" nennt sie derselbe Dichter. Doch blieben die deutschen Männer in ihrer Eitelkeit nicht bei der Farbe stehen, sie behandelten das Haar schon damals in so künstlicher Weise, daß Juvenal ihrer Haarhörner aus gesalbten Locken spotten konnte. Wir verzeihen aber diese Eitelkeit und lernen sie verstehen aus der höheren Bedeutung, welche der Germane mit dem Haupthaar verknüpfte. Dasselbe war unter den germanischen Stämmen, zusammt dem Bart, durchweg das Zeichen des freien Mannes; dieser ließ es überall wenigstens bis zu einer gewissen Länge wachsen, während es der Sclave kurz geschoren trug." — Soviel von der ältesten Periode, während welcher, wie gesagt, die Tracht der Deutschen sich von allen fremden Einflüssen fern hielt. Anders aber wurde es seit der Zeit der Völkerwanderung, als der Kampf zwischen Barbarismus und Civilisation, antikem und germanischem Wesen, christlichem und heidnischem Geiste sogar auf das Gebiet der Kleidung übergeführt ward. Daß die letztere in einer solchen Uebergangsepoche, in der Zeit des allgemeinen Werdens noch keine bestimmte, fertige Gestalt darbieten konnte, erscheint natürlich, und so stoßen wir denn in ihr neben ächten und nationalen auch auf undeutsche Elemente. Ihre Weiterentwickelung nahmen damals besonders die Franken in die Hand, jene Nation, die, wie Falke sagt, „nunmehr die Erbschaft des classischen Alterthums antrat. Reichthum aller Art war vorhanden; in Italien hatten die Römer Jahrhunderte lang die unermeßlichste Fülle von edlem Metall aufgespeichert, und nicht Weniges davon war wieder nordwärts geflossen in die Schatzkammern ihrer Besieger." Doch der Deutsche wußte dasselbe noch nicht recht zu gebrauchen, und der künstlerische Geist schlief noch in ihm; nur auf Glanz, auf Kostbarkeit des Stoffes und auf die Masse war sein Augenmerk gerichtet. Daraus erklärt sich die Ueberfülle von Gold und Edelsteinen, die sie nun an ihrer Kleidung anbringen. Die an sich schon wirkungsvollen neumodischen Kleider, die in den hellsten oder kräftigsten Farben prunken, in Purpur, Scharlach, Hellgrün, Gelb, Blau, werden am Hals und unten, von oben senkrecht herab, mehrfach um die Aermel mit breiten Goldstreifen besetzt, und diesen folgen nach der Schnur die Edelsteine einer hinter dem andern in wohlgesetzter Reihe, höchstens stehen sie

Digitized by Google

liche Drama" gleichen Namens. Ungefähr gleichzeitig unternahm es auch der frische Sinn zweier Leipziger Musensöhne gegen verschiedene Auswüchse und Lächerlichkeiten der modernen Lyrik mit den Waffen des Spottes zu Felde zu ziehen; die „Blüthen aus dem Treibhause" sind höchst ergötzliche Travestien der lyrischen Modestyle. In jüngster Zeit hat sich die Parodie zumeist auf die Bühne geflüchtet, indem sie sich an besonders beliebte Stücke heftete und deren schwache Seiten aufzudecken suchte. Frau Charlotte Birch-Pfeiffer hat schon zweimal einen erwähnten Gegenstand für derlei Bestrebungen dar; bereits vor mehreren Jahren brachte ihr College Görner im Hamburg seine „Waise von Berlin" als komisches Widerspiel der „Waise von Lowood" und auf die unerhörten Erfolge der nicht mit Unrecht beliebten „Grille" in der Wiener Hofburg folgte im Carltheater, dem Tummelplatze Restroys und Treumanns, eine „Naturgrille", die jener Kunstgrille ein Paroli bringen sollte. Norländer war der Verfasser dieses Stücks, der schon früher in seinem „Theatralischen Unsinn" sich gegen allerlei Extravaganzen, gegen die Schicksalstragödien, die italienische Oper u. s. w. gekehrt hatte. Den sehr guten „schlechten Witz", den eine Breslauer Studentenverbindung mit ihrer zum Stiftungsfest in Scene gesetzten „Reiterei auf der Wartburg" gemacht hatte, schuf Capellmeister Binder für die größere Bühne um und lieferte dazu in komischer Anwendung und Zustutzung der originellsten Melodien aus dem „Tannhäuser" eine treffende Persiflage der musikalischen „Zukunftsbestrebungen". Endlich erschien auch zu „Gato von Eisen", der sich kurz vorher in Fichtner's Gestalt die Herzen der Wiener erobert hatte, auf einem Wiener Vorstadttheater ein weiblicher Gegenstück, eine „Kathi von Eisen", die aber nicht die gewünschte Aufnahme gefunden zu haben scheint.

Erzählungen aus Niedersachsen.

e. Unter diesem Titel erschien (in Hannover bei Rümpler) der litterarische Nachlaß Günther Nicol's, eines Mannes, der bei seinem am Beginn des Jahres 1858 erfolgten Tode die Anerkennung mit sich nahm, in seinem Berufe — er war Obergerichtsanwalt in Hannover — mit Ehren gewirkt zu haben und auf belletristischem Gebiete ein treu und mit Eifer, wenn gleich ohne hervorragenden Erfolg strebender Dilettant gewesen zu sein. Er gehörte zu den Nachtretern der vor kurzem noch blühenden, bald aber vielleicht ausgelebten Dorfgeschichte. Auf den Namen eines ächten Poeten kommte er nicht Anspruch erheben, und die kunstlose Weise seiner Erzählung ist Folge seines Unvermögens, dichterisch zu schildern. Ebenso erscheint die Gabe der Charakteristik bei ihm nur in sehr geringem Maße ausgebildet, so daß er sich meistens mit schwachen Umrissen einer Zeichnung begnügt. Einzelne treffende Gedanken und Wendungen, mehrere hübsch erdachte Scenen finden sich allerdings, aber das Ganze ist ohne künstlerische Bedeutung und erhebt sich nicht über das Maß des Gewöhnlichen. Am meisten möchten wir von den sieben „Erzählungen aus Niedersachsen" (d. h. aus den hannöverschen und braunschweigischen Landen) die beiden ersten des 2. Bandes loben, betitelt „Aus dem Dorfleben" und „Großvater und Enkel". Hierin bringt es der frische Sinn des Verfassers öfters zu recht hübschen Wirkungen, wogegen das letzte Stück der Sammlung, genannt „Rosmarinblüthen", nur einen unerquicklichen Eindruck auf uns machen konnte. Solche inhaltsleere Kirchhofsphantasien sind sammt dem pathetischen Ton, welchen sie anschlagen, jetzt bereits hors de saison.

Edmund Höfers „Norien".

e. Edmund Höfer, von dem erst vor kurzem noch die „Hausblätter" eine treffliche kleine Novelle: „Die alte Erlaucht" veröffentlichten, hat seine Meisterschaft im Erzählen zum ersten Mal auch in einem größeren zweibändigen Romane bewährt, welcher unter dem Titel: „Norien" erschienen ist (Stuttgart bei Krabbe). Er bringt uns „Erinnerungen einer alten Frau", die Memoiren aus ihrem früheren sehr „bewegten Leben", und man sieht also, wie der gewählte Stoff wieder ganz der eigenthümlichen Talentrichtung des Verfassers zusagen konnte. Die Handlung spielt während und gleich nach dem siebenjährigen Kriege auf dem Schlosse Norck, dem Stammsitz der Reichsgrafen von Norien, einer uralten mächtigen Adelsfamilie, in deren Mitgliedern wir einen absonderlich gearteten Menschenschlag mit stark ausgeprägtem Charaktertypus, und ungemeiner Festigkeit des Willens und wilden Leidenschaften kennen lernen. Furchtbare und Verderben bringende Ereignisse, wie sie der Conflict so ungezähmter Geister hervorrufen mußte, bilden den Inhalt des Romans, über welchem wieder jene düstere, melancholische Färbung ausgegossen liegt, die dem Pinsel Höfers so gut gelingt. Zudem erhielt derselbe auch dadurch aufs neue Gelegenheit zu zahlreichen Situationsmalereien, und gleich am Anfang ist die Beschreibung des alten Domhofs in seiner geheimnißvollen Verlassenheit ein höchst gelungenes Genrebild, welches den Leser in lebhafte Spannung auf das, was sich nun weiter begeben soll, zu versetzen, sowie in ihm jene schwermüthige Stimmung zu erzeugen vermag, von der die Schilderungen Höfers gleichfalls beseelt sind.

Des Kaisers Nikolaus Sterbezimmer.

x. Dies ist im Winterpalaste zu St. Petersburg im Juli 1858 von dem americanischen Reisenden Bayard Taylor besucht worden. Es liegt im ersten Geschoß und ist nur klein. An der Thür standen zwei Gardisten und in einem Vorzimmer zwei kaiserliche Diener. Seit Nikolaus' Tode hat man alles liegen und stehen lassen, wie es am Sterbetage war. Seine Schlafstätte war ein schmales Feldbett; neben demselben steht ein Schreibetisch, und auf einem Stuhle liegt sein Oberrock. Kamm, Bürsten, Handschuhe, Taschentuch, Messer und Bleistifte liegen auf einem Toilettentische bunt durcheinander, und der Spiegel über demselben ist nur klein. Der Boden ist mit einem grünen Teppich bedeckt, das halbe Dutzend Stühle mit grünem Leder überzogen. Die Wände schmücken Gemälde, meist Landschaften oder Schlachtgemälde, aber keines darunter ist von erheblichem Werthe. Ueber der Schlafstelle hängt ein hübsches Mädchen in Uniform, denn Nikolaus hätte gern die ganze Welt in Uniform gesteckt. In dem Zimmer befindet sich auch eine Todtenmaske, welche gleich nach dem Verscheiden des Kaisers abgenommen wurde. Die Gesichtszüge haben einen unruhigen, schmerzhaften Ausdruck, den man wohl begreift, wenn man sich vergegenwärtigt, welche Gedanken den Czaren in seinen letzten Lebensmonaten bestürmten.

Digitized by Google

Besonders als Festgeschenke empfohlen. — Leipzig, bei Carl B. Lorck.

Statuetten und Basreliefs nach Thorwaldsen

in Biscuit (unglasirtem Porzellan) ausgeführt,

modellirt nach den Originalen in Thorwaldsen's Museum unter der Leitung der Professoren Bissen, Christensen, Hetsch und Jensen.

I. Figuren.

	Thlr. Ngr.
Christus. Stehende Figur. 15 Zoll hoch	10 15
Johannes der Täufer, predigend. Stehende Figur. 15 Zoll hoch	10 15
Der Apostel Johannes. 14 Zoll hoch	10 15
— —, Petrus. 14 Zoll hoch	10 15
— —, Paulus. 14 Zoll hoch	10 15
— —, Matthäus. 14 Zoll hoch	10 15
Der Taufengel. Knieende Figur. 9 Zoll breit, 9½ Zoll hoch	10 —
Thorwaldsen (an die Hoffnung gelehnt). 15 Zoll hoch	10 15
Lord Byron. Stehende Figur. 14 Zoll hoch	10 —
Die drei Grazien mit Amor. Stehende Gruppe. 14 Z. hoch, 10 Z. breit	30 —
Venus. 13 Zoll hoch	10 —
Adonis. 13½ Zoll hoch	10 —
Psyche. Stehende Figur. 13½ Zoll hoch	8 15
Hebe. Stehende Figur. 13½ Zoll hoch	8 15
Der fegreiche Amor. Stehende Figur. 13 Zoll hoch	10 —
Apollo. Stehende Figur. 14 Zoll hoch	10 —
Jason mit dem goldenen Vließ. Stehende Figur. 14½ Zoll hoch	10 15
Vulkan. Stehende Figur. 14 Zoll hoch	10 15
Ganymedes mit dem Adler, Gruppe. 10 Zoll breit, 9 Zoll hoch	12 —
— — — — (Kein) 6 Zoll breit, 5 Zoll hoch	4 —
Der Hirtenknabe mit dem Hunde. Sitzende Figur. 11¼ Zoll hoch	10 15
— — — — — (Kein) 7 Zoll hoch	4 —
Mercur als Argustödter. Sitzende Figur. 11½ Zoll hoch	10 —
Amor und Bacchus, Trauben stampfend. 8 Zoll hoch, 6 Zoll breit	8 —
Die Tänzerin. Stehende Figur. 11¼ Zoll hoch	8 —
Amor der Bogenschütze. Stehende Figur. 7 Zoll hoch	4 —
Amor mit dem Pfeile. Erste Größe. 7½ Zoll hoch, 6 Zoll breit	4 —
— — — — Zweite „ „ 5 Zoll hoch	2 —
— — — — Dritte „ „ 3½ Zoll hoch	1 —
Amor mit der Lyra. Erste Größe. 6 Zoll hoch, 6 Zoll breit	4 —
— — — — Zweite „ „ 4½ Zoll hoch, 5 Zoll breit	2 15
— — — — Dritte „ „ 4 Zoll hoch, 4½ Zoll breit	1 20
Amor als Löwenbezwinger. 5½ Zoll hoch, 7 Zoll breit	3 —
Amor auf dem Schwane. 4½ Zoll hoch, 4¼ Zoll breit	2 20
Amor stehend mit dem Bogen. 5 Zoll hoch	1 —
Apollo Musagetes, Minerva, Walkyre. Stehende Figuren. 16 Z. h. Pendants.	11 — 11 — 10 —
Oersted (Büste). 10 Zoll hoch	5 6
Thorwaldsen (Büste). 10 Zoll hoch	5 6
Napoleon (Büste). 10 Zoll hoch	5 6

II. Basreliefs.

1) Viereckige.

	Thlr. Ngr.
Tanz der Musen auf dem Helikon. 10½ Zoll lang, 5 Zoll hoch	2 20
Die Alter der Liebe. 13 Zoll lang, 5 Zoll hoch	2 24
Taufe Christi. 5 Zoll breit, 6½ Zoll hoch	1 10
Spielende Genien. Pendants, 5½ Zoll lang, 4½ Zoll hoch	1 24
Amor und Bacchus, Faun und Bacchantin. Pendants, 6 Zoll lang, 4 Zoll hoch	1 20
Amor und Psyche, Amor und Amaltheen. Pendants, 6 Zoll lang, 4 Zoll hoch	1 20
Amor und Hymen, Amor und Gastwerber. Pendants, 6 Zoll lang, 4 Zoll hoch	1 20
Amor und Knaben Früchte pflückend, Amor und Knabe Trauben pressend. Pendants, 4¼ Z. hoch, 6 Z. breit	2 —
Amor mit dem Hunde, Amor, Rehe tränkend. Pendants, 4 Zoll hoch, 5½ Zoll breit	1 20
Amor, den Löwen zähmend, 4 Zoll hoch, 5¼ Zoll breit	— 25
Amor mit der Rose vor Jupiter und Juno, Amor, geboren bei den Grazien. Pendants, 4½ Zoll hoch, 7½ Zoll breit	2 10

2) Runde.

	Thlr. Ngr.
Weihnachtsfreude im Himmel. 6½ Zoll Durchmesser	1 6
Christus segnet die Kinder. Muria mit dem Kinde. Pendants, 6 Zoll Durchmesser	2 —
Drei schwebende Engel. 6 Zoll Durchmesser	1 —
Der Ernst des Jahres. 6 Zoll Durchmesser	1 —
Der Tag, Die Nacht. Pendants, 6 Zoll Durchmesser	2 —
Frühling, Sommer, Herbst, Winter. Vier Pendants, 6 Zoll Durchmesser	4 —
Die Hirtin mit dem Amorinennefte. 6 Zoll Durchmesser	1 —
Amor und Grato. 6 Zoll Durchmesser	1 —
Genien der Jagd, — des Ackerbaues, — des Handels, — der Musik, — der Dichtkunst, Pendants, 6 Zoll Durchmesser	2 15
Die komische Muse, Die Poesie und Harmonie, Thalia und Melpomene. Pendants, 6 Zoll Durchmesser	2 —
Kunst, Weisheit, Gerechtigkeit, Gesundheit, Genius der Malerkunst, Bildhauerkunst, Baukunst, Dichtkunst. Vier Pendants, 6 Zoll Durchmesser	3 15
Vier Pendants, 6 Z. Durchm.	3 15

Johannes in der Wüste predigend, Gruppe aus 12 Figuren (mit Console in Gyps von 42 Zoll Länge) 110 Thlr.

☞ Dem Betrage beliebe man 1½ Ngr. pro Thaler, als Entschädigung für Emballage beizufügen.

An die geehrten Abonnenten.

Die öfters sich wiederholende Nothwendigkeit, den Wochenheften der Europa einen größern als den berechneten Umfang zu geben, wodurch es auch allein möglich wird, den mehrfach gegen uns ausgesprochenen Wünschen nachzukommen und der Unterhaltungslectüre mehr Raum als bisher zu gewähren, sowie die durch unser Streben, nur Tüchtiges und Zeitgemäßes zu geben, stets sich mehrenden Herstellungskosten, nöthigen uns zu einer mäßigen Erhöhung des Abonnementspreises.

Die Europa wird demzufolge von 1859 ab vierteljährlich 1½ Thlr. kosten, nichtsdestoweniger aber bei weitem das Billigste derjenigen Wochenblätter bleiben, welche sich das Ziel gesteckt haben, dem gebildeten Publicum Unterhaltung zu gewähren und nicht ihren Inhalt auf die große Masse berechnen. Unsere Leser werden, wie wir hoffen, die Ueberzeugung gewinnen, daß diese Erhöhung in ihrem Interesse geschehen ist.

Leipzig, den 24. December 1858.

Carl B. Lorck.

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Nies'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

Digitized by Google

№ 2. **Europa.** 1859.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 8. Januar.

Inhalt

Größere Aufsätze: Gotthold Ephraim Lessing. — Ein Culturbrief aus Nordamerica. — Vom Bärenfell bis zum Zopf. II. — **Chronik:** Leopold Schefer. - Gottfried Kinkel. - Kingsley's Hypatia. - Geographische Wanderungen von Karl Andree. - Die Marianische Ritterkapelle zu Haßfurt. - Stolternde und Buckelige auf den Brettern. — **Anzeige.**

Gotthold Ephraim Lessing.

— In Gervinus' Geſchichte unſerer Nationallitteratur iſt der Abſchnitt über Leſſing ein anerkanntes Meiſterſtück kritiſcher Erörterung. Je energiſcher darin auf Leſſings Wirken und Weſen hingewieſen iſt als auf den Angel- und Wendepunkt deutſcher Nationalentwickelung, deſto mehr regte ſich darnach das Gelüſt, den großen Reformator wieder noch näher in's Auge zu faſſen, den großen „Rufer im Streit“ wieder perſönlich aufzuwecken und ſeine ganze Geſtalt, nicht blos wie bei Gervinus die Geneſis ſeiner Maximen, vor das Antlitz der Nachgebornen lebendig hinzuſtellen. Darauf hin unternahm der über ſeiner Arbeit verſtorbene Danzel das gelehrte und verdienſtvolle Werk, das uns nicht blos den ganzen Leſſing, nicht blos in ſeinem Lebenslauf, ſeiner Entwickelung und ſeinen Ergebniſſen, ſondern auch des Verfaſſers geſammte Studien darüber nebſt dem gelehrten Apparat ſeiner Unterſuchungen zu Tage gab. Guhrauer, ebenfalls verſtorben, brachte das umfangreiche Werk mit Benutzung der Danzel'ſchen Papiere zu Ende. Auf dem Felde der Muſik, des Schooß- und Lieblingskindes der Deutſchen, kann und darf man ſo breitſchichtig ſein wie Prof. Otto Jahn über Mozart. Ein litterariſcher Stoff in gleicher Breite der Behandlung wandert in die großen Bücherein und wird dort bibliothekariſch aufgeſpeichert. Sollte Leſſings Leben und Wirken von neuem in den Kreiſen des lebendigen Daſeins der Familien, nicht blos der gelehrten Arbeitsſtätten, Gegenſtand der trauten Betrachtung werden, ſo that es noth, ſein Bild in Ergebniſſen und in perſönlicher Schilderung ſeiner kämpfenden und ringenden Geſtalt vor uns hinzuſtellen, und ſeine Werke genetiſch aus ſeinem Leben und ſein Leben als Vorbereitung ſeiner Werke uns begreiflich und anſprechend vor Augen zu rücken. Dieſe dankbare Arbeit, — dankbar, denn der Biograph kann hier Panegyriker ſein, — hat jetzt Adolf Stahr geliefert*), und wenn Goethe's Leben mit Hülfe des Engländers Lewes, Schillers in der neueſten Arbeit von Palleske, wieder neuen Reiz der Unterſuchung boten, ſo hat Stahr ſich um den großen Reformer in deutſcher Kunſt und Wiſſenſchaft das mindeſtens gleich große Verdienſt erworben. Haben nun der Hiſtoriker, der Compilator und der Biograph geſprochen, ſo bliebe über Leſſing noch der Spruch des Aeſthetikers übrig, d. h. die Unterſuchung und Darlegung, wie weit ein Zurückgehen auf Leſſing für uns von heute zugleich ein Fortſchritt ſei, wie weit Leſſings Maximen noch heute Axiome geblieben und inwieweit nicht, ſo daß, in letzterm Falle, ein Stehenbleiben bei ſeinem Buchſtaben kein von ihm ſelbſt gefordertes Fortentwickeln in ſeinem Geiſte ſei. Ein Leſſing von heute hätte den Laokoon zu vollenden, denn es ſind ſeitdem namentlich zwiſchen Poeſie und Muſik neue Grenzſtreitigkeiten, Wirren und Irren ausgebrochen, die an die Verzweiflung des Wahnwitzes ſtreifen. Die Aeſthetik hat weſentlich hier neue Aufgaben, Aufgaben, die ſich erſt werden löſen laſſen, wenn die ſo leidenſchaftlich präconiſirte und prätendirte Zukunftsmuſik uns nur in Etwas noch mehr ein Gegenwärtiges und Gegenſtändliches geworden. Viſchers Aeſthetik hat dieſen Endabſchluß nicht gebracht, und was neuerdings der von Bettinens „Schwebereligion“ aufgeſtiegene, ſonſt ſehr compilatoriſche Carrière zu Tage gelegt, verrückt und vernebelt eher die hier bezweckten Zielpunkte, ſtatt ſie zu erleuchten.

Wir bleiben für jetzt bei Leſſings Geſtalt ſtehen, faſſen das Thema ſeines Lebens und Wirkens ohne die folgerichtigen Nachwirkungen auf unſere Zeit auf und geben den Entwickelungsgang ſeines Weſens und ſeiner Perſon an der Hand Stahrs, ſo jedoch, daß uns auch Gervinus zur Seite bleibt, der oft höchſt glücklich die Wendepunkte in des großen Helden Entfaltung kurz und kraftvoll beleuchtet.

Das Vaterhaus des Helden iſt Gegenſtand des erſten Capitels im Buche ſeines Lebens, ſeine Wiege macht den erſten Abſchnitt in dieſem Capitel. Gotthold Ephraim, den 22. Januar 1729 zu Kamenz geboren, als älteſter von zehn Söhnen des dortigen Diakonus und ſpäteren Paſtor primarius der Stadt, gehört einem, auch jetzt noch ſeitenverzweigt im Maler der Düſſeldorfer Schule fortblühenden Geſchlecht an, das ſeine

*) G. E. Leſſing. Sein Leben und ſeine Werke. Von Adolf Stahr. 2 Bde. gr. 8. 1859, Berlin, T. Guttentag.

Digitized by Google

erzgebirgisch sächsische Abkunft auch damit bezeichnet, daß es sich ehedem Leßigk schrieb. Eine Reihe Pfarrer und Bürgermeister kleiner Sachsenstädte waren die Vorfahren des ersten freien deutschen Schriftstellers im großen Styl, eines Schriftstellers, der sich den Werth des Dichters nicht zuspruch, weil sein genialer Instinct ihm sagte, „Volksredner mit der Feder" zu sein, sei etwas werth, das der Hoheit des erhabenen Dichters gleich nahekomme, ein Anwalt der Nation ihrem Propheten so nahe stehe und sie so ergänze, wie ungebundene Rede neben der gebundenen, Rhythmus und Prosa zusammen erst eine volle Litteratur machen. Des Enkels am würdigsten unter den Vorfahren des Nathandichters war ein Großvater, der zu Leipzig mit einer lateinischen Dissertation: „Wen der Toleranz der Religionen" Magister wurde. Seinem Vater hat der neunzehnjährige Leipziger Student Gotthold Ephraim im Schauspiele: „Der Freigeist" mit der Figur des Geistlichen Theophan ein Denkmal gesetzt, das Denkmal eines Theologen, dessen Christenthum auf reinster Menschenliebe, sittlicher Würde, Freimuth und uneigennütziger Selbstverleugnung beruht. Eine leise Ader des Nathan lief also durchs ganze ehrenfeste, aber zugleich heitergemuthete Geschlecht. Von der Mutter wird uns ebenso viel Bravheit, doch mehr in Form gewissenhafter Angst berichtet. Bei ihr war die Furcht sehr groß, der Sohn werde in Leipzig unter die Schauspieler gehen, in Berlin dem heidnischen Gräuel des Voltairianismus verfallen, oder endlich, als er matt und müde, alle seine Reformpläne scheitern sah, nach Italien gehen, um katholisch zu werden, wie kurz vor ihm Winckelmann. Eine Schwester, Justine, war drei Jahre älter als Gotthold Ephraim; sie ist unverheirathet im Vaterhause geblieben und erst 1803 eine 76jährige Greisin gestorben. Sie hat insofern auf ihn Einfluß gehabt, als er seinerseits auf sie gern Einfluß üben wollte und damit schon als 14jähriger Knabe seinen eifrigen Lehrdrang bekundete. Von der Fürstenschule zu Meißen schrieb er ihr auf ihr Stillschweigen hin einen Neujahrsbrief voll kritischer Spitzen, die Möglichkeit erläuternd, ob sie ihm nicht schreiben könne oder nicht wolle. Beides sei gleich strafbar, nur könne er nicht begreifen, wie Beides zusammen bestehe; denn ein vernünftiger Mensch sein, vernünftig reden können und doch nicht wissen, wie ein Brief aufzusetzen sei, wäre unmöglich. „Schreibe wie Du redest, so schreibst Du schön!" lautet dann die Capitalformel und das Gesetz, das der vierzehnjährige Lessing, ein prosaner Messias in Sachen des Denkens, Redens und Schreibens, lehrte. Als kaum dreizehnjähriger Knabe war Lessing nach Meißen gekommen, und ein Jahr zuvor, just 1740, im Jahr des neuen Regiments mit Friedrich in Preußen, hatte ein junger Schulmann, Rector in Kamenz, ein Programm geschrieben: „daß die Schaubühne eine Schule der Beredsamkeit sei." Vater Lessing hatte als Diakonus darob den Kopf geschüttelt, und das Entsetzen des gesammten Magistrats ehrenwerther Stadt Kamenz war in ein Preßscandalum ausgelaufen. Das war auch Grund gewesen, den Jungen, der frühreif zu werden schien, schnell fortzuthun nach Meißen, wo ein Lehrer alsbald von ihm sagte: „Der verlangt Futter für zwei!" Der große Begründer des deutschen Drama's aber hatte als zwölfjähriger Knabe jenes Programm des Kamenzer Freigeistes gelesen, und diese „Freigeisterei" trug für ihn schon zu Sanct Afra in Meißen Früchte, trotz der klösterlichen Zucht der dortigen Anstalt, die sich wenig um Sachsen und Deutschland, aber desto mehr um Hellas und Rom kümmerte. Die Censur eines dortigen Lehrers über den Schüler Lessing lautete: „Ein guter Knabe, aber etwas monsant." Darin kündigte sich schon früh genug sein Hang an, Fehler und Schwächen scharf und witzig hervorzuheben; aber man wußte auch lange noch Geschichtchen, die seine unerschrockene Wahrheitsliebe und einen Freimuth bezeichneten, der seinesgleichen sucht. Das Studium der römischen Lustspieldichter nährte seinen Trieb zur Satyre, und „der junge Gelehrte", ein Lustspiel, das er später umgestaltete, ward der erste Gegenstand seiner komischen Ader. Bezeichnend genug, sagt Danzel, daß der erste Waffengang seines Humors dem gelehrten Pedantismus galt, den er an sich selbst und seiner Umgebung verspottete. Aber auch von außen drangen Töne aus dem Lärm der Welt in die Klosterstille der Schule; der sechszehnjährige Lessing hörte den Geschützesdonner der nahen Schlacht bei Kesselsdorf, in welcher (1745) der alte Deffauer die vereinigten Oesterreicher und Sachsen schlug. Fünfzehn Jahre später (1760), als Lessing von Berlin nach Breslau in Tauenziens Feldlager ging, stand er freilich der preußischen Kriegstrommel noch näher, um in der Minna von Barnhelm den Deutschen aus ihrem eigenen, nächsten und drängendsten Stoff das erste Meisterwerk des nationalen Drama's zu schaffen.

Nach einem kurzen Aufenthalt im Vaterhause ward Lessing 1746 akademischer Bürger zu Leipzig an demselben Tage, an welchem 20 Jahre später Wolfgang Goethe als Student seine Matrikel erhielt. Beide waren siebzehnjährige Jünglinge, als sie die Hochschule bezogen, der Zweite freilich ein reicher, mit gesellschaftlicher Weltbildung erfüllter Patricierssohn, der Erste auf seine knappen Stipendien und bald auf eigenen Erwerb verwiesen, aber vom Mark der classischen Welt genährt und gleichwohl voll energischen Dranges, sich das Leben in allen seinen Formen und in all seinem Inhalt zu erobern. Goethe führte als Student ein üppiges Luxusleben, war auch in seinen Studien, nicht blos in Gott Amors Bereich, dem Behagen der Ungebundenheit preisgegeben. Lessing vollendete in Leipzig seine Erkenntniß des Alterthums, bei Ernesti nach der formalen, bei Christ, dem Vorläufer Winckelmanns in der Kunstarchäologie, nach der sachlichen Seite. In diesen Gebieten blieb Lessing Zeitlebend heimisch; ein Spiel des Zufalls wollte, daß seine letzte, Bruchstück gebliebene Schrift mit dem Namen seines Lehrers Christ abbricht. Den Frauen gegenüber, in deren Schule Goethe früh ging, schien Lessing ein Spartaner; er studierte sie mehr, als er sich ihren Reizen gefangen gab. Das „Klein-Paris" von damals, wie Goethe die Stadt nannte, diente auch Lessing dazu, „die ganze Welt im Kleinen zu sehen," wie Dieser in dem Selbstgeständnißbriefe an seine Mutter schrieb, die über seinen Umgang mit Komödianten die frommen Hände über dem Kopf zusammenschlug. „Ich lernte einsehen, schrieb er, die Bücher würden mich wohl gelehrt, aber nimmermehr zu einem Menschen machen." Der Student Goethe befand sich in den Händen einer ästhetisirenden Frau Hofräthin und seines

Digitized by Google

verliebten Käthchen Schönkopf, die ihn hätschelten, neckten und erzogen. Der arme Lausitzer Predigersohn schämte sich der bäuerisch ungelenken Schüchternheit seines Standes; er lernte tanzen, fechten, reiten, voltigiren, um in allen Stoffen ein feiner selbst gewiffer und mächtiger freier Mensch zu werden und „leben zu lernen," wie er schrieb. Und um zu lernen, wie Menschen sich als Menschen gebärdeten und darstellten, dazu diente ihm das Theater, das vor dem siebenjährigen Kriege in der Pleißestadt einen Grad von Blüthe aufwies. Goethe hat Gottsched in einer komischen Scene geschildert. Zwanzig Jahre früher war der Bearbeiter des sterbenden Cato noch der Jupiter tonans der ästhetischen Gesetzgebung und des mit Alexandrinern einherrasselnden falschen französirten Kothurns. Und Gottsched war der erste Götze, den Lessing stürzte. Goethe hat keine Götzen gestürzt; er hat alle Gestalten seines Lebens in sein großes weites Herz aufgenommen und sie ruhig und innerlich damit gesättigt überwunden. Lessing war zu aller Zeit der Hercules, der schon in der Wiege Schlangen zerdrückte, als Mann den Augiasstall in Litteratur und Kunst, in Poesie und Theologie säuberte, nicht müde ward, der Hydra des Aber- und Afterglaubens die Köpfe abzuschlagen. Aehnlich waren sich darin Beide, Lessing und Goethe, daß sie an der lebendigen Bühne „alle die hundert Kleinigkeiten" lernten, die man nur in der Bude Apollo's selber begreift. Beide gestehen, daß ihnen in der frischen Werdeluft ihres ersten Jugendlebens Alles was sie dachten und fühlten zur Komödie ward, für Lessing satyrisch, für Goethe mit ruhig tiefem, welchem Eingehen in Dinge und Gestalten. Das hat sie Beide wunderbar fein geschult, dergestalt, daß sie sich früh gewöhnt, die Stoffe frei und selbstlebend, frisch und plastisch aus sich zu entlassen. So überschüttlich wurden seiten Dichtern die Gegenstände ihres Schaffens, so frei darüber standen nicht leicht Andere, während sie ihren Inhalt durchlebt, um ihn dialektisch zu gestalten. Wären sie organisch auf einander gefolgt, es hätte sich in Goethe, was Lessing im Drama als Basis schuf, naturgemäß und im festen nationalen Styl fortgebaut. So aber brauste Goethe selbständig erst im Werther sein qualbedrängtes Herz aus, und hatte im Götz dem regellosen Sturmdrang der Genielucht fast zu gleicher Zeit Genüge gethan, wo Lessing seine große regelrechte bürgerliche Tragödie, die Emilia Galotti, diese Grund- und Heeressäule deutscher Dramatik, schuf. Im Jahr 1771 ist dies Normalstück dramatischen Styles vollendet und veröffentlicht, und zwei Jahre später brachte Goethe seine compositionslose dramatische Chronik, hatte sie schaffen können im wüsten, wilden Eindruck der Sturmgenialität aus Mißverstand Shakspears, nachdem Lessing 1767 und 1768, also fünf Jahre vorher, in der Hamburger Dramaturgie erst die Tenne von den Franzosen gefegt, mit Hinweis auf die freien Formen des Briten, aber nicht um für's Drama der Deutschen mit der Scylla die Charybdis zu vertauschen. Ein Unstern sondergleichen für deutsche dramatische Litteratur, ein Unstern, der sich im deutschen Leben auch sonst mit planloser Zersplitterung aller Kräfte wiederholt. Auch Schiller huldigte später in den Räubern dem Sturmdrang in sich selber; er wie Goethe, in Clavigo und Cabale und Liebe, lenkten dann ein in Lessings Dramenstyl, dergestalt, daß sich in jenem Stück des Meisters Dialog, in diesem seine markige Gestaltenzeichnung selbst bis auf Reminiscenzen und Nachgeburten in einer Lady Milford nach der Gräfin Orsina verrieth. Später verließen Beide Lessings Styl, und mit ihm die Planetenbahn, um bald classisch die Antike nachzubilden, bald romantisch idealen Tendenzen nachzustreben, die ihre Gestalten dem Mark des lebendigen Lebens und der realen Kernkraft Lessing'scher Structur wieder entfremdeten.

Ein deutscher Unstern war es auch, wie beiden Geistern, die wir hier zur gegenseitigen Ergänzung als zusammengehörig betrachten, Lessing und Goethe, der große Strom der Arbeitskraft verschiedenartig gehemmt und unterbrochen, zergliedert und geschwächt wurde. Diesem, weil sein großes weites Herz nicht blos seine Lebenslust am Hofe, ihn gefangen nahm mit süßen weichen Banden, Jenem, weil hundert Störungen, die der litterarische Erwerb mit sich brachte, seine Bahn kreuzten. Bei Goethe ward der mächtige Strom von Triebkraft in viele Seiten- und Abzugscanäle abgezweigt, um ein reiches, weites Gefilde zu umfassen; bei Lessing war der große Strom durch Verhaue und Dämme angestaut, um seitwärts für den Tagesbetrieb Mühlen zu speisen. Beide fanden keine Nation, die ihre großen Talente trägt, hält und nährt. Der Eine fand einen Fürsten, der sich seinen Freund nannte, aber versank trotz seiner großen Arbeitsamkeit behaglich und gemächtlich in jene Einsamkeit und in jene Stille des abgezogenen Lebens, in der es kein Vaterland mehr giebt. Der Andere, weil die Fürsten den stolzen Freimuth seiner Offenheit fürchteten, floh wie ein gequältes Wild, das in Winterzeit seine Nahrungsstätte wechselt, von Ort zu Ort, immer zur rechten Zeit auf dem Platze, wo es zu erraffen, zu erringen, zu erobern und im dichtesten Feindesgewühl der Freiheit und der Wahrheit eine Gasse zu öffnen galt, aber um schließlich bei früh erschöpfter Kraft wie ein sterbender Fechter zu enden. —

Von den sieben Jugenddramen, welche der Leipziger Periode und deren Nachwirkungen angehören, verwarf Lessing selbst alsbald nach ihrer Entstehung schon die zwei Lustspiele „Damon" und „die alte Jungfer"; letztere nennt Stahr eine Plattitüde, welche die Närrinnen verhöhnt, die sich mit ihrem Gelde verkommenen adligen Schuldenmachern an den Hals werfen. „Der Schatz" ist eine Nachahmung des Plautus, jedoch mit dem sichtbaren Streben, die stereotyp gewordenen Charaktere psychologisch besser und schärfer zu motiviren. Auch „der Misogyn" ist angeregt von antiken Lustspieldichtern, verbunden mit einer episodischen Entlehnung aus dem Französischen. „Die Juden" bezeugen, wie früh Lessing schon ein Anwalt wurde gegen Vorurtheile, unter denen ein Mendelssohn noch unter einem preußischen Friedrich geknechtet wurde. Den „jungen Gelehrten" und den „Freigeist" erwähnten wir bereits. Die drei letzten Dramen sind Studien, die schon treffend die Narrheiten der Menschen in der eigenen Zeit geißeln. Gottsched hatte das Theater mit den steifen Formen der französischen Renaissance der Rohheit geschärft. Aber bei der Unfähigkeit, dem Drama Inhalt zu geben, waren diese Formen zur Tyrannei erwachsen, die den guten Geschmack und die freie gesunde Schöpferkraft knechteten.

Digitized by Google

Frau Neuberin hatte auf Gottscheds Betrieb den Harlekin, den stehenden schmutzigen Spaßmacher der Komödie, öffentlich und feierlich verbrannt. Lessing sagte, nur die bunten Kleiderfetzen der Narrheit sind damit vernichtet, die Narren wandeln um in allerlei ernsthaftem Costüm, und die Komödie muß fortfahren, das Amt Harlekins zu üben.*) In dem Bruchstück zum Trauerspiel „Henzi" wagte sich Lessing, obschon in Alexandrinern, über den gequälten und gestelzten Kothurnschritt hinaus an einen bürgerlichen Stoff der Gegenwart. 1749 war der Berner Patriot Samuel Henzi von der Aristokratie seines Kantons enthauptet, weil er deren Privilegien bekämpft. Es war der erste kühne Griff des Begründers nationaler Dramenpoesie. Aber erst in Sara Sampson warf er die falschen Fesseln des Kothurns ab, um aus Stoffen des realen gegenwärtigen Lebens das bürgerliche Drama zu gestalten. Er entnahm die Fabel aus dem Gebiet des englischen Romans, der zuerst mit der Fülle einer lebendigen Wirklichkeit die gekünstelte Affectation aus den poetischen Interessen verdrängte.

Lessing schrieb dies Stück zur Zeit seines ersten Berliner Aufenthalts in der Stille zu Potsdam, in die er sich zurückgezogen hatte, um von den Mühen des Feuilletonisten an der nachmals Voßischen Zeitung zu verschnaufen. Sein Freund Mylius, ein Leipziger Studiengenoß, der in der Pleißestadt zum Schrecken der eleganten Welt in eingetretenen Schuhen einhergelaufen, hatte dem von Gläubigern Verfolgten diese Stelle und Quelle zur Thätigkeit in der Stadt des Preußenthums eröffnet. Die Ackermann'sche Gesellschaft gab just zur Zeit in Berlin auf dem Rathhause Vorstellungen, jedoch bei der Franzosenneigung, die der große König begünstigte, mit so wenig Glück, daß man dies Stück von Lessing nicht geben mochte. Die erste Aufführung erfolgte den 10. Juli 1755 zu Frankfurt a. d. O., wohin Lessing selbst zur Leitung der Proben ging. Zeitgenossenbriefe melden die ungeheure Wirkung des Stückes. Ramler schrieb an Gleim: „Sie saßen vier Stunden wie Statuen und zerflossen in Thränen."

Das jetzt so ziemlich beseitigte Drama ist außerdem, daß es tonangebend war und eine neue Epoche eröffnete, doppelt dadurch wichtig, daß Mellefont, der Mann im Stücke, das Urbild der Goethe'schen Halbmänner, jener Clavigo und Weißlingen, wurde, in der Marwood aber, der Vorgängerin der Orsina und Milford, ein antiker Charakter modernisirt, eine zweite Medea geschaffen wurde, wie auch Lessings Oddardo in Emilia Galotti später noch den Vater der Virginia, der sein vom Tyrannen bedrohetes Kind ersticht, zum Urbild hatte.

*) Später forderte ihn Möser geradezu auf, ein Lobredner Harlekins zu werden. Lessing antwortete in der Dramaturgie, das sei er stets gewesen; auch habe die Neuber nur Kleid und Namen vom Harlekin verbrannt, ihn weiß angezogen statt scheckig und ihn Hänschen genannt. Nun die Neuber todt, und Gottsched auch, „dächt' ich, schrieb er, wir zögen ihm das bunte Jäckchen wieder an." Daß er ein ausländisches Geschöpf: was thäte das! meinte Lessing. „Ich wollte, daß alle Narren unter uns Ausländer wären. Es ist widersinnig, das nämliche Individuum alle Tage in einem andern Stücke erscheinen zu sehen. Man muß ihn aber als Gattung betrachten; es ist nicht Harlekin, der in allen Stücken spielt, sondern Harlekine."

Mellefont, der junge Roué, liebt die Tochter Sir William Sampsons; Testamentsklauseln verzögern nur seine Entschließung ihr rechtmäßig die Hand zu geben, noch mehr seine blasirte Ehescheu und sein Verhältniß zur schönen, von ihm verlassenen Wittwe Marwood, die allen Zauber der Coquetterie in Gang setzt, ihr altes Opfer wiederzuerobern. Sie reist ihm mit der Tochter nach, deren Kindlichkeit sein Vaterherz aufweckt, sowie er selbst gleich sehr wieder seine Schwäche ihr gegenüber fühlt. Die Marwood traut ihrem alten Anrecht und ihren Künsten so sehr, daß sie die junge glückliche Nebenbuhlerin zum Abtreten des Gatten zu stimmen hofft. Wie ihr dies mißlingt, ist Rache ihr Gedanke, sie selbst eine Medea in neuer Gestalt. Sie vergiftet Miß Sara, nimmt zum Schutz für sich selbst Mellefonts Kind mit sich, der sich vor der Leiche der Geliebten ersticht. — Es war ein demokratischer Zug, den dritten Stand im bürgerlichen Drama Interesse an sich selbst finden zu lassen, wie Goethe's klugem Auge nicht entging; der tiers-état forderte bald genug nicht blos die Ausmerksamkeit, sondern auch die politischen Rechte, die ihm als Hauptträger des nationalen Gesammtwillens gebührten.

Von Leipzig hatte sich Lessing zunächst nach Wittenberg begeben, um dort theils seinen Gläubigern zu entgehen, denn der Erwerb in Leipzig reichte nicht aus, die Unterstützungen, die sein edles Herz bedrängten Verwandten zufließen ließ, zu decken, theils den Eltern die Furcht zu benehmen, sein Umgang mit Komödianten werde ihn ganz dem Bösen verfallen lassen. Die Hochschule zu Wittenberg förderte seine theologischen Studien, während Leipzig seit dem siebenjährigen Kriege verfiel. Lessings Briefe strotzen von Heiterkeit, Kraft und Frohsinn, und doch war sein Leben voll Arbeit und Noth, um das Drückendste von geliebten Menschen, die ihm angehörten, abzuwenden. Er mußte übersetzen und in Berlin Journalartikel schreiben. Nikolai und Mendelssohn verschafften ihm wie Mylius Arbeit, denn er selbst für sich war sorglos und lebte am liebsten „wie der Sperling auf dem Dache."

In Wittenberg (zu Ende 1751 bis Ende 1752) hatte er aus dem Studium der Reformationsgeschichte Früchte geerntet. Er vertheidigte mit edler Gerechtigkeitsliebe in seinen „Rettungen"*) Männer, die dem Werke der Kirchenreinigung erheblich gedient und der Mißkennung und Verachtung unterlagen, Männer wie Cochläus, Lemnius, Cardanus, deren Ehre Lessing auf dem Boden Martin Luthers wiederherstellte, weil sie dessen Thun gefördert. Auch die „Rettungen des Horaz" gehören der Wittenberger Periode an. Zur Zeit der Sara Sampson aber begann in Berlin seine Theorie des Drama's nach Aristoteles zu reifen. Er hatte in Leipzig Gottsched gestürzt; in Berlin galt es Voltaire stürzen, mit dem er auch persönlich in einen widerlichen Handel gerieth, der die sittliche Ehrenhaftigkeit des Franzosen zweifelhaft machte, ihm selbst aber den Stachel wider die Herrschaft des schönen Franzosenthums in Deutschland persönlich schärfte.

Seinem dritten Aufenthalt in Berlin (1758—1760) gehören die Litteraturbriefe, die Fabeln, das Trauerspiel Phi-

*) Zu Lessings Rettungen gehört auch die Schilderung des ungerecht als Ketzer verschrieenen Berengar von Tours.

Digitized by Google

lotas und die Bruchstücke zum Faust an. Die Litteraturbriefe Lessings sind die wichtigste und folgenreichste Erscheinung der deutschen Journalistik des 18. Jahrhunderts. „Entstanden, sagt Stahr, in einer Zeit der gehobenen Stimmung der Gemüther, sind sie selbst in ihrer schwungvollen Kühnheit ein treues Spiegelbild dieser tapfern und kriegslustigen Zeitstimmung. In ihnen zuerst gewann die deutsche Kritik den männlichen Ernst, der auf den Kern und das Wesen der litterarischen Erscheinungen eingeht und das Urtheil über dieselben nicht nach Einzelheiten, sondern nach dem Ganzen eines Werkes bemißt." — Nikolai hatte sein in Leipzig erscheinendes Journal, die Bibliothek der schönen Wissenschaften, an Weiße abgegeben. Lessing faßte mit ihm und Mendelssohn den Plan zu diesen Briefen in zwangloser Form an einen im Felde verwundeten befreundeten Officier, — bei welchem Lessing an Ewald v. Kleist dachte, mit dem er in Leipzig verkehrt hatte, wenige Jahre vor dem Tode des Freundes in der Schlacht bei Kunersdorf. Die Litteraturbriefe stürzten die ästhetisch religiöse Verschrobenheit der Klopstockianer und den geistlichen Hochmuth der moralischen Wochenschriften dieser ausgearteten Partei. Gleichzeitig war Lessings Wirksamkeit im Gebiet der Fabel, dieser kleinen Kunstform, die seiner epigrammatischen Schärfe und Kürze so sehr zusagte, und die er, der Verschwommenheit der Bodmerschen Schweizerschule gegenüber, auf die naturwüchsig kräftige Einfachheit Aesops zurückführte. So waren ihm überall Natur und Alterthum die einzig richtigen Modelle, nach denen er arbeitete und gearbeitet wissen wollte. Auch das Drama drängte er aus der moralisirenden Richardsonschen Breite auf die Naturkraft und hohe Einfalt der Antike. Für das spartanisch körnige und kriegerische Drama Philotas war ihm sein Freund Kleist mit einer Tragödie Seneca, ja bald auch mit seinem eigenen Heldentode vorangegangen. In dem alten deutschen Faustdrama, das er zuerst 1753 in der Schuchschen Bretterbude auf dem Gensdarmenmarkt zu Berlin gesehen, fand er die verlorne Kernkraft, die auf Verwandtschaft mit Shakspeare zurückführte. Er machte zwei Entwürfe zur Neugestalt eines dramatischen Faust; beide aber blieben Fragment. In dem einen hielt er sich ganz an die alte Zauber- und Teufelsfabel; in dem andern, auf Lessings italienischer Reise später verlorengegangen, übersetzte er die Fabel ins Menschliche und gab die Rolle des Verführers der Unschuld einem teuflisch gearteten Bösewicht.

Lessing war zur Zeit seines dritten Berliner Aufenthalts 30 Jahre. Bei all seiner Hast und Unruhe, die äußerlich nach Bewegung, Welt- und Menschenkunde, innerlich nach neuen Feldzügen des Geistes dürstete, suchte er doch nach einem festen Punkte des Wirkens. Der Kriegslärm störte alles Geschäft des Friedens und der Musen; auch in günstigerer Zeit hat ihn König Friedrich auf der Liste zur Bibliothekarstelle gestrichen, schon wegen des frühern bittern Gefechtes mit Voltaire. Reisepläne mißlangen dem Wanderlustigen. Eine Reise nach Holland ward als Episode rasch beendet und abgebrochen; den Antrag zu einer Professur in Moskau wies er von sich. In Leipzig zur Zeit seines Umgangs mit Kleist hatte er den Obersten Tauenzien kennen gelernt. Dieser hatte 1760 als Gouverneur in Breslau zahlreiche Verwaltungsgeschäfte, erinnerte sich des Kleistschen Freundes und trug Lessing die Stelle eines Gouvernementssecretärs an. So trat der große Rufer im Streit, der litterarische Held und Kämpe Deutschlands in die fünfjährige Epoche des preußischen Kriegs- und Weltlebens zu Breslau, in welcher er den Deutschen den besten Ertrag ihres Bruderkrieges erwarb, das Drama Minna von Barnhelm. Preußen erwarb aus dem siebenjährigen Kriege Schlesien und blutige Lorbeern, Deutschland die traurigste Zerrissenheit und Verbitterung, aber auch jenes Werk voll ewiger Gültigkeit, das erste aus eigenem Blut und gegenwärtigem Leben erzeugte dramatische Charakterbild. Man kennt in Breslau noch die Stätte des Gartens auf dem Bürgerwerder und das Haus in der Junkernstraße, sowie ein anderes, zum Posthorn genannt, an der Schuhbrücke, wo Lessing dies Soldatenstück schrieb, in welchem sich die Kraft des Preußenthums mit der sächsischen Anmuth verwinte, um nerddeutsches Leben glorreich abzuspiegeln. Mitten im stürmisch bewegten Feldlager vor Schweidnitz studierte er Spinoza und die Kirchenväter, um auch in Philosophie und Christenthum auf die reinen Quellen zurückzugehen. Der Breslauer Periode gehört auch sein Laokoon an, das Bruchstück gebliebene Grundbuch deutscher Aesthetik.

Nach Berlin zurückgekehrt, legte er der Welt seinen fertigen Laokoon vor, zugleich als Berechtigung zu jener Stelle, um die er Winckelmann zum Mitbewerber hatte. Dieser lehnte den Antrag ab, und Lessing mußte einem französischen Charlatan weichen, während zugleich sein, preußischen Kraftgeist athmendes Schauspiel lange Jahre in Berlin verboten blieb, weil über Krieg und Politik nicht dramatisirt werden sollte.

Lessing konnte sich mit Bitterkeit sagen, daß er nie Glück gehabt, und doch leuchtete auf seiner Stirn der heitere Glanz des ewigen Siegers, sprudelte seine Lippe von attischen Scherzen, blieb die gepanzerte Kraft seines Geistes immer in Waffen. Wie er 1766 wieder „müßig am Markte stand und Niemand ihn dingen wollte," traf ihn plötzlich die Aufforderung, an einem deutschen Nationaltheater, das man in Hamburg gründen wollte, mitzuwirken. Löwen hieß der Schauspieler, der auf Lessing fiel, anfänglich um ihn als einen schnellfingerigen Geldoni für jährlich eine Reihe Stücke zu werben, dann, als Lessing dies lachend abwies, ihn als Dramaturgen, als Kritiker zu gewinnen. Den 22. April 1767 ward die Nationalbühne zu Hamburg und Lessings Dramaturgie eröffnet; am 25. November des nächsten Jahres schloß man die Bude zu und Lessing seine Dramaturgie mit dem Ausruf: „Ueber den guten Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutschen noch nicht einmal eine Nation sind!" Und er meinte nicht die politische Verfassung, sondern — wie bitter! — blos den sittlichen Charakter, von dem man fast sagen müsse, dieser sei: keinen eignen haben zu wollen.

Auch das zweite Grundbuch deutscher Kunst und Litteratur, die Dramaturgie, blieb Bruchstück; die Aesthetik von heute hat es noch zu ergänzen, die Production der Deutschen von Lessing bis heute hat es zu beseitigen unaufhörlich versucht. Ein drittes Grundbuch deutschen Geisteslebens gab Lessing auf religiösem Gebiete in den Wolfenbüttler Fragmenten, aus deren Elementen schließlich das Gedicht Nathan der Weise erwuchs.

Digitized by Google

Seit 1769 hatte sich der freie Weltbürger vom Ruhm- und Ehrgeiz des Braunschweiger Hofes einfangen lassen. Es begannen für ihn die Leidensjahre seiner Wolfenbütteler Einsiedelei, die nur kurz und ohne Segen von einer italienischen Hetzreise an der Seite eines Prinzen des herzoglichen Hauses, vergeblich durch eitle und trügerische Berufungen nach Wien und Mannheim unterbrochen wurden. Was zu Hamburg in bürgerlichen Händen gescheitert war, sollte jetzt mit fürstlicher Fürsorge neu versucht werden; Eitelkeit und Ruhmliebe trieben zu Wünschen nach Nationalunternehmungen, aber Akademie und Theater der Art blieben eitel ein Spiel der Großen, und der Genius, der den Nationalgeist dazu wachgerufen, wurde von Höflingen getäuscht und übel bedient. In seiner Heimath und Leipzig, in Berlin und Hamburg war der Weltenroberer mit allen seinen Schiffen abgebrannt; dennoch blieb er als Mensch und Geist nach wie vor noch in Hamburg mit tiefem Anker fest. Von dort erhielt er die hinterlassenen Papiere des trefflichen Professors Reimarus, der Zeitlebens frei über Christenthum und Bibel gedacht, aber nicht gewagt seine Gedanken dem Fanatismus der Finsterlinge preiszugeben; mit Elise Reimarus, der Tochter des Edlen, blieb Lessing nach wie vor im besten Freundschaftsverkehr, auch als die Herausgabe der Fragmente alle Welt gegen ihn in Aufruhr brachte. Seiner Hamburger Epoche verdankte er auch den besten Schatz seines persönlichen Lebens, die Gattin, Eva König, die er seit 1776 wenig mehr als ein Jahr die Seinige nennen sollte, um auch als Mensch das Höchste und Reinste zu erkämpfen, ohne des Glückes einer solchen Errungenschaft lange und zu dauernden Genuß und Segen theilhaftig zu werden.

Die Wolfenbüttler Fragmente gehören recht eigentlich zu jeder vollen Ausgabe von Lessings Werken. Er gab sie nicht blos heraus, als angeblichen Fund in der Wolfenbütteler Bibliothek; er vertheidigte sie auch gegen den Hamburger Hauptpastor Goeze, und diese seine Fehde ward noch wichtiger als die frühere gegen den Halleschen Klotz in den antiquarischen Briefen. Der „Klotzianismus" beschränkte sich auf die Pedanterien in Sachen des Alterthums; der preußische Kathederheld und Geheimerath war der elegante Geck unter den Pedanten seiner Zeit, und Lessing schrieb ihn buchstäblich zu Tode; der entsetzte Gegner starb, zweiunddreißig Jahre alt, plötzlich vor Schreck und Gram, sich von seiner angemaßten Höhe gestürzt zu sehen. Er war in der Reihe der Pedanten und Perrücken auf Gottsched gefolgt im Reiche der Herrschaft über die deutschen Geister, und erlag wie Dieser vollständig vor Lessings Hieben. Das ärgste Haupt der vielköpfigen Hydra war aber das theologische, und der Haupt-Goeze von Hamburg schürte Kaiser und Reich in Flammen wider den Gottversucher Lessing, der mit den Fragmenten Himmel und Hölle durcheinanderstürze und Christi Reich auf Erden vernichte. Lessing bewies, daß mit Zweifeln an der Bibel das Christenthum noch nicht bezweifelt werde, denn das Christenthum sei mit Christus, seinem Lehren, Leben und Wirken schon dagewesen, ehe die Evangelien geschrieben; zwischen Christenthum und Christi Lehre aber sei ein himmelweiter Unterschied, denn Menschenwerk habe die reine Quelle getrübt. Dies eine Grundsäule jener Untersuchungen, auf welcher noch heute Friedrich David Strauß in seiner Evangelienkritik zu fußen suchte, während Lessing reinigend in den alten blöden Buchstabenglauben griff, der heidnisch genug war, einen christlichen Wandel nicht höher zu halten als ein mechanisch zugestandenes Bekenntniß, so daß Nathan der Weise die alte Fabel vom ächten Ringe wieder erzählen mußte, der beliebt mache bei Gott und Menschen, den jeder Glaube zu tragen meine, ohne es durch die That zu beweisen, und der vielleicht allen Erben des Vaters verlorengegangen, weil „andächtig schwärmen" um vieles leichter sei als „gut handeln."

Am tiefsten gekränkt von allen Bitterkeiten des deutschen Lebens hat Lessing das Scheitern des Plans, ein nationales Theater zu schaffen. Er wollte sich, als er von Hamburg schied, vor Deutschland verkriechen, vor aller Welt verschwinden, sich in ein italienisches Kloster flüchten und heimlich seine Schmach verschmerzen. In der Einsiedelei des Wolfenbütteler Schlosses hielt ihn blos der Gedanke fest, seiner Freundin Eva eine sichere Stätte zu bieten. Sie war eine geborene Mainzerin; ihr Mann, Lessings Freund, hatte Fabriken in Hamburg und Wien; er starb plötzlich, und aus dem Freundschaftsgefühl erwuchs die Lust, als Mann rettend zu helfen, den Waisen ihr zerfprengtes Erbtheil zu schützen, und endlich auch der süße Eigennutz der Liebe, den Lessing selten oder sonst nie im Leben gefühlt. Er war auch zu Eva streng und scheu in seinen Empfindungen, hinter der verdeckten Zärtlichkeit bricht nur stellen- und stoßweis die verhaltene Sehnsucht nach Liebesglück hindurch. Und doch war schon in den ersten Freundschaftsregungen soviel Treue der liebevollsten Zugehörigkeit, wenn auch aus seinem: „Meine liebe Madame" nur langsam „werthgeschätzte Frau" und endlich „geliebte Freundin" wurde. In diesen 98 Briefen von Eva und den 80 von ihm, sechs Jahre lang geschrieben, bis er, ein Siebenundvierziger, sie heimführte, spricht keine Verhimmelung und Vergötterung; aber Tüchtigkeit und Edelsinn, der vollste klarste Verstand und die zarteste Feinheit des Herzens reichen sich hier zum Bunde die Hand. Es liegt einfache Größe in diesen Briefen. Sie sind Beide wortkarg in ihren Empfindungen, sparsam mit den zart und doch behüteten Schätzen des Herzens. Der Mangel an Brik in Lessings ganzem Wesen war eine offenbare Versagung; und doch wird dieser Mangel bei ihm durch die zarteste Feinheit seiner leisern Empfindung, durch die tiefste Regung wunderbar klarer Eingebungen des Herzens ersetzt und vollauf gedeckt.

Lessing schrieb am Sarge seiner Eva: „Ich hab' es auch einmal so gut wie Andere haben wollen, aber es ist mir schlecht bekommen!" Ein solch bitteres Epigramm konnte er auf alle Denksteine seines Wirkens, Kämpfens und Schaffens setzen; er war und blieb bis an sein Ende ein sterbender Fechter für Deutschlands Wissenschaft, Litteratur und Kunst.

Zum Weihnachtsfeste 1777 bescherte ihm Frau Eva einen Sohn, aber das Kind starb und riß die Mutter mit fort. Lessing schrieb vor Schmerz fröstelnd und mit den Zähnen klapernd: „Ich verlor ihn so ungern, diesen Sohn, denn er hatte schon soviel Verstand! Oder war es nicht Verstand, daß man ihn mit eisernen Zangen auf die Welt ziehen mußte? daß er

Digitized by Google

so bald Unrath merkte? — Freilich zerrt mir der kleine Ruschkopf auch die Mutter mit fort! — Ich wollte es auch einmal so gut haben wie andere Menschen. Aber es ist mir schlecht bekommen." — Lessing der Mensch war seitdem gebrochen; der Schlaf überfiel ihn oft mitten am Tage; er war müde wie ein aus hundert Wunden blutender Krieger. Zu Elise Reimarus zog es ihn noch einmal nach Hamburg; dann kehrte er in die Stille zurück. An seinem Sterbetage, den 15. Febr. 1781, raffte er sich plötzlich vom Lager auf, kleidete sich an und trat, wie zur Gesellschaft fertig, den Hut auf dem Kopfe, zu seiner Pflegetochter ins Zimmer. Auf dem edlen Antlitz waren die Hippokratischen Züge schon leisbar; er hatte sich geirrt, aber er lächelte seelenvoll und begrüßte heiter wie zum Scherz aufgelegt die Gesellschaft. Es war als hätte er wie Held Mannsfeld mannhaft gerüstet sterben wollen. Er starb so arm, daß der Braunschweiger Herzog ihn auf Staatskosten begraben ließ. Das Denkmal, das ihm jetzt die Nation in Braunschweig setzte, ist nur ein kalter Ersatz für das was sie ihm schuldig geblieben, und seine Schüler, die sein Nachgefolge sein sollten, wußten aus dem hinterlassenen Eliasmantel Lessings selten für die Nation das rechte Kleidungsstück zu formen.

F. G. K.

Ein Culturbrief aus Nordamerica.

Neuyork, den 18. December 1858.

— — — Ob ich mich gemüthlich befinde? Antworte selbst, wenn ich Dir sage, daß ich Morgens in den Zeitungen lese: „Ein gräßlicher Auftritt. Herzerreißend! Unnatürlicher Mord, Vatermord! Eine Nacht voll Graus. Ein Sohn erschlägt Vater, Mutter und Schwestern mit einem Beile und jagt sich dann selbst eine Kugel durch den Kopf!" Dahinter steht dann ausführlich zu lesen, wie ein halbtrunkener Bursch von zwanzig Jahren sehr schauderhafte Dinge verübt und eine ganze Familie todtgeschlagen habe. Bei diesem jungen Tagenichts fand die Gerechtigkeit nichts mehr zu thun, er hatte sich selbst ins Jenseits befördert; aber sie erilte am vorigen Freitag einen andern jungen Verbrecher, der seine Unthat am Galgen zu büßen hatte. James Rodger, der auch erst neunzehn Jahre alt war, ging im October vorigen Jahres lärmend durch die Straßen aus einem Trinkhaus in das andere, machte in Gesellschaft von zwei anderen Raufbolden überall argen Lärm, bezahlte die Wirthe und Barkeeper (so heißen hier die Oberkellner in den Schenkwirthschaften) nicht mit Geld, sondern mit Schlägen und stach dann auf offener Straße und aus purem Uebermuth einen ruhigen Bürger todt, der mit seiner Frau vom Abendmarkte kam, wo er Einkäufe gemacht hatte. Der Proceß schleppte sich länger als ein Jahr hin. Solcher nichtswürdigen Bursche giebt es hier — in Neuyork — zu tausenden, und sie sind zu einer kaum noch erträglichen Stadtklage geworden. Namentlich bei den Wahlen machen sie sich in höchst lästiger Weise bemerklich und vertreiben alle die nicht zu ihrer Partei gehören mit Püffen, Knüttelschlägen, Messerstichen oder Revolvern von den Stimmbuden. Die Unverschämtheit dieser ganz nichtswürdigen Schurken kennt gar keine Grenze mehr, die Polizei ist ihnen gegenüber so gut wie machtlos und nicht zahlreich genug sie zu bändigen, und bei unseren Gerichten kommen obendrein diese Rowdies häufig mit dem blauen Auge davon. Ordentliche Leute gehen gar nicht mehr zum Abstimmen, und bei den letzten Wahlen in dieser Stadt haben mehr als zwanzigtausend Berechtigte ihre Stimmen gar nicht abgegeben. Außer vielen kleineren Banden von Mördern und Räubern haben wir hier zwei große, völlig organisirte Gesellschaften gefährlicher Schurken, die häufig öffentliche Umzüge halten. Die eine nennt sich die Jungen von der Bowery (Bowery Boys), nach der gleichnamigen großen Straße, in welcher sie ihr Hauptquartier haben; die andere bezeichnet sich als Gesellschaft der todten Kaninchen. Diese Dead Rabbits und Bowery Boys liefern sich oftmals im Einzelnen und im Ganzen blutige Gefechte, und es ist dabei nur schade, daß sie sich nicht alle untereinander todtschlagen. Leider sind die Führer der verschiedenen politischen Parteien so gewissenlos diese Leute in Sold zu nehmen, damit sie bei den Wahlen Prügel austheilen.

Aber wenn wir hier schon schlimm genug mit so bösem Gelichter daran sind, so steht es zu Baltimore in Maryland noch tausendmal schlimmer. Diese Stadt ist eine der schönsten in ganz America, aber auch das wahre Paradies der Gauner und Todtschläger aller Art. Daran sind die berüchtigten Know Nothings schuld. Sie haben durch solche Taugenichtse, welche Alles was nicht Know Nothing ist, zu Boden schlugen, die Majorität bei den Wahlen in Baltimore erhalten und alle Stellen besetzt, und jetzt erschrecken sie selber über die Macht und die Unthaten der früher von ihnen begünstigten Bösewichter, durch welche eine völlige Anarchie über die Stadt gekommen ist. Die Gerichte wagen kein Urtheil gegen einen Rowdy auszusprechen, die Presse ist eingeschüchtert, Jedermann fürchtet sich vor Banden, welche ungescheut in einer von zweimalhunderttausend Menschen bewohnten Stadt bei Tage rauben und bei Nacht aus Liebhaberei Mordthaten verüben. Blutige Schlägereien oder Kämpfe in den Straßen gehören zur Tagesordnung, denn die verschiedenen Banden liegen einander in den Haaren, machen aber stets gemeinschaftliche Sache gegen die Polizei, die mit Steinwürfen, Prügeln, Schüssen und Messerstichen empfangen wird. Denn die Banden, welche ein Hauptvergnügen darin finden, Blut zu vergießen, sind förmlich auf ihr Handwerk eingeübt; wer etwas gegen sie unternimmt, wird todtgeschossen oder zu Boden geschlagen, und von Preßfreiheit ist natürlich keine Rede mehr. Unsere Bowery Boys und Dead Rabbits in Neuyork sind eigentlich noch zahm gegen die Banden in Baltimore, welche sich in drei große Clubs getheilt haben, in Brüderschaften, deren jede viele hunderte von Genossen zählt, unter denen aber nicht ein einziger rechtschaffener Mensch sich befindet, denn Alle ohne Ausnahme sind wahrhafte Galgenvögel. In ihrem Kauderwälsch nennen diese Clubmitglieder sich, je nach ihren verschiedenen Brüderschaften: Plug Uglies, Rips Raps und Schwarze Schlangen. Die

Digitized by Google

Lust zu Ausschweifungen und Blutvergießen führt sie zusammen, sie sind Gurgelabschneider von Profession. In den Händen solcher Menschen sind seit drei Jahren alle Wahlen gewesen, und sie gaben den Ausschlag zu Gunsten der Know Nothings, von welchen sie gemiethet und bezahlt wurden. Sie rühmen sich „ächte Americaner" zu sein und schwören einander zu, sich unter allen Umständen gegen Polizei und Behörden zu helfen. Du siehst, lieber Freund, daß das Vereinsrecht, welches daheim viel zu sehr eingeschnürt wird, hier zu Lande eine doch sehr ungebührliche Ausdehnung erhalten hat, und daß gegen solche Pflug Uglies und Schwarze Schlangen nur Pulver und Blei helfen können. Es ist schon so weit gekommen, daß die Berichterstatter in Baltimore sich an die hiesigen Blätter wenden, um die Begebenheiten ihrer Stadt hierher zu melden und um Abhülfe der Noth zu schreien, was sie zu Hause gar nicht wagen dürfen.

Nun bekommen die Know Nothings ihren Lohn. Vor acht Tagen wurde in Baltimore ein Rowdy aus einer der drei obigen Genossenschaften, Namens Heinrich Gambrill, vor Gericht überführt, den Polizeimann Benton ermordet zu haben, der als Zeuge gegen Gambrills Bruder ausgesagt hatte; dieser letztere war der Brandstiftung angeklagt worden. Wunderbarer Weise fand sich einmal ein Staatsanwalt, der seine Pflicht that; er heißt Milton Whitney, schwebt aber seit Wochen in steter Gefahr und ist keine Stunde seines Lebens sicher; denn mehr als einmal ist am hellen Tage, wenn er vom Rathhause kam, auf ihn gefeuert worden, und der Inspector des Stadtgefängnisses hat vierzig Polizeidiener mit Büchsen bewaffnen müssen, um sich gegen die drei Brüderschaften zu vertheidigen, welche Alles aufbieten, um den Mörder Gambrill mit Gewalt zu befreien. An der Spitze der Meuterer stand bis vor einigen Wochen der Vorsteher der Plug Uglies, Namens Chapman; aber jener Richter Whitney hatte den unerhörten Muth, ihn aufheben und einsperren zu lassen; darüber sind nun seine Spießgesellen außer sich. Chapman kam mit etlichen Freunden in ein Trinkhaus, alle zechten, wollten aber am Ende nicht bezahlen, und als der Kellner darauf drang, schossen sie ihn todt; Chapman, welcher die Kugel abgefeuert, wurde dafür mit neunmal Hurrah belohnt. Sein Freund Ford erschoß einen Polizeimann; zwei andere Mörder sind noch auf freien Füßen.

Unter den Raufbolden befinden sich viele Boxer, die hier jetzt sehr in Mode gekommen sind und unter dem schlechtgekleideten wie dem feingekleideten Pöbel großen Beifall finden. In England ist das Boxen ziemlich in Abnahme gekommen, während es hier außerordentlich floriert. Vor etwa vierzehn Tagen hielten zwei Boxer einen Zweikampf auf der canadischen Grenze um einen Einsatz von fünftausend Dollars. Die beiden Kämpen, Morrissey aus Irland und Henan aus Californien, treiben sich jetzt hier umher, und ich habe sie noch vor drei Tagen selbst gesehen. Sie machten den Kampf in einer halben Stunde ab und Morrissey blieb Sieger. Zu einem solchen Streite werden die Boxer förmlich zugerichtet, ich möchte sagen wie die Rennpferde trainirt: Jeder muß mindestens vier Monate eine sehr strenge Lebensart führen, darf nur nach Vorschrift essen und trinken und sich nie betrinken oder überhaupt geistige Getränke zu sich nehmen, er muß jede Ausschweifung vermeiden, täglich zwanzig Meilen, also mindestens sechs bis acht Stunden angestrengt spazieren gehen, sich Abends neun Uhr schlafen legen und früh Morgens wach sein. Dazu übt er seine Fäuste und Arme und wird bald so muskelstark, daß sein Fleisch hart wie Eisen ist. Das Alles thut er, um in einem brutalen Faustkampfe zu glänzen, seinen Widerpart womöglich zum Krüppel zu schlagen und seinen Namen in den Zeitungen zu lesen; es macht ihn stolz, wenn recht viele Wetten auf ihn eingesetzt werden, wie auf ein Rennpferd. Jener Boxerkampf in Canada hatte hier unter den betreffenden Classen eine so große Sensation erregt, daß sie beschlossen, eine ähnliche Lustbarkeit zu veranstalten; sie nennen dergleichen eine Sparring exhibition. Zum Schauplatz wurde das deutsche Theater auf der Bowery auserkoren, welches einem Herrn v. Hoym gehört, der hier das Von wegläßt, weil dergleichen hier zu Lande nicht rentirt. Am Abend war das Haus gedrängt voll, und es mögen sich wohl an anderthalbtausend Neugierige dort zusammengedrängt haben; es muß eine schöne Gesellschaft gewesen sein! Eintrittspreis ein Dollar. Darauf traten die edlen Jünger der „Mannhaften Kunst der Selbstvertheidigung" vor; so nennen sich nämlich die Boxer. Voran erschien Aaron Jones, der berühmteste Faustkämpfer Englands, und wurde mit Jubel empfangen; dann begannen die Kämpfe je zweier miteinander, in welchen sie sich windelweich droschen und mit den schweren Faustbandschuhen einander gräßlich verarbeiteten. Johnny Aaron von London kämpfte mit Macarthur von Newyork, Tom Martin mit Dan Kerrigan, und so ging es fort bis etwa anderthalb Dutzend Paare dieser Tagediebe unter ungeheurem Beifall einer ebenso rohen und nichtswürdigen Zuschauermasse sich zerschunden und zerbläut hatten, daß es eine Freude war. Unser ruhmreiches und tugendhaftes Jung-Amerika hatte den Genuß, dreißig bis vierzig Kämpfer, die wahren Blumen der Boxerkunst aus der alten und der neuen Welt, bei einander zu sehen.

Nun will ich Dir aber ein anderes Gefecht schildern, das nicht in einem Schauspielhause sondern in einer Kirche stattfand, und nicht unter weißen Menschen sondern unter gelben und schwarzen. Die Neger haben nämlich ihre eigenen Kirchen und müssen in den Theatern immer auf der obersten Gallerie beisammen sitzen, weil ihre Hautausdünstung einen so argen Gestank verbreitet, daß man ihn gar nicht aushalten kann, wenn viele von ihnen beisammen sind; das ist auch der Grund, weshalb man keine Neger in die Omnibus aufnimmt und auf den Eisenbahnen für sie besondere Wägen hat. Zu Neu-Bedford, im Staate Massachusetts, haben also auch die schwarzen reformirten Baptisten ihre eigene Kirche. Ein Theil der Gemeinde war mit ihrem schwarzen Pastor Jackson nicht zufrieden und warf ihm vor, daß er etwas vom Kirchenvermögen zu seinem Privatnutzen sich angeeignet habe; hiergegen sprach ein anderer Theil den Pastor von jener Beschuldigung frei und wollte ihn im Amte behalten. Darüber entstand in der Kirche großer Tumult während einer Gemeindeversammlung. Die „Nigger", wie man die Schwarzen im

Digitized by Google

Chronik.

Leopold Schefer.

Leopold Schefer ragt als der letzte geistige Sohn Jean Pauls wie eine Merkwürdigkeit in unsere Epoche herein; der erste Band eines seit einem halben Jahrzhundert von ihm vorbereiteten epischen Gedichts in Hexametern: „Homers Apotheose" betitelt, mahnt uns, dem edlen Dichtergreis von Muskau unter den Lebenden dies Denkmal zu setzen. — Geboren am 30. Juli 1784 in Muskau in der Lausitz, erhielt L. Schefer seine Jugendbildung im Hause seines Vaters, welcher Arzt war, besuchte nach dem frühen Tode desselben das Gymnasium zu Bautzen und kehrte fünf Jahre später in seine Heimath zurück, um sich fortan privatim mit Mathematik, Philosophie und linguistischen Studien zu beschäftigen. L. Schefer ist also zum größten Theile Autodidakt; das darf man nicht vergessen, denn es erklärt allein schon manche absonderliche Seite seines Wesens. — Einige Zeit nachher ernannte ihn sein Freund und Spielkamerad aus der Kindheit, Fürst Hermann von Pückler-Muskau, zum Generalbevollmächtigten seiner Güter. Schefer bekleidete diese Stelle sechs Jahre lang; dann trieb ihn die Sehnsucht, fremde Länder und Menschen zu sehen, aus Deutschland weg, und er bereiste England, Oesterreich, Italien, Griechenland und die jonischen Inseln, sowie die Türkei und Kleinasien. Seine Phantasie bürgerte sich gleichsam so ein im Morgenlande, daß er später, wie er selber sagte, nicht mehr recht wußte ob er auch in Alexandrien gewesen, und wenn man seine wunderbar intimen Schilderungen des chinesischen Familienlebens liest, so meint man, er rede aus Autopsie und müsse auch im Reich der Mitte und auf dem Nabel der Welt gelebt und gehaust haben. So sehr wurde ihm das Fernste zur Heimath im Geiste, um von seiner deutschen Welt nichts auffassen und schildern zu können als die kleinste, bürgerlichste Enge des Lebens. In dieser Enge freilich verstand er tief und innig das überall gleiche Menschenherz, sein geheimes, oft verschwiegenes, oft nur in der Stille offenbartes Weh und die kindliche Lust eines Optimismus, dem, wie dem Philosophen Banini, ein Strohhalm genügt um Gott und die Macht des Guten zu erkennen. Schefers Humor ist wie die Weisheit eines Brahminen, der sich von Milch und Reis nährt, und der das Element des Bösen entkräften zu können meint, wenn er es lächelnd übersieht und für nichts erachtet. — Erst 1820 beendete er seine Wallfahrten, und sonderbar genug, er, der eben noch fast die halbe Welt nach allen vier Himmelsgegenden durchstreift hatte und einer jener unruhigen Geister zu sein schien, die nirgends lange Ruhe haben, er purpte sich nun in dem kleinen Muskau völlig ein und ist von da an niemals mehr aus dem beschränkten Kreise seiner Heimath ins Weite gezogen. Auch diese plötzliche Veränderung der bisher gewohnten Art und Weise, dies schnelle Umschlagen von einem Extrem ins andere wiederholt sich und erklärt Manches in seinen Dichtungen, für die übrigens das aller Abwechslung baare, fast einsiedlerische Leben, welches L. Schefer nun führte, nicht zu Gunsten ausgeschlagen ist. Denn vielleicht nur deswegen sind dieselben ohne alle Kenntniß des historischen und socialen Lebens in der Nation geblieben und stehen nur in ironischer Wechselwirkung zur Gegenwart. Das macht ihn zum letzten Jeanpaulisten in deutscher Litteratur.

Im Jahre 1811 bereits erschien sein Erstlingswerk, die vom Fürsten Pückler ohne den Namen des Verfassers herausgegebenen „Gedichte mit Compositionen", welche letzteren gleichfalls von Schefer herrührten, der neben dem poetischen auch musikalisches Talent besitzt, außer vielen Liedern sogar größere Sachen, Symphonien und Ouverturen, componirt und sich auch als Virtuos auf der Orgel und Glasharmonika bekannt gemacht hat. In Wien hat Schefer bei Salieri Musik studiert und verhieß Zeitlebens seinen Freunden eine Oper seiner Composition in Salieri's Styl. — Nach der Rückkehr von seinen Reisen wandte er sich zunächst der Novelle zu und schrieb für die „Uranie" und andere Taschenbücher eine große Anzahl kleinerer Erzählungen, erstlich wohl weil er durch diese, besonderd den Thatsachen Raum gönnende und ins Breite gehende Dichtungsart am ehesten hoffen konnte, der ihn fast belastenden Fülle von Wahrgenommenem und Erlebtem sich zu entledigen, dann aber auch weil gerade zu jener Zeit, d. h. in der Blüthezeit von Tieck und Hoffmann die Novelle besonders cultiviert wurde. Nach Art dieser beiden Führer der romantischen Schule dichtete auch L. Schefer, d. h. er versuhr ganz ebenso phantastisch, theilte deren Vorliebe für das Abenteuerliche und Unerklärliche. Großen Aufwand von Kunst merkt man seinen Novellen nicht an, auch nicht seinen größeren Romanen, z. B. dem „Grafen Promnip", der „Gräfin Uhlfeld" (1846), der „Sibylle von Mantua" (1853) u. a. m.; den reinen Eindruck eines Kunstwerks macht keine dieser Productionen. Sie enthalten im Einzelnen viel Poesie, aber diese Poesie scheint von dem Gesetze der Schönheit, dem Maße, nichts zu wissen und ist der planlosen Willkür, dem Sichgehenlassen lyrischer Subjectivität verfallen.

In der Lyrik — schon 1828 ließ er „kleine lyrische Werke", später aber seine „Gedichte" (3. Aufl. 1847) erscheinen — bot Leopold Schefer zum Theil bemerkenswerthe Leistungen, insofern er wenigstens in der lyrischen Didaktik sich sogar als tonangebend und nicht blos als eines jener imitatorischen Talente erwies, welche die von Anderen zuerst beschrittenen Bahnen weiter verfolgen. Mit seinem „Laienbrevier" nämlich (1834, 9. Aufl. 1852), dem, was den Inhalt anlangt, gediegensten und künstlerisch vollendetsten Werke, welches wir von ihm rhythmisch haben, und welchem später noch der „Weltpriester" (1846) und die „Haustreden" (1854) sich anschlossen, trat L. Schefer in den Reigen jener Spruchpoeten, deren Führer Rückert und deren letzter Spätling Sallet war. Schefer hat jedoch wenig von Rückerts Versvollendung, seine Hexameter gleichen Streckversen, die nur von ungefähr nach Maß und Gesetz klingen.

Wie L. Schefer aber schon immer in seiner Lyrik sich in fast bedenklicher Weise als Anhänger des Pantheismus und der Naturreligion gezeigt hatte, so bekannte er sich, je älter er wurde, desto eifriger dazu, d. h. seine Neigung zu jenem Orientalismus in der deutschen Poesie, welcher sich an das von Goethe im westöstlichen Divan zuerst gegebene Muster anlehnte, wuchs mit den

Digitized by Google

Jahren. Zwar zählte er unbedingt zu jenen Dichtern, deren eminentem Talente es einzig zuzuschreiben war, daß die ganze, an und für sich fremdartige Ideenwelt bei uns Eingang und Aufnahme fand. Es ging ihm aber dabei, wie es allen Nachahmern zu gehen pflegt, d. h. er übertrieb das Beispiel, dem er folgte, und führte die von Goethe mit Maß betretene Richtung bis zum Extrem fort. Es ist noch gar nicht so lange her, daß der alternde Dichter mit einem merkwürdigen Festhalten an seinen jugendlichen Idealen den von Daumer bei uns eingebürgerten „Hafis" nochmals in die Fremde, nach „Hellas" gehen ließ und sich sogar an das stolze Unternehmen wagte, einen „Koran der Liebe" zu dichten (1853—54; ersteres Buch ließ er anonym, unter der Maske eines „Hadschi" erscheinen). In beiden Werken aber zeigte er wohl einen fast unerschöpflichen Reichthum an Variationen über dasselbe Thema. Jedoch zu vermissen blieb immer die ewig gleiche Harmonie der Empfindung, die Reinheit und ruhige Festigkeit der classischen Form, die sich der Greis Goethe auch dann noch erhielt, als seine Muse aus den grau und farblos gewordenen heimischen Zuständen in die bunte Märchenwelt des Orients flüchtete. Statt dessen haben wir bei L. Schefer die Dissonanzen und Sprünge einer fieberhaft exaltirten Seele und ein glühendes Colorit in der poetischen Malerei, das auf abnorme innere Zustände, auf eine Art geistigen Rausches hindeutet. So anmuthig der Humanismus der Gesinnung auch ist, so erscheint der Inhalt doch immer befremdlich und unbegreiflich. Wo aber einmal, und mag das auch nur selten der Fall sein, die germanische Natur des Dichters über seine orientalischen Passionen den Sieg davonträgt, da nimmt die verführerische Stimme dieses auserwählten Genius uns sogleich für sich ein, und wir vermögen den reizenden Evangelien seines Liedes nicht zu widerstehen.

Sind Schefers rhythmische Arbeiten der Form nach Seltsamkeiten, die meist nur den Katechismus seines pantheistischen Optimismus zu Tage fördern, so müssen wir eine Auswahl seiner gesammelten Novellen zum Besten der deutschen Litteratur zählen. Von kleineren Werken gehören dahin: die Osternacht, die Devotirten, der Zwerg, Palmerio, Leonore di San Sepulcro und alle die Novelletten, die uns die lieblichen Mädchenbilder der griechischen Inselwelt schildern; von größeren um der wunderbaren Vertiefung in das chinesische Leben willen: der Unsterblichkeitstrank, und die „Göttliche Komödie in Rom", das Leben Giordano Bruno's schildernd, der 1600 in Rom auf dem Scheiterhaufen den Opfertod starb. In diesem großen Dulder hat Schefer die ganze Summe seiner verklärten „Alliebe", den ganzen Inhalt seiner poetischen Religion, plastisch fertig zur Erscheinung gebracht. (22.)

Gottfried Kinkel.

Johann Gottfried Kinkel wurde am 11. August 1815 zu Obercassel als Sohn eines Geistlichen geboren und steht also jetzt im dreiundvierzigsten Jahre. Im Schooße seiner Familie, die dem Pietismus eifrig zugethan war, wurde auch ihm eine einseitige Gesinnung von Jugend an eingeimpft; er führte während seiner ersten Universitätsjahre in Bonn, fern vom heiteren Treiben der Mehrzahl seiner Commilitonen, ein nur der religiösen Contemplation zugewandtes Einsiedlerleben. Doch schon in Berlin, wohin er sich im October 1834 begab, gestaltete sich seine Denkweise zum Theil anders, indem er zwar die theologischen Studien unter Marheineke, Hengstenberg und Neander fortsetzte, aber auch der ihm angeborenen Neigung zu Poesie und litterarischer Arbeit sich mehr und mehr hinzugeben und als Corrector, Theaterreferent u. s. w. thätig zu sein begann. Der Herbst des folgenden Jahres führte ihn nach Bonn zurück, wo er seine Licentiatenprüfung bestand und sich an der Universität als Docent für die Kirchengeschichte habilitirte. Den Beschäftigungen seines Berufes entsprach auch der Inhalt seines ersten kunsthistorischen Werkes, dem zu Liebe er im Winter 1837/38 eine Reise nach Rom unternahm. Bald nach seiner Rückkehr wurde er als Hülfsprediger nach Cöln versetzt; er erwarb sich als solcher die Gunst seiner Gemeinde in hohem Grade. Eine Sammlung der von ihm gehaltenen Predigten „über ausgewählte Gleichnisse und Bildreden Christi" stellte Kinkel noch im Jahr 1842 zusammen. Schon im Frühling 1840 aber war es, daß er mit der geistvollen, musikalisch talentvollen Johanna Mockel, der nachmals geschiedenen Frau des Buch- und Kunsthändlers Mathieux in Cöln, in ein Verhältniß trat, welches wegen der dasselbe behindernden Umstände in den ihm nahestehenden Kreisen, sowie bei seinen Vorgesetzten so viel Aergerniß verursachte, daß seine Entlassung von der Hülfspredigerstelle sowohl, wie von dem Amte eines Religionslehrers an einem Privatinstitute unmittelbar erfolgte, und auch die theologische Facultät zu Bonn die Auflösung der Bekanntschaft zur Bedingung für seine weitere akademische Thätigkeit gemacht haben soll. Wie wissen nicht, ob Frau Johanna Mathieux (damals schon als Componistin und Dichterin genannt) nach den Gesetzen der Kirche frei genug war, um an ein neues Ehebündniß zu denken. Kinkels Liebe aber war stärker als die Angriffe und Versuche seiner Gegner; er ließ alles über sich ergehen und vermählte sich nach Hinwegräumung der Hindernisse am 22. Mai 1843 endlich doch mit der ihm geistig eng verbundenen Frau. Das Glück dieser Vereinigung spiegeln die „Gedichte" Kinkels wieder, welche noch im Hochzeitsjahre von ihm veröffentlicht wurden. Im folgenden Sommer machte er in künstlerischen Zwecken eine Reise nach Belgien; zu Anfang 1845 brach er offen mit der Theologie, von der sich sein Sinn, bewogen durch seine frei denkende Frau und durch die der Vermählung mit ihr vorangehenden Ereignisse, schon seit geraumer Zeit abgewendet hatte. Er trat in die philosophische Facultät zu Bonn über und begann bald darauf unter großem Zulauf von Seiten der Studierenden seine Vorlesungen über Kunstgeschichte und Poesie. Auch schrieb er damals sein Buch über „Die Ahr: Landschaft, Geschichte und Volksleben," welchem 1846, als freilich etwas verspätete Frucht seiner italienischen Reise, der erste Theil seines längst schon beabsichtigten Werkes über die „Geschichte der bildenden Künste bei den christlichen Völkern," enthaltend die altchristliche Kunst, folgte. Man muß bedauern, daß später nicht auch die andern Theile vollendet worden sind, denn was der erste Abschnitt bot, war geeignet, auf das Ganze begierig zu machen. Auch als Fragment bildet das Werk für die betreffende Periode der Kunstgeschichte ein unentbehrliches Handbuch, und

Digitized by Google

es war nur eine gerechte Anerkennung, wenn Kinkel in Folge dessen zum außerordentlichen Professor ernannt wurde. Das Jahr 1846 sollte nicht nur seinen gelehrten, sondern auch seinen dichterischen Ruf steigern, und dies letztere geschah durch das höchst anmuthige kleine Epos „Otto der Schütz," welches mit der Zeit in der Gunst des Publicums mit 9 Auflagen stieg. Kinkels Entwicklung war noch in der schönsten Harmonie, aber die Stürme des Jahres 1848 schleuderten ihn aus dem ruhigen Geleise wissenschaftlichen Strebens und poetischen Schaffens mit einem Schlage hinaus auf die wandelbare Bahn politischer ja communistischer Bestrebungen. Von der Zeitströmung fortgerissen, gab er sich plötzlich bis zum Uebermaß der Leidenschaft jener Tage hin, und mit einem Aufgebot aller seiner Kräfte wirkte er für die demokratische Propaganda in der Volksversammlung sowohl, wie in der Presse. Durch seine Anregung entstanden in Bonn ein Handwerkerbildungsverein und ein demokratischer Verein; er war Verfasser der Flugschrift „Handwerk, rette dich" und Gründer des Arbeiterblattes „Spartacus"; er wurde auch von der radicalen Partei zum Abgeordneten in die zweite preußische Kammer gewählt und erhielt im August 1848 die Redaction der „Bonner Zeitung", die unter seiner bis zum December dauernden Leitung alsbald ein radicales Gepräge annahm und vor der Correctionalkammer des Cölner Landgerichts mehrere Processe auszufechten hatte. Doch nicht blos in Wort und Schrift, ebenso durch die That nahm Kinkel Antheil an der Revolution; man sah ihn mit seinem ursprünglich reinen, aber zügellos poetischen Enthusiasmus sich auch unter die Haufen der unverständigsten und böswilligsten Aufrührer mischen.

So war er nicht nur bei der Erstürmung des Zeughauses zu Siegburg im April 1849 zugegen; er befand sich auch in den folgenden Monaten unter den Reihen der badischen Insurgenten, und in der Pfalz war es, wo er den preußischen Executionstruppen als Gefangener in die Hände fiel. Er wurde vor das Kriegsgericht zu Rastatt gestellt und zum Verlust der Nationalcocarde, sowie zu lebenslänglicher Haft verurtheilt. Auf dem Zuchthaus zu Naugardt mußte nun der zu etwas Besserem Geborne im Gefangenenkittel die niedrigen Arbeiten der Sträflinge mit verrichten. Im April 1850 stand er nochmals vor dem Assisen zu Cöln, wurde jedoch von diesen nach einer sehr beredten Selbstvertheidigung in der Siegburger Angelegenheit freigesprochen. Man brachte ihn von hier nach Spandau; auf dem Transport dahin machte er einen verunglückten Fluchtversuch; im November desselben Jahres aber gelang es dem verwegenen Enthusiasmus des für ihn begeisterten Studenten Karl Schurz, Kinkel aus Spandau zu befreien unter begünstigenden Umständen, die noch nicht aufgeklärt sind. Kinkel wandte sich, ohne aufzuhalten zu werden, nach England, wo er Anfangs viel mit den dort sich zusammenfindenden Flüchtlingen aller Nationen verkehrte. Doch bald trat ein Zwiespalt ein, und Kinkel suchte nun eine Zeitlang, ohne Erfolg, die Deutschen in America für eine „Revolution der Zukunft" zu begeistern. Mißmuthig kehrte er endlich aus der neuen Welt nach London zurück, und dort lebt er jetzt als Professor der deutschen Litteratur an der Londoner Universität in einer pecuniär freilich nicht sehr behaglichen Stellung, ließt man die Briefe seiner Frau über seinen mühsamen Erwerb durch Stundengeben. Die Vorlesungen über die Litteratur seines Vaterlandes, die er zu verschiedenen Malen bereits vor einem gebildeten Kreise von Männern und Frauen gehalten, fanden, wie englische Blätter berichteten, den lebhaftesten Anklang, und vielleicht sind sie insofern nicht ohne heilsame Folgen für ihn geblieben, als es durch sie ihm wieder klar geworden sein mag, wo das eigentliche Feld seiner Begabung liegt, und daß er nicht zu der öffentlichen und hervorstechenden Rolle eines Agitators, sondern zu dem geräuschloseren, doch um so segensreicheren Wirken eines Dichters und gelehrten Forschers bestimmt ist. Auf der Barricade und der Tribune hat er weniger seinen Beruf gehabt als auf dem Katheder und in der Arena der Poeten, welche er nach 1848, d. h. nach dem Erscheinen von seinen und seiner Frau trefflichen „Erzählungen" erst vor kurzem wieder mit einem Drama, „Nimrod" betreten hat. Jene Erzählungen (bei Cotta erschienen), zum Theil im Genre der Dorfgeschichten, aber oft kühn und neu in der Erfindung, gehören zum Besten der deutschen Prosa von heute. Seine Gattin, die ihm Heimath und Glück geopfert und mit Begeisterung auch an seine politische Sendung glaubte, verlor er am 18. November 1858 durch einen plötzlichen gewaltsamen Tod. Sie litt an einer Herzenskrankheit und stürzte — wie es heißt aus Versehen — zum Fenster hinaus. Ferdinand Freiligrath sang ihr ein großartiges, classisch edles Gedicht nach. (22.)

Kingsley's Hypatia.

c. Dieser Roman, der auch noch einen Nebentitel: „Neue Feinde mit altem Gesicht" führt, hat in England großes Aufsehen gemacht, und wird nicht minder die gebildeten Leser in Deutschland, die sich mit ihm vermittelst einer vor kurzem (in Leipzig bei Brockhaus) erschienenen und vom Frhn. v. Bunsen bevorworteten Uebersetzung einer Dame von Stande, Sophie von Gilsa mit Namen, bekannt machen können, auf lebhafte Weise anziehen. — Charles Kingsley, ein bei seinen Landsleuten in höchster Achtung stehender Mann, ist seiner Wahl und seinem Berufe nach Pfarrer in Eversley, seiner ursprünglichen Begabung zufolge aber zugleich auch ein ächter Dichter, wie er schon früher durch die drei Erzählungen „Alton Locke", „Westward Ho" und „Two Years ago", ferner durch sein classisches Drama von der heiligen Elisabeth (The Saint's Tragedy), vor allem jedoch durch seine „Hypatia" kundgethan hat, welche zuerst allmählich in „Frasers Magazine" und 1852 als vollendetes Werk erschien. Es ist ein historischer Roman, der am Beginn des fünften Jahrhunderts unserer Zeitrechnung spielt und den letzten blutigen Kampf des hellenischen Heidenthums mit der christlichen Kirche zum Gegenstand hat. Den Schauplatz bildet Alexandria, damals die Weltstadt, wo — wie Bunsen im Vorworte sagt — „alle vier Elemente der sogenannten alten Welt sich zusammengefunden hatten im Wunderlande des Alterthums, unter dem Volke, welches auf sie alle mit dem Stolz uralter Gesittung und dem Groll eines vieltausendjährigen Druckes herabsah. Da stand, heimisch geworden, das Hellenenthum, als Bildung und Philosophie; das Römerthum, als Nachfolger des Macedonenthums, als Herrscherkraft und Recht. Da auch hatte das Judenthum seinen Platz eingenommen, der älteste Gast des Pharaonenlandes. Von Allen gehaßt und Alle haßend, mit sei-

Digitized by Google

ner Abgewandtheit von Allem, was den Geist Japhets bewegt, aber auch gerade wegen des Druckes und Hasses der Welt die ihm eignen Vorzüge und berechnende Verstandesüberlegenheit fühlend, hielt es fest zusammen und deutete die Noth der Zustände zu seinem Vortheile nicht ohne Schadenfreude aus. Da endlich hatte auch das Christenthum die dem Hellenischen gemäßeste Form gewonnen. Die hierarchische Gestaltung hatte auch das Gemeindeleben geschwächt und einseitig umgebildet. Das Volkselement hatte sich als Einsiedler- und Mönchthum gestaltet. Gegründet von einigen großen und tiefen Geistern, die sich von dem Leben der Hellenen und Römer zurückzogen und das weltliche Treiben der Alexandrinischen Christen flohen, waren sie die heilige Milij des Hierarchismus geworden. Die Mönche, von welchen die libysche Wüste wie die Thebais wimmelte, stehten unablässig den Untergang der Welt herab, aus welcher sie sich geflüchtet hatten, oder von welcher sie weggedrängt und ausgestoßen waren. Sie schaarten sich zusammen, wenn die gemeinsame Sache es forderte. Bei Hypatia's Ermordung waren sie die Henkersknechte, und diese That war das symbolische Todesopfer des heidnischen Geistes."

Soweit Bunsen. Die Heldin des Romans, Hypatia, eine junge Griechin von classischer Schönheit, war nämlich eine berühmte heidnische Philosophin, der neuplatonischen Schule angehörig, die — wie es in der Erzählung selber heißt — „festhalten wollte an dem alten Glauben, während Alles ihn verließ . . . glauben, ungeachtet aller Täuschungen . . . hoffen, selbst gegen die Hoffnung, sich erhaben zeigen über den Haufen . . . bis zum Ende kämpfen gegen den neuen, allgemeinen Aberglauben eines faulen Zeitalters, für den Glauben ihrer Vorväter, für die alten Götter, die alten Helden, die alten Weisen, welche die Geheimnisse des Himmels und der Erde ergründeten — und vielleicht siegen — wenigstens belohnt werden!" Indeß die Ideen, denen sie noch hingegeben war, hatten bereits aufgehört, weltbewegende zu sein; die Götter des Olymps wurden zu Götzen erniedrigt und ihre Priester und Priesterinnen als Feinde des wahren Glaubens von den fanatischen Anhängern einer neuen Religion aufs erbitterste verfolgt, ja oft sogar grausam und bis zum Tode gepeinigt — ein Schicksal, welches eben auch Hypatia traf, die 415 oder 417 im Cäsareum, an den Stufen des Altars und unter dem Bilde des Erlösers von einem wilden Volkshaufen ermordet wurde. Diese Zeit nun, die Zeit des Unterganges des Griechen- und Römerthums in seiner Versunkenheit und Verlogenheit, sowie des Sieges des mit jugendlicher Kraft und Frische einherschreitenden, und wenn gleich noch nicht durch Maß und Sitte veredelten, doch die Keime des Besseren schon in sich tragenden christlich-germanischen Geistes, — die große Zeit, in der eine alte Welt zusammenstürzt und auf ihren Trümmern eine neue sich gründet, unter all den heftigen Erschütterungen und gewaltsamen Symptomen, mit denen eine neue Epoche in der Weltgeschichte sich anzukündigen pflegt — diese Zeit erscheint bei Kingsley in einem Bilde, welches ebenso wohl in der erhabenen tiefsinnigen Conception, als in der genialen und von poetischem Geiste durchdrungenen Ausführung des Einzelnen Zug für Zug die Hand eines Meisters verräth. Alle Schönheiten des Werkes hier aufzuzählen, kann uns nicht beifallen, und wir wollen nur noch auf Eines aufmerksam zu machen. Kingsley hat vielleicht kaum minder umfassende Studien für sein Buch gemacht als Gibbon, bekanntlich der eigentliche Geschichtschreiber jener denkwürdigen Epoche. Wie vertraut er mit dem Gegenstande ist, zeigte der Erstere auch durch seine aus Vorlesungen in Edinburg entstandene Broschüre: „Alexandrien und seine Schulen" (1854) — aber doch hält sich „Hypatia" — um mit einigen Bunsenschen Worten zu schließen — „so fern von allem Schein der Gelehrsamkeit, und die Forschung ist in ihr so ganz verklärt in die Freiheit der schaffenden dichterischen Darstellung, daß man das ganze Buch lesen und Menschen und Zeit verstehen kann, ohne eine Ahnung zu haben, daß Allem eine durch Forschung gefundene historische Wahrheit innewohne." Wir betonen gerade dies um so mehr, weil bei uns in Deutschland auch noch in der jüngsten Zeit einige Romane erschienen sind, worin die Schwerfälligkeit des historischen Materials den leichteren Bau poetischer Erfindung fast zu erdrücken droht.

An die Erwähnung der „Hypatia" knüpfen wir die Notiz, daß die sehr talentvolle und sprachgewandte Uebersetzerin dieses Romans, Sophie von Gilsa, vor kurzem auch eine Auswahl englischer Gedichte in freier Nachbildung hat erscheinen lassen.

Geographische Wanderungen von Karl Andree.

st. Unter diesem Titel hat der bewährte Kenner der americanischen und europäischen Gegenwart die wichtigsten der Besprechungen, die er den großen Interessen der Zeit während der letzten Jahre widmete, zu zwei elegant und sauber ausgestatteten Bänden vereinigt. Wir möchten diese Aufsätze Baken und Tonnen nennen, die Andree auf den mächtig rauschenden Zeitstrom legt, damit wir das Flußwasser mitten unter den Wandeln und Wirbeln, Sandbänken und Untiefen nicht aus den Augen verlieren. Die ineinander greifenden und gegeneinander kämpfenden Factoren der Gegenwart finden alle eine unparteiische Würdigung, die Engländer und Franzosen so gut, wie ihre nebenbuhlenden Schooßkinder, Euphratbahn und Suezcanal, die Nordamericaner und ihre Unternehmungen im Westen und in Centralamerica nicht minder als die Fortschritte der Russen in Centralasien, hier die großen Regungen in der Südsee und dort das stagnirende Leben der africanischen Westküste. In stylistischer Beziehung steht der Aufsatz: Frankreich und die Franzosen, obenan. Das meiste Neue, auf schwierigen Localuntersuchungen fußend, bietet der Artikel: Die Russen und die Engländer in Centralasien. In die räthselhaften Andeutungen russischer und englischer Quellen über die Vorgänge am Herirud und in den turkmanischen Steppenoasen, welche so oft die Berzweiflung der eifrigsten Politiker sind, bringt Andree helles Licht und Zusammenhang. Nach seinen Angaben lassen sich die Positionen der Engländer und Russen jenseit des Hindukusch in die Karten mit Genauigkeit eintragen. Der scharfe und weite Blick, mit dem Andree die Culturelemente verfolgt, wie sie in tausend kleinen Canälen ihrer Bestimmung folgen, um zu einem vollen Strom vereinigt eine neue Welt zu befruchten, verräth sich im „Erwachen der Südsee." Mit gediegener Wissenschaftlichkeit besprechen zwei zusammengehörende

Digitized by Google

Aufsätze: „Die afrikanische Republik Liberia“ und „Onkel Toms Urheimath“, die Stellung der Schwarzen im Völkerleben. Fügen wir hinzu, daß auch Centralamerica und die projectirten Straßen von Meer zu Meer volle Berücksichtigung finden, so erhalten wir ein Ganzes von großen und weltbewegenden Interessen, in das von einem nicht blos kundigen, sondern auch geistreich und schön erzählenden Führer sich einweihen zu lassen keinen Leser gereuen wird.

Die Marianische Ritterkapelle zu Haßfurt.

ε. Haßfurt, ein freundliches und gewerbreiches Städtchen von 2000 Einwohnern in einer der schönsten Gegenden Unterfrankens am Einflusse der Nassach in den Main, vormals Hauptort des Haßgaues, ist gegenwärtig eine Hauptstation an der Eisenbahn zwischen Bamberg und Schweinfurt. Amphitheatralisch umgeben von den Haßbergen und dem durch das Mainthal von diesen geschiedenen Steigerwald, an deren Abdachungen, Bergshöhen und Thalgründen ein sehr großer Theil des fränkischen Adels seinen Stammsitz hatte und theils noch hat, bot Haßfurt wegen seiner romantischen und ruhigen Lage den gelegensten Ort für die ritterlichen Kampfspiele jener Zeit und für Versammlungen und Berathungen in allgemeinen Landesangelegenheiten, und wie die fränkische Sage der Turniere zu Haßfurt häufig Erwähnung thut, so weiß die Geschichte auch verschiedene Zusammenkünfte der deutschen Fürsten und des deutschen Adels daselbst nach. Hat auch nun Haßfurt im Laufe der Zeit seine Bedeutung als Versammlungsort zu ritterlichen Kampfspielen und ernsten Besprechungen verloren, so hat es sich doch eine Zierde und einen Anziehungspunkt durch die Reihe der abgelaufenen Jahrhunderte erhalten, und wird diesen, wie es scheint, auch durch die noch folgenden Jahre bewahren. Es ist dies seine sogenannte „Ritterkapelle, Templum seu Sacellum Marianum Equestre“, eine merkwürdige alterthümliche Votiv- und Wallfahrtskirche, die mit ihrem gnadenreichen Muttergottesbilde von jeher ein Gegenstand hoher Verehrung für die katholische Bevölkerung der nähern oder fernern Umgegend war, und die noch jetzt alljährlich an Mariä Geburtsfeste von circa 30,000 Wallfahrern besucht wird, ein Denkmal des Mariencultus, einzig in seiner Art, nicht nur wegen seines Alters und seines köstlichen deutschen Kunststyles aus dem 14. Jahrhundert, sondern auch als geschichtliches Monument der ältesten Fürsten- und Adelsgeschlechter Deutschlands, deren Stammwappen den Fries der Kapelle zieren. Ihre Gründung war nämlich ein frommes Werk der „Marianisch deutschen Ritterschaft“, unter der die fränkischen Ritter die überwiegende Mehrzahl bildeten, weshalb auch die fränkischen Geschichtschreiber gewöhnlich nur sagen, daß sie von dem fränkischen Adel errichtet worden sei. Was ihre Erbauung anlangt, so gehört dieselbe ebenso wie die Bildung der verschiedenen „Marianischen“ Ritterbündnisse (z. B. der fränkischen Georgen- oder der Hennebergischen St. Christophsgesellschaft), ihrer ursprünglichen Gestalt nach bereits der Zeit nach den Kreuzzügen, dem 14. Jahrhundert, an. Damals, d. h. unter der Regierung des beim Baue besonders betheiligten Wolframs v. Grumbach, Fürstbischofs zu Würzburg und Rathes des Kaisers Ludwig von Bayern, entstand auch schon die Krone des Ganzen, das Kleinod, welches dem Monumente eigentlich seine hohe und unübertroffene Bedeutung gegeben hat, der berühmte „hohe Chor“ nämlich, ein Wunderwerk der Architektonik, welches in den gefälligsten Formen, in den leichtesten und schönsten Verhältnissen seiner Glieder sich zu einer Gesammthöhe von 93 Fuß erhebt und von einem mit beispiellofer Kühnheit erfundenen, kunstreichen und zierlichen Netzgewölbe überdeckt ist. Die Ausführung mehrerer anderen Theile des Gebäudes, sowie dieselben sich jetzt darstellen, stammt aus dem 15. oder gar erst aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts. Unter dem Fürstbischof Johannes v. Bron nämlich ward die Kapelle zum ersten Mal restaurirt und bei der Gelegenheit auch das gegenwärtige Schiff und die Sacristei erbaut. Eine zweite Restauration schien dann unter der Regierung des Fürstbischofs Julius, Echter v. Mespelbrunn, nöthig, und sie wurde Veranlassung zur Errichtung des jetzigen Hochaltars und des gewaltigen Dachwerkes, sowie zur Neufassung der Seitenaltäre. Von da an sehr lange ohne Beachtung gelassen, hat erst unsere Zeit das seltene Monument wieder erkannt und zu würdigen verstanden, und es ist der Wunsch rege geworden, das seinem Verfall nun mehr als je mit Riesenschritten entgegengehende Bauwerk einer abermaligen Herstellung zu unterziehen, wozu der berühmte Architekt und Kenner der mittelalterlichen Kunst, Karl v. Heideloff, verschiedene treffliche Pläne entworfen hat. Im Jahre 1853 constituirte sich in Haßfurt ein eigener „Verein zur Restaurirung der Ritterkapelle,“ und dieser nahm bald genug die Wiederherstellung des herrlichen Kunstdenkmals getrosten Muthes in Angriff. Aber das Städchen allein ist nicht im Stande, die auf 70—80,000 Gulden berechneten Kosten des Baues zusammenzubringen, und so ist denn neuerdings von Seiten des Vereins eine gedruckte Aufforderung zu Geldsammlungen in allen deutschen Städten verbreitet worden. Einer der Ersten, welcher sich an dem so patriotischen und pietätsvollen Unternehmen durch reichliche Spenden betheiligte, war der König von Bayern. Es sollen die Beiträge, sowohl von Einzelnen, als von ganzen Genossenschaften, an Herrn Landrath Baumann in Haßfurt, den Vorstand des genannten Vereins, eingesendet werden, und der letztere hofft, daß gerade in unsern Tagen, in welchen die Dome zu Cöln, Speyer, Mainz, Worms u. s. w. ebenfalls wieder durch die Beisteuern von Hoch und Niedrig, von Arm und Reich fortgebaut oder restaurirt worden sind, auch dem Plan zur Wiederherstellung der Haßfurter Ritterkapelle nicht die allgemeine Theilnahme fehlen werde.

Stotternde und Buckelige auf den Brettern.

ε. Der unversiegbare Quell Scribe'scher Productionskraft hat zwei neue amusante Lustspiele zu Tage gefördert, von denen sich das eine „les doigts de fée“ und das Andere „les trois Maupins“ betitelt. Ersteres ist auch den deutschen Bühnen schon zugänglich geworden und scheint seine Anziehungskraft diesseit wie jenseit des Rheines zu bewähren. Ein Haupteffect des Stückes beruht auf dem Umstand, daß der junge Held mit dem Fehler des Stotterns behaftet ist, und wenn dies in Paris als etwas Neues oder wenigstens noch selten auf dem Theater Gehörtes belächelt wird, so können wir dagegen anführen, daß bei uns Frau Charlotte Birch-Pfeiffer z. B. schon vor einem Viertel-

Digitized by Google

jahrhundert Stotternde sowohl wie Buckelige in Scene setzte. Man erinnere sich nur an den famosen „Steffen Langer aus Glogau", der sich wohl auch jetzt noch auf der Bühne zeigt. Grillparzer brachte in „Wehe dem der lügt" sogar einen Gretin, der nicht einmal flottert, sondern nur inarticulirte Laute ausstößt. Frau Birch hat jetzt wieder einen Buckel, einen erkünstelten, aus den Requisiten hervorgesucht, nur zu einem komischen Effect. Bei „Fräulein Höckerchen", in der Wiener Burg sowohl wie im Hoftheater zu Berlin aufgeführt, ist der Höcker nämlich nicht Natur, sondern nur Verstellung; die reiche Erbin Rosalinde will wissen, ob sie nur ihres Geldes wegen von der jungen Männerwelt begehrt wird und erscheint deshalb in wahrer Gestalt blos unter der Maske einer von ihr fingirten armen Stiefschwester Adele, während sie in eigner Person sich mit dem Auswuchs belastet zeigt, welchen sie für diesen Fall hinter den Coulissen jedes Mal erst anschnallt. Sie erkennt so die eigennützigen Absichten ihrer vielen Freier; sie wird aber auch inne, daß ein junger Maler allein es ehrlich meinte und nicht nach Vermögen trachtete. Man rühmt an dem Lustspiel die Menge leicht zu gebender Kollen, den Reichthum an naheliegenden und doch wirksamen Situationen, die meist sehr naturgetreue, nur stellenweise etwas zu shargirte Charakteristik, und es heißt, durch das Ganze gehe ein Geist der Heiterkeit und gemüthlichen Komik, der sich dem Zuschauer mittheile. Die „Grille", die sich früher in Berg und Thal herumtrieb, scheint als Fräulein Höckerchen in den Salon versetzt zu sein.

Lorck's Eisenbahnbücher. Conversations- und Reise-Bibliothek.

In Bändchen von dem Inhalt eines gewöhnlichen Octavbandes. Preis für den Band 10 Ngr.

Inhalt der bis jetzt erschienenen 30 Bände.

1. **Aus der russischen Gefangenschaft.** Von Alfred Royer. Aus dem Englischen von C. A. Kretzschmar.
2. **Ein Besuch im türkischen Lager.** Von Hans Wachenhusen.
3. **Katie Stewart.** Aus dem Englischen von J. Seybt.
4. **Von Widdin nach Stambul.** Streifzüge durch Bulgarien und Rumelien. Von Hans Wachenhusen.
5. **Ein Sommer in Schleswig.** Skizzen und Bilder von Dr. H. Aus dem Dänischen von H. Helms.
6. **Eine Nordfahrt.** Streifzüge in Island von Pliny Miles. Aus dem Englischen (American.) v. W. C. Drunglin.
7. **Benjamin Franklin.** Eine Biographie von F. A. Mignet. Aus dem Französischen von Dr. Eb. Burckhardt.
8. **Die Mormonen.** Ihr Prophet, ihr Staat und ihr Glaube. Von Dr. Moritz Busch.
9. **Kaiser Nikolaus I.** Vom Grafen de Beaumont-Vassy.
10. **Das neue Paris.** Von Hans Wachenhusen.
11. **Wolfert's Rust.** Von Washington Irving. Deutsch von W. C. Drunglin.
12. **Skizzen u. Bilder aus der Krim.** Von S. Steinhard.
13. **Tolla Feraldi.** Von Ed. About. Deutsch von Dr. A. Diezmann.
14. **Aus dem Seeleben.** Von Basil Hall. Deutsch von W. C. Drunglin.
15. **Finnland und seine Bewohner.** Von M. v. Lindeman.
16. **Der Löwenjäger.** Von Jules Gerard. Deutsch von Dr. A. Diezmann.
17. **Sicilianische Novellen und Skizzen.** Von H. P. Holst. Deutsch von H. Helms.
18. **Das Fräulein von Malepeire.** Von Reybaud. Aus dem Französischen von C. W. Blech.
19. **Eine Novelle aus Lappland.** Von G. H. Mellin. Aus dem Schwedischen von H. Helms.
20. **Leipzig. Skizzen aus der Vergangenheit und Gegenwart.** Von Dr. A. Diezmann.
21. **Ein indischer Königshof.** Nach dem Englischen des W. Knighton. Von L. Thiele.
22. **Von Cöln bis Worms u. Speyer.** Von F. G. Kühne.
23. **Das Klosterleben Karls V.** Von W. H. Prescott. Aus dem Englischen (Americanischen) von J. Seybt.
24. **Aus den Annalen der englischen Aristokratie** nach J. B. Burke. Deutsch bearbeitet von J. Seybt.
25. **Bilder aus den Alpen.** Erinnerungen eines Malers. Von Ludwig Thiele.
26. **Die Entdeckungsreisen in Nord- und Mittel-Afrika** von Richardson, Overweg, Barth und Vogel. Herausgegeben von Karl Arenz. Mit einer Karte.
27. **Im Elbthal** von Meißen bis Leitmeritz. Von Ludwig Thiele.
28. **Nach Norwegen.** Von Friedrich Mehwald.
29. **Eine Winterreise durch Lappland.** Von Bayard Taylor. Deutsch bearbeitet von Friedr. Cosmann.
30. **Leben Georg Stephensons.** Nach Samuel Smiles Deutsch bearbeitet von L. Thiele.

Stimmen der Presse über das Unternehmen.

Schön und nützlich, billig und gut, populär und gediegen — das sind allerdings oft schwer zu verbindende Forderungen, indessen wer diesen zu entsprechen weiß, dem eröffnet sich in den Eisenbahn- und Reise-Bibliotheken ein Californien, welches den Vorzug hat, daß es unerschöpflich ist, wie die Reiselust und das Lesebedürfniß der modernen Menschheit. Darum frisch voran! (Köln. Ztg.)

Je weiter sich die Civilisation ausbreitet, und ihre Strahlen auch bis in jene Regionen dringen, die sonst von den Segnungen einer geistigen Entwicklung fern bleiben, je mehr stellt sich das Bedürfniß einer Literatur heraus, die die Resultate der weiter vorgeschrittenen Wissenschaften und Kenntnisse in zugänglicherer Weise auch den weniger Vorbereiteten mittheilt und nicht etwa in breiartigem, populärstrendem Kindergeschwätz, sondern in männlich ernstem Tone das Volk belehrt und dadurch auch sittlich hebt. Die „Eisenbahnbücher" bringen eine reiche Ausbeute schätzenswerther Beiträge zu dem angedeuteten Zwecke. (Brünner Ztg.)

Lorck's „Eisenbahnbücher" haben mehr als Eine gute Eigenschaft. Erstens sind sie billig und gut ausgestattet; von den Uebersetzungen ist zu rühmen, daß sie fließend sind; die deutschen Original-Arbeiten haben eine leichte und populäre Haltung. Bei Auswahl des Stoffes waren Vielseitigkeit und Tagesinteresse die Hauptmaßstäbe. — Wenn die „Eisenbahnbücher" dieser Richtung treu bleiben, so werden sie sich auch als Familienbücher einbürgern. (Köln. Ztg.)

Die Eisenbahnbücher zeichnen sich nicht nur durch Billigkeit des Preises, sondern auch durch die Auswahl des Stoffes aus, welcher dem Zweck der Sammlung, angenehme Unterhaltung und nützliche Belehrung, bestens entspricht. (Triester Ztg.)

Die erschienenen Bände sind ganz geeignet, den Leser zu überzeugen, daß die Verlagshandlung sich bestrebt hat, der Tendenz des eben so zeitgemäßen als empfehlenswerthen Unternehmens gerecht zu werden. (Preßburg. Ztg.)

Der den Eisenbahnbüchern in ihrer blosherigen Entfaltung mitgegebene Wechsel trägt die Bürgschaft in sich, daß sie in ihren locomotivähnlichen schwarzrothen Uniformen immer belmischer in den Kreisen werden dürften, die reisend und lesend zugleich das Wort des Dichters an sich bewahrheiten können:

„Im engen Kreis verenget sich der Sinn
Der Mensch wächst mit den höhern Zwecken."
(Gersdorff, Revert.)

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Nies'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

Digitized by Google

№ 3. **Europa.** 1859.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 15. Januar.

Inhalt.

Größere Aufsätze: Der Stein der Weisen. — Die ionischen Inseln. — Annabel Lee von Edgar Allan Poe, deutsch von Fr. Spielhagen. — Die Männer der serbischen Bewegung. (Milosch Obrenowitsch, Michael Obrenowitsch, Alex. Karageorgewitsch, Elias Garaschanin, Wukfitsch Peritschisch.) — **Chronik:** Marienbader Gedenkbuch. - Eckhardt's Sokrates. - Der Freischütz in Berlin. - Friedrich Spielhagen. - Dannecker's schönste Arbeit. - Neue Romane. - Aus der Kunstwelt.

Der Stein der Weisen.

Ein Märchen.

Weit hinten im Indialande, weit gen Osten am Ende der Welt, stand der Sonne Baum, ein prächtiger Baum, wie wir niemals einen gesehen haben und auch nie zu Gesicht bekommen werden. Die Krone erstreckte sich mehrere Meilen in der Runde; eigentlich war es ein ganzer Wald, jeder ihrer kleinsten Zweige bildete wiederum einen ganzen Baum; es wuchsen hier Palmen, Buchen, Pinien, Platanen, alle Arten der Bäume, die sich ringsum in der ganzen Welt vorfinden, schossen hier als kleine Zweige aus den großen Zweigen hervor, und diese selbst in ihren Windungen mit ihren Knorren und Aesten bildeten gleichsam Thäler und Hügel, bekleidet mit einem sammetweichen Grün und von Blumen überwuchert. Jeder Zweig war wie eine weite blühende Wiese, oder wie der anmuthigste Garten. Hier sammelten sich die Vögel aus allen Weltgegenden, die Vögel aus den Urwäldern des fernen America, aus den Rosengärten von Damaskus, aus den Wüsten Africa's, in welchen der Elephant und der Löwe Alleinherrscher zu sein sich rühmen; die Polarvögel kamen hierhergezogen und natürlicherweise fehlte nicht der Storch und die Schwalbe. Allein die Vögel waren nicht die einzigen lebenden Geschöpfe. Der Hirsch, das Eichkätzchen, die Antilope und hundert andere schöne und leichtfüßige Thiere waren hier zu Hause; die Krone des Baumes war ja ein ausgedehnter duftender Garten, und inmitten desselben, wo die großen Zweige sich zu einem grünen Hügel erhoben, lag ein Schloß von Krystall mit Aussicht nach allen Weltgegenden. Jeder Thurm erhob sich in der Form einer Lilie, man konnte durch den Stengel hinaufsteigen, denn im Innern desselben war eine Treppe; man konnte auf die Blätter wie auf Balcons hinaustreten, und oben in dem Blumenkelch selbst befand sich der schönste strahlende Rundsaal, über den kein anderes Dach sich wölbte als das blaue Firmament mit Sonne und Sternen.

Ebenso prächtig, wenn auch in anderer Art, war es unten in den weiten Sälen des Schlosses. Hier an den Wänden spiegelte sich die ganze Welt ringsum ab, man sah Alles was geschah, so daß man keine Zeitungen zu lesen nöthig hatte, und die waren denn auch nicht dort zu haben. Alles war in lebenden Bildern zu schauen, wenn man es nur sehen mochte, — denn zuviel bleibt doch zuviel, selbst für den weisesten Mann, und dieser wohnte hier. Sein Name ist gar schwer; Du wirst ihn nicht aussprechen können, er mag deshalb ungesagt bleiben. Er wußte Alles, was ein Mensch auf Erden wissen kann und zu wissen bekommen wird; jede Erfindung, die schon gemacht war oder gemacht werden würde, war ihm bekannt, aber Mehr auch nicht, denn Alles in der Welt hat seine Grenze. Der weise König Salomo war nur halb so klug, und Der war doch sehr klug und herrschte über die Naturkräfte, über mächtige Geister, ja der Tod selbst mußte ihm jeden Morgen eine Liste von denjenigen bringen, die an dem Tage sterben sollten. Aber König Salomo selbst mußte auch sterben, und dieser Gedanke war es, welcher oft in der lebhaftesten Weise den Forscher, den mächtigen Herrn auf dem Schlosse im Baume der Sonne beschäftigte. Auch er, wie hoch er auch an Weisheit über den Menschen stand, mußte einmal sterben, das wußte er, auch seine Kinder mußten dahinwelken wie das Laub des Waldes und zu Staub werden. Er sah das Menschengeschlecht hinwelken wie die Blätter am Baume, sah neue an deren Stelle treten, aber die Blätter, die abfielen, sproßten nie wieder hervor, sie zerfielen in Staub, gingen in andere Pflanzentheile über. Was geschieht wohl mit dem Menschen, frug der Weise sich, wenn der Engel des Todes ihn berührt? Was ist wohl der Tod? Der Körper lös't sich auf, und die Seele — ja was ist die Seele? Wohin geht sie? „Zum ewigen Leben," spricht der Trost der Religion, allein wie ist der Uebergang? Wo lebt man, und wie? „Im Himmel droben!" spricht der Fromme, „dort hinauf gehen wir!" „Dort hinauf!" wiederholte der Weise und richtete den Blick auf Sonne und Sterne. „Dort hinauf!" Er sah aber vom Erdball aus, daß Oben und Unten ein und dasselbe bleibt, je nachdem man auf der schwebenden Kugel stehe. Und

Digitized by Google

stieg er hinauf, so hoch wie die höchsten Berge der Erde ihre Kuppen erheben, da wurde die Luft, die wir unten klar und durchsichtig nennen, „der reine Himmel", eine rabenschwarze Finsterniß, fest ausgespannt wie ein Tuch, und die Sonne gestaltete sich glühend ohne Strahlen, unsere Erde lag in einem orangenfarbenen Nebel gehüllt. Wie eng waren die Grenzen des körperlichen Auges, wie wenig erblickte das Auge der Seele; wie wenig wußte selbst der Weiseste von dem was uns das Wichtigste ist!

In der verborgensten Kammer des Schlosses lag der größte Schatz der Erde: „Das Buch der Wahrheit." Blatt für Blatt las der Weise; jeder Mensch kann in diesem Buche lesen, allein nur stückweise. Vor manchem Auge gleichsam zittert die Schrift, so daß es die Worte nicht zusammenzusetzen vermag; auf einzelnen Blättern erscheint die Schrift oft so blaß, so verschwommen, daß nur ein leeres Blatt sich zeigt. Je weiser Einer ist, um so mehr liest er, und der Weiseste liest am meisten. Er wußte das Sonnenlicht, das Sternenlicht, das Licht verborgener Kräfte und das Licht des Geistes zu vereinigen, und durch dieses verstärkte Licht trat vor ihm noch Manches der Schrift hervor; allein bei dem Abschnitt des Buches, dessen Ueberschrift lautet: „Das Leben nach dem Tode" war auch nicht einmal ein Pünktchen zu erblicken. Das schmerzte ihn; sollte er es nicht vermögen, hier auf dieser Erde ein Licht ausfindig zu machen, durch welches Alles ihm sichtbar würde, was hier im Buche der Wahrheit stand?

Wie der weise König Salomo verstand er die Sprache der Thiere, vernahm ihren Gesang, ihre Rede, allein dadurch wurde er nicht klüger; er fand die Kräfte der Pflanzen und Metalle heraus, die Kräfte zur Beseitigung von Krankheiten, zur Verschiebung des Todes, allein keine um den Tod zu vernichten. In allem Geschaffenen, das ihm erreichbar war, suchte er das Licht, das die Vergewisserung eines ewigen Lebens zu bestraßlen vermochte, allein er fand es nicht; das Buch der Wahrheit lag wie mit unbeschriebenen Blättern vor ihm. Das Christenthum zeigte ihm in der Bibel die Worte der Verheißung von einem ewigen Leben, allein er wollte es in seinem Buche lesen; hier aber erblickte er Nichts darüber.

Er hatte fünf Kinder; vier Söhne, unterrichtet wie die Kinder des weisesten Vaters es nur sein können, und eine Tochter, schön, mild und klug, aber blind, doch schien dies ihr keine Entbehrung zu sein; der Vater und die Brüder waren ihr Augen und die Innigkeit ihres Gemüths sah für sie.

Noch nie hatten die Söhne sich weiter vom Schlosse entfernt, als die Zweige des Baumes sich erstreckten, viel weniger die Schwester; sie waren glückliche Kinder im Lande der Kindheit, in dem schönen, duftenden Baum der Sonne. Wie alle Kinder liebten sie es sehr, wenn man ihnen Etwas erzählte, und der Vater erzählte ihnen Vieles, was andre Kinder nicht begriffen haben würden; jene waren aber auch ebenso klug, wie bei uns die meisten erwachsenen Menschen. Er erklärte ihnen das, was sie in den lebenden Bildern an den Wänden des Schlosses erblickten: das Thun der Menschen und den Gang der Ereignisse in allen Ländern der Erde, und oft ließen die Söhne den Wunsch verlauten, dabei zu sein und Theil zu nehmen an allen den Großthaten, und der Vater sagte ihnen alsdann, daß es draußen in der Welt mühsam und herbe sei, daß die Welt nicht ganz so sei wie sie dieselbe von ihrer herrlichen Heimath aus erblickten. Er sprach zu ihnen von dem Schönen, dem Wahren und dem Guten, sagte ihnen, daß diese drei die Welt zusammenhielten, und daß sie unter dem Druck, den sie erleiden mußten, sich in einen Edelstein gestalteten, klarer als das Wasser des Diamanten, in einen Edelstein, dessen Glanz vor Gott einen Werth habe und der Alles überstrahle und eigentlich der sogenannte „Stein der Weisen" sei. Er sagte ihnen, wie man durch das Erforschen zur Ueberzeugung vom Dasein eines Gottes gelange, so könne man durch die Menschen selbst zu der Gewißheit kommen, daß ein solcher Edelstein vorhanden sei. Diese Erzählung hätte nun die Fassungsgabe andrer Kinder übersteigen, allein diese begriffen sie, und schließlich werden die Anderen auch noch dahinter kommen.

Sie frugen den Vater über das Schöne, Wahre und Gute, und er erklärte es ihnen, sagte ihnen Vieles, sagte ihnen auch, daß Gott, als er die Menschen aus Erde schuf, seiner Schöpfung fünf Küsse gab, Feuerküsse, Herzensküsse, innige Unser-Herrgottküsse, die wir jetzt die fünf Sinne nennen; durch sie werde das Schöne, das Wahre und das Gute gesehen, vernommen und begriffen, durch sie gewürdigt, geschirmt und gefördert, fünf Sinne seien gegeben nach innen und nach außen, Wurzel und Gipfel, Körper und Seele.

Hierüber sannen die Kinder nun sehr nach; es war ihr Gedanke am Tage und in der Nacht. Da träumte der älteste der Brüder einen herrlichen Traum, und sonderbar genug, der zweite Bruder träumte denselben, und der dritte und der vierte auch; jeder von ihnen träumte ganz dasselbe wie er hinauszog in die Welt und den Stein der Weisen fand; derselbe strahlte als eine leuchtende Flamme an seiner Stirn, als er in dem Morgendämmerschein auf seinem pfeilschnellen Roß zurückritt über die sammetgrünen Wiesen im Garten der Heimath hinein in das Schloß des Vaters. Und der Edelstein warf ein so himmlisches Licht und einen solchen Schein auf die Blätter des Buches, daß Alles sichtbar ward, was von dem Leben jenseits des Grabes geschrieben stand. Die Schwester aber träumte Nichts vom Hinausziehen in die weite Welt, es kam ihr gar nicht in den Sinn; ihre Welt war das Haus ihres Vaters.

„Ich reite hinaus in die weite Welt!" sprach der älteste, „ich muß doch das Leben der Welt versuchen und mich unter den Menschen bewegen, ich will nur das Gute und das Wahre; mit diesen schirme ich das Schöne. Vieles soll anders werden, wenn ich dabei bin!" Ja, er dachte muthig und groß, wie wir es Alle thun zu Hause hinterm Ofen, bevor wir in die Welt hinaus kommen und Regen und Wind, Dornen und Disteln versucht haben.

Bei ihm wie bei den andern Brüdern waren die fünf Sinne nach innen und nach außen höchst ausgebildet, aber Jeder von ihnen besaß namentlich einen Sinn, welcher in

Digitized by Google

Bezug auf Kraft und Entwickelung die andern Sinne überragte. Bei dem Aelteſten war es das Geſicht; das namentlich ſollte ihm zu Statten kommen. Er habe Augen für alle Zeiten, ſagte er, Augen für alle Völker, Augen, die bis in die Erde blicken konnten wo die Schätze liegen, und tief in die Bruſt der Menſchen, als ſchütze dieſelbe einfach nur eine Glasſcheibe, — das heißt, er ſah mehr als wir zu entdecken vermögen auf der Wange, die erröthet oder erblaßt, in dem Auge, das trauert oder lacht. Hirſch und Antilope gaben ihm das Geleite bis an die Grenze gen Weſten, und dort empfingen ihn die wilden Schwäne und flogen gen Nordweſten; dieſen folgte er, und nun war er weit hinaus in die weite Welt gelangt, weit vom Lande des Vaters, das ſich gen Oſten bis ans Ende der Welt erſtreckte.

Aber was er für Augen machte! Vieles war hier zu ſehen, und es iſt etwas ganz Anderes, den Ort und die Sache ſelbſt zu ſehen, als ſie im Bild zu ſchauen, wenn dieſes auch noch ſo gut iſt, wie es die Bilder im Schloſſe ſeines Vaters waren. Er war nahe daran, im erſten Augenblick beide Augen vor Erſtaunen über all den Rumpel, all den Faſtnachtsputz zu verlieren, der das Schöne vorſtellen ſollte; allein er verlor ſie nicht, er hatte anderes für ſie zu thun. Er wollte gründlich und ehrlich in der Erkenntniß des Schönen, Wahren und Guten zu Werke gehen, aber wie ſtand es damit in der Welt! Er ſah, daß gar oft dem Häßlichen der Strauß gereicht wurde, der dem Schönen gebührte, daß das Gute oft nicht bemerkt und die Mittelmäßigkeit beklatſcht wurde, anſtatt geklatſcht zu werden. Die Leute frugen nach dem Namen, nicht nach dem Verdienſt, blickten den Rock, nicht den Mann an, gaben mehr auf den Ruf als auf den Beruf. Das war nun einmal nicht anders.

„Ich ſehe ſchon, ich muß die Sache ordentlich angreifen!“ dachte er, und er griff ſie ordentlich an; allein indem er das Wahre ſuchte, kam der Teufel, der Vater der Lüge, die Lüge ſelbſt, heran. Gern hätte dieſer dem Seher beide Augen ſofort eingeſchlagen, doch dies wäre zu grob geweſen, und der Teufel geht ſeiner zu Werke. Er ließ ihn das Wahre und auch das Gute ſuchen und ſehen, aber während er ſah, blies er ihm einen Splitter nach dem andern in beide Augen, was dem Geſicht, ſelbſt dem beſten, nicht gerade vortheilhaft iſt. Der Teufel blies dann die Splitter auf, bis Balken daraus wurden, und nun war es mit den Augen vorbei und der Seher ſtand wie ein Blinder in der weiten Welt, und er traute ihr nicht, er verlor ſeine gute Meinung von ihr und von ſich ſelbſt, und wenn man ſowohl die Welt als ſich ſelbſt aufgiebt, ſo iſt es mit Einem aus.

„Aus!“ fangen die wilden Schwäne, die über das Meer gen Oſten dahinflogen. „Aus!“ zwitſcherten die Schwalben, die gen Oſten nach dem Baume der Sonne flogen. Es waren keine guten Nachrichten, die ſie in die Heimath brachten.

„Es wird wohl dem Seher ſchlecht gegangen ſein!“ ſprach der andere Bruder, „allein es kann ja dem Hörer beſſer gehen!“ Dieſer hatte nämlich den Sinn des Hörens geſchärft; er konnte das Gras wachſen hören, ſo weit hatte er es gebracht.

Er nahm herzlich Abſchied von Allen in der Heimath und ritt davon, ausgerüſtet mit tüchtigen Künſten und mit guten Vorſätzen. Die Schwalben begleiteten ihn, und er folgte den Schwänen, und da ſtand er weit von der Heimath draußen in der weiten Welt.

Er mußte aber erfahren, daß man auch des Guten zu viel haben kann. Das Gehör bei ihm war zu fein, er hörte nicht blos das Gras wachſen, ſondern auch jedes Menſchen Herz in Freud' und Leid ſchlagen; ihm war es, als ſei die ganze Welt eine große Uhrmacherwerkſtätte, wo alle Uhren „tick, tick, tick“ gingen und alle Thurmuhren „ding, dang!“ ſchlugen. Das war nicht zum Aushalten! Lange jedoch hielt er zwar die Ohren ſteif, zuletzt wurde aber all dieſer Lärm und all dieſes Schreien dem einen Menſchen doch zu arg; da kamen Gaſſenbuben von ſechszig Jahren zum Vorſchein, — das Alter macht es nicht allein, — ſie erhoben ein Geſchrei, worüber man zwar lachen konnte; aber darauf kam das Geklatſche, das ziſchte durch alle Häuſer, Straßen und Gaſſen ſelbſt die Landſtraße entlang. Die Lüge war vorlaut und ſpielte die Herrſchaft, die Narrenſchelle läutete und ſprach, ſie ſei die Kirchenglocke; es wurde dem Hörer zu bunt, er ſteckte die Finger in beide Ohren, — aber er vernahm immer noch falſchen Geſang und böſen Klang, Gewäſch und Geklatſch, Laſter und Läſtern, Gebrühne und Geſtöhne nach außen und nach innen, daß Gott ſich erbarme! Er ſteckte die Finger tiefer und tiefer in beide Ohren; zuletzt platzte das Trommelfell. Nun hörte er gar nichts mehr, auch nicht das Schöne, Wahre und Gute da, wo das Gehör ihm eine Brücke für ſeine Gedanken hätte ſein ſollen. Er ward ſtill und mißtrauiſch, traute Niemand, zuletzt ſich ſelber nicht, er würde jetzt nicht mehr den theuren Edelſtein finden und mit nach Hauſe bringen; er gab es auf und gab ſich ſelbſt auf, und das war nun das Allerſchlimmſte. Die Vögel, die gen Oſten ihren Flug lenkten, brachten Botſchaft hiervon, bis dieſelbe das Schloß des Vaters erreichte im Baume der Sonne.

„Jetzt werde ich es verſuchen!“ ſprach der Dritte, „ich habe eine feine Naſe!“ Das war nun zwar nicht fein geſprochen, allein es war ſo ſeine Art und man mußte ihn nehmen wie er war; er hatte eine gute Laune und er war Poet, ein wirklicher Poet, er konnte das herausfingen, was er nicht ſagen konnte, und Vieles kam ihm in die Gedanken, weit früher als den Anderen. „Ich rieche Lunte!“ ſagte er, und maß dem Geruchſinn, der bei ihm im hohen Grade entwickelt war, ein weites Gebiet im Reiche des Schönen zu. „Jede Duftregion im Reiche des Schönen hat ihr Publicum,“ ſagte er. Eine fühlt ſich zu Hauſe in der Schenken-Atmoſphäre bei dem qualmenden Docht des Talglichts, wo der Schnarsgeruch ſich mit dem ſchlechten Tabaksrauch vermiſcht. Ein Anderer ſitzt lieber in dem betäubenden Jasmindunft oder reibt ſich mit ſtarkem Nelkenöl ein. Der ſucht den friſch wehenden Seewind auf, Jener ſteigt bis auf den höchſten Bergesgipfel und ſchaut hinaus über das emſige kleinliche Leben!“ — So ſprach er. Es war ihm als wär' er ſchon früher in der Welt geweſen, als hätte er ſchon früher mit den Menſchen verkehrt und ſie gekannt, allein dieſe Klugheit lag nur in ihm ſelbſt. Es war der

Digitized by Google

Poet in ihm, das, was Gott ihm als Wiegengeschenk gegeben hatte.

Er sagte der väterlichen Heimath im Baum der Sonne sein Lebewohl und begab sich zu Fuß durch die anmuthige Herrlichkeit der Heimath. An ihren Grenzen setzte er sich aber auf den Rücken des Straußes, da dieser schneller als ein Pferd läuft, und als ihm später die wilden Schwäne zu Gesicht kamen, schwang er sich auf den stärksten derselben hinauf, denn er liebte die Veränderung, und weg flog er über das Meer nach fremden Ländern mit großen Wäldern, tiefen Seen, mächtigen Bergen und stolzen Städten, und wo er hinkam, war es als ziehe sich der Sonnenschein über die Wiesen dahin, jede Blume, jedes Gebüsch, jeder Baum duftete stärker in dem Gefühl, daß ein Freund, ein Beschützer, der sie zu schätzen wußte und sie begriff, in ihrer Nähe war; ja, die verkrüppelte Rosenhecke hob ihre Zweige, entfaltete ihre Blätter und trug die schönste Rose; Jedermann konnte sie sehen, selbst die schwarze, feuchte Waldschnecke bemerkte ihre Schönheit.

„Ich will der Blume mein Zeichen aufdrücken!“ sprach die Schnecke, „jetzt habe ich sie angespuckt; weiter kann ich nichts thun!“

„So geht es wohl immer dem Schönen in dieser Welt!“ sprach der Poet, und sang ein Lied hiervon, sang es in seiner Weise, aber Niemand hörte darauf. Alsdann gab er aber dem Trommelschläger zwei Groschen und eine Pfauenfeder, setzte das Lied für die Trommel und ließ es in der Stadt in allen Gassen trommeln; die Leute hörten dem Liede zu und sagten: „Das versteht man, das ist ein tiefgedachtes Lied!“ Nun sang der Poet mehrere Lieder von dem Schönen, dem Wahren und dem Guten. Sie lauschten den Liedern in der Schenke, wo das Talglicht rauchte, auf dem frischen Kiesfeld, im Walde und auf dem hohen See; es hatte den Anschein, als sollte dieser Bruder mehr Glück machen als die beiden Andern. Allein dies verdroß den Teufel, und er machte sich sofort auf mit Räucherpulver und Weihrauch, den der Teufel bestens zu bereiten versteht, und der selbst einen Engel confus zu machen vermag, um wie vielmehr denn einen armen Poeten. Der Teufel weiß schon wie er die Art Leute zu nehmen hat! Er hüllte den Poeten in Weihrauch ein, so daß derselbe ganz den Kopf verlor, seine Sendung, die väterliche Heimath, — Alles vergaß, sich selbst mit; er ging in Rauch und Weihrauch auf.

Als aber alle die kleinen Vögel solches vernahmen, trauerten sie und sangen drei Tage lang nicht. Die schwarze Waldschnecke ward noch schwärzer, nicht vor Gram, sondern vor Neid. „Mir,“ sprach sie, „hätte geräuchert werden müssen, denn ich war es, die ihm die Idee gab zu seinem berühmtesten Liede, dem Trommellied vom Laufe der Welt! Ich war es, die die Rose anspuckte; ich habe Zeugen dafür!“

Aber daheim in Indien verlautete keine Botschaft von dem Allem; denn alle Vögel verstummten ja drei Tage lang, und als die Trauerzeit vorüber war, da war die Trauer so tief gewesen, daß sie vergessen hatten, wen sie betrauerten. So geht es!“

„Jetzt muß ich wohl in die Welt hinaus und verschwinden wie die Anderen!“ sprach der vierte Bruder. Er hatte eine ebenso gute Laune wie der dritte, aber er war kein Poet, konnte jedoch eben auch bei guter Laune sein. Jene Beiden hatten das Schloß mit Fröhlichkeit erfüllt, jetzt ging die letzte Fröhlichkeit dahin. Das Gesicht und das Gehör sind stets von den Menschen als die beiden bedeutendsten Sinne betrachtet worden, welche man namentlich sehr geschärft wünscht; die drei anderen Sinne werden für weniger wesentlich gehalten. Allein das war nicht die Meinung dieses Sohnes, er hatte besonders den Geschmack entwickelt, und zwar in jeder Bedeutung, und der Geschmack hat große Gewalt. Er herrscht sowohl über das, was durch den Mund geht, als über das, was in den Geist dringt, und deshalb kostete dieser Bruder Alles, was in Flaschen und Gefäßen sich befand. „Das sei die grobe Arbeit bei dem Amte,“ sprach er. Jeder Mensch war ihm ein Topf, in welchem es kochte, jedes Land eine ungeheure Küche, eine geistige Küche; „das sei das Feine“, und jetzt wollte er hinaus und das Feine versuchen.

„Vielleicht ist das Glück mir günstiger, als es meinen Brüdern gewesen,“ sprach er. „Ich reise ab! Allein welche Beförderung wähle ich? Sind die Luftballons entdeckt?“ frug er seinen Vater, welcher ja um alle Entdeckungen wußte, die gemacht waren oder gemacht werden würden. Die Luftballons waren jedoch noch nicht entdeckt, auch nicht die Dampfschiffe und die Eisenbahnen. „Gut! dann wähle ich einen Luftballon!“ sprach er, „mein Vater weiß, wie solche gemacht und gelenkt werden! Niemand kennt die Entdeckung, und die Leute werden somit glauben, daß es eine Lufterscheinung ist; wenn ich den Ballon gebraucht habe, verbrenne ich ihn, dazu mußt Du mir einige Stück von der zukünftigen Entdeckung mit geben, die man chemische Zündhölzer nennt!“

Das Alles bekam er und flog davon. Die Vögel begleiteten ihn weiter als sie die anderen Brüder begleitet hatten; sie waren neugierig, zu sehen, wie es bei dem Fluge ablaufen würde, und es kamen immer mehr heran; sie glaubten, es sei ein neuer Vogel, und er bekam ein artiges Gefolge. Die Luft wurde schwarz von Vögeln, sie kamen heran wie eine große Wolke, wie die Heuschreckenschwärme über das Land Aegypten.

Jetzt war er in der weiten Welt.

Der Ballon senkte sich über eine der größten Städte herab und der Luftschiffer nahm Platz auf der höchsten Stelle, es war der Kirchthurm. Der Ballon stieg wieder in die Höhe, was er nicht hätte thun sollen; wo er blieb, ist nicht leicht zu sagen, aber es ist auch gleichgültig, denn er war noch nicht erfunden.

Dort saß er nun auf dem Kirchthurme; die Vögel umschwirrten ihn nicht mehr, sie waren seiner überdrüssig, und er war auch ihrer überdrüssig.

Alle Schornsteine der Stadt rauchten und dufteten.

„Das sind Altäre, die Dir errichtet sind!“ sprach der Wind, der ihm gern etwas Angenehmes sagen wollte. Er saß keck dort oben und blickte auf die Leute in den Straßen hinab. Dort schritt Einer einher, stolz auf seinen Geldbeutel, Einer auf seinen Schlüssel hinten, obgleich er Nichts aufzuschließen

Digitized by Google

hatte; Einer stolz auf seinen von Motten angefressenen Rock, Einer auf seinen von Würmern angefressenen Körper.

„Eitelkeit! — Ich muß bald machen, daß ich hinabkomme und in dem Topf rühre und koste!" sprach er; „eine Weile jedoch will ich noch erst hier sitzen, der Wind fächelt mir den Rücken gar schön. Ich bleibe hier sitzen, so lange der Wind weht. Ich will die Ruhe ein wenig genießen; es ist gut, des Morgens lange zu schlafen, wenn man viel zu thun hat: spricht der Faule. Ich bleibe so lange dieser Wind weht, der schmeckt mir!"

Und er blieb sitzen, allein er saß auf dem Wetterhahn des Thurmes, der fort und fort sich mit ihm umdrehte, so daß er in dem Wahne blieb, es blase noch immer derselbe Wind; so konnte er lange sitzen bleiben und kosten.

Aber in Indien im Schlosse auf dem Baume der Sonne war es öde und still geworden, nachdem die Brüder, einer nach dem andern, ausgezogen waren.

„Es geht ihnen nicht gut!" sprach der Vater; „nimmer werden sie den leuchtenden Edelstein mit in die Heimath bringen, er ist nicht für mich geschaffen, sie sind fort, sind todt!" und er beugte sich über das Buch der Wahrheit, starrte das Blatt an, auf welchem er vom Leben nach dem Tode lesen sollte; allein für ihn war nichts zu sehen, nichts zu erfahren.

Die blinde Tochter war sein Trost und seine Freude, sie schloß sich ihm voll inniger Liebe an; um seiner Freude und seines Glückes willen wünschte sie, daß der köstliche Juwel gefunden und heimgebracht werden möchte. In liebender Sehnsucht gedachte sie ihrer Brüder. Wo waren sie? Wo lebten sie? Sie hegte den innigen Wunsch von ihnen träumen zu können; aber sonderbar, selbst der Traum führte sie nicht mit ihnen zusammen. Endlich träumte ihr aber doch in einer Nacht, daß die Stimmen ihrer Brüder zu ihr herüberklängen, sie riefen, riefen ihr aus der weiten Welt herüber, und sie konnte nicht anders, sie ging weit, weit hinaus; und doch schien es ihr im Traume, als sei sie immer noch in ihres Vaters Haus. Die Brüder traf sie nicht an, aber in ihrer Hand fühlte sie gleichsam ein Feuer brennen; doch das schmerzte nicht, sie hielt den leuchtenden Edelstein in der Hand und brachte ihn ihrem Vater. Als sie erwachte, wähnte sie einen Augenblick, sie hätte den Stein noch; doch es war die Kunkel ihres Spinnrockens, welche sie in der Hand gepreßt hielt. Während der langen Nächte hatte sie unablässig gesponnen, um die Kunkel wand sich ein Faden, feiner als das Gespinnst der Spinne; Menschenaugen vermochten nicht, den einzelnen Faden zu unterscheiden, sie hatte ihn mit ihren Thränen genetzt, er war stark wie ein Ankertau. Sie erhob sich, ihr Entschluß war gefaßt, der Traum müsse verwirklicht werden. Es war Nacht, ihr Vater schlief, sie drückte einen Kuß auf seine Hand, nahm darauf ihre Kunkel und befestigte das Ende des Fadens an das Haus ihres Vaters, sonst würde sie, die Blinde, ja nimmer wieder in die Heimath zurück finden, an dem Faden habe sie sich zu halten, dem vertraute sie, nicht sich selbst oder Anderen. Von dem Baume der Sonne brach sie vier Blätter, diese wollte sie Wind und Wetter übergeben, damit sie an ihre Brüder als Brief und Gruß gelangten, für den Fall, daß sie sie nicht in der weiten Welt antreffen sollte. Wie würde es wohl dort ihr, dem armen blinden Kinde, gehen! Doch sie hatte den unsichtbaren Faden, an dem sie sich halten konnte. Allen Anderen voraus besaß sie eine Gabe: die Innigkeit, und kraft dieser war es, als habe sie Augen bis in die Fingerspitzen hinaus, Ohren bis in das Herz hinein.

Und ruhig schritt sie hinaus in die lärmende, tobende, wunderliche Welt, und wohin sie trat ward der Himmel sonnig, sie fühlte den warmen Strahl, der Regenbogen spannte sich von der finstern Welt aus über die blaue Luft, sie hörte den Gesang der Vögel, vernahm den Duft aus Orangen- und Aepfelgärten so stark, daß sie wähnte, ihn kosten zu können. Weiche Töne und schöner Gesang erreichten ihr Ohr, aber auch Geheul und Gebrüll, in absonderlichem Streit mit einander klangen Gedanken und Meinungen. Bis in die tiefsten Winkel ihres Herzens tönte der Herzens- und Gedankenklang der Menschen; es brauste im Chor:

„Das Erdenleben ist Nebelluft,
Eine Nacht geschaffen zum Leiden!"

Aber auch das Lied ertönte:

„Das Erdenleben ist Rosenduft.
Mit Sonnenschein und mit Freuden" —

Und klang es auch schmerzlich:

„Ein Jeder nur an sich selber denkt,
Die Wahrheit ist uns geworden,"

so lautete es auch wieder als Antwort:

„Ein kräftiger Strom der Liebe lenkt
Die Herzen durch's Erdenleben."

Sie hörte zwar die Worte:

„Hienieden im winzig kleinen Gewühl,
Jed' Ding eine Kehrseite zeiget!"

Allein sie vernahm auch:

„Des Großen und Guten geschieht gar viel,
Das des Menschen Ohr nicht erreichet."

Und sang es ringsum im brausenden Chor:

„Stimm' ein in das Hundegebell! Mit Spott
Verderbe den guten Saamen."

so tönte es im innersten Herzen des blinden Mädchens:

„Vertraue Dir selbst, vertraue Gott,
Sein Wille geschehe, Amen!"

Und wo sie in den Kreis der Männer und Frauen, bei Alt und Jung auftrat, strahlte in die Seelen hinein die Erkenntniß des Wahren, Guten und Schönen; überall wo sie hintrat, sei es in die Werkstatt des Künstlers, in den reichen, festlich geschmückten Saal, oder in die Fabrik zwischen den schwirrenden Rädern, war es, als käme der Sonnenstrahl, als klänge die Saite, dufte die Blume und falle der lebende Thautropfen herab auf das verschmachtende Blatt.

Aber dabei konnte der Teufel sich nicht zufrieden geben; er besitzt mehr Verstand als zehntausend Menschen zusammen, und er sann es heraus, wie er sich zu helfen hatte. Er begab sich an den Sumpf, schöpfte die Bläschen des stinkenden

Digitized by Google

Wassers heraus, ließ ein siebenfaches Echo von den Worten der Lüge über sie hinbrausen, wodurch sie noch kräftiger wurden; er stieß gedungene Lobesgedichte und lügenhafte Leichenreden, so viele aufzufinden waren, zu Pulver, kochte sie in Thränen, die der Neid geweint, streute hierüber Schminke, die er von der fahlen Frauenwange geschabt hatte, und schuf hieraus ein Mädchen in Gestalt und Erscheinung wie das blinde, segensreiche Mädchen, der milde Engel der Innigkeit, wie sie die Menschen nannten, und — des Teufels Spiel war im besten Gange. Die Welt wußte nicht, wer von den Zweien die rechte sei, und wie sollte die Welt dies auch wissen!

„Vertraue Dir selbst, vertraue Gott,
Sein Wille geschehe, Amen!“

sang das blinde Mädchen im vollen Vertrauen. Die vier grünen Blätter vom Baume der Sonne gab sie dem Wind und Wetter preis als Brief und Gruß an ihre Brüder, und hegte die feste Ueberzeugung, daß sie dieselben richtig erreichen würden, ja, daß auch der Edelstein gefunden werden würde, der alle Herrlichkeit der Welt überstrahlt. Von der Stirn der Menschheit würde er bis in das Haus ihres Vaters leuchten.

„Bis in das Haus meines Vaters!“ wiederholte sie, „ja, auf Erden ist die Stätte des Edelsteins und ich bringe mehr als die Verheißung davon mit, ich fühle seine Gluth, er schwillt immer größer an in meiner verschlossenen Hand. Jedes Körnchen der Wahrheit, und wenn es noch so fein war, welches der scharfe Wind davontrug und mir zuführte, fing ich auf und bewahrte es; ich ließ es durchdringen von dem Duft des Schönen, von dem in der Welt so viel, selbst für einen Blinden vorhanden ist; ich nahm den Klang des Herzschlags der Menschen im Guten und legte ihn dazu; Alles was ich bringe sind nur Stäubchen, aber doch Staub des gesuchten Edelsteins in reicher Fülle, ich habe die ganze Hand voll!“ Und sie streckte die Hand — dem Vater entgegen. Sie befand sich in der Heimath; mit dem Flug des Gedankens war sie dahin gelangt, indem sie den unsichtbaren Faden nach dem Hause des Vaters nicht losließ.

Die bösen Mächte fuhren mit dem Donner des Orkans über den Baum der Sonne dahin, drangen mit einem Windstoß gegen das offene Thor und in das Heiligthum hinein wo „das Buch der Wahrheit“ lag.

„Es zerstiebt vor dem Wind!“ rief der Vater und faßte die Hand, die sie geöffnet hatte.

„Nein!“ rief sie im ruhigen Bewußtsein aus, „es kann nicht zerstieben! Ich fühle den Strahl bis in meine Seele hinein wärmen!“

Und der Vater nahm eine leuchtende Flamme wahr, dort wo der funkelnde Staub aus ihrer Hand fuhr über das weiße Blatt des Buches, das von der Gewißheit eines ewigen Lebens berichten sollte; in blendendem Glanze stand dort eine Schrift, nur ein einziges sichtbares Wort, das eine Wort: **Glaube.**

Bei Vater und Tochter waren wieder die vier Brüder. Als das grüne Blatt auf ihre Brust fiel hatte Sehnsucht nach der Heimath sie ergriffen und geführt. Sie waren angelangt; die Zugvögel und der Hirsch, die Antilope und alle Thiere des Waldes folgten ihnen; auch diese wollten Theil nehmen an der Freude.

Und wie wir oft gesehen haben, wenn der Sonnenstrahl durch eine Ritze in der Thür in das stauberfüllte Zimmer hineinbricht, daß sich eine flimmernde Staubsäule kreift: so, aber nicht plump und armselig wie eine solche, — denn selbst der Regenbogen ist schwer und farbenmatt im Vergleich mit der Erscheinung, die sich hier zeigte. — so erhob sich von dem Blatte des Buches, mit dem leuchtenden Worte „Glaube“, jedes Körnchen der Wahrheit mit dem Glanz des Schönen, und mit dem Klang des Guten heller strahlend als die nächtliche Feuersäule, da Moses das Volk Israels in das Land Kanaan führte; von dem Worte Glaube wölbte sich die Brücke der Hoffnung bis zu der unermeßlichen Liebe in der Unendlichkeit.

H. C. Andersen.

Die ionischen Inseln.

Das bekannte englische Dogma, daß sich nirgends besser als unter dem Schutz brittischer Gesetze und brittischer Waffen leben lasse, stößt auf ketzerischen Widerspruch von zunächst Betheiligten. Weder die französischen Canadier, noch die holländischen Boers vom Cap, noch die griechischen Jonier befinden sich im Schatten der Flagge mit dem Georgskreuz wohl. Ein solches Gefühl der Unbehaglichkeit, das in drei Welttheilen daselbe ist, kann nicht wohl auf bloße Undankbarkeit zurückgeführt werden. Irgend eine Schuld müssen die Engländer auf sich geladen haben, sonst würden die Pavineau und Blakko die Fahne des Aufstandes nicht aufgepflanzt, die Boers ihr Trekken in die Einöden jenseit der brittischen Capgrenze nicht so energisch durchgeführt haben. In der That steckt im englischen Racenhochmuth etwas Unverbesserliches und gewissermaßen Unzurechnungsfähiges. Der Engländer beurtheilt die andern Völker wie Portia im „Kaufmann von Venedig“ ihre Freier: „Gott schuf sie, also laßt sie uns für Menschen halten!“ Kommen solche menschenähnliche fremde Völker unter sein Regiment, so behandelt er sie nach Laune und nach seinem Interesse. Die Jonier wissen davon zu erzählen.

Die sieben größeren und acht kleinen Inseln, welche die Republik der ionischen Inseln bilden, sind seit sechs Jahrhunderten keinen Augenblick selbständig gewesen. Von 1205 bis 1797 gehörten sie den Venetianern, dann wurden sie französisch, dann russisch, dann wieder französisch, und jetzt sind sie englisch. Laut Inhalt des Vertrages vom 5. November 1815 sind sie allerdings frei, und England hat nichts als ein Schutzrecht, das ihm die Befugniß giebt, einen Lordoberecommissär und Besatzungen auf den Inseln zu haben. Diesen sollten mindestens die heutigen Rechte der Donaufürstenthümer, sich selbst ohne alle Einmischung des Schutzherrn zu regieren und zu verwalten, eingeräumt sein. Thatsächlich ist aber ihr Verhältniß das von englischen Unterthanen ohne englische Rechte. Daß sie eine Verfassung besitzen, und daß dieses Staatsgrund-

Digitized by Google

gesetz ihnen größere Wahlrechte einräumt, als sie in England bestehen, ist richtig. Abgesehen von allgemeinem Stimmrecht und geheimer Abstimmung (Ballott), wählen sie sogar durch ihre Abgeordneten ihre Peers, die nach aristokratischem Landesbrauch Prestantissimi titulirt werden und unter dem Vorsitz einer „Hoheit" ihre Senatorensitze einnehmen. Schade nur, daß die Verfassung nie zur Wahrheit geworden ist, daß man das ionische Parlament fast Jahr auf Jahr nach der ersten Meinungsäußerung gehen heißt, daß Preßfreiheit nicht existirt, die obersten Verwaltungsbehörden der englischen Krone allein verantwortlich sind, und der Rechtsschutz je zuweilen von Ausnahmegerichten besorgt wird, so daß auf Korfu noch heute das derbe Wort Anwendung findet, das ihm in der alten Griechenzeit höhnisch zugerufen wurde: *'Ελευθέρα Κέρκυρα, χλὶ ὀπον θέλεις!*

Die unruhigsten Jahre der englischen Herrschaft waren die von 1845 bis 1849. In den Joniern regte sich das griechische Blut, als Lord Palmerston das Königreich, weil die Entwickelung der dortigen Schifffahrt sein Mißfallen erregte, in den englischen Schraubstock spannte. Die Nichtbeachtung einer von 3000 Joniern unterzeichneten Bittschrift, in der um eine verfassungsgetreue Regierung gebeten wurde, kam noch hinzu. Die englische Polizei wollte in jener Zeit (1845) eine Verschwörung entdeckt haben, die über die Inseln und alle griechischen Gebiete der europäischen und asiatischen Türkei verbreitet sei und die Herstellung des oströmischen Kaiserreichs bezwecke. Drei Jahre später reichten die Jonier eine neue Bittschrift ein und griffen, als man sie wieder nicht hörte, zu den Waffen. Freischaaren, denen Geistliche das Kreuz mit einer Fahne in griechischen Farben vorantrugen, verbreiteten sich über Ithaka, St. Maura, Paxos und Zante. Sie wurden besiegt und alle, welche nicht entkamen, mit grausamer Strenge bestraft. Siebenzehn endeten am Galgen, vierzig Laien und zwei Priester wurden ausgepeitscht.

Die Verfassung der vertragsmäßigen Unabhängigkeit unter englischem Schutz ist eine der Beschwerden der Jonier. Sie klagen außerdem über Bedrückung und Vernachlässigung. Man stellt ihre Flagge in keinem englischen Hafen auf gleichen Fuß mit der nationalen, während die letztere auf den ionischen Plätzen frei verkehrt. Man läßt sie bei der Einfuhr und Ausfuhr Zölle bezahlen und dürdet ihrem Haupterzeugniß, den Korinthen, eine Ausgangsabgabe von 18 Procent des Werthes auf. Man läßt sie für den englischen Luxus, den man ihnen aufdringt, bezahlen, und sowohl ihr Militär, als ihren Lordobercommissär, als ihre verzüglichen Kunststraßen, müssen sie unterhalten. Für Inseln mit 241,493 Menschen ist ein jährliches Ausgabenbudget von 139,511 Pfd. Sterl. etwas stark. Denn die Bevölkerung ist arm, die schönen Wälder sind der Axt und dem Zahn der leckern Ziegen erlegen, 279,737 Acker liegen öde, und die Nachkommen der ewig schmausenden Phäaken holen ihr Getreide aus dem schwarzen Meer und ihr Schlachtvieh aus der Türkei. Man weiß, welchen Werth die Griechen auf eine gute Erziehung legen, welche Opfer von Privaten im Königreich, in der Türkei, in Rußland und Oesterreich gebracht werden, um der griechischen Jugend die Wohlthat guter Schulen zu verschaffen, und wie bitter müssen es da die Jonier empfinden, daß von ihrem Gelde dem Lordobercommissär 13,000 und dem Schulwesen insgesammt nur 10,271 Pfd. Sterl. zugetheilt werden. Die Hochschule von Korfu, die Gymnasien von Korfu und Argostoli, die Centralschulen für gegenseitigen Unterricht, die meisten der Volksschulen sind von Privaten gegründet worden. Auch ihre Geistlichkeit, ihren Exarchen, ihren Erzbischof, ihre drei Bischöfe und ihre zwei Protopopen müssen die Griechen selbst ernähren. Die römische Kirche der Inseln, die nicht weniger als 31 Klöster unterhält, ist am ärmlichsten dotirt. Aus englischen Cassen erhält die „Republik" jährlich nicht viel über 1000 Pfund, wenn das Deficit, das sich etwa so hoch beläuft, von London aus überhaupt gedeckt wird.

Die Engländer antworten auf die Anklagen der Jonier ihrerseits mit Vorwürfen. In sittlicher Beziehung mögen die letztern viel vermissen lassen, obgleich sie nicht die allerschlimmsten Griechen sind. Das türkische Sprüchwort sagt: „Ein Morcot ist so schlimm wie zehn Juden, ein Inselgrieche so schlecht wie zehn Moreoten, ein Fanariot so schlecht wie zehn Inselgriechen." Auch faul sind die Jonier und schmutzig über die Maßen, so daß Zante seinen Namen der Blume der Levante gewiß nicht wegen der Wohlgerüche in den Städten erhalten hat. Wie ihre Brüder auf den griechischen Inseln und auf dem Festlande betreiben sie die Schifffahrt mit Vorliebe, aber die Industrie, welche Arbeit und Ausdauer erfordert, ist nicht ihre Sache. Daß sie Gutes leisten könnten, wenn sie wollten, haben ihre Stickereien auf der Londoner Ausstellung bewiesen.

Das Hauptgebrechen, das man den Joniern an der Themse nachsagt, ist ihre Undankbarkeit gegen die englische Herrschaft. Sie sind in permanenter Verschwörung, und ein Anschluß an das Königreich Griechenland ist der Gedanke ihrer Tage und der Traum ihrer Nächte. Die Sprache, der Glaube, die Abstammung, die Gemeinsamkeit aller ihrer Interessen, Alles weist sie zu dem größeren Lande hin, von dem sie losgerissene Glieder sind. Die englischen Zeitungen wissen von ionischen Parteien, unter denen nicht mehr als eine sei, welche an eine Losreißung von der brittischen Schutzherrschaft denke. Jedenfalls muß diese eine Partei ganz außerordentlich zahlreich sein, denn die wiederholten Kundgebungen des ionischen Parlaments für Griechenland, die letzte vom Juli 1857 nicht ausgenommen, sind mit einer an Einstimmigkeit grenzenden Mehrheit abgegeben worden. Die Parlamentsauflösungen, die Zeitungsverfolgungen und die Einkerkerungen und Hinrichtungen nach den Aufständen von 1848 und 1849 waren nicht die rechten Mittel, die griechischen Sympathien zum Schweigen zu bringen.

Ein Depeschen-Diebstahl, den ein ehemaliger Officier Guernsey ausführte, hat an den Tag gebracht, daß von Sir John Young, dem englischen Lordobercommissär, der englischen Regierung der Rath ertheilt worden ist, nur Korfu und Paxo zu behalten, den übrigen Inseln dagegen die Freiheit des Anschlusses an Griechenland zu gewähren. Sir John nennt jene andern Inseln werthlos, weil sie mehr kosten als einbringen und in besonders hohem Grade turbulent sind. Seine Voraussetzung, daß Korfu und Paxo gern unter die volle Souveränetät Englands treten würden, hat von der Volksvertre-

Digitized by Google

tung der beiden Inseln einen leidenschaftlichen Widerspruch erfahren, und sein Vorschlag selbst ist von der englischen Regierung zurückgewiesen worden. Gladstone, der als Staatsmann, als Fürsprecher der Unterdrückten und als Herausgeber Homers einen dreifachen Anspruch auf die Hochschätzung der Jonier besitzt, ist nach Korfu gegangen, um den Abgeordneten und dem Senat zuzureden, daß sie ihre englischen Oberherrn nicht ferner hassen mögen.

Korfu, eine der stärksten Festungen im Mittelmeere, beherrscht den Eingang ins adriatische Meer und ist für die ägyptisch-indische Straße über Triest ebenso wichtig, wie Malta für die Straße über Marseille oder Gibraltar. Diese Insel wird England unter allen Umständen festhalten. Hätte es die übrigen Inseln aufgeben wollen, so wäre eine Verständigung mit den Vertragsmächten von 1815 nöthig geworden. Der Congresse hat man aber nicht blos in Downingstreet, sondern auch anderswo, herzlich satt; und es wäre den englischen Staatsmännern sehr übel genommen worden, hätten sie eine neue Gelegenheit hervorgerufen, französische Noten und erste Geigenpartien in einem europäischen Concert zu hören.

Gladstone hat im ionischen Senat erklärt, er sei gekommen, um zu untersuchen, „in welcher Weise Großbrittannien den Verpflichtungen, welche es mehr zu europäischen als zu englischen Zwecken eingegangen sei, loyal und ausgedehnt nachkommen könne." Alle Jonier sind eingeladen, frei und offen alle die Belehrungen und Rathschläge in Bezug auf die Zustände der ionischen Inseln und ihre Gesetze zu geben, welche das Wohl der Bevölkerung zu fördern geeignet sind. Welche Bitten und Klagen Gladstone hören wird, ist aus den früheren Verhandlungen des ionischen Parlaments zu entnehmen. Man wird von ihm wirkliche Preßfreiheit, Entfernung der englischen Besatzung, eine nationale Verwaltung, Gleichstellung der ionischen Flagge mit der englischen, Aufhebung der Ausfuhrzölle auf Wein, Oel, Korinthen, Seife und Lohe, und andere Ermäßigungen fordern. Sehr bezweifeln wir, daß die englische Regierung competent ist, einen andern dringenden Wunsch, Ermäßigung des Zinsfußes, zu gewähren. Es war ihr Recht, Hypothekenbanken auf jeder Insel und drei Discontobanken zu gestatten, in die Geschäfte dieser Anstalten kann sie sich nicht einmischen. Ist es keine ionische Uebertreibung, daß der Zinsfuß 12 Procent betrage, so giebt es für englisches Capital keine bessere Anlage als in den ionischen Banken, und das Zuströmen fremden Geldes wird den Zinsfuß schon ermäßigen. Durch englisches Capital kann Korfu in den Garten verwandelt werden, als den Sir John Young es zu sehen wünscht; wenn man zugleich Arbeiter schickt. Man hat sich indessen zu viel Colonien und Besitzungen aufgebürdet, um für alle Menschen zu haben. Viel wird auf die Wahl guter Statthalter ankommen. Unter Sir Frederik Adams waren die Jonier ruhig, und als er nach Ostindien abberufen wurde, setzten sie ihm ein Standbild von Bronze. St.

Annabel Lee von Edgar Allan Poe, deutsch von Fr. Spielhagen.

Es ist nun manches und manches Jahr,
In einem Reich an der See,
Da lebte ein Mädchen — ihr kennet sie nicht —
Ich nenne sie Annabel Lee;
Sie liebte nur mich und ich liebte nur sie,
Mein schlankes, braunäugiges Reh.

Ich war ein Kind und sie war ein Kind,
In diesem Reich an der See;
Doch wie sie mich liebte, und wie ich geliebt
Die reizende Annabel Lee —
Das sagen nicht Worte — es neinten vor Neid
Die Engel in himmlischer Höh'.

Und das war der Grund, daß einst in der Nacht,
In diesem Reich an der See,
Ein Sturm aus der Wolke so eisig umarmt'
Die liebliche Annabel Lee,
So daß ihr hoher Verwandter kam,
Und raubte mein herziges Reh,
Und schloß sie in ein Grabmal ein,
In diesem Reich an der See.

Die Engel, nicht halb so glücklich, als wir,
Sie fühlten der Eifersucht Weh;
Ja, das war der Grund, wie Jedermann weiß
In jenem Reich an der See,
Das zur Nacht aus der Wolke der Sturmwind kam,
Umarmte und tödtete Annabel Lee.

Doch sie liebte ja mich und ich liebte ja sie,
Mein Liebchen, so kalt wie der Schnee,
Mein armes, unschuldiges Reh —
Und alle die Engel im himmlischen Licht,
Und die Dämonen der See,
Sie trennen mich dennoch in Ewigkeit nicht
Von der lieblichen Annabel Lee.

Denn der Mond nimmer scheint, und ich habe geträumt
Von der reizenden Annabel Lee;
Und blinket ein Stern, so seh ich von fern
Das Auge von Annabel Lee:
Bis das Morgenlicht graut, umarm' ich sie traut
Mein Liebchen, mein Alles, mein Reh, meine Braut,
In dem Grabmal hier bei der See —
In dem Grab an der hallenden See.

Digitized by Google

Die Männer der serbischen Bewegung.

Milosch Obrenowitsch. - Michael Obrenowitsch. - Alex. Karageorgewitsch. - Elias Garaschanin. - Wuksitsch Pertschitsch.

Milosch Obrenowitsch.

Im Jahre 1780 wurde einem Knecht Teschca von seiner Frau, der Wittwe eines wohlhabenderen Bauern Obren, ein Knabe geboren, der in bitterer Armuth aufwuchs und sich mit dem Hüten von Vieh ernährte. 1804 war er Knecht bei einem Sohne der Mutter aus erster Ehe, als Bedrückungen der Türken den Aufstand hervorriefen, durch den der schwarze Georg seinen Ruf begründete. Seine glänzende Tapferkeit ließ seine niedrige Herkunft nicht vergessen, und er hing daher seinem Namen Milosch die Bezeichnung Obrenowitsch an, durch die er den Schein der vornehmeren Abkunft von dem ersten Manne seiner Mutter erhielt. Das Volk übertrug ihm die Verwaltung von drei Bezirken, aber der schwarze Georg, der auf ihn eifersüchtig wurde, beschränkte seine Macht auf einen unbedeutenden Kreis und würde ihn, als Milosch deshalb einer Verschwörung gegen ihn beitrat, haben hinrichten lassen, wenn sein Nebenbuhler nicht so allgemein beliebt gewesen wäre. 1813 fielen die Türken aufs neue in Serbien ein. Milosch hatte die Grenze gegen Bosnien zu decken und vertheidigte ein offenes Dorf siebenzehn Tage lang gegen eine feindliche Uebermacht. Er verließ es erst, nachdem es zu einem Schutthaufen geworden war, und wollte sich nun an eine andere Abtheilung anschließen. Alles war geflohen, und auch er eilte der Save zu, doch im Angesicht des Flusses machte er Halt. „Brüder," antwortete er seinen Gefährten auf ihre Bitten, daß er sie begleiten möge, „ich will nicht mit leeren Händen nach Deutschland gehen, daß die Türken meine alte Mutter, mein Weib und meine Kinder in die Sklaverei führen und verkaufen. Ich will in meinen Bezirk gehen, wo mein Volk noch bei einander ist. Es ist soviel Volks in meinen Schlachten umgekommen, daß es nicht mehr als billig ist, wenn ich auch mit dem Volk umkomme." Er kehrte in seine Heimath zurück, aber die Muthlosigkeit war so allgemein geworden, daß Alles, und Milosch mit, sich den Türken ergab. Er leistete diesen sogar Dienste und half ihnen bei der Unterdrückung neuer Aufstände. Eines Tages war er beim Pascha von Belgrad, als der Kopf eines seiner alten Kampfgenossen eingebracht wurde. „Hast Du den Kopf gesehen?" rief ihm ein Türke aus dem Gefolge zu. „Jetzt ist die Reihe an Dir, Knes!" — „Gut," antwortete Milosch, „der Kopf, den ich trage, ist längst nicht mehr mein." In den nächsten Tagen verschaffte er sich Urlaub und begab sich auf der Stelle nach Brußnitza, wo er Haus und Hof besaß. Seit er sich persönlich bedroht wußte, war seine Vaterlandsliebe erwacht, und er entzog sich dem ungeduldigen Drängen seiner Freunde nicht länger. Nachdem er seine Vorbereitungen beendet hatte, trat er am Palmsonntage 1815 mit der Kriegsfahne der Serben in der Hand unter die versammelte Menge. „Hier bin ich," sagte er, „und jetzt habt ihr den Krieg." Die Kämpfe, zu denen seine Worte das Signal gaben, waren an Wechselfällen merkwürdig reich. Einmal stand Milosch an der Spitze wirklicher Heere, mit denen er bei Ertari und an der Matschwa große Siege erfocht, und ein anderes Mal war er von Allen verlassen und mußte im wildesten Waldgebirge Rettung suchen. Mit der Zeit gewann er die Ueberhand und zwang die Türken zum Abschluß eines Waffenstillstandes, in welchem seine Ernennung durch das serbische Volk zum Fürsten anerkannt wurde.

Der türkisch-russische Vertrag von Akjerman begründete die heutigen Verhältnisse. Den Serben wurden wichtige Vorrechte eingeräumt: freie Wahl ihres Oberhauptes, Unabhängigkeit der Gerichtsbarkeit und der inneren Verwaltung, eigene Erhebung der Steuern bei festbestimmtem Tribut. Durch den Krieg von 1828 hoffte Milosch Bosnien und die Herzegowina zu gewinnen, aber die Russen verbaten sich seine Mitwirkung, weil ein serbisches Reich von der Donau bis zum adriatischen Meere in ihre Pläne nicht paßte. Sie verlangten dagegen, daß ihr Schützling den in Bosnien stehenden Türken den Durchmarsch durch Serbien verbiete und ihnen dadurch die rechte Flanke decke. Auch für diesen nicht unwichtigen Dienst bewiesen sie sich wenig dankbar und vergaßen bei den Friedensverhandlungen von Adrianopel ihr Versprechen, Milosch die Erblichkeit seiner Fürstenwürde zu verschaffen. Er erlangte dieses heißersehnte Ziel von der Pforte unmittelbar durch einen Lehnsbrief vom August 1830. Dasselbe Mittel der Bestechung, das er bei dieser Gelegenheit wirken ließ, rief die Hattischerifs vom 6. Juni und 4. Dec. 1834 hervor, durch welche die letzten Differenzen mit der Pforte erledigt wurden.

Um die gegen außen gesicherte Herrschaft auch im Innern zu befestigen, wurde Milosch ein strenger und zuweilen grausamer Regent. Was er in seiner Jugend von den Türken gesehen hatte, ahmte er getreulich nach. Daß er nicht spießen, sondern köpfen ließ, war der einzige Fortschritt. Dabei war in seiner Politik weder Regel noch System. Nach der Laune des Augenblicks und je nachdem seine angeborene Schlauheit ihm diesen oder jenen Nothbehelf an die Hand gab, demüthigte er die Großen oder beschädigte die Kleinen. Statt eine der beiden natürlichen Parteien, entweder das Volk oder die Kneſe, an sich zu fesseln, beleidigte er beide, behandelte Jeden, der ihm eine Klage vortrug, als Aufrührer, beging Erpressungen und Willkürlichkeiten. Nachdem er die meisten Großen gegen sich erbittert hatte, ließ er in der Savestraße von Belgrad 200 Häuser armer Leute niederbrennen, weil er den Platz für Bazarenbazars brauchte. Er verließ sich auf seine Momken (von Momak, Bursche), ein bewaffnetes Gefolge, ohne das man ihn niemals sah. Die allgemeine Unzufriedenheit ermuthigte die Kneſe zu einem Aufstande (1835), den er nicht zu besiegen vermochte. Sein Ansehen war dahin, und seine Verletzungen der Verfassung, die er angenommen hatte, raubten ihm in Verbindung mit russischen Intriguen vollends allen Halt. Bei einem neuen Aufstande wurden seine Momken beim Kloster Rakowitsch von Milizen umzingelt und streckten die Waffen. Am 13. Juni 1839 unterzeichnete er eine Abdankungsurkunde und verließ zwei Tage später das Land.

Als Verbannter verfügte er über ein unermeßliches Vermögen. In der Walachei und in den österreichischen Staaten besaß er große Landgüter, bei der Wiener Bank hatte er 1,600,000 Ducaten angelegt. Seine Protestationen bei den Höfen halfen

Digitized by Google

ihm so wenig, als seine Verbindungen, die er in Serbien unterhielt. 1848 glaubte er seine Zeit gekommen und fiel in die Schlingen, die Ludwig Gaj ihm legte. Der illyrische Agitator sah sich von Milosch in anderen Plänen durchkreuzt, lockte ihn nach Agram und hielt ihn eine Zeitlang gefangen. Von Rußland wurde ihm verziehen, daß er als Fürst von Serbien hatte unabhängig sein wollen, und er machte sich nun zum willenlosen Werkzeuge des Kaisers Nikolaus. Zur Zeit des russisch-türkischen Krieges warb er auf seine Kosten eine serbische Freischaar, um Serbien und Bosnien zu erobern und den Griechen in Thessalien Luft zu machen. Die Oesterreicher unter Graf Coronini schoben diesem Plane einen Riegel vor. Daß Milosch nach 1848 in Serbien Anhänger erkaufte, beweist der letzte Aufstand.

Michael Obrenowitsch.

Geboren am 4. September 1823, wurde dieser jüngere Sohn des Fürsten Milosch von Serbien nebst seinem älteren Bruder Milan einem russischen Professor Zoritsch und 1837 einem jungen Triestiner Griechen Ranos übergeben, von welchem letzteren er im Deutschen und Französischen unterrichtet wurde. Er sollte eben die große Reise durch Europa antreten, als die Wirren ihren Anfang nahmen, durch die sein Vater seines Fürstenstuhls beraubt wurde. Serbien erhielt nun seine Verfassung, die noch heute in rechtlicher Geltung ist. Nachdem Milosch seine Versuche, sich zu behaupten, als nutzlos erkannt und am 13. Juni 1839 die Regierung niedergelegt hatte, wurde der älteste Sohn Milan auf den Thron gehoben, starb aber bereits am 8. Juli an der Auszehrung. Die Pforte ernannte nun Michael zum Nachfolger, gab ihm aber eine Regentschaft zur Seite, von deren drei Mitgliedern nicht eines für ihn war. Sein Oheim Jephrem arbeitete für sich selbst, und seine beiden Amtsgenossen waren für den Sohn des schwarzen Georg. Was den jungen Fürsten hielt, war allein die mächtige Hand Rußlands, und er befolgte dafür die Rathschläge des russischen Consuls Waschtschenko so gelehrig, daß Serbien für eine russische Provinz gelten konnte. Zwei der Regenten vertrieb man durch künstlich erregte Aufstände, den ehrgeizigen Jephrem behielt man, um alle verhaßten Maßregeln auf ihn zu wälzen und dem Fürsten Michael eine nothdürftige Beliebtheit erhalten zu können. Die beiden Vertriebenen intriguirten inzwischen mit solchem Erfolge, daß die Regierung zu dem Irrthum verleitet wurde, Fürst Milosch sinne auf eine Restauration, und alle ihre Schutzmaßregeln auf diese eine Gefahr berechnete. Sie übertrug deshalb die wichtigsten Stellen an Patrioten, bei denen sie einen bitteren Haß gegen ihren alten Feind und Dränger voraussetzen durfte. Sie selbst erbitterte in derselben Zeit das Volk auf's äußerste, indem sie sich tyrannische Maßregeln und Rechtsverletzungen zu Schulden kommen ließ, in Verfolgungen kein Maß und Ziel kannte und die ohnehin schon hohen Steuern noch drückender machte. Vollends verhaßt wurde Fürst Michael durch die Besteuerung der Eicheln, die der Serbe in seinen Wäldern reichlich findet und für seine Schweineherden, in denen sein Haupterzeugniß liegt, nothwendig braucht. Vergebens mahnte ein türkischer Bevollmächtigter ab, und auch das Vorrücken eines türkischen Truppenkörpers bis hart an die Grenze machte keinen Eindruck. Die Unruhen, die in einigen Bezirken ausbrachen, sollten durchaus von Milosch angezettelt worden sein, und Fürst Michael stellte deshalb Patrioten an die Spitze der Truppen, welche mit der Unterdrückung der Bewegungen beauftragt wurden. So war den Unzufriedenen ihre Arbeit halb gethan und durch Mitwirkung von Wucsicz und Petronicwicz, die mittlerweile aus Konstantinopel zurückgekehrt waren, kam es im Sommer zum offenen Aufstand, den der Fürst mit 10,000 Mann Truppen zu unterdrücken versuchte. Aber sowohl diese, wie seine übrigen Anhänger, fielen von ihm ab, und er selbst stellte sich zweimal zur Schlacht, und jedesmal wiederholte sich dasselbe Schauspiel. Am 7. September 1842 trat er auf österreichisches Gebiet über.

Kurze Zeit später erklärte die serbische Nationalversammlung die Absetzung der Familie Obrenowitsch. Fürst Michael hatte sich nach Semlin zurückgezogen, wohin die europäischen Consuln ihm gefolgt waren. Die Anwesenheit dieser diplomatischen Vertreter erweckte in ihm einen letzten Schimmer von Hoffnung, der ihn gegen die von der Pforte bestätigte Entscheidung der Nationalversammlung protestiren ließ. Eine Einmischung der Großmächte zu seinen Gunsten erfolgte indessen so wenig, daß man ihm sogar zu verstehen gab, er möge Semlin verlassen, weil seine Anwesenheit so nahe an der Grenze beunruhige. Nachdem er eine Zeitlang in Wien bei seinem Vater gelebt hatte, begab er sich im November 1843 nach Berlin, wohin der berühmte serbische Schriftsteller Wuk Stephanowitsch ihn begleitete. Während er dort ausschließlich mit philosophischen Studien beschäftigt zu sein schien, wollte man in Serbien wissen, daß er geheime Verbindungen mit einer Partei im Lande habe. In der späteren Zeit ist er fast immer auf Reisen gewesen und hat nach und nach alle europäischen Länder besucht. Im politischen Leben ist er bis auf die letzten Tage nicht weiter hervorgetreten.

Alexander Karageorgewitsch.

Als die Serben bei dem Kampfe, den Oesterreich und Rußland gemeinschaftlich gegen die Türkei unternahmen, für ihren Glauben die Waffen erhoben und besiegt wurden, flüchtete ein Greis mit seinem Sohne der Save zu. Beim Anblick des Stromes, der ihn von seinem Vaterlande auf ewig trennen sollte, wurde der alte Mann von Heimweh ergriffen und erklärte, daß er sich den Türken unterwerfen wolle, denn ohne seine Berge könne er nicht leben. Alle Bitten und Beschwörungen seines Sohnes waren vergebens. Da rief Dieser: „Soll ich es erleben, daß mein Vater von den Türken zu Tode gemartert wird?“ Mit diesen Worten zog er seine Pistole hervor, schoß den Alten nieder, vertheilte alle seine Habe unter die Begleiter und ging über den Fluß auf österreichisches Gebiet. Der Jüngling hieß Georg und erhielt seit dieser That den Beinamen des Schwarzen, auf serbisch Czerni, in türkischer Sprache Kara. Bei allen Kämpfen, die gegen die Türken unternommen wurden, zeichnete er sich aus und wurde bald mit dem Oberbefehl betraut. 1811 war er Fürst von Serbien, aber nur das Volk hing ihm an, die aristokratische Partei war ihm feindlich gesinnt, und durch ihre heimtückischen Rathschläge ließ er sich bei dem nächsten Kriege verleiten, seine Truppen zu theilen, so daß sie einzeln geschlagen wurden. Man redete ihm nun ein, daß der Haß der Türken sei-

Digitized by Google

ner Person allein gelte, und daß man einen leidlichen Frieden erlangen werde, wenn er sich entferne. Zum zweiten Mal ging er in die Verbannung, und während seiner Abwesenheit riß Miloſch die höchſte Gewalt an ſich. Als der ſchwarze Georg zwei Jahre ſpäter zurückkehrte, wurde er von Mördern, die ihm faſt auf der Schwelle des Landes auflauerten, niedergeſchoſſen und ſein Kopf nach Konſtantinopel geſandt, damit der Pöbel der Hauptſtadt ſich einbilde, die ſerbiſche Revolution ſei im Blute ihres Urhebers erſtickt worden.

Der Sohn dieſes ſerbiſchen Helden, Alexander Karageorgewiſch, wurde am 29. Sept. 1806 zu Topola in Serbien geboren. Er war etwa zehn Jahre alt, als ſein Vater ermordet wurde, und man hatte ihn bis dahin in Beſſarabien in einer gewöhnlichen Schule erzogen. Nach jener Kataſtrophe führte ihn die Mutter in die Walachei, wo ſie von einem mäßigen Gnadengehalt lebte. So lange der alte Miloſch die Geſchäfte leitete, durfte Alexander den Boden des Vaterlandes nicht betreten, und erſt Michael Obrenowitſch rief ihn zurück und machte ihn zu ſeinem Adjutanten. Er wurde nun der Mittelpunkt einer der Intriguen, die ſich in Serbien unaufhörlich durchkreuzen. Die Nationalpartei hob ihn auf ihren Schild, und Fürſt Michael war nicht ſo bald vertrieben worden, als er allgemein zum Fürſten vorgeſchlagen wurde. Eine Volksverſammlung, die am 14. September 1842 bei Belgrad zuſammentrat, rief einſtimmig: „Wir wollen keinen Obrenowitſch mehr, der Sohn des ſchwarzen Georg, unſeres Befreiers, ſei unſer Fürſt!“ Oeſterreich, Rußland, England und Frankreich erkannten eine ſolche Wahl nicht als ordnungsmäßig an, doch ließen ſich alle Mächte den factiſchen Zuſtand gefallen, nur Rußland nicht, deſſen Vorſtellungen, daß die Ernennung durch die Volksverſammlung für nichtig erklärt werden müſſe, in Konſtantinopel ſchließlich durchdrangen. Die Serben fügten ſich und nahmen am 27. Juni 1843 eine neue Wahl vor, welche abermals auf Alexander fiel. Der ruſſiſche Einfluß in Serbien ſank nun auf Null herab, und dieſem Umſtande wird ein Aufſtand zugeſchrieben, der im October 1844 ſtattfand, jedoch kaum einen Anfang von Erfolg hatte, weil die Landleute, auf die man vorzugsweiſe gerechnet hatte, ſich gegen die Aufwiegler erhoben und ſie erſchlugen oder gefangen nahmen. In den folgenden Jahren bis 1848 herrſchte in Serbien die tiefſte Ruhe. Es wurden nun unter Wukſitſch Mitwirkung Reformen vorgenommen, die das Land bis zur Unkenntlichkeit verwandelten. Sowohl der Unterricht als die materiellen Intereſſen fanden die ſorgſamſte Pflege. Ein Netz vortrefflicher Straßen eröffnete den Landeserzeugniſſen Zugänge zu den benachbarten Provinzen, und die Einfuhren und Ausfuhren verdoppelten ſich beinahe. Die kluge Politik des Fürſten, den Sultan, der ſich in die inneren Verhältniſſe niemals einmiſchte, als Souverän des Landes zu achten und der fremden Diplomatie ſeine Treue gegen dieſen gütigen Herrn als Schild entgegenzuhalten, ließ alle geiſtigen Keime zu einer unabhängigen und vielverſprechenden Entwickelung gelangen. Das Jahr 1848 hob dieſen glücklichen Zuſtand mit einem Male auf. Die Südſlaven, deren Kern Serbien iſt, gingen in der erſten Zeit mit dem Gedanken um, außer dieſem Lande auch Bosnien und die türkiſche Herzegowina als unirte Provinzen an Ungarn und damit an Oeſterreich anzuſchließen. Der Plan wäre vielleicht durch Rußland vereitelt worden, aber er ſcheiterte, ehe noch von dort eine Einſprache kam, an dem unſeligen Racenkriege in Ungarn. Für Serbien wurde dieſer ungariſche Bürgerkrieg ein Wendepunkt im verhängnißvollſten Sinne. Bis zu dieſem Augenblicke war es der reformirenden und verſöhnenden Politik des Fürſten Alexander gelungen, das Gleichgewicht unter den Parteien zu erhalten, von jetzt an erhielten die fanatiſchen Slaven die Oberhand. Welcher Einfluß dabei im Hintergrunde ſtand, ergab ſich deutlich genug aus den Unterhandlungen über die Betheile einer Unterwerfung unter Rußland, die in Belgrad von ruſſiſchen Beamten und Officieren mit der ſerbiſchen Jugend gehalten wurden, und aus den Trinkſprüchen des ruſſiſchen Generalconſuls auf die Vereinigung Serbiens mit dem großen Slavenreiche. Fürſt Alexander verlor an Boden, und ſeine Reformen geriethen ins Stocken, weil er nicht ſicher ſein konnte, ob nicht Andere einer Bewegung ſich bemächtigen würden, zu der er den Anſtoß gebe.

Am bedenklichſten wurde ſeine Lage kurz vor und während des orientaliſchen Krieges, wo Rußland die Serben für ſeine Pläne zu bearbeiten ſuchte. Doch Fürſt Alexander blieb feſt und rüſtete, aber nicht gegen die Pforte, ſondern zur Behauptung ſeiner Neutralität.

Nach wiederhergeſtelltem Frieden bildete ſich eine neue Oppoſition gegen den Fürſten, die ihren Hauptſitz im Senat hatte. Intriguen von außen regten an und ſchürten. Die zwiſchen Fürſt und Senat gebildete Kluft wurde von Tag zu Tag größer, beſonders dadurch, daß der Senat dem Regenten das Recht beſtritt, Miniſter zu ernennen, welche nicht aus der Zahl der Senatoren hervorgegangen ſeien. Der Fürſt ſetzte dies zwar durch, auf ſein gutes Recht geſtützt, allein nun verwarf der Senat faſt alle Vorſchläge, die ihm von den Miniſtern gemacht wurden, nicht ſowohl aus reiner Oppoſition, als um die geſammte Verwaltung an ſich zu reißen. Im Juni 1857 erhielt die Regierung Nachricht von einer Verſchwörung, die ſich im Schooß des Senates vorbereite und deren Ziel der Sturz des Fürſten ſei. Am 9. Octob. wurde zu Verhaftungen einzelner Senatoren geſchritten und in den nächſten Tagen noch weitere vorgenommen. Die Gefangenen wurden theils des beabſichtigten Fürſtenmordes, theils des Hochverraths durch Beweiſe und eigene Geſtändniſſe vollſtändig überführt und, nachdem der Proceß durch drei Inſtanzen regelrecht durchgeführt worden war, zum Tode verurtheilt. Das Einſchreiten der Pforte, welche ein Beſtätigungsrecht der Urtheile beanſpruchte, machte dieſes gerichtliche Verfahren reſultatlos. Die Verurtheilten, unter denen der Präſident des Senats, drei Senatoren, der Präſident des oberſten Gerichtshofs, ein Pfarrer und ein Zollbeamter waren, wurden in Ruſtſchuk interniert, wo ſie Freiheit genug hatten, um einen jungen Fremden durch Beſtechung zu der Ausſage zu vermögen, daß Fürſt Alexander ihn zur Ermordung dieſer ſeiner Feinde habe dingen wollen. Daß Ethem Paſcha, der außerordentliche Pfortencommiſſar in Serbien, Menſchen ſolchen Schlags von der Strafe befreite, war bei weitem nicht ſo verderblich, als daß er den Fürſten gewiſſermaßen nöthigte, einen Miniſterwechſel vorzunehmen, welcher die ſogenannte Nationalpartei, eine Coalition ruſſiſcher und demokratiſcher Elemente, ans Ruder brachte.

Digitized by Google

Die scheinbare Ruhe im Lande verdeckte das, was in der Tiefe gährte, kaum oberflächlich. Man bemerkte eine dumpfe Unzufriedenheit, welche durch die nichts weniger als geregelte Souveränetät des Fürstenthums, die unbestimmte Stellung des Senats zum Regenten und die Partei der Familie Obrenowitsch Nahrung empfing. Als das beste Mittel, aus der unsichern Lage und der Ungewißheit einmal herauszutreten, erschien den Unzufriedenen die Berufung einer Nationalversammlung (Skupschtina). Diese sollte nach der Verfassung (dem Ustav) in jedem Jahre zusammentreten. Sie hat Rechte, die in den Verfassungen von Culturvölkern fehlen, z. B. das, die Regierung wegen aller ihrer Handlungen zur Rechenschaft zu ziehen.

Wegen dieser großen Befugnisse und der Stimmung im Lande hatte der Fürst seit 1848 sie nicht berufen, worin man mit Recht eine Verfassungsverletzung sah. Der Senat war verschiedener Meinung, und ein directer Antrag auf Veranstaltung einer Nationalversammlung wurde mit einer kleinen Mehrheit verworfen. Als dieser Ausgang bekannt wurde, machte sich allenthalben eine Bewegung bemerkbar, und in einigen Bezirken versammelte man sich bereits, um aus eigener Machtvollkommenheit eine Landesvertretung zu bilden, die nach alter serbischer Weise aus allen waffenfähigen Männern bestehe. Da ergriff der Fürst selbst die Initiative und stellte am 15. September 1858 im Senat einen Antrag auf Erfüllung des Volkswunsches, der einstimmig angenommen wurde. Im November veröffentlichte man Bestimmungen über den Wahlmodus, nach deren Inhalt die Versammlung nicht blos gewählte Volksvertreter, sondern auch siebenzehn Richter, siebenzehn Kreisvorsteher und siebenzehn Priester in sich aufzunehmen hatte. Die constitutionellen Begriffe der Serben sind so unentwickelt, daß man die gleichzeitige Erklärung des Fürsten, ein Beschluß der Nationalversammlung habe so lange keine bindende Kraft, bis er und der Senat ihre Zustimmung gäben, wie eine Verfassungsverletzung aufnahm.

Bei den Wahlen machte die linke Seite der Nationalpartei die Erfahrung aller Coalitionen, daß einer der Verbündeten zu kurz kommen muß. Die Wahlen fielen zu drei Viertheilen auf Anhänger der Familie Obrenowitsch. Am 16. December wurde die Versammlung vom Fürsten in Person eröffnet. Die ganze Ceremonie erforderte nicht fünf Minuten Zeit. Der Fürst las eine kurze Thronrede und entfernte sich mit dem hergebrachten Gruß: „Mit Gott, Brüder!“ worauf er ein ruhiges: „Mit Gott!“ zur Antwort erhielt. Die Wahlen der Beamten entfernten den letzten Zweifel über die Richtung der Volksvertreter. Zum Präsidenten wurde der Abgeordnete von Belgrad ernannt, ein Salzpächter Mischa, der trotz seiner geringen Fähigkeiten wegen seines in Serbien sprichwörtlichen Reichthums eine sehr einflußreiche Rolle gespielt und sich bei allen Phasen des serbischen Wirrwarrs glücklich über dem Wasser gehalten hatte. Zum Vicepräsidenten machte man einen Kreishauptmann Michailowitsch, der eins der eifrigsten Werkzeuge der Obrenowitsch war. Bei dem Präsidenten wurde in nächtlichen Sitzungen der Feldzugsplan entworfen. Er bestand darin, daß man dem Fürsten die Einwilligung, den Oberbefehl über die Militärmacht an die Nationalversammlung abzutreten, entreißen und, falls er seine Einwilligung verweigerte, ihn absetzen wollte. Der letzte Theil des Planes ist, da der erste mißlang, zur Ausführung gekommen. Am 22. December hat die Nationalversammlung dem Fürsten eine Thronentsagung zugemuthet, und Dieser ist nach Belgrad zu den Türken geflohen. Man hat ihn darauf für abgesetzt erklärt und den alten Milosch zum Fürsten gewählt, der sich auch zur Annahme bereit erklärt hat.

Elias Garaschanin.

Es besteht in Serbien eine Aristokratie, die man dadurch herabzusetzen glaubt, daß man sie nach dem Hausthiere, dem sie ihre Haupteinkünfte verdankt, die Schweinehändleraristokratie nennt. Es bleibt darum doch gewiß, daß sie ausgezeichnete Männer in ihren Reihen zählt, von denen einige auch als Reformatoren aufgetreten sind. Eine der ältesten und angesehensten dieser Familien ist die der Garaschanin, und keiner dieses Namens hat größeren Ruf, als Elias. Geboren im Jahr 1807 im Dorfe Garasch, das zum Bezirke Kragujewatz gehört, hatte er sich im Auslande eine ausgezeichnete Bildung erworben, als er die öffentliche Laufbahn betrat. In den politischen Wirren wurde er von seinen Parteigenossen, die zugleich mit dem Schwert umzugehen wußten, verdunkelt, aber nach der Wiederherstellung der Ruhe machte er sich geltend und wurde einer der vier Staatsmänner, von denen die Geschicke des Landes abhingen. 1844 wurde er vom Fürsten Alexander, bei dessen Wahl er in erster Reihe thätig gewesen war, zum Minister des Unterrichts ernannt. Was er in dieser Beziehung gethan hat, verdient nur Lob. Er ließ es sich angelegen sein, dem Fürstenthum Lehrer und wissenschaftlich gebildete Beamte zu verschaffen, schickte auf Regierungskosten junge Serben zur Ausbildung nach Wien, Prag, Berlin, Paris und London, gründete Bibliotheken und Museen und rief sogar Ackerbauschulen ins Leben. Milosch hatte die früher errichteten Schulen absichtlich wieder verfallen lassen, wie er sagte, aus religiösen Gründen. Garaschanin führte ein ganzes Unterrichtssystem durch. Als Vorbereitungsanstalten errichtete er vier Halbgymnasien, auf welchen Geschichte, Erdkunde, Lateinisch und Griechisch gelehrt wird, und das Gymnasium zu Belgrad, bei dem sieben Professoren Unterricht ertheilen. Damit verband er als höchste Lehranstalt des Landes ein Lyceum für philosophische und juristische Studien, das er mit neun Professoren besetzte. In der Philosophie sind besonders die eigentliche Philosophie, mathematische und naturwissenschaftliche Fächer, in der Rechtswissenschaft Staatsrecht, Civil- und Criminalproceß und Staatswirthschaft vertreten. Als er 1852 zum Kanzler und Ministerpräsidenten ernannt worden war, förderte er die Pläne der Nationalpartei mit einem Eifer, der ein Jahr später seine Entsetzung nöthig machte. Nach dem orientalischen Kriege wurde er der erklärte Günstling des französischen Consuls des Effard, dessen Fürsprache es dahin brachte, daß Ethem Pascha ihn zu Anfang 1858 dem Fürsten als Minister wieder aufnöthigte. Er wurde die Seele der gegen den Letztern geschmiedeten Intriguen und hatte an der Berufung der Nationalversammlung einen hervorragenden Antheil. Die Revolution hat ihn zum Mitgliede der provisorischen

Digitized by Google

Regierung gemacht. Er ist eine sehr markirte Persönlichkeit mit einer scharfen Römernase, blitzenden Augen und schwarzem Bart.

Wukitsch Peritschisch

hatte an dem Befreiungskampfe der Serbier unter Milosch rühmlichen Antheil genommen und gehört zu den Notablen des Volks, das eine eigentliche Aristokratie im germanischen Sinne nicht besitzt. Auch nicht die gewöhnlichste Schulbildung vermochte er sich in seinem Kriegerleben zu erwerben und war ganz auf die große Lehrmeisterin Erfahrung, auf seine ungeheure Lebenskraft und auf seine Fertigkeit des Eingewöhnens in alle Lagen und Geschäfte angewiesen. 1825 leistete er dem Fürsten Milosch bei der Unterdrückung einer Verschwörung seines bereits sehr wichtigen Beistand. Seit den dreißiger Jahren trat er an die Spitze einer Opposition, deren Tendenz zunächst dahin ging, den zur Willkür und zu Erpressungen geneigten Fürsten unter den Einfluß der Häuptlinge zu bringen. Ein zu diesem Ende 1835 versuchter Aufstand ward unterdrückt, ohne daß Milosch gegen die Anstifter desselben eingeschritten wäre, als welche Wukitsch, Awram Petroniewitsch, Georg Protitsch, Stojan Simitsch, Milot Radoikowitsch, alle alte Waffengenossen des Milosch, betrachtet wurden. Des gefährlichen Wukitsch hätte er sich gern auf eine nicht ungesetzliche Weise entledigt, aber gerade diesem Feinde war auf keine Weise beizukommen. „Was trägst Du Dich immer wie ein Haiduck," fragte der Fürst ihn einst, „und legst das Kleid der Beamten nicht an?" — „Hoheit," antwortete der bewaffnete Riese, „ich bin furchtsam, darum trage ich immer Messer und Pistolen." Nun benutzte die Opposition, obwohl sie keineswegs russisch gesinnt war, doch den Unwillen Rußlands gegen Milosch, auf Begründung einer Verfassung hinzuwirken, welche unter russischem Einfluß zu Stande kam und am 22. Februar 1839 durch einen großherrlichen Hattischerif eingeführt wurde. Sie setzte dem Fürsten einen controlirenden Senat zur Seite, zu dessen Mitgliedern auch Wukitsch gehörte. Milosch vertrug sich mit dem Senate in keiner Weise und ging damit um, denselben mit Hülfe der Truppen zu stürzen, ward aber in Belgrad durch das Zusammenwirken des Paschas und Senates genöthigt, Wukitsch zum Oberbefehlshaber der Truppen zu ernennen, worauf Dieser die Anhänger Milosch's zur Unterwerfung brachte und eine Volksversammlung (Skuptschina) einberufen ward, der gegenüber Milosch am 13. Juni 1839 zu Gunsten seines Sohnes Milan abdankte. Da Dieser unmündig war, so wurde eine Regentschaft eingesetzt, welche aus seinem Oheim Ephrem Obrenowitsch, aus Awram Petroniewitsch und aus Wukitsch Peritschisch bestand. Milan starb aber schon am 8. Juli, worauf sein Bruder Michael an seine Stelle berufen ward, während Milosch von der Walachei aus gegen seine Abdankung protestirte und seinen Sohn nicht fortlassen wollte. Wukitsch war jetzt für gänzliche Ausschließung der Obrenowitsch. Indeß die Anhänger derselben erwirkten eine Deputation an Milosch, welche demselben die Wahl zwischen schleuniger Absendung seines Sohnes, oder Vertreibung seiner Dynastie stellte. Michael ging nun nach Konstantinopel und erhielt im Januar 1840 seine Bestätigung, beschwor auch am 15. März 1840 zu Belgrad die Verfassung. Die Pforte hatte ihm aber Wukitsch und Petroniewitsch als nothwendige Räthe zur Seite gesetzt, und aus diesem Verhältnisse entwickelten sich sehr bald neue Wirren, in deren Verlaufe sich eine von der Mutter und dem Oheim des jungen Fürsten geleitete Bewegung zunächst gegen die beiden ihm aufgedrungenen Räthe richtete. Diese beschworen die Gefahr, indem sie ihre Aemter niederlegten (6. Mai 1840), begaben sich aber unter den Schutz des türkischen Pascha und protestirten in Konstantinopel und Petersburg. Indeß konnten sie dem Exil nicht ausweichen und gingen Ende October 1840 nach Konstantinopel, von wo sie jedoch, auf russisch-türkische Vermittelung, zu Anfang des Jahres 1842 zurückgerufen wurden. Sie fanden die Stimmung des Volks dem Fürsten ungünstig und bewirkten im September eine Revolution, in deren Folge die Obrenowitsch der Regierung verlustig erklärt und Alexander, des Czerny Georg Sohn, auf den Thron berufen ward. Russische Intriguen bereiteten jedoch manche Verzögerungen und Wechselfälle, ehe seine Anerkennung definitiv erfolgte, und auch dann geschah es nur unter der Bedingung, daß Wukitsch und Petroniewitsch das Land verließen (August 1843). Die Serben tobten gegen diese russische Anmaßung, doch Wukitsch stimmte sie im Augenblicke um. „Weshalb wollt Ihr Euch nicht fügen," sagte er auf einer Volksversammlung. „Ihr bleibt ja das freie serbische Volk. Wir beide Verbannte wollen gehen, bis Ihr uns wieder ruft, was doch in kurzer Zeit geschehen wird." Wirklich wurden sie schon 1844 zurückberufen, indem Rußland in diesen Schritt willigen mußte, um die Begnadigung einer Anzahl Verschworener zu erlangen, die unter russischem Einflusse sich zu Gunsten der Obrenowitsch verbündet hatten. Schon die Nachricht, daß ihre Rückkehr bevorstehe, wurde mit allgemeinen Freudenbezeugungen gefeiert. Sie selbst begaben sich erst nach Konstantinopel, um auch dort ihren Frieden zu machen, und kamen erst am 28. August nach Serbien zurück. Hier traten sie in das Ministerium, und man schreibt ihnen einen wesentlichen Antheil an dem umsichtig fortschreitenden Gange der serbischen Verwaltung zu. Wukitsch zog sich jedoch 1852 ins Privatleben zurück, wenn er auch immer Einfluß behauptete. Bei den im vorigen Jahre erfolgten Gewaltmaßregeln gegen die dem Fürsten verdächtigen Senatoren war er gerade vom Lande abwesend und einiging wohl dadurch dem Conflicte. Seine Stellung zu der jetzigen Bewegung ist noch unklar; nach seinen Antecedenzien ist es aber natürlich, daß er wenigstens eine Zurückberufung des Milosch nicht füglich wünschen kann. — Wukitsch ist eine echte serbische Volksnatur, wild wie ein Raubthier und schlau wie ein Fuchs. Seine colossale Gestalt, seine einfache Tracht, seine Gewohnheiten aus dem Lager machen ihn in einem kaum glaublichen Grade beliebt. Zweimal, unter dem alten Milosch und unter Michael Obrenowitsch, hat sein bloßes Erscheinen den Abfall der Truppen entschieden. Die Volkssage läßt ihn nie besiegt worden sein, im diplomatischen Kriege kennt man ihn als einen Mann, der höchstens momentan unterliegt.

(2—16.)

Digitized by Google

Chronik.

Marienbader Gedenkbuch.

— Fräulein Elfriede v. Mühlenfeld, aus Ostpreußen gebürtig, in Dresden heimisch geworden, die unermüdliche Dichterin und Sammlerin für arme Poeten und für Wittwen und Waisen der wasserverunglückten Oder- und Weichselbewohner, hat neben einem Karlsbader Album zugleich ein Marienbader Gedenkbuch herausgegeben (Dresden, am Ende). Mit dem Ertrag dieser Gedenkbücher bezweckt die hochherzige Dichterin die Stiftung zweier Krankenbetten für nothleidende und bedürftige Kranke aus Sachsen und Preußen. Zwei Königinnen der benachbarten Länder, dem Schwesternpaar aus Bayerns Stamme, Maria und Elisabeth, sind die Bücher gewidmet; zahlreiche Steindrücke in Abbildern jener beiden böhmischen Gesundbrunnenstätten, wo Tausende Heilung schöpften, zieren die Blätter; ihr beschreibender und poetischer Inhalt, nicht blos in deutscher und flämischer, auch in französischer, englischer, italienischer, spanischer und portugiesischer, schwedischer und dänischer, polnischer, russischer und böhmischer, ungarischer und neugriechischer Zunge, ist aus vielen vorhandenen litterarischen Gaben zusammengestellt, theils aber auch ganz frisch und ungedruckt aus den Werkstätten lebender und noch schaffender Geister zusammengeholt. Unermüdlich hat die Herausgeberin nicht blos bei Dichtern und Gelehrten, auch bei den „Großen" der Welt angeklopft, um ihrem apostolischen Drange zum Wohlthun mit Hülfe der barmherzigen Musen zu genügen. Und die Musengaben der Dilettanten können keinen bessern Weg und keinen bessern Zweck zur Veröffentlichung haben. Auch auf dem Gebiete der Tonmuse haben Hochgestellte in Compositionen ihr Scherflein beigesteuert, und das Marienbader Gedenkbuch enthält eine Romanze, componirt vom Prinzen Gustav von Schweden, ein Wiegenlied von einer Prinzessin zu Schleswig-Holstein-Glücksburg, ein Lied „Petite étoile" vom Fürsten Rich. v. Metternich, österreichischem Gesandten in Dresden.

Die Geschichte Marienbads als Fundort salinischer Kräfte reicht hinauf bis auf Kaiser Ferdinand I., Karls des Fünften Bruder. Ein im Gedenkbuche mitgetheiltes kaiserliches Schreiben vom Jahre 1528 befiehlt dem Tepler Abt Antonius die in der Wildniß entdeckten Salzquellen zu prüfen und nach Befund eine Salzsiederei anzulegen. Man fand freilich statt Kochsalz nur Glaubersalz; der Ferdinandsbrunnen führt erst seit 1821 von jenem Kaiser, unter welchem Böhmen an das Haus Habsburg kam, seinen Namen. Für medicinische Zwecke wurde die Heilkraft der Marienbader Quellen erst vom Leibarzte des mystisch astrologischen Kaisers Rudolf II. benutzt; ein förmliches Badehaus mit dem Namen „Marienbad", zu Ehren der Mutter Gottes also getauft, existirt erst seit 1808, und erst nach den Befreiungskriegen, erst seit 1818 datirt der Kurort mit seinem europäischen Ruf. Von der einen der sieben Quellen, dem Kreuzbrunnen, werden jährlich mehr als 200,000, von allen zusammen mehr als eine halbe Million Krüge versendet. Gicht und Rheuma sind die Uebel, die damit bekämpft werden. — Litterarisch ist Marienbad am denkwürdigsten geworden durch Goethe's zweiten und dritten Aufenthalt daselbst, 1822 und 1823. Der siebzigjährige Greis hatte bereits seinen westöstlichen Divan gesungen und fühlte, nach dem Trank der Genesung am Busen der Natur und der Kraft ihrer Berge, noch ein letztes Mal die ganze Macht einer Neigung, die den ganzen Menschen und den ganzen Dichter in ihm aufwogen ließ. An Ulrike v. Levetzow, die jetzt noch in Wien lebende Dame aus Mecklenburg, die Goethe in Marienbad kennen lernte und der er in der That Hand und Herz zu schenken gedachte, sind jene wunderbar mächtigen, „Elegie" überschriebenen sechszeiligen Stanzen gerichtet, in denen sein großes Herz den letzten Flügelschlag der Liebe fühlte, jene Seufzer der Sehnsucht, die so aufathmend beginnen:

Was soll ich nun vom Wiedersehen hoffen,
Von diesen Tagen noch geschlossner Blüthe?
Das Paradies, die Hölle steht dir offen; —

um so verzweifelnd zu enden:

Mir ist das All, ich bin mir selbst verloren,
Der ich noch erst den Göttern Liebling war ꝛc.

Eckhardt's Sokrates.

*. Außer Wilhelm Jordans „Wittwe des Agis" ist von den zur engeren Concurrenz gelassenen neun Münchner Preisstücken nun auch Eckhardt's „Sokrates" in Druck erschienen (Jena bei Hochhausen) — ein Drama, welches als solches in technischer Hinsicht zwar vielerlei Schwächen an sich trägt, das aber, als Studie betrachtet, Zeugniß von der wissenschaftlichen Bildung und würdigen Denkungsart seines Verfassers ablegt. Wenn freilich der Letztere mit seinem Trauerspiele „noch mehr als eine Dichtung zu geben, d. h. mitten in einem mit Selbstsucht bedrohten Geschlechte eine Fahne des Ideals zu entfalten, um sie zu sammeln, was geistig jung ist, den Glauben an die Zukunft wach zu erhalten und vor allen eine religiöse Wiedergeburt der Menschen zu bewirken" gedachte, so werden wir dies alles, wo nicht als Selbstüberhebung, doch als bloße fromme Wünsche anzusehen haben, wie sie in dem, der sich ernstlich einer Sache hingiebt, nur zu leicht aufsteigen können. — Das Münchner Preisgericht nannte das Drama eine „höchst achtbare, durch ihren Gedankengehalt ausgezeichnete Dichtung, die sich vorzugsweise zum Lesen empfehle", und es wird damit so ziemlich das Rechte getroffen haben. Manche Seiten des altattischen Lebens sind darin treffend charakterisirt, und einige Personen stehen in ausdrucksvoller Gestalt vor uns. Das gilt z. B. von dem Aristophanes und den Anklägern des Sokrates, besonders aber von Diesem selbst, dessen Darstellung nur aus einer genauen Kenntniß der griechischen Schriftsteller hervorgehen konnte. Die dichterische Anschauung, „daß der sterbende Sokrates Christum sehen müsse", erschrint uns freilich für ein Drama, in dem Alles klar und plan daliegen soll, mystisch genug, und wir gestehen, daß wir auf diese letztere Wendung, entgegen der Ansicht des Verfassers, nur wenig Werth legen möchten, weil sie auch zu jenen schon genugsam bekannten wohlfeilen Anticipationen der Geschichte gehört. — Einige Anklänge an andere Stücke hätten wir lieber vermieden gesehen, wie z. B. die Scene,

Digitized by Google

in welcher Aristophanes die sokratische Lehre durch die willkürlichen Bewegungen einer Drahtpuppe zu verhöhnen sucht. Man wird dabei nur allzusehr an den Brachvogelschen „Narciß“ mit seinem Pagoden erinnert.

Der Freischütz in Berlin.

— Das deutsche Theater-Archiv (das Organ des deutschen Bühnenvereins, redigirt von Friedrich Adami) berichtete von einer Aufführung des Freischütz zum Besten des Weber-Denkmals in Dresden, mit Festprolog und sinnig poetisch eingeleiteten Scenen aus des Tonkünstlers gesammten lyrischen und dramatischen Schöpfungen vom Regisseur der königlichen Schauspiele in Berlin, dem auch als Dichter und Verfasser des praktisch intelligenten Theaterlexikons vielfach bewährten Philipp Düringer. Es war die 301. Aufführung, die der Freischütz seit dem 18. Juni 1821 in Berlin erlebte. Außerdem hat dort nur Mozarts Don Juan (seit 1790) 300 Vorstellungen erlebt. Bei der ersten Darstellung der Oper, mit welcher Berlin allen andern Bühnen voranging, sang Frau Seidler die Agathe, Fräulein Eunicke die Anna, Stürmer den Max, Blume den Caspar. Für Annchen wurde auf Graf Brühls Bitte noch eiligst die Romanze vom Kettenhund Nero: „Einst träumte meiner sel'gen Base“ eingelegt, weil, wie Friedrich Kind damals schrieb, die Eunicke, „als auch erste Sängerin, ansonst nicht singen wollte.“ Die böhmische Volkssage vom Freischützen entlehnte der Dichter bekanntlich einer Erzählung von A. Apel im ersten Bändchen des „Gespensterbuches“; nur Annchen ist Kind's Erfindung und Caspar entstand aus einem invaliden Stelzfuß.

Friedrich Spielhagen.

e. Vor einiger Zeit brachte unser Blatt eine Besprechung von „Clara Vere“, der Erstlingsnovelle eines jungen Dichters, der mit einer gewissen Anwartschaft auf Erfolg und Ruf in die Oeffentlichkeit trat. Friedrich Spielhagen zeigte sich darin als ein Talent von feiner Bildung und gewähltem Geschmack, und soviel Fleiß und Sorgsamkeit hatte er auf die Zeichnung der Situationen und Charaktere gewendet, daß sie durch ihre sogar bis ins Kleinliche gehende Durcharbeitung und Glätte natürliches Wesen und frisches Leben hier und da nicht zu ihrem Vortheil eingebüßt zu haben schien. Von anderer Seite ward darauf aufmerksam gemacht, daß Spielhagen diese Eigenthümlichkeit einer fast minutiös zu nennenden Schreibart mit Hermann Grimm in Berlin theile, und wenn wir diese Bemerkung auch für ganz treffend halten, so möchten wir sie nur noch dahin vervollständigen, daß wir Paul Heyse in München als Den nennen, welchen beide genannten Dichter wissentlich oder unbewußt nachzuahmen suchen.

Bestärkt in der guten Meinung, die wir von Spielhagen hegten, hat uns auch seine neue Novelle „Auf der Düne“ (Hannover bei L. Meyer). Wenn gleich dieselbe nur Liebesconflicte allbekannter Art behandelt, so bietet sie doch in ihrer saubern und geschmackvollen Ausführung eine für Gebildete recht anziehende, stellenweise sogar ergreifende Lectüre. Die Gesinnung des Dichters ist nicht ohne Noblesse, und der Ausdruck, den diese Gesinnung findet, muß ein gefälliger und edler genannt werden. Spielhagen sollte mit seinen Stoffen sich aus dem Bereich des Gewöhnlichen erheben und dem ihm gewordenen Talente einen höheren Flug zu geben versuchen, für den seine Kräfte, wie es scheint, wohl ausreichen würden.

Eine dankenswerthe Gabe von Spielhagen ist ebenfalls die von ihm besorgte Uebersetzung: „Americanischer Gedichte“ (Leipzig, Roßberg) von der wir in dieser Nummer unseres Blattes eine Probe brachten. Was uns auffällt bei diesen Liedern fünfzehn americanischer Dichter ist die Verwandtschaft mit unseren heimischen Liedern in Ton, Wendungen und selbst in den behandelten Stoffen. Ohne daß wir auf eine bewußte Copie schließen möchten, hat uns doch z. B. „die Erde“ von William Cullen Bryant lebhaft an Halms Phantasie über „Italien“, Henry Longfellows „Traum des Sklaven“ allgemein genommen an Freiligraths orientalische Bilderpracht und seine „Wuchtreime“, sowie speciell desselben Dichters „Offenes Fenster“ an Uhlands „Schloß am Meere“ erinnert. „Der Regentag“ könnte ebenso gut von Heinr. Heim sein, als von dem Sänger des „Liedes von Hiawatha“, und bei den „Ueberlästigen“ von Nathaniel Willis müßten wir an Rückerts „Allgegenwärtige“ denken.

Dannecker's schönste Arbeit.

x. Als solche gilt bekanntlich das Christusstandbild des berühmten Meisters, welches im Sommerpalaste bei St. Petersburg aufgestellt ist. Er hat den Erlöser nicht in der flachen, verschwommenen Weise aufgefaßt, in welcher sich viele Maler gefallen, die uns durch semmelblondes Haar, nichtssagende Augen und weichliche Züge ärgern. Jesus war eine zwar milde, aber durch und durch kräftige, markige und volle Persönlichkeit. Dannecker gab ihm den Kopf, wie er einem Denker geziemt, der schwere innere Arbeit im Geist und Gemüthe durchgemacht hat; er gab ihm einen kräftigen Kopf, mit stark entwickeltem Schädel, langem aber feinem und dünnem Haare und nicht vollem Barte. Jesus ist dargestellt, als ob er eben spräche, zugleich würdig ernst, mild und vergeistigt. Je mehr man sich in den Anblick dieser Statue versenkt, um so mehr wird man davon durchdrungen, daß man eine große Persönlichkeit vor sich sieht, welche als Vertreter der Weisheit und der Liebe dasteht. Im Antlitze spiegelt sich gleichsam die tiefe Innigkeit des Mannes ab, der sich des Irrenden erbarmt, sich mit den Heiteren freuet, von Wohlwollen für Alle durchdrungen ist und den Sünder nicht schilt, sondern ihn tröstet. Es liegt in diesem Marmor eine wahrhaftige Verklärung. Dannecker arbeitete lange Zeit an dem Modell, und als er es vollendet hatte, ergriff ihn Kleinmuth; Kopf und Gesicht schienen ihm immer noch nicht dem Ideale zu entsprechen, das er verwirklichen wollte. Seine Freunde waren des Lobes voll, aber der große Meister mißtrauete ihnen und sich selber. Da rief er eines Tages ein kleines Mädchen von der Gasse in seine Werkstatt hinein und fragte dasselbe: „Weißt du wohl, wer das da ist?“ Das Kind wandte die Augen von dem Kopfe nicht weg, der mit den gewöhnlichen Nazarenischen Christusköpfen gar nichts Uebereinstimmendes hat, und sagte dann rasch: „Das ist der Heiland.“ Nun war der alte trefflliche Dannecker zufrieden und führte den Christus in Marmor aus.

Digitized by Google

Neue Romane.

Julius Bacher, der Dichter des Drama's: „Aus dem Leben", welchem man den Vorwurf machen konnte, daß es nicht „aus dem Leben" gegriffen sei, fährt fort, nach dem Beispiele von W. Alexis und Luise Mühlbach Romane aus der preußischen Geschichte zu veröffentlichen. Zuerst erschien von ihm „Sophie Charlotte, die philosophische Königin," an diese schloß sich der Zeit nach „die Brautschau Friedrichs des Großen," und einen neuen Ring in der Kette bildet der zuletzt vollendete dreibändige Roman „Friedrichs des Ersten letzte Lebenstage" (Berlin, bei Wagner). Rücksichtlich seines Talentes steht Bacher ungefähr auf gleicher Stufe mit der obengenannten Schriftstellerin, während W. Alexis an wirklich poetischer Begabung Beide weit überragt. Einer so plastischen Darstellung der historischen Thatsachen, wie Alexis sie liefert, auch einer so pikanten Schreibweise, wie der Gatte der L. Mühlbach, Theod. Mundt, sie giebt, ist weder Diese noch Jul. Bacher fähig.

Um auf **Th. Mundt** zurückzukommen, so scheint derselbe, nachdem er seiner Stellung als Universitätsbibliothekar in Berlin entbunden worden ist, die ihm zu Theil gewordene neue Freiheit lediglich zu schriftstellerischen Arbeiten verwenden zu wollen. Seine Novelle „Cagliostro in Petersburg" (Prag, bei Kober) bietet in einer Zeit, da der Geistersehr Hume unter der russischen Aristokratie Aufsehen und Begeisterung erregt, eine doppelt interessante Parallele mit den Zuständen der Gegenwart, während sein dreibändiger Roman „Robespierre" (Berlin, bei Janke) mit Geist und Geschick einen fast incommensurabel erscheinenden Charakter psychologisch zu erklären und ihn in poetischer Darstellung vor dem Urtheil der Nachwelt zu rehabilitiren versucht.

Historisch-romantische Compositionen, wie sie eben die Feder Theod. Mundts bringt, sind zeitweilig von neuem beim deutschen Lesepublicum Mode; L. Mühlbachs Schilderungen machen jedoch nicht der Romantik, sondern ihres thatsächlichen Materials aus Memoiren wegen das ungewöhnliche Glück beim Mittelschlag der Bildung. **Theodor König**, ein Vielschreiber, ursprünglich nicht ohne Talent, will uns mit einem Romane „Luther und seine Zeit" bedenken, und **Amely Bölte**, die Verfasserin der „deutschen Palette", hat „Frau v. Staël" zum Gegenstand ihrer Darstellung genommen, während **A. v. Sternberg** an einer „Dorothea von Kurland" arbeitet.

Aus der Kunstwelt.

Die spanische Malerschule ist jetzt in Paris so zahlreich vertreten, wie nirgendwo, außer in der eigenen Heimath, und erst seit kurzem wieder sind als neue Bereicherungen der im Louvre befindlichen Gallerie fünf Bilder von spanischen Meistern daselbst ausgestellt worden. Von Murillo befindet sich darunter „die Geburt der Jungfrau Maria" und „die Küche der Engel" (auch „das Wunder des heiligen Diego" genannt); von Zurbaran ist das „Leichenbegängniß eines Bischofs" und die Gruppe des „heiligen Raymund und des heiligen Peter von Rola im Ordenscapitel zu Barcelona." Das fünfte Bild rührt von Herrera d. ä. her.

Friedrich Overbeck hat, von schwerer Krankheit genesen, die letzten Monate zusammen mit Cornelius im Albanergebirge zugebracht, und in dieser Villeggiatur vollendeten beide Meister zwei neue Schöpfungen, jener „das Sacrament der Priesterweihe", dieser eine „Lady Macbeth".

Steinle hat ein Prachtexemplar des bei Manz in Regensburg erschienenen Officium Immaculatae Conceptionis, mit eingelegten sehr schönen Stahlstichen seiner Compositionen dieses Mysteriums und der traditionellen Vorbilder, dem Papste eingesendet und zum Danke dafür von Diesem eine große Medaille erhalten.

Die oft sehr werthvollen Deckengemälde, Sculpturen, Denkmäler und Mosaiken, welche in den jetzt zu Magazinen, Pulvertürmen, Casernen ꝛc. dienenden aufgehobenen Klöstern und Kirchen Venedigs zerstreut sich vorfinden, und dort Gefahr laufen, unbeachtet zu verderben, sollen jetzt sämmtlich in der Akademie vereinigt werden. Anlaß zu dieser lobenswerthen Maßregel gaben ein kunstreicher Brunnenkranz auf dem Fort St. Pietro und ein Deckenbild in Sanct Giorgio, gegenüber der Piazzetta, auf welche zwei Werke der Localgeniedirector Oberstlieutenant Baron Scholl zuerst die Aufmerksamkeit der Herren von der Akademie gelenkt hat. Ferner sollen die Fresken des Campo Santo in Pisa, welche in ihrem heutigen Zustand leider keine lange Zukunft versprechen, auf 108 großen Tafeln photographirt werden. Der Erbprinz Ferdinand von Toscana interessirt sich besonders für dies Unternehmen.

Das sechste Kaulbachsche Wandgemälde im Treppenhause des neuen Berliner Museums sollte bekanntlich „die Reformation" zum Gegenstand haben. Doch der katholische Generaldirector der Musen, Olfers, dessen Stellung, wie es scheint, unter anderem Regiment mißlich wird, hatte dagegen Protest erhoben und vorgeschlagen, lieber „die Einführung des Landfriedens durch Rudolph von Habsburg" zu malen. Die Entscheidung des Prinz-Regenten aber ging zur Freude aller Unparteiischen dahin, daß der ursprüngliche Plan in Ausführung zu bringen sei. Die freiere Strömung, die sich jetzt durch das ganze öffentliche Leben Preußens verbreitet hat, scheint demnach auch den Kunstzuständen daselbst zu Gute zu kommen. Das alte und neue Berliner Museum soll sogar am Sonntag geöffnet werden und der Eintritt in letzteres fortan unentgeltlich stattfinden. Ferner ist die Idee zu einem Nationalmuseum aufgetaucht, und man schmeichelt sich, daß der Cultusminister Bethmann-Hollweg, angeregt durch eine von der Berliner Künstlerschaft vorbereitete Petition, den Kunstetat vom nächsten Jahre ab um 50,000 Thaler erhöhen werde.

Eine Statue des General Havelock wird in London, Trafalgar-Square, aufgestellt werden und ist mit der Anfertigung desselben der Bildhauer Behnes, dessen Modell den Preis erhielt, betraut worden. Die Kosten des Kunstwerks sind auf 2000 Pf. St. veranschlagt.

Prof. Mandel hat in Florenz seine Copie der Madonna della Segiola vollendet, welche allgemein als ein Meisterwerk gerühmt wird.

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Nies'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

Digitized by Google

№ 4. **Europa.** 1859.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 22. Januar.

Inhalt.

Größere Aufsätze: Denkwürdigkeiten eines Lievländers. Erster Artikel. — Ranovalo, Königin von Madagaskar. — Neue Gedichte von Rudolph Gottschall. — **Chronik:** Das neue städtische Museum in Leipzig. - Elihu Burrit. - Otto Roquette. - Bemerkungen über Algerien. - Ein Lustspiel des Terenz von englischen Studenten aufgeführt. - Die sieben Preisgedichte der Araber. St. Petersburg vor dreißig Jahren. - Wer's nicht glaubt, bezahlt einen Thaler! - Ein gefährliches Amt. — **Kurze Nachrichten.** Theater. - Litteratur. - Aus der Kunstwelt. — **Anzeige.**

Denkwürdigkeiten eines Lievländers.

Erster Artikel.

Eine ächte Husarennatur in Krieg und Frieden ist der Lievländer, dessen Denkwürdigkeiten aus den Jahren 1790 bis 1815 Herr von Smitt soeben herausgegeben hat, und manches Reiterstücklein, manchen dem Feinde oder Frauen Hoch und Niedrig keck abgerungene Sieg, manche beim Gelag oder am Spieltisch verbrachte Nacht wird uns erzählt. So reich ist der Inhalt, daß wir faſt in Verlegenheit gerathen, welche von den einzelnen Abenteuern wir auswählen sollen, um ein getroffenes Bild des waghalsigen Reitersmannes zu entwerfen, und diesmal ganz von den großen Staatsactionen absehen, in denen er eine mithandelnde Rolle gespielt hat.

Freiherr Woldemar von Löwenstern war 1777 auf dem Schlosse Rasick in Esthland geboren, empfing die gewöhnliche Erziehung des dortigen Adels und trat mit dem 19. Jahre als Sergeant in das Semenowsche Garderegiment in Petersburg. Dies war damals der Weg um rasch zu avanciren, und Löwenstern trat auch bereits mit dem Neujahrstag 1795 als Wachtmeister aus der Garde und als Rittmeister bei den Ukrainischen leichten Reitern in die Armee. Später in das Kürassierregiment Rumsen versetzt, hatte er in diesem General ein wahres Original zum Chef. Derselbe war ein geborner Däne, war frühzeitig in französische Dienste getreten, hatte im siebenjährigen Kriege unter Marschall Broglie mit Auszeichnung gefochten und war von der Kaiserin Katharina in den russischen Dienst gezogen worden. Seine Gestalt war riesenhaft und sein Kürasz so breit, daß der nicht kleine Löwenstern sich einmal in denselben wie in eine Wiege hineingesetzt hatte und sich darin herumschaukelte, als der General herzutrat. Wegen schwerer Verwundung am Fuße mußte Dieser beim Gehen sich einer Krücke bedienen, war aber zu Pferde ein trefflicher und unermüdlicher Reiter. Er war kein bloßer Haudegen, sondern liebte es, wöchentlich zweimal seinen Officieren militärische Unterhaltungsstunden zu geben, in welchen die damaligen Kriegsereignisse besprochen und commentirt wurden. Außer diesen den Wissenschaften gewidmeten Abenden hatte er für seine Officiere auch den Freitag bestimmt, den er mit einer ihm eigenthümlichen Etymologie den freien Tag nannte. Er lebte für gewöhnlich anständig aber frugal; jedoch an diesem Tage sah er es gern, wenn seine Officiere sich zahlreich zu seinem Mittagsmahle einstellten, das schon um 2 Uhr begann und manchmal erst um 11 Uhr Nachts endigte. Die Champagnerflaschen wurden aus dem Keller korbweise herausgeschafft und es entspann sich meistens ein gewaltiges Zechen. Manchmal trank der General, der stattliche, große, breitschulterige Mann, seine 12 Flaschen Champagner ganz allein für sich. Er wankte dabei nicht, blieb derselbe, imponirende, tafelbeherrschende Wirth, aber das Antlitz röthete sich, die Lebensgeister wurden gesteigert und die Erhitzung blieb nicht ganz aus. Einmal bei solcher Gelegenheit gerieth er in Streit und Wortwechsel mit einem reichen und angesehenen Gutsbesitzer der Gegend, dem Baron von Ungern-Sternberg, und so heftig wurde der Zank, daß der General nach seinen Pistolen rief, die immer geladen bei der Hand waren, um den Baron auf der Stelle zu erschießen. Mit soldatischem Gehorsam brachten die Bedienten die verlangten herbei, die kugelschwangeren Röhre lagen alsbald auf dem Credenztisch neben den Flaschen, und die Aufregung der beiden Streitenden ließ das Aeußerste befürchten. Da fiel Löwenstern, den der General saſt wie einen Sohn des Hauses behandelte, seinem Chef in die Arme und bat ihn flehentlich, es nicht bis auf das Aeußerste kommen zu lassen. Aber da packte ihn der Alte, der sich mit der einen Hand auf die Krücke stützen mußte, mit der anderen freien so gewaltig an die Brust, daß Löwenstern heftig gequetscht und fast erstickend laut aufschreien mußte. Doch beschwichtigte gerade diese Kraftäußerung den ersten aufflammenden Zorn, und da mittlerweile andere Gäste sich des Barons bemächtigt hatten, so gelang es, den Streit friedlich auszugleichen. — Ueber Rumsens Regimentsverwaltung möge hier noch eine Anekdote stehen, die das russische Wesen bezeichnend charakterisirt. Kaiser Paul hatte damals nicht lange erst seine Regierung angetreten, und die

Digitized by Google

Zeit der Veränderungen war gekommen. Die ganze Armee war nach preußischem Muster umuniformirt worden, eine nicht geringe Last für die Regimentschefs, die mit den kaiserlichen Befehlen nicht immer Schritt halten konnten. Auch Numfens Regiment war noch nicht ganz im Stande, als der Befehl eintraf, nach Riga zur Inspection zu marschiren. Namentlich fehlte es an den hohen Reiterstiefeln, in denen das Regiment paradiren sollte, und der Rasttage bis Riga waren zu wenig, um bei dem angestrengtesten Fleiß der Schuhmacher das Fehlende zu ersetzen. Doch man wußte sich zu helfen. Jedem Reiter in der Rotte wurde für den auswärts sichtbaren Fuß ein steifer Stiefel zugetheilt, während der innere Fuß den alten kurzen Stiefel anbehielt, und so zog das Regiment mit wohlgedeckten Flanken durch die Defileen von Riga.

Das Bündniß mit Oesterreich brachte die Russen an den Rhein und nach Italien. Auch Löwenstern machte den Kriegszug mit und fließ am Tage nach der Schlacht von Zürich zu dem bereits im Felde befindlichen Heere. Auf einem Streifzug, den er in der Flanke des sich zurückziehenden Korsakowschen Corps machte, um die Verbindung mit Suworow wieder herzustellen, war er Zeuge einer sonderbaren Scene, die er mit seinen eigenen Worten erzählen mag. „Ich traf auf den verletzten Helden in einem Dorfe Graubündens, wie er, umgeben von einem Theil des Generalstabes und auf einem tragbaren Sessel sitzend, eben damit beschäftigt war, seiner Digestion loszuwerden. Suworows Leben war so öffentlich, sein Charakter so durchsichtig, seine Zeit endlich so beschäftigt, daß man, bei seinem übrigen freimüthigen Wesen und seiner derben Art, es nicht so hoch anschlagen muß, wenn er im Gegensatz mit geltender Sitte ein Geschäft des Leibes offen vor aller Augen betrieb, das man gewöhnlich in einem dunklen Winkel und einem Secret verrichtet. Er hatte dabei kein Arges und wollte gewiß nicht übermüthig gegen Abhängige handeln. Indeß so gut ich diesen feinen Gebrauch aus Erzählungen kannte, so war es mir doch ein seltsamer Anblick, ihn etwas schend und stöhnend auf dem Nachtstuhl sitzen zu sehen, während der Stab ihn mit ernsten, schweigenden Mienen umgab. Und um dieses eigenthümliche Gemälde in Teniers' Art zu vollenden, stand ein hochgewachsener Ordonnanzkosak mit gravitätischer Miene neben dem Stuhl und hielt ein Päckchen in Viereckt zerschnittenen Papiers in der linken Hand, woraus er mit der rechten, je nach Maßgabe des Bedarfs, dem Laborirenden ein Exemplar zum Verbrauch reichte, während Dieser von Zeit zu Zeit halblaut dazwischen rief: Hurrah! — Hau! — Stich! — Jag! Bei den harten Speisen, die der ruhmbekränzte Greis genoß, dauerte eine jedesmalige solche Sitzung eine geraume Zeit und vielerlei Geschäft ward abgemacht."

Die gute Freundschaft zwischen Rußland und Oesterreich dauerte bekanntlich nicht lange, und das russische Heer marschirte aus Schwaben nach der Heimath zurück. Mit Liebesabenteuern und Heirathsplänen füllte Löwenstern die lange Weile der Friedenspause aus, bis sein unbeständiges Herz endlich auch Fesseln zu tragen lernte. Die blonde Schönheit der jungen Gräfin Natalie von Tiefenhausen bezauberte ihn; er verlobte sich mit ihr, nahm seinen Abschied und zog sich als glücklicher Ehemann in das Privatleben zurück, ganz der Bewirthschaftung der ihm von seinem Vater überlassenen drei Güter und zur Abwechselung dem edlen Waidwerk sich widmend. Aber von draußen aus dem fernen Deutschland grollte der Kriegsdonner in das stille Familienleben hinein; ein Schwager Löwensterns blieb bei Austerlitz, ein geliebter Bruder während des Feldzugs in Preußen 1807, und auch im eigenen Hause herrschte Trauer, denn die zwei einzigen Kinder starben bald nach der Geburt. Die wiederholten Schicksalsschläge verdüsterten das Gemüth des sonst so fröhlichen Reiterofficiers; auch der Körper fing an zu leiden, und die Aerzte riethen zu einer Reise nach Italien. Sie ward angetreten, aber schon nach Zurücklegung der ersten Stationen zeigte sich Anlaß zu neuer und schwererer Sorge. In Dorpat traten bei der jungen Gemahlin Symptome des Brustkrebses an den Tag, und obgleich sie sich mit muthiger Entschlossenheit der Operation unterwarf, um die Reise fortsetzen zu können, mußte diese doch wegen der zu weit vorgerückten Jahreszeit in Wien abermals unterbrochen werden. Hier kehrte das Uebel wieder, eine zweite Operation mußte vorgenommen werden, und während der langsamen Genesung brach das Kriegsunwetter über Oesterreich los, das in den Schlachten von Aspern und von Wagram seinen Höhepunkt erreichte. Die Gemahlin mußte aus der gesunden Landluft in Hitzing herein in die überfüllte Stadt geschafft werden, wo nur mit größter Noth eine Wohnung zu finden war, damit aber durchaus nicht die der Kranken so nothwendige Stille und Ruhe, denn mit Hast und Lärm wurden überall Vertheidigungsanstalten getroffen, die Keller unter dem Hause mit Pulvertonnen angefüllt, Kanonen unter den Fenstern aufgefahren, ein Nachbarhaus niedergerissen und selbst Nachts noch bei Fackelschein an den Palisaden gearbeitet. Am 11. Mai begann dann die Kanonade und in der Nacht das Bombardement, das sich gerade auf den Stadttheil concentrirte, wo Löwenstern wohnte. Als seine Frau durchs Fenster die glühenden Kugeln fliegen sah, sprang sie, so matt sie war, aus dem Bett, kleidete sich schnell an und wollte aus dem Hause. Nur mit Mühe beruhigte der Gemahl sie so weit, daß sie sich ein Lager im Vorhaus aufschlagen ließ, wo ein festes Gewölbe und dreifache Decken Sicherheit gegen einschlagende Bomben verhießen. Die besten Habseligkeiten ließ Löwenstern in tragbare Bündel packen und vertheilte diese unter die Leute, um im Fall eines Brandes, der allein zu fürchten war, Alles schleunig retten zu können. Schauerlich war die Nacht. Mit unverminderter Heftigkeit dauerte das Schießen fort; fiel eine Bombe auf ein nahes Dach, so machten die zerschmetterten herabstürzenden Dachziegel und Steine ein die Nerven gewaltsam erschütterndes Gepolter. Das Militär, das noch vor einem Augenblick auf dem großen Platze vor dem Hause lärmend und meistens froh im Tumult sich gebärdet hatte, war kaum noch vorhanden: die Soldaten hatten Schutz unter Vorsprüngen und in Nischen gesucht oder sich dicht an die Mauern gedrängt. Augenblicke hindurch blieb es todtenstill, und diese Stille stand in eigenthümlichem Gegensatz zu dem Donnergepolter von oben herab. Plötzlich erscholl Feuerlärm: das vierte Haus von Löwensterns Woh-

Digitized by Google

nung stand in Flammen, und die Furcht vor den niederschmetternden Bomben hielt alle Löschenden fern. Groß war die Aufregung der Kranken, und sie war kaum beschwichtigt, als der Ruf, daß es im Hause selbst brenne, sie wieder aufs höchste steigerte. Es war keine leichte Sache, eine schwer kranke Frau, die ununterstützt kaum zwanzig Schritte gehen konnte, aus einem brennenden Hause zu führen, durch die Straßen ohne bestimmtes Ziel unter einem Kugelregen zu schleppen und für sie ein neues Unterkommen in der überfüllten Stadt zu finden. Dennoch mußte aufgebrochen werden, und schon hatten die Ausziehenden die Hausthür hinter sich, als Löwenstern bemerkte, daß sein Leibdiener die Chatulle, in der sich all' sein Geld und die Diamanten seiner Frau befanden, und die er ihm ganz besonders ans Herz gebunden, hatte stehen lassen. Zum Glück war sie in der allgemeinen Verwirrung von Niemand weiter berücksichtigt worden und gelangte sehr bald wieder unversehrt in die Hände des Eigenthümers. Auch der Lärm legte sich, als man fand, daß es im Hause nicht brenne, und die Kranke konnte, obgleich nicht ohne einige Gewaltmaßregeln gegen die Eindringlinge, die sich unterdeß eingefunden, ihr sicheres Lager wieder beziehen.

Diese Schreckensscenen gingen mit der Capitulation von Wien am 13. Mai zu Ende; aber draußen tobte der Schlachtendonner fort, in der mit Truppen erfüllten Stadt entstand Theuerung und fast Hungersnoth, und mitten im Kriegslärm am 10. Juni erlag Löwensterns Gemahlin ihrem Leiden. Er selbst nahm, um seinen tiefen Schmerz zu zerstreuen, das Anerbieten des Fürsten Paul Gagarin, der als Generaladjutant des Kaisers Alexander in Napoleons Hauptquartier sich befand, ihn während der zu erwartenden Operationen des französischen Heeres zu begleiten, bereitwillig an und erhielt dadurch Gelegenheit, der blutigen Schlacht von Wagram beizuwohnen. Dort sah er auch Napoleon. „Wir waren in dem Gedränge glücklich hinübergekommen, und mein Auge forschte nach ihm, der die Seele des Ganzen war. Da kam er, ernst, schweigend, aber heiter. Die Ergebnisse, die er um sich sah, mußten ihn zufriedenstellen: der Uebergang glücklich bewerkstelligt; in dem ungeheuren Gewühl die größte Ordnung; zahllose Massen wie an einem Faden von seinem Willen geleitet. Es war wunderbar, dies stille Gesicht inmitten der vielen bewegten zu schauen. Ein incarnirter, fester Gedanke. Als er zu reden begann und gesticulirte (ich konnte nur sehen, nicht hören) und dabei sein Antlitz fast dasselbe unbewegte blieb, gaben mir meine Gedanken einen andern Vergleich. Er erschien mir als ein entschlossener, von der Lust des Spiels unwiderstehlich ergriffener Spieler, der sich zur Zeit im Besitz unerschöpflicher Geldmittel sieht und meint: der allerletzte Satz ist doch mein und damit der Gewinn; der intermediäre Verlust ist kein Verlust. Dieser Gedanke schien mir laut aus der starren Ruhe zu sprechen."

Löwenstern war Zeuge der zweitägigen Schlacht und des Rückzugs der Oesterreicher, aber der Waffenstillstand und der darauffolgende Friedensschluß machte dem kurzen Campagneleben bald wieder ein Ende, und unser Lievländer ging als Courier nach Petersburg und stürzte sich dort in die Strudel des vornehmen Lebens. Er hatte die Verwaltung seiner Güter sicheren Händen anvertraut, sein Silberzeug, den kostbarsten Theil der Hauseinrichtung, und die Diamanten seiner Frau zu Gelde gemacht und sah sich dadurch in den Stand gesetzt, als reicher Mann aufzutreten. An Bekanntschaften fehlte es ihm um so weniger, als er unter dem hauptstädtischen Adel zahlreiche Verwandte besaß. Unmäßig hohes Spiel war damals ein Hauptzeitvertreib der Petersburger Gesellschaft, und Löwenstern liebte nach ächter Husarenart gar zu sehr kecken Wagen, um nicht auch an den grünen Tisch gelockt zu werden. Ein Gewinn von 3½ Rubeln, den er dem Grafen Bobrinskoi im Boston abnahm, und der sich durch Einsach- oder Doppelspiel auf 350 Rubel erhöhte, gab dazu Anlaß. Der Graf verlangte Revanche und erhielt sie am nächsten Morgen so vollständig, daß er 6000 Rubel verlor. Tag für Tag nun versuchte er von neuem sein Glück, aber verlor immer wieder, bis sich sein Verlust auf 70,000 Rubel gesteigert hatte. Da ihm jetzt das Geld ausging, gab er Verschreibungen, und im Laufe von vier Monaten hatte er an Löwenstern 450,000 Rubel verspielt. Ein Theil davon war im Bett gewonnen worden, denn selbst als Löwenstern erkrankte, stellte sich der Graf jeden Morgen ein und nöthigte ihn, eine Bank auf dem Bett zu legen. Die gewonnenen Banknoten warf der Kranke unter das Kopfkissen, und als er nach vierzehn Tagen wieder aufstehen konnte, ward ihm die angenehme Ueberraschung, 50,000 Rubel vorzufinden. Auch anderwärts hatte Löwenstern dasselbe Glück, namentlich bei dem General Oltroff, wo jeden Abend gespielt ward, und wo jedesmal 50,000 Rubel und mehr auf dem Tisch lagen. Aber wie gewonnen, so zerronnen. Ein junger Freund, Fürst Meschtschki, der Bruder eines steinreichen Branntweinlieferanten, hatte an den Grafen Bobrinskoi eine halbe Million verloren und befand sich in der größten Verlegenheit, da er nicht zahlen konnte und der Graf nicht weiter mit ihm spielen wollte. Um ihm zu helfen, entwarf Löwenstern in seiner gutmüthigen Weise einen Plan, der übel für ihn ausschlug. Der Graf pflegte ihn immer noch zu besuchen und bei ihm zu spielen. Seine Thür blieb zu solcher Zeit für Andere verschlossen, aber der Diener hatte Befehl, den Fürsten Meschtschki eintreten zu lassen. So sah ihn denn eines Tages der Graf nicht ohne Verwunderung und auch nicht ohne Mißbehagen in der Stube erscheinen, konnte aber doch nichts dagegen thun und mußte es sich sogar gefallen lassen, als Löwenstern, die Nothwendigkeit einer kurzen Abwesenheit vorschützend, den Fürsten bat, seine Karten zu übernehmen. Um Letzteren für das Spiel zu interessiren, nahm er ihn für den dritten Theil zum Theilnehmer. Eine Zeitlang ging die Sache recht gut, so daß der junge Fürst bei dem Grafen einen ansehnlichen Theil seiner Schuld in Gegenrechnung abmachen konnte; aber er kannte so wenig Maß und Ziel, daß er im Lauf eines Monats selbst an den Grafen wieder mehrere Hunderttausende verloren und Löwenstern für 400,000 Rubel dabei engagirt hatte. Letzterer versuchte durch besonnenes Spiel die Lücke wieder auszufüllen, aber das Glück hatte ihm den Rücken gekehrt, und

Digitized by Google

ein Wechsel nach dem andern ging aus seiner Brieftasche in die des Grafen über. Als der letzte seinen Vorgängern gefolgt war, gab Bobrinskoi seine Morgenbesuche bei Löwenstern auf. Andere Gelegenheiten zum Spiel um Gewinn boten sich Diesem dar; aber so beständig ihm früher das Glück gelächelt hatte, ebenso ausdauernd zürnte es ihm jetzt, und schließlich von einem Spieler von Profession vollständig ausgebeutelt, zog er sich vom grünen Tisch zurück. Häufiger war er jetzt im Gefolge schöner Frauen zu sehen, von ihnen angezogen und begünstigt, dann wieder verlassen oder selbst verlassend wie zur bloßen Befriedigung gegenseitiger Neugier. Aber sein Ruf als wagehalsiger Spieler war bis zu den Ohren des Kaisers gedrungen, und Dieser hatte sich mißfällig über ihn geäußert, obgleich er längst nicht mehr spielte. Um einen Beweis seiner dauernden Besserung zu geben, entschloß sich daher Löwenstern, Petersburg zu verlassen und sich in die Einsamkeit des Landlebens zurückzuziehen.

Das Jahr 1812 rief den Livländer wieder zur Thätigkeit, und er trat als Major von neuem in die Armee ein. Wir übergehen hier, was er als Adjutant des Oberbefehlshabers Barclai Rühmliches verrichtet, wie er von Diesem in den delicatesten und vertrautesten Aufträgen verwendet ward, aber gerade dadurch den Neid und die Intriguen Anderer erregte, denen es wirklich gelang, ihn so weit des Verraths zu verdächtigen, daß ihn der von seiner Unschuld überzeugte Oberbefehlshaber nicht schützen konnte, sondern ihn mitten aus dem Kriegsgetümmel angeblich als Courier nach Moskau schicken mußte, wo er zu seiner Entrüstung und Bestürzung entdeckte, daß er Arrestant sei; wie ebenso launisch und unerklärlich nach vierzehn Tagen die Erlaubniß eintraf, wieder zum Heere zurückzukehren, wie er mit großer Auszeichnung die Schlacht von Borodino mitmachte, wie er nach Barclai's Entfernung vom Heere in den Stab des Fürsten Kutusow übertrat und in dieser Stellung von Tarutino an die Verfolgung des nach der Grenze eilenden Feindes mitmachte.

Der Jammer des Rückzugs begann bei den Franzosen sehr zeitig noch mehr aus Mangel als aus Kälte, denn bis tief in den Oktober waren die Nächte so lau und mild, daß selbst der siebenzigjährige Kutusow sie ohne Gefahr für seine Gesundheit im Freien zubringen konnte. Aber schon als nach dem Gefecht von Wintowo am 18. October die Küche des Königs von Neapel den Siegern in die Hände fiel, fand man darin zubereitetes Pferdefleisch und, wahrscheinlich in Erinnerung an die Pariser Hasen, gespickte Katzen, und selbst die nachrückenden Russen litten in dem weithin verwüsteten Lande nicht selten Noth. Wie sehr die Demoralisation des französischen Heeres zunahm, konnte Löwenstern selbst beobachten, als er zur Vorhut des Generals Miloradowitsch commandirt ward. Von nur zwei Kosaken begleitet, stieß er am 7. November auf die französische Hinterhut und blieb ruhig etwa hundert Schritt seitwärts von der langsam hinschwankenden Colonne halten, ohne daß sich Jemand um ihn kümmerte oder gar auf ihn Jagd machte. Wenige Tage später, als er eine böse Schneenacht am Biwouak zugebracht, war er bei seinem Erwachen nicht wenig erstaunt, einige hundert Franzosen um die Lagerfeuer liegen oder kauern zu sehen. Sie waren in völlig apathischem Zustande; leben oder sterben schien ihnen gleichgültig. Nur wärmen wollten sie sich, um das Leiden des gegenwärtigen Augenblicks zu mildern. Beim Ausbruch der Russen blieben sie frei an den zurückgelassenen Feuern; denn zu Gefangenen wollte man sie nicht machen, da es an Leuten zur Bedeckung fehlte, und so traf sie oft ein schlimmeres Loos: sie verhungerten oder erfroren, oder wurden von dem erbitterten Landvolk grausam erschlagen.

Gemeinschaftlich mit dem Parteigänger Fürst Kudaschew bemächtigte sich Löwenstern am 15. November zwischen Smolensk und Krasnoi durch raschen Anfall eines Transports von drei Stück Geschützen und mehreren Fourgons, die der starken Bedeckung nach zu schließen von Werth sein mußten. „Während der Fahrt nach dem Bivouak", erzählt Löwenstern, „hatte mir ein Franzose in kaiserlicher Livree, der sich auf einen der Fourgons verkrochen und halb todt vor Schreck war, vertraut, daß die Wagen dem Kaiser Napoleon selbst gehörten, und daß namentlich in dem, worauf er lag, eine Summe von 60,000 Napoleond'ors sich befände. Der arme Wicht mochte in mir einen commandirenden Officier erkennen und durch die gemachte Entdeckung meine Gunst zu erwerben suchen. Ich theilte, was ich erfahren, meinem Bruder und Budberg mit, und wir beschlossen, auf den inhaltsvollen Fourgon ein wachsames Auge zu haben und ihn erst am folgenden Morgen bei heller Zeit zu untersuchen. Unterdeß wurden andere Fourgons aufgeschlagen. Es fanden sich in einem ganze Kisten mit Vorräthen für die kaiserliche Tafel. Candirte Früchte, Rheinser Zwieback, Lebkuchen, endlich Compots verschiedener Gattung. Auf Erdäpfel, Schwarzbrot und schlechten Fusel seit Tagen reducirt, fielen wir über die in Franzbranntwein eingemachten Früchte als einen unerwarteten köstlichen Nachtisch her; und was in mäßigen Portionen für die Gäste der kaiserlichen Tafel bestimmt gewesen, wurde am Wachtfeuer in unmäßigen Quantitäten genossen. Die Folge, die wir hätten voraussehen können, blieb nicht aus. Der Branntwein, obgleich überzuckert und in einer Frucht enthalten, blieb doch noch immer Branntwein. Wir hatten in Schnee und Schmutz kauernd wie Huronen davon genossen und entschliefen auch wie unbedachtsame Huronen, denen der pfiffige Engländer Branntwein reicht, um sie hernach desto leichter übervortheilen zu können. Als wir, nämlich ich, mein Bruder und Budberg, am Morgen aufwachten und uns recht besonnen hatten, war eine erste Sorge, nach dem inhaltsvollen Fourgon zu schauen. Aber o Schreck! er war nicht auf seiner Stelle und überhaupt nicht zu sehen. Fragen, eilige Nachforschungen fehlten nicht. Da hieß es denn: in der Nacht hätte der General Jurkowski befohlen, die eroberten Geschütze wegzubringen, und da wäre der Wagen wahrscheinlich mit fortgeführt worden. Etwas später erscholl die Sage, im Standquartier von Miloradowitsch wäre in der That ein französischer Geldwagen eingebracht und in der Stille geleert worden, ehe noch Miloradowitsch selber etwas davon erfuhr. Wie dem auch sei, das Geld blieb für uns verloren und es wurde uns nur klar, daß wir unseren Antheil an 1,200,000 Rubeln in französischen Früchten verspeist

Digitized by Google

hatten." Daß dem Feinde in dieser Nacht diese Summe verloren ging, bestätigt übrigens Baron Denniée in seinem 1802 in Paris erschienenen Itinéraire de l'Empereur Napoléon pendant la campagne de 1812.

Einen andern Fang machte am Tage darauf Löwenstern in der Equipage des Herrn von Montesquiou Fezensac, aus welcher er die schöne hellblaue, mit Silber gestickte Uniform an sich nahm. Später schenkte er sie der Theatergarderobe in Reval und sah darin noch Jahre nachher den damals beliebten Sänger Ciliaz als französischen Gesandten St. Phar in der Königin von Golconda. Der Bruder erbeutete bei ähnlicher Gelegenheit eine Marschallsuniform, wahrscheinlich von Davoust. Ein Paar Tage später, am 18. November, saß er mit seinen Genossen im Bivouak beim Frühstück, unbesorgt vor jedem Feinde, obgleich man durch Gefangene in Erfahrung gebracht hatte, daß Ney noch zurück war. Er kam auf den Einfall bei Seite zu gehen, die Marschallsuniform anzuziehen und unerwartet mit den Worten in den Kreis zu treten: „Ich bin Marschall Ney; ihr seid umringt, ergebt euch!" Während die Andern lachten, erfaßte Löwenstern eine besondere Ahnung. Unbeachtet von den Anderen schwang er sich auf sein bestes Pferd und flog in die Landschaft hinaus. Ein dichter Nebel ließ nur wenige Schritte sehen, und er befand sich bald vor einer Gruppe von zwanzig bis dreißig Reitern, unter denen er den Marschall Ney zu erkennen glaubte. Seine Zweifel wurden bald zur Gewißheit, und er sprengte eiligst zum Bivouak zurück, wo er fast zu spät ankam, denn schon hatten französische Tirailleurs, vom Nebel und durch eine Niederung verdeckt, den Posten beschlichen, und nicht ohne einige Verwirrung gelang es ihm, sich etwas weiter rückwärts zu formiren. Löwensterns Bruder hatte die Marschallsuniform noch an, als der Uebersall stattfand; er warf sich damit auf seinen Gaul und entging eben nur dem Schicksal, als spaßhafter Ney von dem wahren Marschall Ney gefangen zu werden. Der kecke Angriff der Franzosen verhalf bekanntlich Diesen fast zum Siege. Die Uebermacht der Russen war aber zu groß, als unter ihnen nur erst die Ordnung wieder hergestellt war und vollständig von ihnen erdrückt, rettete Ney nur geringe Ueberbleibsel seiner Truppen auf das linke Dnieperufer und erreichte mit ihnen das kaiserliche Hauptquartier in Orscha. Daraus haben dann die Franzosen später einen Sieg gemacht.

Nach dem Uebergang über die Beresina, wo die Kälte bis über zwanzig Grad stieg, begannen auch in der russischen Armee bedenkliche Zeichen der Auflösung an den Tag zu treten. Die Reiterei schmelz auf ein Nichts zusammen, und was die Infanterie betrifft, so wurde es immer schwerer, die Leute aus den warmen Bauernhäusern, wo noch welche vorhanden waren, heraus und in Marsch zu bringen. Erst die Rast in Wilna stellte Vieles wieder her. Hier verlassen wir auch Löwenstern, um ihn bei späterer Gelegenheit durch Deutschland nach Frankreich zu begleiten. Z.

Ranovalo, Königin von Madagaskar.

Verfolgt man die Geschichte der Berührungen zwischen den Europäern und den „Barbaren", so stellt sich durchschnittlich heraus, daß die Feindseligkeiten zwischen Beiden von den Ersteren verschuldet worden sind. Sie brechen gewöhnlich in roher oder in berechneter sogenannter diplomatischer Weise den Streit vom Zaune, und schreien nachher über die Grausamkeit und den ungastlichen Sinn der „Halbwilden", die doch vollkommen Recht haben, sich der zudringlichen und häufig sehr unverschämten Fremdlinge zu erwehren. Aber die Barbaren lassen keine Berichte drucken und sind keine Historiographen; sie können sich vor dem europäischen Publicum nicht vertheidigen, das immer nur einseitige Darstellungen erhält und sich in Selbstgenügsamkeit Ansichten zurechtmacht, welche der Hochmuth und das Pochen auf eine Civilisation eingiebt, die sich allein für berechtigt hält. Wir sind noch immer gewohnt, die spanischen Räuberhauptleute Cortez und Pizarro als Helden zu betrachten; wenigstens werden sie in den meisten Büchern so geschildert. Die Holländer sind in ähnlicher Weise gegen die Malayischen Fürsten im indischen Archipelagus, die Engländer gegen die Beherrscher Indiens verfahren, und die Franzosen treiben gerade jetzt die Freibeuterei von Staatswegen ins Große.' Der tugendhafte Unwille, mit welchem die Presse in London und Paris sich gegen die Uebergriffe und die Ländergier der Nordamericaner ausspricht, hat eine geradezu komische Seite. Die Staatsmänner und Publicisten an Seine und Themse sollten sich doch einfach an das alte Wort des römischen Dichters erinnern: mutato nomine de te fabula narratur, zu deutsch: die Nordamericaner sind um kein Haar schlechter, als ihr seid, und thun nur, was ihr in andern Weltgegenden auch gethan. Der Schwächere, der nicht tausend Kanonen besitzt und keine Kriegsdampfer hat, wird brutalisirt, und wenn er sich in seiner Weise wehrt, für einen rohen Barbaren erklärt. Die Christen schreien über Verfolgungen, welche sie durch ihren eigenen Uebermuth oder ihre Politik selber hervorrufen, und dann werden die frommen Leute in Europa mit höchst rührenden Legenden erbauet, und haarsträubende Mordgeschichten, welche von Barbaren verübt worden, entlocken ihren Augen manche Thräne. Sie vergessen dabei nur, daß die blutigen Auftritte gewöhnlich durch die Christen hervorgerufen werden.

Seit längerer Zeit treiben die Franzosen in der Südsee ein sehr verwerfliches Spiel. Es ist bekannt, in welcher durchaus unberechtigten und gewaltthätigen Weise sie sich Otaheiti und die Gesellschaftsinseln, die Markesas und Neu-Caledonien angeeignet haben. Sie treiben Freibeuterei im großem Styl, und eben jetzt haben sie ihre eiserne Faust auch auf die Tonga- oder Freundschaftsinseln gelegt. Ich lese eben in einem Londoner Blatte vom 21. December vorigen Jahres folgenden Bericht aus einer neuseeländischen Zeitung:

— „Am 7. Juli landeten französische Priester zu Lifuka in der Haabaigruppe, um dort das katholische Christenthum zu

Digitized by Google

verbreiten. Der Statthalter des Königs erklärte den fremden Ankömmlingen, sie könnten sich auf der Insel nicht dauernd niederlassen, ohne zuvor die Erlaubniß des Königs eingeholt zu haben, und er that damit nur, wozu er verpflichtet war. Die französischen Priester waren darüber in hohem Grad unwillig und fuhren nach Tonga, wo eine Fregatte lag, die Bayonnaise. Der Befehlshaber des Schiffes erklärte, der Gouverneur von Haabai habe den Vertrag verletzt (welchen die Franzosen dem Könige aufgedrungen haben), und zwangen den Monarchen, folgendes Document zu unterzeichnen: „Ich Tupue, König des Tonga-Archipels, verspreche, 1. den Gouverneur Josiah abzusetzen, weil er am 8. Juli den katholischen Missionären zu Lifuka das Landen verwehrt hat. 2. Ich verspreche, im Monat August die Patres sammt ihren Dienern und dem zur Gründung einer katholischen Station nöthigen Geräthschaften nach Bifuka zu schaffen. 3. Ich verspreche auch, für die französischen Missionäre ein Missionshaus zu bauen." Nichts ist widerwärtiger, als das gegenseitige Zerren, Zanken und Eifersüchteln zwischen den protestantischen und katholischen Missionären in der Südsee, das schon zu einer Menge blutiger Fehden unter den braunen Eingebornen geführt hat; namentlich sind die bekannten Vorgänge auf den Navigatoren ein wahrer Scandal und in hohem Grade schimpflich für die Christen." —

Auf Madagaskar, gegen welches die Franzosen jetzt wieder Eroberungsabsichten hegen, haben sie es um kein Haar besser gemacht. Der Engländer Ellis, dessen Besuch am Hofe zu Antananarive wir neulich erwähnten, fand die Malgaschen in großer Besorgniß vor einem Ueberfall von Seiten der Franzosen. An der Tafel der Königin sagte einer der ersten Würdenträger zu ihm: „Wir möchten mit allen Völkern in Freundschaft und Handelsverbindung stehen. Ich will Ihnen erklären, weshalb wir eine französische Niederlassung zerstört haben. Einige Franzosen kamen auf unsere Insel und siedelten sich an, ohne unsere Regierung um Erlaubniß zu fragen; sie hatten Sklaven aus Mozambique mitgebracht, schlugen Holz in unseren Wäldern, bauten ein Fort und pflanzten Kanonen auf. Der in jener Gegend befehligende Beamte der Königin machte ihnen bemerklich, daß Ausländer ohne Erlaubniß der Regierung auf Madagaskar keine Ansiedelungen gründen und Festungen bauen dürfen, sie müßten sich deshalb entfernen; aber die Franzosen weigerten sich. Der Beamte fragte bei der Königin an, was er thun solle, und sie schickte Truppen ab und ließ das Fort der Ungehorsamen zerstören. Denn die Königin ist Beherrscherin von Madagaskar. Ich frage Sie, ist es recht, daß Leute aus Frankreich oder England oder aus irgend einem andern Land hieher kommen, um sich Landestheile anzueignen, ohne die Königin auch nur zu fragen, obwohl die Insel ihr gehört? Was denken Sie davon, Herr Ellis? Was würde man in Europa zu Leuten sagen, welche dort ein solches Verfahren sich erlaubten?" Der Engländer entgegnete dem madekassischen Würdenträger, daß man dergleichen Leute in England ohne Weiteres beim Kragen nehmen und der Polizei überantworten würde. Frankreich habe in oder auf Madagaskar gar kein Anrecht, da es vertragsmäßig alle früher in Besitz genommenen Theile an Radama übergeben habe, dessen Erbin und Nachfolgerin Königin Ranovalo sei Ein gleichfalls an der königlichen Tafel speisender Franzose aus Pau, Herr Laborde, fügte hinzu: Wenn Engländer oder Franzosen sich ohne Erlaubniß der Regierung auf Madagaskar niederlassen wollten, so hätten die Malgaschen ohne Zweifel das Recht, solche Eindringlinge in Stücken zu hauen.

Wir haben geschildert, in wie liebenswürdiger Weise der Erbprinz von Madagaskar sich gegen den englischen Missionär benahm; auch bei der Königin fand er eine wohlwollende Aufnahme. Nachdem ein Eingeborner ihm die Notiz gegeben, daß er sich mit einem goldenen Sovereign und einem silbernen Dollar versehen möge, um das übliche Geschenk geben zu können, kleidete er sich an, zog über seinen schwarzen Frack einen grün- und rothseidenen Schlafrock, denn so wollten es die ihm befreundeten Hofbeamten, und wurde dann zur Audienz geleitet. Der Palast war mit Soldaten umgeben, kräftigen Gestalten, die einen weißen Gürtel um den braunen Leib gebunden hatten. Der befehlhabende Officier trug einen seidenen Shawl turbanartig um das Haupt geschlungen und die landesübliche Tamba.

Der Palast oder das „silberne Haus" ist ein sehr merkwürdiges Gebäude, ganz von Holz, geräumig, luftig und doch ungemein stark gebaut, etwa einhundert Fuß lang, sechzig Fuß tief und etwa siebenzig Fuß hoch. Die Doppelveranda, welche das „wunderbare" Gebäude umgiebt, ist von kolossalem Umfang; das Dach ist mit Schindeln bedeckt und sehr spitz; in der Mitte desselben ist der „Boromaberry" angebracht, „der Vogel der Gewalt," eine Geierart, welche gleichsam das Reichswappen der Hovas bildet. Auf der obern Veranda hatte die Königin, von einem großen scharlachrothen Sonnenschirm beschattet, Platz genommen; sie saß auf einem, mit grünem Damast belegten Sitze höher als die Herren und Damen vom Hofstaat; zur rechten Hand hatte ihre Nichte, Prinzessin Rabodo, Platz genommen, zur Linken der Erbprinz. Ranovalo hat ein rundes Gesicht, wohlgeformten Vorderkopf, kleine Augen, kurze aber nicht breite Nase, feine Lippen und eine kräftige aber ebenmäßige Gestalt. Die achtundsechszigjährige Frau sah recht gesund aus; sie trug eine goldene Krone, an deren vorderer Platte sich ein Zauber befand; dieser bestand in einem goldenen Zahn und glich jenem des Krokodiles. Auch trug die Königin Ohrringe und Halsband von Gold, und eine weiße goldgesprenkelte Lamba. Auf dem Balkon befanden sich achtzig bis hundert Personen vom Hofstaat, und ihr Betragen war durchaus angemessen und würdig. Niemand sprach, außer der Königin und ihrem Redner; dann und wann antworteten die Prinzen auf die Worte, welche Ihre Majestät an sie richtete. Ellis sagt, das ganze großartige Schauspiel würde er nicht nur mit hohem Interesse, sondern auch mit Vergnügen und Wohlgefallen betrachtet haben, wenn nicht der Gedanke an die Christenverfolgungen in ihm aufgestiegen wäre; das Ganze habe ein günstiges Zeugniß für den Fortschritt und die wachsende Civilisation geliefert.

Nachdem die Soldatrn ihren Umzug vor dem Palaste geendigt und sich aufgestellt hatten, wurde der Engländer bis in die Nähe der Veranda geleitet, auf welcher die Königin saß.

Digitized by Google

Alle verbeugten sich, riefen: Tsara, tsara, tompooko, das heißt: Es ist gut, es ist gut, Königin! und verneigten sich dann nach Osten hin, vor dem Grabmale des Königs Radama, das aus einem kleinen viereckigen Steine besteht. Ellis stand in der Mitte des Platzes vor dem Schlosse, der Königin gerade gegenüber, und hatte zwei Dolmetscher neben sich; diese waren in England erzogen worden und sagten ihm immer rasch, was er zu sprechen oder zu thun habe. Auch waren zwei Franzosen anwesend, ein Herr Laborde, dessen wir schon oben erwähnt haben, und Herr Fenez, ein katholischer Priester, der als Monsieur Hervier vorgestellt wurde.

Nun mußte Ellis seine Anrede halten und das Geldgeschenk, die Hasina, übergeben, ohne welches kein Fremder der Monarchin nahen darf. Er dankte der Königin für die Erlaubniß, sich ihr vorstellen zu dürfen, und sprach die Erwartung aus, daß sie sammt ihrer Familie sich wohl befinde. Darauf entgegnete ein grauköpfiger, kräftig gewachsener Würdenträger: die Königin befinde sich wohl; ein Gleiches sei mit ihren Familiengliedern der Fall; Ihre Majestät lasse fragen, ob der Fremde während der Reise nach der Hauptstadt nicht vom Fieber gelitten habe. Ellis entgegnete: er habe allerdings einige Fieberanfälle gehabt; er habe in England viel über Madagaskar und dessen Königin gehört; er sei gekommen, um diese Insel kennen zu lernen und Ihrer Majestät für die Ehre zu danken, daß er ihr habe nahen dürfen; er bitte auch, die Hasina überreichen zu dürfen. Dann überreichte er die beiden Geldstücke einem Beamten, und Ranovalo machte eine leichte Verbeugung mit dem Kopfe. Dann sprach Ellis weiter: die Engländer hegten seit langer Zeit freundschaftliche Gesinnungen gegen die Malgaschen; schon vor vierzig Jahren habe König Georg der Vierte sie dem Könige Radama kund gegeben und mit demselben einen Freundschaftsvertrag gegen den Sklavenhandel geschlossen; dieser sei von Radama treulich gehalten worden, und Ihre jetzt regierende Majestät habe ein Gleiches gethan, indem sie die Sklavenausfuhr auf Madagaskar nicht dulde. Königin Victoria sei Freundin der Königin Ranovalo und hege für sie die besten Wünsche. Die Königin ließ durch ihren Redner antworten: sie wisse wohl, daß die Engländer nicht veränderlich, sondern freundschaftlich für sie gesinnt wären; mit ihr sei dasselbe der Fall; sie wünsche Freundschaft mit England und der Königin Victoria. Eine Mittheilung von Seiten Lord Clarendons, der zu jener Zeit Minister des Auswärtigen in London war, machte sehr erfreulichen Eindruck. Es hieß in derselben: „England wünsche aufrichtig die Wohlfahrt und das Gedeihen von Madagaskar und innige Freundschaft mit dessen Königin; es habe weder Anspruch darauf, noch die Absicht, sich irgendwie in die innern Angelegenheiten der Insel zu mischen."

Nachdem noch manche Höflichkeiten gewechselt worden waren, nahm diese eigenthümliche Audienz ein Ende. Alle verbeugten sich wieder vor Radama's Grabe, die drei Europäer zogen ihre Hüte ab, die Musik spielte und der Zug setzte sich in Bewegung. Seit zwanzig Jahren war kein Engländer in der Hauptstadt gewesen, und alle Verbindung derselben mit dem Ausland war unterbrochen, seitdem Engländer und Franzosen einen „eigenmächtigen und durch nichts zu rechtfertigenden" Angriff auf den Hafen Tamatave gemacht hatten. Die Barbarei war nicht auf Seiten der „Barbaren".

Prinzessin Isoaierana, eine große Freundin der Musik, erbat von Herrn Ellis alle Noten, welche er aus London mitgebracht; er schickte sie ihr nebst einer Anzahl von Nummern der Londoner Illustrirten Zeitung. Am andern Tage speiste er bei dem Franzosen Laborde, wohin ein Hofbeamter ihn führte. Dieser erzählte, daß die Königin über Alles, was Ellis gesagt, sehr zufrieden sei und den Engländer zum Hofball einladen werde. In Laborde's Haus befand sich der Prinz nebst einem Adjutanten und dem Priester Hervier; das Frühstück war vortrefflich und die Musik gut; sie spielte God save the Queen und Rule Britannia, und die Unterhaltung drehte sich um europäische Politik. Der Prinz nahm Herrn Ellis am Arme und begleitete ihn in seine Wohnung; dort hatte er eine lange und eingehende Besprechung mit dem Thronfolger über Gegenstände, welche „innigen Bezug auf die Wohlfahrt des Landes haben," ohne Zweifel also über das Christenthum. „Der Prinz sprach über die Schwierigkeiten, welche sich bei den Malgaschen dem Fortschritt entgegenstellen, und fragte viel über die Quellen und Ursachen des Gedeihens der europäischen Länder. Diese Unterredung bestärkte mich in der günstigen Ansicht, welche ich schon früher von seinem Verstand und seiner Befähigung mit gebildet hatte; er äußerte sehr humane Gefühle und hat offenbar das ernste Bestreben, das Wohlergehen seines Volkes zu fördern. Vieles, was ich von ihm hörte, bestärkt mich in meinen Hoffnungen für Madagaskar, die erfüllt werden, wenn der Prinz am Leben bleibt." Was das im Munde eines eifrigen Missionärs bedeuten will, unterliegt keinem Zweifel; der Prinz wird sich, wenn er zur Regierung gelangt, dem Christenthum und dessen Verbreitung förderlich zeigen.

Einige Tage nachher wurde Ellis von der Königin zur Mittagstafel eingeladen, die in einem neben dem Palast liegenden Gebäude stattfand. Vor demselben waren die Musikanten, in rother englischer Uniform, aufgestellt; die Dienerschaft trug eine Livree, nämlich blaue Jacken mit rothem Besatz; der Saal war geräumig, hatte große Spiegel und Servirtische; auf der Tafel standen Vorzellanvasen mit künstlichen Blumen und silberne Kühlgefäße. Die Speisen wurden in silbernen verdeckten Schüsseln aufgetragen, auch Löffel und Gabeln waren von Silber. Das Alles hatten eingeborene Künstler und Handwerker verfertigt, allerdings nach englischen Mustern, aber die Arbeit war vortrefflich. Jedes einzelne Stück war mit Krone und Adler bezeichnet. Ellis hatte, als Fremder, die Gesundheit der Königin auszubringen, und die Musik spielte dazu die madekassische Nationalhymne.

Zuerst wurde Suppe aufgetragen, nachher folgten an dreißig verschiedene Schüsseln, Rindfleisch, Geflügel, Pasteten, Reis ꝛc., alles ganz vortrefflich zubereitet. Jegliches war in hohem Grade sauber, man trank nur wenig Wein, aber die Unterhaltung, an welcher die junge Aristokratie Theil nahm, war sehr angeregt. Nach dem Mittagessen wurde Thee gereicht, und dann erhob sich der Hofmarschall, um in einer wohlgesetzten Rede hervorzuheben, wie wohlwollend die Königin gegen überseeische

Digitized by Google

Fremde gesinnt sei. Darin lag offenbar ein Compliment für Ellis. Auch bei dieser Gelegenheit wurden übrigens wieder Besorgnisse vor Uebergriffen und Eroberungsgelüsten der Franzosen laut.

Beim Hofball trugen alle Häuptlinge arabisches Costüm, flatternde Ueberwürfe von grüner, gelber, weißer oder rother Farbe, Turbane und Gürtel und überreichen Schmuck von Juwelen. Die Königin saß unter ihrem großen scharlachrothen Sonnenschirm, trug wieder ihre goldburchwirkte Lamba, diesmal aber eine kleinere Krone, die aus Gold und scharlachrothem Sammet verfertigt war. Der Prinz hatte sich mit einem orangegelben Seidenmantel und einem grünen Turban geschmückt. Für die fünf Europäer (denn es waren in den letzten Tagen noch zwei Franzosen hinzugekommen) hielt man Stühle im Schatten bereit; auf derselben Seite hatten Hofdamen Platz genommen. Hinter der Königin befanden sich viele Sängerinnen und vier Männer, welche auf Muscheltrompeten bliesen, um den Gesang mit tiefen Tönen zu begleiten. Das Volk fand Zulaß und sah aus gebührender Entfernung dem Balle zu.

Der Tanz begann. Zuerst traten Sekalavas auf, Männer aus dem westlichen Theile der Insel, deren Spielleute eine große hölzerne Trommel, viele kleinere, und einige Tamtams und Tamburine schlugen. Vier Krieger mit scharlachrothen Kappen, Musketen, Pulverhorn und silbernem Krokodilszahn im Gürtel fingen an, ihren eigenthümlichen Tanz auszuführen, bei welchem sie sich im Zickzack bewegten bis vor die Königin, um sich dort zu verneigen. Dann folgten noch mehrere Gruppen ähnlicher Tänzer, gleichfalls Sekalavas, die alle kräftig gebaut waren und sich mit großer Leichtigkeit und nicht ohne eine gewisse Anmuth bewegten. Es war ein Kriegstanz, aber ohne lärmende Zuthaten, „und dieser Sekalava-Walzer hätte gewiß bei europäischen Liebhabern Beifall gefunden."

Bald nachher erschienen etwa hundert Paare und stellten sich vor der Königin je zu dreien auf, nahmen dann die Lambas von den Schultern, um sie als Gürtel um die Hüften zu binden, und zeigten so ihren mit Seide, Sammet oder Musselin bekleideten Oberkörper. Nachdem ein Tanzmeister den Takt gegeben und die Musik angefangen hatte, begannen die sehr gemessenen Bewegungen, welche man in unserm Sinne nicht wohl als Tanz bezeichnen kann. Männer wie Frauen gehörten alle den wohlhabenden Classen an; ihre Gesichtsfarbe war nicht hell, aber auch nicht sehr dunkel; die Musikweisen waren melodisch aber sehr einfach. Sodann traten fünf Paare vor, Söhne und Töchter höherer Beamten, und tanzten europäisch; acht andere Paare waren ungemein reich geschmückt, sie starrten gleichsam von Seide und Sammet, Perlen und Armbändern; den Kopfputz bildeten Straußfedern. Radama's Schwestersohn und die Prinzessin Ramonja waren Vortänzer. So ging es in langer Reihe fort, und das Ganze gewährte ein prächtiges Schauspiel. Nachdem die Edelleute die Veranda verlassen hatten, erhob sich auch der Prinz, gab seiner Mutter den Arm und geleitete sie zum Palaste.

Damit war der Hofball beendigt; dem europäischen Zuschauer muß es vorgekommen sein wie ein Auftritt aus Tausend und Einer Nacht, oder wie ein Pompzug in unseren großen Spectakelopern.

—tc.

Neue Gedichte von Rudolph Gottschall.

— Rudolph Gottschall hat sich als Dramatiker, Lyriker und Litterarhistoriker mit einer gewissen stürmischen Hast entwickelt. Es schien uns eine Entwickelung, als wenn junger Most, seine Zeit der Gährung nicht abwartend, sich schon als Wein geben wollte und, zu zeitig auf Flaschen gebracht, alle seine Gefäße zu zersprengen drohte. Oder sollen wir sagen, der metaphysische Drang deutscher Natur habe sich hier in poetische Emphase gestürzt, um alle Elemente des Schaffens durcheinanderzurütteln? Wir forschen in Bildern und werden damit der Geistesart Gottschalls vielleicht am meisten gerecht. Ueber exaltirte Bilder und schlagkräftige Pointen und Parallelen hinaus hat es Gottschalls Vers und Prosa bei allem Aufwand an Kraft und Geist nicht gebracht. Immer war es, als wenn er mit Sturmcolonnen eine Festung erobern wollte, aber schon in den Laufgräben heiß dampfend im Eifer stehen blieb. In der Lyrik schien er Freiligraths und der österreichischen Dichter Bildersagd mit norddeutscher Metaphysik verschwistern zu wollen. Selbst seine bedeutendste Schöpfung, sein „Carlo Zeno", das gewaltige Gemälde einer üppig kraftvollen venezianischen Zeitepoche, ermüdet am glühenden Colorit beim Mangel an ruhig fester Zeichnung der Linien und Gestalten. Auf verwandtem Gebiet eben der venezianischen Malerei gleicht diese Dichtung einem Bilde Tintoretto's, der die verloren gegangene Tizianische einfache Größe durch stürmisch wilde Gruppirung der Massen zu ersetzen suchte. Von lyrischen Convulsionen befreit vielleicht Nichts besser als die Federführung der Prosa. Gottschall zeigt aber auch im Gebiet der Kritik mehr Schwung als Erörterung; seine „Deutsche Nationallitteratur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts" übernimmt sich im Eifer, der Julian Schmidt'schen Einseitigkeit und Herbheit ein Gegenstück zu liefern. Von tiefen poetischen Intentionen erfüllt sein, heißt noch nicht die Berechtigung dieser Intentionen nachweisen. Ueberwallender Drang kann auch in der Prosa zur bloßen Rhetorik führen, die sich, auch wo sie mit dialektischer Schärfe ausgerüstet ist, übernimmt. Gottschall kann nicht der Geschichtschreiber einer Epoche sein, die er erst mit Feuer und Schwert zum Kampf und ins Leben rufen möchte. In einer „Poetik", mit der Bezeichnung: „vom Standpunkte der Neuzeit", hat Gottschall jetzt (Breslau bei Trewendt) die ganze Summe seiner Studien und Ueberzeugungen (474 Seiten) zusammengefaßt. Er denkt auch hier, fast wie die Anhänger der Schule einer Zukunftsmusik, nicht ruhig genug über die Säulen der alten Zeit und ihre ewig dauernde Geltung, um neuen Formationen die Berechtigung zu erobern. In einer Beleuchtung des Gegensatzes im Bau classischer und romantischer Dramendichtung, einer

Digitized by Google

hingeworfenen Parallele zwischen Sophokles und Shakspeare, spricht er vom „Ungeschick" der Expositiun im Oedipus, während er am Lear eine höhere Feinheit und Correctheit in der Composition bewundert. Er übersieht, daß, was er als „ungeschickt" bezeichnet, an der antiken Tragödie das Attribut der Naivität war, während bei Shakspeare's völlig losgelassener Fülle des Stoffes nicht ein normaler Dramenstyl für die Behandlung der Fabel, sondern nur die ihm eigne Herrschaft des Geistes über die Materie zu bewundern ist. Im Abschnitt über Dichtkunst und Malerei verbietet Gottschall à la Gottsched der Dorfgeschichte die niederländische Kleinmalerei, tödtet somit das ganze, in seiner Art berechtigte Genre und spricht dem Realismus gegenüber lieber der ideal scheinenden, abstracten Phrase das Wort. Den geschmacklosen Unsinn einer Hyperbel von Grabbe: „Die Windsbraut hat den Ocean entwurzelt," findet er z. B. „grandios".

Wir ziehen Gottschalls „Poetik" hier an, obschon wir nur von seinen „Neuen Gedichten" (Breslau bei Trewendt) Proben seiner kecken tumultuarischen Thätigkeit hervorheben wollten. Diese seine Theorie über die Dichtkunst und ihre Technik nimmt an betreffender Stelle zugleich Gelegenheit, eine neue Gesangsweise zu rechtfertigen, womit dieser strebsame Dichter die Formen der Lyrik wesentlich zu bereichern glaubt. Es ist das neue Genre der gereimten Ode, in welchem sich Gottschall ergeht. Die Odenmaße der Alten waren die feinste Architektur, in welcher die Lyrik ihren Rhythmus fand. Die Lyrik der modernen Völkersprachen hat dafür die Musik des Reimes. Auch das Nibelungenlied unterscheidet sich seiner Structur nach vom Homerischen Epos wie Melodie von der Harmonie. Wie nun auf dem Gebiet der Tonkunst das harmonistische Element mit dem melodistischen zusammengreifen, sich gegenseitig tragen und ergänzen kann, so will nun Gottschall die Architektur der antiken Lyrik mit der Romantik der Musik der neuern Sprachen verschmelzen. Mit Klopstock bis auf Platen in antiken Maßen lyrisch dichten, nennt er galvanische Versuche; erst der Reim beseele die Odenstrophe und gebe ihr pulsirendes Leben von heute. — Wir sind gewiß nicht gewillt, neuen Versuchen die Rennbahn zum Wettlauf verschließen zu wollen; Turnübungen stählen jedenfalls die Gliederkraft. Nur sollte jene Verschwisterung an sich verschiedenartiger Functionen, Mittel und Werkzeuge der Technik nicht mehr sein als eine bloße Ausübung des Spieltriebs. Es giebt nicht blos in der Mathematik, auch in der Poetik Axiome, die sich nicht umstoßen lassen, will man nicht Alles in Confusion stürzen. Die Architektur der alten Versmaße hat in ihrem sprachlichen Wellenschlage schon Musik genug, um noch der Reize des Tonreimes zu bedürfen. Und der Reim der Neueren ist mehr als bloßer Zierrath, den man als Luxus hinzufügen oder entfernen kann. Im ächten, guten und wirklichen Reim fällt der Sinn des Inhalts mit dem Klang zusammen, er setzt Inneres und Aeußeres, den Gedanken und die Empfindung mit dem Ausdruck in Harmonie. Reim als bloßer Klingklang ist ein müßiger Schmuck; nur wo die Schlagkraft des Gedankens mit der Schlagkraft des Tones zusammenfällt, ist gut gereimt. Wie in der Nibelungenstrophe drängt auch im lyrischen Gedicht der Neuern der Sinn des Ausspruchs und der Zetus des Verses nach dessen Abschluß, während im Hexameter wie in der Odenstrophe logischer Accent und Melodie auf die ganze Versreihe vertheilt sind. Daraus erklärt sich dann, daß Hexameter zu reimen ein Nonsens ist, während Anapästen, bei ihrem Zetus nach hinten (⏑ ⏑ –), sehr gut nicht blos den Reim ertragen, sondern ihn auch fordern können; Verse ertragen nämlich den Reim streng genommen nur, wenn er ihnen mehr als bloßer Zierrath, wenn er ihnen Nothwendigkeit ist. Eine schlecht gebaute sapphische Ode wird nicht besser, wenn ich sie reime; ist sie aber gut gebaut, d. h. hat sie schon, wie bei den Alten, ihre Musik in der Structur ihres Baues, so bedarf sie des Reimes nicht, um musikalisch zu klingen.

Nun wollen wir keineswegs behaupten, Hr. Gottschall mache architektonisch mangelhafte Verse und wolle sie deshalb durch Reime verbessern. Im Gegentheil, seine Oden sind mitunter ebenso gut gebaut wie gereimt, und wir heben unter seinen Gedichten just das hervor, worin er wie in einer oratio pro domo sein Thema thatsächlich durchpaukt. Dies Gedicht ist so vortrefflich, wie Studien überhaupt sein können. In vielen andern Gedichten dieser Art merkt man stellenweise bald das Vorwiegen der architektonischen, bald der musikalischen Functionen; sie lassen also den Streit offen, da, wo der Reim gut ist, der Bau der Sylben wirkungslos wird, und umgekehrt die Musik des Schlußfalles, wo sie blos müßiger Klingklang ist, überflüssig bleibt. Gottschall macht in alcäischen Strophen folgende schöne Ode:

An die Ode.

O zage vor dem kühneren Schwunge nicht,
Der alten Brauches slavische Fessel bricht,
Der um die Regel, die uns bindet,
Zartere Blüthen des Reimes windet.

Und ob die Zeit an hastigem Streben krank,
Du, Hellas' Muse, reichst der Genesung Trank!
Sie quillt bei deinen Göttermahlen
Aus den olympischen Nektarschaalen.

Kastal'scher Quell, wie schäumst du in Jugendlust,
Machst klar das Auge, frei die entzückte Brust.
Wir tadeln streng die Ungeduld'gen,
Welche nicht ruhiger Schönheit huld'gen.

Von Hellas' Lyra tönt der gemeß'ne Klang,
Harmonisch, tactvoll, gleich wie der Wasser Sang,
Die vom Parnaß herab krystallen
In die gebeiligten Grotten fallen.

Doch Deutschlands Harfe, die an den Eichen schwebt,
Sie tönt harmonisch, wenn sie ein Hauch durchbebt,
Und süße Reime flüsternd gleiten
Durch die erzitternden gold'nen Saiten.

Die deutsche Muse reichte zu Griechenland
Zum schönsten Bunde längst schon die Schwesterhand —
Hier innig tief empfund'ne Wahrheit,
Dort des olympischen Himmels Klarheit.

Und wie auch wechselnd griechischer Rhythmen Gang,
Sie ziert des deutschen Reimes gefäll'ger Klang.
So schwebt des Mondes Zauber milder
Um die unsterblichen Marmorbilder.

Digitized by Google

Mit solchen Flügeln wage den kühnen Schwung,
Du Aar der Ode, der mit Begeisterung,
Folgt ihm des Volkes Blick auch scheuer,
Tauche die Fitt'ge in's Sonnenfeuer.

Nicht dem Erhab'nen fremd ist der Sinn der Zeit;
Auch sie durchweht der Odem der Ewigkeit,
Und ihr Gericht mit Flammenzügen
Zeichnet des Tages zerstob'ne Lügen.

Die Weisheit altert, aber die Schönheit nicht,
Die ewig jung aus schaffender Seele bricht,
In immer neuen Festgewanden,
Frei von den alten und engen Banden.

Von seinen „Aegyptischen Oden" geben wir noch als Probe:

Memnon.

Das Frührroth schimmert über den hohen Nil,
Die Lotosblume schwankt in des Windes Spiel,
Und mit den schüchternen Mimosen
Buhlende Lüfte des Morgens kosen.

Von nächt'gen Träumen noch ist der Riese matt,
Er träumte von der herrlichen Lilienstadt,
Wohin Aurora ihn getragen
Auf dem gestügelten Rosenwagen.

Dann aber um sein schweigendes Bild erklang
Der Weihevögel nächtiger Kampfgesang,
Unheimlich Krächzen, grelles Kreischen,
Blutiges Streiten und wild' Zerfleischen.

Verstummt vor nächt'gem Graun der gespenst'gen Schaar
Erblickt der Riese jetzt auf des Lichts Altar
Den ersten Strahl! In freud'gem Regen
Jauchzt ihm der tönende Gruß entgegen.

So grüß' ich dich, das durch die Gewölke bricht,
Frührroth der Geister, tagender Freiheit Licht,
Noch Ohr und Auge müd' vom Walten
Kämpfender düsterer Nachtgestalten.

Mein Herz erbebt, dem tönenden Bilde gleich!
Die Zukunft grüß' ich, freudiger Ahnung reich!
Des Geistes schlummernde Auroren
Seh' ich zum Lichte der Welt geboren!

Die alten Sphinxe ahnen die Sonne nicht,
Die stumme Wüste grüßt nicht das ew'ge Licht!
Der Sohn nur, den ihr Schooß getragen,
Schauert entzückt bei Aurorens Tagen!

Wir können, um dem Dichter, seinem Gehalt und seiner Virtuosität gerecht zu werden, nicht umhin, der neuen Sammlung seiner Verse auch noch aus einem warmgefühlten, geistvollen „Sonettencyklus" folgende vier Sonette zu entheben.

1.

Du, deutsche Bühne, spiegle die Geschichte!
Denn nur ein groß Geschick bewegt die Herzen,
Daß sie das kleine gern und leicht verschmerzen —
Trost weht aus dem begeisterten Gedichte.

O leuchte mit des Geistes ew'gem Lichte,
Und nicht mit schnellerlosch'nen Alltagskerzen!
Wohlfeile Rührung, possenhaftes Scherzen,
Der Tag erschuf's, es wird mit ihm zu nichte!

Den Spiegel halte nicht dem Tand der Zeiten,
Des flachen Lebens kleinen Nichtigkeiten!
Hier winkt der Dichtung nie die Lorbeerkrone!

Zeig's uns, wie Cäsar zagt am Rubicone,
Und nicht, wie Hetzen innerlich erkranken,
Die zwischen Gurli's und Eulalien schwanken!

2.

Auch lass' die Klytämnestren und Medee'n
In ihren Gräbern ruhn, die mörderischen!
Sie können nimmer diese Zeit erfrischen
Mit ihres Schicksals moderduft'gem Wehen!

Die Sonn' ist müd, die Gräuel anzusehen!
Uns soll nicht mehr die Schlangenbrut umzischen!
Zertrümmert ruhn die Bilder in den Nischen —
Laßt auch die Götter stumm zum Orkus gehen!

Ihr tischt ein Mahl auf aus zerstückten Gliedern!
Wie anders jene hochgepriesnen Alten
Auf ihrer Bühne und in ihren Liedern!

Sie ließen frei den Geist des Volkes walten,
Sie ließen sich von ihrer Zeit begeistern —
Das lernt, ihr Dichter, von den großen Meistern!

3.

Auch folgt den Franken nicht! Gerechte Rüge
Trifft all' ihr flüchtig Bitzen, lüstern Naschen,
Des Lustspielnetzes allzufeine Maschen —
Der geist'ge Kern ist hohl und eitel Lüge.

Und ob auch schicklich ihres Plans Gefüge,
Und ob sie manchen Scherz im Spiel erhaschen —
Es ist ein Blitz nur aus gelad'nen Flaschen,
Kein Blitz des Himmels und der Adlerflüge!

Der Deutsche aber sieht den Aether leuchten
Und lacht mit seinem Aug', dem thränenfeuchten,
Herab auf all' das bunte Spiel der Welt!

Und die Gestalten, sprudelnd, kraftgeschwellt,
Wie sie Thaliens heit're Kränze tragen,
So reich an Geist und wohligem Behagen!

4.

Ein freies, großes Volk, das sah vor Zeiten
Des Aeschylos und Sophokles Gestalten
Mit wilder Kraft, mit menschlich edlem Walten
Voll Jubel über seine Bühne schreiten.

O Dichterloos voll fels'ner Seligkeiten!
Ein einig Volk, von keinem Wahn gespalten,
Es bot die Kränze jenen großen Alten
Und eilte im Triumph sie zu geleiten!

Ihr neuen Dichter hört's mit dumpfem Grollen!
O was Euch hemmt in Thaten und Gedanken,
Wohl Schranken sind's, doch nicht olymp'sche Schranken!

Zerfahr'ner Sinn, zersplittert Glauben, Wollen —
Doch wartet nicht auf freier Sonne Tagen!
Der Dichter soll voraus die Fahne tragen!

Digitized by Google

Chronik.

Das neue städtische Museum in Leipzig.

r. Der 19. Dec. vorigen Jahres war für Leipzig ein festlicher und denkwürdiger Tag, indem an demselben das neue „städtische Museum" eingeweiht und dem öffentlichen Verkehr übergeben wurde. Der Ende 1853 in Paris verstorbene Consul Heinrich Adolf Schletter hatte in seinem Testament die Verfügung getroffen, daß seine umfängliche und werthvolle Gemäldegallerie seiner Geburtsstadt Leipzig übermacht und mit den Schätzen des schon früher vom hiesigen Kunstverein begründeten städtischen Museums vereinigt werden sollte, jedoch unter der Bedingung, für die Sammlung binnen fünf Jahren ein angemessenes Local zu beschaffen, wofür das gleichfalls der Stadt Leipzig überlassene Schletter'sche Hausgrundstück auf der Peterssraße theilweise die Mittel hergeben würde. Ein stattliches Museum ist nun vollendet und bildet eine neue Zierde des Augustusplatzes. Prof. Ludwig Lange aus München, dessen Pläne in der ausgeschriebenen Concurrenz den Preis davontrugen, leitete den Bau, dessen Styl man durchgängig als zweckmäßig, geschmackvoll und elegant bezeichnen darf. Augenscheinlich schwebte dem kundigen Architekten bei seinem Entwurfe das Dresdener Museum als Muster vor, und Vestibul, Treppenaufgang, Rotunde, sowie die Reihenfolge der einzelnen kleineren Gemächer erinnern unwillkürlich an das genannte Gebäude, während die Benutzung des Oberlichts nach dem Urtheil bewährter Kunstkenner glücklicher als dort ist. Etwas kleine Dimensionen zeigt das Museum allerdings, und wenn, wie es wohl möglich sein könnte, noch mehrere Mäcene der Stadt dem Beispiel Schletters folgen und ihre Gallerien der Oeffentlichkeit übergeben sollten, so dürfte bald die Klage über Mangel an Platz laut werden. Die innere Ausstattung ist eine sehr würdige und hält sich von Kahlheit und Leere ebenso fern, wie von Ueberladenheit. Vorherrschend sind die Farben Grau in Gold und jenes Roth, welches jetzt allgemein für die Wände einer Gemäldegallerie in Gebrauch genommen wird. An Säulen mit kunstvollen Capitälen, geschmackvollen Deckenverzierungen und sinnreichen Wandmalereien ist kein Mangel; über die glatt gehobnten Dielen gleitet der Fuß mit Vergnügen; eine durch alle Räume führende Lufthetzung verbreitet angenehme Temperatur, und vor den einzelnen Werken laden bequeme Ruhebänke zu genußvoller Betrachtung ein. — Auf die Schätze seines Innern darf der Leipziger stolz sein, und namentlich birgt die Schletter'sche Stiftung wahre Perlen der Kunst, wenngleich es vom Standpunkte der Nationalität immerhin bedauernswerth bleibt, daß darin die französische, niederländische und spanische Malerschule stark bevorzugt worden ist. Wir nennen unter den Perlen der Gallerie den weltberühmten „Napoleon" von Paul Delaroche, die vier großen prächtigen Landschaften Calame's, Seestücke von Gudin, Bildstücke von Verboeckhoven, historische Gemälde von Biard, die in bekannter eigenthümlicher Manier gehaltenen Bilder von Papety, und endlich das wunderliebliche, eben aus dem Schlaf erwachte „Mädchen im Bett" von Destouches, mit ihrem rosig angehauchten Gesichtchen und einem Paar schelmischer Augen, die in ihrem Glanz das Glück nächtlicher Träume widerspiegeln. Aus dem älteren Stamm des „städtischen Museums" ragen besonders die poetisch durchempfundenen Landschaften von Schirmer, Scheuren, H. Heinlein und Robert Kummer hervor, ferner die Bettsche Germania, dann Julius Schraders „Friedrich der Große nach dem Ueberfall bei Hochkirch", Sohns etwas kühl aufgefaßte „Donna Diana", de Loofs „Kindertanz", endlich die zwei durch Kupfer- und Stahlstiche aller Orten populär gewordenen köstlichen Genrebilder von W. Heine und Karl Ritter, „Verbrecher in der Kirche" und „Verlobungsscene in der Normandie". Die sämmtlichen Gemälde befinden sich im ersten Stock des Museums, der aus einer Rotunde, — welche aber nicht zur Aufnahme von Bildern bestimmt scheint, — zwei großen Sälen und ein Dutzend kleinern Gemächern besteht; zu ebener Erde sind die Räumlichkeiten für die Sitzungen des Kunstvereins und ein, noch fast ganz leerer Saal für plastische Kunstwerke. Eine Zierde des Treppenhauses ist das in Medaillonform gefaßte Porträt Schletters von der Hand des Dresdener Rietschel.

Elihu Burrit,

der gelehrte Schmied und Friedensapostel, ist am 8. Dec. 1811 in New-Britain in Connecticut geboren. Sein Vater war Schuhmacher und hatte zehn Kinder, und von seinen fünf Söhnen haben sich der älteste und der jüngste schriftstellerisch ausgezeichnet. Der erstere, Elias, fand frühzeitig Geschmack an der Mathematik und ist Verfasser einiger als Schulbücher benutzten Werke über Mathematik und Astronomie geworden. Der jüngste, Elihu, hatte nur gewöhnlichen Schulunterricht empfangen, als er seinen Vater durch den Tod verlor und in seinem 17. Jahre zu einem Schmied in die Lehre kam. Die Erzählungen der alten Mitkämpfer aus dem Revolutionskriege, die seinen Vater häufig besuchten, hatten in ihm jedoch frühzeitig einen großen Durst nach Kenntnissen erregt, den er auch in seiner neuen Stellung zu befriedigen suchte. Als seine Lehrzeit vorüber war, ließ er sich von seinem Bruder unterrichten, der Schullehrer in seiner Vaterstadt geworden war, und lernte von ihm die Anfangsgründe des Lateinischen, des Französischen und der Mathematik. Nach sechs Monaten kehrte er in die Schmiede zurück und benutzte die Pausen zwischen der Arbeit, um sich mit dem Griechischen bekannt zu machen. Bald wendete er seinen Fleiß vorzugsweise dem Erlernen von Sprachen zu, bemeisterte das Hebräische und beschloß, um sich Bücher in orientalischen Sprachen zu verschaffen, sich in Boston als Matrose einzuschiffen und das verdiente Heuerlohn in Europa zum Ankauf von Büchern anzuwenden. Diesen Plan gab er jedoch wieder auf, als er nach Worcester kam, wo er außer einer Industrie, die ihm reichliche Gelegenheit bot, sich sein Brot zu verdienen, in der Bibliothek der antiquarischen Gesellschaft Befriedigung für seinen Wissensdurst fand. Hier schmiedete und studierte er das ganze Jahr 1837 hindurch, und wie er dabei sich einrichtete, zeigen folgende aus seinem Tagebuch herausgetane hohene Notizen: „Montag, 18. Juni. Kopfschmerz; 40 Seiten

Digitized by Google

von Cuviers Theorie der Erde, 64 Seiten französisch gelesen; 11 Stunden geschmiedet. Dienstag. 65 Zeilen hebräisch, 32 Seiten französisch, 10 Seiten Cuviers Theorie, 8 Zeilen syrisch, 10 Zeilen dänisch, 12 Zeilen böhmisch, 9 Zeilen polnisch gelesen, 15 Sternennamen auswendig gelernt, 10 Stunden geschmiedet." Rächte sich die übermäßige Anstrengung des Gehirns durch Kopfschmerz, so arbeitete er sich diesen durch ein Paar Stunden extra Schmieden weg.

Obgleich Burrit angeboten wurde in Harvard College seine Studien fortzusetzen, zog er es doch vor, bei seinem Handwerk zu bleiben, und trat daneben mit einer Monatsschrift: „Die litterarischen Zwillinge", vor das Publicum. Sie bezweckte Unterricht im Französischen zu ertheilen und ward ein Jahr hindurch fortgesetzt. 1840 fing er dann an Vorlesungen zu halten, die er seitdem in verschiedenen Städten mit vielem Erfolg fortgesetzt hat. Außerdem hat er isländische Sagen und verschiedenes aus dem Samaritanischen, Arabischen und Hebräischen übersetzt, wobei er immer noch unermüdlich beschäftigt ist, den Kreis seiner Sprachstudien zu erweitern, die nicht nur die älteren und neueren classischen Sprachen, sondern auch den semitischen Sprachstamm in allen seinen Zweigen, das Portugiesische, Flämische, Dänische, Schwedische, Isländische, sowie die verschiedenen celtischen und slavischen Sprachen umfassen.

Im Juni 1846 kam Burrit nach Europa, und zwar zunächst nach England. Schon seit mehreren Jahren hatte er den Plan zu einem allgemeinen Friedensverein mit sich herumgetragen und bereits 1844 einige seiner „Oelblätter" veröffentlicht. Jetzt ging er mit großer Thätigkeit an die Ausführung seines zwar sehr ehrenwerthen, aber doch chimärischen Vorhabens, und suchte durch die Presse und durch Friedensversammlungen in Paris, Brüssel, Frankfurt und London dafür zu wirken. Selbst in den Waffenlärm, der in dem letzten Jahrzehnd die Welt fast ununterbrochen erfüllt hat, ist er nicht verstummt. (B.)

Otto Roquette.

c Der biographische Roman, sowie er besonders von den Engländern mit Erfolg gepflegt ward, hat auch in deutschen Kreisen Eingang und Aufnahme gefunden. „Heinrich Falk" (Breslau, Trewendt) von O. Roquette gehört zu dieser Romangattung. Welches Glück der frische, jugendliche Ton in den kleinen sangbaren Liedern und anmuthigen Märchendichtungen des genannten Poeten allenthalben bei uns machte, bleibt unvergessen, wogegen er auf dramatischem Gebiete weniger glücklich war, indem die hübsche Erfindung in seinem Lustspielchen „Waldeinsamkeit" zwar anerkannt wurde, das „Reich der Träume" aber nicht mit Unrecht als „verspäteter Ritt ins alte romantische Land" ohne Aufsehen vorüberging, und ein historisches Drama „Artevelde" nur in Weimar versuchsweise zur Aufführung gelangte. Auf dem Felde der Erzählung endlich erschien das Phantasiestück „Orion", wohl des Dichters erstes Werk, noch als ziemlich unreifes und verworrenes Product, und im Gegensatz dazu ist der vorliegende neue dreibändige Roman allerdings ein sehr beträchtlicher Fortschritt des Verfassers. Merkwürdig bleibt dabei aber immer, wie eine so dichterisch gestimmte Seele, wie O. Roquette, uns darin Gestalten vorführen konnte, auf die, wenngleich sie dem Leben entnommen sein mögen, doch auch nicht der schwächste Schein jener Poesie gefallen ist, mit dem die Engländer selbst ihre realsten Gebilde zu durchdringen verstehen. Dieser „Heinrich Falk" enthält eine sehr verständig angelegte, obschon nicht durchgängig geschmackvolle Composition, eine mannichfache und belebte, nur leider hier und da zur Caricatur neigende Charakteristik, sowie einzelne recht ansprechende humoristische Genremalereien; durch das Ganze geht aber ein so nüchterner Geist, ein so farbloser Ton, daß die Erzählung sich nicht über das Niveau des Gewöhnlichen erhebt. Schlimm genug, daß wir Deutsche noch immer oft auf fremde Vorbilder hindeuten müssen, aber wo ist in dem Helden Roquette's nur eine Spur jener ächten Poesie, die z. B. an David Copperfield und Arthur Pendennis in so wunderbarer Fülle von einzelnen Zügen zur Erscheinung kommt. — Gegen das unbefriedigende Ende des vorliegenden Romans, wo das Schicksal blind einhaut und die Guten zugleich mit den Schlechten trifft, möchten wir uns noch besonders kehren, und daß Sara mit Heinrich Falk schließlich nicht vereinigt wird, ist ein Fehler in der Anlage, der sehr üble Wirkungen äußert.

Bemerkungen über Algerien.

x. Der Engländer Blakesly aus Cambridge, welcher im vorigen Jahre einen Streifzug durch Algerien gemacht und die Trümmer von Carthago besucht hat, giebt in seinem eben erschienenen Werke manche interessante Mittheilungen über jene Gegenden. Im April schiffte er in dem Dampfer von Bona nach Tunis; etwa fünfzig Araber waren als Deckpassagiere an Bord, und diese Mekkapilger sollten nun in einen andern Dampfer, um ihre Fahrt fortzusetzen. Der französische Capitän war ein überaus roher und grober Mann und behandelte jene Araber in ganz abscheulicher Weise. Er rief dem Capitän des andern Dampfers zu, ihm „das arabische Lngezifer" möglichst schnell abzunehmen, und ließ das Gepäck der Leute ohne alle Rücksicht aus dem Schiffe in ein Boot werfen, während die seekranken Menschen nicht etwa eine Fallstreppe hinabgelassen sondern gezwungen wurden, auf Fuß hoch hinabzuspringen. Dabei machten die Matrosen und sogar einige Passagiere rohe Scherze. „Wehe den Besiegten, wenn der Croberer ein Gallier ist." Die französischen Soldaten behandeln den Araber nicht schlecht, wohl aber thut es der Bourgeois, und die Oberbeamten haben alle Mühe, diese Classe von Mißhandlung der Eingebornen zurückzuhalten. — Bekanntlich wollen die Franzosen an die Stelle des seitherigen schlechten Regierungssystems in Algier, bei welchem sie seit dreißig Jahren nicht vorwärts gekommen sind, ein anderes setzen, welches Prinz Napoleon durchführen soll. Der praktische Engländer erwartet von demselben nicht viel, weil im Grunde doch die Präfectenwirthschaft bleiben soll. Jede der drei Provinzen von Algerien soll einen besondern Rath erhalten, aber die Mitglieder derselben werden von der Regierung in Paris ernannt; diese bestimmt die Zeit der Sitzungen und die Räthe dürfen nicht unter einander in Verbindung treten; von Selbständigkeit dieser Körperschaften ist keine Rede; sie sind hauptsächlich dazu vorhanden um Geld zu bewilligen und die Verwaltung regeln zu helfen; sie sind Maschinen für das Ministerium in Paris. Nach wie vor entscheidet der Wille der Regierung alles bis ins Kleinste hinein; die Franzosen haben eine wahre Scheu

Digitized by Google

vor aller Selbstverwaltung, und sie bleiben auch in Algier bei dem falschen System der Vielregiererei. „In der Hand von Leuten, welche die Eingebornen zu begreifen wissen und zu behandeln verstehen, ist die Autorität des Scheichs über seinen Stamm ein ganz vortreffliche Handhabe. Diese Autorität suchen die Franzosen in aller Weise zu untergraben. Auch haben sie einen andern Mißgriff gemacht, indem sie Juden zu Mitgliedern der Rathsversammlung ernannten. Sie haben es angeblich gethan, um den Eingebornen zu zeigen, was religiöse Toleranz sei; aber dem Araber sind nun einmal die Begriffe, welche wir Europäer von gegenseitiger Duldung haben, ganz fremdartig. Sie beugen sich den französischen Nazarenern, weil diese die Macht haben, doch hassen sie deren Religion; aber einen Juden so zu stellen, daß er ihr Vorgesetzter ist und Autorität ausübt über Bekenner des Propheten Mohammed, das geht über ihren Horizont, und sie sehen darin eine tödtliche Beleidigung." — Die europäische Bevölkerung von Algerien ist nach dreißigjähriger Besetzung durch die Franzosen immer noch sehr schwach. Sie betrug 1857 aus 167,135 Köpfen, wovon nicht weniger als 94,000 auf die 18 Städte kommen. Der Zahl nach vertheilen sich jene Europäer so: 100,407 sind Franzosen, 41,441 Spanier, 9117 Italiener, 6818 Malteser, 5565 Deutsche, 1747 Schweizer, und 2040 gehören verschiedenen anderen europäischen Volksthümlichkeiten an. In der Hauptstadt Algier leben 30,403 und in Oran 22,528 Europäer. Nur etwa 9000 männliche Europäer sind mit dem Ackerbau beschäftigt. Dagegen hielt Frankreich in Algerien nicht weniger als 62,865 Soldaten; also kommen sieben Soldaten auf jeden Ackerbauer, oder auf 2⅔ europäische Bewohner kommt ein Soldat. Mit Hinzurechnung der Armee zählt Algerien 230,000 Europäer. Schon im Jahre 1847, also siebzehn Jahre nach der Eroberung, hatte Algier 775,164,202 Frs. mehr gekostet als eingebracht; dazu kamen in den nächsten Jahren noch 495 Millionen Frs., also verschlang diese „Colonie" binnen 27 Jahren 1,273,164,202 Frcs.; seitdem haben die Ausgaben sich eher vermehrt als vermindert, und man kann annehmen, daß sie, nach Abzug der geringen Einkünfte, von 1830 bis 1858 etwa 420 Millionen unserer Thaler betragen haben. Darin sind allerdings die Kosten für die Befestigungen und Hafenverbesserungen von Algier und der Bau der Straßen nach Oran, Bona und Philippeville, sowie die Anlage der Telegraphen mit begriffen; ebenso Wasserleitungen, Abwässerungen, Brunnengraben und einige Leuchthürme. Die Festungswerke und Kasernen haben große Summen verschlungen; ebenso Kirchen, Waisenhäuser, Spitäler und Schulen.

Ein Lustspiel des Terenz von englischen Studenten aufgeführt.

x. Der ehemalige preußische Cultusminister v. Raumer glaubte sein patentirtes Alleinchristenthum unter anderem auch dadurch fördern zu können, daß den Gymnasiasten verboten wurde, die Lustspiele des Plautus und Terentius zu lesen. In dem doch sonst ziemlich prüden England ist man nicht so weit gegangen, und die Bischöfe haben kein Aergerniß daran genommen, daß vor Weihnachten die Studenten des St. Peters College in Westminster den Phormio des Terenz öffentlich aufführten. Der Lordkanzler, Lord J. Russell, Viscount Barrington, Sir Benjamin Hall und eine große Anzahl anderer angesehener Männer waren zugegen und freuten sich über die Komik des alten Römers und die Munterkeit der englischen Jugend. Das Stück, in welchem ein Schmarotzer die Hauptrolle spielt, ist anerkannt vortrefflich; es handelt sich in demselben darum einen Vater zu versöhnen, dessen Sohn heimlich ein hübsches und wackeres, aber armes Mädchen geheirathet hat, und der Plan gelingt durch die Gaunereien des verschmitzten Parasiten und die Schlauheit des Sklaven Geta. Im Epilog erschienen sämmtliche Darsteller, nachdem sie die römische Tracht abgelegt hatten, in wunderlichen Costümen, um den Ungeschmack der neueren Moden zu verhöhnen. Phormio trat als französischer Tanzmeister der alten Zeit hervor, mit hohen Absätzen, silbernen Schuhschnallen, kurzen Beinkleidern, dreieckigem Hute, spielte die Fidel und machte sich in einer witzigen Rede über die lächerlichen Moden der Gegenwart lustig. Nausistrata, die Braut, erschien in Reifrock und Crinoline von ungeheuerm Umfang; ganz hinten im Nacken, kaum den Kopf berührend, hing ein Ding, welches von unseren Damen mit der Benennung Hut beehrt wird. Phormio sagt ihr ungalant ins Gesicht, sie sehe aus wie ein Monstrum, ein Faß, eine Tonne, erklärt, einen so widerwärtigen und abscheulichen Anblick könne er nicht länger ertragen, und läuft fort. Bald nachher erscheint er dann in „anständiger" Frauenkleidung. — Die englischen Blätter besprechen diese Vorstellung so ausführlich, als ob sie auf einem öffentlichen Theater stattgefunden hätte.

Die sieben Preisgedichte der Araber.

e. Dr. Philipp Wolff, als Orientalist und durch verschiedene Reisewerke über das Morgenland schon früher vortheilhaft bekannt, hat eine neue deutsche Uebersetzung von den sogenannten sieben Preisgedichten der Araber aus vormuhamedanischer Zeit geliefert (Rotweil bei Degginger). Es führen dieselben den Namen: „Muallakat", d. h. die „Aufgehängten", diejenigen, welche auf der Messe von Okas in Tehamah bei den Dichterwettkämpfen den Preis des allgemeinen Beifalls davontrugen und zunächst an der Kaba, dem Tempel zu Mekka, hernach zur Aufbewahrung in den Schatzkammern der Könige und Großen aufgehängt oder niedergelegt worden sind. Und ein anderer Name ist auch noch „Mudahhabat", d. h. die „Vergoldeten", weil sie mit goldenen Buchstaben auf Seide gestickt worden sein sollen. — Die Dichter der einzelnen „Muallakat" waren Amrulkaïs, Tarafa, Suhair, Lebid, Amr Ben Kultum, Antara und Harit. Die älteste prosaische deutsche Uebertragung davon veranstaltete 1802 A. Th. Hartmann in Münster unter dem Titel: „die hellstrahlenden Plejaden am arabischen poetischen Himmel". Später, im Jahre 1823, gab Hengstenberg eine Bearbeitung blos von der Muallaka des Amrulkaïs; auch Rückert übersetzte nur Theile und Episoden, so daß denn also die Wolff'sche Uebertragung als die erste vollständige in Versen doppelt willkommen geheißen werden muß. — Hartmann hat über die Gedichte folgendes treffende Urtheil gefällt: „Diese Poesien sind als ein reiner Abdruck von dem Geiste, dem Charakter und den Sitten und Gebräuchen der Araber vor Mohamed und als herrliche Denk-

Digitized by Google

mäler von der Denkart, dem Biedersinn und der rauhen Rechtschaffenheit dieser Hirtenmenschen noch für unsere Zeiten sehr schätzbar. Sie gewähren ferner wegen des schönen Contrastes, den die vielen Schilderungen von Rohheit, Tapferkeit, Härte und Grausamkeit mit den mannichfaltigen originellen Zeichnungen von weiblicher Schönheit, zärtlichen Scenen und anmuthigen Naturgemälden machen, und wegen der kraftvollen, feurigen und bildlichen Sprache, in der sie abgefaßt, und wegen des eignen Gepräges, womit sie bezeichnet sind, eine ebenso große Unterhaltung als Belehrung." Und Göthe, der sie übrigens nur aus der englischen Uebersetzung von Jones kannte, hat sie in den Noten zum Westöstlichen Divan sogar „herrliche Schätze" genannt. Sie deuten, fügt er dort schön hinzu, auf eine wanderude, heerdenreiche, kriegerische Nation, durch den Wechselstreit mehrerer Stämme innerlich beunruhigt. Dargestellt sind: festeste Anhänglichkeit an Stammgenossen, Ehrbegierde, Tapferkeit, unversöhnliche Rachelust, gemildert durch Liebestrauer, Wohlthätigkeit, Aufopferung, sämmtlich grenzenlos." Goethe war es bekanntlich, welcher noch in den letzten Jahren seines Lebens die deutsche Literatur zur Weltliteratur gemacht zu sehen wünschte, „zur Vermittlerin zwischen den Litteraturen der verschiedensten Zeiten und Völker, deren vorzüglichste Werke sich hier wie in einer zweiten Heimath zusammenfinden sollten." Wir halten gleichfalls das Bestreben unserer Dichter und Gelehrten, „die Stimmen der Völker" zu sammeln, für ein rühmliches und sinnreiches, und begrüßen jede neue Bethätigung desselben mit Wärme.

St. Petersburg vor dreißig Jahren.

x. Herr F. A. von Kittlitz hat Denkwürdigkeiten einer Reise veröffentlicht, welche er vor länger als einem Vierteljahrhundert nach dem russischen America, den Inseln des Großen Oceans und durch Kamtschatka gemacht hat. (Gotha, bei Justus Perthes, 2 Bände.) Sie sind sauber geschrieben, bieten für die Ornithologie sehr viel Interessantes dar und bringen auch sonst manche anziehende Mittheilungen. Kittlitz machte jene Reise mit Capitän Lütke auf dem russischen Schiffe Senjawin, welches 1826 von Kronstadt absegelte. In Petersburg, das von jeher den Charakter einer europäischen Colonie in einem asiatischen Lande gezeigt hat, herrschte noch immer der Gebrauch, den gesammten Verkehr im Orte selbst auf den Bazar oder Kaufhof (Gostinnoi Dwor) zu beschränken. Das war allerdings in einer solchen Stadt lästig, und um dem großen Uebelstand einigermaßen abzuhelfen, hatte die Behörde in jedem Stadtviertel einige Kramläden gestattet, welche, gleich den Apotheken, Conditoreien und Weinschenken, mit einer vergoldeten Aufschrift bezeichnet sein mußten. Sie hießen Lawki oder Buden; die meisten prangten mit Oelgemälden auf den Thürflügeln, und überall sah man eine Wassermelone abgebildet. Unter jeder vergoldeten Aufschrift stand Numero Eins. Aber weshalb nicht auch Zwei, Drei und so weiter? Die Polizei hatte besserer Beaufsichtigung wegen die Läden mit Nummern versehen; aber bald zeigte sich, daß in ganz Petersburg Jedermann seinen Bedarf nur in solchen Buden kaufen wollte, welche von löblicher Polizei mit Eins bezeichnet worden waren. Man glaubte steif und fest, daß die Behörde mit den Ziffern die Beschaffenheit der im Laden feilgehaltenen Waaren habe bezeichnen wollen. Darüber kamen viele Krämer in große Bedrängniß, und die Polizei konnte nicht umhin, allen Händlern eine goldene Nummer Eins zu geben. Die damaligen Petersburger vermutheten hinter einer jeden von der Behörde beschlossenen Maßregel ein wichtiges, tief berechnetes Motiv. In der großen Hauptstadt gab es schon damals Iswoschtschiks oder Lohnfuhrleute, Droschkenkutscher ꝛc., meist Leibeigene, welche von ihrer Herrschaft Urlaub erhalten hatten und ihrem eigenen Gewerbe nachgehen durften. Die Fahrpreise wurden nicht polizeilich festgestellt und wechselten mit Rücksicht auf Jahreszeit und Witterung, wie der Geldcours an einer Börse. Für größere Strecken zahlte man mehr, für kleinere weniger. Der Handel wurde immer im Voraus abgeschlossen.

Wer's nicht glaubt, bezahlt einen Thaler!

Die Kölnische Zeitung berichtet eine hübsche Anekdote, die vor kurzem Jacob Grimm erlebt hat, und deren Gewährsmann der würdige Gelehrte selbst ist. An der Thür zu seiner Wohnung erscheint ein kleines Mädchen, den höheren Ständen angehörig, und fragt nach dem Herrn Professor. Man denkt, sie habe eine Bestellung auszurichten, und läßt sie ein in das Studierzimmer des Gelehrten, den sie eine Weile mit ernsten Augen ansieht. Dann spricht sie: „Bist Du es, der die schönen Märchen geschrieben?" Grimm antwortet: „Mein Bruder und ich, wir haben die Hausmärchen geschrieben;" worauf die Kleine weiter fragt: „Also ist wohl auch von Dir das Märchen vom klugen Schneiderlein, welches endigt: Wer's nicht glaubt, bezahlt einen Thaler?" — „Auch das ist von mir, mein Kind." — „Nun, die Geschichte glaube ich nicht, denn ein Schneider wird nimmer eine Prinzessin heirathen. Den Thaler aber kann ich nicht gleich bezahlen; hier hast Du vorerst einen Groschen, das Uebrige will ich Dir nach und nach bringen." Man denke sich die heitere Ueberraschung Grimms. Er fragte nach dem Namen des gewissenhaften Kindes und sorgte dafür, daß es unbeschadet wieder zu seinen Eltern zurückkam.

Ein gefährliches Amt.

Vom Fürsten Milosch theilt der Wiener „Wanderer" folgende Anekdote mit. Ein Hr. v. R. bewirbt sich um die erledigte Secretariatsstelle beim Fürsten, wird von demselben freundlich empfangen, angehört und dann, weil vorher noch einige dringende Geschäfte abzumachen seien, eingeladen, sich eine Weile im Parke zu ergehen. „Sie sind so gut wie angenommen!" — mit diesen Worten entläßt der Fürst Hrn. v. R., und Letzterem gesellt sich ein Diener des Hauses bei, um ihn in den Park zu begleiten. An einem der nächsten Bäume, an denen sie vorüberkommen, befindet sich der Leichnam eines Gehenkten, und sehr ruhig erklärt der Diener dem Fremden, das sei der frühere Secretär des Fürsten. Hr. v. R., wird erzählt, habe sich, als er dies hörte, schnell verabschiedet und keine Lust mehr verspürt, sich um die betreffende Stelle zu bewerben.

Digitized by Google

Kurze Nachrichten.

Theater.

Während das Testament des großen Kurfürsten und Anna Lise die Runde über die deutschen Bretter machen, Heyse's Sabinetrinnen nach dem Münchner Vorgang in Weimar gespielt wurden, Jordans Wittwe des Agis in Berlin zur Aufführung kommen wird, scheint auch Philippine Welser von O. v. Redwitz nach den Erfolgen in München, Augsburg und Leipzig ihre rasche Wanderung durch Deutschland antreten zu wollen. Augsburg brachte von einem zweiten bayerischen Dichter, Leonhart Wohlmuth, eine: „Elisabeth von Bayern oder das letzte Mutterherz der Hohenstaufen", Breslau die schon seit längerer Zeit den Bühnen übergebene Tragödie „Mazeppa" von R. Gottschall, Coburg „die Tochter des Waldes" von O. Prechtler, während Hannover das neue Drama von Tempelthey: „Hie Welf hie Waiblingen" einstudiert, Wien die neue Tragödie Hebbels: „Siegfried Tod", wie es heißt, beanstandet. Den „Columbus" von Herman Schmid in München brachte nach Leipzigs Vorgang auch Rostock, während Karlsruhe den „Columbus" von Werder in Berlin bevorzugte.

Dresden eröffnete das neue Jahr mit „Mohamed und Irene" von Alexander Schnetzger, Docent in Jena, der in der Umgegend Leipzigs begüterten Familie angehörig, und ließ dann die „Anna Lise" von Hersch folgen, die in ihrer frischen Munterkeit sehr heiter wirkte, aber doch, beinahe an wohlfeile Posse streifend, die feinere und tiefere Auffassung des anmuthigen Thema's vermissen ließ. („Mohamed und Irene" wurde wegen plötzlicher Unpäßlichkeit der Darstellerin der Irene bei der ersten Aufführung nach dem dritten Acte unterbrochen.)

Julius Bacher in Berlin hat, wie früher Otto Müller mit seiner „Charlotte Ackermann" that, den Roman „die Brautschau Friedrich des Großen" zu einem gleichnamigen Stück umgestaltet, in dem besonders der bekannte lustige Rath Gundling eine hervortretende Rolle spielt. Vielleicht gelang es dem Autor, von dieser Persönlichkeit eine noch treffendere Schilderung zu entwerfen, als es der Frau Birchpfeiffer in „Wie man Häuser baut" möglich war.

Jules Janin, dem die achtzehnjährige Rachel einst ihre Berühmtheit verdankte, und der bis an ihren Tod ein enthusiastischer Bewunderer ihrer Vorzüge und — Schwächen blieb, hat einen ziemlich starken Band vollendet: „Rachel und die Tragödie", der mit photographischen Abbildungen der Künstlerin im Costüm ihrer Hauptrollen verziert ist. Die glückliche Nebenbuhlerin der Rachel, Adelaide Ristori, die derselben noch kurz vor ihrem Tode nicht die herbe Erfahrung ersparte, daß es noch größere dramatische Genies gebe als ihr eigenes, ist auf ziemlich unvorhergesehene Weise in ihrem Siegeslauf dadurch aufgehalten worden, daß ihr der Eintritt in das Königreich beider Sicilien von Staatswegen untersagt wurde. Einem Vergiftungsversuch entging Madame Ristori erst neuerdings wunderbar genug.

Litteratur.

Daß die große Münchner Ausstellung nicht ohne Nachhall in der Litteratur bleiben werde, war vorauszusehen, und so sind denn bereits zwei kunstgeschichtliche Monographien erschienen, welche sich ausführlicher, als es auf journalistischem Wege möglich gewesen wäre, mit ihr beschäftigen. Wir meinen die „deutschen Kunstbriefe" von Adolf Helfferich und ein so eben erst ausgegebenes Werk von Julius Große, jenem jungen Dichter, dessen Drama „Die Ynglinger" sich auch mit unter den bei der Münchener Preisbewerbung zur engeren Concurrenz zugelassenen Stücken befand.

Herrmann Grimm in Berlin hat „Essays" herausgegeben — ein fremdländischer Titel, über dessen Benutzung wir mit dem Verfasser hier nicht rechten wollen. Genug, daß die feine Feder, die Derselbe schon in seinen früheren Werken führte, auch in diesem wieder erschthlich wird. Am werthvollsten dünkt uns von den einzelnen Artikeln die Untersuchung über Schiller und Goethe, welche auf das oft bereits durchsprochene Verhältniß der Beiden neue, interessante Schlaglichter zu werfen versteht.

Eduard Schmidt-Weißenfels in Gotha hat die Aufsätze, welche unter seiner kurzen Redaction in den Prager „Kritischen Blättern" erschienen, zu einem zweibändigen Buche, welches den Titel führt: „Charaktere der deutschen Litteratur", zusammengestellt. Der Standpunkt, welchen der nicht ohne Geist, aber doch gar zu flüchtig und vorurtheilsvoll arbeitende Verfasser einnimmt, dürfte nicht gerade von vielen Lesern getheilt werden. Seine Polemik gegen Julian Schmidt ist nicht eben glücklich.

Der Sonderling **Bogumil Goltz** in Königsberg, jener „Kleinstädter", der von dem Wunderland Aegypten ein so originelles und farbenfrisches Bild zu entwerfen verstand, wie es noch keinem andern Reisebeschreiber gelungen war, und der in dem „Buche der Kindheit" sich als einen jener auserwählten Geister zeigte, die das Gras wachsen und das Herz ebenso leise schlagen hören, hat in der letzten Zeit gleich zwei Werke hintereinander veröffentlicht. Die gesuchten Titel, welche beide führen, „Der Mensch und die Leute" und „Exacte Menschenkenntniß in Stereoskopen und Studien", werden bei B. Goltz gerade nicht auffallen. Lesen freilich sollte seine Sachen nur Der, welcher die Spreu vom Weizen zu sondern versteht. Der aber wird jedenfalls auch in diesen neuesten Büchern des so eigenthümlich begabten Mannes unter einer Fülle von Paradoxen manch Körnchen ächter Wahrheit, und unter einem ganzen Wust von Bilderkram und Flitterputz manch edelschönen Zug des Gemüths, und manch ergreifenden Moment reichen innern Lebens finden. Das erste der beiden Bücher enthält den Versuch einer Darstellung nationaler Charakterunterschiede, während das andere Beiträge zur Charakteristik und Naturgeschichte der Frauen" giebt.

Ueber **G. Hesekiels** „Drei Jahre" haben wir im vorigen Jahrgange berichtet, indem wir der Erzählung stellenweise poetischen Werth zuprachen. Ebenso sind die „drei kurzen Geschichten" (Berlin, Heinicke), die er jetzt hat erscheinen lassen, nicht ohne künstlerische Bedeutung. Mit Geschmack erfunden, entbehren sie in der Ausführung hier und da nicht einer gewissen Feinheit, und manchmal offenbart sich auch wieder jener maßvoll und leise auftretende Humor in ihnen, der Scenerie und Figuren in eigenthümlich interessanter Beleuchtung zu zeigen versteht. Besonders bedeutend erscheint dieselbe in der ersten Erzählung „die Mediatisirten", worin ein gut gewählter Stoff mit glücklicher Mischung von Scherz und Ernst behandelt worden ist.

Von dem pseudonymen **Solitaire** haben die „Erzählungen bei Nacht" oder „Trauter Heerd und fremde Wege" (Leipzig, Matthes) beim Publicum Anklang gefunden. Von verschiedenen Seiten ist es diesem Dichter zum Ruhm nachgesagt worden, daß er in Gallot-Hoffmann'scher oder Weissflog'scher Manier zu schreiben pflege; wir dagegen möchten ihn davor warnen, durch blinde Nachahmungssucht sein unzweifelhaft vorhandenes Talent an freier und originaler Entwicklung zu hindern. Er hat demselben noch nicht die rechte Pflege und Gelegenheit zu selbständiger Durchbildung gegeben; wenn dies geschieht, so darf man erwarten, daß die Farben, die er auffetzt, weniger grell, seine Composition nicht mehr so willkürlich, sein Styl weniger ungleich und seine Vorliebe für das Böse und Schreckliche weniger groß sein werden. Phantasiestücke mit theilweise

Digitized by Google

so überraschend schönen oder ergreifenden poetischen Bildern, wie die „Hungermühle", „Großmutter Schlangenbraut", „das Waldteufelchen" u. s. w., liefern einen Beweis für die ursprüngliche Begabung Solitaire's; doch er mag nicht vergessen, daß in der Selbstbeschränkung allein sich der Meister zeigt.

In Paris wird eine vollständige Sammlung der Bérangerschen Correspondenz vorbereitet, und die Testamentsvollstrecker, Perotin und Boitnau, laden Alle ein, die von dem gefeierten Chansonnier Briefe empfingen, ihneu dieselben einzusenden.

Stealsfield, der von Manchen schon todt geglaubte Verfasser des „Virey", der „transatlantischen Reiseskizzen" ꝛc., ist vor kurzem aus Newyork nach der Schweiz zurück übergesiedelt und hat sich bei Solothurn ein einfaches Häuschen erworben, in dem er exterrt von dem Treiben der lauten Welt wohnen und, wie es heißt, nochmals zur Feder greifen wird, um sein Andenken in unserer Generation, die ihn, unbanbar genug, fast schon vergessen, wieder lebendig zu machen. Die Zeitschrift „Der Bund" brachte neulich eine Schilderung der Persönlichkeit des interessanten Mannes: „Wolltest Du mich, verehrter Leser, an einem dieser trüben Decembertage, auf einem Spaziergang nach den Solothurner Steinbrüchen begleiten, so könnte es sich ereignen, daß wir einem stattlichen Herrn in russisch-grünem Paletot begegneten, der aussieht, wie ein pensionirter englischer Obrist: grauer Schnurr- und Backenbart, goldne Brille mit gefärbten Gläsern, stolzes sicheres Auftreten." — Der Autor, der in America sein Deutsch vergaß, soll ursprünglich ein Schweizer, Namens: Siegelsfeld, sein. „Stealsfield" wäre dann nur die Uebersetzung seines Namens.

Aus der Kunstwelt.

Pilotz kehrte aus Italien vor kurzem nach München zurück und brachte den dort von ihm vollendeten Entwurf zu einem historischen Gemälde mit: „Nero auf den Trümmern Roms." Seine gleichfalls neue Zeichnung zu den „Kranichen des Ibycus" wird die illustrirte Ausgabe von Schillers Gedichten zieren, welche die Cotta'sche Handlung für das in's nächste Jahr fallende Jubiläum vorbereitet. Außer Pilotz werden sich an diesem interessanten Unternehmen auch noch M. v. Schwind, A. v. Ramberg u. A. betheiligen. Zu der Brockhaus'schen Schillergallerie, mit 50 Blättern in zehn Lieferungen, haben sich **Friedrich Pecht**, der Maler des nach Wien gewanderten Goethebildes und der Verfasser der „Südfrüchte", und **Arthur v. Ramberg** als Zeichner vereinigt; den Text liefert der mit der Feder gleich sehr wie mit dem Pinsel bewanderte geistvolle Pecht.

Hamburg will Leipzig, Frankfurt a. M. und Köln nicht nachstehen und wird sich, dem dort gegebenen Beispiele folgend, gleichfalls ein eigenes „städtisches Museum" bauen. An einem Tage wurden, wie es heißt, zu diesem Zwecke 70,000 Thaler gezeichnet.

Feodor Dietz in München hat in Berlin ein Bild ausgestellt „Königin Maria Cleonore an der Leiche Gustav Adolphs" — welches den besten historischen Gemälden der Neuzeit sich ebenbürtig anschließen und in Conception wie Durchführung von wahrhaft künstlerischer Weihe durchdrungen sein soll.

In Berlin und dann in Leipzig erregte ein Oelbild von **Bernhard Plockhorst** aus Braunschweig, als Porträßt in jenen beiden Städten von Auf, ein ungewöhnliches Aufsehen: „Maria und Joseph vom Grabe des Erlösers heimkehrend." Man rühmt an dieser ersten größern Composition des in Paris geschulten Künstlers die vollendete Meisterschaft in der ächt menschlich warm, lebendig und grazids durchgeführten Behandlung des Thema's. Das Bild ist rasch nach Petersburg verkauft und wird in Stahlstich erscheinen.

Das Comité für ein Gradbenkmal des alten Jahn hat die Fertigung desselben dem Bildhauer **Johannes Schilling** in Dresden übertragen. Hier ist bereits Karl Maria v. Webers monumentale Gestalt von Rietschel in der Werkstatt des Künstlers auf der Brühl'schen Terrasse ausgestellt.

Lorck's Eisenbahnbücher. Conversations- und Reise-Bibliothek.

In Bändchen von dem Inhalt eines gewöhnlichen Octavbandes. Preis für den Band 10 Ngr.

Inhalt der bis jetzt erschienenen 30 Bände.

1. **Aus der russischen Gefangenschaft.** Von Alfred Meyer. Aus dem Englischen von C. A. Kregschmar.
2. **Ein Besuch im türkischen Lager.** Von Hans Wachenhusen.
3. **Katie Stewart.** Aus dem Englischen von J. Seybt.
4. **Von Widdin nach Stambul.** Streifzüge durch Bulgarien und Rumelien. Von Hans Wachenhusen.
5. **Ein Sommer in Schleswig.** Skizzen und Bilder von Dr. G. Aus dem Dänischen von H. Helms.
6. **Eine Nordfahrt.** Streifzüge in Island von Pliny Miles. Aus dem Englischen (Americau.) v. W. E. Drugulin.
7. **Benjamin Franklin.** Eine Biographie von F. A. Mignet. Aus dem Französischen von Dr. Ed. Burckhardt.
8. **Die Mormonen.** Ihr Prophet, ihr Staat und ihr Glaube. Von Dr. Moritz Busch.
9. **Kaiser Nikolaus.** Von Graf en de Beaumont-Vassy.
10. **Das neue Paris.** Von Hans Wachenhusen.
11. **Wolfert's Rust.** Von Washington Irving. Deutsch von W. E. Drugulin.
12. **Skizzen u. Bilder aus der Krim.** Von S. Steinhard.
13. **Tolla Feraldi.** Von Ed. About. Deutsch von Dr. A. Diezmann.
14. **Aus dem Seeleben.** Von Basil Hall. Deutsch von W. E. Drugulin.
15. **Finnland und seine Bewohner.** Von M. v. Lindeman.
16. **Der Löwenjäger.** Von Jules Gerard. Deutsch von Dr. A. Diezmann.
17. **Sicilianische Novellen und Skizzen.** Von H. P. Holst. Deutsch von H. Helms.
18. **Das Fräulein von Malepeire.** Von Reybaud. Aus dem Französischen von C. W. Bleich.
19. **Eine Novelle aus Lappland.** Von G. H. Mellin. Aus dem Schwedischen von H. Helms.
20. **Leipzig. Skizzen aus der Vergangenheit und Gegenwart.** Von Dr. A. Diezmann.
21. **Ein indischer Königshof.** Nach dem Englischen des B. Knighton. Von L. Thiele.
22. **Von Cöln bis Worms u. Speyer.** Von F. G. Kühne.
23. **Das Klosterleben Karls V.** Von W. H. Prescott. Aus dem Englischen (Amerikanischen) von J. Seybt.
24. **Aus den Annalen der englischen Aristokratie** nach J. B. Burke. Deutsch bearbeitet von J. Seybt.
25. **Bilder aus den Alpen.** Erinnerungen eines Malers. Von Ludwig Thiele.
26. **Die Entdeckungsreisen in Nord- und Mittel-Afrika** von Richardson, Overweg, Barth und Vogel. Herausgegeben von Karl Arenz. Mit einer Karte.
27. **Im Elbthal** von Meißen bis Leitmeritz. Von Ludwig Thiele.
28. **Neue Norwegen.** Von Friedrich Rehwald.
29. **Eine Winterreise durch Lappland.** Von Bayard Taylor. Deutsch bearbeitet von Friedr. Cosmann.
30. **Leben Georg Stephensons.** Nach Samuel Smiles Deutsch bearbeitet von L. Thiele.

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Nies'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

Digitized by Google

№ 5. **Europa.** 1859.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 29. Januar.

Inhalt.

Größere Aufsätze: Das Gaunerwesen in Deutschland. — Denkwürdigkeiten eines Lievländers. Zweiter Artikel. — Politische Tagescharaktere Italiens. (Victor Emanuel II., König von Sardinien; Ferdinand II., König beider Sicilien; Graf Camillo Cavour; Cardinal Antonelli.) — **Kurze Nachrichten.** Wissenschaft. - Schöne Litteratur. - Musik und Theater. - Bildende Künste. — **Anzeige.**

Das Gaunerwesen in Deutschland.

Unter diesem Titel ist vor wenigen Wochen bei Brockhaus in Leipzig ein Werk erschienen, das mit furchtbarer Treue und Wahrheit die Nachtseite unserer gesellschaftlichen Zustände enthüllt. Der Verfasser, Dr. Benedict Avé-Lallemant in Lübeck, hat sich mit bewundernswürdiger Berufstreue und einer Hingebung, die über alles Lob erhaben ist, viele Jahre lang in seine Aufgabe, das Gaunerthum bloßzulegen und bis in die feinsten Abstufungen zu verfolgen, völlig hineingelebt und dieselbe in ruhmreicher Weise bemeistert. Während wir diese beiden Bände studierten, drängte sich uns das Gefühl aufrichtiger Hochachtung gegen einen Mann auf, der seine ganze Kraft und Zeit an eine solche Arbeit gesetzt hat. Er ist von tiefem sittlichen Gefühl durchdrungen, von Wohlwollen für seine Nebenmenschen beseelt, vorurtheilsfrei, hat einen ruhigen, klaren und scharfen Blick, gebietet über eine nicht gewöhnliche Gelehrsamkeit in seinem Fache, weiß den ungeheuer weitschichtigen Stoff vortrefflich zu bewältigen, angemessen zu vertheilen und lichtvoll zu behandeln. Während er seinen Gegenstand überall in geschichtlichem Zusammenhang auffaßt, ihn gleichsam genetisch und pragmatisch entwickelt, faßt er zugleich immer die praktische Seite in's Auge, giebt werthvolle Winke und macht Vorschläge zu Verbesserungen.

Dieses Buch Lallemants kann als eine wahre Wohlthat für die Gesellschaft betrachtet werden, die nie zuvor so umsichtig und vollständig von einer Menge Gefahren unterrichtet worden ist, von denen sie sich unablässig bedroht sieht. Während es für Polizeibeamte und Criminalrichter als ein geradezu unentbehrlicher Wegweiser zu betrachten ist, nach welchem man sich zurechtfinden kann, hat es auch unleugbaren Nutzen für alle bürgerlichen Classen, und wir wünschen ihm weite Verbreitung im Interesse der öffentlichen Sittlichkeit und des Eigenthums. Man liest diese Beiträge zur Culturgeschichte unseres Volkes mit einer zwar peinlichen aber mehr und mehr sich steigernden Theilnahme; man kann aus den Lasterpfuhle, in welchen man hineingeführt wird, nicht eher herauskommen, bis man ganz durchgewatet ist, und dabei kann man sich einer schmerzhaften Beklemmung nicht entledigen. Aber man dankt dem Führer, der uns so treu geleitet.

Der rechtschaffene Mann, der seinem Beruf obliegt und ruhig dahin lebt, ahnt gar nicht, von welchen Gefahren er stets umgeben ist, wie ungeheure Ausdehnung das Gaunerthum gewonnen hat, und welche verschiedenen Formen dasselbe annehmen weiß. Der Lübecker Polizeiinquirent hat sie als vielbelesener und scharfsinniger Mann alle aufgedeckt und in ihre feinsten Schattirungen verfolgt. Alle Stände haben Repräsentanten im Gaunerthum; alte und bekannte Formen werden immer wieder mit neuer Täuschung ausgebeutet, und in unseren Tagen hat die verbrecherische Zunft gegen früher großen Zuwachs gewonnen. „Bei dem durch die Eisenbahnen mächtig geförderten Fremdenverkehr in Wirthshäusern, zählt das Gaunerthum eine überaus starke Jüngerschaft in Kellnern, Hausknechten und Stubenmädchen, die den ungerechtfertigten Erwerb schon durch ihre oft sinnlose Vergeudung und Putzsucht verrathen. Neben diesem Zunft- und Domestikenproletariat ist das Gelehrten- und Künstlerproletariat im Gaunerthum am stärksten vertreten, so daß das fahrende Schülerthum des Mittelalters in seiner ganzen Ausdehnung wieder aufgelebt zu sein scheint. Nicht nur, daß der Polizeimann sich mit allen vier Facultäten herumzuschlagen hat, um sogar im Doctor der Philosophie und Professor der Theologie den Gauner zu entlarven; er muß auch den Nimbus und die Staffagen aller Künste und Gewerbe durchdringen, um auf Gauner aller Art zu gerathen, und hat doch dabei alle seinen Rücksichten sorgfältig zu beobachten, die in den prätendirten gesellschaftlichen Formen ihm entgegengeschoben werden. Diese Rücksichten nimmt das, gegenwärtig ganz besonders stark in Gouvernanten, Gesellschafterinnen, Officiers- und Beamtenwittwen vertretene Gaunerthum vorzüglich in Anspruch; und dabei hat man oft schmerzlich zu bedauern, daß Alles, was weibliche Feinheit, vorzügliche Erziehung und Bildung an Rücksicht und

Digitized by Google

Achtung verdient, an der verdorbensten gaunerischen Gesinnung und Führung verloren gegangen ist. Nicht mehr der Hausirer, nicht der in Lumpen gehüllte vagirende Bettler, nicht mehr der Kesselflicker, Scherenschleifer, Leiermann, Puppenspieler und Affenführer allein ist es, der die Sicherheit des Eigenthums gefährdet: — alle äußeren Formen des socialpolitischen Lebens müssen zur Maske der gaunerischen Individualität dienen. „Und neben den Eisenbahnen ist es ganz besonders das vielgerühmte Paßwesen, welches dem Versteck und der Beweglichkeit des Gaunerthums großen Vorschub geleistet; denn immer hat es noch nicht gelingen wollen, in den Pässen Urkunden herzustellen, in denen die beurkundende Behörde und der beurkundete Paßinhaber mit voller Zuverlässigkeit beglaubigt ist." Die „Fleppemelochner" verstehen sich zu gut auf das Verfälschen der Pässe.

Das Gaunerthum ist bei uns in Deutschland zugleich mit dem Christenthum erschienen und aus dem mit demselben entstehenden Bettlerwesen erwachsen; dieses letztere war dem Heidenthum nicht bekannt, weil dieses Unfreie hatte und für dieselben sorgte. Mit der Emancipation der Unfreien (die aber von römischen Sklaven völlig verschieden waren), auf welche die Kirche hindrängte, entstand der Pauperismus; das Christenthum vermehrte das Bettlerthum, indem es aus versorgten Unfreien freie, aber besitzlose Menschen machte. Seitdem ist eine Continuität im Gaunerthum vorhanden, das sich durch anderthalb Jahrtausende bis heute hinab verfolgen läßt. Das Wort Bettler stammt von beten. Schon zu den Zeiten der Merowinger und Carolinger tritt das Vaganten- und Gaunerwesen auf, und zwar wesentlich unter den Christen. Das weist Dr. Avé-Lallemant gründlich nach, ebenso, daß von jeher Juden und Zigeuner nur einzelne Zuthaten zum Gaunerthum waren. Die Gaunersprache hat zwar viele jüdische Elemente, aber sie ist doch hauptsächlich deutsch, hat deutsche Flexionen und bei weitem mehr deutsche Wörter und Redensarten aus allen Provinzen, als hebräische und zigeunerische Ausdrucksformen. Allerdings hat es Gaunerbanden gegeben, welche ganz und gar oder überwiegend aus Juden zusammengesetzt waren; aber damit ist nur bewiesen, daß auch verbrecherische Juden sich zusammengefunden haben, und zwar um so eher, da diese von der Unduldsamkeit der Christen gehetzten und gedrückten Menschen gewöhnlich zahlreich und gedrängt in einem Orte zusammenlebten und die verwandten Elemente sich also leicht fanden. Merkwürdig ist, daß der jüdische Gauner seine hebräische Sitte und Eigenthümlichkeit niemals ablegt, während eine große Menge von Beispielen vorliegt, daß christliche Gauner sich so viel als möglich dem jüdischen Typus zuzuwenden suchten. Es ist amtlich beglaubigt, daß der katholische, sogar zum Priesterstand bestimmt gewesene Raubmörder Damian Hessel nach Verkündigung des Todesurtheils einen Rabbiner verlangte, um als Jude zu sterben, und daß sein Spießgesell Streltmatter, der gleich Hessel als Jude gelebt hatte und umhergezogen war, an seinem Sohne die Beschneidung vollziehen ließ. Thiele hat in seinem bekannten Werke über die große Berliner Gauneruntersuchung mitgetheilt, daß die christlichen Gauner während ihrer Gefangenschaft um Erlaubniß nachsuchten, die religiösen Gebräuche der Juden mitmachen zu dürfen. Freilich hat der germanische Gauner keine Religion, wohl aber Aberglauben, und so darf es auch nicht befremden, daß lutherische Räuber eine Wachskerze und Wallfahrten gelobt hatten.

Wir müssen in Betreff der geschichtlichen Entwickelung des Gaunerthums, namentlich während des Mittelalters, auf Lallemants Darstellung verweisen, und wollen nur bemerken, daß man schon im 15. Jahrhundert ein vollkommen ausgebildetes Gaunerthum sammt einer Gaunersprache hatte. Es zieht sich ungeschwächt durch die folgende Zeit, und seit dem dreißigjährigen Kriege kam dann noch ein fürchterliches Räuberthum hinzu. Die Räuberbanden mordeten und plünderten mit einer grauenvollen Rohheit, aber manchmal tritt doch auch ein Zug von Romantik hervor, ein Hang nach Abenteuern und eine gewisse Tapferkeit, die sich offen zur Wehr setzt. Allein zu Anfang des vorigen Jahrhunderts nahm dieses Räuberwesen ein Ende und machte einer andern Form Platz, dem modernen Gaunerthum, in welchem nun auch weibliche Personen eine hervorragende Rolle spielen. Die Falsette, deren wirklicher Name Anna Sophie Meyers war, wußte alle Richter zu hintergehen, wurde in Rostock gebrandmarkt und spielte trotzdem ihre Gaunerrolle mit solcher Frechheit, daß der Sohn eines Lübecker Patriciers sie heirathete. Die Zuhälterin Nickel List's, des „Herrn von der Mosel", machte als „Frau von Sienen" viel von sich reden; die Frau des Schusters Stedmann wurde 1673 in London, wo sie als eine deutsche Prinzessin aufgetreten war, gehenkt. Die deutschen Gauner traten in Verbindung mit Ihresgleichen in Frankreich und Holland; dieses letztere erscheint längere Zeit als eine „mystische, unheimliche Gaunerhochschule"; Nickel List, Paut, Löbel, Hoschenek und Lips Tullian erscheinen als Meister in ihrem Fache und gleichsam als Nebenbuhler des Cartouche, welcher in der Genossenschaft als ein Muster und Vorbild bewundert, aber von den Deutschen nicht erreicht wurde, weil diesen ein so günstiger Schauplatz fehlte. Der Franzose wurde beneidet, daß er so glücklich gewesen war, seinem eigenen König im Palast eine Uhr aus der Tasche stehlen zu können. Um diese Zeit bemächtigten sich manche Gauner auch der Alchymie und spielten an Höfen eine Rolle, z. B. der angebliche Graf Cajetani in Kurbayern und in Berlin; Müller, der sich St. Jacob nannte; der „Graf" della Torre; Ernst von Werth; der „Capitän" Heinrich Giesecke traten in großartiger Weise auf, und auch in Frankreich und England wurden die Gauner und Räuber Helden des Tages. Duval starb in London am Galgen, nachdem er eine frivole Rede an die Damen vom Schaffot herab verlesen hatte; die Lebensbeschreibungen des Tom Sharp und vor allen jene des J. Sheppard werden leider noch jetzt in England immer wieder neu gedruckt und gierig verschlungen. Sheppard war der vielbewunderte Held der Damen, und am Tage seiner Hinrichtung stürmte der Pöbel das Haus des Wechslers, welchen er zuletzt bestohlen hatte. Aber Cartouche war von allen der feinste; er wußte nach und nach etwa vierzig seiner Spießgesellen und vertrauten Frauenzimmer in die Dienste der Prinzessin von Montpensier und der Herzogin von Ventadour zu bringen. Seit jener Zeit bewegen sich ganze Schaaren

Digitized by Google

verkappter Gauner mit großer Unbefangenheit und Eleganz im bürgerlichen Leben; die Schelmen- und Gaunerromane bilden einen Zweig der Litteratur; unser Schiller brachte einen „edlen" Räuber auf die Bühne, und seitdem hat sich sechzig Jahre lang eine wahre Fluth von schnöden „Räuberromanen" über Deutschland ergossen; erst seit 1830 ist sie im allmählichen Verrinnen. Ganz richtig bemerkt Herr Lallemant: „es erscheine zweifelhaft, ob der materielle Schaden, den das Gaunerthum anrichtete, größer war, oder der sittliche Nachtheil, welcher dadurch entstand, daß eine falsche Sentimentalität aus ganz gemeinen Verbrechern ritterliche Kämpen schuf, an denen nicht allein die schöne mittelalterliche Romantik, sondern auch das wahre Gefühl für Recht, Zucht und Sitte verloren ging."

Das Gaunerthum bildete im achtzehnten Jahrhundert und bis in die erste Napoleonische Zeit herab eine lange Reihenfolge von furchtbar scheußlichen Charakteren heraus, die an infamer Niederträchtigkeit kaum irgendwo Ihresgleichen haben. Sie trieben ihr verbrecherisches Handwerk ganz systematisch, und endlich fingen auch Polizei und peinliche Rechtspflege einen systematischen und grausamen Krieg gegen diese Bösewichter an. Die Schaffote triefen vom Blute ganzer Banden, mit denen man oft sehr kurzen Proceß machte. Nachdem die Gräuel der Hexenverfolgungen ein wenig in Abgang gekommen oder wenigstens schwächer geworden waren, fand die Justiz endlich Zeit, sich um die Gauner zu bekümmern. Man hatte erkannt, daß diese, in viele Gruppen getheilt, doch unter sich zusammenhingen und bis nach Frankreich, Italien und Ungarn hinein ein großes Ganze bildeten. Während die Theologen saibungsvolle Predigten hielten und drucken ließen, waren die Gerichte mit Galgen und Rad thätig; im November 1726 wurden in Gießen an zwei Tagen fünf Gauner gerädert, neun gehenkt, drei geköpft und auch acht Gaunerinnen wurde der Kopf abgeschlagen.

Aber Polizei und Gerichte waren damals noch sehr unbeweglich, und trotz vieler „katuirten Exempel" setzten die Gauner ihr Unwesen mit ebenso großer Keckheit als Verschlagenheit fort, und am allerwenigsten ließen sie sich durch die Prügelstrafe einschüchtern oder von Diebstahl und Raub abhalten. Damals hat man in öffentlichen Blättern dreißig Jahre lang darüber hin- und hergestritten, ob man nicht wohlthue, „Allem, was man von solchem Gesindel bekommen könne, das Trommelfell zu sprengen, um dasselbe taub und zur weitern Communication unter sich unfähig zu machen." Man war endlich der massenhaften und doch fruchtlosen Hinrichtungen müde und fing an, Zucht-, Armen- und Arbeitshäuser anzulegen oder etwas besser einzurichten. Aber auch das half nicht viel. Die Banden blieben und organisirten sich mit großer Umsicht. Jene des Krummfinger-Balthasar zerfiel in zwei Theile, die Franken und die Thüringer. Diese letzteren waren zwar an Zahl die stärkeren, aber die ersteren mehr beherzt; und jene standen ehrfurchtsvoll auf, wenn sie mit den Franken zusammen kamen. Einer von Balthasars Leuten, der 1745 zu Hildburghausen hingerichtet wurde, wies nach, daß jene Bande schon seit einem halben Jahrhundert bestand, mindestens hundertundfünfzig Köpfe stark war und ihre Verzweigungen durch Schwaben, Bayern, Sachsen, Hannover und Hessen hatte. Der Krummfinger führte sein eigenes Siegel, ertheilte die Würden eines Hofrathes, Oberamtmanns, Regierungsrathes, ja er verlieh sogar den Adel und hatte für seine Bande ein eigenes schriftliches Gesetz verfaßt, das sogenannte Plattenrecht, nach welchem Ordnung gehandhabt und Strafe zuerkannt wurde. Die Banden des böhmischen Hans, des Mehnert und die hessische Bande traten, 1758 bis 1768, mit ebenso großer Frechheit auf wie jene Balthasars. Rebmann von der hessischen erstürmte einmal mit zwanzig Genossen die Frohnfeste zu Brehna, um seinen gefangenen Kumpan Christels Schmied zu befreien; ein Gleiches that der scheele Abraham von der thüringer Bande, indem er das Gefängniß zu Großen-Furra am 3. Mai 1759 erstürmte, um den Maler Gustel herauszuholen. Im Jahre 1748 wurde der bekannte Käsebier zu lebenslänglicher Gefangenschaft nach Stettin abgeliefert; dieser Verbrecher war fast mit allen deutschen Gaunern bekannt. Später tritt in Oberdeutschland der Constanzer Hans auf, der sich am Ende besserte und eine Menge werthvoller Enthüllungen über die Gauner in Schwaben gab. Die „schleichenden Gruppen" mehrten sich, man erkennt in ihnen die bedachte Schule der Verbrecher, den leisen Tritt des tückisch lauernden Bösewichts, der mit ganzer Verdissenheit, mit dem tiefsten Groll gegen die Sicherheitsbehörden die Gelegenheit erschleicht, zur Nachtzeit die Schlafenden überfällt, beraubt, unter scheußlichen Mißhandlungen langsam abschlachtet oder mit Kissen erstickt, und zuletzt Alles, was er nicht mit sich fortschleppen kann, verbrennt. „Wüthende Rachsucht, boshafte Tücke, hämische Freude am Elende Anderer, selbst der Kameraden, blutige Grausamkeit und ruchlose Liederlichkeit, — dadurch charakterisiren sich Erscheinungen wie Hannickel, Wenzel Rottele, Duli, Postel, Bastardi, der Hundsfattler, der bayerische Hiesel, das Sonnenwirthle, die Mantua, Christine Schattinger und das Schleifersbärbele, über welche die Untersuchungsacten haarsträubende Thatsachen enthalten." Ueberall findet man bei den Gaunern und Räubern einen theils abgeschmackten, theils gräßlichen Aberglauben. Es ist vorgekommen, daß einer acht schwangere Frauen ermordet und die Herzen der ungebornen Kinder verzehrt hat; er war eben daran, die neunte abzuschlachten; denn wer neun Herzen von ungebornen Kindern verzehrt, kann fliegen wie ein Vogel! An Schattenlichter, welche anzeigen, wie viele Menschen Nachts in einem Hause schlafen, und wie viele wachen, glauben Viele noch bis auf diesen Tag; Schattenlichter sind Kerzen, die ans dem Fett bereitet werden, welches der Gauner durch das Auskochen ungeborener Kinder gewinnt!

Der Ausbruch der französischen Revolution und deren Folgen waren der Ausbreitung des Gauner- und Räuberwesens ungemein förderlich; dasselbe schoß förmlich in Blüthe. Wie mit einem Zauberschlage stand durch ganz Frankreich, Deutschland und Holland eine Verbrüderung von Bösewichtern da, die ein großes Ganze bildete und bei weiter Vertheilung doch im Zusammenhange stand. Sie war in sich geschlossen, beweglich, hartnäckig und flüchtig, agirte mit roher Gewalt und zugleich mit feiner Kunst und Berechnung; sie kämpfte mit dem Muthe der Verzweiflung um ihr Leben, raubte Reichthümer zusammen, um sie in wahnsinnigem Genusse wieder zu verschleudern, und

Digitized by Google

schlug das geächtete Leben hundertfach in die Schanze. Sehr richtig bemerkt Herr Lallemant, man würde der französischen Revolution Unrecht thun, wenn man ihr aufbürden wolle, daß sie die unlauteren Elemente geschaffen habe. Sie beschwor dieselben nur herauf, — wie denn bei allen wilden Bewegungen den stets zum Auftauchen bereiteu bösen Elementen immer dieselbe Gelegenheit gegeben und Vorschub geleistet wird.

Während die Räuberbanden in Frankreich, z. B. jene der Rougets und Grisons, sich durch feste Organisation und strenge Zucht besonders furchtbar machten, fehlte es jenen in Deutschland gewöhnlich an bestimmten Führern mit beständiger Obergewalt. Der Boden und die Verhältnisse waren dafür nicht günstig; es gab zu viele kleine Bezirke. Wohl aber finden wir in allen Banden Subjecte, welche die für einen Räuberhauptmann erforderlichen Eigenschaften in sich vereinigten. Auch gab es eine förmliche Abrichtung für das Gewerbe. Der Hauhns, d. h. der noch ängstliche und unentschlossene Anfänger, wurde so lange verhöhnt und gehänselt, bis er ein tüchtiges Mitglied wurde, oder man stieß ihn aus. Die Banden hielten sich zusammen, wählten aber für jedes einzelne Unternehmen einen Bahnherrn, Balmassematten, dem während desselben unbedingter Gehorsam geleistet wurde; aber nachdem die Beute vertheilt worden, war dann jedermann wieder gleichsam sein eigener Herr. Die Bande ging oft auseinander, um in neuer Gruppirung neue Unternehmungen zu beginnen. Doch lag es in der Sache selbst, daß Gauner wie Nickel List, Lips Tullian, Schinderhannes, Damian Hessel und dergleichen entschlossene Verbrecher, stets einen großen Anhang hatten, der ihnen folgte und auf welchen sie überwiegenden Einfluß übten. Auch gab es in Deutschland keine eigentlichen Gaunerschulen wie in England und Frankreich, obwohl die schulmäßige Ausbildung sich nicht verkennen läßt und auch heute noch ein erfahrener Inquirent an den Spuren des Verbrechens die Thätigkeit des geübten Gauners von jener des „Wittschen" oder Dilettanten unterscheidet. Eine Art von Classification unter den Banden machte sich gleichsam von selbst; der Anführer hatte oft, zum Zeichen seiner Würde, das Brecheisen als Befehlstab in der Hand. In die zweite Classe gehörten die Baldowerer, die Auskundschafter; zur dritten die geübten Kernleute der Bande und zur letzten die „Jungens", liederliche Burschc, welche sich gelegentlich angeschlossen hatten.

Um 1790 verbreitete die Niederländische Bande Schrecken weit und breit; sie trat bald in größeren Gruppen, bald in kleineren Rotten in Brabant, Holland und am Niederrhein auf, war in unablässigem Kampfe mit den Sicherheitsbehörden, tauchte bald hier bald da, oft gleichzeitig in verschiedenen Gegenden auf, und hatte bald einen sehr ausgedehnten Schauplatz, der von der Seine bis auf das rechte Ufer der Elbe und von Friesland bis nach Bayern reichte. Ihr Kernpunkt oder Hauptlager befand sich in dem großen Dorfe Mersen, anderthalb Stunden von Mastricht, an einem Berg im Maasthale. Dort hatte sich seit länger als hundert Jahren gefährliches Raubgesindel unter friedlichen Landleuten eingenistet, weil in jener Gegend die Gebiete von Holland, Brabant, Lüttich, Jülich und Aachen zusammenstießen, und der Gauner sich leicht von einem auf das andere begeben konnte. Die „Mersener" hatten eine eigene Raubmethode; sie schlichen bei Nacht aus und wußten so behend und geschickt zu stehlen, daß man wohl den Diebstahl sah, aber nie einen Dieb, der sich stets in einen undurchdringlichen Schleier zu hüllen wußte. Das katholische Volk jener Gegend konnte sich diesen Umstand nur durch Wunder erklären; die Sache ging nicht mit rechten Dingen zu, es war nicht anders möglich, der allgegenwärtige Teufel mußte im Spiele sein und die Mersener zu Hexenmeistern umgeschaffen haben. Es hieß, sie verbänden sich unter einander über einem blutigen Körper mit gräßlichem Eide; dabei führe Belial den Vorsitz, musterte die Mitglieder, bringe die Diebstähle aufs Tapet und helfe sie ausführen. Natürlich fehlte der schwarze, zottige Ziegenbock nicht; dieser stehe der Bande zu Gebote; jeder könne auf demselben durch die Luft reiten, und deshalb wurden die Mersener Räuber vom Volksmunde als Bocksreiter bezeichnet. Niemand mochte sich an Leute wagen, die ohnehin gefährlich waren und mit dem Satan im Bunde standen, und die Polizei war nicht im Stande, die geheimnißvolle Dunkelheit aufzuklären.

Sie ging in jener Gegend nicht so kurzer Hand zu Werke, wie zu Anfang unseres Jahrhunderts in einzelnen Theilen Frankreichs, wo das Räuberthum damals in einer Weise gehaust hat, „welche alle menschlichen Begriffe überfleigt." Insbesondere die Bande von Orgères, welche ihren eigenen Priester hatte, verübte eine geradezu zahllose Menge von Schandthaten und marterte Menschen mit scheußlichem Raffinement. Endlich wurden einundzwanzig derselben hingerichtet und zweiundbreißig auf die Galeeren geschickt. Aber es blieben so viele Genossen auf freiem Fuße, daß sie die nicht minder schrecklich hausende Bande im Departement der Indre und Loire bilden konnten. Im Departement des Var war eine andere Bande, gegen welche alle Bemühungen der Behörden sich fruchtlos zeigten, bis es dem Präfecten gelang, einen entschlossenen Vertrauten zu gewinnen, welcher mit den Räubern scheinbar gemeinschaftliche Sache machte. Er wußte sie unter glaubhaftem Vorwand in ein abgelegenes Haus bei Aups zu locken, nachdem dasselbe vorher unterhöhlt und mit Pulver angefüllt worden war. Nachdem die Räuber sich dort eingefunden hatten, wußte der Vertraute sich zu entfernen, legte Feuer an die Mine, und so wurden vierzig Menschen in die Luft gesprengt.

Mit den Mersenern und deren holländischen und brabantischen Verzweigungen standen die Crefelder und die Neusser Bande in Verbindung, in welchen der einäugige Scheerenschleifer Friedrich eine große Rolle spielte. Gleichzeitig bildete sich die Moselbande aus ehemaligen Pferdedieben auf dem Hunsrücken, in welcher ein Teufelsbanner und des Schinderhannes Lehrmeister Mosebach aus Lipshausen hervorragten; vor Allen aber der ruchlose Johann Müller, der bei den Ex-Jesuiten in Münstereifel seine Studien gemacht hatte und zu einer der „ungeheuersten Räubererscheinungen" wurde, nachdem französische Dragoner seine Frau zur Untreue verleitet hatten. Seitdem hegte er einen tödtlichen Haß gegen alle Franzosen. Zu jener großen Räubergruppe gehörte auch die Bande des Johann Bückler (Schinderhannes), und mehrere kleinere. Alle

Digitized by Google

zusammen hausten ein volles Jahrzehend lang ganz fürchterlich, besonders auf dem linken Rheinufer, als „Erbnehmerinnen der in schauerlichem, geheimem Erbgang fortschleichenden Gaunerkunst, und sie wußten mit dieser Erbschaft einen ungeheuern Wucher zu treiben.“ Sie kennzeichnen sich namentlich durch einen Zug herzloser, cannibalischer Barbarei, mit welcher die Räuber häufig blos aus schändlichem Muthwillen ganz entsetzliche Gräuel verübten, entkleidete junge Weiber mit Ruthen halbtodt peitschten oder mit glühenden Zangen zwickten, abgelebte Greise aufhenkten und stehenden Kindern die Ohren herumtreiben. Dabei hatten sie einen thierisch wilden Hang zur Wollust und zum Branntweingenuß. Allein die Vergeltung blieb nicht aus. Was die französische Gendarmerie allein nicht vermochte, leisteten die preußischen Behörden; die Creselder Bande wurde 1798 zersprengt; 1799 bestiegen sechs Haupträuber der Moselbande die Guillotine zu Coblenz, am 21. November 1803 wurde Schinderhannes mit neunzehn Spießgesellen bei Mainz guillotinirt; die Brabanter Bande war schon 1796 auseinander getrieben; 1798 zerstreuten sich die Mersener, die meisten „Holländer“ wurden eingefangen, acht ihrer Hauptgenossen kamen im Haag an den Galgen.

Aber während das Werk der Vergeltung auf dem linken Rheinufer in vollem Gange war, gestalteten sich die Dinge auf dem rechten Ufer um so schlimmer, denn dorthin hatten sich die zersprengten Mitglieder der Banden gezogen. Sie nahmen Aufenthalt in Neuwied und in Essen; bald war weit und breit die Gegend unsicher, selbst in volkreichen Städten fanden Einbrüche statt, und die Räuber wehrten sich mit bewaffneter Hand gegen hundert, ja gegen tausend Bauern und Soldaten. Auf dem platten Lande war keine Sicherheit mehr vorhanden, und die Banden wurden immer frecher, nachdem es ihnen gelungen war, pflichtvergessene Beamte zu bestechen. Die „Essendische Bande“ zog sich auch nach Norden, bezeichnete ihren Weg üb.rall durch die frechsten Einbrüche, namentlich im Osnabrückischen, und vertheilte sich dann über ganz Norddeutschland, bis nach Preußen und Polen hin.

Die Neuwieder Bande mit ihrem Zuwachs von den Mersenern ging nach Westen und Süden, zuerst in den Speßart, von da bis Ansbach, zog verschrengte Brabanter an sich und verbreitete sich bis nach Schwaben hinein, während zugleich Franken und beide Ufer des Oberrheines heimgesucht wurden. Das letztere geschah namentlich von der Bande des Anton Keil, die zumeist aus Scheerenschleifern bestand. Im Speßart und Odenwalde raubte eine andere Horde, die meist aus alten Genossen des Schinderhannes zusammengesetzt war und vorzugsweise Raubmorde und Straßenraub verübte. Noch weit gefährlicher war die Bande auf dem Vogelsberg mit dem schwarzen Balser und dem tollen Hann Adam; die große Bande in der Wetterau mit dem schwarzen Löffelhannes, dem Lumpen-Jost, dem Heidenpeter und Andern ähnlichen Gelichters. In Niedersachsen, namentlich an der Elbe, trieb der Magdeburger schöne Karl sein Unwesen; nicht minder waren das Braunschweigische, Niederhessen, Paderborn und Lippe heimgesucht, wo die alten Neuwieder Ibig Muck und Leyser Polack sich hervorthaten; ebenso wenig blieben Oberhessen, das Fuldische Gebiet, Schwarzburg und Hannover verschont; an der Spitze der Diemelbande stand Liborius Pollmann; im Waldeckischen empfand man die Anwesenheit der Bande des Konrad Koch und der Lumpensammlerbande unter Anton Röttcher und Bartel van der Velde; das Land Hadeln hatte die Hadeler Bande, und in der Kurmark hauste die Nordbrennerbande des Peter Horst, der in nicht weniger als 45 Städten und Dörfern Brandstiftungen verübte. Der Schaden, welchen er dadurch anrichtete, ist auf mehr als 300,000 Thaler veranschlagt worden; zehn Menschen büßten das Leben ein, und Horsts Gewinn erreichte bei allen diesen Verbrechen nicht den Betrag von 500 Thalern. Seine Zuhälterin, die Delitz, äscherte am 23. August 1810 Schönlinde ein; dabei kamen fünf Menschen um's Leben, und Horst hatte weiter keinen Gewinn als einen Tag freier Zeche. Er wurde am 18. Mai 1813, nebst der Delitz, bei Berlin lebendig verbrannt.

Nachdem die Franzosen aus Deutschland verjagt worden waren, schritten die Behörden kräftig ein, und von 1813 bis 1824 wurde mit den Räuberbanden aufgeräumt. Aber das Gaunerthum blieb, und auch die Gaunerbanden dauern bis heute fort. Namentlich in Oesterreich ist man vielen derselben auf die Spur gekommen, und die großartige Untersuchung, welche 1831 in Berlin gegen Moses Lewin Löwenthal und Consorten begonnen wurde, zeigt, welchen Umfang sie gewannen. In dieselbe waren 520 Personen verwickelt, 204 wurden zur Untersuchung gezogen, über 800 Verbrechen kamen zur Sprache, 549 wurden näher erörtert. Von diesen waren 506 Raub oder gewaltsamer und betrüchtlicher Diebstahl; 46 öffentliche Cassen und 460 Privatleute waren um mehr als 210,000 Thaler bestohlen worden.

Wir werden die Gestalten und Umtriebe, durch welche das Gaunerthum sich gegenwärtig kennzeichnet, später besprechen, setzen aber hier gleich folgende Worte des trefflichen Lallemant her: „Die offene Gewalt des Verbrechens hat nur insoweit aufgehört, als der gegnerische Widerdruck seine Kraft zum Niederhalten behauptet und an den Tag legt. Die Polizei und das Gaunerthum halten einander in Schach und stehen einander beobachtend gegenüber. Die tiefe Einbürgerung in das ganze social-politische Leben kann dabei so wenig zweifelhaft sein, wie die Ueberzeugung, daß es mit diesem fortleben und bei seiner zunehmenden Verkünstelung ebenfalls immer mehr an Künstlichkeit gewinnen wird. Mag auch die Polizei niemals ohne Arg und Verdacht gegen die Existenz und den verderblichen Wucher des Gaunerthums gebliehen sein; mag sie, aus Achtung vor dem Rechte der freien bürgerlichen Bewegung und vor dem Rechte des Familienhauses, die Analyse des so überaus künstlich und buntfarbig gewordenen bürgerlichen Verkehrs zur Sonderung des unlautern und gefährlichen Eingedrungenen von dem baaren Wesen des Bürgerthums vernachlässigt haben, — gewiß steht fest, daß das Gaunerthum wie ein Schmarotzergewächs mit dem bürgerlichen Leben verwachsen ist und einen bedeutenden und edlen Theil seiner Kraft absorbirt, während die Polizei den gefährlichen Feinden gegenüber im Nachtheil erscheint.“ ec.

Digitized by Google

Denkwürdigkeiten eines Lievländers.

Zweiter Artikel.

Von Wilna wurde Löwenstern zu Winzingerode gesendet und von Diesem der Vorhut unter Lanskoi zugetheilt. Der Krieg wälzte sich nun nach Preußen, das gegen die Franzosen aufstand, und dann weiter nach Sachsen, und überall wurden die Verbündeten und namentlich die Kosaken als Befreier begrüßt. In diesen Feldzug fallen auch Löwenstern's schönste Reiterstücklein, denn das Einverständniß mit den Einwohnern begünstigte den Parteigängerkrieg sehr, und fortwährend schwärmte der Lievländer mit einigen Kosakenregimentern in den Flanken und im Rücken des Feindes herum. So drang er von Halle bis nach Nordhausen vor,ritt dort ein sorglos die Straße einherziehendes Regiment westfälischer reitender Jäger, das ihn aufheben sollte, über den Haufen und nahm 300 Mann davon gefangen. Damit noch nicht zufrieden, wandte er sich dem Harze zu und führte einen kühnen Handstreich gegen Herzberg aus, wo eine bedeutende westfälische Waffenfabrik war. Fast ungangbare Bergwege, die noch zum Theil von Schnee und Eis bedeckt waren, führten nach dem Orte, der von einem Bataillon besetzt war. Die Soldaten waren, da es erster Osterfeiertag war, gerade in der Kirche, als Löwenstern nach einem höchst beschwerlichen Marsche vor dem Orte erschien, und ein starkes Schneegestöber begünstigte die weitere Annäherung. Der Ueberfall gelang auch vollständig. Nur wenige Mann von der Besatzung entkamen, die Waffenfabrik wurde, so gut es in der Eile ging, zertrümmert und mit 30 Wagen Beute, meistens blanke Waffen, der Rückzug wieder nach Nordhausen angetreten. Als Winzingerode zu Gohlis bei Leipzig an der Mittagstafel den Rapport über die gelungene Unternehmung erhielt, füllte er das Glas und sprach: „Es lebe Löwenstern, der Teufelskerl, der im Teufelsgebirg glücklich ein Teufelsstücklein ausführte!"

Den Marschall Bessières, der am Tage vor Lützen bei Rippach blieb, rühmt sich Löwenstern fast mit eigener Hand gefällt zu haben. Er hatte mit der feindlichen Vorhut im Gefecht von Lanskoi zwei reitende Geschütze unter Lieutenant Gorski zur Unterstützung zugeschickt erhalten, die er auf der Chaussee auffahren ließ. Der vorliegende Thalgrund gestattete nicht die Bewegungen des Feindes zu übersehen, und das Geschütz blieb vor der Hand ungebraucht. Aber eben als der vorbeireitende General sich erkundigt hatte, warum das Geschütz schweige, zeigte sich auf der jenseitigen Höhe ein französischer General, der von einer einzelnen Ordonnanz begleitet recognoscirend vorritt. In der Ordonnanz erkannte Löwenstern an der Uniform einen französischen Grenadier zu Pferde und rief dem Artillerieofficier eilig zu: Richtet und schießt! Der Lieutenant richtete selbst das Geschütz, die Kugel flog hinüber nach dem Thalrand und der General stürzte mit dem Pferde zusammen. Gefangene sagten später aus, daß der Getroffene Marschall Bessières, Herzog von Istrien, gewesen sei. Oft schon, bemerkt Löwenstern hierzu, sind Generäle von Geschützkugeln getödtet worden, die man aufs Gerathewohl abgesandt; aber selten ist der Fall, daß eine Kanonenkugel auf einen Einzelnen gerichtet, ihn auch wirklich erreicht habe.

Auch während der Schlacht bei Lützen schwärmte der Lievländer mit seinen Kosaken im Rücken des von Leipzig auf das Schlachtfeld eilenden Feindes herum und hätte dabei bei einem Haar den Vicekönig von Italien gefangen genommen. Er hatte den Lieutenant Grafen Buxhöwden mit 100 Pferden vorgeschickt, der bei dem Dorfe Rapitz auf eine Schwadron der italienischen Garde stieß, sie angriff und warf und ihr 30 Gefangene, darunter einen Stabsofficier, abnahm. In der Erwartung, daß der Lieutenant auch noch das Dorf angreifen werde, schickte Löwenstern ihm noch 200 Kosaken zur Unterstützung nach. Aber der im Kriege noch Unerfahrene, froh über den errungenen Sieg, stand von weiteren Unternehmungen ab und kehrte mit seinen Gefangenen nach dem Hauptrupp zurück. Hier ergab die Befragung des gefangenen Stabsofficiers, daß er zur Escorte des Vicekönigs gehörte, der sich selbst noch im Dorfe befand. „Dies hören," erzählen die Denkwürdigkeiten, „alles Andere einstellen und an der Spitze des Regiments Iluwaiski mit verhängtem Zügel auf das Dorf zusprengen, war das Werk eines Augenblickes. Aber die Lunte war schon gerochen und das Dorf leer. Den Stab des Vicekönigs, einen eiligen Haufen, sah ich im gestreckten Galopp die Straße nach Lützen hinabsprengen, und ein aufgerufenes Infanteriebataillon ihm schnellen Schritts entgegenrücken. Da war nichts mehr zu machen und ich mußte das Napoleonische Stiefkind seine Wege rennen lassen. Aber welch ein Fang wäre das gewesen, wenn er in meine Hände gefallen und seine Colonnen, ein Rumpf ohne Kopf, auf dem Schlachtfelde angelangt wären!"

Der Verlust der Schlacht von Lützen führte die Verbündeten bis nach der Lausitz zurück und nach der Schlacht von Bautzen bis nach Schlesien. Während dieser ganzen Zeit war Löwenstern in der gewohnten Weise thätig. Eine Zeitlang wirkte er mit dem Partisan Fügner zusammen, der von fanatischem Haß gegen alle Franzosen erfüllt, jeden Gefangenen kaltblütig ums Leben bringen ließ. Auf Löwensterns entrüstete Vorstellungen antwortete er kühl und trocken, das sei seine Kriegsmanier; er handle nach seinem Gewissen und in Erfüllung eines heiligen Gelübdes, das er 1812 gethan, als er einen Haufen französischer Tempelschänder in einer Kirche betroffen, wie sie dort zusammengetriebenen Weibern und Mädchen brutale Gewalt anthaten. Sein Verfahren sei im Heere hinlänglich bekannt, und er werde wegen Löwensterns seltsamer Entrüstung nichts daran ändern. Dies bewies er schon in den nächsten Tagen durch die That. Auf dem Marsch von Neudorf nach Primkenau hielt Löwenstern mit dem Oberstlieutenant von Reutern auf einer Wiese Rast, um zu frühstücken, als sich Fügner mit einem Gefangenen bei ihnen einfand. Er war als Handwerksbursch verkleidet und mit einem dicken unscheinbaren Knittel bewaffnet, in dem eine Windbüchse verborgen

Digitized by Google

war, denn in solcher Verhüllung pflegte er das Land zu durchstreifen. Jetzt verlangte er von den beiden Frühstückenden, sie möchten den Gefangenen ausfragen; denn er selbst verstand entweder kein Französisch, oder wollte es aus Haß gegen das Franzosenthum nicht sprechen. Da die beiden Officiere sich bequem auf der Wiese hingelagert hatten, mußte der Franzose niederknieen, um besser verstanden zu werden. Er wußte wenig Auskunft zu geben und nicht einmal die Division zu nennen, zu der er gehörte. Fügner, der die Unwissenheit für Verstocktheit hielt, hielt seinen Stock über den Kopf des Knieenden und ermahnte ihn aufrichtig zu sein. Aber als der Gefangene über die Angabe der Nummer seines Regiments nicht hinauskam und nichts weiter zu wissen betheuerte, schoß ihn Fügner ganz kaltblütig durch den Kopf, ehe die Andern sich dessen versehen konnten. Voll Zorn und Wuth drangen Diese auf den Mörder ein um ihn niederzuwerfen, aber er wehrte sie ganz kaltblütig ab und sprach ironisch: „Was wollt Ihr thun? Doch nicht den verdienten, berühmten, besungenen Fügner umbringen? Der Fluch aller russischen Herzen würde Euch treffen, Ihr würdet wie zwei Kainsbrüder auf der russischen Erde umherirren! Und was habe ich denn gethan? Einen Hund erschlagen, der nicht bellen wollte, um desto sicherer zu beißen. Geht in Euch und braucht Eure Säbel zu besserer That!" Das Merkwürdigste an diesem Wütherich war, daß diese Grausamkeit sich nur gegen Franzosen und Polen äußerte; denn Deutsche, Holländer und Italiener behandelte er mit vieler Freundlichkeit, und für die Spanier war er wegen des hartnäckigen Widerstandes ihres Vaterlandes gegen die Franzosen begeistert und schenkte ihnen Geld und manchmal die letzten Lebensmittel, die er hatte. Gerade durch sie aber ereilte ihn die Nemesis. Er kam nämlich während des Waffenstillstandes auf den Gedanken, aus italienischen und spanischen Gefangenen und Ueberläufern eine Freischaar zu bilden, die er Legion der Rache nannte. Er führte auch den Plan mit großer Energie und Thätigkeit durch, wurde aber schließlich von einer Kugel seiner eigenen Leute getödtet, als er durch die Elbe zu schwimmen versuchte.

Aber nicht blos Schwerterklirren und Kugelsausen oder kecke Ritte in den Feind bildeten die Zerstreuungen Löwensterns; er wußte auch durch zärtliche Abenteuer Abwechslung in das wilde Kriegerleben zu bringen. Während des Waffenstillstandes stand er in Fraustadt und lernte dort in der Tochter eines Beamten, Camilla, ein anmuthiges Polenmädchen kennen, das ihn durch ihre muthwillige Unterhaltung vielfach anzog. — Eines Tages, erzählt er, nachdem sie viel geredet und in ihrer Sprache erzählt hatte, sagte ich ihr: „Aber, Camilla, warum sprichst Du nicht zuweilen auch Deutsch? Hörst doch so viel um Dich herum auch Deutsch reden!"

„Allerheiligste Mutter Gottes!" rief sie aus und machte ein erschrockenes Geschichten, „ich Deutsch sprechen! Aber das macht ja die Zähne schwarz."

Ich lachte auf. „Wie, sind meine Zähne nicht weiß? Und ich spreche viel Deutsch."

„Sie mögen es wieder abreiben. Aber schauen Sie nur die deutschen Mädchen hier in der Stadt sich an. Hat auch nur eine von ihnen gute, weiße Zähne? Ich sage nein. Jede von ihnen hat einen Fehler. Die Zähne sind gelb, faul, schwarz, oder gar nicht vorhanden. Und das kommt von dem leidigen Deutschsprechen."

„Nicht doch, mein Kind; wenn es wahr ist, was Du sagst, so kommt's von der schmutzigen Art, wie die Väter ihre Pfeifen rauchen. Sie zerstören erst ihre eigenen Zähne und dann erbt der Fehler auf die Kinder."

„Meinetwegen. Immer bleibt es jedoch wahr, daß wo man viel Deutsch sprechen hört, man auch viel schwarze Zähne sieht. Und es ist doch etwas Hübsches um weiße Zähne!"

„Da hast Du Recht!" sprach ich und drückte ihr auf die geschwätzigen Lippen dreist einen Kuß, der bis auf die hübschen Zähne drang.

Nach einer kleinen Weile, durch die Liebkosung ausgefüllt, begann sie wieder: „Ich weiß nicht, wie Sie die Deutschen doch immer vertheidigen können! Mir scheint es ausgemacht, daß dieses Volk noch vor kurzem wie die Thiere auf allen Vieren umhergelaufen ist."

„Kind, wie willst Du das beweisen?"

„Nun, das ist nicht schwer. Sehen Sie, wir nennen was wir an den Füßen tragen Trzewiki, und was wir über die Hände ziehen Renkawiczki. Aber die Deutschen nennen das Erste Schuhe und das Zweite Handschuhe. Zeigt das nicht deutlich, daß sie auf Händen und Füßen, auf allen Vieren wie die Thiere, umhergelaufen sind?"

Ich mußte wieder lächeln über die drolligen Eingebungen des Nationalhasses und entgegnete: „Das wird anders zusammenhängen, geschwätziges Mündchen, aber wir wollen uns nicht in Sprachuntersuchungen vertiefen; sing' mir lieber ein Liedchen."

„Doch nicht ein deutsches? Wie kann man schnupfen und rupfen, Mägdelein hupfen singen?"

„Nein, nein; sing' ein Krakauer Verslein!"

Camilla hatte eine Guitarre, auf der sie auch etwas, schlecht und recht, umhergreifen konnte, aber das waren ihr gewöhnlich zu weitläufige Anstalten. Sie ließ ihr muthwilliges Stimmchen ohne andere Begleitung, als blos ihr eigenes Lachen und Kichern, ertönen, und that dies auch jetzt. Sie sang folgenden Krakowiak, versteht sich polnisch; aber ein theurer liefländischer Landesgenoß, auch ein Säbelträger, der lange Zeit am Bug, Dniepr und Niemen umhergefahren, hat mir ihn in nachstehende deutsche Zeilen gebracht.

„Für die theure Heimath
Zieht Polak vom Leder;
Wie erschrecken Deutsche,
Und wie rennt ein Jeder!"

Ich wollte etwas anderes hören, und sie sang mit schalkhaftem Lächeln:

„Hör ich Räder knarren,
Dürres Strauchwerk brechen? —
Deutsche sind's die jubeln,
Ihre Sprache sprechen."

„Nichts Martialisches, nichts Herausforderndes, liebe Ca-

Digitized by Google

milla," bat ich, „fing' doch von Lamorchen*), das hör ich am liebsten."

Sie setzte sich, nach der freien Sitte der Töchter ihres Landes, zu mir auf den Schooß und sang:

„Hart ist alles Backwerk,
Alter ohne Säfte.
Aber süß ist Liebe,
Süß des Liebsten Küsse."

Wenn ein solches zärtliches Krakauer Verslein ausgesungen war, vereinten sich Gespräch und Gesang in ein halblautes Flüstern. —

Die Kündigung des Waffenstillstandes riß Löwenstern aus den weichen Armen Camilla's und trieb ihn mit seinen Streifern und Greifern wieder hinaus, um dem Feinde durch listige Beschleichung und kühnen Ueberfall vielfachen Abbruch zu thun. In dieser Periode war es, wo er bei Sonnenwalde im Rücken des französischen Heeres eine sächsische Marschcolonne von 500 Mann gefangen nahm und eine Kriegscasse von 700,000 Francs erbeutete. Der Fang hatte sehr wenig Anstrengung gekostet; aber schwieriger war es, ihn in Sicherheit zu bringen. Die eigenen Leute warfen schon gierige Blicke auf den Geldwagen, und Löwenstern mußte sich gestehen, daß selbst ein blinder Lärm ihn in die größte Verlegenheit setzen würde. Die Kosaken hätten sich dann wahrscheinlich auf die Wagen geworfen, um nach ihrer Meinung zu retten, was zu retten sei, und in der dadurch entstehenden Verwirrung konnte eine Handvoll feindlicher Reiter die ganze Schaar auseinandersprengen. Der Befehlshaber der Streifpartie hielt es daher für das Klügste, einige Geldtönnchen aufschlagen zu lassen und 100,000 Frs. an die Leute zu vertheilen, mit dem Versprechen einer gleichen Summe nach glücklicher Rückkehr zum Heer. Das Schlimmste aber war, daß es sich bald als unmöglich herausstellte, sich, wie Anfangs beabsichtigt war, auf die Blüchersche Armee zurückzuziehen, denn die derthin führenden Wege waren trotz des in Sonnenwalde requirirten Vorspanns alle unfahrbar. In dieser Verlegenheit richtete sich Löwenstern, wie er selbst angiebt, nach der List alter Füchse, die, rechts oder links heftig verfolgt und bedrängt, den alten Weg zurücklaufen, wo die vorwärtsstrebenden Jäger und Hunde sie nicht mehr suchen. Er machte linksum und marschirte Tag und Nacht bis Schönwalde, um sich von dort auf Jüterbogk zu wenden. Hier aber mußte er schon andere Vorsichtsmaßregeln ergreifen, denn die Franzosen standen in der Nähe, und in der ebenen Gegend konnte sein Trupp von weitem gesehen werden. Unter den Gefangenen befand sich eine Compagnie sächsischer Grenadiere mit Bärenmützen, die es unter den Truppen der Verbündeten gar nicht gab. Diese mußten an der Spitze des Zuges marschiren, um den Herannrückenden das Aussehen befreundeter Truppen zu geben. Dann folgte ein Kosakenpulk, dessen Seitenmänner Heubündel an Stricken nach sich schleiften, wodurch ein so entsetzlicher Staub aufgewirbelt ward, daß es aus der Ferne gar nicht zu erkennen war, was für Reiterei im Heranrücken sei. Auch wurden ansehnliche Zwischenräume zwischen den einzelnen Abtheilungen genommen, so daß die Zahl der Truppen dreifach erschien. In die Mitte kamen die Wagen und die übrigen Gefangenen, und zuletzt noch ein Pulk Kosaken, wie ihre Kameraden in eine künstliche Staubwolke gehüllt. So nahm sich von weitem das Streifcorps wie eine bedeutende Macht aus. Den Feind hatte sie jedoch keine Gelegenheit zu schrecken, wohl aber den bekannten russischen Oberst Prendl, der mit Kosaken Jüterbogk besetzt hatte und sich von einer französischen Armee bedroht glaubte. Zum Glück ritt Löwenstern selbst an der Spitze der Vorhut, erkannte die Kosaken und schickte Prendl eine beruhigende Patrouille zu. Als der Letztere darauf herauskam und die Gefangenen und besonders die Geldwagen erblickte, malte sich Neid und Mißgunst auf seinem Gesicht, und er ersann einen schlauen Plan, sich auch einen Antheil an der reichen Beute zu sichern. Er gedachte nämlich in der Nacht falschen Lärm zu machen, als ob der Feind ihn plötzlich angreife, darauf, wie von diesem gerworfen, sich in Unordnung auf Löwensterns Bivouak zu werfen, und im Wirrwar die Kriegscasse mit retten zu helfen, wo ihm dann ein Antheil an dem Gelde nicht versagt werden konnte. In der That kam er auch des Abends zu Löwenstern, unter dem Vorwand, sich bei einem Glase Punsch die Geschichte des Handstreichs erzählen zu lassen, in Wahrheit aber, um sich die Stelle, wo die Wagen standen, recht genau anzusehen. Auch gab er mit beredten Worten seine Bereitwilligkeit zu erkennen, für die Kameraden, die jedenfalls von den Strapazen ermüdet sein würden, selbst die nöthigen Wachen und anderweitigen Vorsichtsmaßregeln zu übernehmen. Löwenstern bezeigte sich für das Anerbieten sehr dankbar, traf aber im Stillen seine Maßregeln, denn ein Offizier Prendl's, der früher unter ihm gedient, hatte ihm den Anschlag des falschen Freundes verrathen. Als es dunkel geworden und Prendl wieder fortgeritten war, ließ er unter starker Bedeckung die Wagen eine Viertelstunde weiter rückwärts an einen sichern Ort bringen, blieb aber selbst mit 100 Kosaken an den fortbrennenden Lagerfeuern, um das Ende der Geschichte mit anzusehen. Es dauerte auch nicht lange, so kam ein Kosakenschwarm mit Prendl an der Spitze wie das wilde Heer herangejagt und rief: Der Feind! der Feind! rettet Euch! Aber die verlassenen Wachtfeuer brannten fort, Löwensterns Kosaken flohen nicht, sondern saßen auf, um den Fliehenden zur Unterstützung zu dienen, und die eifrig mit den Augen gesuchten Wagen waren verschwunden. Das saubere Plänchen war gänzlich fehlgeschlagen, und Prendl mußte mit leerer Hand wieder abziehen.

Das schwerfällige Geschlepp der Wagen hinderte jedoch zu sehr die Bewegungen des Parteigängers, und er benutzte die erste günstige Gelegenheit, um sie unter Obhut des ihm untergebenen Majors Barnekow nach Berlin abgehen zu lassen. Hier wurde die Beute abermals in Anspruch genommen, aber diesmal von den Behörden, dem russischen Commandanten, welcher als öffentliches Eigenthum anerkannt wissen wollte, was Löwenstern ziemlich cavalièrement als Privatbesitz für sich und seine Leute beanspruchte. Er mag selbst berichten, wie er sich aus

*) Amor wird polnisch, durch eine wunderbare Corruption aus dem Französischen, mit Beibehaltung des Artikels, Lamorck genannt. Diese Verdrehung ist ein Diminutiv. Daher Lamorchen.

Digitized by Google

der Schlinge zog, als er nach der Schlacht von Großbeeren nach Berlin eilte und den Major Barnekow im schwarzen Adler am Dönhofsplatz aufsuchte.

— Er schlief noch nicht; mit großen Schritten maß er sein Gasthofszimmer und hatte das Ansehen eines Menschen, dem ein schweres Unglück begegnet sei. Das bestürzte mich, und die Gedanken ausschließlich auf die Fourgons gerichtet, fragte ich: „Sind die Wagen hier?" — „Ja", erwiederte er, „dem Himmel sei Dank, aber die Noth ist noch nicht zu Ende. Ich soll sie morgen zum Commandanten abfertigen." — „Nun", rief ich aus, „sind sie noch nicht dort, so hat's keine Noth; glücklich ist der Besitzende."

Der Gastwirth ward gerufen, Mathieu mit Namen, ein Franzos. „Wollen Sie 1000 Thlr. gewinnen?" redete ich ihn an. — „Mit Freuden." — „Nun wohl, lassen Sie alle Ihre Leute zu Bett gehen; geben Sie mir irgend ein kleines Zimmer, einen Verschlag auf dem Boden, und bleiben Sie stummer Zeuge dessen was wir thun werden."

Mathieu erblaßte. „Um's Himmelswillen, was wird es sein?"

„Nichts Außerordentliches, mein lieber Herr Mathieu, denn nach vierundzwanzig Stunden können Sie, wenn es Ihnen Vergnügen macht, aller Welt davon erzählen."

Nachdem er gewonnen worden, schickte der Wirth nach Mitternacht alle seine Leute zur Ruhe. Hierauf begann ich die Entladung der Wagen und die Verwahrung ihres Inhalts in dem mir angewiesenen Versteck. Meine Kosaken arbeiteten die ganze Nacht, um die 75 Geldtönnchen zum vierten Stock hinaufzutragen.

Ich ließ darauf, wie zum Hohn, Heu, Stroh, Holz, Ziegel und sonstigen Plunder in die Wagen hineinpacken, verschloß sie und stellte Wachen dabei aus, als wenn deren Inhalt mir noch höchst am Herzen liege. Darauf legte ich mich ruhig schlafen, abwartend, welche Stürme der folgende Tag mir bringen würde.

Ich glaubte nicht unrecht zu handeln, keinen schlechten Erwerb auf die Seite zu bringen. Jene Geldtönnchen waren unser wohl erworbenes Eigenthum, im Rücken des feindlichen Heeres selbst aufgesucht, mit der Schärfe des Schwertes dem Gegner abgerungen, unter tausend Gefahren in Sicherheit gebracht. — Aber einmal in den Händen fremder Kriegsbehörden, würde es ein verlorenes Zankgut geworden sein, und dann processire Einer und laufe mit Documenten auf Stempelpapier umher!

Am andern Morgen meldete sich bei mir Baron Budberg, Adjutant des russischen Commandanten Rostin, und brachte die gemessene Weisung des Generalgouverneurs Lestocq, die Fourgons mit der genommenen Kriegscasse unverzüglich zu verabfolgen. Es gab wieder einen Wechsel von Worten und Redensarten; ich bestand darauf, daß die genommenen Wagen nur mir und meinen Kosaken gehörten und daß ich nicht davon lassen würde. — Der Adjutant ging; es kam der Commandant selbst mit der Frage: „ob ich gutwillig die Fourgons ausliefern würde, oder ob man sie mit Gewalt holen sollte?" — „Nach Belieben," erwiederte ich. — Er ging, die Gesahr stieg. Jetzt galt es alle Klugheit, seine ganze Kraft zusammenzunehmen; Barnekow hatte schon den Kopf verloren und ging unruhig umher. — Ich ließ auf der Stelle einen Geldmäkler kommen, um im Fall eines Unglücks wenigstens etwas zu retten: er sollte innerhalb einer Stunde Gold, so viel er könnte, schaffen, Dukaten, Friedrichsd'or, Napoleons, gleichviel. — Es geschah; ehe die Stunde abgelaufen, hatte ich 3000 Dukaten und 5000 Stück Friedrichsd'or, und er führte sein Tönnchen mit Silber zur Hinterthür hinaus.

Um 10 Uhr erschien ein preußisches Militärcommando, das die Fourgons umgab und Wachen vor die Thüren des Hauses stellte. Ich kleidete mich hierauf ohne alle Uebereilung an und fuhr zum Generalgouverneur Lestocq, um mich über die Art, wie man mich behandelte, zu beklagen und Genugthuung deshalb zu verlangen, daß man mein Eigenthum mit Beschlag belegt und mich gleichsam in meinem Hotel blokirt habe. Als alter Militär wußte ich zu gut, daß passive Vertheidigung zu nichts führt und nur die active reiche Früchte trägt.

Der General empfing mich sehr übel. „Wie, mein Herr," fuhr er mich zornig an, „Sie nehmen Cassen und überliefern sie nicht gleich der Regierung? Wissen Sie wohl, daß Cassation darauf steht?"

„Ich kenne nicht Ihre Kriegsgesetze, General, — die unsrigen werden mich schützen, und das ist für mich genug. Auch komme ich nicht, um Gnade, sondern um Genugthuung zu verlangen. Es wundert mich nicht wenig, daß Sie mir vorwerfen, eine Casse dem Feinde entrissen zu haben, während Se. Königliche Hoheit der Kronprinz von Schweden mich gerade dieser That wegen in seinem Tagesbefehl hoch erhebt, und auch Ihr König mir vor kurzem seinen Militärverdienstorden ertheilt hat. — Der Schimpf, den Sie mir öffentlich anthun, macht mich für den Augenblick dieses Ehrenschmuckes unwürdig;" — damit riß ich das Verdienstkreuz vom Halse und legte es mit dem Tagesbefehl des Kronprinzen auf den Tisch.

„Es scheint fast, Ihr Säbel sei Ihnen beschwerlich. — Die Hauptwache ist nicht weit."

„Mein Säbel hat sich den Feinden meines Kaiserlichen Herrn gewichtig genug gezeigt; — doch wenn er Ihnen ansteht, da ist er." Und ich schnallte ihn ab.

„So weit sind wir noch nicht. — Gehen Sie nach Hause, und bleiben Sie bis auf weitern Befehl dort."

Ich ging, Kreuz und Papier auf dem Tische zurücklassend. Das Blut kochte mir in den Adern über diese Behandlung, und zwar in denselben Augenblicken, wo die öffentlichen Blätter mich wegen meiner Parteigängerstreiche hoch erhoben. — Kaum zu Hause angekommen, erschien des Gouverneurs Stabschef, um mir die Schlüssel der Fourgons abzufordern und in meiner Gegenwart das Inventar derselben aufzunehmen. Ich antwortete: „Mag man die Schlüssel da suchen, wo ich die Wagen genommen habe! Seitdem habe ich ganz andere Dinge zu thun gehabt, um an die Schlüssel zu denken oder an eine Behandlung, wie ich sie hier erfahre."

Erzürnt über diesen fortgesetzten Widerstand, befahl der Gouverneur darauf, daß man die Wachen entfernen und die

Digitized by Google

Fourgons mit Gewalt wegnehmen solle. Ich widersetzte mich nicht, denn das eben wünschte ich; doch der Form wegen reichte ich eine Protestation ein, daß ich nur der Gewalt weiche.

Bald darauf ließ mir der General sagen, mich bei seinem Stabsquartier einzufinden, um bei der Oeffnung und der Aufnehmung des Inventars zugegen zu sein. Ich erwiederte, „daß nichts mich bewegen könne, einer so willkürlichen und ungerechten Handlung beizuwohnen.“ Ich schickte sofort einen Eilboten an Winzingerode und einen Brief an den Fürsten Sergei Wolchonsky, der sein unbeschränktes Vertrauen besaß, meldete, wie man mit mir verführe, und bat um Schutz. Den Fürsten Wolchonsky, der mein genauer Freund war, ersuchte ich noch besonders, selber zu meiner Hülfe nach Berlin zu kommen.

Indeß schritt man, da ich dabei zu sein mich weigerte, in Gegenwart mehrerer dazu befehligten Officiere des Stabs zur Oeffnung der Fourgons. Mit Aexten wurden sie aufgeschlagen, der Auditeur, mit gespitzter Feder, stand bereit, das Inventar anzufertigen. Der Deckel des ersten Fourgons fliegt in Stücken; Alles drängt sich herzu; aber da war nichts — nur Holz, Stein und Stroh. Mit dem zweiten, dritten Fourgon gleiche Bewandniß, gleiche getäuschte Erwartung. Ein wahrer Theaterreinfall! Der Schatz, dessen man sich versichert gehalten, war weg. Mit langen Gesichtern zogen sich die Herren zurück.

Ich alliirte mich unterdeß mit Berliner Juden, preußischen Staatsbürgern, um das französische Silbergeld vollends gegen holländisches oder deutsches Gold und allerhand Staatspapier, gewiß mit großem Vortheil der schlauen Hebräer, umzusetzen und die Geldmasse portativ zu machen. Die wurde dann an einem sichern Ort deponirt; kaum behielt ich ein Fädchen in der Hand, um den Hort wieder aufzufinden. Als demnach alle Spur verschwunden war, nicht einmal ein blaues Irrwischflämmchen über dem Golde leuchtete, machte Lestocq Friede mit mir, da indeß auch Wolchonsky mit einem Schreiben Winzingerode's zu meinen Gunsten angelangt war und lebhaft meine Partei nahm. Ich erhielt hierauf folgendes Schreiben von ihm:

„Ew. Hochwohlgeboren remittire ich beigehend die bei mir zurückgelassenen Papiere und freue mich, daß die in Absicht Ihrer eingetretene Differenz, die jedoch nicht durch mich veranlaßt worden, nunmehr beseitigt ist. Genehmigen Sie meine ausgezeichnete Hochachtung. Berlin, den 26. August 1813.

Lestocq.“

Der eigentliche Veranlasser des ganzen Auftritts, auf den Lestocq in seinem Schreiben anspielt, war der russische Commandant gewesen. Dieser ermangelte nicht, mir seine Entschuldigungen zu machen und mich, wegen einer Heirathsangelegenheit, um ein Darlehn anzusprechen, was ich ihm denn gern gewährte. Und als ich mich später bei Lestocq präsentirte, dankte mir Derselbe für den Aufzug gefangener sächsischer Bärenmützen und bunter französischer Uniformen, womit ich die Berliner Gasser erfreut hatte. — —

Ganz ungerügt ging jedoch das ungenirte Gebahren mit der Kriegsbeute Löwenstern nicht hin; aber die wichtigsten Ereignisse drängten sich damals zu dicht aufeinander, als daß nicht über ihrem weiterschütternden Geräusch derartige Kleinigkeiten hätten vergessen werden sollen. Immer enger zog sich das Netz schlagfertiger Heere um Napoleon zusammen, und endlich brachten die drei blutigen Tage bei Leipzig die Entscheidung. Löwenstern war dort nicht anwesend, sondern mußte mittlerweile in Bernburg stehen bleiben, um Magdeburg zu beobachten. Dafür gab er, sowie die Kunde von dem glücklichen Ausgang des Kampfes eintraf, zur Feier des Sieges einen Ball, den er sich 200 Friedrichsd'or kosten ließ. Die vornehmsten Bewohner der Stadt und Umgegend wurden eingeladen, und die Freude über den erfochtenen Sieg der Verbündeten war so groß, daß nur Wenige ausblieben, und selbst aus Gegenden, die von den Franzosen besetzt waren, kamen Edelfrauen herüber, die den Muth gehabt hatten, zwei Postenlinien zu überschreiten, um ein Tänzchen zu machen. Die in Bernburg vorfindbare Tanzmusik fand Löwenstern des Festes nicht würdig genug, und um sie zu vervollständigen, ließ er auf die Nachricht, daß zwei Clarinetten und ein Waldhorn auf einem Dorfe innerhalb der französischen Linien zu haben wären, 200 Kosaken nach ihnen abgehen und sie holen. Das nennt er eine musikalische Fouragirung.

Wir können den kühnen und unternehmenden Parteigänger auf seinen Kreuz- und Querzügen durch Norddeutschland und Holstein, nach den Niederlanden und bis vor Paris nicht weiter begleiten und müssen den Leser, der sich näher darüber unterrichten will, auf das unterhaltende Buch selbst verweisen, das außerdem noch mancherlei Abenteuer erzählt, zum Beweis, daß Löwenstern auch anderwärts als auf dem Schlachtfelde zu siegen und in das ernste Kriegsdrama muthwilliges Liebesspiel zu mischen verstand.

Zum Schluß möge noch eine Scene aus dem Einzug der Verbündeten in Paris folgen. — Am Eingang der Elysäischen Felder bieten der Kaiser und der König von Preußen, und ließen die Truppen im Parademarsch vorüberrücken. Die Zahl der städtischen Zuschauer und Gaffer stieg nach und nach in's Unermeßliche; natürlich fehlten auch die Zuschauerinnen nicht. Die Französinnen sind neugierig wie andere Frauen, aber zugleich muthiger. Das Wiebern der Pferde, ihr unruhiges Schlagen gegen das tönende Pflaster schreckte sie eben nicht sehr. Sie drängten sich heran und hindurch und gafften, trotz der Gefahr, in die ihre Füßchen vor erzbeschlagenen Hufen geriethen. Mit einer jungen, sehr hübschen, sehr gut gekleideten Dame, die mit dem elegant beschuheten Händchen sein Pferd vertraulich am Zügel gefaßt hatte, um in dem wogenden Gedränge einen Halt zu haben, kam Löwenstern bald in ein Gespräch. Er mußte ihr die Monarchen, Fürst Schwarzenberg und Andere zeigen. Da ihm ihre Lage im Gedränge zwischen den Pferden unangenehm erschien, schlug er ihr vor, sich zu ihm auf den Sattel zu setzen. Sie nahm das Anerbieten ohne Weiteres an, schwang sich leicht vor den Reiter auf den Sattelknopf und hielt sich die ganze Zeit über an den Mähnen des Pferdes. Dies Beispiel fand Nachahmer. Bald saßen gegen ein Dutzend eleganter Damen in derselben Art zu Pferde. Der Kaiser bemerkte es und zeigte es lächelnd dem Könige. Auch Schwarzenberg soll es gewahrt und gesagt haben: „Wenn's nur halt kein Sabinerinnenraub wird!“ —

Digitized by Google

Politische Tagescharaktere Italiens.

Victor Emanuel II. - Ferdinand II. - Graf Camillo Cavour. - Cardinal Antonelli.

Victor Emanuel II., König von Sardinien.

In seinem eignen Staate der kräftigste Hort der von seinem Vater begründeten Verfassung, ist Victor Emanuel II. auch für das übrige Italien der Hoffnungsträger geworden, auf welchen die unter den höheren und mittleren Ständen zahlreiche Partei, welche die Einheit Italiens in den Formen der gemäßigten constitutionellen Monarchie anstrebt, mit erwartungsvoller Ergebenheit blickt, während er für die Anhänger der bestehenden Regierungen, dann für die Freunde des Alten, für den ultramontanen Klerus, und auch für die von Mazzini gegängelten Republikaner ein Gegenstand des Mißtrauens und der Abneigung ist. Soweit wir nach allem, was uns von dem Wesen und Treiben des sardinischen Monarchen glaubhaft bekannt geworden, und völlig absehend von den parteigefärbten Berichten der Journale, über ihn urtheilen können, glauben wir in der That, daß ihm die Anhänglichkeit an die constitutionelle Sache eine natürliche und auf seine ganze Gesinnung begründete, nicht aber ein bloßes Mittel für nach außen gerichtete politische Strebungen ist. Daß sie das letztere auch mit ist, wird wahrscheinlich, und der Zweifel, ob sie nicht blos ein solches Mittel sei, erscheint wenigstens nicht unnatürlich, wenn man einen Blick auf die Geschichte seines Hauses wirft.

Die Savoyer waren als Vasallen und Statthalter des deutschen Reiches, in seinem burgundischen Bestandtheile, zum erblichen Besitze der Fürstengewalt ganz in derselben Weise und aus denselben Gründen gelangt, wie das mit den anderen Fürstengeschlechtern im innern Deutschland geschehen ist, und standen im Wesentlichen in demselben Verhältnisse zum Reiche. Auch die innern Zustände in ihren Gebieten hatten, wenn auch das Volk ein celtisches, kein germanisches war, unverkennbare Verwandtschaft mit den deutschen und fast gar keine mit Italien. Natürlich aber war das Verhältniß zu dem Reiche, bei der Entfernung von dessen Schwerpunkten, ein lockeres, und der Besitz wichtiger Alpenpässe gab den Grafen von Savoyen manche Gelegenheit, den Kaisern Zugeständnisse zu Gunsten ihrer Selbständigkeit, ihres Ranges und ihrer Macht abzuringen. Wieder anders wurde das Verhältniß, als seit 1418 die schon seit dem 11. Jahrhundert erworbenen piemontesischen Besitzungen, die seit 1279 von einer besondern Linie regiert worden waren, definitiv mit Savoyen vereinigt wurden. Denn die Fürsten verlegten nun mehr und mehr den Schwerpunkt ihres Staates aus dem armen Gebirgslande ihrer Heimath in das schöne italische Gebiet und richteten ihre stets auf Vergrößerung bedachte Politik, die bis dahin mehr die Schweiz im Auge gehabt hatte, hier aber immer zunehmende Hindernisse fand, mehr auf Italien, nur gelegentlich auch das südliche Frankreich mit in Rechnung nehmend. Bei dem Ausbruch der großen Kämpfe zwischen Frankreich und den Habsburgern wurde das in der Mitte gelegene Gebiet der Savoyer mehrfach ein Opfer, bis seine Herzöge immer öfter und geschickter eine allerdings zweideutige Politik annahmen, welche zwischen den streitenden Mächten hin und her schwankte und sich je nach den Umständen bald an die eine, bald an die andere schloß, wo die meisten Vortheile winkten oder das Meiste versprochen ward. Mehrfach wechselten sie in ein und demselben Kriege die Seiten, und zuweilen standen sie schon mit dem Feinde im Verständniß, während ihre Heere noch gegen ihn kämpften. Sie erlangten dadurch allmählich, wenn auch nicht beträchtliche Vergrößerung, erlebten aber freilich oftmals, daß sie im Frieden, wenn die Größeren sich verglichen hatten, mit viel Geringerem abgefeist wurden, als sie erwartet hatten. Da sie übrigens am meisten von Frankreich bedroht waren, so standen sie am häufigsten auf Oesterreichs Seite, das sie nur verließen, wenn ihnen auf dessen Kosten eine Beute verheißen ward, wobei sie denn namentlich die Lombardei im Auge hatten. Seit die französische Revolution den König Karl Emanuel IV., ungeachtet er sich mit Frankreich gegen Oesterreich verbündet, von seinen festländischen Besitzungen vertrieben hatte, seit vollends nach der Restauration die piemontesische Carbonarirevolution von 1821 durch österreichische Hülfe unterdrückt worden war, schloß sich die sardinische Dynastie nicht blos in der äußeren, sondern auch in der inneren Politik dem österreichischen System auf das innigste an. Dies wurde auch nicht wesentlich anders, als mit Karl Albert die Nebenlinie Carignan 1831 den sardinischen Thron bestieg. Karl Albert war allerdings ein begabter und gebildeter Fürst, der einen Theil seiner Jugend in Deutschland verlebt hatte, und die Revolution setzte ihre Hoffnungen auf ihn. Indeß wie er sich nur zögernd und halb gezwungen ihr angeschlossen hatte, so verließ er sie auch bei dem Herannahen der Oesterreicher durch heimliche Flucht, und beeilte sich, seinen Frieden mit den Regierungen zu machen, indem er sich als Freiwilliger der französischen Intervention in Spanien anschloß. Auch als Regent setzte er das absolute System seiner Vorgänger im Wesentlichen fort, wie er in kirchlicher Hinsicht die Jesuiten walten ließ. In der äußern Politik stand er Frankreich entschieden entgegen und begünstigte den Karlismus in Spanien. Doch sorgte er eifriger, als seine nächsten Vorgänger, für die materiellen Interessen des Volks, und seine Regierung war im Ganzen eine geordnete, vorsichtig fortschreitende, im Sinne dessen geleitet, was man mit einem allerdings falschen Ausdrucke aufgeklärten Despotismus nennt. (In demselben Sinne war die sardinische Regierung ziemlich das ganze 18. Jahrhundert hindurch geleitet worden.) Nach diesen Antecedenzien wird es allerdings nicht recht wahrscheinlich, daß Karl Albert, als er sich seit 1847 der liberalen Bewegung Italiens anschloß und 1848 als deren Vorkämpfer auftrat, von etwas anderem geleitet worden sei, als von der alten Vergrößerungspolitik seines Hauses. Das Scheitern seiner Pläne rief seinen Sohn auf den Thron.

Victor Emanuel II. war dem König Karl Albert, noch als Prinzen, am 14. März 1820 von dessen Gemahlin Therese von Toscana (geb. 21. März 1801, gest. 12. Januar 1855), mit der sich derselbe am 30. September 1817 vermählt hatte, geboren worden. Die Revolution hatte seine Wiege umtobt und

Digitized by Google

die Folgen derselben seinen Vater mehrere Jahre aus der Heimath verbannt. Doch kehrte Derselbe zeitig genug zurück, im Verein mit der trefflichen Mutter die Erziehung des dereinstigen Thronerben, wie die des reichbegabten jüngeren Sohnes, des Herzogs Ferdinand von Genua (geb. 15. November 1822, gest. 10. Februar 1855), mit Sorgfalt und Umsicht zu leiten. Seine Vermählung (12. April 1842) erfolgte noch ganz im Sinne des Anschließens an Oesterreich, indem ihm die Erzherzogin Adelheid (geb. 3. Juni 1822), Tochter des damaligen Vicekönigs des lombardisch-venetianischen Königreichs, des Erzherzogs Rainer, deren Mutter übrigens eine Schwester Karl Alberts war, erkoren ward. Sechs Jahre später floh sein Schwiegervater vor dem Aufstande, der in Karl Albert seinen Beschützer fand, und folgte Victor Emanuel seinem Vater auf den Feldzügen gegen Oesterreich, denen Radetzky und sein tapferes Heer zweimal ein ungünstiges Ende bereiteten. Die herben Enttäuschungen, welche Karl Albert dabei erfahren, sowie die Ueberzeugung, daß er zu schwer compromittirt sei, um auf einen billigen Frieden und auf Bemeisterung der aufgeregten inneren Factionen rechnen zu können, bestimmten den König, noch auf dem Schlachtfelde von Novara (23. März 1849) der Regierung zu entsagen, worauf es seinem Sohne überlassen blieb, sich mit den Oesterreichern zu vergleichen. Hackländer hat die Zusammenkunft des jungen, in solcher Weise vor der Zeit auf den Thron gekommenen Königs mit Radetzky lebensvoll geschildert. Victor Emanuel erschien dabei in einem an Murat erinnernden, etwas phantastischen Aufputz, benahm sich aber mit unerschrockener Fassung und Geistesgegenwart und machte mit seinem derbnatürlichen, soldatisch kecken Wesen einen günstigen Eindruck. Man kann nicht sagen, daß Oesterreich seinen Vortheil gemißbraucht hätte. Nachdem es zweimal, ohne Sardinien Anlaß gegeben zu haben, überfallen worden, und zweimal siegreich aus dem Kampfe hervorgegangen war, ließ es sich nur die Kriegskosten vergüten und vermied auch sonst alles, was die nach tapferem Kampfe erlittenen Niederlagen der Sardinier hätte demüthigend machen können. Im Innern gelang es dem König, die nach den überstandenen Krisen und Schlägen unvermeidlichen Zerrüttungen rasch und dauernd zu heilen. Er selbst zeigte sich dem constitutionellen System aufrichtig ergeben, machte keinen Versuch, die ihm durch die Verfassung auferlegten Schranken zu lockern, und war in der That die wirksamste Stütze der neuen Zustände, welche nur in Piemont, nicht in Savoyen, tiefere Wurzeln im Volke hatten. Ebenso trat er den klerikalischen Bestrebungen mit entschiedener Festigkeit entgegen und widerstand allen Lockungen und Drohungen Roms, ungeachtet dieser Kampf gegen den Ultramontanismus bei dem Anhange, den der Klerus in den unteren Schichten des Volkes hatte, nicht ohne Gefahren war. Gleichzeitig setzte er aber auch den radicalen Auswüchsen, wie sie namentlich in dem stets unzufriedenen Genua ihren Boden hatten, ruhige Festigkeit entgegen, und erwarb sich Ansprüche auf die Achtung und Dankbarkeit der Genueser, als er mit Muth und Selbstverleugnung in einer Zeit, wo die Cholera alles dort in Schrecken setzte (1854), sich persönlich an die Stelle der Gefahr begab und den Muthlosen durch sein Beispiel zeigte, wie ihr zu begegnen sei. Seit er sich übrigens im inneren Lande fest wußte, nahm er die äußere Politik der letzten Zeiten seines Vaters wieder auf und verrieth allerdings, daß er Oesterreich seine Siege nachtrug. Er schloß sich innig an Frankreich an, trat der Allianz gegen Rußland bei und erwarb dadurch seinem Staate eine Stimme in dem Rathe der Großmächte, was denn ohne Zweifel zu den fühlbarsten Nachtheilen gehört, welche die orientalische Verwickelung und die darin beobachtete Politik für Oesterreich nach sich gezogen hat. Die größte Aufmerksamkeit wendete er auf das Heer und die sonstigen Wehranstalten des Landes, die er in achtunggebietenden Stand versetzt hat. Mit Oesterreich kam er früh in eine diplomatische Spannung, welche noch immer andauert, ja immer drohender geworden ist, und seit Rußland gezeigt hat, daß es den durch seine jüngsten Niederlagen erzeugten Groll zunächst lediglich gegen Oesterreich auszulassen geneigt ist, hat sich zwischen Sardinien und Rußland ein freundschaftliches Verhältniß gebildet, das vor kurzem in der Ueberlassung eines Hafens an die russische Marine einen Ausdruck gefunden hat. Der Zeitpunkt scheint nahe, wo es sich zeigen muß, wie weit das alles gehen und wohin es führen werde. Immer bleibt für Sardinien das Bedenken, daß es allein seinem Gegner nicht gewachsen ist, bei einer Unterstützung durch Frankreich und Rußland von Diesen und ihrer Politik abhängig bleibt, von dem übrigen Italien aber wohl zum Kampfe benutzt werden mag, nach allen zeitherigen Erfahrungen aber schwerlich zuverlässigen Beistand und ausbaltende Dankbarkeit bei demselben zu hoffen hat.

Ein trübes Jahr war für den König das Jahr 1855, wo er in Monatsfrist seine Mutter, seine Gemahlin (20. Januar 1855) und seinen Bruder durch den Tod verlor. An Kindern sind ihm drei Söhne, die Prinzen Humbert (geb. 14. März 1844), Amadeus (geb. 30. Mai 1845) und Otto Eugen (geb. 11. Juli 1846), sowie zwei Töchter, die Prinzessinnen Clotilde (geboren 2. März 1843), welche dem Prinzen Napoleon bestimmt ist, und Maria Pia (geb. 16. Oct. 1847), hinterlassen worden. (Z.)

Ferdinand II., König beider Sicilien.

Wie Victor Emanuel als Vorkämpfer der constitutionellen und unionistischen Bestrebungen Italiens gefeiert wird, so gilt Ferdinand II. für den starrsten Verfechter der bestehenden Zustände auf der Halbinsel, vor allem des absolutistischen Systems und der klerikalen Tendenzen. In seinen ersten Regierungsjahren dachte man anders von ihm, und jedenfalls wird man zu seiner gerechten Beurtheilung sowohl die Geschichte und den Charakter der Völker, mit denen er es zu thun hat, wie die Lage, in die er versetzt ward, in Betracht nehmen, auch wohl von den Parteiberichten über die neapolitanischen Zustände manches abziehen müssen.

Neapel — denn von diesem, als dem herrschenden Staate, muß man ausgehen — ist eins der schönsten Länder der Erde, seine Geschichte eine der traurigsten. Lag es an seinen örtlichen Verhältnissen, an dem verweichlichenden Einflusse seines Klima's, an den Mischungsverhältnissen seiner Bevölkerung, oder woran sonst: es hat niemals selbständig und durch eigene Kraft über seine Geschicke entschieden. Griechen, Römer, Byzantiner, Sarazenen, Normannen, Deutsche, Franzosen, Ungarn, Spanier

Digitized by Google

haben auf seinem Boden geherrscht und gestritten, und es ist den Wechselfällen ihrer Kämpfe als willenlose Beute gefolgt, leidend oft, murrend, aber immer unkräftig und thatlos. Welch trauriges Bild bieten die sich durch Jahrhunderte hinziehenden Thronfolgestreitigkeiten bis zum Ende des Mittelalters! Dann kam es zwar zur Ruhe, aber als abhängige, durch Statthalter regierte Provinz der spanischen Monarchie, aus deren Erbe es zu Anfang des vorigen Jahrhunderts auf kurze Frist in österreichische Hände überging, bis es im Wege der Eroberung zum Sitze einer jüngern Linie der spanischen Bourbons wurde. Ihre Regierung war unter Karl und in den ersten Zeiten Ferdinands mild und umsichtig fortschreitend, wendete sich aber in den Vorjahren der französischen Revolution zum Gegentheil. Dann folgte wieder die von Frankreich gebrachte Revolution, die mit englischer Hülfe bewerkstelligte Reaction, die Betreibung der Dynastie durch die Franzosen, die Einsetzung eines Napoleonischen Thrones, die wieder durch fremde Waffen bewirkte Restauration, die von Spanien herübergebrachte Revolution und deren Unterdrückung durch fremde Waffen. Auch das neapolitanische Volk hat viele achtbare Züge; aber eine mächtige Kluft besteht zwischen den gebildeten Ständen und den untern Schichten des Volks, und auch in den höhern Classen findet sich, unter der Uebermasse des Klerus, der Advocaten und eines verarmten Adels, ein gefährliches Proletariat. Vor allem hat sich die anscheinende Unmöglichkeit, pflichtgetreue, gewissenhafte und unbestechliche Beamte in der nöthigen Zahl zu finden, wie überhaupt in Italien, so besonders in Neapel als ein unübersteigliches Hinderniß der Reform gezeigt. Dazu das Verhältniß zu Sicilien, das seine ganze Verbindung mit Neapel haßt, weil es gar wohl fühlt, daß es niemals ernstlich und wahrhaft zu gleichen Rechten mit diesem aufgenommen, sondern immer als ein Besitzthum des herrschenden Neapels betrachtet werden wird.

Alle diese Vorgänge und Verhältnisse hatten die Zustände unter den beiden der jetzigen vorhergehenden Regierungen wahrhaft traurig gemacht. Am 8. Nov. 1830 bestieg der gegenwärtig regierende König Ferdinand II. den Thron. Am 12. Jan. 1810 dem Kronprinzen, nachherigen König Franz I., von dessen zweiter Gemahlin, der spanischen Isabella Maria, geboren, ein Kind sonach der Verbannung — denn als eine solche erschien der Aufenthalt in Sicilien — war er erst zwanzigjährig, wie er seine Regierung antrat. Das Volk aber richtete große Hoffnungen auf ihn, da er als begabt, thätig und wohlwollend bekannt war, und in der That begann er mit einer Amnestie und sonstigen Milderungsmaßregeln, sowie mit kräftigen Schritten zur Regelung des Finanzwesens. Er ordnete wesentliche Ersparungen an, beseitigte unwürdige Beamte, hob die drückenden Jagdprivilegien auf, gab die Getreideausfuhr frei, brachte das Heer und die sonstigen Wehranstalten auf einen besseren Fuß und wendete sich mit Eifer dem öffentlichen Bauwesen in Landstraßen, Häfen u. s. w. zu. In Bezug auf die materielle Verwaltung hat dieses Streben im Wesentlichen auch fortgedauert, und kaum wird die Geschichte Neapels eine ebenso lange Epoche aufzuweisen haben, wo so viel für materielle Verbesserung geschehen wäre, wie unter Ferdinand II. Diejenigen freilich fanden sich getäuscht, welche die Begründung eines constitutionellen Staates, das Aufgeben des absoluten Systems, oder ein reformatorisches Auftreten in den kirchlichen Beziehungen erwartet hatten. Daß der König die Sache des Don Carlos in Spanien unterstützte, braucht nicht gerade aus einer absolutistischen Parteirichtung erklärt zu werden, denn der König war bei der Frage persönlich interessirt, da mit Aufhebung des salischen Gesetzes auch die Successionsrechte seines Hauses in Spanien geschmälert wurden. Wer bei dem Schwefelstreite, der sich 1840 zwischen Neapel und Großbritannien entspann, eigentlich im Rechte gewesen, wird schwer zu entscheiden sein. Wohl aber hat jener Streit, bei welchem die englischen Handelsinteressen bedroht waren, wesentlich zu der Ungunst beigetragen, in die der König bei England kam. Sonst näherte sich der König, nach Austrag dieser Streithändel, den westlichen Mächten durch Familienverbindungen mehrfach. Man findet auch in der That nicht, daß er in jener Zeit eine wesentlich absolutistischere Politik befolgt, als Karl Albert von Sardinien. Ließ er doch im Herbst 1845 selbst den großen italienischen Gelehrtencongreß in Neapel abhalten. Das jedoch scheint gewiß, daß das junge Italien ihn mit weit mehr Mißtrauen und Abneigung betrachtete, als Karl Albert, und während der Einfall vom Februar 1839 der letzte Putschversuch gegen Diesen gewesen war, erfolgte in Cosenza noch im März 1844 ein Aufstand und machten im Juni desselben Jahres die Brüder Bandiera ihren unglücklichen Landungsversuch. Indeß schien das gänzliche Scheitern beider Unternehmungen doch dafür zu sprechen, daß die Revolution nicht den erwarteten Boden im Volke finde. Die wundeste Stelle blieb freilich immer Sicilien, dessen Beschwerden der König nicht verkannte, von einer gründlichen Abhülfe aber wohl durch die stete Besorgniß vor den Unabhängigkeitsbestrebungen der Insel abgehalten worden ist. Vergebens sendete er seinen Bruder Leopold als Statthalter dahin. Die Choleraunruhen von 1836, die, ursprünglich aus crasser Unwissenheit entstanden, an mehreren Orten einen politischen Charakter annahmen, wurden nach ihrer Unterdrückung schwer bestraft und schließlich dazu benutzt, den Rest der sicilischen Selbständigkeit aufzuheben und die Insel für eine neapolitanische Provinz zu erklären, wobei man die Sicilianer durch das Versprechen zu trösten suchte, daß die Aemter künftig ohne Rücksicht auf Nationalität besetzt werden sollten.

Von Sicilien kam denn auch der Ausbruch der Krise. Der König hatte sich nicht geneigt gezeigt, der durch Pius IX. hervorgerufenen Bewegung Folge zu geben, hatte vielmehr gehofft, die Aufregung durch allerlei materielle Zugeständnisse, Steuererleichterungen u. dgl. beschwichtigen zu können. Dies hatte vereinzelte Aufstandsversuche nicht verhindert, welche jedoch in Neapel Anfangs bald bewältigt wurden und strenge Maßregeln nach sich zogen. Als aber am 12. Jan. 1848 zu Palermo ein großer und siegreicher Aufstand ausbrach, erfolgten schon am 18. Jan. liberale Decrete, welche zunächst die Insel begütigen und auch in Neapel die Aufregung mildern sollten. Sie verfehlten sowohl dort als hier ihren Zweck. In Sicilien breitete sich der Aufstand immer drohender aus und richtete sich zunächst auf Herstellung der alten sicilischen Verfassung, weiterhin unverkennbar auf gänzliche Trennung von Neapel. In Neapel selbst vermochte eine Volksdemonstration, die am 27. Jan. 1848 statt-

Digitized by Google

fand, den König, eine Constitution nach dem damals in Italien allgemein gangbaren französischen Muster, Preßfreiheit ꝛc. zu versprechen und das Ministerium in liberalem Sinne zu ändern. Mit Sicilien kam man zu keiner Einigung, da dort auf völliger Trennung der Verwaltung von Neapel bestanden ward, und am 13. April 1848 beschloß das dasige Parlament, den König und seine Dynastie des Thrones für verlustig zu erklären. In Neapel ward dagegen am 10. Febr. die octroyirte Verfassung proclamirt und mit vielen Volksfesten gefeiert. Dem König ward aber die neue Wendung der Dinge zunächst durch die fortdauernde, durch die allgemeinen Zeitereignisse genährte Aufregung verleidet; nach der Demonstration gegen Oesterreich, in Folge deren der österreichische Gesandte Neapel verließ, verlangte er nur noch dringender danach, sich der Theilnahme an dem Kampfe gegen Oesterreich zu entziehen. Das letztere Verhältniß gab jedoch Gelegenheit, den General Pepe und einen Theil vielleicht minder zuverlässiger Truppen aus Neapel zu entfernen. Als nun die Deputirten sich versammelten und die Unklugheit begingen, die octroyirte Verfassung nicht unbedingt beschwören zu wollen, weil sie dieselbe in radicalem Sinne umzugestalten vorhatten, kam es zu einem Streite, aus welchem tumultuarische Auftritte erwuchsen, die von der Regierung benutzt wurden, sich mit Hülfe der Schweizer und der Lazzaroni in die alte gebietende Stellung zurückzuversetzen (15. Mai). Auch die Aufstände in den Provinzen wurden bewältigt, und der König fand sich nicht veranlaßt, einen zweiten Versuch mit einem Parlamente zu machen, wie er Anfangs in Aussicht gestellt hatte. Im April 1849 ward auch Sicilien wieder unterworfen, und alles kam wieder auf den Fuß von 1846.

Diese Ereignisse hatten aber natürlich viel Stoff des Mißtrauens auf der einen, der Gährung auf der andern Seite hinterlassen, und zunächst ward eine Reihe politischer Processe eingeleitet, über deren Gang zum Theil sehr schwarzgefärbte Berichte verbreitet worden sind. Solange dies anonyme Journalartikel waren, mochte man sie übersehen. Als aber der englische Staatsmann Gladstone in gleichem Sinne an seine Regierung berichtete (1851) und Lord Palmerston diese Schilderung den europäischen Höfen mittheilte, entspann sich ein bitterer Notenwechsel zwischen Neapel und London. Vom Pariser Hofe hatte die Bourbonische Dynastie in Neapel auch keine Gunst zu erwarten, da man in Paris nicht vergessen hatte, daß der Thron von Neapel einst von Murat und einer Bonaparte getheilt worden war. Daß König Ferdinand sich bei dem türkischen Kriege für neutral erklärte, brachte ihn bei den westlichen Höfen noch mehr in Ungnade. Als darauf Frankreich und England sich gemüßigt fanden, um der Ruhe Italiens willen dem Könige eine Aenderung seiner Politik zu empfehlen (1856), verbat er sich jede Einmischung so entschieden, daß diese Mächte die diplomatischen Verbindungen mit Neapel abbrachen. Der König ließ sich dadurch in keiner Weise irren, und wurde wohl durch das am 8. December 1856 gegen ihn verübte Attentat des Agesilao Milano nur noch entschiedener in der eingeschlagenen Richtung bestärkt. Damals soll er sich längere Zeit abgeschlossen haben, und die polizeilichen Maßregeln sollen sehr verschärft worden sein. In einem spätern Streithandel mit Sardinien, wegen Wegnahme eines Schiffes, welches Aufwiegler gelandet hatte, gab er jedoch englischer Vermittelung nach, und die neuesten Nachrichten aus Neapel berichten von Begnadigungsmaßregeln gegen politisch Verurtheilte.

Der König hat sich zweimal vermählt: am 21. November 1832 mit Christine Marie von Sardinien (geb. 14. Nov. 1812, gest. 31. Jan. 1836), am 9. Januar 1837 mit der Erzherzogin Marie Therese Isabelle von Oesterreich (geb. 31. Juli 1816), einer Tochter des Erzherzogs Karl. Aus erster Ehe stammt der Kronprinz Franz Maria Leopold (geb. 16. Jan. 1836), dem soeben in München die Tochter des Herzogs Max von Bayern, die Prinzessin Marie Sophie Amalie (geb. 4. Oct. 1841), vermählt worden ist. In der zweiten Ehe wurden ihm fünf Prinzen: Ludwig Maria Graf zu Trani (1. Aug. 1838), Alfons Graf von Caserta (28. März 1841), Gaetano Graf von Girgenti (12. Jan. 1846), Pasquale Graf von Bari (15. Sept. 1852) und Gennaro Graf von Castel Girone (28. Febr. 1857), und vier Prinzessinnen geboren. (2.)

Graf Camillo Cavour,

sardinischer Minister-Präsident, wurde im Jahr 1809 in Turin geboren und war der Sohn eines reichen Getreidehändlers in der Grafschaft Nizza, der von dem König Karl Albert geadelt wurde. Er wendete sich frühzeitig dem Studium der Nationalökonomie und der verwandten Wissenschaften zu und bereiste zu seiner weiteren Ausbildung Frankreich und England. Nach Sardinien zurückgekehrt, wurde er ein Mitbegründer der Associazione Agraria, welche nationale Tendenzen nährte, und entschloß sich dann gemeinschaftlich mit dem Grafen Balbo zur Herausgabe des Risergimento, eines constitutionellen Artikel schrieb; auch unterzeichnete er 1847 die Adresse an den König, welche um Gewährung einer Verfassung bat. Als das Statut erschien, wurde Cavour in die Kammer gewählt, konnte sich aber bei seinem der damals vorherrschenden demokratischen Richtung widerstrebenden gemäßigten Liberalismus wenig Popularität erwerben. Dennoch wurde er nach dem unglücklichen Ausgang des Krieges gegen Oesterreich 1849 auch in die neue Kammer gewählt und erlangte darin durch seine Talente solchen Einfluß, daß d'Azeglio, den Victor Emanuel bei seiner Thronbesteigung zum Minister-Präsidenten ernannt hatte, ihn an des austretenden Santa Rosa's Stelle in's Ministerium berief und mit dem Portefeuille des Handels betraute; dazu erhielt er Anfang 1851 das der Finanzen. In dieser Stellung hatte er die schwierige Aufgabe zu lösen, einerseits die durch einen unglücklichen Krieg zerrütteten Finanzen zu ordnen, andererseits die Mittel herbeizuschaffen, welche die Reorganisation eines Staates, der seit einem Menschenalter alle politischen und wirthschaftlichen Fortschritte vernachlässigt hatte, unumgänglich nothwendig machte. Er bahnte eine neue volkswirthschaftliche Politik im Sinne des Freihandels an, schloß Handelsverträge mit Oesterreich, England, Frankreich, Belgien ꝛc. ab, stattete Sardinien mit Straßen und Eisenbahnen aus und versieh dadurch dem Verkehr einen großen Aufschwung. Daß alle diese wichtigen Reformen nicht ohne eine starke Anspannung der finanziellen Kräfte des Landes durchgeführt werden konnten, versteht

Digitized by Google

sich von selbst, und mit Unrecht hat man ihm einen Vorwurf daraus gemacht, nicht bedenkend, daß die Hauptwohlthat der von ihm gemachten Ausgaben darin liegt, den Nationalwohlstand für die Zukunft zu immer reicherer Blüthe zu entwickeln.

Als Marquis d'Azeglio den Grafen Cavour dem König als Handelsminister vorschlug, hatte Dieser gegen den Minister-Präsidenten geäußert: Aber sehen Sie nicht, daß dieser Mann schließlich Sie alle ausstechen wird? Was sein gesunder Tact herausgefühlt, bestätigte sich sehr bald, denn wenn Cavour auch das Cabinet durch seine Talente wesentlich verstärkte, so gebot er doch in der Kammer selbst durch seine Verbindung mit dem linken Centrum allmählich über eine zahlreichere Partei, als der Ministerpräsident selbst. Je mehr er sich dieser Linken näherte, desto entschiedener gerieth er mit seinen Collegen in Gegensatz, und Anfangs 1852 legte er sein Portefeuille nieder, um im October desselben Jahres, als der Marquis d'Azeglio in Folge der Differenzen mit dem päpstlichen Stuhl zurücktrat, Präsident des neuen Cabinets mit dem Portefeuille der Finanzen zu werden. Seitdem ist er beständig an der Spitze der Geschäfte geblieben und hat außer seinem eigenen Portefeuille meistens provisorisch noch ein zweites, mitunter sogar ein drittes, das der auswärtigen Angelegenheiten und des Innern zu verwalten gehabt, was ihm nur seine ungewöhnliche Arbeitskraft möglich macht. Von einer compacten Majorität in der Kammer unterstützt, hat er mit Consequenz eine liberale Politik nach den Grundsätzen der 1848 verliehenen Verfassung befolgt. Die weitere Ausbildung derselben brachte ihn in heftige Collision mit der Geistlichkeit Sardiniens, gegen deren Widerstand er den Verkauf der Besitzungen zu todter Hand durchsetzte und den religiösen Körperschaften das Monopol des Unterrichts entzog. Selbst durch die Drohungen des päpstlichen Stuhls, über ihn und den König den Kirchenbann zu verhängen, ließ er sich nicht von der Durchführung dieser Reformen abschrecken, doch mußte er ihre weiteren Consequenzen, die Einführung der Civilehe und die vollständige Befreiung der Laienschaft von der Herrschaft der Kirche, vertagen.

Die freisinnige innere Politik ist für Cavour nach dem eigenen Geständniß die nothwendige Vorbedingung für seine italienische Politik, als deren entschiedener Vertreter er eine so hervorragende Bedeutung für die Gegenwart hat. Offen hat er das Banner der Unabhängigkeit und Einheit Italiens unter der Obhut des Hauses Savoyen aufgepflanzt. Um dieser Politik die Unterstützung Englands und Frankreichs zu verschaffen, hat er den König und die Kammern bestimmt, sich dem westmächtlichen Bündniß gegen Rußland anzuschließen und die schwere Bürde einer activen Theilnahme am Kriege auf sich zu nehmen. Nach Beendigung des Kriegs im Orient ist er mit Erfolg bemüht gewesen, die Mißstimmung Rußlands gegen Oesterreich auszubeuten, und die Ueberlassung des Hafens Villafranca an ersteres zeigt, welche kühnen Opfer er für seine politischen Ziele zu bringen bereit ist. Auf dem Congreß von Paris versuchte er die Angelegenheiten Italiens vor das Forum der Großmächte zu bringen und wies offen auf die Fortdauer der österreichischen und der päpstlichen Herrschaft als die Ursache der Leiden und Uebelstände der Halbinsel hin. Zwar erklärte sich die europäische Diplomatie für incompetent in dieser Sache, aber die Beschwerden und Wünsche Italiens waren doch vor dem Rath der Großmächte laut geworden, und ganz Italien bezeigte dem sardinischen Minister durch feierliche Kundgebungen seine Dankbarkeit. Die auffällige davon war die in allen italienischen Städten eröffnete Unterzeichnung zur Ausrüstung der Festung Alessandria. Oesterreich legte Verwahrung gegen diese Kriegsdrohung ein und brach die diplomatischen Beziehungen mit dem Turiner Hofe ab. Cavour hat sich dadurch in seiner Politik nicht irre machen lassen, sondern mit den Hauptgegnern des Kaiserstaats, Rußland und Frankreich, nur noch engere Beziehungen angeknüpft. Der französischen Politik hat er nach dem Februarattentat sogar im Innern Opfer gebracht, die mit seinen politischen Grundsätzen nicht ganz in Uebereinstimmung zu bringen sind. Vor der Kammer entschuldigte er sie mit der Nothwendigkeit, Hand in Hand mit dem kaiserlichen Frankreich zu gehen, da dieses allein die Kraft und den Willen habe, Etwas für die Unabhängigkeit Italiens zu thun.

Zum Schluß möge hier noch das Urtheil eines Mannes stehen, der Gelegenheit gehabt hat, die parlamentarische und politische Rhetorsamkeit des sardinischen Ministers längere Zeit aus unmittelbarer Nähe zu beobachten. „Cavour ist nicht eigentlich ein Redner, sein Organ ist scharf und unangenehm, der oratorische Schwung fehlt ihm, aber Niemand weiß eine Sache klarer auseinanderzusetzen, Niemand ist fertiger zur Erwiederung, Niemand schärfer und kaustischer im Witz als er, er gleicht in dieser Beziehung Thiers. Zuerst macht er den Eindruck eines behäbigen Bourgeois, aber obwohl er an der Spitze des dritten Standes in Piemont steht, so merkt man, noch ehe er geredet, an dem feinen ironischen Lächeln den überlegenen Weltmann, welchen seine Unterhaltung stets zeigt. Ehrgeizig ist Cavour gewiß, aber wir glauben, weniger persönlich, als für die Ideen, welche er verficht, wenigstens kann ihm Niemand nachweisen, daß er aus persönlichen Motiven geschwankt; lange, ehe er ins öffentliche Leben eintrat, hatte er dieselbe politische Grundanschauung, die ihn später geleitet, gewonnen, und die Verbindung mit dem linken Centrum, welche ihm lebhaft vorgeworfen ward, war der einzig mögliche Weg, mit der Kammer zu regieren."

(S.)

Cardinal Antonelli.

Giacomo Antonelli, Cardinal und Staatssecretär des Papstes und der eigentliche Leiter der Politik des Kirchenstaates, ist am 2. April 1806 in Sonnio bei Terracina geboren. Sein Vater war ein einfacher Holzhauer, gehörte aber zu einer alten Familie der Romagna, die in den Tagen ihres abwechselnden Glanzes und Verfalls Rechtsgelehrte, Geschichtschreiber und Straßenräuber unter ihren Mitgliedern gezählt hat. Einer der Verwandten wurde während der Occupation unter dem ersten Kaiserreich zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Der jetzige Cardinal machte seine Studien im großen Seminarium in Rom und wurde, nachdem er die Weihen erhalten, einer der Günstlinge Gregors XVI., der ihn zum Prälaten, zum Beisitzer im obersten Gerichtshof für Strafsachen und zum Delegaten in Orvieto, Viterbo und Macerata ernannte. 1841 stieg er bereits zum Unterstaatssecretär im Ministerium des Innern, 1844 wurde er zweiter Schatzmeister und im folgenden Jahre an Tosti's

Digitized by Google

Stelle Oberschatzmeister der beiden apostolischen Kammern oder Finanzminister. Den Cardinalshut verlieh ihm Pius IX. kurz nach seiner Thronbesteigung am 12. Juni 1847.

Damals empfahl sich Antonelli durch seine ziemlich liberalen Gesinnungen, die ihm die Gunst des neuen Papstes gewannen. Die Geschmeidigkeit seines Charakters und seine unter den leutseligsten Formen sich verhüllende Energie verschafften ihm einen vorwiegenden Einfluß auf den Papst, der sich bald zur förmlichen Herrschaft über ihn gestaltete. Als Finanzminister war er Mitglied des von Pius IX. errichteten Ministerraths und außerdem Vorsitzender der Consulta, die der Papst im November einsetzte, um die Zeitbedürfnisse kennenzulernen und Bericht über die für nothwendig erachteten Reformen zu erhalten. Sie machte in der That mehrere sehr patriotische Vorschläge, die aber durch die Ohnmacht des Ministeriums und das Uebelwollen des heiligen Collegiums nicht zur Ausführung kamen. Cardinal Antonelli besaß damals in Rom großen Einfluß als Mitglied der Verfassungscommission, welche Italien am 14. März 1848 das berühmte Statut verlieh, dessen Hauptbestimmungen jedoch sehr bald umgangen oder verletzt wurden. In demselben Monat war der Cardinal Präsident eines Ministeriums von neun Mitgliedern geworden, von denen nur drei Geistliche waren. Eine Zeitlang war er sehr populär, weil er trotz dem Hin- und Herschwanken des Papstes der nationalen Partei durch Mobilmachung einer Armee von 17,000 Mann schmeichelte, bestimmt, in den Legationen und nöthigenfalls in der Lombardei feindlich gegen die Oesterreicher aufzutreten. Aber schon fühlte er sich, zugleich Cardinal und populärer Minister, in einer schiefen Stellung, aus der er sich nur durch seinen Rücktritt zu ziehen wußte. Seine liberalen Gesinnungen hatten sich unterdessen sehr abgekühlt. Beängstigt von dem ernsten Charakter, welchen die Revolution angenommen, und von dem entschiedenen Widerstand, auf welchen die neue Verfassung bei der gesammten hohen Geistlichkeit stieß, entschloß er sich mit seiner freisinnigen Vergangenheit zu brechen. Mamiani war sein Nachfolger als Ministerpräsident geworden, aber Antonelli blieb nichtsdestoweniger der vertraute Berather des Papstes und derjenige, der in dessen Politik die letzte Entscheidung gab. Durch ihn stand Pius IX. im Briefwechsel mit Karl Albert, durch ihn und seine Freunde ließ er die Preßgesetze ausarbeiten; seine Stimme entschied die Ernennung der Staatsräthe und Auditoren, und durch ihn endlich wurde die Berufung Pellegrino Rossi's zum Minister vermittelt, dessen hohe Begabung und ernster Wille dennoch den heranbrausenden Revolutionssturm nicht mehr beschwören konnte.

Nach der Ermordung Rossi's war es wieder der Cardinal, der dem Papst anrieth, aus Rom zu entfliehen, und der alle Vorbereitungen zu diesem entscheidenden Schritt traf. Er folgte auch dem Papst im November 1848 nach Gaeta. Dort suchte er bei Pius dem Gedanken an eine österreichische Einmischung Geltung zu verschaffen, wies die Abgeordneten der provisorischen Commission von Rom, welche den Papst zu sprechen verlangten, zurück und protestirte in seinem und des Papstes Namen gegen die neue Regierung. Am 18. Februar 1849 richtete er an die Vertreter Frankreichs, Oesterreichs, Spaniens und Neapels ein Rundschreiben, welches die gesammte Christenheit aufforderte, zur Wiedereinsetzung des Papstes, ihres geistlichen Oberhauptes, auf den Stuhl des heiligen Petrus beizutragen. Dabei behandelte er den französischen Gesandten stets mit einer gewissen Kälte, weil er den Einfluß von dessen Regierung fürchtete, und betheuerte fortwährend, das Statut aufrecht erhalten zu wollen. Am 9. April, als sich bereits die französischen Truppen in Civita vecchia ausgeschifft hatten, erfolgte seine Ernennung zum Vorsitzenden einer außerordentlichen Commission, welche über die im Kirchenstaate vorzunehmenden Reformen berathen sollte.

Nach der Uebergabe von Rom rieth er dem Papste sich gegen die Franzosen sehr zurückhaltend zu benehmen und sich mit der Rückkehr in die Hauptstadt nicht zu sehr zu beeilen. Seinem Einfluß schreibt man die ersten Repressivmaßregeln zu, welche nach der Besiegung der Revolution ergriffen wurden und welche die Römer zu sagen veranlaßten, daß sie schon wieder die Macht des rothen Papstes, d. h. des Cardinals, der eigentlich den Papst leitete, fühlten. Das Motuproprio, das Manifest Pius' IX. an die Italiener, gilt ebenfalls für sein Werk. Als Pius IX. sich endlich entschloß nach Rom zurückzukehren (12. April 1850), ernannte er seinen getreuen Diener zum Ministerstaatssecretär für die auswärtigen Angelegenheiten. In dieser hohen Stellung, die der Cardinal seitdem behalten, hat er mit dem ganzen Eifer eines Neubekehrten eine contrerevolutionäre und reactionäre Politik durchgeführt. Er gestattete erst 1852 nach Ablauf von zwei Jahren den Verheißungen des Motuproprio nachzukommen. Am 10. September 1850 ordnete er durch zwei Edicte die ministeriellen Departements, setzte einen Staatsrath ein und reorganisirte während der beiden folgenden Monate die Verwaltung der Provinzen und Gemeinden nach Grundsätzen, welche allmählich wieder zur Alleinherrschaft der Geistlichkeit im Kirchenstaat geführt haben. Die Früchte dieser Politik sind die Zerrüttung der Finanzen, Vernichtung des Handels und der materiellen Wohlfahrt, Absterben der Bildung, Ueberhandnahme des straflos betriebenen Straßenraubes, fortwährender Belagerungszustand und allgemeine Unzufriedenheit. Selbst im Schooße des heiligen Collegiums, das vor den extremen Maßregeln seines Vorsitzenden in Sachen der Kirche und der Justiz zurückschreckte, fand zuweilen der allmächtige Minister Widerspruch, und auch an Abmahnungen der auswärtigen Mächte hat es nicht gefehlt. Im Frühjahr 1855 richteten Frankreich und England, von Sardinien dazu angeregt, ihre Vorstellungen an den Papst, der sich jedoch weigerte, seinen Minister zu verabschieden. Zwei Monate später, am 12. Juni 1855, wäre Derselbe fast dem Meuchelmord zum Opfer gefallen, kam aber mit einer leichten Wunde davon. Auf den Conferenzen von Paris bezeichnete Graf Cavour die Mißregierung im Kirchenstaat als den Hauptanlaß des fortdauernden revolutionären Zustandes in Italien, und die Zerrüttung der päpstlichen Staaten zieht gegenwärtig die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich; der Cardinal aber, an den sich direct oder indirect alle Vorstellungen wenden, verschanzt sich stets hinter die Zustimmung des Papstes, seines Souveräns.

Digitized by Google

Kurze Nachrichten.

Wissenschaft.

Unter den sogenannten populär-wissenschaftlichen Darstellungen, mit welchen die letzten Jahre um so zahlreich bedacht haben, befanden sich viele, die zwar populär gehalten waren, aber nicht im mindesten mehr wissenschaftlich genannt werden konnten. Eine rühmliche Ausnahme hiervon macht das Werk „die Götter und Helden des classischen Alterthums" (Leipzig bei Teubner), dessen Verfasser sich allerdings auch auf den populären Standpunkt stellte, ohne darüber jedoch die gelehrte Grundlage aufzugeben. H. W. Stoll, Conrector am Gymnasium zu Weilburg, ist der Autor des sehr fein ausgestatteten und mit 41 Holzschnitten verzierten Buches, welches wir allen Gebildeten angelegentlich zur Lecture empfehlen können. Die neueren Forschungen eines Ottfried Müller, Welcker, Gerhard, Preller u. A. sind in der eleganten Darstellung Stolls gewissenhaft benutzt, die sich außerdem möglichst eng an die Dichterwerke der Alten selbst anschließt und so die Aufmerksamkeit der Leser auf die classische Litteratur hinzulenken sucht, während die beigefügten Abbildungen nach Antiken theils die Ideale der griechischen Mythologie zur Anschauung bringen, theils mit den ausgezeichnetsten Kunstwerken des Alterthums bekannt machen.

Während Prof. Tischendorf aus Leipzig soeben eine dritte Reise in den Orient zur Durchforschung von Klosterbibliotheken angetreten hat, rüstet sich auch der bekannte Aegyptolog Dr. **Brugsch** in Berlin, welcher erst im vergangenen Sommer nach der Begleiter Friedrich v. Raumers auf einer Reise ins Morgenland war, zu einem neuen Ausflug dahin in wissenschaftlichen Zwecken. Dr. Barth dagegen ist aus der Türkei zurückgekehrt und weilt gegenwärtig in Berlin. Man hofft, er werde einen der diesjährigen Vorträge im wissenschaftlichen Verein übernehmen, die soeben Prof. Hettner aus Dresden mit einer Untersuchung über Voltaire eröffnet hat.

Für Geschichtsfreunde dürfte die Nachricht interessant sein, daß man in Ungarn das Grab des Hunnenkönigs Attila im Tarnoker Thale, Comitat Stuhlweißenburg, entdeckt hat.

Ein von **Alexander v. Humboldt** und **August Böckh** ausgehender Aufruf fordert zu Beiträgen für eine neue metrische Homerübersetzung auf, die **Johannes Minckwitz** in Leipzig zu vollenden gedenkt.

Schöne Litteratur.

Paul Stein gab neuerdings in dem „Haus der Hofräthin" (Leipzig bei Herbig) einen socialen Roman der Gegenwart, der mancherlei treffende und sinnreiche Schilderungen enthält, im Ganzen aber doch nur ein Daguerreotyp poesieloser und oft sogar ästhetisch unschöner Wirklichkeit ist. Man kann sagen, es verhalte sich mit der Erzählung ganz ähnlich, wie mit Max Rings „Stadtgeschichten". Beiläufig sei noch erwähnt, daß das „Morgenblatt" in einer der letzten Nummern die Behauptung aufstellte, unter dem Namen „Paul Stein" verbärge sich eine weibliche Feder.

Während die „Neuen Novellen" Ernst Willkomms uns wieder, wie frühere, in jene Strandgegenden der Ost- und Nordsee führen, spielt dagegen sein vierbändiger Roman „Dichter und Apostel" (Frankfurt bei Meidinger) in der Heimath des Autors, der sächsischen Lausitz, sowie in den beiden Städten Leipzig und Dresden. Dichter und Apostel sind zwei historische Persönlichkeiten, jener der schlesische Lyriker Christian Günther, dessen wildbewegtes Leben vor einer Reihe von Jahren schon R. Bürckner zum Gegenstand eines Romans machte, dieser aber der fromme Stifter der Herrnhuter Secte, der junge Graf Zinzendorf. Indem Willkomm zwei so verschiedene Charaktere in einem und demselben Roman zu behandeln unternahm, kam es ihm, wie man leicht inne wird, auf die Betonung eines wirksamen Contrastes an; darunter hat jedoch die Einheit des Kunstwerks gelitten, da nun die beiden Theile der Erzählung ohne geistige Vermittelung und Versöhnung getrennt nebeneinander bestehen. Uebrigens ist der neue Roman Willkomms flüchtiger concipirt und in der Ausführung weniger gelungen, als sein voriger, der den Titel „Banco" führte. Sein Talent wäre wohl sorgfältigerer Pflege und Schonung werth.

Der bekannte Seeromanschreiber und Verfasser der „Orientnovellen", **Heinrich Smidt**, hat (Berlin bei Janke) einen „komischen Roman aus der Zeit des goldenen Berlins": „Rentier Rofentipfel und seine Reffen" gebracht. Derselbe spielt in jenen allerdings wohl für immer „vergangenen Tagen", in welchen das Interesse für Politik noch nicht wie jetzt obenan stand und alle anderen künstlerischen oder geselligschaftlichen Interessen fast in den Hintergrund drängte. Ob diese Zeit wirklich die „goldene" zu nennen sei, wollen wir hier nicht erörtern. Die Feder Heinrich Smidts bewegt sich in so gemüthlicher, wenn gleich von höheren Ideen nicht erfüllter Sphäre mit unverkennbarer Behaglichkeit, die ihn öfters sogar zu Weitschweifigkeiten verführt. Viele hübsche anekdotenartige Züge und Einzelheiten enthält das Buch allerdings, aber die ganze Darstellung würde auch bei dem ziemlich vulgären Stoffe künstlerisch bedeutender geworden sein, wenn dem Verfasser bei seiner Laune guter Witz mehr zu Gebote gestanden hätte.

Der Humor **Hermann Presber's** ist ursprünglich eine höhere geistige Potenz als der Smidts, wie des Letzteren Roman: „Wolkenkukuksheim" beweisen kann. Jedoch, was demselben fehlt, um ihn zu einer erfreulichen Schöpfung zu machen, das ist der klare Verstand, der in die phantastischen Bewegungen und Eingebungen des Genies Ordnung und Maß zu bringen weiß. Schon die philosophische Darstellung „Ideal und Kritik", ebenfalls von Presber, ließ denselben vermissen; ihn sich anzueignen, sollte die Hauptaufgabe des begabten Verfassers für die Zukunft sein.

Seit dem Tode **Varnhagens** war viel die Rede von Memoiren, die sich in seinem Nachlasse vorgefunden haben und von seiner Nichte, Ludmilla Assing, herausgegeben werden sollten. Die Wahrheit ist, daß nächstens der achte Band der „Denkwürdigkeiten" erscheinen und unter Anderem eine Charakteristik des Fürsten Metternich enthalten wird.

Friedrich Pecht, der Verfasser der „Südfrüchte", arbeitet an einem Werke über die Entwickelung der deutschen Kunst mit besonderem Bezug auf die Culturgeschichte.

Während bei uns der unermüdliche **Karl v. Holtei** „Geistiges und Gemüthliches aus den Werken J. Pauls" (Breslau bei Trewendt) in Reime brachte, beschäftigte sich in England **Lady Chatterton** mit „Extracts from the works of J. Paul", die nächstens im Druck erscheinen werden.

Musik und Theater.

— **Das Wiener Burgtheater**, Oesterreichische Blätter berichten von einer patriotischen Kundgebung, die zur Zeit, als vier Regimenter nach der Lombardei aufbrachen, im Burgtheater bei der Aufführung des Götz stattfand. Bei dem Ruf: „Es lebe der Kaiser!", noch mehr bei der Stelle: „Wir wollen uns wie Cherubim mit flammenden Schwertern an den Grenzen des Reichs aufstellen, um Kaiser und Land zu schirmen!" brach ein nicht enden wollender Beifallssturm unter den Zuschauern aus. Unlängst erlebte das Burgtheater auch im Testament des großen Kurfürsten bei der Stelle: „Preußen sei Deutschlands Schwert, Oesterreich sein

Digitized by Google

Schild!" einen gleichen Ausbruch nationaler Gesinnung. In Oesterreich, beim Mangel an gerichtlichen und parlamentarischen Organen der öffentlichen Meinung, „bedeuten" die Bretter mehr noch als bei uns „die Welt." Die Aufgabe der Pflege des Deutschen verleiht dem Burgtheater eine hohe ethische und sociale Bedeutung. Um so mehr fällt bei der Röthigung, Oesterreichs Finanzen zu ordnen und die schleppige Schreibstubenvielregiererei sparsam zu vereinfachen, eine jährliche Einschränkung von 20,000 fl. bei diesem Institut lähmend ins Gewicht. Man bringt dabei zur Erwägung, daß der Zuschauerraum dieser Bühne verhältnißmäßig klein ist und die Verwaltung bedeutende Lasten trägt. Das erste Parterre wird fast ausschließlich von Officieren eingenommen, welche 4 kr. zahlen; eine Menge Sperrsitze werden für Hofämter gratis bestimmt u. s. w. Sollte Wien, was wir im Interesse des feinen Spiels nicht einmal wünschen, ein größeres Schauspielhaus erhalten, so dürfte füglich die Ersparung nicht dem alten Hause aufgebürdet werden; oder man müßte denn die übertrieben angewachsenen Garderobegelder der Mitglieder herunterstehen. Für das Repertoir der Neuigkeiten herrschen auch Bedenken und Besorgnisse, welche die angeblich erste Bühne Deutschlands wesentlich lähmen. Der Jahresbericht vom 1. December 1857 bis 1. December 1858 weist im Burgtheater von 295 Spielabenden 96 Lustspiele, 35 Schauspiele, 31 Trauerspiele nach; darunter 11 neue Lustspiele, 5 neue Schauspiele und keine einzige neue Tragödie. Statt also im großen Styl des Kothurns voranzugehen, bleibt die Burg eher zurück. Wir wissen nicht, ob die Hypochondrie Grillparzers, der drei fertige Tragödien im Pult verschlossen hält, mit solcher Unfreiheit und Verkümmerung im Zusammenhang steht. Man spricht wiederholt von einer Libussa, einer Jüdin und einem Rudolf II., drei Trauerspielen, die der Dichter erst in seinem Nachlaß der Welt überliefern wolle. Von seinen frühern Stücken sehen wir die Ahnfrau, Ottokar, der Traum im Leben und des Meeres und der Liebe Wellen auf acht Abende im Repertoir von 1858 vertheilt. Vorherrschend sonst: Charlotte Birch-Pfeiffer, welche 37 mal im Jahre gespielt ward, die Grille allein 21 mal. Nach ihr Scribe 29 mal; dann erst folgen Schiller mit 18, Shakspeare mit 15 Aufführungen. Dumas Vater wurde nebst Bauernfeld und Putlitz 12 mal, Goethe 10 mal, Halm 7 mal, Lessing nur 3 mal gespielt. Zu Stücken heimischer Autoren in Wien gehören Cato von Eisen mit 18, Heinrich der Löwe von Rissel mit 4, Ruth von Ritter (Frau v. Binzer) mit 3 Darstellungen.

a. **Dingelstedt** in Weimar hat die auch anderwärts nachzuahmende Einrichtung getroffen, daß Berliner Possen, über deren schädlichen Einfluß auf Publicum und Schauspielkunst Professor Rötscher soeben im „Theaterarchiv" einen lesenswerthen Artikel lieferte, nur zur Zeit des Carnevals und an einem Tage der Woche, welcher sonst keine Vorstellung im Theater brachte, gegeben werden sollen. Auch wird für sie ein besonderes Abonnement errichtet werden. Die Aufführung einer Oper des jungen **Peter v. Cornelius**, eines Neffen des gleichnamigen Malers, ist Veranlassung von Franz Liszts Zurücktritt von der Oper in Weimar geworden. Die Oper wurde von der Partei, wie es scheint, übertrieben applaudirt, was das Zischen der Gegner hervorrief; doch soll das Zischen ebenfalls parteiisch angestiftet gewesen sein. Der junge Componist hat sein Werk zurückgezogen von der Weimarischen Bühne und wendet sich damit nach Berlin, wo die Frau Prinzessin von Preußen der jungen Musikschule ihre Huld offen zuzuwenden beginnt.

Ein vom Grafen **Franz Pocci** nach einem Grimm'schen Märchen bearbeitetes Volksstück „Gevatter Tod" wurde neuerdings in München mit Beifall aufgeführt.

Die Leipziger Bühne studiert eine Tragödie „der Bärner" ein, deren Verfasser **Georg Köberle**, der frühere Director in Heidelberg, ist.

Moritz Hartmann in Paris hat sich zum ersten Male auf dramatischem Gebiete versucht und ein Lustspiel in Versen geschrieben, welches den originellen Titel „Buridans Esel" führt. Es ist auf einer Dilettantenbühne in der französischen Hauptstadt bereits mehrfach gegeben.

Die früher am Nationaltheater zu Pesth engagirte Frau **v. Buljowsky**, welcher ihre Landsleute den Namen der ungarischen Rachel gaben, und für deren poetische Bildung ihre Uebersetzungen mehrerer Schiller'schen Dramen sprachen, gedenkt sich ganz und gar der deutschen Bühne zu widmen und hält sich in Berlin auf, um sich in dem ihr fremden Idiom noch zu vervollkommnen. Das wäre neben Dawison, Lewinsky und Fräulein Janauschek nun schon das vierte bedeutende Talent, welches binnen wenigen Jahren unserem Theater von fremdher zu Gute käme. Schönheit der imposanten Gestalt, Macht des Organs und Schwung feuriger Auffassung stehen ihr zu Gebote.

Johanna Wagner, deren Verbleiben am Berliner Hoftheater zweifelhaft geworden war, hat sich nun doch entschlossen, auch noch nach ihrer baldigen Verheirathung mit dem Landrath Jachmann der Kunst und Berlin treu zu bleiben.

Die von Gervinus, Chrysander, Rietz u. A. begründete **Händelgesellschaft** hat, wie man weiß, beschlossen, eine nach authentischen Quellen revidirte Gesammtausgabe von Händels Werken zu veranstalten. Der erste Band derselben, enthaltend das Oratorium „Susanna", ist soeben in tadellosem Notendruck durch die Breitkopf-Härtel'sche Officin versendet worden. — Ein ganz ähnliches Unternehmen bereitet die Hallberger'sche Handlung in Stuttgart vor, eine Prachtausgabe unserer Classiker auf musikalischem Gebiete, Beethoven, Haydn und Mozart. Als Herausgeber ist der altbewährte **Ignaz Moscheles** in Leipzig gewonnen.

Bildende Künste.

Ed. Steinle hat die Cartons zu den Gemälden im Treppenhause des neuen **Cölner Museums** nunmehr vollendet. Auf vier Bildern stellen dieselben die Kunstgeschichte der Stadt in der römischen Periode, im Mittelalter und in der Renaissancezeit dar, indem das erste und Constantin und Karl den Großen in zwei Gruppen zeigt, das zweite die Grundsteinlegung des Cölner Doms zum Vorwurf hat, das dritte die Porträts verschiedener zu Cöln im Bereiche der Kunst berühmt gewordener Männer giebt, und im vierten der Ausbau des Doms den Gegenstand bildet. Unter den Porträts erblicken wir die von Friedr. Schlegel, den Gebrüdern Boisserée, J. v. Görres und Richartz, dem Gründer des Museums. Die Sockel zu den Bildern stellen die Leidens- und Legendengeschichte Cölns, sein mittelalterliches Leben, den Cölner Carneval mit den stehenden komischen Figuren, die Mitglieder des Dombauvereins und eine Rheinfahrt des Cölner Männergesangvereins dar.

Emanuel Leutze wird nach längerem Aufenthalt in Düsseldorf wieder nach America zurückkehren. Dagegen hat **Louis Gurlitt** Griechenland verlassen und weilt von neuem in der deutschen Heimath, um eine reiche Sammlung landschaftlicher Skizzen für den Baron Sina in Oel auszuführen. — **Kaulbach** ist eifrig mit seinem für das Maximilianeum bestimmten Gemälde „die Schlacht bei Salamis" beschäftigt.

An **Tizian's** „Madonna mit dem Christuskinde und Johannes" in dem Saale der Venetianischen Schule in der kaiserlichen Gallerie zu Wien waren im Laufe der Zeit und durch verschiedene schädliche Einflüsse von Außen die Farben sehr unscheinbar geworden. In einer durch Dir. Engert trefflich bewerkstelligten Restauration entzückt seit kurzem das Bild aufs neue die Beschauer.

Die Frage, welche Auffassung Rietschel in seinem für **Worms** bestimmten Lutherstandbilde vorherrschen lassen werde, ist Ge-

Digitized by Google

genstand eines Principienstreites geworden, der nun, da das „christliche Kunstblatt" den Entwurf des Werkes mittheilt, sein Ende erreicht haben wird. Den dort befindlichen Angaben zufolge wird die kolossale Bronzestatue Luthers in Mitten eines erhöhten Steinwürfels stehen, dessen vier Seiten von den Statuen seiner Vorläufer J. Huß, Savonarola, Wiclef und Peter Waldus, eingenommen werden. Das Piedestal soll in kunstreichen Reliefs Abbildungen des Reichstages zu Worms, des Anschlags der Thesen, der Bibelübersetzung und des Familienlebens Luthers zeigen, während der unterste Theil des Würfels Platz bieten wird für Medaillonporträts von Mitarbeitern an dem Werke der Reformation, d. h. den beiden Kurfürsten Johann und Johann Friedrich, von Hutten, Zwingli, Calvin, Justus Jonas, Bugenhagen u. A. Rund um das Denkmal herum aber sollen noch vier besondere Monumente für Friedrich den Weisen, Philipp den Großmüthigen, Melanchthon und Reuchlin errichtet werden. — Rietschel hat außerdem auch das Standbild C. M. v. Webers im Modell vollendet. Der Componist steht, mit dem linken Arm auf ein Notenpult gestützt, mit der rechten Hand einen Strauß von Rosen und Lorbeern haltend und zugleich den die Gestalt malerisch umhüllenden, von der linken Schulter herabfallenden Mantel zusammenfassend, ahnungsvollen Blickes sinnend da, als ob ihm eben eine seiner reizenden Melodien von oben gekommen wäre. Zugleich begleitet die erhobene linke Hand mit dem leise gekrümmten Zeigefinger den Moment des Rauschens auf die Welt der Harmonien. Sehr sinnreich, auch neu, faßt etwas gewagt, beim ersten Anblick sogar befremdend. Die Porträtähnlichkeit ist gelungen.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist zu beziehen:

Carl B. Lorck's Hausbibliothek

Preis für den Band 1 Thlr.; für den Doppelband 1⅓ Thlr. Für eleganten Einband 10 Ngr.

Jedes Werk ist einzeln zu haben.

Inhalt der bis jetzt erschienenen 65 Bände.

(Die mit * bezeichneten Bände sind Doppelbände.)

1. **Geschichte Friedrich's des Großen.** Von Franz Kugler. Mit dem Portrait Friedrich's nach Schadow.
2. **Geschichte von Belgien.** Von Hendrik Conscience. Mit Stahlstich: Egmont's Tod nach de Hon.
3. **Geschichte des Kaisers Napoleon.** Nach P. M. Laurent. Mit dem Portrait Napoleon's nach Delaroche.
4. **Geschichte Kaiser Joseph's II.** Von A. Groß-Hoffinger. Mit dem Portrait Joseph's.
5. **Erzherzog Karl von Oesterreich.** Von A. Groß-Hoffinger. Mit dem Portrait des Erzherzogs Karl.
6. **Nelson und die Seekriege von 1793—1815.** Von J. de la Gravière. Mit dem Portrait Nelson's nach Abbot.
7. **Geschichte Peter's des Großen.** Von Eduard Pelz (Treumund Bielp). Mit dem Portrait Peter's nach Le Nov.
8. **Johann Huß und das Concil zu Costnitz.** Von C. de Bonnechose. Mit dem Portrait Mirabeau's nach Rasset.
9. **Geschichte der französischen Revolution.** 1789—1813. Von F. A. Mignet. Mit dem Portrait Mirabeau's nach Rasset.
10. **Geschichte der nordamerikanischen Freistaaten.** Nach C. Williards. Mit dem Portrait Washington's nach Longhi.
11. **Geschichte Dänemarks bis auf die neueste Zeit.** Von F. L. Allen. Mit Portr. Christian's IV. Nach K. v. Mandern.
12. **Geschichte der Februar-Revolution.** Nach A. de Lamartine. Mit dem Portrait Lamartine's.
13. **Geschichte Kaiser Maximilian's I.** Von Karl Haltaus. Mit dem Portrait Maximilian's nach Albrecht Dürer.
14. **Geschichte der englischen Revolution bis zum Tode Karl's I.** Von F. Guizot. Mit dem Portrait Karl's I.
15. **Der falsche Demetrius.** Von Prosper Mérimée. Eine Episode aus der Geschichte Rußlands.
16. **Das Leben Mohamed's.** Von Washington Irving. Mit dem Portrait Mohamed's.
17. **Geschichte Karl's des Großen.** Von Joh. Friedr. Schr. Lec. Mit dem Portr. Karl's d. Gr. nach Albrecht Dürer.
18. **Geschichte Norwegens.** Von Andr. Faye. Mit dem Portrait Peter Tordenskjold's nach Denner.
19. **Der Hausfabund.** Von Dr. Gustav Gallois. Mit dem Portrait Jürgen Wullenwever's von Milde.
20. **Geschichte Spaniens.** Nach Modargorta. Mit dem Portrait Philipp's II. nach der Werff.
21. **Geschichte der Königin Maria Stuart.** Von F. A. Mignet. Mit dem Portrait Maria's nach Zuchart.
22. **Geschichte Gustav Adolph's.** Nach Andr. Fryxell. Mit dem Portrait Gustav Adolph's nach Ant. van Dyk.
23. **Geschichte Frankreichs** von den ältesten Zeiten bis zum Ausbruche der Revolution. Nach C. de Bonnechose. Mit dem Portrait Richelieu's nach Phil. Champagne.
24. **Geschichte des Herzogs von Marlborough und des spanischen Erbfolgekrieges.** Von Archibald Alison. Mit dem Portrait Marlborough's nach Kneller.
25. **Geschichte Peter's des Grausamen von Castilien.** Von Prosper Mérimée. M. d. Portr. Peter's. A. Carnicero.
26. **Geschichte Franz Sforza's und der italienischen Condottieri.** Von Dr. Friedr. Steger. M. d. Portr. Franz Sforza's.
27. **Geschichte des osmanischen Reiches** von der Eroberung Konstantinopels bis zum Tode Mahmud's II. Von Baptistin Poujoulat. Uebersetzt und bis auf die neueste Zeit fortgesetzt von Jul. Seybt. Mit dem Portrait des Sultan Abdul Medschid nach Duffaut.
28. **Geschichte des Kaisers Nikolaus** I. und der Entwickelung Rußlands seit dem Wiener Congreß. Vom Grafen de Beaumont-Vassy. Mit dem Portrait des Kaisers Nikolaus, gest. v. Weger.
29. **Geschichte Kaiser Karl's V.** Von Ludwig Storch. Mit dem Portrait Karl's nach Tizian.
30. **Geschichte der alten und mittleren Zeit** (bis 1500). In biographischer Form bearb. von Dr. Adolf Getzler.
31. **Geschichte der neueren Zeit** (bis 1815). In biographischer Form bearbeitet von Dr. Adolf Getzler.
32. **Geschichte der neuesten Zeit** (von 1815—1854). Von Dr. A. Getzler.
33. **Geschichte der Kalifen.** Vom Tode Mohamed's bis zum Einfall in Spanien. Von Washington Irving.
34. **Geschichte Oliver Cromwell's und der englischen Republik.** Von F. Guizot. Mit dem Portrait Cromwell's.
35. **Das Türkische Reich in historisch-statistischen Schilderungen.** Von Wolbeck, Chesney und Michelsen.
36. **Eine Weltumsegelung** mit der schwedischen Kriegsfregatte „Eugenie" 1851—1853. Von N. J. Andersson. Deutsch von Professor Dr. Kannegießer.
37. **Reise-Erinnerungen aus Sibirien** von Prof. Christoph Hansteen. Deutsch von Dr. H. Sebald.
38. **Die Krim und Odessa.** Reise-Erinnerungen von Prof. Dr. Karl Koch.
39. **Süd-Rußland und die Donauländer.** In Schilderungen v. L. Oliphant, Shirley Brooks, Patrick Brien und W. Smyth.
- *40. **Der Geist in der Natur.** Von H. C. Oersted. Deutsch von Dr. K. L. Kannegießer. Mit d. Portr. des Verfassers.
41. **Naturschilderungen** von Joakim Frederik Schouw. Aus dem Dänischen unter Mitwirkung des Verfassers von H. Zeise. Mit Biographie und Portrait des Verfassers. 2te Aufl.

Digitized by Google

42. **Geschichte des Russischen Reiches** von der Ältesten Zeit bis zum Tode Kaiser Nikolaus I. von J. H. Schnitzler. Deutsch von Dr. Ed. Burckhardt.
43. **Attila und seine Nachfolger.** Von Amedée Thierry. Deutsch von Dr. Ed. Burckhardt.
44. **Die Kaukasischen Länder und Armenien.** In Schilderungen von A. Gurgen, K. Koch, F. Macintosh, D. Spencer und R. Wilbraham. Herausgegeben von Prof. Dr. Karl Koch.
45. **Die afrikanische Wüste und das Land der Schwarzen am obern Nil.** Nach dem Französischen des Grafen d'Escayrac de Lauture.
46. **Wanderungen durch die Mongolei** nach Thibet zur Hauptstadt des Lale Lama von Huc und Gabet. In deutscher Bearbeitung herausgegeben von Karl Andree.
47. **Wanderungen durch das chinesische Reich** von Huc und Gabet. In deutscher Bearbeitung herausgegeben von Karl Andree.
48. **Chemische Bilder aus dem Alltagsleben.** Nach dem Englischen des James F. W. Johnston.
49. **Die Witterungslehre** auf ihrem neuesten Standpunkte dargestellt zur Belehrung und Unterhaltung für alle Stände von Dr. G. A. Jahn.
50. **Katechismus der Naturlehre** von Dr. C. C. Brewer. Nach der 8. Aufl. des englischen Originals und der 2. Aufl. der vom Verfasser besorgten französischen Ausgabe.
51. **Aus dem Feldlager in der Krim.** Briefe des Zeitungscorrespondenten W. Russell. Deutsch bearbeitet von Jul. Seybt.
52. **Geschichte Italiens.** Von der ersten franz. Revolution bis zum Jahre 1850. Aus dem Englischen des R. H. Brighton. Deutsch von Jul. Seybt. Mit d. Portr. des Papstes Pius IX.
53. **Geschichte Richard Cromwell's und der Wiederherstellung des Königthums in England.** Von Fr. Gutzot. Deutsch von Jul. Seybt. Mit dem Portrait General Monk's.
54. **Central-Amerika,** insbesondere die Staaten Honduras, San Salvador und die Moskitoküste. Nach Squier. Deutsch herausgegeben von Karl Andree.
55. **Buenos Ayres und die Argentinischen Staaten.** Nach den neuesten Quellen. Herausgeg. von Karl Andree.
56. **Wanderungen durch Australien** von Oberstlieutenant Godfrey Charles Mundy. Deutsch bearbeitet v. Friedr. Gerstäcker.
57. **Mungo Park's Reisen in Afrika** von der Westküste zum Niger. Neu bearbeitet von Dr. Fr. Steger.
*58. **Geschichte von Indien** von Th. Keightley. Uebersetzt und bis auf die neueste Zeit fortgeführt von J. Seybt.
59. **Reisen im Nordpolmeere** von F. Elisha Kent Kane. Uebersetzt von J. Seybt.
60. **Wanderungen durch Texas** und im mexikanischen Grenzlande. Aus dem Englischen des F. L. Olmsted.
61. **Westslawischer Märchenschatz.** Deutsch bearbeitet von Jos. Wenzig.
*62. **Die Ostsee und ihre Küsten.** Von Anton v. Ahel.
63. **Geschichte Karl des Zwölften.** Nach Andr. Fryxell. Deutsch v. A. v. Ahel. Mit d. Portr. Karl's nach Chodowiecki.
*64. **Südafrika und Madagascar.** Geschildert durch die neusten Entdeckungsreisenden. Herausg. v. Karl Andree.
*65. **Drei Reisen um die Welt.** Von James Cook. Neu bearbeitet von Friedr. Steger.

Lord's historische Hausbibliothek geht mit zu den rühmlichsten Unternehmungen des deutschen Buchhandels. Schon ein Blick auf das Verzeichniß lehrt die umsichtige Leitung der Auswahl. Auch die Ausstattung bildet eine anerkennenswerthe Ausnahme von der beliebten Aschgrauigkeit der deutschen populairen Buchhändler-Unternehmungen. (Köln. Zeitung.)

Die Verleitung billige und dabei doch gediegener Bücher nimmt auch in Deutschland auf höchst erfreuliche Weise zu. Besondere Auszeichnung in dieser Hinsicht verdient neben andern die Buchhandlung von Carl B. Lorck. Nachdem dieselbe schon seit Jahren unter dem Titel: „Histor. Hausb." eine Sammlung historischer Monographien hat erscheinen lassen, die sich zum großen Theil eben so sehr durch ihren trefflichen Inhalt, wie durch gute Ausstattung und mäßigen Preis empfiehlt, kündigt sie als willkommenes Seitenstück dazu, jetzt auch eine naturwissenschaftliche Hausbibl., sowie eine Hausbibl. für Länder- und Völkerkunde an. Auch die modernen Geschichtschreiber verdienen die lebhafteste Empfehlung. (Hyus. Deutsches Museum.)

Es ist kein geringes Verdienst der histor. Hausbibl. durch Uebersetzung guter Geschichtswerke des Auslandes und gediegene, mit unbefangenem Blick erfaßte und geschmackvoll geschriebene Bearbeitungen dem geschichtlichen Bedürfniß gerecht zu werden und damit eine gründlicher, des Muthes nicht entbehrende politische Bildung zu verbreiten. (Allg. Militair-Zeitung.)

Man muß es der Verlagshandlung einräumen, daß sie unermüdlich dafür sorgt, ihre Hausbibliothek mit den besten Erzeugnissen der fremden Literatur zu bereichern. Die ökonomische, aber dennoch treffliche und zweckmäßige typographische Einrichtung macht es möglich, einen reichhaltigen Stoff in einem Bande zu liefern. (Lit. Bl. d. Morgenpost.)

Daß die geographische Hausbibliothek, ebenso wie die histor. und die naturwissenschaftliche nur Gediegenes, Tüchtiges, den Bedürfnissen des größeren gebildeten Publicums Entsprechendes bieten wird, dafür giebt der vorliegende erste Band eine gute Bürgschaft. Wir können nicht umhin, die ganze Hausbibliothek allen Denen, welche die Neigung und die Mittel haben, sich einen werthvollen Vorrath gesunder Geistesnahrung zu sammeln, auf's Angelegentlichste zu empfehlen. Der Preis ist in Rücksicht auf den gediegenen Inhalt und in Erwägung des Umstandes, daß jeder Band auch einzeln zu haben ist, sehr niedrig.

Die Hausbibliothek bemüht sich auf das Ernstlichste, die Gunst des Publicums, die ihr in so reichem Maaße zu Theil geworden ist, auch durch den innern Werth ihrer Leistungen zu verdienen. In neuester Zeit hat sie fast das Ansehen einer encyklopädischen Darstellung alles Wissenswerthen aus dem Gebiete der neuern Geschichte, der Länder- und der Völkerkunde und der Naturwissenschaften angenommen, nur mit dem Unterschiede, daß sie ausführlicher und vollständiger sein kann. (Geenzboten.)

Illustrirte Prachtausgabe von Adolf Thiers'

Geschichte der französischen Revolution, des Consulats und des Kaiserreichs.

Deutsch von Dr. Ed. Burckhardt und Dr. Fr. Steger.

Mit gegen 100 apart gedruckten Illustrationen in Tondruck nach Vernet, Raffet, Steuben u. a. berühmten Meistern, 80 gestochenen Karten gezeichnet von E. v. Sydow und 250 Abbildungen in dem Text.

6 Bände von zusammen circa 4000 Seiten Imperial 8. gespaltene Columnen. Velinpapier.

Wenn dies Werk überhaupt die vollständigste und interessanteste Schilderung der ewig denkwürdigen Periode von 1789—1815 bietet, so ist namentlich diese deutsche Ausgabe durch Beigabe der vortrefflichen Karten und der Illustrationen eine reichere, als selbst die französische Litteratur sie aufzuweisen vermag.

Das Werk bildet 2 Abtheilungen.

I. Geschichte der Französischen Revolution. 2 Bde. XII. u. 512; VIII. u. 484 S. Imp. 8. gesp. Columnen, 21 Illustr. in Tondruck, 30 Karten u. 120 Abbildungen in dem Text (erschien vollständig). Preis 10 Thlr.

II. Geschichte des Consulats und des Kaiserreichs. I.—III. Band. VIII. 599; VIII. 434; VIII. 834 S. Imp. 8. gesp. Columnen. Mit 40 apart gedr. Illustrationen in Tondruck, 27 Karten u. 100 in den Text gedr. Abbildungen. Preis 14 Thlr. 16 Ngr. (Der 4. Schlußband erscheint im Laufe des Jahres 1859.).

Verantwortlicher Redacteur Dr. E. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Nies'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

Digitized by Google

№ 6. **Europa.** 1859.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 5. Februar.

Inhalt.

Größere Aufsätze: Der Lebensabend des Prinzen Eugen von Savoyen. — Ein Streifzug in die Hochalpen. — **Chronik:** Bettina v. Arnim †. - Mohamed und Irene. - Kinkels deutsche Zeitung in London. - Die altdeutschen Wandgemälde auf Schloß Runkelstein. — **Kurze Nachrichten.** Schöne Litteratur. - Bildende Kunst. - Theater und Musik. — **Anzeige.**

Der Lebensabend des Prinzen Eugen von Savoyen.

Der unlängst erschienene dritte Band von Alfred Arneths werthvollem Werke Prinz Eugen von Savoyen bringt diese verdienstliche historische Arbeit zum Schluß. An dramatischem Interesse mag er seinen Vorgängern nachstehen, denn außer einer kurzen nicht ganz glänzenden Episode begleiten wir den Prinzen nicht länger auf die Schlachtfelder, wo er mit seinen Siegen die Geschicke Europa's entscheidet. Wir sind von nun an mehr Zeugen seiner stillen Thätigkeit im Cabinet. Als Erster im Rathe des Kaisers war er auch hier von höchstem Einfluß; während aber im Kriege seine hervorragende Stellung eine allgemein anerkannte und unangefochtene war, war dies im Cabinet keineswegs der Fall, denn mehr als einmal ward durch Intriguen der Gegenparteien seine Stellung verdunkelt, und einmal hatten sie es sogar so weit gebracht, daß es sich um die Entfernung des Mannes vom Hofe handelte, welchem das Kaiserhaus die Rettung aus den furchtbarsten Gefahren, ja geradezu seine Existenz verdankte. Diese Verfälle werfen beträchtliche Schatten in das von Arneth mit allzu lichten Farben gehaltene Charakterbild Karls VI.

Die Dienste, welche Prinz Eugen diesem Fürsten sowohl, während er noch König von Spanien war, wie von der Zeit an, wo er Herr der österreichischen Lande geworden, geleistet hatte, waren so außerordentlich, daß ein sehr unempfängliches Gemüth dazu gehört hätte, dem Feldherrn nicht auf das dankbarste verpflichtet zu sein. An einem solchen Mangel von Empfindung litt nun Karl nicht, und in den ersten Jahren seiner Regierung, wo Eugens im spanischen Erbfolgekrieg errungene Lorbeeren noch im frischen Glanze strahlten, und seine bei Peterwardein und Belgrad über die Türken erfochtenen Siege ihm neue Ruhmeskränze einbrachten, war das Verhältniß zwischen dem Kaiser und seinem Feldherrn ein sehr vertrautes. In den wärmsten Ausdrücken pflegte Karl ihn in eigenhändigen Briefen seiner Dankbarkeit zu versichern, in den wichtigsten Staatsangelegenheiten zog er ihn zu Rathe und richtete sich in den meisten Fällen nach seiner Meinung. Als aber nach dem Passarowitzer Frieden Eugen nach Wien zurückkehrte, benutzten seine zahlreichen Neider am Hofe den äußerst mißtrauischen Charakter des Kaisers, um den Retter der Monarchie mit den gehässigsten Verleumdungen anzuschwärzen, so daß an die Stelle des frühern freundschaftlichen Verhältnisses Kälte und Entfremdung trat.

Kleinliche und schwache Charaktere, die zugleich viel Herrschsucht besitzen, sind immer mehr geneigt, sich von untergeordneten Werkzeugen, als von bedeutenden Persönlichkeiten beeinflussen zu lassen. Ihr leicht erregtes Mißtrauen fürchtet die geistige Ueberlegenheit der letzteren, läßt sich aber von den Schmeicheleien der ersteren um so leichter einschläfern, als sie sich in ihrer Eitelkeit einbilden, selbst zu lenken, wo sie nur gelenkt werden. Ein solcher Charakter war auch Karl VI. Er konnte den Gedanken nicht ertragen, daß irgend Jemand sich beikommen lassen wolle, einen Einfluß auf ihn zu üben, welcher nur von ferne einer Art von Oberleitung gleich sehe. Sein Mißtrauen war daher gegen Jeden leicht rege gemacht, der durch seine Stellung am Hofe oder im Staate berufen zu sein schien, eine wichtige Rolle zu spielen, und viel lieber schenkte er sein Vertrauen Denen, die wegen ihrer niedrigen Geburt oder ihres geringen Amtes einem solchen Gedanken nicht Raum zu geben schienen. Fast immer stand in seiner unmittelbaren Nähe irgend ein Günstling, meistens von sehr mäßiger geistiger Bedeutung, der auf seine Entschlüsse einen viel größeren Einfluß ausübte als seine Minister. Um die Zeit, von der wir sprechen, war dies der Graf Althan, seit 1716 Oberstallmeister des Kaisers, und damit im Besitz eines Postens, der ihm gewissermaßen ein Anrecht gab, immer in der Nähe des Kaisers zu verweilen. Sein Einfluß war, zumal in den Jahren 1718 bis zu seinem Tode 1722, ein unbegrenzter. Durch seine schöne Gemahlin, die Spanierin Pignatelli, zuerst bei dem Kaiser in Gunst gebracht, wußte er sich durch seine anscheinende Bescheidenheit und Uneigennützigkeit, mit der er nie für sich etwas zu erlangen strebte und sich Beförderungen fast aufzwingen ließ, so in derselben zu befestigen, daß der Kaiser sich unbedingt von ihm leiten

Digitized by Google

ließ; denn Jener hatte frühzeitig die Kunst gelernt, das Mißtrauen Karls einzuschläfern, indem er ihm seine eigenen Ideen so hinzustellen wußte, als ob sie nur der Ausdruck der Gedanken des Kaisers wären. Eugens Beziehungen zu der Familie Altham waren Anfangs freundschaftlich, und erst als er nach Beendigung des letzten Feldzugs gegen die Türken am Hofe im ganzen Glanze seiner Siege und seiner politischen Bedeutung erschien, fing er an Althans Neid zu erregen, und es begannen die Bemühungen ihn zu stürzen. Das vertraute Verhältniß, in welchem Prinz Eugen zu der geistvollen Gräfin Batthyany stand, wurde von ihm benutzt, um die ersten Keime des Argwohns in die Seele des Kaisers zu legen. Er behauptete, der Prinz liebe die Gräfin, deren hohe Begabung allgemein anerkannt war, in Staatssachen zu Rathe und frage sie insbesondere um ihre Meinung, wenn es sich um die Beurtheilung von Personen handelte, die als Bewerber um eine öffentliche Stellung von Wichtigkeit auftraten. Abgesehen davon, daß sich dadurch ein unberechtigter Einfluß geltend mache, erreichte auch dadurch die Bestechung, welche man dem Prinzen doch nicht nachzusagen wagte, auf mittelbarem Wege ihr Ziel, denn die Gräfin sei durch Geschenke leicht zu bestimmen. Diese Einflüsterungen wirkten so auf den Kaiser, daß er sich zu äußern veranlaßt sah, er wolle gern die Rathschläge Eugens berücksichtigen, wenn er nur mit Bestimmtheit wisse, daß sie auch der Ausdruck der eigenen Meinung des Prinzen seien. Keineswegs aber sei er gemeint, zu thun, was der Gräfin Batthyany beliebe. Auf dem damit gewonnenen Terrain baute Altham weiter und stellte dem Kaiser vor, daß Eugens Macht und Einfluß schon zu groß für einen Unterthan werde und daß man, um allzu ehrgeizigen und gefährlichen Plänen vorzubeugen, ihm wenigstens die Leitung des Kriegswesens entziehen sollte.

Altham stand in diesen Umtrieben übrigens nicht allein. Die spanische Umgebung des Königs, die Engen nicht verzeihen konnte, daß er im Rastatter Frieden das eigentliche Spanien den Bourbonen überlassen, arbeitete in derselben Richtung. Graf Guido Starhemberg, der seinen Feldherrnruhm durch den Prinzen verdunkelt sah, bekrittelte auf das bitterste Alles was er that, und Graf Schlick, der oberste Kanzler von Böhmen, war von Anfang an sein entschiedenster Gegner. An der Spitze der Widersacher Eugens stand aber dessen eigener Vetter, Victor Amadeus von Savoyen, König von Sardinien, der mit unermüdlicher Ausdauer und Consequenz nach der Vergrößerung seiner Staaten strebend, jetzt eine Verheirathung seines ältesten Sohnes mit einer Tochter des Kaisers Joseph im Sinn hatte, um damit in Zukunft Ansprüche auf Mailand und vielleicht auch auf die übrigen Besitzungen des Kaisers in Italien zu begründen, darin aber einen standhaften Gegner in dem Prinzen Eugen fand. Diesen zu beseitigen ward nun sein Hauptbestreben, und er verband sich zu diesem Zwecke mit den andern Gegnern Eugens am Wiener Hofe, ja sein Gesandter, der Marquis von Saint Thomas, vereinigte die Fäden einer auf den Sturz des Ebengenannten hinzielenden Intrigue in seiner eigenen Hand. Er selbst blieb dabei vorsichtig im Hintergrund und schob zwei andere, untergeordnete Persönlichkeiten, den Abbé Tedeschi, einen geborenen Florentiner, und den kaiserlichen Kämmerer und Reichshofrath Grafen von Rimptsch vor. Ersterer war einer jener zahlreichen politischen Abenteurer, die zu jener Zeit von Hof zu Hof wanderten und für Geld zu jeder Schlechtigkeit erbötig, sich durch schmutzige Intriguen eine Stellung zu erobern trachteten. Arm und abgerissen war er nach Wien gekommen, hatte dort bald Mittel gefunden, sich dem Grafen von Saint Thomas zu nähern, und Dieser hatte in dem Abbé ein geeignetes Werkzeug für seine Pläne erkannt. Er stattete ihn mit den Mitteln aus, um als Mann von Stand auftreten zu können, und nach kurzer Zeit hatte sich Tedeschi Zutritt in die höhere Gesellschaft verschafft. Hier wurde er mit dem Grafen Rimptsch bekannt, der mit einer Schwester des Günstlings Altham verheirathet war und als junger Mann von verschwenderischer Lebensweise, der sich fortwährend in Geldverlegenheiten befand, sich durch Bestechung leicht gewinnen ließ. Wie ihn Arneth schildert, besaß er ohne eine höhere Begabung doch jene Verschlagenheit, die gerade bei anscheinend unbedeutenden Menschen so oft angetroffen wird. Jeder Geltung am Hofe entbehrend, hatte er sich nur dadurch, daß er dort eine Art von Spaßmacher abgab, ein gewisses Vorrecht gewonnen, Männer vom höchsten Range, ja den Kaiser selbst anzureden, ohne daß es als ungewöhnlich auffiel. Diese privilegirte Stellung benutzte der Graf von Rimptsch zur Durchführung des ihm von Tedeschi eingegebenen Planes, nicht nur den Sturz des Prinzen Eugen, sondern auch den der beiden andern Gegner der piemontesischen Heirathspläne, der Conferenzminister Sinzendorf und Gundacker Starhemberg, herbeizuführen.

Der Hauptangriff galt jedoch immer dem Prinzen Eugen, der dem Grafen Saint Thomas am gefährlichsten erschien. Ihm vor Allen galten die Verleumdungen, die er, das wiederholend, was Altham bereits vor ihm gesagt hatte, dem Kaiser in's Ohr flüsterte. Als er bemerkte, daß sie Eingang fanden, ging er noch weiter. Er stellte die warme Verehrung, welche Eugen bei jedem Anlasse dem Andenken des verstorbenen Kaisers zollte, so dar, als ob der Prinz den Töchtern Josephs anhänglicher gesinnt sei, als dem gegenwärtigen Kaiser, und wagte die Behauptung auszusprechen, Eugen stimme nur aus dem Grunde gegen die Vermählung einer Tochter des Kaisers Joseph mit dem Sohne des Königs von Sardinien und für ihre Verheirathung mit dem Kurprinzen von Bayern, weil ihm die Neigung des ganzen österreichischen Adels für dieses kurfürstliche Haus wohl bekannt sei und er mit Hülfe des letzteren dem Kaiser dereinst Gesetze vorzuschreiben gedenke.

Man sollte es kaum für möglich halten, daß derartige Anschuldigungen eines Mannes, der so vollwichtige Beweise seiner unerschütterlichen Treue gegeben, Anschuldigungen, die noch dazu nicht von dem Schatten eines Beweises unterstützt wurden, hätten Glauben finden können. Und dennoch glaubte ihnen der Kaiser und schenkte einem Menschen Gehör, dessen Aussagen nicht einmal durch das Ansehen eines fleckenlosen Charakters Nachdruck erhielten. Er glaubte in einen Abgrund des Verraths zu blicken, war aber zu unentschlossen um zu

Digitized by Google

handeln und zog es vor, den getreuen Warner zu beauftragen, den Prinzen Eugen auch noch ferner auf allen seinen Schritten zu beobachten und ihm getreulich Alles zu berichten. Rimpfch hatte von da an eine Reihe von geheimen Unterredungen mit dem Kaiser, in welchen er den Argwohn gegen den Prinzen, sowie gegen die Grafen Sinzendorf und Starhemberg durch beständig neue Anklagen zu steigern wußte. Die Intrigue ging eine Weile ihren Gang, bis ein Zufall dem Hauptbetheiligten die ganze Sache entdeckte. Das geheimnißvolle Benehmen des Grafen Rimpfch, der Umstand, daß er mehrmal des Tages Verkleidungen anlegte, unter ungewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln nächtliche Besuche abstattete und empfing, und ungewöhnlich häufig und stets bei sorgfältig verschlossenen Thüren mit Tedeschi conferirte, erregte in seinem Diener den Verdacht, daß er mit etwas Staatsgefährlichem umgehe. Bei dem allgemeinen Vertrauen, das der Prinz Eugen im Volke genoß, kam er natürlich auf den Gedanken, sich an Diesen zu wenden, erhielt aber zur Antwort, daß gegen einen Mann von Rimpfch' gesellschaftlicher Stellung und Familienverbindungen sich nichts machen lasse, wenn er nicht wirkliche Beweise beibringe. Diese wußte sich der Bediente in Papieren seines Herrn zu verschaffen, und aus ihnen ersah Eugen das ganze Netz der Intriguen, die gegen ihn gesponnen wurden. Er berief sofort seine vertrautesten Freunde zusammen, um mit ihnen zu berathen, was zunächst zu thun sei. Sie stimmten Alle seiner Ansicht bei, und er begab sich hierauf zum Kaiser, um strenge Genugthuung zu verlangen. Wenn ihm diese verweigert werde, erklärte der Prinz mit Bestimmtheit, so lege er hiermit alle seine Würden zu den Füßen des Kaisers nieder. Ganz Europa jedoch werde er aufrufen zum Richter über die Kränkung, die ihm widerfahren würde, wenn eine solche Beleidigung, wie sie gegen ihn gewagt worden sei, straflos bliebe. Der Kaiser versuchte zwar den ergrimmten Feldherrn durch Freundschaftsbetheuerungen zu beschwichtigen; Dieser beharrte aber auf seinem Verlangen nach Genugthuung und ruhte nicht eher, als bis Tedeschi und Rimpfch verhaftet waren, und der Kaiser seine Genehmigung zur Niedersetzung einer eigenen Justizcommission zur Untersuchung der Sache ertheilt hatte. Die spanische Partei, vornehmlich der Erzbischof von Valencia, der Präsident des spanischen Rathes, und der Günstling des Kaisers, Graf Althan, sparten zwar keine Anstrengung, um den Kaiser zu bewegen, die Untersuchung gegen Rimpfch und Tedeschi niederzuschlagen, und bemühten sich, des Prinzen Erklärung, alle seine Aemter niederlegen zu wollen, als eine leere Drohung darzustellen. Aber das entschiedene Auftreten Eugens, der sowohl als Präsident des Conferenzrathes, wie als Vorsitzender des Hofkriegsrathes zu fungiren aufhörte, sowie er seine Beschwerden vorgebracht hatte, trug doch bei Karl VI. den Sieg davon, und er ließ der Untersuchung freien Lauf, in der sich bald herausstellte, der savoyische Gesandte, der Marquis von St. Thomas, sei der eigentliche Anstifter der ganzen Intrigue, von dem Eugen nun auch die glänzendste Genugthuung verlangte. Nach zwei Monaten, am 21. November 1719, war der Proceß beendigt, und die Entscheidung der Commission wurde dem Prinzen vorgelegt. Sie lautete dahin, „daß sich Tedeschi betrügerischer Weise für einen Grafen des heiligen römischen Reichs und mittelst gefälschter Abschrift eines Diploms als Reichshofrath ausgegeben. An eine fremde Regierung habe er die beleidigendsten Dinge über den Wiener Hof und das kaiserliche Ministerium geschrieben, und unwahre, von ihm selbst erfundene Reden dem Kaiser und den Ministern in den Mund gelegt, in der Absicht, einen Betrug zu verüben und sich dadurch eine beträchtliche Geldsumme zu erwerben." Er wurde daher zur Ausstellung am Pranger, öffentlicher Auspeitschung und ewiger Verbannung aus den Staaten des Kaisers verurtheilt.

Viel gelinder fiel die Strafe für den Grafen Rimpfch aus. Er wurde lediglich zum Verluste seiner Stellen eines kaiserlichen Kämmerers und Hofrathes, zu zweijähriger Festungshaft und zu lebenslänglicher Verbannung von Wien und allen Orten, wo sich zeitweilig das kaiserliche Hoflager befand, verurtheilt. Beide Urtheile wurden trotz der kräftigen Verwendung Althan's für seinen Schwager pünktlich vollstreckt. Was den Marquis Saint Thomas betrifft, so erklärte sich schließlich der Prinz Eugen mit einem Entschuldigungsschreiben, das der König Victor Amadeus an ihn richtete, für befriedigt.

So endete die zu Eugens Sturz angesponnene Intrigue mit dem vollständigen Siege desselben, aber es dauerte immer noch mehrere Jahre, ehe er wieder zu dem alten politischen Einfluß bei dem Kaiser gelangte. Althan's Groll ward nach der Verurtheilung seines Schwagers noch bitterer gegen den Prinzen als früher. Er zog sich eine Zeitlang schmollend vom Hofe zurück, um den Kaiser, von dem er wohl wußte, daß er seine Gesellschaft nicht gut missen konnte, durch die Entziehung derselben geschmeidiger zu machen, und war unablässig bemüht, Eugens Stellung zu untergraben. Als er 1722 starb, fing wenigstens der frühere vertrauliche Briefwechsel zwischen dem Kaiser und dem Prinzen allmählich wieder an. Aber erst als auch das Haupt der spanischen Partei, der Erzbischof von Valencia, der heftigste und rücksichtslosefte Gegner Eugens, gestorben war, trat der Prinz nach und nach ganz an die Spitze der Staatsgeschäfte. Nicht nur seine persönlichen Beziehungen zu Karl wurden von Tag zu Tag vertraulicher, äußert darüber Arneth, auch sein Einfluß auf die Staatsgeschäfte stieg so rasch, daß der Prinz bald in jeder Hinsicht die Stelle eines ersten Ministers einnahm. Während der Kaiser es sonst allgemein liebte, gewisse Staatssachen vor der Mehrzahl seiner Räthe geheim zu halten, während er darin so weit ging, daß er sogar Weisungen, die er seinen Gesandten ertheilte, und Mittheilungen an fremde Höfe dem obersten Hofkanzler Grafen Sinzendorf verschwieg, welcher den Posten eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten versah, war Eugen in Alles eingeweiht, was nur von Wichtigkeit vorkam. Durch seine Hand ging die geheimste Correspondenz, an ihn wandten sich die auswärtigen Regierungen entweder selbst oder durch ihre Vertreter, wenn sie am Kaiserhofe Dinge vorzubringen hatten, auf welche sie besonderen Werth legten. Und auch in Eugens letzten Lebensjahren, als sein Alter es ihm nicht mehr erlaubte, sich mit der gleichen Thätigkeit wie früher der Geschäfte anzunehmen, that der Kaiser nichts, ohne dem

Digitized by Google

Prinzen von Allem genaue Kenntniß zu geben und ihn um sein Urtheil, seinen Rath zu fragen.

Die Zwischenzeit zwischen dem Passarowitzer Frieden und dem Wiederausbruch des Krieges mit Frankreich 1733, in welche zum Theil der Höhepunkt von Prinz Eugen's politischem Einfluß fällt, wurde von den wichtigsten diplomatischen Verhandlungen ausgefüllt, wie sie die vielfach wechselnden Stellungen der europäischen Staaten zu einander nöthig machten. Meistens war es Oesterreich, das sich um Allianzen bewarb, denn seine unzureichenden finanziellen und militärischen Kräfte erlaubten ihm nicht einmal seinem Hauptfeind Frankreich ohne Bundesgenossen die Spitze zu bieten. Dem Kriege mit ihm aus dem Wege zu gehen, oder wenn er unvermeidlich scheint eine Coalition gegen diesen Widersacher zusammenzubringen, ist eines der Hauptziele dieser Verhandlungen. Das andere ist, wo möglich alle bedeutenderen Staaten zur Gewährleistung der pragmatischen Sanction zu bewegen, und der Vorsorglichkeit des Kaisers erscheinen selbst unbedeutende Staaten der Bewerbung nicht unwerth. Wahrhaft wunderbar ist die Thätigkeit, die er für diese Herzensangelegenheit entwickelt. Selbst die unscheinbarste Gelegenheit, den österreichischen Einfluß an dem unbedeutendsten Hofe zu verstärken, wird nicht verübergelassen, und die nackte Selbstsucht, mit welcher der Wiener Hof seine Pläne verfolgt, könnte den Zuschauer verletzen, wenn die naive Zuversicht, aus der sie zu entspringen scheint, daß die ganze Welt eigentlich nur geschaffen sei, um den schönen Augen des Hauses Habsburg zu dienen, nicht die Gemüther zu milderer Beurtheilung stimmte. Kein Prinzchen und kein Prinzesschen in ganz Europa darf mit Heirathsplänen umgehen, ohne daß der Wiener Hof dem Verlangen Worte giebt, das Ehebündniß nach seinen politischen Bedürfnissen abgeschlossen zu sehen, und wie plump man manchmal dabei verfuhr, zeigt der Versuch, die früher von dem österreichischen Hofe eifrigst empfohlene Heirath zwischen dem Prinzen Friedrich von Preußen und der Prinzessin von Braunschweig-Bevern wenige Tage vor dem Beilager rückgängig zu machen und dafür ein noch vor kurzem nicht minder lebhaft bekämpftes Ehebündniß mit einer englischen Prinzessin zu Stande zu bringen, weil sich damit eine unerwartete Aussicht eröffnete, dem Kaiserhause das wichtige Bündniß mit England zu gewinnen, ein Versuch, der bei Friedrich Wilhelm I. die Aufnahme fand, die er verdiente. Bei dieser Gelegenheit sei es auch bemerkt, daß wir mit der Art und Weise, in welcher Herr Arneth die Stellung Friedrich Wilhelms I. zum kaiserlichen Hofe auffaßt, durchaus nicht einverstanden sein können. Er beschuldigt ihn des Wankelmuths, faßt der Treulosigkeit in der Politik, herbeigeführt durch die Begierde, seine Monarchie mit neuen Besitzungen zu vergrößern. Seine Ländergier war aber nichts als das wohlberechtigte Streben, seinem Hause Besitzungen, wie das Herzogthum Berg oder Schlesien, auf die es unbezweifelte Erbansprüche hatte, und die ihm die ganz unberechtigte Einmischung des Kaiserhauses seit hundert Jahren vorenthielt, zu erlangen, und sein Schwanken in der Politik entstand durch das sehr gerechte Mißtrauen gegen einen Hof, der immer nur versprach um nicht zu halten, der in einem Athem den beiden Nebenbuhlern, der Pfalz und Brandenburg, das Herzogthum Berg zusagte, und der Preußen die Erbfolge in Ostfriesland zwar verhieß, aber gleich protestirte, als Friedrich Wilhelm durch die Annahme des Titels zeigte, daß er das Versprechen ernst nahm. Dieses Mißtrauen gerieth in einen beständigen Kampf mit einer übel angebrachten Pietät für das Habsburgische Haus, in welchem Friedrich Wilhelm immer noch das Oberhaupt des deutschen Reichs sah, obgleich es längst aufgehört hatte, etwas für Deutschland zu thun. Nicht das Mißtrauen übertrieb er, sondern die Pietät, und von einem Lohn, den die blutigen Opfer, welche er Oesterreich auf den Schlachtfeldern von Höchstädt, Caffano, Turin und Malplaquet gebracht, eingetragen hätten, weiß die Geschichte nichts zu erzählen.

Nach dieser Abschweifung kehren wir zu Eugen selbst zurück. In allen wichtigen politischen Fragen der vertrauteste Berather des Kaisers, konnte er doch nicht zu allen Zeiten die Richtung billigen, welche Dieser in seinem Wankelmuth der österreichischen Politik gab, und besaß auch nicht immer Einfluß genug, ihr ein anderes Ziel zu stecken. In solchen Fällen aber zeigte er Selbstverleugnung und Patriotismus genug, um sich mit voller Kraft auch der Erreichung der Ziele zu widmen, die er für weniger vortheilhaft hielt, als die von ihm empfohlenen. Seine Arbeitskraft und sein Pflichteifer waren dabei gleich groß und sah, obgleich es ihm bewundernswerther, wenn man bedenkt, daß Eugen erst nach 31 anstrengenden Feldzügen seine Thätigkeit im Cabinet begann, und daß er, von Haus aus — nicht mit einer sehr festen Gesundheit ausgestattet, in der ganzen letzten Hälfte seines Lebens von lästigen Brustübeln zu leiden hatte. Trotzdem war es ihm beschieden, noch einmal auf dem Kriegsschauplatz zu erscheinen. Die durch die Begünstigung Rußlands und Oesterreichs bewerkstelligte Wahl des Kurfürsten August von Sachsen zum König von Polen anstatt des von Frankreich unterstützten Stanislaus Leszinsky gab dem Versailler Hof Anlaß, gemeinsam mit Spanien und Sardinien dem Kaiser den Krieg zu erklären. Am 12. October 1733 überschritten die Franzosen den Rhein, und am 29. ergab sich bereits Kehl. Die Hauptschläge fielen aber in Italien, wo Villars commandirte und im Januar 1734 schon die halbe Lombardei erobert hatte. Wie gewöhnlich war Oesterreich schlecht gerüstet und hatte der feindlichen Uebermacht nur 40,000 Mann entgegenzustellen. Von den früheren Verbündeten zeigte Niemand besondere Lust sich für die Aufrechterhaltung der polnischen Königswahl zu schlagen, und da Eugen, wie nur natürlich war, nicht in Italien gegen seinen leiblichen Vetter Krieg zu führen wünschte, so fiel ihm am Abend seines Lebens die schwierige Aufgabe zu, mit einer vierfach überlegenen Heeresmacht vor sich und dem schon helmlich dem Feinde verbündeten Kurfürsten von Bayern im Rücken die Rheinlinie zu vertheidigen. Drückende Geldnoth kam noch zu dem Truppenmangel, und es konnte unter solchen Umständen von glänzenden Unternehmungen nicht die Rede sein. Im Gegentheil mußte es als ein sehr befriedigendes Resultat betrachtet werden, daß in dem Feldzug 1737 nur die Ettlinger Linien und die Festung Philippsburg verloren gingen, und Eugens geschickte Manöver die Franzosen abhielten, sich mit dem Kurfürsten

Digitized by Google

von Bayern zu vereinigen. In Italien eroberten dagegen die Franzosen Neapel und Sicilien, und da weder die Seemächte noch die größern deutschen Staaten sich bewegen ließen, energische Schritte zu thun, um die Sache des Kaisers auszufechten, und Dieser weder Geld noch Streitkräfte zu einem neuen Feldzuge besaß, so rieth selbst Eugen zum Frieden, obgleich er nur durch die Aufopferung von Neapel und Sicilien zu erkaufen war. Dieser Preis war jedoch dem Kaiser zu hoch, und es mußte erst noch ein Kriegsjahr vergehen, ehe es zu einem Frieden kam, welcher Oesterreich die Königreiche Neapel und Sicilien und die jenseit des Tessin liegenden Gebiete der Lombardei, welche an Sardinien abgetreten wurden, kostete, wofür es Parma und Piacenza und von Frankreich die Garantie der pragmatischen Sanction erhielt, dagegen diesem den Heimfall von Lothringen und Bar verschreiben mußte. Es war der alte Eintausch von Hausgütern, die Oesterreich zufielen, für Reichsländer, die Deutschland abwendig gemacht wurden.

Es war kurz nach der Rückkehr aus dem letzten Feldzuge, daß Eugens Gesundheitszustand sich rasch verschlimmerte. Er litt seit längerer Zeit an einem beschwerlichen Husten, der durch die Anstrengungen des Lagerlebens zugenommen hatte und es ihm unmöglich machte, anders als schriftlich mit dem Kaiser zu verkehren. Auch hierzu versagte ihm die Hand den Dienst, und er mußte die Unterstützung seines vertrauten Secretärs Koch in Anspruch nehmen, um seine Berichte an den Kaiser aufzusetzen. Als ihn die zunehmende Krankheit zwang, das Zimmer zu hüten, ließ ihm der Kaiser Alles, was in den Staatsgeschäften von Wichtigkeit vorkam, in Abschrift mittheilen und ihn um sein Gutachten ersuchen. Sein Rath war es, der den Kaiser bestimmte, die schon lange im Auge gehabte Heirath seiner Tochter Maria Theresia mit dem Herzog von Lothringen zum Abschluß zu bringen. Am 12. Januar 1736 geschah die feierliche Werbung des Herzogs, und am 12. Febr. wurde das hohe Paar getraut. An beiden Festlichkeiten konnte Eugen nicht Theil nehmen, so bedenklich war der Gesundheitszustand des Prinzen geworden. Gegen das Frühjahr besserte er sich jedoch zusehends, und Anfang April konnte der fast Genesene wieder empfangen und besuchte auch die gewohnten Abendgesellschaften bei der Gräfin Batthyany wieder. Am 20. April hatte er Gäste bei sich, denen er, wie er es bei voller Gesundheit zu thun pflegte zur Begrüßung entgegenging, wie er sie auch beim Abschied bis zur Thür geleitete. Bis neun Uhr Abends spielte er mit der Gräfin Batthyany Piquet, obgleich er dabei etwas von Athmungsbeschwerden litt, und fuhr dann nach Hause, um sich zur Ruhe zu begeben. Nach Mitternacht fand der Kammerdiener, als er nach seinem Herrn sah, ihn noch ruhig schlafen. Als er aber in später Morgenstunde, besorgt geworden, daß er den gewohnlichen Husten nicht vernahm, abermals nachsah, lag Prinz Eugen todt im Bette. Ein Lungenschlag hatte seinem Leben ein Ende gemacht; die ruhige Lage des Körpers und der milde Ausdruck seiner Gesichtszüge sagten, daß sein Tod rasch und schmerzlos gewesen war.

Groß war der Schmerz des Kaisers, groß die allgemeine Trauer, und ihnen entsprechend das feierliche Leichenbegängniß, das am 26. April stattfand. An seinem Glanze solle man sehen, hatte der Kaiser gesagt, „daß des Verstorbenen Merita allzeit bei mir unsterblich sein werden.“ Vierzehn Feldmarschallieutenants hielten die Zipfel des Bahrtuchs, und Karl VI. wohnte selbst, obgleich unerkannt, der Einsegnung der Leiche in der Stephanskirche bei. Sie ruht in der Kreuzkapelle des Stephansdoms unter einem Denkmal, das die Schlacht von Belgrad darstellt. Das Herz aber ist in der Grabkirche der sardinischen Könige auf der Superga bei Turin beigesetzt.

Als Feldherrn zeichnete Eugen kühne Unternehmungslust und schnelle Entschlossenheit, das Höchste zu wagen und das Höchste zu gewinnen, aus. Doch fehlte ihm dabei auch nicht die unerschütterliche Kaltblütigkeit, mit der er jede Blöße des Gegners zu erspähen und zu benutzen verstand. Er forderte von seinen Truppen viel, aber er besaß ihre fast abgöttische Liebe, obgleich ihm die äußerlichen Eigenschaften fehlten, die dem gemeinen Mann zu imponiren und ihn zu gewinnen pflegen. Seine unscheinbare Gestalt und sein unmartialisches Aeußere, selbst die einfache Tracht, durch die er sich in jener prachtliebenden Zeit vor andern Generälen auszeichnete, waren wenig geeignet, auf rohe und einfache Gemüther Eindruck zu machen, und auch seine sehr mangelhafte Kenntniß der deutschen Sprache stand ihm im Verkehr mit dem gemeinen Manne im Wege. Er gewann aber Officiere und Soldaten durch seine Leutseligkeit, durch seine strenge Gerechtigkeit gegen Hoch und Niedrig und durch die Ueberzeugung, die er seinen Truppen einflößte, daß sie unter seiner Führung unbesiegbar seien.

Was Eugen als leitender Staatsmann des Wiener Cabinets in der allgemeinen Politik, als Präsident des Hofkriegsrathes für die Verwaltung und Ausbildung der Armee, endlich als Statthalter der Lombardei und der Niederlande Ausgezeichnetes geleistet hat, dies nur in den flüchtigsten Umrissen zu skizziren, gebricht es uns hier an Raum. Wir wollen lieber auf eine andere Seite seiner Thätigkeit hinweisen, die uns näher steht, auf seine Thätigkeit als Kenner und Förderer von Wissenschaft und Kunst. Obgleich frühzeitig in das gerauschvolle Kriegsleben hineingerissen, hatte Eugen doch nie unterlassen, für seine geistige Weiterbildung zu sorgen, und als Neid und Mißgunst ihn vom Hof und den Staatsgeschäften zu verdrängen drohten, tröstete er sich mit der Gewißheit, in seinem reichen Innern Ersatz für den Ausfall an Beschäftigung zu finden. Gegen den englischen Residenten Saint-Saphorin äußerte er einst unverholen seine Absicht, sich ganz vom Hofe zurückzuziehen, wenn ihn die Umtriebe seiner Feinde allzusehr belästigten, und schloß mit den Worten: „Mit 10,000 Gulden Einkünften kann ich ruhig und ohne in irgend eine Verlegenheit zu gerathen meine Tage beenden, und ich besitze einen ausreichenden Vorrath guter Bücher, um mich nicht zu langweilen.“

In der That war seine Bibliothek ein Schatz, auf welchen der Prinz mit Recht stolz sein konnte. 1712, während seines Aufenthaltes in England, scheint er angefangen zu haben, systematisch zu sammeln, und von da an trug er Sorge, nur Ausgaben der schönsten und seltensten Art, im größten Formate und mit den besten Lettern gedruckt, zu erwerben. Keine Wissenschaft blieb unberücksichtigt, und die Vorliebe für solide

Digitized by Google

Pracht, welche den Prinzen auszeichnete, zeigte sich selbst in den Einbänden, die, auf Vor- und Rückseite mit seinem Wappen versehen und stets mit goldenem Schnitt, heute noch der kaiserlichen Hofbibliothek zu einer Hauptzierde gereichen. Ihre Farbe richtet sich nach den wissenschaftlichen Fächern, denen die Bände angehören, wie z. B. Geschichte mit den verwandten Wissenschaften roth, Theologie und Rechtswissenschaft dunkelblau und Naturgeschichte gelb gebunden ist.

Wie wenig bei Eugen die Anlegung dieser Bibliothek die Frucht bloßer Sammlerleidenschaft war, zeigt der Eifer, mit welchem er Bekanntschaft und Umgang mit bedeutenden Künstlern und Gelehrten suchte. Zu dem großen Philosophen Leibnitz stand Prinz Eugen in den innigsten Freundschaftsbeziehungen, und die Monadologie, in welcher Leibnitz die Grundzüge seines philosophischen Systems entwickelt hat, entstand im Umgang mit dem Prinzen, welcher das Original-Manuscript als eine seiner größten Kostbarkeiten in einem besondern Kästchen aufbewahrte. Mit Rousseau, dem berühmtesten Dichter Frankreichs zu jener Zeit, stand Eugen ebenfalls in lebhaftem brieflichen Verkehr. Er schätzte den Dichter so hoch, daß er ihm, als er aus seinem Vaterlande verbannt war, aus dem Feldlager bei Peterwardein zwei Tage vor der Schlacht einen Edelstein von 4000 Livres an Werth überschickte und dies Geschenk kurz darauf durch Anzahlung von 1000 Thalern vermehrte. Auch erbielt durch seinen Einfluß Rousseau 1724 die Stelle eines kaiserlichen Historiegraphen in den Niederlanden. Uebrigens erntete der Prinz von diesem Schützling nur Undank, und der Verkehr zwischen Beiden gerieth mit der Zeit ganz ins Stocken. Ungetrübter war sein Verhältniß mit dem berühmten Kunstkenner Mariette, der ihm bei der Bildung seiner ausgezeichneten Kupferstichsammlung mit seinem Geschmack und hoher Einsicht zur Seite stand, und mit dem er bis an sein Lebensende in den freundschaftlichsten Verhältnissen blieb. Von Kunstkennern erscheinen außerdem noch die Cardinäle Albani Passionei und Gonzaga, von gelehrten Schriftstellern die bekannten Geschichtschreiber Bassuge und Lenglet und Andere unter den Freunden und näheren Bekannten Eugens, mit denen er in lebhaftem Briefwechsel stand, theils wissenschaftliche und künstlerische Gegenstände mit ihnen besprechend, theils ihre Hülfe zur Vervollständigung seiner ansehnlichen Bücher- und Kunstsammlungen in Anspruch nehmend. Hauptzierden fürstlicher Gallerien, wie die berühmten pompejanischen Gewandstatuen in Dresden und die schöne Erzstatue des betenden Knaben im Museum in Berlin, stammen aus letzteren.

Die Bibliothek mit den werthvollen Kupferstich- und Handzeichnungssammlungen war in dem schönen Palaste des Prinzen in der Himmelspfortgasse aufgestellt. Die übrigen Kunstschätze befanden sich meistens in dem Lieblingsaufenthalt Eugens, in dem hoch und schön gelegenen Belvederepalast vor dem Karolinenthor. Die weit ausgedehnten Gärten, welche den erst 1724 vollendeten Prachtbau umgaben, sind im französischen Geschmack von dem Gartendirector des Kurfürsten von Bayern Girard angelegt. Nicht blos durch Anschaffung seltener Gewächse für denselben bewährte sich Prinz Eugen als ein Freund der Botanik, er unterstützte auch die Herausgabe von Micheli's 1728 in Florenz erschienenem bekannten Werk Nova genera plantarum durch Geld und Uebersendung eines, fast alle in Deutschland wachsenden Pflanzen enthaltenden Herbariums. Seinem Gönner zu Ehren benannte Micheli eine neue Pflanzengattung Eugenia. Außer der Bibliothek und der damit verbundenen Kupferstich- und Handzeichnungssammlung, die sich noch in Wien befinden, sind die von dem Prinzen mit so viel Geschmack und Sammlerfleiß zusammengebrachten Kunstschätze in alle Welt verstreut. Er starb unvermählt und hinterließ keine directen Erben. Sein großes Vermögen, das bei seinem Tode auf 1,800,000 Gulden abgeschätzt ward, hatte er den Söhnen seines verstorbenen ältesten Bruders, des Grafen von Soissons, hinterlassen wollen. Sie starben aber vor ihm, und so wurde seine Erbin seine Nichte, die Prinzessin Victoria von Savoyen, welche sofort nach Wien eilte und mit widerwärtiger Habgier die Hinterlassenschaft zu Geld machte. Die Entrüstung, welche ihr Benehmen erregte, machte sich durch folgenden Spottvers Luft, den man eines Morgens an der Thüre ihres Palastes angeheftet fand:

Est-il possible que du Prince Eugéne la gloire
Soit ternie par une si vilaine Victoire?

Sie ließ sich dadurch in ihrer Veräußerungswuth nicht irre machen; Herrschaften und Bücher, Statuen, Kupferstiche und Gemälde, Ehrengeschenke und Prachtgefäße, Alles wurde verkauft. Den Palast in der Himmelspfortgasse erwarb die Kaiserin Maria Theresia, das Belvedere und die Bibliothek brachte der Kaiser gegen eine jährliche Leibrente von 10,000 Gulden an sich. Es dient gegenwärtig werthvollen Kunstsammlungen als Aufbewahrungsort und schaut von sanfter Höhe auf die Stadt herniieder als das einzige sichtbare Erinnerungszeichen an den Prinzen Eugen von Savoyen, denn noch hat Oesterreich nicht daran gedacht, seinem größten Feldherrn, der zugleich sein Retter war, ein Denkmal zu setzen.

Ein Streifzug in die Hochalpen.

Das große Publicum denkt sich unter einem reisenden Engländer gewöhnlich einen langen Mann in den Plaid eingewickelt und mit dem rothleingebundenen Murray in der Hand, jede Tour, welche dieses schätzbare Buch beschreibt, gewissenhaft ablaufend und auch kein Haarbreit von den vorgeschriebenen Wegen abweichend. Für den gewöhnlichen Schlag der englischen Touristen mag diese Vorstellung als richtig gelten; aber daneben giebt es doch noch manchen Sohn Albions, der so zu sagen den andern Pol dieser Alltagsreisenden bildet und in Unternehmungslust und Kühnheit, unbetretene Pfade aufzusuchen, Ungewöhnliches leistet. Wir meinen dabei nicht den Reisenden von Profession, d. h. denjenigen, der zu einem bestimmten wissenschaftlichen Zweck unbekannte Länder durchforscht, sondern den Dilettantenreisenden, der die schöne Jahres-

Digitized by Google

zeit benutzt, um in fremder Umgebung neue Eindrücke zu sammeln. Ein vor uns liegendes Buch giebt glänzendes Zeugniß dafür. The Italian Valleys of the Pennine Alps, von S. W. King, stattet Bericht ab über eine Reihe von Ausflügen, die der Verfasser, ein Geistlicher, in Begleitung seiner Gattin auf der Südseite der großen savoyischen Alpenkette vom Montblanc bis zum Lago maggiore machte, absichtlich möglichst unbetretene Gegenden aufsuchend, und meistens nur an den Endpunkten die von Touristen belebten Orte berührend. Wir begleiten ihn auf einem dieser Ausflüge vom Fort Bard, südlich von Chatillon, nach einem der abgelegensten Theile der savoyischen Alpen, dem Val de Cogne, dem einzigen Striche, wo der Steinbock noch zu finden ist. Als Führer oder vielmehr als Reisebegleiter, denn die durchzogene Gegend war Allen gleich unbekannt und neu, diente den Reisenden Delapierre, der Wirth von Gressonay unter dem Monte Rosa, mit seinem Maulthiere Mora, welches das Gepäck und zuweilen die junge Gattin King's, E..., trug.

Der Ausgangspunkt der Reisenden, Fort Bard, liegt noch mitten im südlichen Klima, und der Pfad nach dem Hochgebirge führte unter einem fortlaufenden Laubengange von Reben hin, deren herunterhängende Trauben manchmal den Hut der Reiterin berührten. Kürbisse mit ihren großen hochgelben Blüthen und schweren Früchten streckten nach allen Seiten ihre Ranken hin, und über den das That beschattenden Kastanienbäumen hoben sich die großartig gezackten Gipfel des Hochgebirges herrlich von dem tiefblauen Himmel ab. Die Landleute, welche den Reisenden begegneten, schienen sich über diese, wie über das Maulthier, eine äußerst seltene Erscheinung in diesen Thälern, höchlichst zu verwundern, und die Bemerkungen, die sie im Vorbeigehen fallen ließen, deuteten an, daß der Weg tiefer im Gebirg ganz ungangbar für Maulthiere sei. Es zeigte sich bald, daß sie nicht so ganz Unrecht hatten. Anfangs schien es kaum möglich, daß E. den steilen Felsen werde hinauf reiten können, selbst wenn es dem Maulthiere gelang, festen Fuß auf den schlüpfrigen schmalen Kanten, die am Abhang hinführten, zu fassen; aber Mora überwand alle Schwierigkeiten und rechtfertigte nach den ersten hundert Schritten des Aufstiegs das Lob, welches ihr der Eigenthümer als einem der besten Maulthiere gegeben, vollkommen. Mit staunenerregender Sicherheit und Ruhe stellte es sich auf drei Beine, bis das vierte sichern Halt gefunden, oder setzte mit weitem Ausgreifen die Vorderfüße ein, um den Körper nachzuziehen, als ob es sich mit Händen festhielte, und wenn es auf einer glatten Stelle abwärts rutschte, blieb es ganz ruhig, bis es auf eine Stelle gelangte, wo es wieder festen Fuß hatte. Auf diese Weise kam E. über den schlimmsten Theil des Weges, obgleich es keine leichte Sache für sie war, im Sattel zu bleiben und doch dabei das Gewicht des Körpers nach vorn zu werfen.

Es war gerade Markttag im Fort Bard, und viele Landleute begegneten den Reisenden mit den Erzeugnissen des obern Thals, meistens starke Tannenbreter, welche die Weiber in der Regel je zu zweien oder dreien auf dem Kopfe trugen und sich dabei mit den bloßen Füßen auf dem schlüpfrigen Felsenpfad fortbalancirten. Bei dem Anblick E.'s auf dem Maulthier blieben sie stets in unverhehltem Erstaunen stehen, und mehr als einmal setzte sich eine Gruppe hin, um ein besonders gefährliches Kletterstück des Thieres mit anzusehen, und nach glücklichem Gelingen ihren Beifall laut zu erkennen zu geben. Ueberall erregte die Reisegesellschaft gleiches Aufsehen, und als sie durch das Dorf Champorcher kam, traten die Bewohner aus jeder Hütte heraus, und die ihre Kühe auf der Weide hütenden Landleute kamen herunter nach der Straße gelaufen, um den seltenen Anblick eines Maulthieres und den noch seltnern einer englischen Dame auf einem Damensattel zu genießen.

Ein ziemlich steiler Weg nach den höher gelegenen Alpenwiesen, mit schönen Rückblicken auf das Val de Champorcher mit seinen hohen, in warmen Tönen glühenden Bergen, führte zum Ausgang aus dem Thale, einer engen Schlucht im kühlen Schatten überhangender Felsen und Lärchenbäume. Der gefährlichste und schwierigste Theil des Weges für das Maulthier begann hier, denn er führte auf roh in den Schieferfelsen ausgehauenen Stufen, die manchmal nur aus einer schmalen Kante bestanden und selbst dann zuweilen stellenweise ausgebrochen waren, eine grauenhaft steile Wand hinauf. Zum Absteigen war es zu spät, denn dazu war kein Platz vorhanden, und es war ein angstvoller Anblick, wie Mora mit merkwürdiger Sicherheit den steilen Pfad hinanklimmte, vorsichtig tastend festen Fuß faßte, wo kaum ein menschlicher Fuß Platz fand, und seine Reiterin sicher die Felswand hinaustrug. Eine Frau, die unten Kühe hütete, schien ganz entsetzt über den verwegenen Versuch, schlug die Hände über den Kopf zusammen und beklagte laut E.'s Schicksal.

Der Pfad war vor einiger Zeit für einen Besuch gangbar gemacht worden, welchen das Jahr vorher der König mit dem Herzog von Genua der Jagd wegen im Cogne-Thal gemacht hatte. Sie hatten Betten, Köche, zwanzig Maulthiere, achtzehn Kühe und gegen fünfzig Mann Gefolge mitgebracht. Der König, der ein leidenschaftlicher Jäger ist, soll großen Gefallen an seinem Aufenthalt gefunden haben und blieb vier Tage, während der Herzog vierzehn verweilte, um den Steinbock und die Gemse zu jagen; und hier wie überall in Piemont wurde der Tod des allgemein beliebten Herzogs tief beklagt. Seit diesem Besuche war der Weg wieder in Verfall gerathen, und die Schneelawinen des vergangenen Frühlings hatten viele Stellen desselben ganz und gar zerstört. Endlich kam man wieder auf sicheren Boden, auf welleuförmig sich hinstreckendes Weideland, von dem herrlichsten Rasen übergezogen, der sich vorzüglich gut anfnahm, wo das smaragdne Grün abstach von einem wilden Chaos von Felstrümmern, welche um den Fuß des Becca de Ratti, einer kahlen blitzdurchfurchten Felsensäule, welche fast über den Köpfen der Wanderer hing, herumlagen.

Die Aussicht nach allen Seiten war herrlich, vorzüglich auf die entfernteren Gebirgszüge rückwärts, wo sich Pyramide über Pyramide in fortlaufenden Reihen von reichster Färbung thürmte. Aus dem Grate zur linken Hand erhob sich der Pragelas als ein seltsam abgerundeter Gipfel, gehüllt in eine

Digitized by Google

dunkle olivengrüne Walddecke, während der Gebirgsbach in einer Reihe von Wasserfällen an seinem Fuße vorüberrauschte. Dahinter und am Abhang der höhern Spitze liegt der Paß, der in das Soanathal führt. Mont Ariella, der höchste Punkt des Grates, war nicht sichtbar; dafür sah man einen darunter liegenden Gletscher, den der Führer Ruise de Bench nannte (Ruise ist das savoyische Pateis für Gletscher). Ein merkwürdiger abgerundeter Hügel darunter schien durch seine Gestalt und Lage anzudeuten, daß der Gletscher sich früher bis dahin erstreckt habe. Einen wunderbar schönen Effect brachte die Nachmittagssonne hervor, die gerade über dem Rande des Grates stand, so daß ihre Strahlen den Abhang hinab über ein Dickicht von silbergrauen Gesträuchen und zwischen den hohen kahlen Stämmen der Lärchenbäume hindurch fielen, deren lange Schatten ihre Größe scheinbar verdoppelte. Der milchweiße Gebirgsstrom donnerte, in der Sonne funkelnd, vom Gletscher hernieder und schäumte dann, von einem zweiten, von der andern Seite kommenden verstärkt, in schnabler von himmelhohen Felsen gebildeter Kluft dem Thale zu.

Ein kurzer Weg bergab an dem Bergstrom brachte die Reisenden an die Sennhütten von Dondegna, die letzten im Thale. Ein warmer Winkel in einer Ecke der Felsen, geschützt vor dem kalten Winde und den blendenden Strahlen der Sonne, mit einem wunderbar klaren Bächelchen am Rande des Rasenflecks, bot sich als ein vortrefflicher Rastort für das Mittagessen dar. Eier und Roggenbrot lieferten die Sennhütten, und das Mahl wurde vervollständigt durch Feigen und Pfirsiche aus dem Val d'Aosta, die Delapierre glücklich so weit herausgebracht hatte. Die Wanderer verzehrten ruhig ihr Mahl, als zu ihrem großen Schrecken Mora, die nicht weit von ihnen angebunden war, gemüthlich die Beine ausstreckte, sich auf die Seite legte und sich mit dem ganzen Gepäck und dem Sattel auf dem Rücken zu wälzen anfing. Die ganze mitgenommene Habe gerieth in Gefahr, und wenn die Gabel des Damensattels zerbrach, so war der Schaden hier nicht zu heilen; trotzdem war der Anblick unwiderstehlich Lachen erregend. Delapierre stürzte auf das Thier los und gab ihm einen Fußtritt nach dem andern, bis es sich wieder auf das Hintertheil setzte und ihn drollig ansah, während das Gepäck in der gräßlichsten Unordnung vom Rücken herabhing. Zum Glück war wenig Schaden geschehen. Zu Dondegna wurde als Führer ein Schäfer, ein hübscher, kräftiger Bursch angenommen, der über den Cognepaß wollte und den Weg genau kannte. Er führte über wellenförmige mit grobem Gras bewachsene Hügel, ringsum von großartigen Bergreihen eingeschlossen. Wiederholt mußte der Gebirgsbach überschritten werden, immer öder wurde die Gegend, und Felsspitzen und Haufen von kahlen Blöcken wechselten mit einzelnen Rasenflecken ab, dem einzigen Augentrost in der düstern Umgebung, wenn nicht einige Alpenblumen oder ein gebüschartiger Rasen von blauen Gentianen einige Abwechslung brachten. Mitten auf einer einsamen sumpfigen Moorfläche stand ein sechs Fuß hohes Kreuz, wie der Schäfer erzählte, zur Bezeichnung der Stelle, wo man ein Bild der heil. Jungfrau gefunden, das natürlich Menschenhände nicht hierher gebracht haben konnten. Das vom Himmel gesendete Bild ward als eine geheimnißvolle und unschätzbare Reliquie nach Champorcher gebracht, wollte aber dort nicht bleiben, sondern verschwand gleich den nächsten Tag und wurde nicht lange darauf an dem ursprünglichen Fundort wieder entdeckt. Ein zweiter Versuch hatte natürlich keinen bessern Erfolg, und schließlich erbaute man eine einsame kleine Kapelle hart am Rande eines in schauerlicher Oede gelegenen vom Gletscher und schmelzendem Schnee genährten Sees. Hier wurde die Madonna aufgestellt und war mit ihrem Platz zufrieden; und alljährlich ziehen die Thalbewohner in Processionen herauf, um das Ereigniß zu feiern und vor dem wunderbaren Schrein von Notre Dame de la Neige zu beten.

Der Weg durch diese großartig öde Landschaft war wegen der Gleichförmigkeit der auf einander folgenden Bodenwellen nicht leicht zu finden, bis man die Höhe des Passes zu Gesicht bekam, und der Führer zeigte sich unentbehrlich. Einmal mußte Halt gemacht werden, um zu entdecken, wie Mora eine steile Strecke unter einer überhängenden Schneeschicht hinaufstemmen sollte, die der Führer für ungangbar erklärte und deshalb einen Umweg vorschlug. Damit wäre aber viel Zeit verloren gegangen, und Delapierre hatte unbegrenztes Vertrauen in die Leistungsfähigkeit seines Maulthieres unter den schwierigsten Verhältnissen. Er hatte aus dem Führer bald herausgebracht, daß die Kühe, die in den piemontesischen Gebirgen gute Kletterer sind, den Pfad hinaufkämen, und erklärte kurz: Où les vaches passent Mora passe aussi. E. stieg ab und wartete mit ihrem Gatten, auf einem großen Stein sitzend, den Ausgang ab. Der Führer nahm das Thier am Zaume und zog unbarmherzig daran, während Delapierre es am Schwanze hielt, damit es im Gleichgewicht bleibe, und auf diese Weise gelangte Mora unter allgemeinem Beifall glücklich hinauf.

King eilte seinen übrigen Gefährten voraus, als er den Col erblickte, eine schmahle Kerbe in der Kante des Felsgrates, welcher das Thal schloß, bezeichnet durch einen Steinhaufen und eine Stange mitten in einem umfänglichen Schneefeld. Die dem Thale zugekehrte Seite erschien in geringer Entfernung noch als eine fast senkrechte Wand, an der kein sichtbarer Pfad hinaufführte, aber es zeigte sich doch bei näherem Herantreten, daß ein Theil des im vorigen Jahre für den König angelegten Weges noch vorhanden war, und nach einem ziemlich beschwerlichen Klettern über lockeres Geröll und verwitterten schwarzen Schiefer stand King auf der Höhe des Passes, während die Andern wohl noch eine halbe Stunde zurück waren und wie kleine schwarze Flecken aussahen. Der Wind, der durch die schmahle Kerbe fuhr, war so schneidend kalt, daß der einsame Wanderer, vom raschen Steigen erhitzt, den Schutz eines Felsenvorsprungs aufsuchen mußte, ehe er sich dem empfindlichen Zuge auszusetzen wagte. Während er so dastand, hörte er über sich ein klirrendes Rauschen, und wie er emporblickte, sah er einen riesenhaften Lämmergeier von 10 bis 12 Fuß Flügelspannung wenige Ellen über sich durch die Spalte gesaust kommen. Der riesige Raubvogel schien das einsame Menschenkind für einen Eindringling in seine Felsenwildniß zu halten, denn als er den Engländer erblickte, machte er, ehe er weiter-

Digitized by Google

flog, eine halbe Schwenkung im Fluge und fixierte ihn mit seinen hellen Augen an, als beabsichtige er einen Angriff, was, nach den Erzählungen der Alpenbewohner zu urtheilen, nicht so ganz unwahrscheinlich war. Tschudi in seinem Thierleben der Alpenwelt berichtet, daß der Lämmergeier nicht selten das Manöver versucht, Jäger mit gewaltigen Flügelschlägen zu umkreisen, um sie über den Rand gefährlicher Abgründe zu drängen. Leute, denen solches geschehen ist, erklären, daß der Lärm und die Kraft und rasche Bewegung der gewaltigen Schwingen einen gewissen zauberhaften und unwiderstehlichen Einfluß auf sie ausgeübt hätten.

Als King sich endlich genug abgekühlt hatte, um sich dem bitterkalten Winde auszusetzen, konnte er sich dem Genuß einer wahrhaft erhabenen Aussicht in das Thal von Cogne hingeben. Seine Stellung auf der scharfen Kante des Grates zwischen zwei Thälern war höchst eigenthümlich. Das Val de Cogne lag schwarz und düster in fürchterlicher Tiefe zu seinen Füßen, während er rückwärts auf den einsamen Bergsee mit der kleinen Kapelle von Notre Dame de la Neige, eine passende Staffage für die feierliche Umgebung, blickte. Die blendenden Strahlen der untergehenden Sonne beleuchteten eine ganze Reihenfolge von großartigen Alpenketten, deren man sechs oder sieben hintereinander zählen konnte, und über alle ragte der schön und eigenthümlich gestaltete Grivola mit seiner scharf abgeschnittenen, auf der einen Seite vom fleckenlosesten Schnee umhüllten Spitze hervor. Unter diesen Felsgacken und Eispyramiden lagen Gletscherfelder von wunderbarer Ausdehnung. Der umfänglichste derselben, der Gletscher von Cogne, streckte sich links fast endlos den Mont Avietta hinauf.

Die Kälte gestattete der Reisegesellschaft nicht, lange auf der Höhe des Passes zu bleiben, und noch waren 2½ Stunden bis zum Nachtquartier zurückzulegen. Der Weg führte über die Sennhütten von Chavannes über einsame Alpen, und ehe die Hälfte zurückgelegt war, brach die Nacht an. Die Sterne erschienen, und Jupiter ging über den kalten todesstarren Eismassen des großen Gletschers von Cogne auf, und es dauerte nicht lange, so war die ganze Gesellschaft in tiefes Schweigen versunken, jedes einzelne Mitglied derselben mit dem gefahrlichen Wege beschäftigt, wo ein Fehltritt leicht verhängnißvoll werden konnte.

Der Hinabweg war, nachdem man die wellenförmigen Alpen von Chavannes hinter sich hatte, steil und beschwerlich genug für die Tageszeit; bei Sternenschimmer schien aber jede Gefahr doppelt so groß; der gähnende Abgrund zu den Füßen der Wanderer war so schwarz wie die Nacht, und viele hundert Fuß tiefer deutete ein schwachschimmernder weißer Streif die und da den Gebirgsbach an, dessen Rauschen zuweilen an das Ohr schlug. Schwer erkennbar wand sich der schmale Pfad, bei Tageslicht kaum breit genug für zwei Personen, an dem Rande tiefer Abstürze dahin. Mit dem Alpenstock in der Linken tasteten die Wanderer ihren Weg und stießen mehr als einmal in die Leere, so nahe waren sie dem Rande der Tiefe. Diesen steilen und gefährlichen Pfad, von keinem Geländer geschützt, mußten sie über loses Steingeröll und durch unebene Wasserrinnen, wo sie nicht sehen konnten, wohin sie den Fuß setzten, hinabklettern. Zu nicht allzulangen Zwischenräumen glitt Einer oder der Andere aus, oder prallte gegen ein unerwartetes Hinderniß an, oder watete plötzlich, ohne zu wissen wohin, durch einen Bach am Fuße rauschender Wasserfälle, und dies geschah beständig in einem Schritt, der ohne den Späher, welcher vorausging und mit wunderbarem Scharfsinn den Pfad aussuchte, ganz unmöglich gewesen wäre.

Nur zuweilen unterbrach der Führer die Todtenstille durch ein weithinhallendes Jodeln, das von den Bergen zurückschallte und bei den Sennhütten von Gollin aus weiter Ferne eine Antwort erhielt, wobei sich einige Minuten lang ein einzelnes Licht zeigte, und dann war Alles wieder still und einsam. Jupiter glänzte mit einer Helligkeit, welche King früher noch nie gesehen, und erleuchtete wirklich den Weg, wie er denn auch einen sichtbaren Schatten warf, so oft er über den gegenüberliegenden Gebirgsreihen sichtbar war. Dafür ließ er auch die Wanderer wieder in vollkommener Finsterniß, wenn er sich hinter einem hervorragenden Gipfel verbarg. Jedenfalls leistete ihnen sein Licht wesentliche Dienste, und ohne ihn hätten sie schwerlich den gefährlichen Weg in Sicherheit zurückgelegt. Endlich erreichten die Reisenden einen Lärchenwald, und der Pfad senkte sich dem ebeneren Thale zu, bis nach dreistündiger beschwerlichster Wanderung sich ihren Augen durch das nächtliche Dunkel einige weiße Gebäudemassen und ein Thurm zeigten, das längst ersehnte Cogne. Sie mußten lange klopfen, ehe sich ihnen das Thor des empfohlenen Quartiers öffnete, und fanden eine elende Kneipe vor, die von Unreinlichkeit starrte und wo das Ungeziefer sie auf dem bescheidenen Lager kaum schlafen ließ.

Mit einem zweiten Führer Namens Glarey, dem Bruder des Ortsgeistlichen, als Verstärkung, trat andern Morgens das muthige Paar die Wanderung nach dem Grivola an, obgleich dichter Nebel das Thal verhüllte. Doch waren die Wolken bereits in wirbelnder Bewegung, helles Wetter verheißend, und ehe die Reisegesellschaft eine nach Cretaz führende Brücke erreichte, drangen die Strahlen der aufgehenden Sonne durch den Nebel, der rasch die Berge hinaufrollte, und bald erblickte man den Mont Blanc in der Ferne. Das flößte frischen Muth ein, und munter ging es über ein Paar Alpenwiesen und dann zwei Stunden lang beständig bergauf durch einen wunderherrlichen Wald uralter Tannen und Lärchenbäume, von deren Aesten graue Flechten lang herabhingen. Der Wald lichtete sich wieder, und die Wanderer traten auf eine offene Alpenwiese heraus, wo sie zu ihrer großen Befriedigung den Himmel, das ganze Hochgebirge ringsum und das Thal unter sich wolkenfrei erblickten. Während sie sich in der Sennhütte der Alpe etwas Salz klar stoßen ließen, machte ihnen eine Frau, die heraustrat, großen Spaß durch das mitleidige Jammern, das sie über E.'s Schicksal aufschlug, daß sie von einem grausamen Ehegatten mit in das unwirthliche Hochgebirg hinaufgeschleppt würde. Sie ließ ihren Zorn King recht wohl merken und rief beim Abschied im kläglichsten Tone aus: Pauvre femme! E. meinte lachend, sie sollte lieber sagen: Pauvre mule! — da sie selbst sich glücklich genug fühle. Die Frau zu über-

Digitized by Google

zeugen, war ganz unmöglich, und als das Paar herzlich lachend weiterschritt, sah es die gute Seele mit unverhülltem Mitleid dem Zuge nachsehen bis er wieder im Walde verschwand.

So wenig betreten war dieser Wald, daß die Aeste erst weggebogen werden mußten, um E. zu gestatten, unter denselben hindurchzukommen, und bald gelangte man an den Rand einer tiefen und langen Schlucht, auf deren andern Seite die steilen Wände und Klippen des Grivola in grauenerregender Wildheit zum Himmel emporstarrten. Die höchste sichtbare Spitze war eine dem Aufschein nach unzugängliche Gruppe zerrissener Aiguilles, deren Trümmer in ungeheuren Steinhaufen über die Schlucht zerstreut lagen. Hinter den Alpenrosenbüschen des steilen Abhanges versteckt, suchten King und Glarey mit dem Fernrohr jede Klippe und Felsenplatte ab, um Steinböcke oder Gemsen zu entdecken, aber ohne Erfolg, obgleich Glarey einen schönen grünen Rasenfleck bei einer Quelle unten im Thale als die Stelle zeigte, wo er im Frühjahr auf dem Anstand zwei männliche Steinböcke rechts und links geschossen. Mit der Begeisterung eines ächten Waidmannes sprach er von ihrer edlen Haltung, von der Stattlichkeit, mit der sie ihr schönes Gehörn tragen, und von der Breite ihrer Brust. Auch vergaß er nicht den saftigen Wohlgeschmack ihres Fleisches, das nicht schwarz wie das der Gemsen, sondern mehr wie Kalbfleisch aussieht.

Die Reisenden hatten jetzt das Val de Cogne tief unter sich gelassen, und die Häuser und die Kirchen in demselben waren zu winzigen Kleinheit zusammengeschrumpft. Hier hatten sie auch durch die Oeffnung am Ausgang des Thales eine schöne Aussicht auf den Graud Joraſſe in der Montblanckette; der Monarch selbst aber blieb hinter den vorspringenden Wänden des Grivola versteckt. Der Weg führte auf steilem und steinigem Pfade in die Schlucht hinab und dann wieder sanfter ansteigend an einigen leerstehenden Sennhütten vorüber gerade auf die gewaltige steilabschüssige Masse des Grivola zu. Unter dräuenden Klippen wurde der Pfad allmählich wieder so steil und festig, daß E. nicht länger auf dem fortwährend über Felsenbrocken auf- und abtletternden Maulthier sitzen bleiben konnte. Man entschloß sich daher, es an einen Campagnepfahl gebunden auf einem kleinen freien Platz stehen zu lassen, wo es zum Zeitvertreib bis zur Rückkehr der Reisegesellschaft einiges grüne Gestrüpp fand. Der Wein und der größte Theil der Lebensmittel wurden in Versteck gelegt, der Sattel von Delapierre in einer Felsenspalte untergebracht und eine Flasche guter Rum als letzte Reserve unter ihm in den Plaids versteckt, — nicht als Vorsichtsmaßregel gegen Fremde, sondern gegen Glarey, der in dieser Hinsicht nicht zum Besten empfohlen war. Während er ein reichliches Frühstück einnahm, besichtigte King durch das Fernrohr auf das sorgfältigste den Felsengrat und die möglichen Zugänge; aber was aus der Ferne nicht besonders reich an Hindernissen erschienen war, zeigte sich jetzt als ein waghalsiges Unternehmen. Von den bereits erwähnten zerrissenen Nadeln, welche über den senkrechten Wänden emporragten, streckte sich ein langer gezackter Grat bis zu einem schneebedeckten Pic, dem Tête Noire am obersten Ende der Schlucht. Die zerspaltenen und zerrissenen Klippen hingen drohend über den Köpfen der Wanderer, und unter ihnen hin führte der Aufstieg über wild durcheinander geworfene Felstrümmer, welche der Wechsel zwischen Frost und Thauwetter das ganze Jahr hindurch absprengte und von oben herunterfallen ließ. Glarey nannte dieses Trümmerfeld im Patois des Landes Clapyey.

Nur drei Wege schienen sich nach dem Gipfel darzubieten. Der erste führte unmittelbar über den Rastort einen Abhang von fast unermeßlicher Höhe hinauf, der so steil geneigt war, daß der geringste Fehltritt den Strauchelnden die Wand hinab und über den Rand des Abgrunds stürzen machte. Von diesem Weg, obgleich er nach Glar y's Aussage manchmal betreten ward, mußte abgesehen werden, da man die Gletscherstricke bei dem Maulthiere zurückgelassen hatte. Man entschloß sich daher für den zweiten Weg, der an einer hohen Felswand hinführte. Eine halbe Stunde waren die Wanderer mühsam in die Höhe geklettert, als Glarey, der zuletzt ging, Halt rief, weil die Uebrigen an dem einzigen andern Pfade, der auf die Spitze führte, vorbeigegangen waren. Er wies auf eine schmahle Felskante, die an einer grauenerregenden steilen Klippe hinaufstieg. Der schmahle Rand, auf dem sie gerade standen, war geräumlich genug für E. zurücksitzen; Platz zum Sitzen war nicht da; und obgleich sie sich sonst noch nie angegriffen gefühlt hatte, erklärte sie jetzt, daß sie nicht, ohne schwindlig zu werden, auf das tief unten grasende Maulthier hinabblicken könnte. Den von Glarey angedeuteten Pfad fand King mit Delapierre so gefährlich, daß er seine Recognoscirung jetzt bald wieder aufgab und lieber wieder auf die schmahle Kante zurückkehrte, wo manchmal kaum Platz für die Füße war. Glarey rieth unter diesen Umständen, den Versuch weiter zu kommen aufzugeben. King aber hatte entdeckt, daß sich das Trümmerfeld bis an den Tête Noire und an diesem hinaufzog, und glaubte nach dieser Richtung hin nicht mehr Schwierigkeiten zu finden, als auf dem während der letzten Stunde zurückgelegten Wege. Er erklärte seinen festen Entschluß, diesen Pfad zu versuchen, und machte sich mit den Uebrigen alsbald auf den Weg; doch nach sehr kurzer Zeit mußte er entdecken, wie beträchtlich er die anscheinende Entfernung und die Höhe der Felsen überschätzt hatte.

Der einzige gangbare Pfad lief hart an der Felswand hin, war aber selbst hier nicht sicher, denn wie die Sonne das gefrorene Gestein austhaute, stürzten von oben beständig Felsstücken und Geröll herunter und schossen über die Köpfe der unten Wandernden hinweg, oder klapperten vor und hinter ihnen die steile Wand herunter; zum Glück wurde Niemand verletzt. Aber als man diese Strecke zurückgelegt hatte, kam man zu dem eigentlichen Trümmerfelde, das sich als ein gar gewaltiges Hinderniß zeigte, so unschuldig es aus der Ferne ausgesehen hatte. King und Delapierre halfen E... hinauf, und selbst da mußte sie noch alle ihre Kräfte aufbieten, um die Schwierigkeit zu überwinden. Es war ein unübersehbarer Haufen von wild übereinander gethürmten Felsentrümmern oder vielmehr ganzen Felsen, die oft zu hoch und steil waren, um erstiegen werden zu können. Ueber die kleinern kletterten die Männer mühsam hinweg und zogen dann E. nach; die

Digitized by Google

größeren mußten umgangen werden, und dabei ging es immer fast senkrecht beganf und mit nicht geringer Gefahr von Unfällen in den tiefen mit lockerem Schnee ausgefüllten Spalten zwischen den scharfkantigen Felsenstücken. Auch E...'s Kleid blieb beständig an den Blöcken hängen, die oft so im Gleichgewicht lagen, daß der leiseste Anstoß sie umschlagen und herunterkollern machte.

Unter solchen Umständen konnten die Emporklimmenden nur langsam vorwärts kommen und wenig Zeit finden, sich umzusehen, denn alle Aufmerksamkeit war von den Gefahren und Beschwerden des Augenblicks in Anspruch genommen; aber als sie endlich auf dem schmalen zerrissenen Gipfel standen, war der Anblick, der sich ihnen darbot, über alle Beschreibung prachtvoll und großartig.

Die Unermeßlichkeit und Erhabenheit des Schauspiels war überwältigend; Keiner sprach für die ersten Augenblicke, und auch dann blos mit gedämpfter Stimme, als ob Worte nichts und viel zu bedeutungslos wären. In einer Entfernung von nicht mehr als 10—12 Wegstunden von dem Standpunkt der Beschauer dehnte sich in ununterbrochener Reihe die silberfunkelnde Mauer eisstarrender Spitzen hin, die ganze Reihe der penninischen Alpen vom Montblanc bis zum Monte Rosa, 12—15 Meilen lang, der schneebedeckte Kamm von einer schwachen goldenen Röthe glühend, die gemeinsame Wirkung der Entfernung und des Abendsonnenscheins. Kein dazwischenliegender Grat, mit Ausnahme der Spitze des Mont Emilius, unterbrach die herrliche Rundschau. Der wolkenlose Himmel war von tiefster Bläue, deren Anblick fast den Augen schmerzhaft wurde, und Glarey erklärte, einen solchen Tag in diesem Gebirge noch nicht erlebt zu haben.

Der Standpunkt der Reisegesellschaft war auf einem gewaltigen Außenwerk der Kette der grajischen Alpen, die sich auf beiden Seiten und hinter ihrem Rücken als ein überwältigendes Labyrinth von Berggipfeln und Gletscherfeldern darstellte. Die östliche Grenze bildete das Fenêtre de Cogne, Mont Arietta, der Cognegletscher, und das große Paradies. Südlich erblickte man den Töte Noire und die schneebedeckte Masse des Monte Rosa, und dann, durch einen unregelmäßig gezackten Grat damit verbunden, die höchst unzugängliche und wunderbar gestaltete Spitze des Corne de Cogna, den Pic de la Grivola, der, so oft die Wanderer ihn auf ihren Streifzügen erblickt hatten, ihre Bewunderung rege machte, jetzt aber, wo sie ihn in unmittelbarer Nähe vor sich sahen, ihnen noch weit außerordentlicher erschien. Nach Norden zu hob sich sein Abhang, gerade und scharf wie nach dem Lineal abgeschnitten, mit tiefem und glattem Schnee bedeckt, in einem Winkel von vielleicht 45 Grad, und allem Anschein nach viel zu steil, um von einem Menschenfuß erklimmt zu werden, von dem schwarzblauen Himmel ab, während er im Süden eine fast senkrecht abstürzende, schwarze, rauhe Fläche darbot, die abgerissenen Enden emporgehobener Felsschichten.

Unmittelbar unter den Beschauern, zwischen ihnen und dem Grivola, streckte sich der unermeßliche Monnaiegletscher hin, in aller Stufenfolge der Eisbildung vom Revé an. Unter dem Grivola und Rossa war er vollkommen glatt und von fleckenlosem Glanz, dann wo die Verschiebungswellen zunahmen, von Spalten vom prachtvollsten Blau durchzogen; allmählich in ein wildes Meer von Eisbergen und spitzen Nadeln von 50—100 Fuß übergehend, und schließlich seine dunkle Moräne über das schmutziggefärbte Eis meilenweit in das tiefe Thal hinabschiebend. Obgleich der Standpunkt Kings und seiner Gefährten in beträchtlicher Höhe über dem Gletscher sich befand, so hing der schmale schwindlige Rand, auf dem sie Fuß gefaßt hatten, doch so senkrecht über dem Eismeer, daß sie die mächtigsten Felsblöcke, die sie zu heben im Stande waren, hinunterkollern konnten, und es war ein großartiger Anblick, sie beim Hinabstürzen auf eine hervorspringende Klippe treffen zu sehen, wo dann eine ganze Wolke von Splittern herumstiebte, und dann ihnen weiter zu folgen, wie sie in weiten Sätzen mehrmals aufschlagend über den Gletscher sprangen, um schließlich von einer Crevasse verschlungen zu werden.

Eigenthümlich nahm sich der warme, rosig goldene Ton des eisstarrenden Kamms der penninischen Alpenreihe aus, nachdem das Auge eine Weile auf dem kalten weißen Nordabhang der grajischen Alpen und ihren unermeßlichen Gletschern und Schneefeldern geruht hatte. Allmählich fand sich der Blick in dem Labyrinth zurecht und erkannte alte Bekannte, obgleich zuweilen in veränderter Gestalt. Die ungeheure Masse des Montblanc mit seinen Aiguilles erhob sich links, und von ihnen an die ganze Reihe der penninischen Alpen bis zum Mont Combin, fast gerade im Norden von dem Standpunkt der Reisenden. Alle andern aber übertraf an Gewaltigkeit und Merkwürdigkeit die gigantische Pyramide des Matterhorns durch ihre einsame Größe und ihre wunderbaren Verhältnisse. Während man den Riesen ansah, schien er wirklich emporzusteigen, wie das Auge seine wirkliche Größe immer mehr würdigte. Die Zwillingspics Mischabel und Alphabel standen daneben, und dann das wohlbekannte Breithorn; und endlich der Lyskamm und der Monte Rosa, die Königin der Alpen. Die Spitze des Mont Emilius verdeckte einen Theil des Panorama's; doch konnte man leicht die Vincentpyramide, die Signalkuppe, die Zumsteinspitze und ein Stück der höchsten Spitze unterscheiden.

Während King einige Beobachtungen anstellte und eine Ansicht des Grivola zeichnete, ging Delapierre voraus, um einen bequemen Herabweg zu suchen, zu dessen Auffinden der Ueberblick von der Höhe Hoffnung gegeben hatte. Er kam auch nach einer guten halben Stunde mit günstiger Nachricht zurück, und nun ging es zum Theil über Schneefelder, wodurch das mühsam zu überkletternde Trümmerlabyrinth umgangen wurde, diesmal bequemer bergab, obgleich sich auch hier die Kletterer manchmal mit den Alpenstöcken Stufen in den Schnee machen mußten. Unterwegs fand man noch frische Spuren eines Steinbocks, ohne daß Thier selbst erblicken zu können, und Abends acht Uhr war die ganze Gesellschaft wieder ungefährdet in Cogne.

Digitized by Google

Chronik.

Bettina v. Arnim †.

— Am 20. Januar starb in Berlin nach längerem Leiden die 73jährige Wittwe Achim v. Arnims, das wunderbare Kind Bettina, die exotische Blume des katholischen deutschen Südens, mit welcher vielleicht die letzte Gestalt unserer litterarischen Romantik zu Grabe getragen wird. Sie hatte lange Zeit ihr Geburtsjahr geheimgehalten, nicht aus gewöhnlicher Eitelkeit alternder Frauen, sondern um ihre poetischen Naturevangelien für Offenbarungen einer wirklichen Kinderseele ausgeben zu können. Das Kirchenbuch zu Frankfurt a. M. war aber so pedantisch und unerbittlich, nachzuweisen, daß die Schwester Clemens Brentano's, die Enkelin der Sophie Laroche, schon 1785 geboren war. Das Kind, welches 1807 das dichterisch erträumte Verhältniß mit Goethe hatte, war also damals schon eine 22jährige Jungfrau, und was die 50jährige Matrone 1835, als ihr Briefwechsel eines Kindes mit Goethe erschien, in die Ergüsse eines poesieberauschten Mädchens hinzugethan und „hineingeheimniß" hatte, trug vielfach den Stempel älterer Herzenskunde und einer Weisheit, die auf dem Boden des skeptischen Berliner Lebens sich schärfte und raffinirte, sich im Gegensatz zu der Katheder-doctrin jener Begriffsphilosophen gefiel, welche vom Rausch der Offenbarung nichts wissen wollten und die ganze Welt als Rechenexempel systematisch darlegten. Daß Goethe aus Bettinens begeisterten Briefen an ihn Sonette gemacht, erwies sich auch bald als eine ausgemachte Lüge; es ward nachgewiesen, daß Bettina vielmehr die Goethe'schen Verse rückwärts in Prosa aufgelöst hatte und als ihre Originale ausgab. Daß Goethe die olympische Ruhe, die sie an ihm gefeiert, in Wahrheit so weit getrieben, daß er ihr sein Haus verbot, als sie seine „kleine Freundin", die Bulpius, beleidigt: gehörte zu den Thatsachen einer historischen Wirklichkeit, die allzu bitter mit Bettinens Phantasien contrastirte. Dies hebt aber keineswegs die innere Bedeutsamkeit ihres Wesens auf. Mignon und Philine in Einer Person, hat Frau v. Arnim, etwa seit 1817 Achims Gattin, und seit 1831 dessen Wittwe, in der ihr selbst objectiv gewordenen Natur eines Kindes Offenbarungen gegeben, die zu den schönsten Ergüssen unserer romantischen Schule gehören. Daß sie dazu die Form von wirklichen Briefen wählte, um ihren Memoirengehalt und ihr Glaubensbekenntniß im wirksamen Styl der Erlebnisse zu geben, ist als licentia poetica zu nehmen. Die Briefe, in denen sie die Frau Rath sich ergehen läßt, sind, wenn sie gemacht sind, Musterstücke der Charakteristik. Das Tyrolerjahr 1809 sah sie in München. Eine Bacchantin der Völkerfreiheit, lief sie allnächtlich hinaus um die Feuer zu sehen, die auf den Bergen brannten, und an des großen Dichters kaltgewordenes, dem Schicksal des heimischen Volkes abgewandtes Herz mit der Mahnung zu klopfen, seinen Wilhelm Meister zu Ende zu dichten, d. h. ihn hinaus in die Berge zu schicken, wo das Blut deutscher Brüder floß. — Fünf Jahre später (1840) brachte sie das Buch: „Die Günderode." Dieser Briefwechsel mit der 1806 freiwillig geendeten Stiftsdame ist, wenn er wirklich a tempo geschrieben, noch älter. Das Andenken an diese romantisch untergegangene Frauennatur ist erst kürzlich wieder litterarisch erneuert. (S. Europa 1858.) Die Anachronismen im Buche, besonders die Hinweise auf den Fürsten Primas und seinen Hof, während die zum Tode der Günderode das alte deutsche Reich noch bestand, führten zu der Annahme, hier sei ebenfalls Alles erlogen, während es vielleicht aus Briefbruchstücken nachträglich ausgedichtet ist. „Dies Buch gehört dem König" war mehr in Form von Monologen verfaßt, die sich jedoch an den preußischen Herrscher richteten, um den Romantiker in ihm für das zu gewinnen, was Frau v. Arnim, Savigny's Schwägerin in Berlin, für zeitgemäße politische Wahrheit hielt. — Gisela ist der Name derjenigen ihrer Töchter, von welcher Compositionen mit Arabesken und die Märchen von der Mondkönigin u. s. w. herrühren. Den Briefwechsel des Kindes mit Goethe übersetzte Frau v. Arnim selbst ins Englische, und zwar auf höchst originelle Weise, da sie dabei die Gelegenheit wahrnehmen wollte, den steifen, der Romantik verschlossenen Engländern zu zeigen, wie man ihre Sprache gebrauchen, musikalisch frei ausbilden und umschaffen müsse. Die Werke ihres Gatten, Achim v. Arnim, der oft genug nach ihren Eingebungen gedichtet haben mag, gab Bettina in zwölf Bänden mit einer Einleitung und Revision von Wilhelm Grimm heraus. Ihr „Ilius Pamphilius" war ihr letztes Buch. Die Art, wie sie auch geschäftlich ihre Launen durchsetzte, war ebenso originell wie ihre ganze Natur. Das schöne braune, dunkle Flammen sprühende Auge dieses wunderbaren Phantasus hat sich nun auch geschlossen; Goethe's Mutter wußte für dies Auge nichts was ihm entsprach als den Ton des Violoncells.

Mohamed und Irene.

— Nachdem sich in Dresden die glänzende Darstellung dieses neuen Drama's, — glänzend bei der ebenso gediegenen wie schwungvollen Durchführung der zwei Hauptgestalten durch Davison und Frau Bayer-Bürck, — mehrfach wiederholt hat, wird nachträglich ein unbefangenes Urtheil über Werth und Richtung dieser dramatischen Arbeit stattfindt sein, während die örtliche Tageskritik, schnell fertig mit dem Wort, auch hier in Lob und Tadel sich übereilt hat. Von ungewohnten Seiten drängen jetzt mehr wie je ganz neue Kräfte heran, um sich der Bühne zu bemächtigen. So sehr dies namentlich auf dem Boden der Tragödie als erfreulich zu begrüßen ist, für die noch immer in Deutschland theils der Sinn des Publicums, theils der Styl der Schreibenden unsicher schwankt, so bedauerlich wäre es, bliebe die Bühne, diese so schmerzlich und so viel umworbene Braut, jener böhmischen Bibuffa ähnlich, welche alle ihre Freier verschlang und tödtete. Oder gleicht die deutsche Bühne einer schwer einnehmbaren Festung, wo so viele Stürmer mit ihren Leibern erst die Gräben füllen müssen? In Gustav von Meyerns „Heinrich v. Schwerin" sahen wir unlängst einen mit ungewöhnlicher Kraft gewappneten patriotischen Anlauf zum Drama im größern Styl; die Kraft aber verpaffte in patriotischer Prahlerei und lief sinnbethört in die einem Nationalfeind vorgeworfenen Fehler, blos aus Mangel an Haltung und gesundem Menschenverstand. Was wir guten Ton

Digitized by Google

und gesunden Menschenverstand nennen, braucht das Theater höchst nothwendig, denn hier treten alle Gebrechen, die sich in der Lyrik und im Roman verstecken können, durch Glanz der Zuthat jeder Zeit offen zu Tage und lassen sich selten decken. In Alexander Schnetzer's „Mohamed und Irene" hat der phantasie- und gedankenreiche Schwung des Ideologen und die Rhetorik des Katheders einen Anlauf im Kothurnschritt gemacht. Von dieser Seite ist vielfach die deutsche Bühne in Angriff genommen; bei einer „Nation von Denkern" hat das nicht fehlen können. Wir müssen auch wünschen, daß die Bretter, sollten sie sich selbstgefällig eignen Zwecken ergeben, die mit ihrer Technik und Convenienz gegen Litteratur und Wissenschaft abschließen, fortgesetzt von dieser Seite in Belagerungszustand erhalten werden. Allein nicht die Bühne mit ihrem Handwerk und ihrer Technik, die Ideologen mit ihrem abstracten Dünkel sind schuld, bleiben beim fortgesetzten Bruch zwischen Beiden jene beiden kleinen, aber höchst nothwendigen, höchst unentbehrlichen und höchst wirksamen Mächte: guter Ton und gesunder Menschenverstand, auf Seiten des Theaters. Der Schwindel und der Stolz abstracter Ideologen hat für Scribe und Charlotte Birchpfeiffer nicht Schimpfwörter genug auftreiben und erfinden können. Beide aber sind groß mit diesen kleinen Mächten und kleinen Mitteln: sie heißen abermals guter Ton, Menschenmöglichkeit und gesunde Vernunft. Gegen diese Mächte sündigen, heißt noch nicht Genie sein, und im neuen gewaltigen Anlauf den deutschen neuen tragischen Styl erobern. Die Sünden des Hochmuths deutscher Ideologen rächen sich furchtbar und unausgesetzt. Alexander Schnetzer, nicht blos ein Mann von wissenschaftlicher Geltung, sondern ein Gelehrter, dem der ganze Schwung poetischer Idealität zu Gebote steht, hat mit einem Aufgebot der Gedankentiefe und Phantasie ein großes, idealschönes Thema in Form eines Drama's entworfen, dialektisch durchempfunden, wohl angelegt und mit Starken, oft mehr als rhetorischen, oft ächt poetischen Mitteln durchgeführt: — es ist nur schade, daß es keine lebendige Menschen sind, die dies klug angelegte und groß empfundene Thema abhandeln, daß die gesunde Vernunft sich bis zur Empörung weigert, ein inhaltschweres Problem so zu lösen, wie der Verfasser es abstract sich vordocirte, mit allem Aufwand poesiereicher Reflexion, Sophistik und Selbsttäuschung sich und uns glaublich machen will. Mohamed II. liegt vor Byzanz; sich im Christenblut zu baden, ist seine höchste Mission, der Halbmond soll das Kreuz besiegen, denn sein Christenhaß ist ein Fanatismus um des Propheten willen. Irene, Tochter eines deutschen Fürsten, der in Constantinopel sicht, fällt in seine Hände. Die Ahnung des Mädchens von seiner Seelengröße täuscht sich nicht; sie gewinnt ihn durch die schmeichlerische Schwärmerei, in ihm einen Helden großen Styls zu sehen, sie besticht sein Herz, und es überkommt ihn mit dieser Liebe die Ahnung vom Walten einer Milde, wie sie das Christenthum zu seinem Inhalt hat. Im süßen Reiz dieser Neigung erstirbt der Fanatismus der Blutlust, der Glaube an Frauenwürde und Menschengröße steigt in ihm auf, und da sie sein Herz regiert, die Leidenschaft zu ihr ihn ganz entwaffnet, gelingt es ihr sogar, das alte Berurtheil gegen ihre Brüder in ihm zu brechen. Sie macht ihn, in der Verkleidung eines Derwisches, zum Zeugen einer Scene edler Entsagung und ächten Ehrgefühls, wie er sie bei Christen nicht für möglich gehalten, indem sie Mittel fand, ihn heimlich in den Kreis der Ihrigen zu führen, die, sich selbst überwindend, ihr dem Sultan gegebenes Wort zu halten geloben und sie wieder frei mit ihm ins Lager der Türken entlassen, wo der Tod ihrer harren sollte. Diese Scene, am Schluß des dritten Actes, hat einen Anstrich von Komödiantterei, zu dem sich die Heldin schon verführte. Mit Act 4 aber verführt der Dichter sich selbst, und dergestalt, daß ihm kaum die Darstellerin, will sie Wahrheit geben, folgen kann, zu einer Täuschung und zu einer Lüge, die gegen alle Menschenmöglichkeit streitet. Die ideale, edel fühlende, von ihrer hohen Mission und zugleich vom Gefühl für ihren Mohamed schön durchglühte Irene hat es erreicht, daß er Frieden mit Byzanz macht und schon die Urkunde unterschrieb zur Freiheit für alle Christensklaven seines Reiches, und dieselbe edel denkende, tief und verklärt fühlende Irene, damit sich nicht begnügend, ist kindisch genug, auch noch seinen formellen Uebertritt zu fordern, — gemein genug, sich in die Intrigue eines Gauners einzulassen, der den edlen großartigen Herrscher bei einer Gondelfahrt, zu der ihn die Liebe verführt hatte, nächtlings gefangen nehmen und an Byzantiner und Genueser, an elende Subjecte von Christen, ausliefern muß. „Alles zu seinem Seelenwohl!" bildet sich Irene ein, um ihn des höhern Heils, wie es Christus predigt, theilhaft zu machen. Davon abgesehen, daß ein wahrhaft liebendes Weib niemals dem geliebten Mann, zumal solchem starken und als furchtbar bekannten, eine Entehrung zumuthet, — es widerstreitet das jeder Psychologie und dem von uns obenerwähnten einfachen gesunden Menschenverstande, — so ist solche Selbsttäuschung und Lüge vielleicht auch nur einem gelehrten und abstracten Ideologen möglich, der ein Thema, das Menschen verhandeln sollen, auf dem Papier und wie ein rhetorisches Stück für's Katheder sich zurechtrickt, unbekümmert, ob hier noch Menschen mit warmem Herzen, natürlichen Sinnen und lebendig klopfenden Pulsen seinem schemenhaften sophistischen Exercitium folgen. Hier liegt in der dramatischen Arbeit von Alexander Schnetzer ein Bruch, der nicht wieder auszugleichen ist. Das im Anlauf schön und groß gedachte Thema, wie die Liebe zu einer edlen Christin den fanatischen Moslem christianisirt, mit all dem Wechselkampf zwischen Gewohnheit und Neigung, Fanatismus und Glauben an Menschenwürde, den die drei ersten Acte entwickeln, zerbricht an der rhetorischen Selbsttäuschung, an der Annahme dieser leeren Finte des abstracten, in sich aber erlogenen Calculs. Wo das Menschenmögliche aufhört, hört auch alle Poesie auf. Es ist möglich, daß diese nicht weit gelangt, hält sie sich in den Linien, die der gesunde Menschenverstand zieht; allein ohne ihn ist sie gar nicht, denn sie besteht in leerer Hohlheit und in einer Rhetorik, die sich vergeblich bemüht, sich und uns zu täuschen. Das Wesen dieser Art rhetorischer Scheinpoesie steckt auch von vorn herein in der Figur des Großvezirs Chalil, der ein gemeiner Schurke, Beutelschneider und Glücksritter ist, und doch vom Autor mit einem täuschenden Schimmer von Glückseligkeitsprincipien zum Besten der Welt umgeben wird. Nur die gelehrte Abstraction kann sich einbilden, Schurken auch noch als Schwärmer idealistisch zu können. — Dawisons Darstellung des Mohamed erinnert im besten Sinne an seinen Othello, eine seiner größten Leistungen im Kothurn der Tragödie. Frau

Digitized by Google

Bayer-Bürck spielte die Irene so ergreifend schön, daß sie uns — fast glauben lassen könnte an die große Unwahrheit ihrer Rolle. Bei der dritten Aufführung wurde das situationsreiche Stück um die eine Scene gekürzt, in welcher die Janitscharen ihren Sultan um des Kreuzes willen, zu dem er sich neigt, verhöhnen. — Ein früheres Drama von Alex. Schnetzer: „Arnold von Selenhofen, Erzbischof von Mainz", wurde einmal in Gotha gespielt. Seine Schrift: „Der zweite Theil des Goethe'schen Faust" (Jena bei Mauke, 224 S.) erschien im vorigen Jahre.

Kinkel's deutsche Zeitung in London.

x. Bisher sind alle Versuche, in London deutsche Blätter zu begründen, gescheitert, weil diese, gelind ausgedrückt, tactlos redigirt wurden. Die Londoner deutsche Zeitung, welche unter den Auspicien und auf Kosten des Herzogs Karl von Braunschweig erschien, war nichts als eine Sammlung von politischen Brandbriefen und Schmähungen und ging unbedauert zu Grunde. Spätere Unternehmungen, denen meist die Geldmittel fehlten, hatten nur kurze Dauer, und doch ist es wünschenswerth, daß auch die Deutschen in England ein Organ in der Presse haben, welches ihren Wünschen und Bedürfnissen entspricht und sie mit dem Vaterland in fortwährender geistiger Verbindung erhält. Sie bedürfen der frischen und unablässigen Anregung. Ein solches Blatt will Gottfried Kinkel ihnen in seinem „Hermann" geben, einem deutschen Wochenblatte, dessen erste Nummer am 8. Januar erschien. Es ist eine alte Wahrheit, daß Flüchtlinge, welche lange Zeit von ihrer Heimath entfernt sind und in fremder Umgebung leben, den richtigen Maßstab für die vaterländischen Verhältnisse einbüßen, daß sie vorbittert bleiben und Wünsche oder Phantasien hegen, welche den concreten Thatsachen und der fortschreitenden Entwickelung nicht entsprechen. Wir freuen uns, daß, nach der uns vorliegenden Nummer des Hermann, Kinkel zu Denen gehört, welche vergessen und gelernt haben. Ihm ist auch im Exil, in welchem er wie ein vollendeter Biedermann durch rastlosen Fleiß und unermüdliche Ausdauer sich mit Ehren durchkämpft, die Liebe und Begeisterung zum Vaterlande nicht abhanden gekommen, während sein Urtheil über unsere öffentlichen Angelegenheiten milder geworden ist. Man sieht ihm das redliche Streben an, die Dinge von seinem Standpunkt aus richtig zu würdigen, und wir zweifeln nicht daran, daß er unseren Landsleuten jenseit des Kanals ein nützliches und würdiges Organ in der Presse verschafft. Zum Wahlspruche desselben hat er Schillers Worte aus dem Tell genommen:

Was auch draus werde, steh zu deinem Volk!
Es ist dein angeborner Platz.

Gottfried Kinkel hat, als Schriftsteller, als Gelehrter von hohem Geiste und als ehrenfester liebenswürdiger Mensch, viele Freunde und Verehrer auch unter Denen, welche seine politischen Ansichten nicht theilten. Die mannhafte Art, wie er sich in London durchs Leben kämpft, die Würde und der Stolz, womit er das Exil erträgt, seine romantische Flucht und der tragische Tod seiner trefflichen Gattin, haben das Interesse für ihn nur noch erhöht. Sein volles Haar soll bleich geworden sein; wir glauben es gern, denn Kinkel hat schwere Prüfungen überstanden, aber sein Geist ist frisch, sein Herz gesund und sein Muth ungebrochen geblieben. Wir wünschen ihm einst frohe Heimkehr ins Vaterland und bis dahin seinem Blatte das beste Gedeihen. Es wird ja wohl auch bei uns in Deutschland gelesen werden dürfen.

Die altdeutschen Wandgemälde auf Schloß Runkelstein.

c. Die in der Talserschlucht romantisch gelegene Veste Runkelstein bei Bozen in Tyrol birgt einen künstlerischen Schatz in ihren Mauern, der dem größeren Publicum bisher noch allzuwenig bekannt war. Es sind das die Fresken, mit denen die einstigen Herren des später an die Fürstbischöfe von Trient gekommenen Schlosses, die reichen Brüder Nikolaus und Franz Vintler, am Beginn des 15. Jahrhunderts ihren Edelsitz schmücken ließen, und von denen jetzt das Ferdinandeum in Innsbruck durch den Maler Selos hat Copien anfertigen lassen, die in 23 Farbendruckblättern und mit erklärendem Text von Dr. Ignaz Zingerle im eigenen Verlage des genannten Instituts erschienen sind. Wer der ursprüngliche Meister dieser in dem treuherzigen altdeutschen Style gehaltenen und sehr sinnvoll componirten Wandgemälde gewesen, dürfte leider nicht mehr zu ergründen sein; nur soviel ist gewiß, daß 100 Jahre etwa nach ihrer Entstehung die zwei Hofmaler des Kaisers Maximilian, Jörg Hölderer und Fr. Lebenfacher, auf dessen Befehl eine Erneuerung mit ihnen vornahmen, die aber wohl nicht gerade eine Verbesserung zu nennen war. Ein Theil der Bilder gab Illustrationen zu einem noch immer ungedruckten Gedicht des steyerischen Sängers Pleier, „Gawel vom Thale", und wir sehen z. B. die mit unzähligen Figuren ins Werk gesetzte Darstellung einer Feldschlacht vor uns, deren Anordnung und Gruppirung man alles mögliche Lob spenden muß. Auch noch ein anderes Bild enthält viele Personen, die gut vertheilt sind, und zeigt uns den König Artus inmitten seiner fröhlich schmausenden Tafelrunde. — Ein zweites Gemach war mit Scenen aus „Tristan und Isolde" geschmückt, doch hat gerade ihnen eine ungeschickte Restauration viel von ihrer alten Trefflichkeit genommen, die da, wo die Bilder in unversehrtem Zustande blieben, sich noch auf erfreuliche Weise offenbar macht. — In einem dritten Saal waren die Porträts berühmter Heroen des Alterthums, jüdischer Weisen und christlicher Könige, sowie die Helden unsterblicher Ritterdichtungen und die edelsten Liebespaare, von denen die Sänger melden, angebracht, d. h. es befanden sich da in Bildern u. A. Karl der Große, Gottfried v. Bouillon, Dietrich v. Bern, Parcival, Zwein, Wilhelm v. Oesterreich und seine Aglei, Tristan und seine Isolde, und zuletzt Wilhelm v. Orleans und seine Amelei. Daneben gab es auch sagenhafte Riesen und Riesinnen. Ein Badekämmerchen endlich hat Raum für zwei kleine, aber sehr zarte und poetisch erfundene Gemälde, wovon das eine und eine Gesellschaft tanzender Ritter und Fräulein (wohl im Sinne Wolframs v. Eschenbach), sowie das andere Margarethe Maultasch, sich im Ballspiel übend, vorstellt.

Digitized by Google

Kurze Nachrichten.

Schöne Litteratur.

Robert Heller hat als zweiten Band seiner „Ausgewählten Erzählungen" die zuerst von den „Hamburger Nachrichten" veröffentlichte Novelle „das Geheimniß der Mutter" in einem Separatabdruck erscheinen lassen (Frankfurt, Meidinger). Sie behandelt im Gegensatz zu dem „Reichspostreiter von Ludwigsburg", der historische Unterlage hatte, einen socialen Stoff aus der Gegenwart, und wenn das Ganze auch nicht die höchsten künstlerischen Anforderungen befriedigt, so muß man doch zugestehen, daß der Verfasser warm zu empfinden und verständig darzustellen weiß. Wären einzelne zu grelle Züge aus der Erzählung fortgeblieben, so würde der Eindruck noch wohlthuender und harmonischer gewesen sein.

Von Golo Raimund, einer jugendlichen Kraft, die durch Frische der Charakteristik und Energie der Zeichnung selbst gewöhnliche Stoffe neu zu beleben weiß und die Gunst der Lesewelt sich in auffallend schneller Weise zu erringen verstand, sind nächstens zwei neue Novellen zu erwarten unter den Titeln „Ein deutsches Weib" und „Bürgerlich Blut." Die Pseudonymität des Verfassers enthüllte vor kurzem die „Illustrirte Zeitung", indem sie mittheilte, der Verfasser heiße eigentlich Georg Dannenberg, sei im Jahre 1823 in Magdeburg geboren, habe in Halle und Bonn Jura studiert und verweile bereits seit mehreren Jahren in Italien.

Zwei schlesische, jetzt in Dresden lebende Autoren, **Wilhelm Koch** und **Mathilde Gräfin v. Reichenbach**, brachten zwei neue Romane: „Schloß Hohenwald" (2 Bändchen. Leipzig bei Kollmann) und „Ein Zeitspiegel in der Familie" (Geschichte einer braven Handwerkerfamilie während der Revolutionen 1832—37 in der Schweiz; 2 Bchn., Leipzig, Matthes).

Drei fremde Schriftstellerinnen, die auch beim deutschen Publicum sehr populär geworden sind, beschäftigen sich nach längerer Pause ebenfalls mit neuen Productionen. So schreibt die Verfasserin von „Onkel Tomś Hütte", Mrs. **Becher Stowe**, einen Roman, der in Wochenlieferungen zu zwei Pence erscheinen soll und in den ersten Capiteln Familienscenen aus Neu-England bringt. Er führt den Titel: The Minister's wooing (des Geistlichen Brautwerbung) und leidet, wenigstens im ersten Heft, an unerquicklicher Breite. **Emilie Flygare Carlén** wird eine Erzählung vollenden, deren Titel in deutscher Uebersetzung „Ein Handelsband in den Scheeren" lautet. Endlich hat auch die zeitweilig in Malta sich aufhaltende **Friedrike Bremer** einen neuen Roman „Vater und Tochter" veröffentlicht, der einen wagern Stoff ziemlich breit behandelt, von dem aber bereits zwei deutsche Uebersetzungen angekündigt sind.

Paul Heyse in München hat (bei Cotta) ein episches Gedicht „Thekla" erschienen lassen, welches den letzten entscheidenden Kampf zwischen Heidenthum und christlicher Lehre schildert und dem Verkünder der Liebe in seinem Siege über ein Wesen seinen Triumph über die Menschheit verheißt.

Karl Frenzel in Berlin, ein Schüler Leopold Ranke's, von dem er sich Subtilität in der Auffassung und glänzendes Colorit in der Darstellung anzueignen suchte, hat verschiedene, theilweise zuerst in Gutzkows „Unterhaltungen" erschienene litterargeschichtliche Monographien zu einer Sammlung unter dem Titel: „Dichter und Frauen" vereinigt (Hannover bei Rümpler). Das Buch bildet jedenfalls eine gewählte und angenehme Lectüre, wenn gleich der kundige Leser es ohne erheblichen Gewinn aus der Hand legen dürfte. Herr Frenzel schreibt elegant aber sehr selbstgefällig.

Gerd Eilers hat soeben den vierten Theil seiner „Wanderung durchs Leben" mit interessanten Aufschlüssen über die Eichhorn'sche Verwaltung des preußischen Cultusministeriums erscheinen lassen, während von **Herrmann Hettners** „Geschichte der Litteratur im 18. Jahrhundert" der zweite Band, umfassend die französische Litteratur, nicht mehr lange auf sich warten lassen wird. — **Emil Palleske** geht mit dem Plan um, nach Vollendung seines Werkes über Schiller ein „Leben Karl August's" zu schreiben, und dürfte derselbe zu dessen Abfassung in Weimar seinen Wohnsitz nehmen.

Claus Groth, dessen Collegien in Kiel sich eines verhältnißmäßig sehr großen Zulaufs erfreuen, bekommt jetzt vom König von Dänemark auf 3 Jahre eine jährliche Pension von 400 Rthlr. die hoffentlich dazu dienen wird, ihm zu noch freierer Entfaltung seines Talents Muße zu gönnen.

Bildende Kunst.

Stilke aus Düsseldorf hat für sein neuestes Gemälde, welches jetzt in Berlin ausgestellt ist, einen sehr oft schon behandelten Gegenstand „Judith und Holofernes" sich zum Vorwurf genommen; doch ist es ihm gelungen, dem Stoffe noch eine neue Seite der Auffassung abzugewinnen, indem er beide Gestalten beim schweigerischen Mahle vereint darstellt. Der lüsterne Tyrann trefend zeigt ihm wollüstig lächelnd seinem schönen Gaste einen Becher Weins. Noch viel ausdrucksvoller aber als sein Gesicht ist auf dem Bilde der prächtige Kopf der Judith, in welchem, wie ein Berliner Kritiker bemerkt hat, „die Majestät des Schmerzes mit dem reizendsten Gesichtsoval sich vermählt."

Gleichfalls auf der Sachs'schen Ausstellung gefällt allgemein eine poetischempfundene Landschaft **Julius Schraders** „die Morgenwacht", deren aus vier Landsknechten gebildete Staffage besonders charakteristisch sein soll. — **Menzels** Kreidezeichnung „Friedrich Wilhelm I. in der Schulstube" ist in der bekannten originellen Manier dieses Künstlers gehalten.

Eduard Bendemann in Dresden scheint nach der Genesung von seinem Augenleiden dauernd der Kunst zurückgegeben zu sein und malt jetzt zu gleicher Zeit an zwei Bildern, einer „Zerstörung Jerusalems" und einer neuen „Scene aus der Odyssee." Vorzeitig sprechen die Zeitungen von seiner Berufung nach Düsseldorf als Director der dortigen Kunstakademie.

Die Aufführung des Mozartdenkmals in Wien ist dem Schöpfer der Weimarer Wielandstatue, Bildhauer **Gasser**, übertragen worden, während das für Posen bestimmte Standbild des polnischen Dichters Adam Mickiewicz durch seinen Landsmann Olesenski in Paris angefertigt werden wird. — Die Gräber Lichtensteins und Rauchs in Kiel und Berlin sollen gleichfalls mit Monumenten geschmückt werden.

In Nürnberg schreitet die Restauration der alterthümlichen Karthäuserkirche, die bekanntlich dem germanischen Museum als Local dienen wird, rüstig vorwärts. Das Bild, welches Kaulbach zu ihrer Verzierung unentgeltlich zu malen versprochen hat, soll im nächsten Frühling in Angriff genommen werden.

Theater und Musik.

Virginie Déjazet, die Heldin des Pariser Vaudeville's, hat in den letzten Monaten auch vor dem Berliner und Wiener Publicum debutirt, und dadurch ist die Frage nach dem wirklichen Alter dieser noch immer mit dem täuschenden Zauber der Jugend angethanen Bühnenerscheinung uns gleichfalls nahe gerückt worden. Pariser Blätter bestreiten die Annahme, daß die Déjazet schon während der ersten französischen Revolution gespielt habe; sie sei erst 1797 geboren, d. h. also doch jedenfalls schon über die Sechszig hinaus. Der Kunst gehört sie bereits seit ihrem fünfzehnten Jahre an, und viele Bühnen, in Paris wie in der Provinz, haben sie zeitweilig zu ihren Mitgliedern gezählt, seitdem sie in dem jetzt nicht mehr bestehenden „Theater der jungen

Digitized by Google

Zöglinge" die ersten Rollen übernahm. Ihr eigentlicher Ruf wurde auf dem Variétés- und Gymnasiontheater begründet — zwei Bühnen ziemlich leichtfertiger Gattung, deren Publicum meist aus jungen Studenten und Künstlern mit ihren „femmes" besteht, die aber zugleich die eigentliche Heimath der kleinen Possen und Singspiele sind, d. h. jener dramatischen Nippsachen, deren zerbrechliche Natur eine sehr zarte und graziöse Behandlung verlangt. Welche Meisterschaft darin sich die Dejazet erwarb, ist bekannt genug. Oeffentliches Geheimniß ist es in Paris, daß dieselbe Mutter zweier Kinder ist, die sich beide der Musik gewidmet haben. Sie könnte gar schon Großmutter sein, doch hindert sie das nicht, es der Mars nachzuthun und, nahe dem Greisenalter, noch immer das Publicum in den Hosenrollen des achtzehnjährigen Richelieu oder des jungen „Napoleon zu Brienne" zu entzücken.

Im Théâtre français wird nächstens das Debut einer jugendlichen Schauspielerin stattfinden, in der man nichts Geringeres als einen Ersatz für die Rachel zu gewinnen hofft. **Marie Montagne** soll derselben im Aeußeren, wie in der Manier des Spiels und ihrer Hinneigung zu den Classikern merkwürdig ähnlich sein. Für ihr erstes Auftreten hat sie sich die Chimene gewählt.

Das neueste Stück **Octave Feuillet's** „Le Roman d'un jeune homme pauvre" wird in verschiedenen Uebersetzungen bereits auch in Deutschland gegeben, und die beiden stets in Fehde begriffenen Hamburger Theater z. B. unterließen nicht, sich neulich mit der ersten Aufführung an einem Abend Concurrenz zu machen. — Dagegen soll Barrière's Schauspiel „Gendrillon" (Aschenbrödel), welches gezeigen zu haben in Paris zum guten Ton gehört, seit die Kaiserin Eugenie Thränen darüber vergoß, nichts sein als eine Ueberarbeitung von Töpfers „Zurücksetzung", welche selbst wieder einem älteren französischen Stücke der Madame Ancelot, „Préférence", ihren Stoff entlehnt hatte.

Mittlerweile werden verschiedene aus neuester Zeit stammende Bühnenwerke deutscher Dichter in Italien bekannt. Die Ristori ließ sich Mosenthals „Deborah" und Rossi Laube's „Effet" übersetzen; in Mantua giebt man jetzt den„Fechter von Ravenna," und in Triest spielt Gattinelli den „Narciß", der auch schon bis Rom vordrang.

Ein neues Lustspiel des Münchner Dichters **Rey**, betitelt „der Courier in die Pfalz", ist in Breslau zur Aufführung gekommen. Auch in Karlsruhe flutiert man es ein, wo zum Geburtstage des Großherzogs von Baden eine von **Richard Wagner** in Venedig vollendete Oper „Tristan" zum ersten Male in Scene gehen wird. Die Widmung des Textbuches hat die junge Großherzogin Luise (bekanntlich eine Tochter der Frau Prinzessin von Preußen) huldreich angenommen.

Lorck's Eisenbahnbücher. Conversations- und Reise-Bibliothek.

In Bändchen von dem Inhalt eines gewöhnlichen Octavbandes. Preis für den Band 10 Ngr.

Inhalt der bis jetzt erschienenen 30 Bände.

1. **Aus der russischen Gefangenschaft.** Von Alfred Rover. Aus dem Englischen von C. A. Kregschmar.
2. **Ein Besuch im türkischen Lager.** Von Hans Wachenhusen.
3. **Katie Stewart.** Aus dem Englischen von J. Seybt.
4. **Von Widdin nach Stambul.** Streifzüge durch Bulgarien und Rumelien. Von Hans Wachenhusen.
5. **Ein Sommer in Schleswig.** Skizzen und Bilder von Dr. H. Aus dem Dänischen von H. Helms.
6. **Eine Nordfahrt.** Streifzüge in Island von Plinn Miles. Aus dem Englischen (American.) v. W. C. Drugulin.
7. **Benjamin Franklin.** Eine Biographie von F. A. Mignet. Aus dem Französischen von Dr. Ed. Burckhardt.
8. **Die Mormonen.** Ihr Prophet, ihr Staat und ihr Glaube. Von Dr. Moritz Busch.
9. **Kaiser Nikolaus I.** Von Grafen de Beaumont-Vassy.
10. **Das neue Paris.** Von Hans Wachenhusen.
11. **Wolfert's Rust.** Von Washington Irving. Deutsch von W. C. Drugulin.
12. **Skizzen u. Bilder aus der Krim.** Von S. Steinhard.
13. **Tolla Feraldi.** Von Ed. About. Deutsch von Dr. A. Diezmann.
14. **Aus dem Seeleben.** Von Basil Hall. Deutsch von W. C. Drugulin.
15. **Finnland und seine Bewohner.** Von M. v. Lindeman.
16. **Der Löwenjäger.** Von Jules Gerard. Deutsch von Dr. A. Diezmann.
17. **Sicilianische Novellen und Skizzen.** Von H. P. Holst. Deutsch von H. Helms.
18. **Das Fräulein von Malepeire.** Von Reybaud. Aus dem Französischen von C. W. Bleich.
19. **Eine Novelle aus Lappland.** Von G. H. Mellin. Aus dem Schwedischen von H. Helms.
20. **Leipzig. Skizzen aus der Vergangenheit und Gegenwart.** Von Dr. A. Diezmann.
21. **Ein indischer Königshof.** Nach dem Englischen des W. Knighton. Von L. Thiele.
22. **Von Cöln bis Worms u. Speyer.** Von F. G. Kühne.
23. **Das Klosterleben Karls V.** Von W. H. Prescott. aus dem Englischen (Americanischen) von J.
24. **Aus den Annalen der englischen Aristokratie** nach J. B. Burke. Deutsch bearbeitet von J. Seybt.
25. **Bilder aus den Alpen.** Erinnerungen eines Malers. Von Ludwig Thiele.
26. **Die Entdeckungsreisen in Nord- und Mittel-Afrika** von Richardson, Overweg, Barth und Vogel. Herausgegeben von Karl Arenz. Mit einer Karte.
27. **Im Elbthal** von Meißen bis Leitmeritz. Von Ludwig Thiele.
28. **Nach Norwegen.** Von Friedrich Mehwald.
29. **Eine Winterreise durch Lappland.** Von Bayard Taylor. Deutsch bearbeitet von Friedr. Cosmann.
30. **Leben Georg Stephenson's.** Nach Samuel Smiles Deutsch bearbeitet von L. Thiele.

Stimmen der Presse über das Unternehmen.

Je weiter sich die Civilisation ausbreitet, und ihre Strahlen auch bis in jene Regionen dringen, die sonst von den Segnungen einer geistigen Entwicklung fern bleiben, je mehr stellt sich das Bedürfniß einer Literatur heraus, die die Resultate der weiter vorgeschrittenen Wissenschaften und Kenntnisse in zugänglicherer Weise auch den weniger Vorbereiteten mittheilt und nicht etwa in breitartigem, populärsirendem Kinderzeichwäg, sondern in männlich ernstem Tone das Volk belehrt und dadurch auch sittlich hebt. Die „Eisenbahnbücher" bringen eine reiche Anzahl schätzenswerther Beiträge zu dem angedeuteten Zwecke. (Grünner Ztg.)

Schön und nützlich, billig und gut, populär und gediegen — das sind allerdings oft schwer zu verbindende Forderungen, indessen wer diesen zu entsprechen weiß, dem eröffnet sich in den Eisenbahn- und Reise-Bibliotheken ein Californien, welches den Vorzug hat, daß es unerschöpflich ist, wie die Reiselust und das Lesebedürfniß der modernen Menschheit. Darum frisch voran! (Köln. Ztg.)

Die Eisenbahnbücher zeichnen sich nicht nur durch Billigkeit des Preises, sondern auch durch die Auswahl des Stoffes aus, welche dem Zweck der Sammlung, angenehme Unterhaltung und nützliche Belehrung, bestens entspricht. (Triester Ztg.)

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Rieg'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

Digitized by Google

№ 7. **Europa.** 1859.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 12. Februar.

Inhalt.

Größere Aufsätze: Das Gaunerwesen in Deutschland. (Zweiter Artikel.) — Robert Burns und seine Jubelfeier. — Vier Männer des weiland „jungen Deutschlands": Rudolf Wienbarg; Heinrich Laube; Theodor Mundt; Karl Gutkow. — **Kurze Nachrichten.** Schöne Litteratur. - Bildende Kunst. - Theater und Musik. — **Anzeige.**

Das Gaunerwesen in Deutschland.

Zweiter Artikel.

Es gewährt ein großes Interesse, an der Hand eines so kundigen Führers, wie Herr Avé Lallemant ist, die geschichtliche Entwickelung des Gaunerthums durch Jahrhunderte zu verfolgen, und zu sehen, wie es sich umwandelt und verschiedene Formen und Methoden annimmt, während das Grundwesen doch stets im Wesentlichen dasselbe bleibt. Wir können aber darauf ebenso wenig eingehen, wie auf den vortrefflichen Abschnitt von der „Litteratur über das Gaunerthum", welche schon 1357 mit dem Basler Rathsmandat beginnt und bis auf Hirt's Werk über den Diebstahl, das 1856 zu Leipzig erschien, fortgeführt worden ist. Wir wenden uns vielmehr dem modernen Gaunerthum zu, das für die Gesellschaft so gefährlich erscheint, und wollen die wichtigsten Erscheinungen desselben kennzeichnen; von zehntausend Menschen ahnt oder weiß kaum Einer, welche proteischen Gestalten das Gaunerthum sich aneignet, und über wie viele Mittel es gebietet, um seine Zwecke zu erreichen.

Die Gauner bilden keinen Stand, wohl aber treiben sie ein Gewerbe, an dem Leute aus allen Classen sich betheiligen, angeblich verdrängte Thronerben, wie jener von Armenien, welche den Stern auf der Brust tragen, ebenso wohl wie verabschiedete Officiere, entlassene Geistliche bis hinab zum Orgeldreher und Lumpensammler. Die Genossenschaft selbst, gleich den Dilettanten des Gaunerthums, welche gelegentlich in's Gewerbe pfuschen, ist deshalb auch im höchsten Grade buntschäckig und mannigfaltig, und die Anzahl dieser Schmarotzerthiere am gesellschaftlichen Körper ist ungeheuer. Man hat berechnet, daß von der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts bis auf unsere Tage weit über eine Million Gauner von Profession allein in Deutschland existirt und ihren wesentlichen Unterhalt von Raub und Diebstahl gezogen haben. „Diese ungeheure Summe kann nicht in Erstaunen setzen, wenn man die Zahl und die Aufklärungen der zur Untersuchung gezogenen Gauner bedenkt und die enormen Räuberhorden des dreißigjährigen Krieges in Erwägung zieht, deren offene Verjüngung und Verzweigung zu weiteren Räuberbanden von Geschlecht zu Geschlecht vor noch nicht einmal vierzig Jahren abgeschnitten ist." Schäffer wies 1793 in dem kleinen Schwaben 2726 Gauner von Profession nach, Schwencken signalisirte 1820 noch 650 jüdische und 1189 christliche Gauner; in Berlin allein sind stets sechshundert bis tausend Diebe auf freiem Fuße, die jährlich für etwa 150,000 Thaler stehlen; Thiele nimmt für Deutschland und die Nebenländer zehntausend Gauner an. Alle sind durch und durch lasterhaft, aber ein großer Theil ist, wie die Polizeibeamten und Untersuchungsrichter wohl wissen, bis zu einem ganz fürchterlichen Grade verwildert und entsittlicht. Sie sind Barbaren der allerscheußlichsten Art mitten in der civilisirten Gesellschaft, die nicht einmal weiß, welche nichtswürdigen Menschen sich in ihr umhertreiben. Lallemant führt haarsträubende Beispiele an, und es will daneben nur wenig bedeuten, daß z. B. ein Ehemann sein Weib für ein anderes vertauschte und noch einen Pudel in den Kauf erhielt. Auch charakterisiren sich viele Gauner durch eine kalte und berechnete Grausamkeit; die Kinder werden schon vom siebenten Jahre an zum Gewerbe abgerichtet.

Aber in der neueren Zeit wagen die Gauner nur noch selten offene Räuberangriffe; die Polizei ist zu mächtig für sie geworden. Sie sind im Allgemeinen feig und dabei, wie wir schon im ersten Artikel hervorhoben, alle mehr oder weniger abergläubig, obwohl sie trotzdem auch auf den Aberglauben derer speculiren, welche betrogen werden sollen. Schon im dreißigjährigen Kriege war, dem Volksglauben zufolge, kein Räuber ohne Bündniß mit dem Teufel; noch heute haben wir den Ausdruck: „er ist ein Teufelskerl", um einen beherzten, verwegenen und geschickten Menschen zu bezeichnen. Bei jedem Kirchendiebstahl mußte in den rheinischen Banden ein „dem Teufel verfallener" Jude zugegen sein, damit der Raub unentdeckt bleibe, und dieser Wahn lebt auch heute noch. Im Jahre 1857 hielt Dr. Lallemant Leichenschau über eine zweiundsechszig Jahre alte Kartenschlägerin, die in's Wasser gesprungen war; sie hatte einen Zaubersegen auf der Brust, und einen Beutel, der eine lebendige Katze enthielt, um den Leib

Digitized by Google

gebunden. Dem geschriebenen Zauber zufolge gedachte sie ihr bisheriges Leben, das von früher Jugend an höchst unerbaulich gewesen war, in einer neuen Sphäre, aber mit größerm Glanz, wieder zu beginnen. Noch in unserm Jahrhundert wurde, nach dem Zeugnisse Rehmanns (im „Leben des Damian Hessel"), der wieder eingefangene Räuber Weiler mit neuen Ketten gefesselt, welche vorher, auf Antrag des Richters, ein Pater Kapuziner hatte besprechen müssen; auch wurde Weiler bei jedem Verhör auf einen Teppich gesetzt, damit er, als Hexenmeister, die Erde nicht berühre! Wenn es in den Köpfen der Richter so düster aussah, dann darf der Aberglaube bei den Gaunern um so weniger befremden. Bei ihnen hat von je auch die Mumia spiritualis eine große Rolle gespielt. Man möge bei Lallemant (II. 25) nachlesen, wie es sich damit verhält.

Dem Gauner sind alle Mittel recht, um seinen Zweck zu erreichen. Er simulirt Krankheiten und Gebrechen verschiedener Art und scheut selbst Entstellungen des Körpers nicht; in Lübeck wurde ein Frauenzimmer entlarvt, das mit bewundernswürdiger Ausdauer siebenzehn Monate lang einen steifen Finger und eine erhöhete Schulter simulirt hatte. Manche ätzen sich falsche Leberflecke und Muttermaale ein, schützen interessante Umstände vor, oder stellen sich epileptisch, taubstumm, schwerhörig, wohl auch geisteskrank. Indessen läßt ein erfahrener Untersuchungsbeamter sich durch alle solche Verstellungen nicht täuschen; ebenso kennt er die Gaunersprache, die in culturgeschichtlicher Hinsicht zu den größten Merkwürdigkeiten gehört. Bei dem tiefen Geheimniß, worauf der ganze Organismus des Gaunerthums begründet ist, sind die im Laufe der Jahrhunderte zusammengetragenen, immer mehr verbesserten Verständigungsmittel sehr zahlreich und mannigfaltig; sie gehen zugleich von der Verworfenheit, dem Scharfsinn und dem Uebermuth ihrer Erfinder Zeugniß. Man erkennt in dieser wüsten und wirren Gaunersprache, über welche Herr Lallemant in einem dritten Bande seines Werkes ausführliche Untersuchungen anzustellen gedenkt, den geistigen Ausdruck der gemischten, schmutzigen Volkselemente, welche diese Sprache zusammentrugen und fortwährend mit Zusätzen bereicherten. Wir wollen hier einige Erläuterungen mittheilen, die unseren Lesern wohl neu und vielfach überraschend sein werden; durch sie wird zugleich klar, in wie mannigfachen Verkappungen und Verwandlungen sich das Gaunerthum bewegt, wie dasselbe in sich ein ganz eigenartiges Leben und Treiben hat, und welcher Schliche und Listen es sich bedient.

Die Gauner wissen sich unter einander durch allerlei Zeichen und Geberden zu verständigen, von denen der Uneingeweihte nichts ahnt und die er gar nicht bemerkt. Alle diese gaunerischen Verständigungsmittel werden mit dem Ausdruck Zinken bezeichnet. Einer versteht am andern jede Bewegung des Auges und Mundes, die Stellung der Füße, die Regung eines Fingers, jeden Griff an Hals, Mund oder Haar, jedes Räuspern, Husten und Niesen, und weiß genau, was dasselbe, z. B. bei gerichtlichen Confrontationen, bedeuten soll. Jadzinken werden mit der Hand und den Fingern gemacht, und ihnen liegt das bekannte Alphabet der Taubstummen zu Grunde; es ist die Handsprache, die optische Telegraphie des Gaunerthums. Nicht minder allgemein ist das Ken- oder Kundezinken, woran sich in den Wirthshäusern und insbesondere beim „Haddern", das heißt bei Kartenspiel, Wetten und Kunststücken, die Gauner erkennen. Vermittelst desselben machen die Zunftgenossen sich einander ausfindig; auch wird das Scheinlingszwicken, ein eigenthümlicher Blick mit einem Auge, häufig angewandt, und Einer erkennt den Andern auch an der Art und Weise, mit welcher eine Prise Tabak gereicht wird. Es giebt aber noch eine große Anzahl anderer Zinken, welche das Verständniß vermitteln, und viele derselben sind von graphischer Beschaffenheit. Jeder Gauner hat sein bestimmtes Zeichen, gleichsam ein Wappen, welches kein anderer nachzuahmen wagt, z. B. ein Pferd, Schwein, Schaf, einen Fuchs oder Hahn, eine Ente, Eule, Ziege ꝛc., oder einen Kreis, ein Oval, ein Dreieck oder Viereck, ein Kreuz mit einer Schlangenlinie. Aber der allgemeine Diebszinken ist ein Schlüssel, durch welchen ein Pfeil geht; es giebt auch landsmannschaftliche Zinken, Bettlerzinken, Zinken für fechtende Studenten (zwei Schläger, die sich auf einem Pfeil kreuzen), für Spieler, die auf falsche Würfel reisen, für falsche Kartenspieler und hundert andere. Diese Bilderschrift versteht jeder gewerbsmäßige Gauner. Die Zinken werden mit Kohle, Kreide, Rothstift ꝛc. an Gebäuden angebracht, in Herbergen und Wirthshäusern meist neben der Thür, auch schneidet man sie wohl in Balken und Bäume ein. Wer die Aborte in Wirthshäusern und auf Bahnhöfen näher betrachtet, wird dort nicht selten solche Zinken finden, selbst in Kirchen fehlen sie nicht. Auch werden da, wo Wege sich theilen, Zinken in den Sand gezeichnet; man macht Knoten in Weidenzweige, bindet ein Stück Papier, ein Bändchen oder Strohschleifen an Busch oder Baum, und zeigt damit an, wie viele Genossen vorübergegangen und wohin sie gezogen sind. Ein Gauner, der mit seiner Rotte versprengt wurde oder aus dem Zuchthaus entlassen ist, giebt seinen Genossen von seiner Rückkehr dadurch Kunde, daß er seinen Zinken an einer gewissen Stelle mit Beifügung eines Datums hinzeichnet oder einschneidet, und kann sich alsdann darauf verlassen, daß entweder am bestimmten Tage oder doch gewiß beim nächsten Neumonde sich dort Spießgesellen einfinden. Diese Zinken haben in gewisser Beziehung Aehnlichkeit mit der Zeichenschrift der nordamericanischen Indianer; in Deutschland findet man sie schon seit langer Zeit, und der abergläubige Bauersmann hütet sich wohl, sie zu zerstören; er beschützt sie vielmehr, denn in dem Knoten der Weidenzweige erblickt er ein sympathetisches Mittel gegen das Wechselfieber oder eine andere sympathetische Kur, und befürchtet, daß die Krankheit auf ihn übergehen könne, wenn er die Kur störe.

Neben den Schriftzinken giebt es auch Lautzinken, die besonders zur Nachtzeit als Signale dienen, z. B. die Nachahmung des Wachtelrufes, des Eulenschreies, Händeklatschen und dergleichen mehr, mit Abstufungen, welche eine Bedeutung haben. Der, welcher gegen seine Genossen vor Gericht ausgesagt oder sie verrathen hat, also ein „Stichener" ist, erhält einen Zinken, indem man ihm aus Rache, und um ihn für immer allen Gaunern kenntlich zu machen, einen tiefen

Digitized by Google

Schnitt in die Wange macht; er bekommt so den „Silchenerzinken."

Die meisten Gauner haben ihren Spitznamen, und die Kenntniß derselben ist für die Polizei von großer Wichtigkeit; denn der bürgerliche Name, welchen diese Verbrecher annehmen, ist gewöhnlich falsch; sie verändern ihn allemal, sobald sie einen Paß, der auf einen beliebigen Namen lautet, erschlichen, gekauft oder gestohlen haben. Zur Vermittelung der gaunerischen Mittheilung dient der Zinkplatz; auf diesem versammelt sich die Chawrusse, das heißt die zu gaunerischen Zwecken vereinigte und verbündete Rotte, und er bildet die Stelle, auf welcher die Theilnehmer an einem Unternehmen sich zusammenfinden. Dorthin bringen sie das Gestohlene, welches ein auf dem Platze verweilender „Chäwer" schnell in das bereit stehende, meist mit einem Leinewandbach überzogene Fuhrwerk (die Agole oder Michsegole) packt. Sobald er sich beobachtet glaubt, macht er Vertuß, das heißt er thut etwas Beliebiges, um die Aufmerksamkeit Anderer von seiner eigentlichen Absicht wegzulenken. Es giebt viele Arten von Vertuß, der bei den Gaunern eine wichtige Rolle spielt. Der Vertußmacher unterstützt seinen Kameraden zum Beispiel so, daß er die Aufmerksamkeit des „Freiers", desjenigen, welcher bestohlen werden soll, vom Diebe ablenkt, namentlich vor Schaufenstern, vor Buden, vor Läden; oder er spielt den Epileptischen, den Betrunkenen, den Streitsüchtigen. Der Schreckener begleitet den Schautenpicker, d. h. den Ladendieb, in Gewölbe und Läden; er meistert, indem er dafür sorgt, daß der Dieb durch einen Auftoß, eine Störung, wo möglich an seinem Vorhaben nicht gehindert werde oder doch wenigstens einen sichern Rückzug habe; er ist ein Schmire, indem er z. B. den Nachtwächter auf Nebendinge hinweist, nach der Uhr fragt, irgend ein Gespräch anknüpft. Er fängt mit einer aus dem Fenster sehenden Magd ein Liebesgespräch an, während in demselben Hause ein anderer Dieb die Fensterscheibe ausschneidet. Eine gestohlene Sache geht so rasch als möglich in die Hände der Genossen über, sie wird ihnen zugeplantert, und oft ist eine Uhr oder Dose schon lange aus dem Theater oder einer Gaststube fort, ehe noch der Bestohlene (der Balhei) dieselbe vermißt. Der Gauner wird oft von seinen Genossen gebrannt, indem sie ihm zu einem gelungenen Unternehmen Glück wünschen und eine Gabe fordern. Alle unterstützen einander; ein hartnäckig Leugnender darf darauf rechnen, daß seine Freunde ihm Zeugen stellen, welche sein Alibi beweisen, also Maremokum machen. Gewöhnlich wird schon vor Ausübung des Verbrechens verabredet, wo der Gauner sich aufgehalten haben soll. In einer von Thiele ausführlich geschilderten Gaueruntersuchung zu Berlin schwuren siebenundzwanzig Christen, darunter selbst der Bürgermeister zu Betsche, falsche Eide, aber nur ein einziger Jude.

Von großer Wichtigkeit für den im Gefängniß befindlichen Gauner ist das Kaßern, welches jeden mündlichen oder schriftlichen Verkehr der Gefangenen unter sich oder mit anderen auf freiem Fuße Befindlichen bedeutet. Die Kaßerei wird unglaublich sinnreich betrieben und ist seit langer Zeit in ein förmliches System gebracht worden. Eine Hauptrolle spielt dabei das Pißchenpee oder Flüstern durchs Schlüsselloch, das Challonkaßperu, welches durch Zurufen, Sprechen, Singen, Pfeifen, Beten, Räuspern ꝛc geschieht. Wo möglich wird kaffiwert, indem vermittelst einer Agole oder Kutsche, z. B. Bindfaden zwischen den Fenstern des Gefängnisses, die Gefangenen einander schriftliche oder anderweitige Mittheilungen machen, oder dergleichen von außen her empfangen, etwa im Brot, in einer Kartoffel, in der Naht eines Hemdes und sonst noch auf mannigfache Weise, durch Stückchen beschriebenen Papiers oder eingekritzelte Mittheilungen. Vorsichtige Inquirenten sperren deshalb den Gefangenen gänzlich von all und jeder Mittheilung nach außen ab. Auch das Klopfen, Hakeln, dient zur Verständigung und ist ein Mittel zu vielen feinen Intriguen; die Gauner haben dafür ein vollständiges alphabetisches System.

Aus Lallemant erzählt einen interessanten Fall, dessen Mittheilung wir uns nicht versagen können. Franz von Spaun, der 1826 in München starb, war bis 1788 Landvogt in dem damals österreichischen Breisgau. Er wollte eben nach Wetzlar abreisen, als er wegen einer angeblich staatsgefährlichen Schrift verhaftet und nach Kufstein gebracht wurde, wo er zehn Jahre lang gefangen saß, ohne daß man ihm Bücher oder Schreibgeräthe gab. Von einem Nachbar im Gefängniß schied ihn eine dicke Mauer; aber Spaun verfiel auf den Gedanken, sich durch Pochet verständlich zu machen, und erfand eine „Pochzeichensprache", die überaus sinnreich war. Er fing damit an, vierundzwanzig Mal gegen die Mauer zu klopfen, und fuhr unverdrossen fort, bis der Nachbar endlich merkte, daß die vierundzwanzig Buchstaben damit gemeint seien; das Klopfen wurde erwiedert. Nach wenigen Wochen konnten Beide eine förmliche Correspondenz mit einander unterhalten. Wer war dieser Nachbar? Kein anderer als Maret, der nachherige Herzog von Bassano und Napoleons Vertrauter. Er vergaß seinen Unglücksgefährten nicht und setzte demselben eine Pension aus. Als er einst nach München kam, beeilte sich Spaun ihn zu begrüßen und begann an der Thür das alte Klopfen. Maret rief: „Das ist Spaun oder der Teufel!"

Das Auskundschaften einer Gelegenheit zum Diebstahl heißt Baldowern; ein Baldower ist der Ausspäher und Gelegenheitsmacher, und vermittelst desselben wird die Gaunerkunst in's Verkehrteleben hinübergespielt; es ist der feinste Theil der Kunst, die Psychologie und Logik der Gaunerei, und schließt eine genaue Kenntniß der Oertlichkeit, der Personen und Verhältnisse ein. Der Baldower ist ein ausgezeichneter Topograph und Statistiker; er lernt jeden Ort, an welchem er sich aufhält, genau kennen, er fragt im Wirthshause zuerst nach dem Adreß- oder Staatshandbuch, bringt auch wohl schon von irgend einem Freunde Listen zur Orientirung mit. „Der vornehme alte Wollüstling, der eine Maitresse bezahlt hat, kann auch darauf rechnen, daß er von fahrenden Damenschicksen heimgesucht wird, die sich ihm als unglückliche Beamten- und Officierswittwen, durchreisende Gouvernanten, Künstlerinnen oder dergleichen präsentiren. Es giebt Stellen, wo junge Mädchen als Bonnen, Erzieherinnen und Gesellschafterinnen erzogen, und mit guten und gefälschten Papieren und

Digitized by Google

Empfehlungen fortgeschickt werden, um in weiter Ferne ein Unterkommen zu erlangen, dem Hauptzwecke nach aber, um Massematten zu baldowern, die dann auch durch ihren Nachweis und mit ihrer Hülfe gehandelt werden, ohne daß auch nur der Schein des Verdachts auf die verkappte Gaunerin im Hause fällt. Die menschenfreundliche, christliche Werkthätigkeit der innern Mission ist zum Gegenstand einer eigenen Speculation geworden. Liederliche Dirnen verlassen das Bordell, spielen die Reuigen, werfen sich der innern Mission in die Arme, werden bald als gebessert entlassen, erhalten Empfehlung und Unterkommen in christlichen Familien, leisten dann aber ihren alten Genossen Dienste durch Baldowern oder verschwinden auch wohl mit ihnen. Der Colporteur, der Bettler, der Krüppel, der Siechc, der Blinde mit sehenden Augen, der sich von einem Kinde führen läßt, das weinende Kind, welches von der Noth der Eltern erzählt, der kecke Knabe, der mit schlauem Lächeln den Fremden im Gasthofe fragt, ob seine Schwester oder Cousine ihn besuchen darf, das schüchterne junge Mädchen, das ihn um Weißzeugnähereri oder Wäsche bittet, um eine alte Mutter und die Geschwister durchzubringen, sie alle baldowern. Nicht minder baldowert der angebliche Polizeidiener, welcher nach einer Legitimation fragt, der Commissionär und Lohndiener, das alte Mütterchen, welches beim Wechsler einen Cassenschein umsetzt, ebenso der Handelsreisende, der mit festem Tritt und dreisten Manieren dem Geschäftsmann im Comptoir oder Verkaufsladen Proben anbietet, der Handwerksbursch, welcher halberstarrt um Quartier bittet, der Fleischer oder Viehhändler, welcher zum Landmann kommt, der Aufkäufer, welcher um Getreide handelt. Der Gauner weiß alle Messen und Jahrmärkte, kennt die Hebungs- und Zahlungstermine, zu welchen Pächter, Cassenführer und andere Beamte große Summen bereit halten, er weiß auf Woll- und Kornmärkten, welche Banquiers vorzüglich viel Geld zum Zahlen haben und wer davon Geld mit in die Heimath bekommt. Er erfährt, wer mit der Post und den Dampfschiffen Contanten empfängt, weiß wo eine Hochzeit nahe ist und wo die Aussteuer liegt; seine vertrauten Genossen, die selbst zu abgestumpft und nicht mehr zum Stehlen tauglich sind, die platten Leute, unterrichten ihn, wo ein Massematten steht. Die Formen des Baldowerns sind unzählig.“

Das Gestohlene wird in ein Versteck gebracht, kawure gelegt, um bei gelegener Zeit erhoben zu werden. „Am Kawurelegen sind die Gauner Meister; selbst der nackte Körper dient dazu; auch unter Toupets, Perrücken, falschen Locken und Flechten werden Geld und Diebsgeräthe versteckt; selbst im natürlichen Haar kann im Nu ein Laubsägenblatt mit behendem Drehen seht gut befestigt werden. Schlüssel, Feilen und Sägen werden in innennbaren Körpertheilen versteckt; in unsern Tagen dient dabei oft eine Cigarrenspitze von Gatta Percha als Futteral.

Heutzutage sind die nachfolgenden Gaunergewerbszweige in Brauch und Blüthe. Der Schränker ist ein Gauner, welcher einbricht und dann stiehlt. Er weiß geschickt Mauern zu unterhöhlen, Wände zu öffnen, und mit verschiedenen Arten von Brecheisen vortrefflich umzugehen; sein „Schränkzeug“ hält er in bester Ordnung. Bevor er ans Werk geht, sucht er die Hausthunde zu vegern, vergiften. Die beste Zeit, um den Schränkmassematten auszuführen, ist die Kohlschaft oder Versammlungszeit, nämlich lange finstere Nächte mit Regen und Sturm im Frühjahr und Spätherbst. Dabei stehen gewandte Genossen Schmire und geben im Rothfall Zinken. Dann wird der Diebstahl vollbracht, der „Massematten ist gehandelt“, wird in Kissimer, Säcke, gepackt und von den Chawern (Diebsgenossen) zum Zinkplatz getragen. Haben sie „Lampen bekommen“, dann geht jeder pleite, er flüchtet so gut er kann, das Gestohlene wird, wie schon bemerkt, kawure gelegt, oder vorläufig in die erste beste Chessenpenne, Gaunerherberge, gebracht, und ist dort im Intippel. Die Cheluche (Theilung) geschieht zu gleichen Theilen; wer dabei untermarkelt, übervortheilt oder unterschlägt, hat schwere Rache zu befürchten. Das Makkenen ist ein Diebstahl aus Verschlüssen, mit Anwendung von Schlüsseln, es bedeutet den Nachschlüsseldiebstahl überhaupt, bei welchem der Klamonis, alles dabei nöthige Geräth, eine Menge verschiedener Benennungen trägt. Der Makkener von Fach versertigt seine Klamonis selbst, und Lallemant hat diesen wichtigen Gegenstand bis in alle Einzelheiten hinein sehr sorgfältig und mit wichtigen praktischen Winken behandelt. Kittenschieber sind Gauner, welche sich heimlich in die Häuser schleichen; Zefirgänger oder Kaudemhalchener sehe, die namentlich früh Morgens durch die offenen Hausthüren eintreten und, während die Herrschaft noch im Bette liegt, aus den Zimmern stehlen. In den Gasthöfen, namentlich zur Meß- und Badezeit, verüben diese sehr gewandten und geriebenen Gauner eine ungeheure Menge von Diebstählen; auch ist die Zahl der Zefirgängerinnen sehr beträchtlich. Die Erefgänger oder Thilesgänger sind Kittenschieber, welche zur Abendzeit in die Häuser schleichen; die Kegler oder Gachler stehen es darauf ab. Silbergeräth besonders aus den Küchen zu stehlen; die Merchtzer gehen frech bis auf den Boden des Hauses und nehmen Wäsche mit.

Aber bei weitem mehr verbreitet als die eben genannten Gaunergewerbe ist das Schottenfellen, das man mit Recht als eine schwere Steuerauflage bezeichnet, unter deren Druck die Kaufleute und Kleinhändler außerordentlich zu leiden haben. Ganz besonders wird es von Frauenzimmern betrieben, den Ladendiebinnen, deren Manöver zwar jedem Geschäftsmanne bekannt sind, aber sich trotzdem täglich wiederholen. Sie verbergen in ihren weiten und langen Taschen (Golen, Fuhren) eine Menge von Paketen; zwei Gauner treten in den Laden; der eine macht Bertuß, der andere stiehlt und verbirgt als Schautenpicker die Waaren, giebt nach gehandeltem Massematten dem andern einen Zink und entfernt sich. Lallemant weiß aus eigener Praxis, daß eine Schottenfellerin zwei ganze Stücke Mousselin, jedes von dreißig Ellen, in ihrem Regenschirm aus einem Laden davontrug. Auch die weiten Kleiderärmel werden geschickt zum Verbergen kleiner Waaren benutzt, ebenso Halsbinden und gefütterte Hosenträger und die Schuhe. Es giebt Schottenfeller, welche darauf eingeübt sind, Packete zwischen den Schenkeln zu tragen und dabei ganz ordentlich

Digitized by Google

zu gehen, ja zu laufen. Diese Biedermänner heißen Rachwener, Reiter. Der Schottenfeller hebt übrigens nie ein Stück Waare vom Ladentisch, sondern bringt es mit der Hand oder dem Unterarm zum Gleiten, indem er leise zupft oder schiebt. Das Stehlen von Geld bei einem Wechsler heißt chalfen oder chilfenen oder linkwechseln und wird in sehr ausgedehntem Umfange getrieben, weil es sehr oft gelingt und gewinnbringend ist, ebenso wie das Ennevotennemachen oder Puddelche handeln, bei welchem es darauf ankommt, verfegte Werthsachen gegen werthlose umzutauschen; das Nipyen ist die Veräußerung unächter und werthloser Gegenstände, die für ächt ausgegeben werden, z. B. Tomback oder Neusilber für Gold oder Silber, falsche Edelsteine für ächte. Wer falsche Kleinode statt werthvoller versetzt und dann nicht wieder kommt, macht einen Biaschmahandel, und heißt ein Polengänger, weil diese Gaunerei früher hauptsächlich von angeblichen polnischen Edelleuten betrieben wurde. Das Münzfälschen heißt Meramme-Moosmemelochen oder Linkemesummemelochnen und geschieht fortwährend sehr häufig; noch immer blüht auch der Konehandel oder das Blütenschmeißen, bei welchem vergoldete Zahlpfennige an den Mann gebracht werden. Pitschimhändler sind jene, welche gemischte Gewebe für reine Leinewand ausgeben und denselben ein täuschendes Aeußere zu geben wissen. Oft haben die Pitschimhändler Pferd und Wagen bei sich, spielen gern die Ausländer, welche der deutschen Sprache nicht mächtig seien, während sie unter einander „Kochemer schmusen", d. h. in der Gaunersprache reden, und den wenig erfahrenen Kleinstädter oder Landmann hinters Licht führen.

Als sehr gefährlich erscheinen die Stipper, welche mit einer Stipprutche (dünngefchabten Stäbchen von Fischbein, die mit Vogelleim bestrichen sind) aus den Ladencassen Geld herauszuziehen. Das Torfdrucken oder Cheilefziehen bedeutet die vermittelst des Raubes, Ueberfalles oder auch durch Ueberraschung gemachte Diebsbeute, vor allem aber den raschen heimlichen Diebstahl an Gegenständen, welche Jemand in unmittelbarem körperlichen Verwahr hat, insbesondere aus Taschen und Armkörben. Gewöhnlich genügt ein rascher Griff und das Zupfanten des Gestohlenen an einen Genossen, der sich rasch entfernt. Der Torfdrucker ist bald ein feiner Mann, bald spielt er den derben Viehhändler oder den Bauer, am liebsten aber den sehr andächtigen Frommen in der Kirche, von welchem sich Niemand des Bösen versieht. Dieser Taschendiebstahl wird sehr häufig auch von Weibern und Kindern ausgeübt. Die 1788 in Schwaben hingerichtete Gasselers Liesel stahl 1782 dem Grafen Schenck von Castell zu Ludwigsburg einen Beutel mit 1700 Gulden Werth unter der Thür der Schloßkapelle; im Theater zu Innsbruck stahl sie an einem Abend vier Taschenuhren, vier silberne Tabaksdosen und dreizehn Schnupftücher. „Die bekannten Gaunergriffe, daß der seinen Nachbar im Theater um eine Prise bittende Gauner in die geöffnete Dose eine kleine Bleikugel mit einem Seidenfaden fallen läßt, an welchem er später die Dose aus der Tasche zieht; oder die Ostentation falscher Hände mit Handschuhen, welche sichtbar auf den Knieen ruhen, während der Gauner seinem Nachbar im Postwagen oder Eisenbahncoupé heimlich die Taschen ausplündert; das zufällige Abstäuben von Schnupftabak, Cigarrenasche oder Staub vom Rocke, während ein im Siegelring angebrachtes scharfes Einschlagemesserchen den Rock über der Brusttasche aufschlitzt, — alle diese Gaunergriffe können noch so veraltet sein, sie kommen doch immer wieder zum Vorschein."

Das Stradehandeln ist Diebstahl an und auf der Landstraße, in Motum oder auf der Schuh wird gehandelt, wenn man in der Stadt Gaunereien verübt; jenes ist die modernisirte Wegelagerei. Golehopfer sind Leute, welche auf der Landstraße die Frachtfuhrleute bestehlen oder von den Kutschen die Koffer abschneiden; zum Golefschächten gehören auch die Diebstähle, welche auf der Eisenbahn während der Fahrt im Gepäckwagen verübt werden; dasselbe wurde 1854 auf der sächsisch-schlesischen, Main-Weser- und niederschlesisch-märkischen Bahn ganz systematisch betrieben.

Großartiger Betrug und in weitem Umfange wird auch heute noch vermittelst des Wahrsagens verübt; ebenso durch das Kelefen, Kartenschlagen, durch das Schochermafim oder Propheyzeln aus dem Kaffersatz, sowie jenes vermittelst des Erbschlüssels und des Sefelgrabens, der Schatzgräberei. Noch immer nehmen die Rechtim, welche mit angeblich wunderthätigen Arzneien und Kräutern umherziehen, den Bauern und Städtern große Summen ab, und halten den Wahnglauben an Verhexung von Menschen und Vieh rege. Die Freifchupper sind falsche Spieler vom Handwerk, welche „schoften." Haddern ist betrügliches Kartenspiel, das seine eigene Terminologie und eine große Menge verschiedener Kunstgriffe hat, zu welchen namentlich auch das Kelofim Moilen oder Beschneiden der Karten gehört. Die systematische Berückung Unkundiger zum Spielen mit Freischuppern wird die neue Fahrt genannt; der Hauptspieler heißt der Premier, die übrigen sind Eintreiber (auch Schlepper) und Fallmacher. Das Kawiostoßen umfaßt alle Betrügereien mit falschen Würfeln. Ferner wird vermittelst des Schefselspieles, des Riemenstechens oder Bandspiels, des Fingerhutspieles und in den sogenannten Glücksbuden auf den Jahrmärkten großer Betrug verübt. Die Fleppemelochner verfälschen Pässe und Urkunden, und ihre Technik erfordert viel Studium und Uebung. Sie geben sich viel mit Chemie ab. Im Frühjahr 1857 erschien in Leipzig ein hübscher junger Mann, der sich als Student inscribiren ließ. Seine Papiere lauteten auf einen Herrn Cäli von Dürnten aus Zürich; er wußte sich in gute Gesellschaft einzuschleichen, duellirte sich, verthat viel Geld, erhielt dergleichen aus der Schweiz, machte viele Schulden, und wollte zuletzt eine baare Summe von 1500 Thalern aufbergen. Seinen niedrigen Bildungsgrad suchte er dadurch zu verdecken, daß er nur gebrochenes Deutsch und zumeist französisch sprach. Er studirte Chemie. Am Ende wurde Verdacht geschöpft, und eines Abends war der angebliche Herr von Adel plötzlich verschwunden. Es stellte sich heraus, daß er sich längere Zeit in Paris aufgehalten und dort eines gewaltthätigen Anfalles schuldig gemacht hatte, um 25,000 Franken zu erpressen. Er war in Toulon auf der Galeere, später zu Straßburg im Gefängniß gewesen und ent-

Digitized by Google

kommen. Er hatte einen falschen oder verfälschten Paß, auf welchem er Egli von Dürnten aus Zürich hieß, während er Egli aus Dürnten bei Zürich war, ein ächter Fleppemeischneider, der wohl gewußt hat, weshalb er gerade Chemie studirte, denn die Kenntniß chemischer Agentien ist für solche Gauner von großem Werthe.

Die Schärfenspieler oder Stoßenspieler kaufen wissentlich gestohlene Sachen an, sie sind „platte Leute", vertraute Genossen der Gauner, welche durch Abnahme und Verwerthung des Gestohlenen erst eigentlichen Werth in den Diebstahl bringen, sie sind die wahren Tovangeber und Gewalthaber (Mauschein) der Diebe, weil sie alle Schliche und Thaten derselben kennen, oft sehr gefährliche Baldewer sind, Massematten nachweisen, ja geradezu Bestellungen beim Diebe machen und ihn auf diese oder jene Waare hinweisen.

Wir sehen, daß das Gaunerthum sich, einem Krebse vergleichbar, tief in das gesellschaftliche und bürgerliche Leben eingefressen hat. Wie ist dasselbe so viel als möglich unschädlich zu machen? Man wird antworten: durch die Polizei, die auch nach Kräften ihre Schuldigkeit thut. Aber ein kundiger, erfahrener Beamter, wie Herr Avé Lallemant, der für seinen schwierigen Beruf volle Hingebung bethätigt, weist überzeugend nach, daß sie in ihrem heutigen Wesen ihrer Aufgabe nicht gewachsen sei, und er erörtert seine Ansichten in einer Weise, die uns vor dem Verstande und dem sittlichen Ernste dieses Mannes hohe Achtung einflößt. Er ist deutsch durch und durch, alt-hanseatisch ehrenfest und wahrhaftig. Nachdem er hervorgehoben, daß das deutsche Bürgerthum, trotz so vieler harten Prüfungen, sich doch die alte kräftige Volksnatur bewahrt habe, sagt er ganz offen, daß dieses Bürgerthum eine entschiedene Abneigung gegen die Polizei habe, welche in Rückstand gerathen sei, weil sie zuviel Fremdartiges, Französisches, in sich aufgenommen habe. Die französische Polizei, bei welcher von Anfang an das Volk kein thätig mitwirkender Factor gewesen ist, stellte sich zu demselben in einen unnatürlichen scharfen Gegensatz: sie gewann im Fortgange der Zeit eine absolutistische Form. „Sie trat nicht als befreundete, segensvolle Ordnung in das Volk hinein, sondern fremd und feindlich ihm gegenüber; wie im Jahre 1852 ein deutscher Polizeimann, so unwahr als schmachvoll, auch von der deutschen Polizei sagte, daß die Polizei nun einmal ihrer Natur nach in stetem Kriege mit jedem Einzelnen im Staate lebe. — Die Verwaltungsform Ludwig des Vierzehnten hatte bei ihrer Einsetzung kein anderes Leben als das königliche Werde, und keinen weitern Lebensunterhalt, als im geheimen Wucher der Bureaukratie, die wie ein giftiges Gewächs heimlich durch alle Fugen und Mauern des Staatsgebäudes schlich und den Verband des ganzen Gebäudes lockerte." Die französische Polizei machte in der heillosen und schmachvollen Napoleonischen Zeit eine mächtige Propaganda in Deutschland; sie bildete einen absolutistischen, zerstörenden Gegensatz gegen das deutsche Volkselement; „sie war ein politisches, gewerbliches Gaunerthum in ihrer Art, mit einer eigenen versteckten Kunst, allzeit zu dem perfiden Missionsdienst bereit, zu welchem die befehlende Gewalt sie berief; von tiefer Entsittlichung und verrätherischer Falschheit durchzogen, aber von furchtbarer absoluter Gewalt beherrscht und zusammengehalten." Sie charakterisirt sich durch infernale Rührigkeit und höllische Mittel; „sie gebar aber aus ihrem Schooße mit erstaunlicher Fruchtbarkeit ein eigenes administratives Proletariat, das im Schlamme tückischer Servilität erzogen und gehalten nach oben und unten hin eine Zerfetzung aller göttlichen, menschlichen und politischen Bande bewirkte." Bald schoß auch die leidige Bureaukratie, ein Kind des Absolutismus, in Deutschland empor, und der edle Minister von Stein konnte mit vollem Rechte sagen: „Wir werden von besoldeten, buchgelehrten, interesse- und eigenthumslosen Buralisten regiert; das geht, so lang es geht." Die deutsche Polizei täuschte sich nicht über den sittlichen Unwerth der französischen, aber sie blieb rathlos und erhielt sich im Tumulte des Kampfes gegen die Masse von Verbrechern nur als Thatsache. Allein sie muß darauf verzichten, noch länger mit der kahlen äußern Gewalt zu prunken, sondern soll nach innerer Kraft und Geltung streben; die Unzahl verkümmerter Polizeischreibergestalten trägt aber dazu nichts bei. Lallemant verlangt vor allem Aufrichtung von Lehrstühlen für das Polizeirecht, deren Aufgabe er nachweist; er ist kein Freund des Trachtens der Staatsregierungen, welches die Polizeiverwaltung den Obrigkeiten der Gemeinde wegnehmen will, um sie landesherrlich zu machen; er will nichts von blos figurirenden Polizeiherren wissen, sondern verlangt tüchtige Männer. Die neuerdings vielfach beliebte „militärische Organisation der Polizei" erscheint ihm mit vollem Recht als ein ganz seltsamer Fehlgriff. „Die doppelbändige hemmende Form fügt schon an der äußern Erscheinung nicht nur dem Bürgerthum, sondern auch ganz besonders dem als eigenthümlichem Ehrenstand ausgezeichneten Soldatenstand eine so tiefe Abneigung ein, daß man zu Gunsten beider wünschen muß, die Polizei mit dem Soldatenthum, und dieses mit jener zu verschonen. Sie ist eine entschieden unfruchtbare Zwitterform, welche man in keinem anderen Verwaltungszweig auch nur ähnlich findet; sie verdankt ihren Ursprung der figuranten Repräsentation." — — Der militärische Organismus und Zwang steht der polizeilichen Beweglichkeit nur im Wege, er fördert oder verstärkt nicht etwa die Macht der Polizei. Eine durchgreifende Aenderung und Verbesserung der Bureaux ist dringend nöthig; die „bodenlose Grobheit" muß wegfallen, ebenso die Papierverguedung. „Alle schreiben und machen Acten, um durch Acten alle gesunde, lebensvoll wirkende, frische, organische Thätigkeit zu ersetzen." Dann werden die unglücklichen Polizeischreiber charakterisirt, die sich alle mehr dünken als sie sind und von denen sich jeder für den wichtigsten hält; diese armen Geschöpfe mit „dem infernalen Minirsystem tückischer, intriguanter Servilität, die von unten nach oben kriecht." Der Bürger solle fernerhin nicht von solchen vorkommenen Schreibersubjecten auf unverschämte Weise behandelt werden; es müsse frische Luft in die trüben, widerlichen Bureaux hineinkommen; das Bigilantenwesen, das so viel Unheil und so geringen Nutzen stifte und doch viel mehr von den Gaunern

Digitized by Google

wie von der Polizei beherrscht werde, welche von ihr nur Schmach habe, solle man beseitigen; es nehme der Polizei den letzten Rest des Vertrauens beim Bürgerthum. Man müsse auch den niederen Polizeibeamten entsprechenden Unterricht ertheilen (wobei wir Lehrstunden für geeignetes mauerliches Benehmen und Höflichkeit vorschlagen möchten), und endlich habe die Polizei mit dem Bürgerthum eine Verständigung zu suchen. Dem fertigen Gaunerthum müsse man eine fertige Polizei entgegensetzen, über deren Obliegenheit und Verfahren der treffliche Lübecker Beamte sehr ausführlich spricht.

Wir scheiden von ihm mit voller Hochachtung und wünschen seinem nützlichen, verdienstlichen Buche zahlreiche Leser.

er.

Robert Burns und seine Jubelfeier.

25. Januar 1859.

e. Dasselbe Jahr 1759, welches den Deutschen einen ihrer größten und volksthümlichen Dichter schenkte, hatte schon in seinen ersten Tagen auch den Schotten einen Sänger von großer Begabung und Bedeutung gebracht. England feierte am 25. Januar 1859 den hundertjährigen Geburtstag des schottischen Barden Robert Burns mit einer Begeisterung, die es selber ehrte, während bei uns für Schiller der 11. November ein allgemein deutscher Festtag sein wird. Bei uns ist es zur Ehrensache geworden, die Schillerstiftung zu einer allgemein deutschen zu machen und zugleich das Geburtshaus des edlen Dichters im schwäbischen Städtchen Marbach zu einem Nationalbesitz und -Heiligthum umzuschaffen, während es in England Pflicht schien, einige arme Hinterlassene des Sängers mit jenen irdischen Gütern zu unterstützen, deren Mangel sein eigenes Leben zu einer fortwährenden Kette von Mühseligkeiten und trüben Erfahrungen machte. „Keiner der beiden Männer vernahm jemals den Namen des andern, nebeneinander gingen sie streng geschiedene und doch so gleiche Wege; sie haben nicht nur Größe und Ruhm, sondern auch Leben und Leiden gemein. Aus kümmerlichen Anfängen eines Ackerknechtes und eines Feldscheers ringen sie sich durch den unerschütterlichen Glauben an ihre Berufung und mit dem Muthe des Genius vom niedern Stande zur Höhe allgemeinster Anerkennung empor, ohne da oben in reiner Luft leicht und frei athmen zu können. Schillers baare Verlassenschaft reichte kaum aus, ihn unter die Erde zu bringen, und Burns, der die Herausgeber des Museum durch hunderte seiner schönsten Lieder bereichert hatte, in des Wortes buchstäblichster Bedeutung, und jedes Honorar als eine Entweihung zurückgewiesen, mußte sterbend den durch das Leben nie gebeugten Stolz so schmerzlich erniedrigen, einen Freund um armselige fünf Pfund anzusprechen, weil ein hartherziger Gläubiger ihm selbst auf dem Todtenbette noch keine Ruhe ließ."

Wir lesen diese Worte in einer biographischen Skizze, welche, aus der Feder des jungen Lyrikers Albert Traeger herrührend, einem soeben (Leipzig und Heidelberg bei Winter) erschienenen niedlichen Büchlein: „Lieder von Robert Burns, übertragen von Georg Pertz," als Vorrede beigedruckt ist. Einzelne Gesänge des schottischen Barden haben sich auch bei uns Gunst erworben bei Hoch und Niedrig; weniger bekannt dagegen sind die wechselvollen Ereignisse seines Lebens, das uns die Vorrede ansprechend schildert. Auf 54 Seiten zusammengedrängt, empfangen wir eine in Form und Inhalt gelungene Charakterskizze, aus der uns die rührende Gestalt des in seinem Kampfe mit den feindlichen Mächten dieser Erde endlich unterliegenden Dichters auf erschütternde Weise anblickt, und in der auch jene weiblichen Wesen uns entgegentreten, welche seine Muse zu unsterblichen Liedern begeisterten. Wir erinnern vor allem an die früh verblichene „Hochlandsrose", Mary Campbell, die das Geschick dem Dichter, der sich bereits mit ihr verlobt hatte, durch einen jähen Tod noch vor der Trauung entriß, so wie an Jean Armour, die, längst schon die Seine geworden, durch die Härte ihres Vaters ihm vor der Welt noch mehrere Jahre verweigert, endlich aber doch als sein Weib ihm zugeführt wurde.

Die erste Veranlassung zur deutschen Uebertragung Burnsscher Lieder gab bekanntlich Goethe, den Carlyle nach dem Erscheinen seiner geistvollen Recension über Burns' Biographie von Lockhart auf seinen Landsmann aufmerksam machte. Carlyle erfuhr jedoch von unserem Meister, daß Dieser ihn schon kannte und schätzte, nachdem er durch die anonym in seine Hände gerathene Ballade „Hans Gerstenkorn" dem Dichter näher nachgeforscht, auch lebhaft eine Uebersetzung desselben wünschte, zu der er dringend aufforderte. Wirklich erschienen auch etwa ein Jahrzehnt später und ziemlich gleichzeitig drei Bearbeitungen zwar nicht aller, aber doch der meisten seiner Lieder von Wilhelm Gerhard, von Heintze und von Kaufmann. Einiges gab sodann Fiedler in seiner ganz vor kurzem neu aufgelegten „Geschichte der volksthümlichen schottischen Liederdichtung." Leider nur allzu wenig Lieder hat Ferdinand Freiligrath, der dazu so trefflich begabte, nachgedichtet. Eine neue entsprechende Auswahl veranstaltete, wie gesagt, Georg Pertz, Sohn des Berliner Historikers; er brachte sie als „Festgabe zum 25. Januar" vor die Oeffentlichkeit. Als Probe seiner des Originales würdigen, getreuen Uebersetzung mögen hier einige der Lieder folgen:

Hochlandsrose.

Ihr Ufer, Berg' und Ström' und Ström' ringsum
Montgomery's Thurm und Wälle,
Daß stets euch Blüth' und Laubwerk schmücke,
Und klar fließ' eure Quelle!
Daß Sommerlust zuerst bei euch,
Mit euch am längsten kose,
Denn — Abschied nahm ich dort zuletzt
Von meiner Hochlandsrose.

Wie wuchs der Birke lustig Grün,
Wie reich des Schwarzdorns Blüthe,
In deren duft'gem Schatten sie
Am Herz mir selig glühte.

Digitized by Google

Das waren Stunden, gottgesandt,
Geweihte, kummerlose,
Denn lieb wie Luft und Leben mir
War meine Hochlandsrose.

Wie zärtlich unser Abschied war,
Ein Segnen und Umarmen;
Nach Schwüren oft'rer Wiederkehr
Sank sie mir aus den Armen.
O Todesfroft, der jäh bereift
Mein Blümlein unter'm Moose, —
Nun grünt das Gras und küßlt die Gruft
Von meiner Hochlandsrose!

Wie bleich nun dieser Rosenmund,
Den ich geküßt so innig;
Auf ewig starr der Augenglanz,
Der auf mir ruht' so minnig;
Und modernd still das Herz, das einst
So süß beim Liebgekose —
Lebst ewig doch im Busen mir,
Du meine Hochlandsrose!

Die Maid von Ballochmyle.

'S war Abend — jeder Grashalm zog
Sein thauig Perlenröckchen an,
Durch's Bohnenfeld ein Säuseln flog
Und trug den Duftbauch bimmelan.
In jeder Schlucht die Drossel sang,
Und schweigend Alles lauscht' — dieweil
Sanft nur das Echo wiederklang
Im Waldgebirg von Ballochmyle.

Und süß durchschauert, achtlos irrt'
Ich durch's Gestrüpp dahin, daher,
Als durch die Lichtung kam geschwirrt
Ein Täubchen hold, von ungefähr.
Sie strahlte wie der Lenz im Thal,
Ihr Auge glüht' — ein Sonnenpfeil;
Ein Engel der vorbei sich stahl
Rief: „Schaut die Maid von Ballochmyle!"

Süß mag die duft'ge Maifrüh sein,
Und traulich die Spätsommernacht,
Zu wandern durch den Park allein
Und einsam wilde Waldespracht;
Die Krone der Natur zu sein
Ward doch dem Weibe nur zu Theil,
Allein der Krone Edelstein —
Das ist die Maid von Ballochmyle!

O wär' sie von geringem Schlag,
Ein Landmann ich — zum Paradies
Sie zauberte das ärmste Dach,
Das je betröpfelt Schottlands Kies!
Wie wollt' mit Hochentzücken ich
Durch Wetter schwingen Karst und Beil,
Umfinge Nachts in Liebe mich
Die holde Maid von Ballochmyle!

Ja klimm' nur, Stolz, zur glatten Höh',
Wo gleißend lockt Ehr' und Macht;
Vertrau' dich, Golddurst, nur der See,
Durchwühle Indiens tiefsten Schacht!
Mir gönnt des Hüttleins schattig Dach,
Das Lamm, die Pflugschaar sei mein Theil,
Vereint in Wonnen Nacht und Tag
Der holden Maid von Ballochmyle!

O wärst du in der Windsbraut dort!

O wärst du in der Windsbraut dort
Auf wilder Haid', auf wilder Haid',
Ich hielt' dir vor als Schirm und Hort
Mein Hochlandskleid, mein Hochlandskleid;
Und riss' des Lebens Sturm dich fort
Mit bitter Pein, mit bitter Pein,
Dies Herz' sollt' sein dein Ankerport,
Sein Alles dein, sein Alles dein!

O wär' ich fern im Wüstenbrand,
Verschmachtend schier, verschmachtend schier,
Zum Paradiese würd' das Land,
Wärst du bei mir, wärst du bei mir!
Und jauchzt' als König auf dem Thron
Die Welt mir zu, die Welt mir zu,
Das schönste Kleinod meiner Kron' —
Das wärst doch du, das wärst doch du!

Hans Gerstenkorn.

Drei Könige im Morgenland
Voll Kraft und Machtgebot,
Die schwur'n mit einem heil'gen Eid
Hans Gerstenkorn den Tod.

Im Acker ward er eingepflügt,
Sein Haupt bedeckt mit Koth,
Und schwur'n mit einem heil'gen Eid,
Hans Gerstenkorn sei todt!

Doch freundlich kam der Lenz heran
Mit seinem Regenkleid,
Hans Gerstenkorn stand wieder auf
Zu aller Schreck und Leid.

Die schwüle Sommersonne kam,
Und er war stark und breit,
Sein Haupt mit Lanzen wohl bewehrt
Zum Schutz vor jedem Leid.

Mild zog der kühle Herbst herauf,
Da ward er bleich und blaß,
Am welken Leib, am müden Haupt
Ward's kund, es fehlt' ihm was.

Die Haut ward bleicher jeden Tag,
Zum Greise schrumpft' er ein,
Da zeigten sich im Schreckenslicht
Der Feinde Raserei'n.

Es fällt' ein Schwert ihn lang und scharf
Am Knie mit einem Hieb,
Sie banden ihn auf einen Karr'n
Gleich einem Galgendieb.

Sie legten auf den Rücken ihn
Und schlug'n ihn lahm und krumm,
Sie hängten ihn im Winde auf,
Zu dreh'n ihn um und um.

Mit Wasser füllten bis zum Rand
Sie an ein dunkles Faß,
Sie hoben drein Hans Gerstenkorn —
„Schwimm oder sauf du daß!"

Sie trugen ihn zur Scheune hin,
Sein Kelch war noch nicht voll,
Und zerrten, bis er leblos schien,
Ihn hin und her, wie toll!

Sie dörrten über Feuersgluth
Das Mark der Knochen fein;
Das Schlimmste war der Müller doch,
Zermalmt' ihn auf dem Stein!

Digitized by Google

Sein Herzblut nahmen sie sodann
Und tranken's in der Rund,
Und doch — je mehr ein Jeder trank,
Je toller ward der Bund!

Hans Gerstenkorn ein Recke war
Voll Muth und edlem Geist,
Denn hat man kaum sein Blut geschmeckt,
Das eigne schneller treift.

Sein Weh danach der Mensch vergißt,
Erhöhen thut's sein Glück,
Der Wittwe Herz, die kurz geweint,
Bringt's zum Gesang zurück.

Drum lebe hoch Hans Gerstenkorn,
Ein Jeder nehm' sein Glas,
Und daß sein Saame, weit und breit,
Alschottland nie verlaß'!

Vier Männer des weiland „jungen Deutschlands."

Ludolf Wienbarg. - Heinrich Laube. - Theodor Mundt. - Karl Gutzkow.

— Nach Heine's Hintritt hat sich die weiland polizeilich abgefaßte Kategorie eines jungen Deutschlands auf vier noch wirksame Männer der Litteratur beschränkt. Die anfängliche Beschränkung auf Fünf, zu denen sich jedenfalls noch Börne gesellen mußte, war ebenso sehr ein Act der Willkür als das Verbot, das 1835 alle bis dahin erschienenen und fortan erscheinenden Schriften jener zusammengerafften und gemuthmaßten Genossenschaft traf. Die Gewaltthätigkeit solchen Behmspruchs machte die Betheiligten zu Opfern der politischen Machthaber, leider aber nicht zu dem, was sie sein sollten und mußten, zur solidarisch verbundenen Gemeinsamkeit einer Partei und Schule, die sich selbst organisirt und schult, durch Eintracht Kraft und Wirksamkeit gewinnt. Erst die politische Noth führt in Deutschland zur Nöthigung einer Parteistellung. Die Bezeichnung „junges Deutschland" aber taucht heutzutage nur noch auf, um damit eine Summe regellos verwegener, bald intriguant egoistischer, bald frivoler Grundsätze und Richtungen litterarisch zu benamsen. Und doch hat sich, was jene unbewußten Vorkämpfer gewollt und versucht, längst auf anderm Boden der politischen und socialen Welt theils als Allgemeingut festgesetzt, theils ist es von den Genossen jener angeblichen Schule selbst bekämpft, entwerthet und beseitigt. Mannichfache Strömungen der Geister überfluthten in der Litteratur verschiedentlich jenes mehr gemuthmaßte und in leisen Anfängen unbewußt erträumte, als wahrhaft vorhandene junge Deutschland. Schon die politische Lyrik mit Herwegh und Freiligrath gemahnte mit Sang und Klang an die den Genossen jener Richtung verfaßte Musik und Lyrik, und von Geibel bis Redwitz vollzog sich eine poetisch fromme Reaction, um die Nation von den keck angestrebten, aber freilich schlecht behaupteten Berghöhen heller Prosa, wo der Athem dünn und fix geworden, wieder in die gemächlich warmen, mitunter sumpfigen Niederungen heimzurufen. In einem frühern Zeitalter war es der Vers gewesen, der neue Welten entdeckte; diesmal gab die Musik der Lyrik den durch kecke Prosa aufgestörten Geistern die Beruhigung, die sich am gemächlichsten mit dem gemüthseligen Wellenschlag religiöser Empfindsamkeit begnügt und diese Einkehr in sich, dies Verzichten auf alle dreiste Weltgestaltung nationaldeutsch nennt. Diese Reaction der Gemüther gegen alle Verwogenheit der Tendenz war freilich mehr noch der volle Rückschlag der Bewegung nach den Stürmen von 1848. Die litterarisch zugespitzten Persönlichkeiten des weiland jungen Deutschlands waren jener Bewegung so wenig wie dieser Reaction gewachsen. Beide Strömungen, Fluth wie Ebbe, haben sie zur Seite getrieben, und mit dem Realismus der Epoche der Dorfgeschichten, der auf der nächsten Scholle des Gegebenen fußt, scheint mit der Kraft der Reaction gesunder Natürlichkeit im bessern Sinne den speculativen Velleitäten der ehemaligen jungdeutschen Richtungen alle Spitze genommen zu sein. Gleichzeitig aber geschieht auf dem philosophischen Boden Deutschlands durch die experimentalen Naturwissenschaften die Entwerthung aller transscendenten Metaphysik, ebenfalls vielleicht eine nothgedrungene Reaction des Realismus gegen einen bodenlos gewordenen Idealismus, die aber doch nur als Durchbruch und Uebergang von Heil sein kann, um neue Hochpunkte des Geistes bei aller festgehaltenen Treue des natürlich Gegebenen und Gebotnen zu erzielen. Selbst im Felde der Litteraturgeschichte hat sich unter der Firma der blanken gesunden Vernunft ein Materialismus entfaltet, der alles Gebahren der Phantasiewelt selbst in den großen Gestalten der litterarischen goldnen Epoche Deutschlands für ein Philisterium der Jetztwelt als eitel liederliche Wirthschaft verketzert. Wir könnten froh sein, wenn uns der Materialismus, den Tendenzkünsteleien krankhaft gereizter Persönlichkeiten gegenüber, zur natürlichen Gesundheit verhilft; aber fanatisch verhetzt und gestachelt führt er zur plumpen Barbarei. Leider wurde das junge Deutschland nicht zu einer Partei, zu deren Fahne sich die gesammte strebsame Jugend der Nation schaaren konnte. Die Träger dieser Fahne erlahmten an der egoistischen Vereinzelung ihrer Kräfte, an dem sophistischen Wirrwar der Begriffe, an dem Vordrängen der Person, wo es eine große Sache galt. Ob aber, ist die willkürlich stipulirte Genossenschaft längst in sich selbst erledigt, nur falsche und verderbliche Wahlsprüche und Richtungen auf ihrem Banner gestanden, wird sich wohl jetzt ganz einfach erörtern lassen! Was den Versuch zu solcher Genossenschaft deutscher Jugend instinctiv ins Leben rief, war im Gegentheil schwerer Opfer und des Schweißes der Edlen, der ganzen Theilnahme der Nation sehr werth und würdig. Daß Parteien, die sich ablösen, einander verkennen und verwerfen, beweist nur, daß sie, selbst bei rechtmäßiger Nachfolge, im Fanatismus des Eifers die nothwendige Gegensätzlichkeit als Bedingung der eignen Existenz und zur Ergänzung ihrer Entwickelung nicht begreifen. Auf politischem Boden wurde der Liberalismus, ob er schon lange genug im Feuer gestanden, von einem Radicalismus bitter verhöhnt, der ohne jenen gar nicht geboren werden konnte, davon zu schweigen, daß er auf dessen Schultern stand oder über

Digitized by Google

den Graben schritt, den jener mit seinen Leibern erst füllte. Nicht blos ein alter Nationalist war es, der im Proceß contra „Wally" die Inquisitionswillkür bekämpfte; ein tiefer noch in Christgläubigkeit gesichteter Theolog, Karl Hase in Jena, sprach zu seiner Zeit für die Devise des verwehmten jungen Deutschlands ein Wort der Anerkennung und Berechtigung, nicht blos der Berechtigung, die alle Jugend zu neuen Babnen dem Alter gegenüber hat, sondern speciell der Berechtigung zur freien Lebensüberlichkeit der antiken hellenischen Welt gegen die mittelalterlich christliche Accese. Dies war die erste und reinste Devise des jungen Deutschlands, und das Programm dazu schrieb:

Ludolf Wienbarg.

Der Aelteste vom weiland jungen Deutschland ist am ersten Weihnachtstage (25. Dec.) 1802 zu Altona geboren. Seine Familie väterlicherseits stammt aus Schwedisch-Pommern, vielleicht aus Schweden selbst; sein Urgroßvater rettete durch Kenntniß der Sprache jenes Landes sein Haus, als Altona vom General Steenbock in Brand gesteckt wurde. Urgroßvater, Großvater wie Vater und ältester Bruder des Schriftstellers waren und sind Hufschmiede und Wagenbauer. Der Knabe Ludolf wurde Anfangs auf einer Handelsschule gebildet, um einem Vetter in Baltimore aufs Comptoir gegeben zu werden, kam aber 13 Jahre alt aufs Altonaer Gymnasium und bezog 1822 die Universität Kiel. Hinblick aufs Meer und weltweiten Völkerverkehr in Handel und Wandel blieb ihm treu und er hat wiederholt nachgewiesen, wie auch der deutschen Litteratur das Meer fehle, die Epochen geschildert, wo Niederdeutschland mit Heinrich dem Löwen und mit der Hansa zum Nachtheil germanischer Weltmacht und Hoheit dem deutschen Süden und dessen Verwicklungen mit Rom und Italien unterlag. Seiner Mutter zu Liebe begann Wienbarg in Kiel Theologie zu studieren; Kirchengeschichte und Dogmatik führten ihn aber schließlich zu Schleiermacher, der ihm die Brücke zur Philosophie wurde, ohne ihm freilich mehr als die bloße Antipathie gegen Hegel zu geben. Einer der besten Fechter im akademischen Burschenleben, hat Wienbarg auch zur Zeit für die Sache Schleswig-Holsteins nicht blos das Wort, sondern auch den Degen gefährt. Drittehalb Jahre lang war er Hauslehrer bei den Kindern des Grafen Bernstorff-Gyldenstien, Enkels des berühmten dänischen Staatsministers. Das einsiedlerische Leben unter den düstern Tannen im Lauenburgischen, wo er deutschen und dänischen Landadel kennen lernte, erhielt durch Reisen nach Kopenhagen und den dänischen Inseln Abwechslung. Zur Fortsetzung seiner Studien ging Wienbarg dann nach Bonn; eine Abhandlung über die eigentliche Natur der Platonischen Ideen (de primitivo idearum Platonicarum sensu), die Frucht dieser Studien, erschien später zu Altona im Druck. Eine Verwickelung mit der westfälischen Landsmannschaft nöthigte ihn, auf Herrn Rehfues' Anrathen, die Universität zu verlassen. Das Jahr der französischen Julirevolution, so oft als das Geburtsjahr des litterarischen jungen Deutschlands bezeichnet, fand ihn in Hamburg, im Umgange mit Heine und Maltitz. Wenn auch 1848 ein Rückschlag der Bewegungen in Paris für Deutschland epochemachend wurde, so braucht der Zusammenhang in Nachwirkungen zwischen der deutschen Bewegung der Dreißiger Jahre mit der Julirevolution ebenso wenig geleugnet zu werden. Laube, Mundt, Gutzkow haben principiell und mit leidenschaftlicher Liebe das Franzosenthum an Ort und Stelle studiert, analysirt und geschildert, von Heine und Börne zu schweigen, die am Krater Paris ihre Schwerter und Messer gegen Deutschland in seiner bildten und befangenen Verdumpfung härteten und schliffen. Wienbarg hatte jedoch auch diesem Stoffe gegenüber eine üble Nachternheit und Ruhe und eine Unantastbarkeit sich bewahrt, die freilich an Unfruchtbarkeit des Geistes, wenigstens an Unfähigkeit grenzte, sich der Stoffe des Lebens entweder kritisch oder schöpferisch zu bemächtigen. Wienbarg interessirte sich mehr für den Zug der Russen über den Balkan, übersetzte eine Episode des Argonautenzuges nach Pindar mit einem Sonett als Widmung an Diebitsch, der ihm aus dem Lager in der Türkei dafür brieflich dankte. Heine beneidete Wienbarg um die Prosa der Vorrede zu der metrischen Arbeit. Leider ist freilich Alles, was Wienbarg schrieb, eine bloße Vorrede geblieben. Sein Aufenthalt in Holland 1831, als Erzieher im Hause des dänischen Gesandten im Haag, Baron v. Selby, lieferte ihm jedoch Stoff zu dem interessanten: „Holland in den Jahren 1831 und 1832", welches in zwei Bänden 1833 erschien. Wienbarg begann alsdann seine akademische Thätigkeit in Kiel; er las Gothisch und Mitteldeutsch, Geschichte der deutschen Litteratur, und hielt jene Vorlesungen über Aesthetik, die er unter dem Titel „Aesthetischer Feldzüge" (1834) herausgab. Die Kenntniß des Holländischen hatte ihn auf altdeutsche Studien geführt; bald darauf jedoch schrieb er in Cuvin eine polemische Abhandlung für die hochdeutsche und gegen die plattdeutsche Sprache, derselbe Mann, der statt „Weinberg" plattdeutsch Wienbarg heißt. War es Mangel an Ausdauer, war es gereizter Stolz für die versagte Professur trotz des großen Beifalls im Studentenauditorium: Wienbarg hatte seine Thätigkeit als Lehrer an der Hochschule schnell aufgegeben und ging, da die Aesthetik an Universitäten vergeblich betteln geht, nach Hamburg, um seine Feder dem journalistischen Erwerbe zu widmen. Er schrieb Recensionen für die Blätter der Börsenhalle, welche als „Beiträge zur deutschen Litteratur" besonders erschienen. Jene „Aesthetischen Feldzüge" müssen als Programm einer neuen Zeit und als unschuldige Veranlassung zur Kategorie eines jungen Deutschlands gelten. Unter dem jungen Deutschland, dem der Verfasser sie widmete, verstand er freilich mehr die studierende deutsche Jugend; eine Partei zur Verschwörung wurde damit so wenig bezweckt, wie der Codex einer Partei. Die politisch freie und sittlich schöne Lebensherrlichkeit der classischen hellenischen Welt, der Verdüsterung und Verdunkelung der mittelalterlich christlichen Accese gegenüber, wurde, etwas einseitig und oberflächlich sanguinisch, in Goethe's Natur gefeiert, auf germanischer Basis, nicht auf französisch frivolem Boden als Ziel der nationalen Bildung in Wort und Sitte, Politik und Poesie aufgestellt. Alter classischer Schönheitssinn sollte von neuem in den Bund treten mit dem jungen, im Vaterlande für politische Formen unterdrückten und neu erwachenden Freiheitstriebe, der Cultus schöner Formen Hand in Hand gehen mit dem Adel germanischer Gesinnung, während ein verjüngter Hellenismus die Natürlichkeit in ihr Recht wieder einzusetzen gedachte. Gegen den Zwang des Conventionellen, gegen die stumpfe

Digitized by Google

und unverstandene Tradition, gegen die zu Götzen gewordenen Autoritäten in Religion und Kunst, politischem und socialem Leben waren diese ästhetischen Feldzüge gerichtet. Poesie und Nation sollten aus dem Leben der Gegenwart wiedergeboren werden, und wenn für das Volk das Recht an staatlicher Betheiligung gefordert wurde, so war das längst in allen liberalen Kammerverhandlungen laut geworden, nur daß die Demagogenverfolgung in der Schwarzseherei ihrer Verdunklung jetzt für wohlfeil und gerathen fand, unter den Männern der Litteratur eine Razzia zu halten.

Nach einem Ausflug in die Niederlande und den Rhein hinauf trat Wienbarg im Frühling 1835 mit Gutzkow, auf dessen Betrieb, zu einer Wochenschrift in Frankfurt a. M., zur „deutschen Revue", zusammen. Menzel hatte Gutzkow aus Berlin zu sich berufen, gehoben und gefeiert und dann plötzlich wie eine personificirte Ausartung der Menschheit fallen gelassen und verworfen. Der in der That blos persönliche Scandal sollte zur Nationalsache erhoben werden. Wienbargs Programm zur deutschen Revue beschäftigte sich zu viel mit Menzels fanatischer Klopffechterei, die in dem einseitigen Goethecultus nicht ohne Unrecht eine Entwerthung Schillers sah, sich aber patriotisch vergriff, wenn sie im Hellenismus einer neuen Richtung die Altäre des Christenthums und die Tempel Germaniens bedroht fand, und die Polizei mit Feuereimern, mit Stangen und Spießen gegen den Kobold des jungen Deutschlands herbeirief. Ein Goethecultus auf Kosten Schillers, wie er sich auch bei Heine und Laube findet, ist höchstens ein einseitiger Irrthum und eine Verkennung der Doppelnatur germanischer Entwicklung, kein Verbrechen, wie umgekehrt Menzels Verketzerung Goethe's eine Barbarei ist, deren Fanatismus sich vergeblich hinter patriotischen Altären verschanzt. Die Anklage Gutzkows auf Grund der Wally war wesentlich religiöser Art. Sie hatte des Autors Kerkerstrafe zur Folge, für Wienbarg außer dem Verbot seiner „Wanderungen durch den Thierkreis" etappenweise ein Verbot seines Aufenthalts in Frankfurt, Mainz, Cassel u. s. w., bis ihm erst in Altona wieder deutsche Luft zu athmen vergönnt war. Wienbarg schrieb Aufsätze für ein Hamburger Kunstblatt, leitete dann kaum ein Jahr lang die Hamburger Neue Zeitung, vereinsamte aber immer mehr, theils aus Stolz, unter der Zuchtruthe der Censur bis auf seinen Styl alle seine Gaben, sein Wissen und seine Grundsätze geächtet zu sehen, theils aus Groll, daß seine Arbeiten, die sparsamen Erzeugnisse seines reinen Willens, so wenig Anklang im Publicum fanden, das täglich neue Opfer, wenigstens neue Schaustücke von seinen Matadoren fordert und in Wienbarg die Zügsamkeit vermißte, der Laune des Tages zu dienen. Leider lag aber jenerseits die Isolirung seiner Person im Mangel an Begabung, sich den Fragen der Zeit rücksichtslos hinzugeben. Rein und edel, aber karg und unfruchtbar, schien seine Natur dem Felsen-Helgoland zu ähneln, auf den er sich mit Liebhaberei zurückzog, um, wie er, langsam mit seiner einsamen Kraft zu zerbröckeln. Sein „Tagebuch von Helgoland" erschien 1838; zwei Jahre später seine „Geschichtlichen Vorträge über altdeutsche Sprache und Litteratur", sowie seine vermischten Schriften Band 1 unter dem besondern Titel „Quadriga", mit vier Abhandlungen über das Studium der Alten, über den Geist der norwegischen Verfassung, über Hannover und die deutschen Doctrinäre, und über die Kunst und ihre Ausstellung, sämmtlich zum Besten gehörig, was seine saubere und classisch reine Feder schrieb. Auch das deutsche Sturmjahr 1848 brachte ihn nicht wieder in den Mittelpunkt der Bewegung. Er stand schon mit einem Fuße an Bord, um Deutschland mit America zu vertauschen und dort mit den Yankees einen, wenn auch rohen, doch gründlichen neuen Anfang germanischen Lebens zu versuchen. Daß er seine Person einer Sache opfern und widmen könne, bewies seine Betheiligung an einem deutschen Freicorps in Holstein, wo er als Adjutant im Stabe eine Stellung erhielt. Er schrieb 1846 die Broschüre: „Der dänische Fehdehandschuh, aufgenommen von L. Wienbarg;" einige Jahre darauf in zwei Bänden die „Darstellungen aus den schleswigholsteinischen Feldzügen." Dann nahm er seine sprachlichen Studien wieder auf und gab 1852 als Ertrag derselben eine Schrift: „Das Geheimniß des Wortes", heraus, in welcher er im Anschluß an Grimm, Bopp und Wilhelm v. Humboldt einen Schlüssel zum Wurzelverständniß deutscher Wörter zu liefern versuchte. Eine Zeitschrift „Armin", die er unternahm, bewies nur, wie sistirt seine Person und seine Maximen wurden; die vereinsamten Studien darin blieben ganz unbeachtet. Zur Lessing'schen Klarheit des Blicks, die Wienbarg hat, gesellte sich nicht die Herculesarbeitsamkeit jenes großen Reformers. Auch in die neue Entwickelung der dramatischen Litteratur griff er ein, blieb aber mit seiner Dramaturgie bei Uhland, also beim Abc, stehen. Wienbarg hat — sollen wir es schließlich sagen — überall nur das Programm zu einer Sache geliefert, zu einer Sache, die er für verloren hielt, weil er daran scheiterte. Das Publicum ließ ihn im Stich, aber doch schließlich nur, weil er sich selbst aufgab. — Sollte seine Arbeitskraft erschöpft sein, so thäte um so mehr eine kleine Sammlung seiner Aufsätze noth.

Heinrich Laube.

Seinem Lebensalter nach der zweite unter den vier Männern des jungen Deutschlands, den 18. September 1806 zu Sprottau in Schlesien geboren, gleich Wienbarg als Student Burschenschaftler, nur daß sich in ihm dies Element zur Cavalierperspective erhob, die freie Kraft eines neuen Lebenstriebes auf formelle Gestaltung drang, brachte Heinrich Laube mit der sinnlichen Heiterkeit und Munterkeit des schlesischen Naturells eine frische Bewegung in die Litteratur. Zu der Renommage des akademischen Fechtbodens gesellte sich bei ihm bei gleich hellem Blick für Linie und Gestalt und für die schwachen Seiten des Gegners eine Angriffs- und Eroberungslust, die nicht selten mit slavischer Hitze in eine verblendete Herrschsucht umschlug, der die Tiefe des stillen Hintergrundes an den Dingen verborgen blieb. Sein erstes Auftreten bezeichnet sich am besten damit, daß er den Schläger des Fechtbodens zur Feder machte und sein: Hallo, Burschen heraus! journalistisch ausrief, als die Julirevolution, die stärker bei ihm als bei Anderen Sympathien für französische Entwickelung weckte, durch ihre Rückwirkung Deutschland aus dem öffentlichen Schlaf und aus politischer Sorglosigkeit aufschreckte. Laube trommelte an allen Thüren, zog durch alle Gauen Deutschlands und lärmte in den „Reisenovellen" (1834—1837), in denen er Heine's Reisebilder fortsetzte und aus-

Digitized by Google

dehnte, den Philistern zum Aerger gegen die versumpfenden Sentimentalitäten, gegen die Quiescenz der Doctrinäre, gegen den stumpf gewordenen Autoritätsglauben, gegen die Schlummerseligkeit des deutschen Phlegma und die Hypokrisie religiöser Dunkelmänner. Als Kritiker trieb er, was er Mittelmäßigkeiten nannte, heerdenweise vor sich her. Noch schärfer fast als die ideenlose Mittelmäßigkeit verfolgte er die formlose Idealistik; er forderte mit einer Bravour, die freilich bald genug blos bei den Franzosen die vermißte Formgestaltung des deutschen Drama's und des deutschen öffentlichen Lebens suchte und bewunderte, um jeden Preis strafere, faßbar tüchtigere Formen zur Neugeburt einer bessern Gegenwart; er war mit slavischer Hitze im Stande die Formen zu octroyiren, um einen neuen Inhalt zu erzielen, despotisch neue Trachten zu erfinden, um Brauch und Schönheitssinn zu vereinigen, und in der gesammten litterarischen Arbeit der Jahrhunderte eben nur ein Ringen nach neuen Formen zu sehen. Gegen Doctrinen, die er höchstens als Stichwort gelten ließ, stieg sein Fanatismus der Form bis zu der Verblendung, daß er die Entdeckungen Schellings im Reich der Metaphysik für eitel Erfindungen, Hegels Dialektik für mechanischen Schulkram hielt, und als kecker Realist, der den gesunden Naturtrieb der sinnlichen Kraft in sein Recht einsetzen wollte, für die neubelebten Stoffe des Daseins keine andere Idealistik als Goethe's plastische Grazie und Scribe's Virtuosität in technischer Formvollendung zum Abschluß fand. In Heine sah er einen Hochpunkt der Culturgeschichte Deutschlands; in ihm selbst gestaltete sich ein Gemisch von Heine und Heinse, obschon der geniale Schwung der Lyrik in Jenem auf dem Felde deutscher Romantik erblühte, Ardinghello's „classisch antike Liebe ohne Pfaffen und Kirche" in Laube's natürlicher Grazie ihren Widerstand fand. Bon enfant von Hause aus, erwuchs in Laube der Litteratur ein heiterer und tapferer Charakter; sein Gemisch von gesunder Kindlichkeit und starker Mannhaftigkeit bezeugt am besten die von ihm selbst geschilderte Idylle seiner Sprottauer Familienheimath.

Sohn eines Handschuhmachers, ward Heinrich Laube nach beendeter Gymnasialzeit in Glogau und Schweidnitz, stipendienbedürftig seit 1826 in Halle und Breslau zur Theologie gedrängt. Wir wissen nicht, wie er als Schwarzrock in einer Landkirche gepredigt haben mag, da er in der Litteratur burschikos genug mit Schläger oder Reitpeitsche zu predigen begann, bis das Rapier sich gemach zum Salondegen an seiner Seite verwandelte, die Kampflust in der noblen Passion des Sportsman, seine Herrschbegierde im Commando über das Burgtheater, sein plastischer Formsinn in der Reform von Theatermanuscripten Befriedigung gefunden. Zwei Jahre nach der Julirevolution, in Sympathie für die gestürzten Polenhelden, schrieb er sein „Neues Jahrhundert" (2 Bände), und „das junge Europa" (4 Bde. 1833—1837), dessen Poeten, Krieger und Bürger in einem schnellen und hastigen Wechsel von Skizzen ein Weltbild des neuen Zeitalters hinwarfen, die Bravour des freien Mannes, aber auch die Befreiung der Weiber von der Tyrannei der ehelichen Form und die verehmte Emancipation des Fleisches feierten. Die Verkennung des tiefen Naturgesetzes der Liebe, die sich aus freiem Drang zur Form der Ehe bekennt, war eraß genug, aber bei Laube mehr Renommage, lärmende Phrase und Hang zur genialen Verwegenheit. Die freie Selbstbestimmung des Weibes, ihre Emancipation von der Tyrannei der Convention und Tradition ist noch heute wie je gültig. — Laube hatte 1838 in Leipzig die unter Methusalems Müller altersschwach gewordene Zeitung für die elegante Welt redigirt, als das Bundestagsverbot aller vorhandenen und aller zukünftigen Schriften des jungen Deutschlands seine Ausweisung nach Berlin zur Folge hatte, wo Laube neun Monate in Untersuchungshaft blieb, um dann die Hausvogtei gefänglich mit einem Amt- und Jagdhause bei Muskau zu vertauschen, wo die Gunst des Fürsten Pückler ihm die Haft erleichterte, die Gattin, die er sich im Enthusiasmus für sein Martyrthum gewonnen, sein Loos freiwillig theilte. Der Burschenschaftler, nicht blos der Verfasser des jungen Europa hatte zu büßen; das Evangelium vom freien Weibe aber, nach dem die Saintsimonisten gesucht, hatte sich in des Schriftstellers eignem edlen Familiengeschick widerlegt oder berichtigt, obschon die freien Wagnisse genialer und kecker Abenteurer auch in den Dramen Laube's Thema blieben. Seine Novellen: „Liebesbriefe", „die Schauspielerin", „das Glück", waren Abschattungen, aber feine Vertiefungen seiner früheren Schilderungen; seine „Deutsche Litteraturgeschichte" (4 Bde. 1840) war die Frucht seiner Studien in der Muskauer Gefangenschaft; in 2 Bänden hatte er 1835 „Moderne Charakteristiken" zusammengestellt, 1841 ein „Jagdbrevier" geschrieben.

An der Cölner Streitsache zwischen Deutschland und Rom betheiligte er sich 1838 anonym durch die Broschüre „Görres und Athanasius"; im selben Jahre gab er Heinse's Schriften (in 10 Bänden mit Vorwort) heraus. Ein längerer Aufenthalt in Frankreich führte nicht blos zu einer Wiederaufnahme seiner Reiseschilderungen in dem Bändchen „Paris", worin die parlamentarischen Duelle zwischen Thiers und Guizot recht eigentlich wie für seine Feder geschaffen schienen, sondern auch zu der Schilderung der „Französischen Lustschlösser" (3 Bde. 1840), in welchen er die Geschichte der französischen Helden von Franz I. bis zu der Maitressenzeit in Versailles in glänzenden Scenen skizirte und mit der Architektur jener früheren Schauplätze der Königswirthschaft in den Provinzen des Landes parallelisirte, während ein größerer Roman: „Die Gräfin Chateaubriant" (3 Bde. 1843) in umfassender Weise den tragischen Untergang der bekannten Maitresse Franz des Ersten, der anmuthigen Françoise, poetisch behandelte. Die Skizze über den „Prätendenten" (1842), der als Uhrmacher Naundorf wieder aufgetaucht sein sollte, und „der belgische Graf" (1845) schließen die Schilderungen französischer Zustände ab, zu denen sich noch eine Charakteristik von „G. Sand's Frauenbildern" gesellte. Eine kritische Erzählung: „Die Bandomire" (2 Bde. 1842) hatte Laube's historische Romantik auch auf nordischem Boden heimisch gemacht, wie er denn nach einem Aufenthalt in Scandinavien die „drei Königsstädte im Norden" (2 Bde. 1845), Reiseschilderung mit Novellistik und geschichtlicher Charakteristik verschmelzend, lebendig in Scene setzte. Die Frankfurter Nationalversammlung sah ihn als Abgeordneten des böhmischen Kreises Eindogen, wo er seit einem Jahrzehnt Karlsbader Kurgast gewesen, auf Seiten der preußischen Erbkaiserpartei; ein Memoirenbuch in 3 Bänden: „Das erste deutsche Parlament" (1850) verewigte ebenso umständlich wie leidenschaftlich diese nationale Einseitigkeit, die sich auch noch durch

Digitized by Google

Laube's Beruf zur Leitung des Wiener Burgtheaters als ein Widerspruch gegen ihn selber erwiesen.

Noch vor der Wiederaufnahme der Redaction der Zeitung für die elegante Welt 1842—1844, nachdem er auch eine Zeitlang die Mitternachtzeitung geleitet, hatte er in Leipzig mit Monaldeschi die Reihe seiner Dramen eröffnet, welche den zu hohlen Phrase geworbenen Kothurnsang der deutschen Bühne mit dem frischen Reiz kecker Probleme und gesunder, dreister Natürlichkeit verdrängen halfen. Daß er die Franzosen für mustergültig in der Technik nahm, verhalf ihm zu meisterhaften Anlagen und Verknüpfungen in der dramatischen Intrigue, wie im Struensee, verführte ihn aber auch zu der Verirrung, auf dem Sumpfboden der französischen Corruption noch Lustspielconflicte, wie in Rococo, durchzuführen, während er in den Karlsschülern den Träger deutscher Idealität zum Genre herabdrückte. In Gottsched und Gellert lieferte er das ansprechendste Gebilde seiner komischen Kraft, in Prinz Friedrich, weniger populär geworden, das beste Stück seiner dramatischen Dialektik, während er in der Bernsteinhexe der seltsamsten Barbarei der von ihm sonst verpönten Romantik vergeblich einen volksthümlichen Ton abzugewinnen suchte. Zu seinen, seit 1845 gesammelt im Druck erschienenen dramatischen Werken gesellte sich 1856 noch sein in Wien geschriebener Essex, eine Reminiscenz jener abenteuernden Günstlinge, die in seiner Novellistik wie seit Monaldeschi in seinen Dramen mit dem kräftig frischen Anstrat kecker Eroberungslust seine Lieblingsfiguren waren. Auch der anonyme Cato von Eisen, „nach einer Idee von Garofizza", wird zu seinen Arbeiten gezählt, wie er denn seine in Deutschland seltene theatralische Formgestaltung mehreren, dem Französischen entlehnten oder heimischen Stoffen zuwendete und in der dramaturgischen Leitung des Burgtheaters mit starker Hand seine energische Thätigkeit entfaltet. Seine Berufung zu diesem, um der Herrschaft des Deutschen in Oesterreich willen hochwichtigen Amte im Jahr 1849 bewieß, wie man in Wien selbst über das klein-deutsche politische Bekenntniß hinaus, das Laube im Frankfurter Parlament für die preußische Kaiseridee wirksam zeigte, die Energie des Talentes und den Mann der technischen Praktik zu schätzen wußte.

Theodor Mundt.

Wenn Wienbarg nichts als die Programme zu Feldzügen lieferte, Laube's erste Arbeiten, bevor er in der Technik formellen Abschluß fand, bloße Tirailleurgefechte waren, so that dem Anfangs glänzenden und gemüthreichen Humor Theodor Mundt's die Sophistik der Zeit und der Schule Abbruch. Das fortschrittslose Zeitalter hatte sich in eine Sackgasse verrannt, und die Desperation darüber fand in Mundt den Ausdruck der jovialen Selbstverspottung. Die Sophistik der Schule aber stammt aus der Hegel'schen Philosophie, deren Dialektik just bei den Gegnern derselben in diese Schattenseite umschlug. Theodor Mundt, den 19. September 1807 in Potsdam als Sohn eines Rechnungsbeamten geboren, gehörte schon als Kind Berlin an und war in seiner ganzen Entwickelung ein Erzeugniß des Geistes jener Negation, die im Kampf gegen sich selber die eigenen Bande doch nicht los wird, und bei aller Geißel gegen sich selbst sich doch in einer Selbstbespiegelung gefällt. In Mundt hat das poetische Gemüth gegen den starren Schul- und Staatsmechanismus reagirt; nur daß der Humor dieser genialen Stimmungen weder auf schöpferischem Boden Plastik der Form und der Objecte, noch in der Doctrin und Theorie einen neuen positiven Organismus erkämpfte. Nach der Schulzeit auf dem Joachimsthalschen Gymnasium dem Studium Hegels ergeben, eine ursprünglich zarte, feinbesaitete, kränklich angehauchte Natur, schärfte Mundt am herrschenden Systeme selber die Waffen, um dessen Barbarismus zu stürzen. „Der Kampf eines Hegelianers mit den Grazien" eröffnete vielversprechend und anmuthig einen Feldzug; die folgende novelistische und litterarhistorische Thätigkeit seiner ersten Epoche setzte die poetische Reaction der in ihrem Ich berechtigten, freien Subjectivität fort. Nach journalistischen Anfängen, namentlich in den Blättern für litterarische Unterhaltung, an denen Mundt sich eine Zeitlang in Leipzig redactionell betheiligte, erschienen seit 1831 die Romane und Novellen: „Das Duell", „Madelon", „der Bastklöß." Die Romantik der Tieck'schen Schule feierte Reminiscenzen in diesen phantasiereichen Bildern, denen freilich alle Kenntniß der objectiven Welt fehlte. Die Julirevolution weckte die jungen Geister Deutschlands aus der starren Scholastik und Aceese, und unter dem Druck der verfagten politischen Formen erwuchs der Sybaritismus einer Welteroberungslust, die mit dem Fichte'schen Ich die Gelüste der romantischen Schule vereinigte, sich aber in Ironie und Selbstbespöttelung entkräftete. In Mundts ersten sanguinischen Flügelschlägen feierte vielverkündend der Humor die Siege eines raschen Anlaufes. Seine „Modernen Lebenswirren, Briefe und Abenteuer eines Salzschreibers" gaben 1834 die ergötzliche Selbstverspöttlage des ringenden Zeitgeistes, der den Alp des Druckes von sich schütteln wollte. Der junge Geist, der nach freien politischen Formen suchte, vergriff sich und suchte mit den Saintsimonisten ideell noch dem freien Weibe. Mundt war mit einem Anflug von Sterne-Yorik der Dichter der Reflexion in diesem Thema, sein Buch: „Madonna, Unterhaltungen mit einer Heiligen" (1835) war der poetische Ausdruck der Heiligung des Fleisches, eine Feier der Natur in der Hingebung der Sinne, der dumpfen Knechtschaft der Ascese gegenüber, in der sich die Creatur nach Erlösung sehnt. Die krankhafte Verirrung in dieser dichterischen Glorificirung eines an sich schönen Naturrechts führte ein edles Weib zum Selbstmord, und Mundt schrieb eines seiner wärmsten Bücher: „Charlotte Stieglitz, ein Denkmal." Alsbald erfolgte, besonders mit Hinblick auf Gutzkows Wally und Mundts Madonna, der Behmspruch des Bundestags. Mundt wurde behindert, akademische Vorlesungen in Berlin zu halten, seine Zeitschrift: „litterarischer Zodiakus" wurde unterdrückt. Es war die Zeit, in welcher er mit Barnhagen Knebels Nachlaß und Briefwechsel (3 Bde.) herausgab. Der verpönten Zeitschrift folgten neue: „Dioskuren für Kunst und Wissenschaften" (2 Bde.), seit 1838 eine Vierteljahrsschrift: „Der Freihafen", die Wochenschrift „Der Pilot", auch zwei Jahrgänge eines Taschenbuchs „Delphin", in welchem Mundt selbst in dramatischer Form: „Die Komödie der Neigungen", das Thema seiner Zeit redselig auszusprechen suchte. Unermüdlich im Drange, mitten unter der Scheere der Censur dem Zeitalter Organe zu schaffen, begann Mundt zugleich die Epoche seiner Reisen. Der in Deutschland geknickte oder verschüchterte Geist des jungen Geschlechts warf sich

Digitized by Google

auf die außerdeutschen Objecte, auf deren Schooß ohnedies die Bewegung flieg. Mundt schrieb glänzend und üppig in Styl und Auffassung: „Spaziergänge und Wallfahrten" (3 Bde. 1838—1840), „Völkerschau auf Reisen" (1840), in denen er nicht blos Paris und London, Südfrankreich und die Schweiz, sondern auch Krakau und die polnischen Krater und Werkstätten der Bewegung beleuchtete. In zwei Bänden „Charaktere und Situationen, Novellen und Skizzen" (1837) stellte er Wanderungen auf Reisen mit Streiflichtern durch die neueste Litteratur zusammen; in „Kritischen Wäldern" gab er einzelne litterarische Monographien, die zu seinen später erschienenen Litteraturgeschichten den Kern bildeten. „Deutschlands Einheit in politischer und ideeller Entwickelung" war 1832 eine sachlich ernst gehaltene Broschüre, sowie er sich auch mit Laube und Guzkow am Kampf gegen Rom und Görres betheiligte, obschon er lieber im spielerischen Uebermuth der Ironie seine Waffen glänzen ließ. Seine „Kunst der deutschen Poesie" (1837) kann als das litterarhistorische Grundbuch der Partei des jungen Deutschlands gelten; ein Lehrbuch der deutschen Prosa ergänzte es. Er unternahm auch die Herausgabe von Luthers politischen Schriften und leitete Engels Schriften ein, gab 1844 eine Broschüre über die Universitätsfrage, 1849 über Revision oder Vereinbarung; auch die Broschüre: „Heiliger Geist oder Zeitgeist" gehörte schon den vierziger Jahren an. Mit Schellings Auftreten in Berlin hatte Mundt seine akademische Thätigkeit eröffnet; Schelling selbst sah in ihm gegen das herrschende System des Hegel'schen Scholastikismus einen Mitkämpfer, täuschte sich aber in Mundts Hang zur Ironie, der gegen die Mystik der Religionsphilosophie gleich sehr mit dem freien Recht der subjectiven Willkür zu Felde zog, ohne es freilich, trotz der Theilnahme, die ihm wurde, zu einer festen Position in der akademischen Laufbahn zu bringen. Seine Vorlesungen, die er, schnell fertig und bequem, litterarisch wiedergab, bezeugten den Untergang eines genialen Styls in der Manierirtheit einer pragmatischen Breite, die behaglich mit der Willkür des subjectiven Belieben Hand in Hand ging. Mundt veröffentlichte die Hefte seiner Vorträge an der Universität in einer Geschichte der Litteratur der Gegenwart (1842; neu aufgelegt und umgestaltet 1853), in einer Geschichte der Gesellschaft (1844), der eine Geschichte der deutschen Stände folgte, in einer Aesthetik (1845), einer Dramaturgie (1848 in 2 Bdn.). Alle diese Arbeiten einer universalen Thätigkeit, der jedoch die feste Durchbildung des principiell neuen Kernes fehlte, stehen an Werth hinter Mundts monographischen Einzelheiten, wie über Fürst Pückler, Hippel, Thümmel, G. Sand und Lamennais, die seine früheren Bücher brachten, weit zurück. Ein neuer Friedrich Schlegel setzte er dessen Allgemeine Litteraturgeschichte fort und gestel sich auch (1851) in einem Buch über Machiavell in der kecken Sophistik gewagter Probleme. Sein Sammelwerk über die Staatsberedsamkeit der neuen Völker bezeugte seine Theilnahme an der politischen Bewegung der Zeit, und in Folge solcher Theilnahme ward er, um ihn aus dem Berliner Heerd der Bewegung zu entfernen, zu einer Professur nach Breslau befördert. Die Luft der Negation im blasirten Berlin schien ihm aber nothwendig, und er ward durch die Gunst der Umstände alsbald zurückberufen, um neben seinen Vorlesungen, die er jedoch bald fallen ließ, die Universitätsbibliothek zu verwalten, bis ein Streit mit Pertz seine Beseitigung mit Vorbegeld zur Folge hatte. Seitdem ergab sich Mundt mit Hülfe seiner bibliothekarischen Studien ausschließlich und im Wetteifer mit seiner Gattin Luise Mühlbach dem Genre einer historisch romantischen Memoirennovellistik. In „Thomas Münzer" (3 Bde.) hatte er schon 1841 seine Romandichtung wieder aufgenommen, jedoch im Gegensatz zu Spindlers pragmatischer Gesundheit, Derbheit und Treue in einer exquisiten Geistreichigkeit den Bankerott einer Manier bekundet, todte Stoffe durch modernen Esprit galvanisch zu beleben und zu corrumpiren. Innige und sinnige Einzelheiten aus Luthers Leben entschädigen nicht dafür, daß die bilderstürmenden Bauern wie Berliner Eckensteher witzig sein sollen, oder Münzer selbst, um sich ideal zu gebärden, in methaphysischer Schönthuerei sich gefällt. Eine frühere Novelle Mundts: „Mutter und Tochter" erschöpfte bereits den ganzen Fonds seiner schöpferischen Eigenthümlichkeit in der Schilderung genialer Chamäleonsnaturen. Was folgte, waren verfehlte Wiederholungen, verfehlt, weil der Humor des Autors im Widerspruch blieb mit dem Object fernliegender Situationen; so in „Carmela oder die Wiedertaufe", „Mendoza, der Vater der Erzschelme", „die Matadore" (2 Bde.), oder in kleinern Novellen: „Ein deutscher Herzog", „Ein französisches Jagdschloß", „Residenzgeschichten." Auch sein Mirabeau, sein Cagliostro in Petersburg und sein Robespierre gehören einer Mischgattung der Memoiren- und Romanform an, bei der weder die Historie, noch die plastisch freie Darstellung zu ihrem Recht kommen. Paris und Frankreich hat Mundt unausgesetzt zu Studien im Auge behalten, als gelte es dort noch immer den Heerd der Weltbewegung zu erforschen oder diesem Centrum der Revolution eine deutsche Philosophie des Socialismus, wie er sie bezweckt, abzulauschen. Mundt war nicht blos zur Zeit der Julirevolution, auch zur Zeit der Republik und des neuen Kaiserreichs in der Seinestadt. Seine geistvollen, aber mitunter forcirten Auffassungen und Schilderungen — forcirt, weil der Zeitgeist nach der Epoche des jungen Deutschlands gesunder und thatsächlich pragmatischer geworden ist, — liegen in zwei neuen Büchern vor: „Pariser Kaiserskizzen" und „Paris und Louis Napoleon", jedes in zwei Bänden.

Karl Gutzkow.

Der Jüngste unter den vier Männern im feurigen Ofen des jungen Deutschlands, von Menzel als der eigentliche Kobold des jungen Zeitgeistes bekämpft und noch heute von der Kritik der Grenzboten ebenso ungebührlich als das Extrem der Ausartung befehdet, hat sich unter allen als das gewaltigste Talent bewährt und sich über allen Wechsel der Stimmungen und Situationen in der Zeit hinaus, wo nicht im Mittelpunkt, doch im Vorgrund der Interessen erhalten. Zu der Macht seines Talentes gesellt sich in seltenem Grade gleich starke zähe Ausdauer. Ebenso selten ist, als sollten sich ein Rousseau und ein Voltaire in ihm vereinigen, der Wechsel von heißer Leidenschaftlichkeit und kalt überlegener Ruhe, so daß er im Antrieb jener manche seiner Werke nach Form und Inhalt sach überstürzte, während er anderntheils mit einem Glauben an sich selbst, der an Robespierre bezeichnend war, keine seiner Uebereilungen, bei der Sammlung seiner

Digitized by Google

Werke auch nicht seine Wally zurücknahm und fallen ließ. Eine genossenschaftliche Parteistellung mit neben ihm Berechteten konnte von ihm am wenigsten bezweckt werden, da er gleich Anfangs mit einem Ungestüm, der an Zerstörungslust grenzte, sich auf die Genossen stürzte, die unter dieselbe Fahne traten oder verwiesen wurden. Er konnte nur ein Panier dulden, das seinen Namen trug, und führte mit einem Schwarm unbedingt Ergebener, die oft wechselten, einen kleinen kritischen Vernichtungskrieg gegen Alle, die seine Berechtigung oder seine Befähigung zum Höchsten bezweifelten. Um dieser deutschen Jchsucht willen, welche die Person der Sache nicht unterwerfen kann, würde Gutzkow, so sehr ihn dazu sein Talent bestimmte, vielleicht auch im politischen Kampfe der Nation den Weg zum Heil des großen Ganzen verfehlt haben. Die Macht seiner geistigen Kraft wurde nicht selten durch die Willkür seiner Stimmung gebrochen oder durch die Verfolgungssucht der Gegner selbst zur Gewaltsamkeit gesteigert. Möglich, daß auch Voltaire zur universalen Entwicklung seiner einseitigen Kraft solcher Reizungen bedurft hat. In Gutzkow hat sich die Satyre des Zeitalters gegen sich selbst ihr Werkzeug erkoren, und nach bedeutungslosem Verklingen der litterarischen Parteiinteressen, nach der großen politischen Bewegung des Jahres 1848, hat Gutzkow als Satyriker der Zeit erst recht in jenen großen Weltbildern, die er in zwei neunbändigen Romanen entwarf, alle seine Mittel versammelt, um dem in seinen heiligsten Gütern bedrohten Geschlecht Spiegelbilder vorzuhalten, deren Focus freilich sein peffimistischer Schaffinn schlift, so daß er nicht blos kritischen Schulen und Subjecten, sondern auch der gemüthselig fromm begnügten Lyrik einer Reactionszeit, und zugleich dem Optimismus der naturalistisch gesunden Realistik, der Genremalerei der Dorfgeschichtenrichtung, kämpfend und ringend abermals schnurstracks gegenüberstebt. In Gutzkow erlischt und erledigt sich nicht etwa der Geist und die Epoche der Jungen-Deutschlandsrichtung; sie setzt sich mit allen ihren Fehlern, aber auch mit allen ihren Kräften in ihm fort. Die Verfolgungssucht der Zeit hat die Genossen zu Märtyrern gemacht, ihnen aber auch zur Bedeutsamkeit und zur Rothwendigkeit verholfen.

Karl Gutzkow, den 14. März 1811 in Berlin geboren, Sohn eines prinzlichen Kammerdieners und Bereiters, der später im Kriegsministerium eine subalterne Stelle erhielt, empfing, wie es scheint auf Betrieb eines königlichen Prinzen, am Friedrichsgymnasium seine Ausbildung zur Universität. Seine eignen autobiographischen Schilderungen: „Aus der Knabenzeit“ (1852 geschrieben und erschienen) machen uns auf dem Schauplatz seiner Kindheit in der Luft Berlins heimisch. Als Berliner Kind, nicht blos später als Schüler der Hegel'schen Doctrin, ein Product der Dialektik, reifte der blondgelockte Knabe Karl, am Widerspruch der Gegensätze und zum Kampf geboren, in heller Luft, und zwischen den Scheermessern des Scharfsinns bedurfte es für ihn später kaum noch der Verfolgungen und der eignen Hypochondrie, um sich in einer Welt voller Gegner zu entwickeln, wo es mit allen Mitteln zu siegen oder zu unterliegen gilt. Im Jahre der Julirevolution, nach theologischen und philosophischen Studien früh reif, schrieb er eine gekrönte lateinische Abhandlung mit für ihn verhängnißvollem Titel: de diis fatalibus. Die fatalisten Schicksalsgötter trug er freilich mit sich in der eignen Brust, als Wolfgang Menzel, der brutale Patriot, nach einigen Aufsätzen Gutzkows in dessen „Forum der Journalliteratur“ rasch eingenommen, ihn zu seinem Partisan für kritische Feldzüge im Morgenblatt nach Stuttgart berief. Gutzkow schrieb, während er in Heidelberg und München noch die Hörsäle der politischen und juridischen Wissenschaften besuchte, die anonymen „Briefe eines Narren an eine Närrin“ (1832), in welchen man Jean Jacques Rousseau's Geist neugeboren glaubte, und ein Jahr später den phantastisch ironischen Roman „Maha Guru, Geschichte eines Gottes“, den Menzel, vom Glanz des spielerischen Scharfsinns geblendet, im Litteraturblatte noch mit dem Lorbeerkranz zierte, um bald darauf, von der allerdings nüchternen Verwegenheit des Voltaire'schen Vordringlings erschreckt, mit Donner und Blitz auf „Wally die Zweiflerin“ (1835) niederzufahren, symbolisch im kritischen Blatte und thatsächlich nicht blos die Moral der öffentlichen Meinung, auch die Spieße und Stangen der Scherzen gegen Gutzkow aufzurufen. Mitten in der Zeit der Entfremdung Beider edirte Gutzkow noch einen Band Novellen, zwei Bände Soiréen und die für die Allgemeine Zeitung geschriebenen „Oeffentlichen Charaktere“, die es noch heute bedauern lassen, daß Gutzkow, recht eigentlich zur Meisterschaft in der Schilderung historisch politischer Persönlichkeiten hingewiesen, dies Feld verließ, um mit Gebilden der erzählenden Dichtung einen größeren Markt zu gewinnen. Das Zerwürfniß zwischen Menzel und Gutzkow hatte lediglich private Gültigkeit; aber wie dreizehn Jahre später Held Hecker seinen persönlichen Hader gegen seinen Lehrer Welcker in der Paulskirche zur Sache der Nation machte, um die stumpfe deutsche öffentliche Meinung aufzulockern, so ward jene persönliche Fehde zur universalen Staatssache Deutschlands, um die ganze Kläglichkeit unserer sittlichen und politischen Unreife und Benommenheit zu offenbaren. Gutzkows berüchtigte Vorrede zu Schleiermachers Briefen über Lucinde sammt seiner Wally riefen in Mannheim, wo das letztere Buch erschienen war, die Gerichte zusammen; sie verurtheilten den Autor, namentlich in Bezug auf ein frech nüchternes Wort über die Person Christi und über die Ehe, zu dreimonatlicher Haft, während der Bundestag zu Frankfurt die „Deutsche Revue“ im Keim erstickte und auf die erschienenen wie später zu erwartenden Schriften des polizeilich als Kategorie und Partei abgefaßten jungen Deutschlands Bann und Interdict legte. Hiermit waren die Verirrungen der angeblichen Partei nicht sowohl gestraft, noch weniger widerlegt, als vielmehr die Culpaten zu Märtyrern, ihre Sache mehr als sie sollte zur Sache von ganz Deutschland gemacht. Als Gutzkow später der Sammlung seiner Schriften (12 Bde. 1846) auch die Wally unter dem Titel „Vergangene Tage“ einverleibte, weil er keinen Moment in seinem Entwicklungsgange dem Publicum vorenthalten wolle, wiederholte ein pietistisches Ministerium in Preußen das Verbot, aber weder der Bund noch sonst deutsche Regierungen schlossen sich dem schon veralteten Brauche an, Litteratur durch Polizei verbessern zu wollen, und die wiedererschienene Wally blieb die unwirksame leere Schattengestalt einer dreisten Renommage, die ohne alles Centrum im Gemüth in den Peripherien des Rationalismus coquette Versuche liebt. Im Mannheimer Gefängniß schrieb Gutzkow ein Buch: „Zur Philosophie der Geschichte“, in welchem er den Ver-

Digitized by Google

such verrieth, sich auf dem tiefern Boden einer Philosophie zurechtzufinden, welche ihm bisher nur sophistische Waffen geliefert hatte. Gegen Menzel richteten sich seine „Beiträge zur Geschichte der neuesten Litteratur“ (2 Bde. 1836); auch sein „Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte“ ist als Antidoton gegen Menzels fanatische Barbarei zu nehmen. Ein Roman „Seraphine“, „Götter, Heiden und Don Quixote“, eine Reihe kritischer Aufsätze, „ein Skizzenbuch“ folgten sich rasch; das junge Deutschland, mit Gewalt zur berühmten und berüchtigten Person geworden, mußte und wollte auch glänzend leben und füllte den deutschen Büchermarkt mit einem Geschäftseifer, als gälte es damit das Vaterland zu retten. Damit entzog es sich immer mehr der tiefen Stille der Gemüthswelt, in deren Schooß es auch zu seinem eignen Segen langsam reifen konnte. Ein komisch angelegter Roman Gutzkows: „Blasedow und seine Söhne“ (3 Bde. 1838) verrieth zuerst des Autors Sehnsucht nach fremder Maske und fremdem Styl; „Die Zeitgenossen“ (2 Bde.) hatte er ein Jahr zuvor unter Bulwers Firma gegeben; später begann er auf dramatischem Boden nach den verschiedensten Compositionsweisen, bald theaterstoffdürftend à la Frau Birchpfeiffer, nur nicht mit deren gesundem hon sens, bald in der Manier der Dorfgeschichte, ohne deren Ursprünglichkeit, Einfalt und naive Frische zu theilen. Aus den dreißiger Jahren datirte noch seine Befehdung des Görres in der Broschüre: „Die rothe Mütze und die Kapuze“. 1840 schrieb er, zum Theil gegen Heine, dessen frivoler Keckheit kein Triumph zu gönnen war, das Buch: „Börne's Leben“; ein Aufenthalt in Paris brachte (1842) zwei Bände „Briefe aus Paris“, worin er sich von neuem wieder mit Glanz, wenn auch nicht ohne Coquetterie und Selbstsucht, seines ursprünglichen Berufs zur Schilderung öffentlicher Charaktere bewußt wurde. Mit seiner Zeitschrift: „Der Telegraph für Deutschland“ war er von Frankfurt nach Hamburg übergesiedelt, um später abermals in der Mainstadt, wo er seine Frau erster und zweiter Ehe fand, heimisch zu werden, bis ihn in Folge seines glänzenden „Uriel Acosta“ der Ruf zur dramaturgischen Thätigkeit nach Dresden führte, wo er, auch nach Erledigung dieser seiner Beamtung, heimisch blieb. Das Jahr der Bewegung 1848 enthob ihn plötzlich seines Theaterpostens und sah ihn auf dem politischen Schauplatz in Berlin einen Moment lang auf den Schultern der Arbeiter, denen er wie ein Sohn des Volkes das Wort geredet. Der Ertrag seiner Aufregungen, die ihm keinen dauernden Platz in der Bewegung gaben, war seine Schrift: „Deutschland am Vorabend seines Glanzes oder seines Untergangs“. In seinen beiden großen Romanen finden wir die intensive Fortsetzung der socialen Kämpfe Deutschlands.

In Gutzkows Thätigkeit für die Bühne ist das Drama „Uriel Acosta“, mit dem Schwung, den der Vers auch dem polemischen Vertreter religiöser und philosophischer Freiheit giebt, als Hoch- und Gipfelpunkt zu bezeichnen. Leider fehlte auch im Drama seiner gewaltigen Schöpfer- und Arbeitskraft die ruhige Pflege stillerer und tieferer Besonnenheit, seinem Lessing'schen Scharfsinn das gesunde Naturell und die classische Gewissenhaftigkeit eines Lessing. Nachdem Gutzkow schon in einem „Nero“ des alten kaiserlichen Rom und im jüdischen „Saul“ zwei Dramen geschaffen, deren Structur und Gedankengehalt sich den Bühnenbedürfnissen entzogen, eröffnete er seit 1837 mit „Richard Savage“, dem Dichter Englands der seine Mutter sucht und wechselweis von ihr verleugnet und anerkannt wird, seine Thätigkeit für die Bretter, die er gleichzeitig mit Laube zu beherrschen begann. Wie Dieser auf drastische Neugeburt der deutschen Bühne bedacht, nicht mit dem Pathos des Kothurns, sondern mit dem Esprit und Glanz des Genre die neue Epoche befruchtend, machte Gutzkow noch besonders die piquante Anekdote oder die pointirte, psychologisch merkwürdige Seltsamkeit zum Ausgangspunkt oder zum Kern seiner Dramen. Werner, Zopf und Schwert, und das Urbild des Tartüffe, sicherten sich am besten ihre Existenz auf den Brettern, während historische Situationsstücke wie Patkul, Pugatschef, Wullenweber, Philipp und Perez rasch gingen wie sie kamen, der Versuch zu einem Volkslustspiel „Liesli“ wirkungslos blieb, der Königslieutnant, 1849 zum Goethejubiläum als Feststück geschrieben, nur Virtuosenspielern noch Gelegenheit zur Bravour giebt, Ein weißes Blatt, Ottfried und Der dreizehnte November schemenhaft verschwanden, zwei wichtige dramatische Satyren aber, „Die Schule der Reichen“ und „Lenz und Söhne oder die Komödie der Besserungen“, bei glänzenden und scharf treffenden Entwürfen nicht treu und sorgsam genug ausgetragen, leider das Zeitalter abtießen und verletzten, somit Gutzkows bedeutsamste Gabe, die Kraft der Satyre, auf diesem Felde nicht länger feuchtbar und wirksam sein ließen. Ein neues bürgerliches Stück im Style „Werners“: „Ella Rosa“ ließ den Boden gesunder Moral und gesunder Erfindung bei überfeiner Ausmalerei psychischer und sittlicher Probleme schmerzlich vermissen, und mit dem in Berlin gescheiterten historischen Situationsstück „Vorbeer und Myrthe“ nahm Gutzkow seit 1857 seinen vorläufigen Rückzug von der Bühne, um alle seine Kraft, die er, aus Furcht, zu verlieren, zum Theil seinen „Unterhaltungen am häuslichen Heerd“ entzieht, in dem zweiten, nach Eugen Sue's Mysterien angelegten Roman, der jetzt die deutsche Lesewelt beschäftigt, zu concentriren. Die „Ritter vom Geiste“ erschienen 1850 und 51; der „Zauberer von Rom“ wird noch bis zum nächsten Winter das Publicum in Spannung erhalten. Jener spiegelte mehr norddeutsche Zustände in den ersten Jahren nach dem Jahr der Niederlage deutscher Gesammthoffnungen; dieser umfaßt das katholischen deutschen Südens geheimnißreiche wie offenbare Beziehungen zu Rom. Daß er in beiden Werken gegen Preußen mit besonderer Erbitterung kämpft, beweist ihn als zu jenen ächten Kindern Berlins gehörig, die nicht eingedenk, welche Milch sie tranken, gegen ihre Mutter sich besonders feindselig erweisen. Gutzkow excellirt, wie jeder Satyriker, in beiden Weltbildern unserer Zeit besonders in der Genesis des Bösen; die fertigten und bedeutenden Gestalten in den „Rittern“ sind jene Hackert und Schlurck, im „Zauberer“ vaterlandslose Priester und fanatische Renegaten der römischen Kirche. Gegen Laube's malcontente, aber ritterliche Abenteurer und Mundts ironische Humoristen gehalten, haben Gutzkows Helden die Eigenthümlichkeit scharfsichtiger Pessimisten, die unerbittlich, mit allen Mitteln, nach den verlorengegangenen Schätzen der Wahrheit suchen.

Digitized by Google

Kurze Nachrichten.

Schöne Litteratur.

„Mutter und Kind" heißt ein in Hexametern geschriebenes Gedicht von **Friedrich Hebbel** (Hamburg, Campe), das vom Comité der Dresdener Tiedgestiftung mit dem Preise von 200 Thlrn. gekrönt wurde. Es ist das erste Mal, daß Hebbels Muse sich aller gespenstisch gewaltigen Themata, die nur Riesen oder Kobolde durchführen können, begiebt, um ein menschlich mögliches, anmuthig ansprechendes Bild des Lebens zu entwerfen und ohne Extravaganz der Phantasie, ohne Saltomortale der Skeptik, schlicht und einfach durchzuführen. Das Büchlein hat sich bereits viel Freunde im Publicum erworben. Die Hexameter könnten stellenweis weniger nachlässig sein. Auch wo poetische Diction sich gehen läßt, bleibt die Anforderung an correcte und graziöse Form.

Erst unlängst gedachte unsere Zeitung der in Berlin weilenden ungarischen Rachel Frau Lila **Bulyovsky**, welche sich dort des deutschen Idioms ganz zu bemächtigen sucht, um fortan der deutschen Bühne anzugehören. Ungarisch spielte sie in Pest am meisten Schillers, von ihr übersetzte Jungfrau. Seit dem wiedererwachten Haß zwischen Deutsch und Ungarisch in Pest ist die deutsche Tragödie auf der dortigen Bühne fast ganz und gar von ungarischen Schnurrbart- und Sporenstücken verdrängt. Frau v. Bulyovsky ist auch als ungarische Novellistin bekannt. Sie schrieb ferner: „Mein Reisetagebuch", als Ertrag und Beichte ihres Aufenthaltes in Paris, Frankfurt, Berlin, Dresden, Weimar ꝛc. Dies erschien jetzt deutsch (Pest bei Emich). Je seltener ein Ungar Deutschland gründlich kennenzulernen sich bemüht, desto willkommner ist das Büchlein, wenn wir den freilich oft sehr zufälligen Sympathien der talentvollen Frau für Deutschthum und deutsche Interessen folgen. In Paris war Dumas Vater ihr Führer und Cicerone; auch Jules Janin, der intime Freund Franz Liszts, welchem die Landsmännin empfohlen war. Herrn Dumas hören wir seitenlang höchst ergötzlich plaudern.

Das Koberstein'sche Album verspricht auch für diesen Jahrgang wieder das Erscheinen einer großen Anzahl deutscher Originalromane, unter denen „Täuschung und Wahrheit", eine Geschichte aus dem Leben von Theodor Mügge, „die Rheider-Burg", historische Erzählung von Levin Schücking (jetzt im Feuilleton der „Hamburger Nachrichten" abgedruckt), sowie „Vergangene Tage", Geschichten von Edmund Höfer, wohl die ansprechendsten Gaben sein dürften. Außerdem werden noch Julie Burow, Ernst Fritze und Elfried v. Taura Novellen bringen mit den Titeln: „Künstlerliebe", „Ernest Octav" und „die Malerin von Dresden"; von Luise Otto ist ein culturhistorischer Roman „Nürnberg" und von Ed. Breier ein eben solcher, „die Zauberflöte", angekündigt, während den Beschluß des Ganzen „Eine arme Seele", Volksroman von Max Ring, machen wird. — Erschienen ist bereits in derselben Sammlung „Frau von Staël", ein biographischer Roman von **Amely Bölte**, der den reichen Lebensstoff „Corinna's" in seinen drei schmahlen Bändchen, freilich nicht überall auf kunstvolle Weise, zu bewältigen gewußt hat. Er bildet zwar wegen der vielen historisch bedeutsamen und interessanten Personen, die er uns vorführt, im Ganzen eine fesselnde Lectüre; jedoch wird häufig zwischen Erzählerin und Erzähltem ein empfindlicher Abstand bemerkbar. In der Charakterzeichnung der Heldin schien uns die Schilderung ihrer Jugend am gelungensten. In dieser Partie des Romans ist wenigstens Frische, Leben und Naivität, die sich späterhin häufig vermissen lassen. — Poetischer begabt, weniger nüchtern und trocken ist **Dorothea v. Paschkowsky**, die Dichterin der von den Westermann'schen Monatsheften gekrönten Preisnovelle „Asperula odorata", welche soeben (Leipzig bei Wiedemann) eine neue Erzählung: „Cornelia. Aus dem Privatleben eines Arztes" hat erscheinen lassen. Wenn ihre noch etwas romanhafte Auffassung vom Leben einer reiferen Erfahrung, und die Hast oder Geschraubtheit ihrer Darstellung einem gleichmäßigeren und ruhigeren Style Platz gemacht haben wird, so dürfen wir von ihrem Talente gewiß noch Schönes erwarten. In einzelnen Theilen der „Cornelia" finden wir ein feines und verständnißreiches Ausmalen von Gemüthsstimmungen, welches die innere Befähigung der Verfasserin unzweifelhaft darlegt. — Auch **Amara George**, die Gattin des rheinischen Lyrikers Alex. Kaufmann und Schülerin des bekannten Prof. Daumer, dessen Beispiele sie vor kurzem mit ihrem Uebertritt zum Katholicismus gefolgt ist, besitzt ein poetisches Naturell, was auch wieder in ihren Erzählungen und Liedern „Vor Tagesanbruch" (Frankfurt a. M. bei Meidinger) ersichtlich wird. Viele Züge darin offenbaren einen weiblich zarten, dichterisch gestimmten Sinn, und man muß bedauern, daß sich damit nicht mehr Gestaltungskraft und Talent für Plastik verbunden hat. Was nützen am Ende die feinen Striche und sauber geführten Linien, wenn sie sich nicht zu festen Umrissen concentriren? Was sollen alle geistreichen Intentionen, wenn sie nicht zum Leben und zum Vorschein kommen?

Das letzte Werk des, wie erwähnt, schon wieder Neues vorbereitenden **Theodor Mügge** war ein dreibändiger Roman: „Verloren und gefunden" (Frankfurt bei Meidinger) der leider mehrfache Spuren von Flüchtigkeit an sich trug und im Styl Unebenheiten, in der Composition Sprünge wahrnehmen ließ. — **Levin Schücking** aber hätte vielleicht sogar gut gethan, die vier Bändchen „Gesammelte Erzählungen und Novellen" (Hannover bei Rümpler) gänzlich zurückzuhalten und mit solch leichter Waare seinem Rufe nicht zu nahe zu treten. Sein größerer Roman „Paul Bronthorst oder die neuen Herren" (3 Bde. Leipzig bei Brockhaus) macht vielleicht diesen Fehler wieder gut.

Heribert Rau hat sich durch die günstige Aufnahme, welche sein „Mozart" beim Lesepublicum fand, bewegen lassen, nun auch einen vierbändigen Roman „Beethoven" (Frankfurt bei Meidinger) zu liefern. Die Begeisterung für den gewählten Gegenstand, die warme Hingebung an die Person des Helden, die in seinem früheren Werke sich offenbar machte, fehlt auch dem jetzt erschienenen nicht und wird es also wohl zu denselben Erfolgen bringen.

Der fleißige **Georg Hesekiel** hat schon wieder einen dreibändigen Roman veröffentlicht: „Ein nachgeborener Prinz" (Berlin bei Heinicke). Wir werden darin nach Paris in die Zeit Ludwigs XVIII. versetzt und stoßen auf mehrere mit sehr zierlichem Pinsel ausgeführte Schilderungen von damaligen Personen oder Zuständen. Wäre das Ganze kunstvoller componirt und der Realismus der Zeichnung stellenweise von idealerem Hauche angeweht, so würde der Roman einen durchaus befriedigenden Eindruck machen.

Wir kommen nun noch auf einige Gedichte zu reden. **Julius Hammer** in Dresden hat zum vierten Male eine Sammlung seiner Sinnsprüche und didaktischen Poesien veranstaltet: „Auf stillen Wegen" (Leipzig bei Brockhaus). Die drei früheren dieß en bekanntlich „Schau um dich und schau in dich", „Fester Grund" und „Zu allen guten Stunden." Wir lesen auch im neuen Büchlein manche Zeile voll schönen Sinnes und tiefer Bedeutung; nur manchmal möchten wir den schönklingenden Versen mehr Inhalt wünschen. Im Ganzen erhalten wir den Eindruck einer sittlich reinen und begabten Individualität, der es mit der Bildung ihres Geistes und Herzens Ernst, und die sich still und bewegt in die Geheimnisse der Welt einlebt. — **Moritz Hartmann** giebt sich, seit er von der Krankheit, die ihn bei seinem letzten Aufenthalt im Orient mit erschreckender Heftigkeit befiel, endlich wieder hergestellt ist, poetischen Arbeiten mit erneuter Kraft hin

Digitized by Google

Außer den „Erzählungen eines Unsichten“ und den „Märchen und Geschichten aus Osten und Westen“, sowie außer der mit L. Pfau veranstalteten Uebersetzung „Bretonischer Volkslieder“ gab er fast gleichzeitig auch eine neue Sammlung von Gedichten unter dem Titel „Zeitlosen“ (Braunschweig bei Vieweg und Sohn). Ein männlich gereifter Geist und ein immer noch jugendlich warm empfindendes Herz, eine trotz bitterer Erfahrungen nicht erkaltete Liebe zum Vaterlande und eine sinnige Betrachtung von Welt und Natur thun sich in diesen auch der Form nach tadellosen und vollendeten Poesien allenthalben kund. Einen dilettantischen Anstrich tragen dagegen die „Gedichte von Ernst“ (Leipzig bei Engelmann), deren Verfasser, wie es heißt, kein Anderer ist, als der berühmte botaniker Schleiden in Jena.

Aus der französischen Litteratur bleibt zu erwähnen, daß nächstens ein neuer Band von Guizots „Memoiren“ erscheinen wird, so wie daß Amadée Renée, Redacteur en chef des Constitutionnel und Verfasser des von Szarvady übersetzten Werkes „les nièces de Mazarin“, eine Arbeit über „Ludwig XVI. und seinen Hof“ veröffentlicht hat. Michelets Buch „über die Liebe“ wird Friedrich Spielhagen verdeutschen.

Von Charles Dickens erwartet man einen Band neuer Novellen. Eine andere interessante Neuigkeit der englischen Litteratur ist der erste Band einer Autobiographie der vom Conversationslexikon längst als todt gesagten irländischen Schriftstellerin Lady Morgan (Sydney Owenson), welche noch jetzt in tiefer Zurückgezogenheit in einer bei London gelegenen Villa lebt. Der erwähnte erste Band bringt Tagebuchblätter aus den Jahren 1818—19, verschiedene bisher unbekannte Einzelheiten über Lord Byron, Frau v. Staël und andere berühmte Zeitgenossen, sowie Briefe von La Fayette, Alex. v. Humboldt u. s. w.

Bildende Kunst.

Vier Gemälde im herzoglichen Schlosse zu Altenburg, auf die man ihrer Unscheinbarkeit wegen bisher wenig Werth gelegt hatte, sind nach ihrer Erneuerung für Werke aus der im 16. Jahrhundert blühenden Schule Lucas Kranach des Jüngeren erkannt worden. Sie stellen Momente aus dem Leben des Kurfürsten Johann Friedrich des Großmüthigen, z. B. seine Vermählung mit der Prinzessin Sibylle von Cleve in der Stadtkirche zu Torgau, den Brautzug, die Belagerung von Rochlitz, die Schlacht bei Mühlberg, des Kurfürsten Rückkehr in seine Lande, sowie endlich seinen Tod und sein Begräbniß dar. Die Behandlungsweise der gewählten so mannichfaltigen Stoffe ist überall jener naive Kunststyl, welcher die altdeutschen Meister charakterisirt. Es wird und berichtet, daß Architektur und Landschaft auf den Bildern durch gute Zeichnung und vor allem durch Tiefe, Wärme und künstlerische Wahrheit des Farbentones den besten Meisterwerken jener Zeit ebenbürtig genannt werden können, und daß auch die Figuren, wiewohl sie jenen nachstehen, durch fein empfundene Gruppirung, wie durch charakteristische Individualisirung sich aufs vortheilhafteste auszeichnen.

Das laufende Jahr wird uns außer den regelmäßigen Kunstausstellungen des rheinischen Kunstvereins noch zwei andere von größerem Umfange bringen, eine in Paris, welche am 15. April, und eine andere im Haag, welche am 23. Mai eröffnet werden soll. Die letztere ist für Gemälde von lebenden Künstlern aller Nationen berechnet und wird hierbei eine Jury ernannt werden, die mehrere vom Staat bewilligte goldene Preismedaillen zur Vertheilung bringen soll.

Für das neu zu errichtende Hamburger Museum sind, wie schon erwähnt, an einem Tage 70,000 Thaler gezeichnet worden. Den siebenten Theil dieser Summe, 10,000 Thaler, hat allein ein Herr Sillen bewilligt, der außerdem auch das bisher in seinem Privatbesitz befindliche Gemälde von Wrake „die Niobiden“ der Oeffentlichkeit überlassen hat.

Die Kaufmannschaft in Antwerpen will ihre vor kurzem durch Brand zerstörte Börse neu aufbauen und dieselbe mit Fresken aus der Handelsgeschichte ihrer Stadt zieren lassen, welche die beiden Künstler Guffens und Swerts ausführen werden.

Die Stadt Baucouleurs in Frankreich hat 10,000 Frcs. für Errichtung einer Statue der Jungfrau v. Orleans bewilligt, und aus Cleve ergeht die Aufforderung zu Beiträgen für ein Denkmal des Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg zu, der vor 250 Jahren das Herzogthum Cleve an das Haus Hohenzollern brachte. — Das Monument Pfeffels in Colmar wird der Straßburger Künstler Friedrich anfertigen, der sich bisher durch ein Standbild Gottfrieds v. Straßburg bekannt gemacht hat.

Steinhäuser in Rom hat nach langer Arbeit einen Kandelaber vollendet, den derselbe für einen monumentalen und zwar kirchlichen Zweck ganz aus freiem Antrieb ohne Bestellung zu fertigen übernahm. Er besteht aus weißem carrarischen Marmor, erreicht die beträchtliche Höhe von 10′ und ist reich mit symbolischen Figuren verziert.

Theater und Musik.

Zu den Neuigkeiten auf der Dresdener Bühne im Bereich der Oper dürfte auch Wagners Rienzi zu zählen sein, dessen Wiederaufnahme von ungewöhnlichem Erfolge begleitet wurde. Es giebt hier Enthusiasten für Wagner, die dem Componisten gleichsam durch Dick und Dünn folgen, jener Oper zujubelten, als sie in erster Form und Ausdehnung bis Mitternacht spielte, ihr treu blieben, als man sie auf zwei Abende vertheilte, und sie jetzt nach Beschränkung der breiten Monotonie des declamatorischen Pathos fast populär machen halfen. Der unverwüstlich frische Heldentenor Tichatschek war eigens nach Zürich gereist, um die Abkürzungen mit dem Componisten zu vereinbaren. Bei alledem deckte auch der Pomp der Aufführung in den Märschen und militärischen Evolutionen für uns nicht den Mangel an eigentlicher Musik in Rienzi. Wir verstehen unter „eigentlicher Musik“ keineswegs blos lyrischen Schmelz, — es ist sogar ein Verdienst der neuen Richtung, die melodiöse Charakterlosigkeit der italienischen Oper zu verdrängen, — sondern in voller Ausdehnung lyrisch wie episch und dramatisch die Sprache der Seele. An dieser musikalischen Sprache der Seele ist Rienzi mit seinem „geistreichen Lärm“ selbst dem Tannhäuser gegenüber sehr arm. Meyerbeer zog gleich sehr die Kirche und die Reiterbude, jede mit ihren Effecten, in die Oper. Rienzi ist blos eine Erweiterung des Gebiets nach Seiten des Circus.

Das Werk eines jungen, in Berlin lebenden Componisten Emil Naumann, Abkömmlings des alten Dresdener Naumann, die Oper „Judith“, erlebte in Dresden die erste Aufführung in Deutschland und einen succès d'estime. Der Componist scheint an Richard Wagner nichts weiter nachahmenswerth zu finden, als den Entschluß, sich selbst die Texte zu schreiben. Er übersieht dabei nur, daß Wagner, selbst wo er Monströses zu Stoffen wählt, doch in der Wahl neu ist, abgesehen davon, daß er mit der Wahl nationaler Sagenstoffe, wie in Tannhäuser und Lohengrin und jetzt in Tristan und Isolde, noch unerschöpfte Sympathien für diese so lange vernachlässigten Schätze unseres Nationalthums aufruft. Emil Naumann verschmäht die Aushartungen der neuern Richtung, ohne jedoch um des willen fangbarer zu componiren. Frau Krebs-Michalesi hat ihr Aeußerstes auf, um ihre Judith interessant zu accentuiren, aber selbst ein Tichatschek und ein Mitterwurzer erlahmten fast an der Undankbarkeit ihrer Aufgaben. Naumanns Musik hat nur in den Chören schöpferische Macht und Kraft; mit diesen neigt sich auch die ganze Structur seiner Arbeit zum Styl des Oratoriums hinüber.

„Diana von Solange“ war im neuen Jahre die erste größere Opernneuigkeit auf den Dresdener Brettern. Es ist, soviel wir wissen, bereits die vierte Oper des edlen Herzog Ernst

Digitized by Google

von Koburg-Gotha. Es darf also wohl die Rücksicht auf angebliche Dilettantenarbeit schwinden und die Frage nach dem absoluten oder zeitgemäßen Werth dieser Werke stattfhft sein. Stellen wir eine solche rücksichtslose, so müssen wir bei aller Anerkennung der edlen Richtung, die nie nach falschem oder übertriebenem, unkünstlerischem Effect trachtet, bei aller Hochschätzung der saubern Arbeit, selbst bei unserer Bevorzugung des ariosen Styls, der die Sänger mit Lust und Liebe, gleichsam conversationsweise diese gefälligen Arien und Recitative vortragen läßt, doch der offenen Ansicht fein, daß auch in der neuen Oper des ausgezeichneten Fürsten mehr musikalische Bildung als originelles Talent sich offenbart. Das Talent wagt etwas, die Bildung aber behütet vor allen Wagnissen. Jenes kann sich verirren, diese nie; aber sie wird auch nichts Fesselndes und Hinreißendes schaffen. Sie wird die Grenzlinien des Schönen behüten, aber diese Linien weder ausdehnen, noch reformiren. Die Musik dieser Opern ist ein nobles Mittelmaß der französischen, italienischen und deutschen Stylweisen; wobei nur zu beachten ist, daß Meyerbeer bereits der starke Matador in diesem Eklekticismus ist, ein Matador, der mit weit schärferen Mitteln und leckerem Raffinement sein Genre schon bis an die Grenzen des Möglichen und Erreichbaren ausbeutete. Die Grenzen des Erlaubten überschreitet die Musik des edlen Herzogs nie, davor behütet die in sich harmlos schöne, ungetrübte, harmonisch heitere, nie gefallsüchtige Stimmung reiner und schöner Bildung. Rothwendigkeiten zur Existenz weiß sie freilich nicht auf in der Reihe der Entwickelungen. Sollten wir Einzelnes aus der neuen Oper hervorheben, das sich besonders als gelungen und als eigenthümlich und charakteristisch bezeichnen läßt, so sind es Sachen im deutschen Liederstyl: das Männerquartett, das Lied von der Rose und die Preghiera. Die decorative Ausstattung der Oper war ebenso glänzend als die Gesangsdarstellung der oben genannten Kräfte ersten Ranges, zu denen sich noch besonders Frau Bürde-Ney in der Partie derselben gesellte. Der Text von Otto Prechtler hat insofern etwas Ungeschicktes und Veraltetes, als die hergebrachte Romantik in der wohlfeilen Schilderung zwischen Gut und Böse die Elemente des Bösen gar zu oberflächlich und vorurtheilsvoll annimmt und zeichnet. König Heinrich von Portugal will sterben und, kinderlos, schwankt er in der testamentarischen Bestimmung des Erben. Da muß nun der spanische Philipp, der Portugal an sich reißen will, das absolut böse Prinzip sein und mit Hülfe Roms die patriotischen Bestrebungen der Portugiesen boshaft und intriguant kreuzen. Sein Abgesandter tritt bald als Zigeuner, bald als Graf, bald als Bote Roms in der Kapuze auf. Das schreckt, verwirrt und ist mystisch dunkel, während es beim Handel um die erledigte Krone auf Macht und Recht, auch auf politische Intriguen, aber nicht auf romantische Verkappungen und Vermummungen ankommt. Des spanischen Sendlings Nichte Diana wird — um sie romantisch schreckhaft zu färben und der Musik Anlaß zu dunklen Schauertönen zu geben — als „Philipps Creatur" bezeichnet. Dieser oberflächliche Ausdruck sagt zu wenig, ist auch zu diplomatisch-modern, um auf dem Boden des Mittelalters Schauer zu erwecken. Als Philipps Creatur kann sie seine Eboli, kann sie seine bloße geldgedungene Emissärin, oder auch eine Gauneriu sein, wie sich Croupiers Creaturen der Art halten. Ein romantischer Stoff verliert seinen Boden, wenn er seine mittelalterlichen Begriffe aufgiebt. Der Musik des edlen Herzogs wären für's Weitere mehr graziös heitere Opernkeime zu wünschen.

Emil Brachvogel in Berlin hat ein Drama vollendet, mit dem er sich zum ersten Mal in's bürgerliche Leben der Gegenwart wagte. In unseren Tagen spielt wohl auch das neue Stück **Robert Griepenkerls**, welches sich „Im Gebirge" betitelt und hoffentlich dem Geiste der Zeit, in der wir leben, besser Rechnung tragen wird, als desselben Verfassers „Ideal und Welt" oder „Anna v. Walsed". Stoffe der Vergangenheit **behandeln dagegen** die Trauerspiele: „Thassilo" von **Hermann Schmid** in München, „Maria Thereſia" von **Otto Girndt** in Berlin, und „Michel Angelo" von **Duncker** in Stettin. Ebenso hat **Peter Lohmann** in Leipzig, der wohl schon ein Dutzend Tragödien vollendete, ohne die Freude gehabt zu haben, auch nur eines irgendwo aufgeführt zu sehen, wieder ein neues Stück „Oliver Cromwell" (Leipzig bei Luppe) veröffentlicht. Sein Fleiß ist ergaunlich, seine Geduld und seine bei aller Erfolglosigkeit ungeschwächte Lust am Schaffen bewundernswerth. — Im Druck erschienen sind auch die „dramatischen Werke von **Ad. Widmann**" (2 Bde. Leipzig bei Voigt und Günther). Es enthalten dieselben die vier Stücke „Rauskka", „Kaiser und Kanzler", „Don Juan de Maranna" und „Sarah Haßfurter", von denen die beiden letzteren, soviel wir wissen, in Stuttgart, Gotha und Wiesbaden mit dem wenig wiegenden Erfolge eines Localenthusiasmus aufgeführt worden sind. Sie alle leiden an Fehlern in der Technik und namentlich an einer breiten Behandlung, die den kargen Gegenständen unangemessen scheint. Doch ist Widmann, der in seinen kleinen Erzählungen „Am warmen Ofen" und „Für stille Abende" so Erfreuliches leistete, nicht ohne Gewalt über die Sprache, sowie nicht ohne die Gabe zu charakterisiren, und wenn er in der Wahl des Stoffes einmal besonders glücklich sein wird, so ist kein Zweifel, daß er ein gutes Drama zu Stande bringen kann.

Das in Leipzig vorbereitete Stück **Georg Köberle's** heißt nicht, wie wir berichteten, einfach „Der Bärner", sondern trägt den weiter ausgesponnenen Titel „Der erste Bourbone auf Frankreichs Thron."

Im Gebiete des Lustspiels giebt es weniger Neues. Der in Berlin mit viel Erfolg gegebene Scherz von **G. v. Moser**: „Er soll dein Herr sein" ist zwar niedlich in der Ausführung, dem Inhalte nach aber nur eine Wiederholung des alten Ehestandsthema's, welches zuerst Bayard's „Mari à la campagne" und dann unser deutsches „Er muß aufs Land" behandelte. — **Leopold Feldmann**, der in letzter Zeit sich etwas seltener gemacht hat, vollendete ein neues Lustspiel, welches, ebenso wie das Preisstück von **Schleich**, sich „Die drei Candidaten" betitelt.

Auf den Pariser Bühnen herrscht momentane Ruhe, doch rüstet sich **G. Sand**, von der die „Revue des deux mondes" in ihren letzten Nummern eine Novelle „Elle et Lui" mittheilte, bereits wieder mit einem neuen Drama „Les folies salutaires", sowie **Ponsard** mit einer Tragödie „Robespierre". Noch unerwähnt blieb von uns bisher „Héro et Léandre" von **Rathbonne**, ein Stück, welches nicht undeutlich auf eine Benutzung von Grillparzers Trauerspiel „Des Meeres und der Liebe Wellen" hinweist, so daß die Revue germanique sich nächstens versucht fühlen wird, letzteres ihren Lesern in einer getreuen Uebersetzung mitzutheilen. Bis jetzt brachte die genannte Zeitschrift schon Uebertragungen vom „Fechter von Ravenna" und „Maria Magdalena", denen später die von „Uriel Acosta", den „Sabinerinnen", „Galileo Galilei" (von Glaser) und „Otto III." (von Mosen) folgen sollen. — Die Pariser Bühnen haben im vorigen Jahre 1,025,937 Frcs. Tantième an Autoren gezahlt; am meisten die Opéra comique; 127,250, dann die Porte St. Martin; 98,600 Frcs. Am meisten unter den Autoren erhielten zu ihrem Antheil Herr Dennery, der Verfasser des neuen „Faust" (14,000 Frcs. in einem Monat) und Octave Feuillet für seinen Roman d'un jeune homme pauvre vom Theater Gymnase.

Die Gesellschaft des Sadlers-wells-Theaters in London unter Direction von Mr. **Phelps** wird im bevorstehenden März zu einem Gastspiel an der Friedrich-Wilhelmsstädtischen Bühne in Berlin eintreffen. Hoffentlich besuchen diese fremden Künstler, die in Deutschland durch das Lob Theodor Fontane's schon im Voraus wohl accreditirt sind, auch noch andere Städte, um recht Vielen unter und Gelegenheit zu geben, den großen Britten Shakspeare von seinen eigenen Landsleuten dar-

Digitized by Google

gestellt zu sehen und danach beurtheilen zu können, ob wir ihn besser spielen.

Der diesjährige Sommer wird und zwei Musikfeste bringen. Zu dem einen lud die „Neue Zeitschrift für Musik“ nach Leipzig ein, und man kann also leicht denken, daß es hier besonderd das Interesse der neuen Schule gelten wird. Eine andere Färbung dürfte das Fest an sich tragen, welches die Verehrer Händels im Juni zu Königsberg versammeln soll.

Das Opernhaus in Berlin brachte zum ersten Male den Wagner'schen „Lohengrin“ und Theodor Formes, der wegen einer Differenz seiner Gattin mit der Intendanz Lust hatte, der Berliner Bühne unsren zu wenden, entzückte in der Titelrolle durch den lyrischen Schmelz seiner Stimme. In der That liegt dieselbe seinen Mitteln noch gerechter, als der „Tannhäuser“, über den einst Kladderadatsch den Biz machte, Formes sei in der Partie erst „Tannhäuser“, „dann heiser“ gewesen. Johanna Wagner sang in der Oper ihres Oheims die Ortrud, und eine talentvolle Anfängerin, Frln. Wippern, die Elsa. — Kapellmeister Taubert studiert, auf Wunsch und Geheiß der Frau Prinzessin von Preußen, eifrigst die Symphonischen Dichtungen von Liszt ein.

Statuetten und Basreliefs nach Thorwaldsen

in Biscuit (unglasirtem Porzellan) ausgeführt,

modellirt nach den Originalen in Thorwaldsen's Museum von Künstlern der Akademie zu Kopenhagen unter der Leitung der Professoren Bissen, Christensen, Hetsch und Jensen.

Diese feinen Kunstwerke haben überall, wo sie bekannt wurden, sich des Beifalls aller Kunstfreunden zu erfreuen gehabt. Der marmorähnliche Biscuit (unglasirtes Porzellan) läßt sich wie jedes Porzellan abwischen. Die Figuren leiden demnach durch die Zeit durchaus nicht.

I. Figuren.

	Thlr. Ngr.
Christus. Stehende Figur. 15 Zoll hoch	10 15
Johannes der Täufer, predigend. Stehende Figur. 15 Zoll hoch	10 15
Der Apostel Johannes. 14 Zoll hoch	10 15
— — **Petrus.** 14 Zoll hoch	10 15
— — **Paulus.** 14 Zoll hoch	10 15
— — **Matthäus.** 14 Zoll hoch	10 15
Der Taufengel. Knieende Figur. 9 Zoll breit, 9½ Zoll hoch	10 —
Thorwaldsen (an die Hoffnung gelehnt). 15 Zoll hoch	10 15
Lord Byron. Stehende Figur. 14 Zoll hoch	10 —
Die drei Grazien mit Amor. Stehende Gruppe. 14 Z. hoch, 10 Z. breit	30 —
Venus. 13 Zoll hoch	10 —
Adonis. 13½ Zoll hoch	10 —
Psyche. Stehende Figur. 13½ Zoll hoch	8 15
Hebe. Stehende Figur. 13½ Zoll hoch	8 15
Der fegreiche Amor. Stehende Figur. 13 Zoll hoch	10 —
Apollo. Stehende Figur. 14 Zoll hoch	10 —
Jason mit dem goldenen Vließ. Stehende Figur. 14½ Zoll hoch	10 15
Balkan. Stehende Figur. 14 Zoll hoch	10 15
Ganymedes mit dem Adler, Gruppe. 10 Zoll breit, 9 Zoll hoch	12 —
— — — — (Klein) 6 Zoll breit, 5 Zoll hoch	4 —
Der Hirtenknabe mit dem Hunde. Stehende Figur. 11½ Zoll hoch	10 15
— — — — (klein) 7 Zoll hoch	4 —
Mercur als Argusödörer. Stehende Figur. 11½ Zoll hoch	10 —
Amor und Bacchus, Trauben kämpfend. 8 Zoll hoch, 6 Zoll breit	8 —
Die Tänzerin. Stehende Figur. 11½ Zoll hoch	8 —
Amor der Bogenschütze. Stehende Figur. 7 Zoll hoch	4 —
Amor mit dem Pfeile. Erste Größe. 7½ Zoll hoch, 6 Zoll breit	4 —
— — — — Zweite „ „ 5 Zoll hoch	2 —
— — — — Dritte „ „ 3½ Zoll hoch	1 —
Amor mit der Lyra. Erste Größe. 6 Zoll hoch, 6 Zoll breit	4 —
— — — — Zweite „ „ 4½ Zoll hoch, 5 Zoll breit	2 15
— — — — Dritte „ „ 4 Zoll hoch, 4½ Zoll breit	1 20
Amor als Löwenbezwinger. 5½ Zoll hoch, 5 Zoll breit	3 —
Amor auf dem Schwane. 4½ Zoll hoch, 4½ Zoll breit	2 20
Amor stehend mit dem Bogen. 5 Zoll hoch	1 —
Apollo Musagetes, Minerva, Vulkan. Stehende Figuren, 16 Z. h. Pendants.	11 —
	11 —
	10 —
Ceres (Büste). 10 Zoll hoch	5 6
Thorwaldsen (Büste). 10 Zoll hoch	5 6
Napoleon (Büste). 10 Zoll hoch	5 6

II. Basreliefs.

1) Viereckige.

	Thlr. Ngr.
Lenz der Musen auf dem Helikon. 10½ Zoll lang, 5 Zoll hoch	2 20
Die Alter der Liebe. 13 Zoll lang, 5 Zoll hoch	2 24
Taufe Christi. 5 Zoll breit, 6½ Zoll hoch	1 10
Singende Genien, Pendants, 5½ Zoll lang, 4½ Zoll hoch	1 24
Spielende Genien.	
Amor und Bacchus, Pendants, 6 Zoll lang, 4 Zoll hoch	1 20
Faun und Bachantin.	
Amor und Psyche, Pendants, 6 Zoll lang, 4 Zoll hoch	1 20
Amor und Nachtrose.	
Amor und Hymen, Pendants, 6 Zoll lang, 4 Zoll hoch	1 20
Amor und Ganymedes.	
Amor und Knaben Früchte pflückend, Pendants, 4½ Z. h. 6 Z. br.	2 —
Amor und Knabe Trauben pressend.	
Amor mit dem Hunde, Pendants, 4 Zoll hoch, 5½ Zoll breit	1 20
Amor, Reze stricken.	
Amor, den Löwen bändigend, 4 Zoll hoch, 5½ Zoll breit	— 25
Amor mit der Rose vor Jupiter und Juno, Pendants, 4½ Zoll hoch 7½ Zoll breit	2 10
Amor, gekrönten bei den Grazien.	

2) Runde.

	Thlr. Ngr.
Weihnachtsfreude im Himmel. 6½ Zoll Durchmesser	1 6
Christus segnet die Kinder, Pendants, 6 Zoll Durchmesser	2 —
Maria mit dem Kinde.	
Drei schwebende Engel. 6 Zoll Durchmesser	1 —
Der Genius des Jahres. 6 Zoll Durchmesser	1 —
Der Tag.	
Die Nacht. Pendants. 6 Zoll Durchmesser	2 —
Frühling, Sommer, Herbst, Winter. Vier Pendants, 6 Zoll Durchmesser	4 —
Die Göttin mit den Amorinnenaffe. 6 Zoll Durchmesser	1 —
Amor und Grato. 6 Zoll Durchmesser	1 —
Genien der Jagd,	
— **des Ackerbaues,** Pendants, 6 Zoll Durchmesser	2 15
— **des Handels.**	
— **der Musik,**	
— **der Dichtkunst,** Pendants, 6 Zoll Durchmesser	2 15
Die komische Muse.	
Die Poesie und Harmonie, Thalia und Melpomene. Pendants, 6 Zoll Durchmesser	2 —
Kraft, Weisheit.	
Gerechtigkeit, Gesundheit. Vier Pendants, 6 Zoll Durchmesser	3 15
Genius der Malerkunst, Bildhauerkunst, Baukunst, Dichtkunst. Vier Pendants, 6 Z. Durchm.	3 15

Johannes in der Wüste predigend, Gruppe aus 12 Figuren (mit Console in Gyps von 42 Zoll Länge) 110 Thlr.

☞ Dem Betrage von auswärtigen Bestellungen beliebe man 1½ Ngr. pro Thaler, als Entschädigung für sorgfältige Emballage in Kisten, beizufügen.

Leipzig, Carl B. Lorck.

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Nies'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

Digitized by Google

№ 8. **Europa.** 1859.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 19. Februar.

Inhalt.

Größere Aufsätze: Aus dem Jugendleben der Kaiserin Katharina II. von Rußland. — Luxus und Handel des alten Deutschlands. — Eine Nordlandsharfe. — **Chronik:** Prinz Napoleon. - Prinz Murat. - General Changarnier. - General Lamoricière. - Faustin der Erste. — **Kurze Nachrichten.** Litteratur. - Bildende Kunst. - Theater und Musik. — **Anzeigen.**

Aus dem Jugendleben der Kaiserin Katharina II. von Rußland.

Man wußte längst, daß der „Tamerlan im Weiberrocke" Denkwürdigkeiten hinterlassen hatte; aber diese sollten der Oeffentlichkeit entzogen bleiben. Plötzlich werden wir durch die Herausgabe derselben überrascht und es leidet keinen Zweifel daß sie ächt sind; schon eine flüchtige Durchsicht genügt, uns diese Ueberzeugung zu geben, und bei näherem Eingehen muß jeder Zweifel schwinden.

Alexander Herzen, der bekannte russische Flüchtling in London, erzählt die Schicksale, welche das eigenhändige Manuscript Katharina's gehabt habe; aber er sagt nicht, auf welchem Wege er zu seiner Abschrift gelangt sei. Das war freilich von der Discretion geboten; wir erfahren indessen, daß gleich nach dem Tode der Kaiserin, Paul die Papiere seiner Mutter versiegeln ließ. Unter denselben befanden sich ein Brief, in welchem Alexis Orloff „in cynischem Tone und mit trunkener Hand" die Ermordung Peters des Dritten meldet, und die Denkwürdigkeiten, welche bis gegen das Ende des Jahres 1759 reichen. Kaiser Nikolaus hat das Original gelesen; Kaiser Alexander der Zweite nahm im März 1855 Einsicht von demselben, in Moskau und Petersburg wurden Abschriften in vertrauten Kreisen herumgegeben, und eine derselben gelangte an Herrn Herzen.

Das ist die Geschichte der Handschrift. Der reiche und fesselnde Inhalt eröffnet uns tiefe Blicke in das kläglichе Leben einer jungen Prinzessin, welche aus dem engen und beschränkten Kreise eines ärmlichen und kleinstädtischen Hofes nach der Moskowiterei gebracht wird, wo sie nichts als Barbarei, Rohheit und Ränke um sich sieht. Sie muß den zum russischen Thronfolger bestimmten Jüngling heirathen und vor allen Dingen ihre Religion abschwören. Die katholischen Höfe dulden nicht, daß Prinzessinnen um den Preis des Religionswechsels das sehr zweifelhafte Glück erkaufen, an die Newa verpflanzt zu werden; sie achten ihre Kirche zu hoch, um sie solchen Familienverbindungen zu opfern. Leider haben kleine und große protestantische Höfe solche ehrenwerthe Bedenklichkeiten nicht gehabt; deshalb recrutirt man in Rußland aus ihnen die Prinzessinnen, und wir haben nie gelesen, daß die sonst sehr glaubenseifrigen Hofprediger dagegen irgend welche Einwendungen erhoben hätten. Andererseits wird es als selbstverständlich angenommen, daß russische Prinzessinnen, die nach Deutschland verheirathet werden, ihrer „rechtgläubigen" Kirche treu bleiben und die protestantischen „Irrlehren" nicht annehmen. Man muß gehört haben, wie die Russen sich über ein solches Verhältniß aussprechen, um sich recht beschämt zu fühlen.

Sophie Auguste, Tochter des Fürsten Christian August von Anhalt Zerbst, hatte ihr Glaubensbekenntniß zu wechseln, als sie sechszehn Jahre alt war, und erhielt den Namen Katharina. Ihr Gemahl, Karl Peter Ulrich, Sohn von Peter des Großen Lieblingstochter Anna und des Herzogs Karl Friedrich von Holstein, wurde ihr als siebenzehnjähriger Knabe vermählt. Sie war ein Opfer der Politik und hatte entsetzlich zu leiden; alle Weiblichkeit und jede feinere Empfindung wurde unter dem Gesindel, zwischen welches sie sich geworfen sah, von vorne herein erstickt; man umstellte sie mit Spähern, sie wurde mißhandelt, sah sich zuweilen völlig vereinsamt und verlassen, und wurde schon früh gezwungen, klug und berechnend zu verfahren. Nichts ist begreiflicher, als daß unter solchen Umständen der Charakter der jungen Frau zu Schaden kam und nach und nach gänzlich verderbt wurde. Sie hatte Geist, Beweglichkeit und war in hohem Grade sinnlich; ihr Betragen war von Natur liebenswürdig und einnehmend, und sie verstand ihre Liebhaber zu fesseln. Denn auf diese sah sie sich eigentlich angewiesen, und ihre Ausschweifungen begannen schon früh. Sergius Soltykoff war der erste Favorit; als man ihn von ihr fortschickte, trat Stanislaus Poniatowsky, der später auf Antrieb Katharina's König von Polen wurde, an seine Stelle. Diese Verbindungen blieben kein Geheimniß, aber man schonte damals noch einigermaßen den äußern Anstand; später, nach Peters Ermordung, wurde dann in schamloser Weise jede Hülle weggeworfen.

Digitized by Google

Was Katharina in ihren Denkwürdigkeiten mittheilt, enthält sicherlich die Wahrheit, aber nicht die ganze Wahrheit, denn die Darstellung ihrer Erlebnisse ist oft so gefaßt, daß sie gleichsam eine Apologie für die Verfasserin bildet. In den Schilderungen ihrer Liebesverhältnisse deutet sie nur an, und mehr kann auch von einer Frau nicht verlangt werden. Dagegen sind manche Charakteristiken geradezu meisterhaft stigirt. Die „Herbstherin" besaß eine feine Gabe der Beobachtung und lernte bald die Verstellungskunst, ohne welche sie an einem so grenzenlos rohen und nichtsnutzigen Hofe gar nicht hätte durchkommen können. Die Dinge waren in der That so abscheulich, daß nur die allerstärksten und derbsten Ausdrücke zur Bezeichnung derselben gewählt werden können.

Frankreich hatte lange Zeit ein Maitressenregiment; in Rußland war die Sache umgekehrt; in dem halbbarbarischen Lande, das noch unter Peter dem Ersten mehr asiatisch als europäisch war, spielten bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts männliche Günstlinge, zu nicht geringem Theil Abenteurer, eine hervorragende Rolle, theils als Politiker, theils als Liebhaber von Kaiserinnen, die in den rohesten Ausschweifungen mit einander wetteiferten. Eine Palastintrigue drängte die andere, und zwei Kaiser starben eines gewaltsamen Todes. Zuerst taucht der Pastetenbäcker Menschikoff empor, wird Peters allmächtiger Minister, und verschafft einer ehemaligen Dragoersfrau, Katharina der Ersten, den Thron. Er wird von Dolgoruky gestürzt und nach Sibirien verbannt. Die Dolgorukys und ihr Anhang wollten eine oligarchische Regierung einführen, und Anna, Peter des Ersten Brudertochter, sollte ihr Werkzeug sein. Aber sie verbannte dieses ehrgeizige Adelsgeschlecht nach Sibirien und erhob den Stallmeister Bühren, nachherigen Herzog „Biron" von Kurland, zum allmächtigen Günstling. Während ihrer zehnjährigen Herrschaft übten zwei deutsche Generale, Münnich und Ostermann, hervorragenden Einfluß und gaben durch ihr Talent und ihre Tapferkeit den russischen Waffen einen großen Glanz. Anna war eine ungeblümte Frau; sie ergötzte sich gern an italienischen Komödien, in welchen recht viel geprügelt wurde. Starke Getränke liebte sie nicht, aber sie hielt nicht weniger als sechs Hofnarren, unter welchen sich ein Galitzyn, ein Wolchonsky und ein Apraxin befanden, also Menschen aus den ältesten russischen Adelsgeschlechtern. Wolchonsky, Schwager des nachherigen Großkanzlers Bestuscheff, war zugleich Oberaufseher der Windhunde Ihrer kaiserlichen Majestät. Diese Hofnarren mußten sich zur Belustigung Anna's bei den Haaren raufen und einander blutrünstig schlagen. Galitzyn hatte auch Pagendienste zu thun, und die Kaiserin versprach ihm die Hochzeit auszurichten. Der vierzigjährige Edelmann wählte ein gemeines Mädchen zur Frau, und Anna hielt ihr Wort. Sie ließ ein Haus von Eis bauen, in welchem Alles bis auf die Bettstelle von Eis war. Das Brautpaar ritt auf einem Elephanten in einem großen Käfig, die Hochzeitsgäste, welche aus allen Völkern des russischen Reichs zusammengesucht worden waren, saßen paarweis in Schlitten, die von Hunden, Rennthieren, Ochsen, Ziegenböcken oder Schweinen gezogen wurden. So erschien der Zug vor dem Palaste der lachenden Czarin, und ging dann in die große Reitbahn, wo getafelt wurde. Nach dem Tanze ließ Anna das Brautpaar in das Eishaus führen, dort in das eisige Bett bringen, und stellte Schildwachen vor die Thür, welche bis zum folgenden Morgen Niemand aus dem Hause lassen durften.

Kaiserin Anna starb 1740. Sie hatte den erst vor kurzem geborenen Sohn ihrer Nichte Anna Leopoldowna und des Prinzen Anton Ulrich von Braunschweig an Kindesstatt angenommen und zum Thronfolger ernannt. Bis zur Volljährigkeit dieses Kindes, des Czaren Iwan, welche mit vollendetem siebenzehnten Jahr eintreten sollte, war Biron zum Reichsverweser bestimmt. Als er auf Münnichs Pläne nicht einging, wurde er von diesem gestürzt. Man überfiel ihn bei Nacht im Bette, stieß ihn mit Flintenkolben und knebelte ihn, während seine Gemahlin von einem Soldaten in den Schnee geworfen wurde. Anna Leopoldowna erklärte sich zur Reichsverweserin, Münnich wurde erster Minister, Ostermann Großadmiral, und Biron, wie sich von selbst versteht, nach Sibirien geschickt. Aber Ostermann und die Regentin selbst intriguirten gegen Münnich, der seinen Abschied erhielt und sich laut über Undank beklagte. Am Hofe entstanden Mißhelligkeiten, die Reichsverweserin Anna hatte ein Liebesverhältniß mit dem sächsischen Grafen Lynar, und ihr Gemahl zeigte sich darüber mißvergnügt.

Die Umwälzungen im Palast waren in Rußland nicht mehr ungewöhnlich, und auf eine mehr oder weniger kam es nicht an. Am Hofe lebte noch eine Tochter Peter des Ersten, Elisabeth, eine kräftige und den Ausschweifungen ergebene Dame, die vor jeder Ehe große Abneigung hegte und bisher bei politischen Berechnungen gar nicht in Betracht gezogen worden war. Als man mit dem Plan umging, ihr den Prinzen Ludwig von Braunschweig zum Gemahl zu geben, und als die Regentin Anna Leopoldowna Lust bezeigte, sich zur Czarin zu erklären, wurde sie endlich der Intrigue zugängig. Ein Wundarzt aus Celle, aber von französischer Abstammung, Lestocq, Elisabeths Vertrauter, ein Kammerjunker Woronzoff und der französische Gesandte Marquis de la Chetardie leiteten alle Fäden der Intrigue. Die Regentin schöpfte Verdacht, seitdem Elisabeth sich in Vertraulichkeiten mit gemeinen Soldaten einließ, um diese zu gewinnen. Die Zeit drängte. Eines Morgens trat Lestocq in ihr Zimmer und überreichte ihr eine Zeichnung. Auf der einen Seite stand Elisabeths Porträt mit einer Czarenkrone auf dem Haupte, auf der andern trug sie einen Nonnenschleier; hinter ihr erhoben sich Galgen und Rad. Jetzt war Elisabeth zum Handeln entschlossen. Gleich in der folgenden Nacht begab sie sich mit Lestocq und Woronzoff in die Kaserne der preobraschenskischen Gardegrenadiere, von welchen ihr einige Hunderte den Eid der Treue leisteten. Münnich und Ostermann wurden verhaftet, und am andern Morgen huldigten die gesammten Truppen, der Adel und der Reichssenat der neuen Kaiserin. Ein russischer Hofpublicist, Hr. von Gretsch, feiert die „Fügungen der unerforschlichen Vorsehung", denn sie habe durch diese Revolte, welche mit Prätorianern durchgeführt wurde, die jetzige Größe und Macht Rußlands vorbereitet. Wozu doch alles

Digitized by Google

die „Vorsehung" mißbraucht wird! Sie soll sogar im Spiele sein, wenn „ein Kammerjunker, ein Wundarzt, ein bankbrüchiger Kaufmann und ein Paar hundert betrunkene Soldaten" den Eid der Treue verletzen, die gesetzlichen Herrscher stürzen und erprobte Generale mißhandeln! Kaiser Nikolaus hat einmal erklärt: „Die Deutschen sind Rußlands Unglück." Er selber war von deutschem Blute, obwohl er den Nationalrussen spielte und das specifische Moskowiterthum mit großem Schaugepränge von sich ausstrahlen ließ.

Es liegt eine Art von poetischer Gerechtigkeit darin, daß es den Ausländern, welche sich für ein fremdes Land anstrengen und diesem alle ihre Kräfte und Dienste widmen, so oft schlecht ergeht, und daß ihnen mit Undank gelohnt wird. Münnich und Ostermann waren gleichsam die Schöpfer des neuern Rußlands, das sie aus tiefer Barbarei herauszuarbeiten sich anstrengten. Aber freilich, ein schweres Verbrechen fiel ihnen zur Last, sie waren Fremde. Jener sollte gevierthellt, dieser gerädert werden; Ostermann war sogar schon auf dem Blutgerüste. Dann kam für beide die „Begnadigung"; man schleppte sie nach Sibirien; der Prinz von Braunschweig nebst seiner Gemahlin wurde nach Kolmogori im hohen Norden und der rechtmäßige Thronfolger Iwan nach Schlüsselburg gebracht. Aber auch Lestocq erhielt den gebührenden Dank; er kam später gleichfalls nach Sibirien. So war Alles in moskowitischer Ordnung, und man fand damals in allen solchen Dingen gar nichts Ungewöhnliches. Elisabeth ließ sich im April 1742 in Moskau krönen und adelte ihren Leibkutscher. Ein Fähndrich der Leibgarde, Herr von Grünstein, schloß den Krönungszug. Dieser Mann wurde in der Folge beinahe zu Tode geknutet. Die Gemeinen der meuterischen preobraschenskischen Grenadiercompagnie wurden alle zu Lieutenants ernannt und erhielten den Titel „Leibcompagnie". Aber sie verübten unerträglichen Unfug und belustigten sich damit, in die Häuser wohlhabender Bürger und vornehmer Leute zu dringen; sie erpreßten baares Geld und nahmen aus den Zimmern was ihnen anstand. Um diese Stützen des neuen Thrones aus der Nähe der gesalbten Czarewna zu entfernen, steckte man sie zur Strafe als Officiere in die Linienregimenter.

Die politischen Angelegenheiten wurden unter Elisabeth vom Kanzler Bestuscheff geleitet; die Kaiserin bekümmerte sich wenig um dieselben und lebte ihren Vergnügungen. Ein kleinrussischer Bauerjunge, Alexis Rasumowsky, war nach Petersburg gekommen und Vorsänger in der kaiserlichen Kapelle geworden. Elisabeth erkor ihn zum Liebhaber; er wurde Ritter des Andreas-Ordens, Oberjägermeister, Feldmarschall, Graf des heiligen römischen und des russischen Reiches. Auch sein Bruder, ein junger Mensch von nur zweiundzwanzig Jahren, wurde mit einer Fülle von Gunst gleichsam überschüttet. Dieser Bauerknabe wurde Präsident der Akademie der Wissenschaften, Feldmarschall und Hetmann von Kleinrußland. Bestuscheff, der elf Jahre lang Rußland fast unumschränkt beherrschte, begann seine Laufbahn als Kammerjunker.

Gegen Ablauf des Jahres 1742 hatte Elisabeth ihren vierzehnjährigen Neffen Peter zum Großfürsten und Thronfolger erklärt. Der alte Schlosser in Heidelberg bemerkt in seiner Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts sehr richtig, daß damals das Glück mit diesem jungen Menschen ein grausames Spiel trieb. Es lockte ihn aus Holstein, wo er zufrieden und sicher hätte leben können, nach Rußland, wo er unglücklich wurde und eines gewaltsamen Todes starb.

Wir haben das hier Gesagte vorausgeschickt, um zu zeigen, welcher abscheulichen Art die sittliche Atmosphäre war, von der die junge Katharina sich umgeben sah. Zur Charakteristik der Kaiserin Elisabeth möge Folgendes dienen. Ein Paar Officiere, welchen daran lag, sich emporzuschwingen, wollten eine Verschwörung entdeckt haben. Die Kaiserin ließ sogleich eine Anzahl Verdächtige einziehen, insbesondere auch weibliche Mitglieder des angesehenen Bojarenhauses Lapuchin, welche angeblich übel von der Czarin geredet haben sollten. Frau Natalie Lapuchin, eine der schönsten Hofdamen, wurde zur Knute verurtheilt, auf dem Richtplatze, wo das Volk versammelt war, bis auf den Gürtel entkleidet und von einem Henker ergriffen, der sie auf den Rücken eines andern hob, um ihr die zum Knuten geeignete Lage zu geben. Dann nahm er sein Werkzeug zur Hand, machte einen Sprung zurück, holte tüchtig aus und riß der Frau ein Stück Haut vom Halse bis auf den Rücken herab. Dieses Verfahren wurde so lange wiederholt, bis der ganze Rücken eine blutige Fleischmasse bildete. Nachher wurde ihr die Zunge ausgerissen, und die Unglückliche sofort nach Sibirien abgeführt.

Wir führen noch einmal den alten Schlosser an. Er hat abermals Recht, wenn er sagt, daß Elisabeths kaiserlicher Hof aus Pöbel im allerschlimmsten Sinne des Wortes gebildet war. Es wimmelte an demselben von ganz gemeinen, aller Eigenschaften des Verstandes oder des Herzens ermangelnden, zum Theil ganz verworfenen Leuten, die einmal die Gunst der Kaiserin genossen hatten. Bauern, Stallknechte, Soldaten, Bedienten bekleideten die höchsten Stellen am Hofe; sie hatten ungeheure Reichthümer erhalten und gingen mit den höchsten Orden geschmückt einher. Der Kaiserin könnte man Vernachlässigung alles äußeren Anstandes und ihren kindischen Kleideraufwand nachsehen (in ihrem Nachlasse fand man mehr als 15,000 Kleider und einige tausend Paar Schuhe), wenn sie nur eine gute Regenteneigenschaft oder irgend eine weibliche Tugend besessen hätte. Nicht blos wochen-, sondern monatelang entzog sie sich allen Geschäften; sie war dem Trunke leidenschaftlich ergeben, es kostete Mühe, sie zur Unterschrift von Actenstücken zu vermögen, die sie nie las. Die Antwort auf den Brief, in welchem ihr der König von Frankreich die Geburt seines Enkels angezeigt hatte, erhielt erst nach Verlauf von drei Jahren ihre Unterschrift.

Man kann sich denken, welchen Eindruck solche Verhältnisse auf ein junges Mädchen machten, das eben erst einen kleinstädtischen Hof in Anhalt verlassen hatte. Wir wenden uns nun zu ihren Denkwürdigkeiten und stellen aus den durch das Buch zerstreuten Bemerkungen einige Gruppen zusammen, durch welche das russische Hofleben jener Zeit sehr anschaulich wird. Die Kaiserin Elisabeth war unglaublich träg und doch in hohem Grade unruhig; sie zog häufig von einem Orte zum andern umher, nicht selten besuchte sie Klöster, denn sie war

Digitized by Google

bigott. Oft ging sie nach vollendetem Gebet auf die Jagd und belustigte sich mit den Hofnarren, die ihr Stachelschweine überreichten. Als sie ihre Betfahrt nach dem Kloster Boskressensky antrat, machte sie den Pagen Iwan Schuwaloff zum „Kammercavalier", und man wußte was das zu bedeuten hatte. Auch war sie gern zugegen, wenn die Geistlichen sich bemüheten aus irgend einem Wahnsinnigen den Teufel herauszutreiben. Einst fand man unter ihrem Kopfkissen ein Päckchen Haare, die mit Wurzeln von Gemüsen umwickelt waren. Die Kaiserin erklärte, dahinter stecke ohne Zweifel Hexerei, welche der Frau eines Kammerdieners zur Last falle. Sogleich mußte Graf Schuwaloff sie verhaften, und der Kammerdiener schnitt sich den Hals ab. Die Frau gestand, sie habe am Gründonnerstag einige Körner gebrannten Salzes in ein Glas Ungarwein gethan, den die Kaiserin getrunken habe; es sei ihre Absicht gewesen, dadurch die Gunst, in welcher sie bei der Herrscherin gestanden, zu verlängern.

Gleich auf den ersten Seiten der Denkwürdigkeiten legt Katharina ganz beiläufig ein offenes Geständniß ab. Sie sitzt einmal mit Peter im Kloster Trotzt in ihrem Zimmer am Fenster. Die beiden jungen Leute sind vergnügt, aber Lestocq tritt hinzu und sagt: „Diese große Heiterkeit wird bald ein Ende nehmen. Sie haben Ihr Gepäck in Ordnung zu bringen und sofort nach Hause zurückzukehren!" Beide zerbrechen sich den Kopf, weshalb ein so barscher Befehl erfolgt sei, und Katharina schreibt: „Ich sah deutlich, daß der Großfürst (Peter) mich ohne Bedauern verlassen haben würde. Er war mir, bei seiner Sinnesart, ziemlich gleichgültig, aber die russische Krone war mir nicht gleichgültig." Etwas später erzählt sie, daß Peter nicht schweigen konnte, er sei so discret wie ein Kanonenschuß gewesen. „Ich konnte nicht umhin, über das Schicksal, welches mir bevorstand, sehr ernste Gedanken zu hegen. Ich beschloß sein Vertrauen so viel als möglich zu bewahren, damit er mich wenigstens als eine ihm ergebene Person betrachte, der er Alles anvertrauen könne. Das gelang mir auch längere Zeit. Uebrigens behandelte ich Alle so gut ich konnte, und gab mir viele Mühe, die Freundschaft Derer, bei welchen ich eine üble Stimmung gegen mich vermuthete, zu gewinnen, oder wenigstens ihre Feindschaft zu brechen. Ich ließ nach keiner Seite hin Vorliebe blicken, mischte mich in Nichts, zeigte stets eine heitere Miene, war sehr zuvorkommend, höflich und aufmerksam gegen Alle. Und da ich von Natur heiter war, so sah ich mit Vergnügen, wie ich täglich mehr und mehr die Zuneigung des Publicums gewann, das mich als ein interessantes Kind betrachtete, dem es nicht an Geist fehle. Ich bewies meiner Mutter die größte Achtung, der Kaiserin unbedingten Gehorsam, dem Großfürsten die größte Rücksicht, und suchte mit unermüdlichem Eifer die Gunst des Publicums."

Mit einem geistvollen oder liebenswürdigen Manne würde eine Frau von Katharina's Anlagen und Begabung ohne Zweifel eine glückliche Ehe geführt haben. Aber Peters ganze Eigenthümlichkeit paßte nicht zu ihr. Offenbar war der junge Mann schlecht erzogen; Katharina stellt ihn in ihrem Buche allerdings geflissentlich in ein sehr unvortheilhaftes Licht, aber die Thatsachen, welche sie anführt, lassen sich nicht bezweifeln. In ihm hatten sich, unserer Meinung nach, moskowitische Barbarei und deutsche Hofpedanterie jener Zeit vereinigt, und will man sein ganzes Auftreten und Verfahren richtig bezeichnen, so kann man es nicht anders als rüpelhaft nennen. Was Katharina von ihm sagt, wird auch von andern Seiten her bestätigt. Er zog den Umgang mit den Stallleuten dem Verkehr mit seiner jungen, lebhaften Frau vor. Er ließ ihr durch einen Diener sagen: er wohne zu weit von ihr, als daß er sie oft besuchen könne. „Ich fühlte vollkommen, wie wenig ihm daran lag und wie gering meine Zuneigung für ihn war. Meine Eigenliebe und meine Eitelkeit seufzten im Stillen, aber ich war zu stolz, als daß ich mich hätte beklagen mögen. Durch Beweise von Freundlichkeit, die man aus dem Mitleid hätte herleiten können, würde ich mich für erniedrigt gehalten haben. Aber wenn ich allein war, vergoß ich Thränen, die ich trocknete, um dann mit meinen Damen zu scherzen. Auch meine Mutter behandelte mich sehr kalt und förmlich. Im Grunde fühlte ich große Langeweile, aber ich hütete mich, davon zu sprechen."

Katharina betrat nur selten Peters Zimmer, welche doch an die ihrigen stießen. Er liebte ihre Anwesenheit nicht und ging lieber mit rohen Leuten um. Vierzehn Tage nach der Hochzeit theilte er der jungen Frau mit, daß er in ein Fräulein Carr verliebt sei, welches später einen Fürsten Gallitzyn heirathete. Er sagte dabei seinem Kammerherrn Devier, daß Katharina sich mit der Carr gar nicht vergleichen könne. „Ich sagte mir: Mit diesem Menschen wirst Du sehr unglücklich, wenn Du Dich zärtlichen Gefühlen für ihn hingeben wolltest; er erwiedert sie nicht und Du könntest ohne Nutzen für irgend Jemand vor Eifersucht sterben. Ich versuchte also meine Eigenliebe zu bezwingen und nicht auf ihn eifersüchtig zu sein. Dazu gab es aber nur ein Mittel: ich durfte ihn nicht lieben. Es wäre nicht schwer für mich gewesen ihn zu lieben, falls er hätte geliebt sein wollen; denn ich war von Natur dazu geneigt, und daran gewöhnt meine Pflichten zu erfüllen. Aber ich hätte einen Gemahl haben müssen, der gesunden Menschenverstand besaß, und dieser fehlte ihm."

Großfürst Peter vertrieb sich die Zeit mit Puppenspiel und ließ in seinem Zimmer ein Marionettentheater aufbauen. Er bohrte Löcher in die Thür, um die Kaiserin Elisabeth zu belauschen, wenn sie mit ihrem Günstling Rasumowsky, der im pelzverbrämten Schlafrock neben ihr saß, an ihrer Tafel speiste, und rief sein Gesinde herbei, das auch an einem so interessanten Anblick Theil nehmen sollte. Als die Kaiserin diesen Streich erfuhr, schalt sie den Großfürsten einen dummen Jungen, welcher die Achtung vor einem von Gott gesalbten Haupte verletzt habe. Aber er solle schon noch Lebensart lernen. Katharina hatte sich klugerweise gehütet, durch das Loch zu gucken.

„Bei meiner Ankunft in Moskau hatte der Großfürst in seinem Zimmer drei Bedienten, Namens Tschernitscheff, Söhne von Grenadieren aus der Leibgarde der Kaiserin. Diese erhielten Lieutenantsrang zum Lohn dafür, daß sie die Kaiserin Elisabeth auf den Thron gesetzt hatten." Diese Tschernitscheffs zog Katharina an sich, und sie berichteten ihr viele Heimlichkeiten. Mi

Digitized by Google

einem der drei Brüder, Andreas, scheint sie ein Liebesverhältniß gehabt zu haben. Peter spielte oft Violine. Elisabeth schleppte das junge Ehepaar mit sich nach Esthland in die Gegend von Reval, quartierte es in Zelten oder in schmutzigen Bauernstuben ein, und einst wurde Katharina's Bett in einem Zelt aufgeschlagen, in welchem das Bett im Wasser stand. Während sie an Brustschmerzen und Blutspeien leidet, erklärt ihr Peter, daß er sich in ein Fräulein Cederspare verliebt habe. Nach der Rückkehr bildete er aus seinem Gefolge eine Compagnie, in welche Kammerherren, Cavallere, ein Fürst Repnin, Jäger, Gärtner ꝛc. zusammen eingestellt wurden. Sie mußten täglich aufmarschiren, der Corridor wurde in eine Wachtstube umgewandelt, und Abends mußten die Hofchargen in Gamaschen tanzen. Auf dem Lande dressirte Peter Hunde, und griff zur Geige, wenn er die armen Thiere müde gequält hatte. Er trabte unbarmherzig auf den Saiten und quälte seine Zuhörer. Eine Madame Kruse, welche von Seiten der Kaiserin als Berichterstatterin dem jungen Ehepaare beigegeben war, verschaffte dem Großfürsten Puppen, Spielzeug und andere Lappalien, die er kindisch lieb hatte. Am Tage wurden sie in Katharina's Bett versteckt; aber Nachts spielte Peter oft bis zwei Uhr mit seinen Puppen und seine Gemahlin mußte dabei helfen. Im Winter hielt er ein Dutzend Hunde bei sich. Diese hatten ihren Stall neben Katharina's Schlafzimmer, das nur durch eine Bretterwand von demselben getrennt war. Der üble Geruch in diesem Alkoven war unausstehlich, aber sie mußte in demselben schlafen. Auf ihre Klagen antwortete Peter: die Sache lasse sich unmöglich ändern. Der Hundestall war nämlich ein großes Geheimniß, von welchem die Kaiserin nichts wissen durfte. In Peterhof zwang er sie zum Hazardspiel oder L'hombre. Er wurde ärgerlich, wenn sie gewann, und wenn sie verspielte, mußte sie gleich bezahlen. Einmal wurde seine Nachtmütze als Marke für zehntausend Rubel gesetzt.

Ein solches Leben und Treiben mußte für eine junge Frau unerträglich sein. In Oranienbaum suchte sie sich dadurch einigermaßen zu entschädigen, daß sie im Sommer Morgens um drei Uhr aufstand, Männerkleider anzog, auf das Meer hinausschiffte und Enten schoß. Daneben las sie die saftigen Memoiren Brantome's, welche auf Voltaire's Pucelle folgten; nebenher kam auch Plato, späterhin las sie Reisebeschreibungen, Bayle's philosophisches Lexikon und viele französische Romane. Wir können uns denken, was, den jämmerlichen äußeren Verhältnissen gegenüber, in ihrem Innern vorgegangen sein mag. Um die Zeit, als sie Plato studierte, dressirte Peter seine Hunde in den beiden anstoßenden Zimmern bis tief in die Nacht und knallte unaufhörlich mit der Peitsche; die Hunde wurden unbarmherzig gerügelt und heulten. Aus Aerger über ihre Ungelehrigkeit griff Peter oft zur Geige, raste auf den Saiten herum und peitschte dann und wann wieder auf die armen Thiere. Einst sah Katharina, wie Peter einen Hund am Halsband in der Luft hielt, während sein kalmückischer Bursche ihn mit dem Peitschenstiel schlagen mußte. Die Frau legte Fürbitte ein, aber der Hund wurde nur noch ärger gehauen. Peter wurde wüthend, wenn er Thränen sah. Einige Tage später betrank er sich an der Tafel der Kaiserin bis zur Besinnungslosigkeit, und der Marschall Buturlin that ein Gleiches. „Mir kamen die Thränen in die Augen; damals suchte ich alles Verwerfliche an ihm zu verhüllen und zu verbergen." Im Winter wurde Peter plötzlich träumerisch und zerstreut. Er prügelte die Hunde nicht mehr, sondern kaufte sich lutherische Gebetbücher und die Geschichten gehenkter oder geräderter Straßenräuber, die er abwechselnd las; nebenher spielte er Geige. Diese Veränderung war durch einen eigenthümlichen Umstand in ihm hervorgerufen worden. Während des Sommers hatte Katharina ihn selten gesehen, weil er nur mit Jägern und dergleichen Leuten umging. Ein Lieutenant Baturin, Spieler und anerkannter Taugenichts vom Regiment Butirsky, war mit ihm bekannt geworden und hatte ihm durch die Jäger sagen lassen, er wolle mit Hülfe seines gleichgesinnten Regimentes ihn auf den Thron erheben. Während einer Jagd fiel Baturin auf die Knie und leistete ihm den Eid der Treue. Peter war erschrocken und theilte Alles seiner Gemahlin mit. Baturin hatte den Plan, Elisabeth zu tödten und den Palast zu verbrennen. Er wurde gefoltert, nach Schlüsselburg und später nach Kamtschatka gebracht, von wo er mit dem Grafen Benjowsky entfloh und auf der Insel Formosa seinen Tod fand.

Bald nachher verliebte sich Peter in die Prinzessin von Kurland, die Tochter des aus Sibirien zurückgerufenen Biron, die zwar buckelig aber geistvoll war. Er schickte derselben Wein und alle von ihm erfundenen Grenadiermützen und Bandeliere. Gegen Ende des Carnevals ließ die Kaiserin ihm sagen, er solle ein Bad nehmen; aber er weigerte sich, denn er wolle kein Bad nehmen und habe noch nie ein solches genommen, er würde daran sterben. Als seine Hofmeisterin mit dem Zorne Elisabeths drohete, fing er an zu weinen und sagte ihr Grobheiten. Katharina war entrüstet über seine „Bevorzugung der Buckeligen", der er offen huldigte. Die Thränen kamen ihr in die Augen und sie ging zu Bette. „Kaum war ich eingeschlafen, als der Großfürst erschien. Er war betrunken, wußte nicht was er that und unterhielt mich von den ausgezeichneten Eigenschaften seiner Schönen. Um ihn wenigstens zum Schweigen zu bringen, stellte ich mich, als ob ich schliefe. Er sprach aber nur desto lauter, und als er trotzdem sah, daß ich kein Zeichen des Wachseins gab, versetzte er mir einige Faustschläge in die Seite. Dann wandte er sich um und schlief ein." Einige Tage nachher knallte er fortwährend mit einer Peitsche und sagte seine Kammerdiener im Zimmer herum. Als Katharina in der Osternacht im Bette lag, stürzte Peter früh um fünf Uhr in's Schlafzimmer; seine Gemahlin sollte aufstehen, um Austern zu essen, die ganz frisch aus Holstein angekommen waren. Er hielt überhaupt gern nächtliche Trinkgelage mit seiner Dienerschaft, namentlich mit jungen Kalmücken, die sich mit ihm betrunken und von ihm mit der flachen Klinge oder mit Stöcken geprügelt wurden. „Eines Tages fiel mein Blick im Zimmer Seiner kaiserlichen Hoheit auf eine große Ratte, die er in der Mitte eines durch eine Bretterwand gebildeten Cabinets hatte aufhängen lassen. Ich fragte, was das bedeute, und er erwiederte, diese Ratte habe ein Verbrechen begangen, das laut den Kriegsartikeln mit Hin-

Digitized by Google

richtung bestraft werde. Sie sei über die Wälle einer Pappfestung gesprungen und habe zwei aus Zunder verfertigte Schildwachen, die auf den Bastionen Dienst gehabt, aufgefressen; deshalb sei sie nach den Kriegsgesetzen verurtheilt worden. Der Hühnerhund habe die Ratte erwischt, die drei Tage lang als warnendes Beispiel für das Publicum ausgestellt bleiben solle."

Ein solcher Mensch sollte ein Land regieren, das mehr als dreißig Millionen Seelen zählte. Katharina schildert ausführlich eine Menge anderer scandalöser Auftritte, die wir übergehen, um zu zeigen, wie sie im Uebrigen lebte. Sie war von ihrer Mutter, einer geistig äußerst beschränkten und pedantischen Frau, die ein mit so großen Anlagen begabtes Kind ganz unrichtig behandelte, nach Rußland gebracht worden. Trotzdem weinte die Tochter heftig, als jene abreiste; sie war nun ganz verlassen und, außer dem einfältigen Peter, lediglich auf den Umgang mit Dienerinnen verwiesen, welche Elisabeth ihr beigab, aber gleich wieder nahm, sobald die junge Frau an der einen oder andern Gefallen fand. Nicht lange nach der Hochzeit erfährt sie, daß ihr Vater gestorben sei. Nachdem sie sich acht Tage lang gebärmt hat, erklärt ihre russische Aufseherin: „es sei nun des Weinens genug; ich müsse aufhören, so befehle die Kaiserin; denn mein Vater sei kein König gewesen; es schicke sich für eine Großfürstin nicht, länger um einen Vater zu weinen, der kein König gewesen." Eines Tages erhält der Kammerherr Oelzin Auftrag von der Kaiserin, der jungen Frau zu sagen, daß sie eine dumme Person sei, die sich trotzdem einbilde, Geist zu haben. Aber so vortheilhaft denke Niemand von ihr, denn Jeder wisse, wie dumm sie sei. Katharina entgegnete: Jeder sei nun einmal, wie Gott ihn geschaffen habe.

Man hatte Katharinen verboten, an irgend Jemand zu schreiben, nicht einmal an ihre Mutter, denn es sei für eine Großfürstin unpassend, selber Briefe zu schreiben; das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten wisse am besten, was geschrieben werden müsse. Natürlich wurden solche Verbote umgangen, und Katharina sah sich gleich von Anfang an in die Intrigue gedrängt und setzte der plumpen Gewalt die feine List entgegen. Die Correspondenz mit ihrer Mutter ging durch die Hände eines Malteserritters und eines italienischen Violinspielers. Schriftliche Mittheilungen von Andreas Tschernitscheff, der auf der Festung saß, erhält sie durch ein Garderobemädchen. Sie weiß nicht, was sie mit dem Brief anfangen soll, weil sie ihn nicht verbrennen mag; sie trägt ihn bei Tag in der Rocktasche, steckt ihn beim Auskleiden unter das Strumpfband und verbirgt ihn Nachts im Hemdärmel. Nachdem sie endlich einen Augenblick Zeit zum Beantworten gefunden hat, verbrennt sie ihn. Schreibzeug wurde nicht bei ihr geduldet, aber jenes Garderobemädchen steckte ihr eine silberne Feder und ein Tintenfaß zu.

Die Kaiserin verheirathete ihren bisherigen Vertrauten Lestocq mit einem Fräulein von Mengden und besuchte die Neuvermählten, welche in hoher Gunst standen. Aber nach wenigen Wochen wandte sich das Blatt: „Eines Abends näherte ich mich im Zimmer der Kaiserin dem Grafen Lestocq (denn der Wundarzt war Graf geworden). Als ich mit ihm sprechen wollte, sagte er mir halblaut: Nähern Sie sich mir nicht, ich bin verdächtig. Als ich ihn fragte, was das bedeuten solle, entgegnete er: In vollem Ernst wiederhole ich Ihnen, daß ich verdächtig bin; nähern Sie sich mir nicht; man muß mich vermeiden. — Seine Miene war verändert, sein Gesicht roth; ich hielt ihn für betrunken und wandte mich ab. Das war am Freitage. Als mich Timotheus Jewreinoff am Sonntag Morgen frisirte, sagte er: Wissen Sie schon, daß Graf Lestocq und seine Frau in der verflossenen Nacht verhaftet und als Staatsverräther auf die Festung gebracht worden sind?"

Zu jener Zeit, etwa um 1750, wuchs noch Gras in den Straßen von St. Petersburg, das als eine künstliche Schöpfung seines Gründers wie ausgestorben war, wenn sich der Hof nicht dort befand. Dann sah man in dieser Stadt kaum einen Wagen. Elisabeth zog umher wie eine Nomadin und schleppte ihr ganzes Hofgesinde mit sich. Im Winter wurden manchmal Maskenbälle veranstaltet, und zuweilen erhielten drei Damen Befehl, in Männerkleidern zu erscheinen. Dann erschien Katharina in prächtigem, goldgesticktem Anzug. Sie sagt, daß damals die Coquetterie am Hof einen hohen Grad erreicht habe. Als sie einst auf einer öffentlichen Maskerade erscheinen mußte, legte sie sehr einfache Kleider an, während alle andern Damen sich soviel als möglich herausgeputzt hatten. Sie trug ein Mieder von weißem Tuch und einen kurzen Reifrock. „Mein Haar, das sehr lang, sehr schön und voll war, ließ ich nach hinten zurückkämmen und mit einer weißen Schleife en queue de renard zusammenflechten; ich steckte eine Rose mit Knospen und Blättern in's Haar und eine andere an das Mieder. Um den Hals band ich eine Krause von weißem Tüll, legte Manschetten an und band eine Schürze vor. So begab ich mich auf den Ball, und Aller Augen waren sogleich auf mich gerichtet. Die Kaiserin sagte mir: Nein, welche Einfachheit! Nicht ein einziges Schönpflästerchen! Ich lachte, und sagte, es sei nur, um desto leichter gekleidet zu sein. Dann zog sie ihre Büchse hervor und legte mir ein Schönpflästerchen in's Gesicht. Nie habe ich mehr Lobeserhebungen gehört, als an jenem Tage; man sagte mir, ich sei schön wie der Tag und von eigenthümlichem Eclat. Ich habe mich nie für schön gehalten, aber ich gefiel, und darin, glaube ich, lag meine Stärke."

Man sieht, daß Katharina sich nach länger als dreißig Jahren solcher heiteren Zwischenfälle mit Vorliebe erinnerte; denn sie schrieb ihre Denkwürdigkeiten erst nach 1780. Aber sie hatte auch ein treues Gedächtniß für die vielen trüben Vorgänge in ihrer Jugend. Sie erzählt, in welcher Weise ihre vertrauliche Verbindung mit Sergius Soltykoff im Jahre 1752 sich entspann, und fügt hinzu, daß sie dem schönen sechsundzwanzigjährigen Mann im Frühling und während eines Theils der Sommermonate 1753 widerstanden habe; sie gestattete ihm seine liebenswürdigen Zudringlichkeiten, und er konnte ihr seine Pläne entwickeln, „um, wie er sagte, das Glück, welches man unter solchen Verhältnissen genießen könne, in ein tiefes Geheimniß zu hüllen." Dieser Soltykoff, „ein Dämon in Intriguen", war häufig bei ihr. Im September 1754 war sie

Digitized by Google

Vater seit 1808 saß, folgte er von 1815 seiner Mutter nach Triest, hielt sich dann in Venedig auf und schiffte sich 1824 nach den Vereinigten Staaten ein, um sich zu seinem Onkel Joseph Bonaparte und seinem älteren Bruder Achille zu begeben. Das Schiff, auf dem er sich befand, litt jedoch an der spanischen Küste Schiffbruch; er wurde ins Gefängniß abgeführt und erlangte erst nach vielen Bemühungen seine Freiheit wieder. 1827 vermählte er sich mit Miß Karolina Georgina Fraser, erlitt aber kurze Zeit nach seiner Verheirathung durch Banqueroute verschiedener Handelshäuser so erhebliche Vermögensverluste, daß mehrere Jahre lang die Erträgnisse einer Mädchenschule, die seine Frau hielt, sein einziger Lebensunterhalt waren. Zweimal, 1839 und 1844, kehrte er nach Frankreich zurück, wo die Regierung ihm nur sehr kurze Zeit zu bleiben erlaubte. Murat, der unterdessen die Ansprüche seines älteren Bruders geerbt hatte, beeilte sich auf die Nachricht von der Februarrevolution aus den Vereinigten Staaten nach Frankreich zurückzukehren, wo er sich den Wählern des Departements Lot als Candidat vorstellte und von ihnen mit 45,000 Stimmen zum Abgeordneten für die constituirende Versammlung gewählt wurde. Als Mitglied des Ausschusses für die auswärtigen Angelegenheiten stimmte er meistens mit der Rechten und unterstützte nach der Wahl vom 10. Dec. mit allen seinen Kräften die Politik des Präsidenten. Für die gesetzgebende Versammlung doppelt gewählt, von dem Seine- und dem Lotedepartement, entschied er sich für ersteres, ging aber am 3. Oct. 1849 als bevollmächtigter Minister nach Turin, wo ihn 1850 Ferdinand Barrot ablöste. Nach dem Staatsstreich wurde er durch Decret vom 25. Januar 1852 zum Senator ernannt und erhielt 1853 prinzlichen Rang, kraft dessen er Anspruch auf die Titel Monseigneur und Hoheit hat. In der letzten Zeit, vornehmlich 1855, hat man viel von den Ansprüchen des Prinzen auf die Krone des Königreichs der beiden Sicilien und von einer liberalen Partei Italiens gesprochen, welche geneigt sei, diese Ansprüche zu unterstützen. In Neapel scheint allerdings eine solche Partei vorhanden zu sein, aber der Prinz steht wenigstens in keinen öffentlichen Beziehungen zu ihr, sondern hat im Gegentheil in einem an seinen Schwestersohn, den Grafen Pepoli, gerichteten Brief ausdrücklich erklärt, daß er keinesfalls die Initiative ergreifen werde und den Italienern völlig freie Hand lasse. Auch die französische Regierung hat nichts gethan, um derartige Hoffnungen zu ermuthigen.

In seiner Ehe mit Miß Fraser hat Prinz Murat fünf Kinder: Karoline, geb. 1830 und seit 1856 mit dem Baron Chasseloup verheirathet; Joseph Joachim Napoleon, geb. 1831, gegenwärtig Lieutenant im Guidenregiment; Achille, geb. 1835; Anna, geb. 1838; und Ludwig Napoleon, geb. 1852. Seine beiden Schwestern sind noch am Leben. Die ältere, Lätitia Josephine, geb. am 25. April 1802, ist mit dem Grafen Pepoli in Bologna verheirathet; die jüngere, Louise Julie Karoline, geb. am 22. März 1805, ist Gemahlin des Grafen Rasponi in Ravenna.

(7.)

General Changarnier,

der berühmte General, den die royalistische Partei Frankreichs Ludwig Napoleon als Candidaten gegenüberstellte, ist in Autun am 26. April 1793 geboren und heißt mit seinem vollen Namen Nicolas Aimé Théodul. In der Militärschule von Saint Cyr gebildet, diente er zuerst in der Garde du Corps Ludwigs XVIII., trat später als Lieutenant in die Linie über und machte mit seinem Regimente mit Auszeichnung den Feldzug in Spanien mit. Die Julirevolution fand ihn wieder im ersten Regiment der königlichen Garde. Nach der Auflösung derselben ließ er sich in die active Armee versetzen und erwarb sich in Afrika den Ruf eines einsichtsvollen und energischen Officiers und rasche Beförderung. Er nahm an der Expedition nach Mascara Theil, zeichnete sich als Bataillonschef durch Unerschrockenheit und Kaltblütigkeit während des Feldzuges des Marschall Clausel gegen Achmed Bei aus, vor Allem aber während des Rückzuges von der verunglückten Expedition gegen Constantine im November 1836, wo er beständig vom Feinde umschwärmt, die Nachhut führte. Seine Leistungen bei dieser Gelegenheit brachten ihm die Ernennung zum Oberstlieutenant ein. Die nächsten Jahre vergingen bekanntlich in Algerien in fast ununterbrochenen Feldzügen, in welchen Changarnier vielfache Verwendung fand. 1840 war er bereits Generalmajor, und drei weitere Jahre ausgezeichneter Dienste, eine bei Medea empfangene Wunde, ein kräftiger Cavallerieangriff gegen einen weit überlegenen Kabylenhaufen, endlich die Besiegung der Beduinenstämme in der Umgegend von Tenes, welche Abd el Kader unterstützten, verschafften ihm im August 1843 den Rang eines Generallieutenants. 1847 übergab ihm der Herzog von Aumale, damals Generalstatthalter von Algerien, den Oberbefehl über die Division Algier.

Der allgemeine Umschwung der Dinge durch die Februarrevolution führte Changarnier nach Paris zurück, wo er der neuen republikanischen Regierung seine Dienste anbot und von Lamartine zum Gesandten in Berlin ernannt ward. Als er sich am 16 April eben vor seinem Abgang auf diesen Posten die letzten Instructionen bei dem Oberhaupt der provisorischen Regierung holen wollte, und die Nachricht kam, daß eine von den socialistischen Clubs auf dem Marsfelde versammelte Schaar Aufrührer gegen das Rathhaus im Anzuge sei, um die bestehende Regierung zu stürzen, übernahm er auf Lamartine's Bitten den Befehl über die Mobilgarde, welche das Rathhaus besetzte, und setzte dieses, später unterstützt durch die auf den Generalmarsch herbeieilende Nationalgarde, in so respectablen Vertheidigungszustand, daß die Angreifer es für klüger fanden, sich unverrichteter Sache zurückzuziehen. Es war der erste Sieg der Regierung über die Partei des Umsturzes. Anstatt nach Berlin begab sich Changarnier bald darauf nach Algier, um dort Gavaignac zu ersetzen, kehrte jedoch nach kurzer Zeit, für das Seinedepartement in die constituirende Versammlung gewählt, nach dem Hauptschauplatz der Ereignisse zurück und erhielt von dem Oberhaupt der Executivgewalt den Oberbefehl über die Pariser Nationalgarde, welche er auch nach der Präsidentenwahl behielt. Zweimal, im Januar und im Juni 1849, verband er damit den Befehl über die in der Hauptstadt zusammengezogenen Truppen, die sich damals auf 100,000 Mann beliefen.

In einer solchen Stellung und bei seinem entschiedenen Charakter spielte er natürlich eine wichtige Rolle in den damaligen Ereignissen. Sein Ruf und seine energische Haltung verhinderten am 29. Januar den Ausbruch des Bürgerkrieges in den Straßen von Paris, und die Schilderhebung der vereinigten Republikaner und Socialisten am 13. Juni erstickte er im Keime. Als die antirepublikanische Bewegung sich immer stärker bemerklich machte, galt er allgemein für das Schwert der monarchischen Partei, und die öffentliche Stimme bezeichnete ihn als den französischen Monk, der bestimmt und gewillt sei, das Königthum zurückzuführen. Jedoch nur den Orleans, nicht den Napoleoniden galt sein Monarchismus, und ebenso wenig geneigt wie die Majorität der gesetzgebenden Versammlung, die mit jedem Tage offener auftretenden Bestrebungen des Präsidenten zur verfassungswidrigen Verlängerung seiner Herrschaft zu unterstützen, gerieth er in offenen Zwiespalt mit der Politik desselben und wurde von ihm am 9. Januar 1851 seines Doppelcommando's enthoben. Die Versammlung erkannte darin den ersten Schritt zu ihrer Beseitigung und wollte, um für ihre eigene Sicherheit zu sorgen, ihm den Oberbefehl über die zu ihrem Schutz bestimmten Truppen anvertrauen; aber der Antrag der Quästoren, dem Präsidenten der Versammlung die Befugniß zu geben über die bewaffnete Macht zu verfügen, ging nicht durch, und Changarnier, der in der gesetzgebenden Kammer erklärt hatte, „daß sich weder ein Bataillon noch eine Compagnie und nicht einmal ein Zug dazu

Digitized by Google

hergeben werde, die Zeit der Cäsaren zurückzuführen," konnte nichts thun, um den Staatsstreich zu verhindern. Am frühesten Morgen des 2. Dec. verhaftet, wurde er nach dem Fort Mazas gebracht, wo er einige Tage blieb und dann durch das Decret vom 9. Jan. 1852 aus Frankreich verbannt wurde. Seitdem lebt er in Mecheln in Belgien, ohne von der ihm später ertheilten Erlaubniß, nach Frankreich zurückzukehren, Gebrauch zu machen. Zum letzten Mal ist er mit einem am 21. März 1855 an die Zeitungen gerichteten Brief vor die Oeffentlichkeit getreten, in welchem er die von Véron in seinen Mémoires d'un bourgeois de Paris aufgestellte Behauptung, daß Changarnier sich im Januar 1849 behufs eines antirepublikanischen Staatsstreichs im Beisein Vérons und anderer Zeugen erboten habe, Cavaignac, Lamoricière, Charras und andere republikanische Kameraden zu verhaften, in sehr entschiedenen Worten für unwahr erklärt. (7.)

General Lamoricière.

Unter den Persönlichkeiten, welche der letzte Umschwung der Dinge in Frankreich vom Schauplatz verdrängt hat, welche aber möglicherweise dennoch berufen sind eine wichtige militärische oder politische Rolle zu spielen, ist Christoph Leon Louis Juchault de Lamoricière eine der namhaftesten. Am 5. Februar 1806 in Nantes in einer legitimistischen Familie geboren, dann von 1824 bis 1826 Schüler der polytechnischen Schule, trat er, nachdem er einen Cursus in der Militärschule in Metz durchgemacht hatte, 1830 als Lieutenant in das Ingenieurcorps. Algier wurde bald der Schauplatz seiner Thätigkeit, und die Einsicht und die Tapferkeit, die er bei mehreren Gelegenheiten zeigte, brachten ihn rasch empor. Bei der Errichtung des Zuavencorps war er bereits Hauptmann, übernahm dann 1833 die Leitung des ersten der arabischen Bureaus, die in der Verwaltung Algeriens eine so bedeutende Rolle gespielt haben, wurde noch in demselben Jahre zum Bataillonschef bei den Zuaven ernannt, stieg 1835 zum Oberstlieutenant und 1837 nach der Belagerung von Constantine, bei der er mit an der Spitze der Stürmenden gestanden hatte und durch eine springende Mine verwundet worden war, zum Obersten empor. 1839 kehrte er nach Paris zurück, war aber bereits im folgenden Jahre abermals in Africa, zeichnete sich bei Mujaja aus, wurde 1840 zum Generalmajor, 1843 zum Divisionsgeneral, 1844 zum Gouvernor der Ehrenlegion und 1845 provisorisch zum Statthalter von Algier ernannt. Achtzehn Feldzüge hatte Lamoricière in Africa gemacht, als er Anfang 1848 von diesem Schauplatze abtrat, und ruhmvoll krönte er seine militärischen Leistungen mit der Organisation der glücklich ausgeführten Unternehmung gegen die Smala Abd el Kaders und der Bewegungen, welche den Emir von allen Seiten einschlossen und ihn zwangen, sich dem Herzog von Aumale zu ergeben. Lamoricière wurde dafür zum Großofficier der Ehrenlegion ernannt.

Bereits seit dem August 1846 war Lamoricière Mitglied der Deputirtenkammer und saß auf den Bänken der dynastischen Opposition. In den verschiedenen Ministercombinationen Thiers, Molé und Odilon Barrot, mit welchen die Dynastie Orleans vor ihrem Sturz die Aufregung des Volkes zu beschwichtigen versuchte, ward der General als Kriegsminister genannt, und am 24. Februar 1848 begab er sich in der Uniform eines Obersten der Nationalgarde mitten unter die Aufständischen, um ihnen die Abdankung des Königs und die Regentschaft der Herzogin von Orleans zu verkünden; aber Flintenschüsse beantworteten diese Botschaft, das Pferd wurde ihm unter dem Leibe getödtet, er selbst verwundet, und wenn nicht einige Arbeiter ihn in Schutz genommen hätten, wäre er der Wuth des Volkes zum Opfer gefallen. Das Portefeuille des Kriegsministeriums, das ihm die provisorische Regierung anbot, schlug er aus, ebenso jedes Commando im Innern Frankreichs, nahm aber die Wahl zum Mitglied der constituirenden Versammlung für das Seinthedepartement an. Während der Junitage stellte er sich dem General Cavaignac zur Verfügung, erhielt den Oberbefehl über die zur Vertheidigung der reichen Stadtviertel am rechten Seineufer bestimmten Truppen, und übernahm am 28. das Portefeuille des Kriegsministeriums, das er bis zum 28. Dec. 1848 behielt. Als treuer Anhänger des Generals Cavaignac stimmte er stets mit der gemäßigtsten Fraction der demokratischen Partei, von der er sich nur einmal bei der Anregung der Zweikammerfrage trennte. Als Kriegsminister legte er einen Plan zur Umgestaltung des französischen Militärwesens vor, das er nach Abschaffung der Einsteller nach den Grundzügen des preußischen Landwehrsystemes einzurichten vorschlug, und vertheidigte den Entwurf mit großer Beredsamkeit, ohne den zur Durchführung nöthigen Anklang zu finden.

Nach der Präsidentenwahl trat General Lamoricière nicht in systematische Opposition gegen die neue Regierung, obgleich er die von ihr in Italien befolgte Politik nicht billigte. Für die gesetzgebende Versammlung fiel eine Doppelwahl auf ihn, doch trat er auch diesmal für das Seinthedepartement ein, wo er an der Spitze der Wahlliste stand, und zeigte sich als einer der standhaftesten Vertheidiger der republikanischen Verfassung. Im Juli 1849 wurde er auf Anlaß des Einrückens der Russen in Ungarn vom Präsidenten mit einer außerordentlichen Sendung an den Petersburger Hof beauftragt; er traf dort erst nach der Besiegung der ungarischen Revolution ein und wurde von dem Czaren sehr zuvorkommend empfangen. Als er jedoch den Rücktritt des Ministeriums Odilon Barrot erfuhr, verlangte er seine Abberufung. Von da an benutzte Lamoricière seinen Einfluß auf die gesetzgebende Versammlung, zu deren Vicepräsidenten er wiederholt erwählt wurde, um die Politik des Elysée und die Pläne desselben zu bekämpfen. Am 19. Juli 1851 stimmte er gegen die von der Napoleonischen Partei verlangte Revision der Verfassung und am 17. November für den Gesetzentwurf, der im Falle einer Krisis die bewaffnete Macht zur Verfügung der gesetzgebenden Versammlung stellen sollte. Am Morgen des 2. December verhaftet, saß er Anfangs in Ham gefangen und wurde dann von Polizeibeamten nach Cöln gebracht. Als er einige Monate später, als noch in Activität befindlicher Officier, den Eid auf die neue Verfassung leisten sollte, verweigerte er ihn durch ein sehr entschieden gegen die neue Regierung sprechendes Schreiben, das in allen Zeitungen Aufnahme fand und großes Aufsehen erregte. Seitdem hat er sich theils in Deutschland, theils in Belgien und England aufgehalten, erhielt aber Ende 1857 nach dem Tode eines seiner Kinder, das mit der Mutter in Frankreich zurückgeblieben war, ohne sein Ansuchen von dem Kaiser die Erlaubniß zur Rückkehr ins Vaterland, eine Erlaubniß, von der er jedoch nur vorübergehend Gebrauch gemacht hat. (7.)

Faustin der Erste.

Der Negerkaiser von Hayti, bekannter unter dem Namen Soulouque, ist 1789 im südlichen Theile von St. Domingo als Sclave einer Mulattenfamilie geboren. Durch das Decret von 1790 frei geworden, nahm er 1803 an dem Negeraufstand gegen die Franzosen Theil und war bei mehreren Generälen Adjutant. Als 1820 Boyer zur Herrschaft gelangte, erhielt er Capitänsrang und war einer der Lieblingsofficiere des Präsidenten, der ihm den Oberbefehl in Plaisance anvertraute. Unter der Regierung des Präsidenten Herard 1844 war er bereits bis zum Obersten gestiegen, Guerrier machte ihn zum Brigadegeneral, und er sollte eben (1846) Divisionsgeneral werden, als eine plötzliche Krankheit den Präsidenten Riché dem Leben entriß.

Zwei schwarze Candidaten stritten sich um die höchste Gewalt, die Generäle Souffran und Paul; der Senat aber ent-

Digitized by Google

schloß sich, um aus der Verlegenheit herauszukommen, einen dritten General zu wählen, an den bis dahin noch Niemand gedacht hatte. So wurde Allen unerwartet am 1. März 1847 Soulouque zum obersten Amte der Republik erhoben. Nach seinen Antecedenzien gehörte er zu der gemäßigten Mulattenpartei; aber als Mitglied der Baudour, eines Geheimbundes unter den Negern, der mit schauderlichen Mysterien den gräßlichsten, aus den Urwäldern Africa's herstammenden Aberglauben feiert, gewann er die gefährlichste Classe der Bevölkerung für die Regierung. Im höchsten Grade furchtsam und von einer übertriebenen Vorstellung von seiner Unfähigkeit und seiner Unwissenheit erfüllt — er konnte doch wenigstens Gedrucktes lesen und seinen Namen schreiben — zeigte er sich anfänglich lenksam und Civilisationsideen zugänglich; aber der rohe africanische Aberglaube gewann bald wieder über ihn die Oberhand, und wie er ihn offen wieder darzulegen anfing, wurde er zum lauten Spott des Bürgerstandes in den Städten. Das erfüllte ihn mit einem dumpfen Groll gegen die gebildeten Classen, der ihn allmählich dem Pöbel in die Arme trieb.

Ein Mulatte Courtois war unvorsichtig genug, sich am 29. August 1847 im Handelsblatt gegen diese mit der Herrschaft der Masse drohende Tendenz der Regierung auszusprechen, und wurde dafür trotz seiner bevorrechteten Stellung als Mitglied des Senats zum Tode verurtheilt. Es war der erste Schritt zur Schreckensherrschaft. Beständig von Verschwörungen träumend, beschloß Soulouque seine Gegner mit einem Schlage zu vernichten. Am 16. April 1848 ertönte in den Straßen von Port au Prince der Generalmarsch, der die Leibwache des Präsidenten unter die Waffen rief, und nun begann ein mehrstündiger Raub- und Mordzug gegen die Mulatten in der Stadt, der ohne die Einmischung des französischen Consuls und des französischen Kriegsschiffes Danaide zu einem endlosen Blutbad geworden wäre. Was in der Hauptstadt nicht ganz gelungen war, sollte in der Provinz vollendet werden. Soulouque eilte, von seiner Leibgarde begleitet, nach den südlichen Provinzen, ließ die Generäle Pyrrhan und Lelièvre erschießen, führte in Cayes eine blutige Schreckensherrschaft ein und decimirte über einen Monat lang durch Confiscationen, Aechtungen und Hinrichtungen den Bürgerstand.

Kaum war Soulouque im Triumph nach der Hauptstadt zurückgekehrt, als bei den Kammern eine ehrerbietige Bittschrift, angeblich aus dem freien Willen des Volkes hervorgegangen, einlief, welche die Wiederherstellung des Kaiserthums Jacobs I. verlangte. Fast einstimmig am 26. August 1849 zum Kaiser gewählt, nahm Soulouque den Namen Faustin der Erste an, richtete ein kaiserliches Haus ein, stiftete einen militärischen Orden des heiligen Faustin und einen Civilorden der Ehrenlegion, ernannte Großwürdenträger der Krone und 400 Adelige, worunter 4 Fürsten, 59 Herzöge und 2 Marquis, zum Theil mit lächerlichen Titeln, wie Herzog von Marmelade und Marquis von Limonade, und wies sich als Civilliste 800,000 Frcs., ziemlich den siebenten Theil der jährigen Staatseinnahmen an, ungerechnet eines jährigen Zuschusses von 2 bis 3 Millionen, die als außerordentliche Abgabe von der Kaffeeernte erhoben wurden. Endlich gab er eine Verfassung, ein Sammelsurium von Artikeln aus allen möglichen geschriebenen Constitutionen, behielt sich aber das Recht vor, bei vorkommender Gelegenheit nach seinem freien Belieben zu regieren. Im folgenden Jahre, im April 1849, entledigte er sich durch eine neue Metzelei der Hauptwerkzeuge seiner Erhebung, der fanatischen Mitglieder der Baudour, unter Anderen des Befehlshabers seiner Leibwache, des Wüthrichs Similien.

Aller Beschränkungen entledigt, überließ sich nun der Beherrscher von Hayti allen Launen seiner Phantasie und bot den europäischen Zeitungen Ueberfluß an Lachen erregendem Stoff dar. Nachdem er vergeblich die Eroberung der im östlichen Theil der Insel gelegenen dominicanischen Republik versucht hatte, gerieth er in zahlreiche Zwistigkeiten mit seinen Großwürdenträgern, setzte den Prinzen Bobo, einen ehemaligen Galeerensträfling, ab und ließ sich am 18. April 1852 mit ungewöhnlichem Pomp zum Kaiser krönen, bei welcher Feierlichkeit die Krönung Napoleons I. zum Vorbild diente. Sein Hauptgedanke war die Vereinigung der beiden Theile der Insel zu einem Staate, und die wiederholten Vorstellungen Englands und Frankreichs hielten ihn nicht ab, Vorbereitungen zu einem neuen Feldzug gegen die Nachbarrepublik zu treffen. Im December 1855 hatte er 10,000 Mann schlecht disciplinirte und schlecht bewaffnete Truppen zusammengebracht und begann mit ihnen den Krieg. Kaum aber war er einige Tage im Felde, als er sich von einer handvoll Dominicaner unter dem Befehl Santana's schmählich schlagen ließ. So vollständig war seine Niederlage, daß sämmtliche Munition und sämmtliches Gepäck, der Staatsschatz und die kaiserliche Krone in die Hände des Feindes fielen. Soulouque selbst entging nur mit Mühe der Gefangenschaft. Nach einer zweiten Niederlage kehrte er im Februar 1856 nach seiner Hauptstadt zurück, nicht ohne vorher mehrere höhere Officiere, darunter den General Voltair und Castor, einen der Haupttheilnehmer an dem Blutbad von 1848, erschießen zu lassen. Um der öffentlichen Meinung eine andere Beschäftigung zu geben, verlieh er den Städten des Reiches Wappen und stiftete die beiden Orden der heiligen Maria Magdalena und der heiligen Anna. Französische Vermittelung bewog ihn sich am 17. Februar 1857 zu verpflichten, seine Nachbarn während der nächsten zwei Jahre nicht anzugreifen. Nach den neuesten noch unvollständigen Nachrichten ist eine Revolution gegen ihn ausgebrochen, an deren Spitze ein Mulattenoberst Geffrard steht, und der sich einige Küstenstädte bereits mit großer Bereitwilligkeit angeschlossen haben.

Im Gegensatz zu seinen Vorgängern Christoph, Boyer, Petion, Riché, hat der Negerkaiser nicht das Mindeste gethan, um unter seinen Stammgenossen Gesittung zu verbreiten; er hat nicht einmal die Grundlagen des Wohlstandes zu bewahren gewußt, welche die jetzigen Bewohner seines Reiches von den ehemaligen Colonisten der Insel geerbt haben. Von einer materiellen Entwickelung, von Fortschritten irgend einer Art ist nicht die Rede; im Gegentheil scheint der Kaiser das allmählige Zurückverfinken in die rohe Barbarei zu begünstigen und zu befördern. Nach allen Berichten ist er ein stumpfsinniger oder blutdürstiger Tyrann, der an Nichts denkt, als mit Soldaten, die er füttern muß, zu spielen und seine Unterthanen mit einem prunkvollen Hofceremoniel zu blenden, dessen Glanz im seltsamen Widerspruch mit der rings herrschenden Barbarei steht. Unter seinem Hofstaat findet man einen Almosenier, einen Obertruchseß, einen Großmarschall des Palastes, Ehrenherren, Gouverneure der königlichen Schlösser und Paläste, Pagen, Ceremonienmeister, Bibliothekare, Herolde u. s. w. Seine Minister sind Se. Durchlaucht Monseigneur von Louis Dufresne (der Abel von Hayti pflegt das von auch vor den Vornamen zu setzen), Herzog von Tiburon, Marschall des Reiches, Monseigneur de Louis Etienne Salomon, Herzog von St. Louis du Sud, und Monseigneur d'Hippolyte, Herzog von der Bande du Nord. Reichskanzler ist Se. Excellenz Herr de Dom Delva, Graf von Petite Rivière de Dalmarie. Die Kaiserin Adelina, ebenfalls eine Negerin, hat ihren eigenen Hofstaat; der aus einem Almosenier, 2 Ehrendamen, 2 Kammerdamen, 56 Palastdamen, 22 Damen von der Kapelle (lauter Herzoginnen, Gräfinnen und Baroninnen), Kammerherren, Stallmeistern und Pagen besteht. Nicht minder glänzend ist der Hofstaat der kaiserlichen Prinzessin Olivia eingerichtet. (S.)

Digitized by Google

Kurze Nachrichten.

Litteratur.

Die längst erwartete Sammlung **Schleiermacher**'scher Briefe ist endlich, 24 Jahre nach dem Tode des großen Mannes, veröffentlicht worden, soweit dieselben entweder der Familie zu Gebote standen, oder nicht aus persönlichen Rücksichten ihre Geheimhaltung auch fernerhin noch rathsam schien, und soweit drittens die Mittheilung von Briefschaften sich überhaupt mit der biographischen Richtung des betreffenden Buches vertrug: „Aus Schleiermachers Leben" (zwei Bände, Berlin bei Reimer). Erhalten wir sonach auch nur eine Auswahl des Schleiermacher'schen Briefwechsels, so liefert doch auch diese schon einen höchst werthvollen und wichtigen Beitrag zur Entwickelungsgeschichte seines Charakters und seiner Philosophie, wenigstens zur Zeit der ersten 26 Jahre seines Lebens, vor seiner Verheirathung. Von 1809—1834 finden sich die Briefe nur noch in spärlicher Anzahl und bieten dann auch nicht mehr soviel schätzbares Material zur Kenntnißnahme seines inneren Bildungsganges dar, wie die früheren. Darauf geht eine auf amtliche Veranlassung geschriebene, leider nur bis 1794 reichende Selbstbiographie.

Der achte Band der **Varnhagen**'schen „Denkwürdigkeiten" (Leipzig bei Brockhaus) wird in vier Abschnitte zerfallen: 1) Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens. Ungarn 1809. Nach dem Wiener Frieden, 1809—10. Wien und Baden 1834 (darin der noch ungedruckte Aufsatz über Metternich); 2) Personen: Boltaire in Frankfurt a. M. 1753; Bernhardi; Karl Müller; Brinckmann; L. Tieck; Goethe beim tollen Hagen; 3) Kritiken, darunter Besprechungen des Lewes'schen Werkes über Goethe und des Palleske'schen über Schiller, welche zeigen, wie der verehrte Mann bis zum Tode nicht aufhörte, der Litteratur seine Theilnahme zu schenken; 4) Nahel, ein Nachtrag zu den früheren Veröffentlichungen über die Gattin Varnhagens.

Auch aus Frankreich und England sind wichtige Neuigkeiten der Memoirenlitteratur zu melden. Die von Alex. Herzen aufgefundenen „Mémoires de l'Impératrice Katharine II" besprachen wir schon ausführlicher. „Les Mémoires du duc Ménazes" werden viele noch unbekannte Briefe Ludwigs XVIII. und die Aufzeichnungen des älteren Herzog von Broglie über Frau von Staël enthalten. Gleich sehr interessant ist: „The life and times of Douglas Jerrold, by his Son, Blanchard Jerrold". — **Arneth**, der Biograph des Prinzen Eugen, wird, wie es heißt, Auftrag zu einer Lebensbeschreibung des Erzherzogs Karl erhalten. — Dr. R. **Schwalb** in Elberfeld veranstaltete aus den in 12 Bänden erschienenen Werken „Friedrichs des Großen" eine für das größere Publicum berechnete biographisch geordnete Auswahl von „Briefen und Dichtungen."

Als Fortsetzungen bekannter und geschätzter Werke sind der vierte Band von Otto **Jahns** „Mozart", der dritte (letzte) Band von **Passavants** „Raffael von Urbino", sowie der zweite Band von **Kreyßigs** „Vorlesungen über Shakespeare, seine Zeit und seine Werke" zu erwähnen. — Eine „Geschichte des englischen Theaters" schreibt, wie es heißt, der Lyriker und Tourist **Julius von Rodenberg**.

Zwei Bücher: „Deutsche Uebersetzungskunst" von O. F. **Gruppe** (dem Herausgeber des Musenalmanachs) und: „Die Kunst des deutschen Uebersetzers aus den neueren Sprachen" von **Tycho Mommsen** (dem Bruder des Historikers) ergänzen sich gegenseitig, insofern das erstere Werk sich auf die Uebersetzungen aus dem Griechischen und Römischen beschränkt. Die Kunst der metrischen Uebertragung, welche von den Deutschen mit ebenso viel Fleiß als Erfolg geübt worden ist, seit Klopstock und Goethe die Veranlassung dazu gaben, macht an sich ein reiches Feld aus und darf einer besonderen Aufmerksamkeit und Darstellung wohl werth erscheinen. Sie hatte eine solche bisher nicht gefunden, denn in Litteraturgeschichten wird dieselbe entweder gar nicht, oder nur sehr gelegentlich, geschweige denn in ihrem Zusammenhange und in ihrer Entwickelung behandelt. Indem letzteres die beiden genannten Bücher sich als Ziel vorsteckten, verkennen wir ebenso wenig diese so löbliche Tendenz, als die fleißigen Studien, welche ihre Verfasser augenscheinlich gemacht haben. Mehrfache sehr empfindliche Lücken finden sich aber doch noch, und der Gegenstand ist in seinem Reichthum bei weitem noch nicht vollständig ausgebeutet.

Eine kleine Ergänzung zur deutschen Litteraturgeschichte ist auch **J. W. Appell**'s Monographie: „Die deutsche Ritter-, Räuber- und Schauerromantik." Diese Romantik in der Litteratur gleicht der in Ave-Lallemants „Gaunerthum" geschilderten auf socialem Boden. Ein Krebsschaden unserer poetischen Production, der eine Zeitlang unheilbar schien, so tief hatte er sich in den Geschmack des Publicums eingewühlt, ist hier mit ebenso viel Sachkenntniß, als verständiger Gesinnung blosgelegt und in seiner Krankhaftigkeit dargestellt. Zu verwundern bleibt nur, daß der Verfasser die Ritter-, Räuber- und Schauerdramen bis jetzt noch ausgeschlossen hat. Vielleicht will er dieselben später in einem selbständigen Werke abhandeln, zu dem ihm die vor kurzem übernommene Leitung der „Recensionen über Theater und Musik" in Wien hoffentlich Zeit lassen wird.

Frau **Rahel Meyer**, geb. Weiß in Wien, die Verfasserin der „Zwei Schwestern", brachte, ebenfalls anonym (Berlin bei W. Adolf), einen interessanten biographischen Roman: „Rachel", Leben und Schicksale der bewundernden Wiederherstellerin der classischen Tragödie der Franzosen, Rachel Felix, die vor Jahren auch in Deutschland auftrat, in Paris als Stern erster Größe glänzte, bis die Ristori sie verdunkelte. Der deutsche Roman schildert besonders mit lebhafter Sympathie von ihrer dunklen Geburt an das rührende Elend des zu Anfang an den Straßenecken singenden Judenmädchens, dem selbst die Herzogin von Abrantes keine künstlerische Zukunft verkünden mochte; Fleiß und Energie brachten die Rachel auf die Stufe ihres Ruhmes.

Von **Altmüller**, dem früheren Redacteur des „Cassiel Sonntagsblattes", lasen wir eine Novelle „Die Ironischen" (Göttingen bei Wigand). In ihrem Grundgedanken allzustark an die unerquickliche und romanhafte Idee der „Lumpia" in Giesecke's „Kleiner Welt und großer Welt" erinnernd, enthält dieselbe neben der verunglückten Satyre auch idyllische Partien mit anmuthiger Ausmalung lebenswahr erfundener Gestalten. — „Sanct Florians Rache" von dem pseudonymen **Marino** (Leipzig, Brockhaus) ist unbedeutend in der Handlung, kann aber als nicht ganz werthlose psychologische Studie gelten. Der dilettantische Ursprung der Novelle ist in Einzelheiten nicht zu verkennen.

Von **Theodor Könige** historischem Roman „Luther und seine Zeit" erschien (Leipzig bei O. Wigand) der erste Band unter dem besonderen Titel „Jugend und Entfaltung, aber Magdeburg, Mansfeld, Erfurt und Eisenach." — **Alexander Jung** in Königsberg schreibt an einem Schriftstellerroman „Rosmarin"; **Otto Müller** in Frankfurt an einem dreibändigen Familienroman „Der Klosterhof"; **Edmund Lobedanz** in Kopenhagen hat eine Erzählung, die sich „Ein neuer Glaube" betitelt und, wie sein früherer Roman „Die Narren des Glücks", der dänischen Geschichte entnommen ist, im Manuscript vollendet. — **Karl Wagner** sammelt „Schleswig-Holsteinische Sagen".

Digitized by Google

Der Pariser „Moniteur" theilt Edmund Höfers „Verzauberten Thaler" (le Thaler enchanté) in einer Uebertragung mit. — Von demselben trefflichen Autor brachten die letzten Nummern der „Hausblätter" eine im höchsten Grade anziehende Novelle: „Das Burgfräulein."

Von Massei wird eine italienische Uebersetzung der Schiller'schen Gedichte erscheinen. — Lieutenant Richard von Meerheim in Dresden, der Sänger der „Soldatenwelt", bereitet als Seitenstück dazu eine neue Sammlung von Liedern unter dem Titel „Poetenwelt" vor.

Bildende Kunst.

Als die ersten Erwerbungen für das neue Cölner Museum wurden zwei Werke des älteren verstorbenen Begas genannt; jetzt erfährt man, daß vorm Ausschuß auch Jul. Schaberds großes Gemälde „Crommel am Sterbebett seiner Tochter" angekauft worden ist. — Der jüngere Begas arbeitet an einer Büste seines Vaters, während der genannte Prof. Schrader ein Porträt des Alex. v. Humboldt vollendete, welches für das Palais der Champs Elysées in Paris bestimmt ist. — Auf der Sachse'schen Ausstellung in Berlin gefallen besonders eine „Seiltänzergarderobe" von Cretius, dem Meister des „römischen Bettlers", ferner zwei Landschaften von Hildebrandt, und ein durch Zartheit der Behandlung, tactvolle Anordnung und harmonische Gesammtwirkung ausgezeichnetes Porträt der „königlichen Familie zu Hannover" von Friedrich Kaulbach. Auf der Februarausstellung des österreichischen Kunstvereins befindet sich ein vortrefflich gedachtes und gut gemaltes militärisches Charakterbild von Wilh. Camphausen in Düsseldorf, „Blücher und Gneisenau", und im Atelier des Künstlers zu München ein vom Hofmaler von Kobell soeben vollendetes großes Gemälde „Suwaroffs Uebergang über den St. Gotthard". Leys in Antwerpen, dessen „Spaziergang" aus dem Faust auf der Pariser Ausstellung soviel Anerkennung fand, hat ein neues Bild fertig, welches einen Gottesdienst in den Zeiten des Glaubensdruckes durch Alba darstellt. Man rühmt an dem Werke den edlen Styl und den weihevollen Ernst der Composition.

Die Liebfrauenkirche in München soll bekanntlich von Grund aus neu geschmückt werden, und Moriz v. Schwind hat Auftrag erhalten, das Hochaltar mit einem Gemälde zu schmücken.

Bonaventura Emler in Wien, ein Schüler des von Overbeck inspirirten Führich, hat in Tusche ein Bild der Dante'schen Hölle vollendet, worin die blühende Schönheit der Zeichnung an Kaulbach erinnern soll. Joseph Koch malte für die Villa Massimi Scenen aus Dante in abgesonderten, einzelnen Bildern, und im Gegensatz hierzu unternahm es nun Emler die grandiose Dichtung auf einem Bilde darzustellen. Bereits arbeitet derselbe auch am Purgatorio und wird das Ganze dann durch ein Gemälde des Paradiso zum Abschluß bringen.

Bendemann's Berufung nach Düsseldorf erwies sich, wie die Kaulbachs nach Berlin, als unbegründet. Freilich bedürfen die Akademien an beiden Orten einer neuen Leitung. Die Akademiefrage im Allgemeinen hat Hermann Grimm soeben zum Gegenstand einer Broschüre gemacht, welche viel wahre und beherzigenswerthe Bemerkungen enthält. Ihr Titel lautet: „Die Akademie der Künste und das Verhältniß der Künstler zum Staate."

Das Grabdenkmal des alemannischen Dichters Hebel in Schwetzingen wird am 11. Mai, seinem Geburtstage, feierlich enthüllt werden.

Rietschel in Dresden hat außer dem Webermodell und dem Entwurfe zum Lutherstanddild, für welches laut dem zweiten Jahresberichte des Ausschusses bereits über 120,000 Gulden eingegangen sind, auch eine Quadriga, die für das herzogliche Schloß in Braunschweig bestimmt ist, sowie die Statue eines Kindes vollendet, für die er von America aus Bestellung erhielt.

Theater und Musik.

Als Verfasser des zweiten Münchener Preislustspiels „Feldkaplan und Lieutenant", welchem augenscheinlich eine Erzählung aus den „Fliegenden Blättern" zu Grunde lag, war bisher der in München wohnhafte Eduard Ille angesehen worden, von dem auch jene Erzählung herrührte. Jetzt nennt sich als Autor Herr Friedrich Albrecht in Ulm, deutschkatholischer Prediger und Redacteur der „Ulmer Schnellpost" sowie des Wochenblattes „Kirchenfackel." — Was die neun zur engeren Concurrenz zugelassenen Dramen anlangt, so haben sich nur noch von dreien derselben die Verfasser nicht zu erkennen gegeben. Unerwähnt blieb bisher in unserem Blatte, daß das Trauerspiel „Jenseits des Meeres" von Prof. Rd. Herrmann in Celle, und „Appius Claudius" von Dr. ph. Heigel in München (Sohn des dort verstorbenen Hofschauspielers und Regisseurs) eingesandt wurde.

An der Hofburg in Wien, wo es seit dem „Fechter von Ravenna" Mode geblieben ist, neue Stücke ohne Nennung des Verfassers einzureichen, gab man schon wieder ein anonymes Drama, „Montrose" betitelt. Montrose war bekanntlich der Freund Karls I., mit dem er den Tod auf dem Schaffote theilte, und seine ritterliche Gestalt ward uns vor Jahren schon einmal in dem Roman der Frau Paalzow „Godwie-Castle" vor Augen geführt. Natürlich soll der ungenannte Dichter auch diesmal Heinrich Laube sein.

Von dem talentvollen, doch oft zu flüchtigen Görner brachte die Hofbühne zu Braunschweig einen zierlichen Scherz „Auf Rosen", sowie das Hamburger Stadttheater ein historisches Genrebild aus den letzten Lebenstagen Friedrichs des Großen, „In Sanssouci", worin der Verfasser selbst, schon aus „Königs Befehl" als trefflicher Darsteller des alten Fritz bekannt, die Hauptrolle spielte. — Bauernfeld reichte bei der Hofburg eine häusliche Scene: „Das Beispiel", und Karl Rüstel, der Dichter „Heinrichs des Löwen", ein Drama „Die Jakobiten" ein. J. B. Klein in Berlin, der Kritiker der „Preußischen Zeitung", welcher in einem früheren Lustspiele „Der Schützling" Napoleons zwei Gemahlinnen auf die Bühne brachte, hat eine im 10. Jahrhundert zur Zeit Otto's III. handelnde Tragödie „Maria" vollendet.

In Liverpool ist ein Drama „Der verborgene Edelstein" vom Cardinal Wiseman mit Beifall aufgeführt worden; es behandelt die Legende vom heiligen Alexius.

Der Schauspieler Wexel in Riga, von dem ein Buch über die Inscenirung des Goethe'schen „Faust" existirt, hat nach dem Beispiele des von Moriz Reichenbach dramatisirten „Parsifele" auch Freitags „Soll und Haben" für die Bühne bearbeitet; doch ist das Stück, soviel und bekannt, noch nirgends gegeben worden.

Rudolph Gottschall ließ in den letzten Wochen zugleich an zwei verschiedenen Orten seine Stimme für Hebung des deutschen Theaterwesens laut werden. Er schrieb in das „Theater-Archiv" den Aufsatz „Eine Centralstelle für Theater", worin er die Errichtung einer vom Staate anerkannten, aus kundigen Leuten bestehenden Bühnenbehörde, etwa nach Analogie der preußischen Prüfcentralstelle, vorschlug. Außerdem forderte er in den „Recensionen über Theater und Musik" (der früheren Wiener „Monatsschrift") zu Gründung eines Vereins deutscher dramatischer Schriftsteller auf, indem er die Herren Gutzkow, Laube, Halm, Hebbel und Dingelstedt ersuchte, sich als vorläufigen Ausschuß zu constituiren. Wir unterstützen machen darauf aufmerksam, daß es bei einem sonst fehlenden deutschen Mittelpunkt heilsam und praktisch sein dürfte, wenn die gedachten dramatischen Dichter Leipzig zum Ort solcher Versammlung wählten und

Digitized by Google

an den dort bestehenden Schriftstellerverein die Aufforderung richteten, diese Angelegenheit zu der seinigen zu machen. Nachdem Herr Rudolf Gottschall früher schon einmal ohne Erfolg aus eigener Hand einen Congreß dramatischer Schriftsteller vorschlug, scheint es doppelt noth, einen bereits bestehenden Verein als Anhalt für gemeinsame Interessen zu benutzen.

Ein für die Bühnenwelt höchst interessantes Buch wird nächstens in Paris erscheinen: „Molière et sa troupe, par H. A. Soleirol." Es soll dasselbe Biographien Molière's und aller der Schauspieler enthalten, welche an seinem Theater während der ganzen Zeit seiner Direction thätig waren; dasselbe wird außerdem mit einigen Porträts verziert sein, von welchen wir nur das der Mad. Molière in ihrem zwanzigsten Jahre, sowie das Molière's als „Harpagon" erwähnen. Letzteres kommt eben jetzt, da Dingelstedt's Bearbeitung des „Geizigen" überall gegeben wird, zur rechten Zeit. — Eine französische Uebersetzung Shakspeare's bereitet **François Hugo**, der Sohn V. Hugo's, vor.

Von den am 25. Januar in England stattgehabten Burnsfesten hat sich das in Edinburgh durch sinnige Anordnung ausgezeichnet, sowie das in Dumfries, welchem die beiden Söhne des Gefeierten beiwohnten. Das Fest im Londoner Krystallpalaste, von dem man sich das Allermeiste versprach, ist dagegen nur ein großartiger Humbug gewesen und verdient die heftigen Ausdrücke, mit welchen die Times sich gegen diese kecke Geldspeculation kehrt. Auf die Enthüllung der Büste von Burns und die Besichtigung verschiedener Reliquien folgte mit Pianofortebegleitung — in dem endosen Raume! — der Vortrag mehrerer Burns'schen Lieder, wobei sich nur die beliebte Miß Dolby bemerkbar machte, während alle anderen Sängergrößen fehlten. Zum Schluß declamirte Phelps das wenig hervorragende Gedicht einer Miß Jfa(bella) Craig, welches unter 621 Einsendungen den Preises von 50 Guineen für würdig gehalten worden war.

Ueber **Offenbach**, den Leiter und Componisteur der in Paris, und neuerdings auch in Wien und Berlin so gern gesehenen Bouffes parisiennes, theilen wir unseren Lesern folgende biographische Nachrichten mit. Er ist deutschen israelitischen Ursprungs, und im Jahre 1821 als Sohn eines Synagogencantors in Cöln geboren. Frühzeitig nach der französischen Hauptstadt gekommen, erlangte er schon als zwölfjähriger Knabe, über viele Mitbewerber siegend, die Stelle eines Violoncelliste an der Opéra comique in Paris. Seine ersten Compositionen bestanden in einigen Liedern für den Komiker Grassot; als eine größere Oper fühl aufgenommen wurde, beschränkte er sich darauf, in Concerten auf seinem Lieblingsinstrumente zu spielen. Mehrere Jahre später wurde er Capellmeister am Théâtre français. Endlich erlangte er die Concession zu den „Bouffes parisiennes", und wie das niedliche Theater sich sogleich allabendlich füllte und jeder der, zur Eröffnung aufgeführten, kleinen musterhaften Operette „Les deux aveugles" Beifall zuklatschte, so war Offenbachs fernere Laufbahn plötzlich entschieden. Diesem seinen ersten Singspiele sind seitdem schon viele andere nachgefolgt, welche sich alle durch heitere, lebendige Handlung, durch leichten Fluß und Sangbarkeit der Melodien auszeichnen. In Deutschland gefällt vornehmlich „die Hochzeit bei Laternenschein" (le mariage à la lanterne).

In der großen Oper zu Paris, wo auch ein neues Volkstheater (Théâtre des arts) und ein italienisches Opernhaus gebaut werden soll, finden jetzt die Proben zu der neuen komischen Oper von **Meyerbeer** „le Val maudit" statt. „Simone Boccanegra", das neueste Werk Verdi's, hat vor kurzem in Mailand vollständig Fiasco gelitten, ebenso wie „Der Prophet" in Venedig. — **Berlioz** schreibt an einer Oper für Baden-Baden.

Die Baronin **Sophie Bigier**, geb. Krüwell (Cruvelli), wird sich, da ihre Ehe sie nicht glücklich macht, der Bühne wieder zuwenden und in Paris aufs neue debutiren. Als Concertsängerin ist auch Frau **Wilhelmine v. Bock** (Schröder-Devrient) in die Oeffentlichkeit zurückgekehrt.

In Lüttich steht für den 20. Februar, den Geburtstag des daselbst gebornen **Grétry**, ein großes Musikfest bevor.

Illustrirte Prachtausgabe von Adolf Thiers'

Geschichte der französischen Revolution, des Consulats und des Kaiserreichs.

Deutsch von Dr. Ed. Burckhardt und Dr. Fr. Steger.

Mit gegen 100 apart gedruckten Illustrationen in Tondruck nach Vernet, Raffet, Steuben u. a. berühmten Meistern, 50 gestochenen Karten gezeichnet von C. v. Sydow und 250 Abbildungen in dem Text.
6 Bände von zusammen circa 4000 Seiten Imperial 8. gespaltene Columnen. Velinpapier.

Wenn dies Werk überdauert die vollständigste und interessanteste Schilderung der ewig denkwürdigen Periode von 1789—1815 bietet, so ist namentlich diese deutsche Ausgabe durch Beigabe der vortrefflichen Karten und der Illustrationen eine reichere, als selbst die französische Litteratur sie aufzuweisen vermag.

Das Werk bildet 2 Abtheilungen.

I. **Geschichte der Französischen Revolution.** 2 Bde. XII. u. 512; VIII. u. 484 S. Imp. 8. gesp. Columnen, 21 Illustr. in Tondruck, 30 Karten u. 120 Abbildungen in dem Text (erschien vollständig). Preis 10 Thlr.

II. **Geschichte des Consulats und des Kaiserreichs.** I.—III. Band. VIII. 599; VIII. 434; VIII. 834 S. Imp. 8. gesp. Columnen. Mit 40 apart gedr. Illustrationen in Tondruck, 27 Karten u. 100 in den Text gedr. Abbildungen. Preis 14 Thlr. 16 Ngr. (Der 4. Schlußband erscheint im Laufe des Jahres 1859.)

An die Leser der Europa.

Meine fortdauernde Entfernung vom Druckort des Blattes nöthigt mich, die Verantwortlichkeit der Redaction auf Herrn Carl B. Lorck, den Verleger und Besitzer der Zeitschrift, zu übertragen. In der Leitung und Richtung des Blattes tritt damit keine Aenderung ein.

Dresden, den 10. Februar 1859. Dr. F. Gustav Kühne.

Verantwortliche Redaction und Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Kiesling'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

Digitized by Google

№ 9. **Europa.** 1859.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 26. Februar.

Inhalt.

Größere Aufsätze: Helmina von Chezy. — Der erste Januar in Paris. — **Chronik:** Helnrich, Freiherr von Heß. - Giacomo Meyerbeer. - Adolf Stahr. - Johann Hinrich Wichern. - Gutkows „Zauberer von Rom." - Riehls Culturstudien. - Französische Musikeinheit. - Prellers Zeichnungen zur Odyssee. - Japan und Europa. - Ehescheidungsgesetze in Nordamerica. - Bereicherungen des British-Museums. - Shakespeare ein Rechtsgelehrter. - Ein neues Gemälde von Fedor Dietz. — **Kurze Nachrichten:** Litteratur. - Bildende Kunst. - Theater und Musik. — **Anzeige.**

Helmina von Chezy.

Ueber die „Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Helmina von Chezy", die von ihr selbst erzählt und von einer Verwandten, Bertha Borngräber, unter dem Titel „Unvergessenes" (2 Bände, Leipzig bei Brockhaus) herausgegeben worden sind, entspann sich noch vor der Veröffentlichung eine Streitigkeit, die von niemand Anderem, als dem ältesten Sohne der Verstorbenen, Herrn Wilhelm von Chezy in Wien, hervorgerufen wurde. Derselbe, Verfasser der vor einiger Zeit im „Morgenblatt" abgedruckten Aufsätze „aus dem Leben einer deutschen Dichterin", die auch auf uns den gemischten Eindruck machten, welchen Fräul. Borngräber in treffender Weise als „den eines regen Interesses und schmerzlichen Erstaunens" bezeichnet, wagte die Aechtheit der in Rede stehenden Memoiren fälschlich, und, wie man nun hört, lediglich aus persönlichen Gründen anzuzweifeln. Es scheint nämlich zwischen Mutter und Sohn in den spätern Jahren eine Entfremdung eingetreten zu sein, und daher mochte er die Furcht hegen, die Memoiren würden Nachtheiliges über ihn enthalten — eine Annahme, in der er sich nun freilich getäuscht sehen wird, insofern dieselben von dem gespannten Verhältniß der Mutter zu ihrem Kinde nur sehr wenig verrathen und auch dies Wenige voller Discretion erzählt ist.

Den Eindruck der Aechtheit machen schon an und für sich selbst genommen, d. h. sowohl ihrem Style als Inhalte nach, diese Memoiren, die wirklich, wie der alte Varnhagen von Ense, dem sie noch bei seinen Lebzeiten zur Correctur übersandt wurden, von ihnen urtheilte, mit so eigenthümlicher Natürlichkeit und Anmuth geschrieben sind, „daß man ihnen den größten Reiz nehmen würde, wollte man darin etwas verändern. Selbst wo die Nachlässigkeit etwas auszuarten scheint, im Fallenlassen des Fadens und Wiederaufnehmen desselben, im Vor- und Zurückgreifen zeigen sie sich als ein Werk unmittelbarer Eingebung, ungezwungener und freier Mittheilung. Sie haben einen überaus reichen, mannichfachen und wichtigen Lebensstoff mit leichter Hand anmuthig vorgeführt und entfaltet; überall erkennt man die Wahrheitsliebe, die der Verfasserin die Schilderungen eingegeben hat, überall die Milde und Güte, von der sie dabei geleitet worden ist." Vielerlei Wust und unnützen Trödelkram hat die Stumpfheit des Greisenalters allerdings in dem Buche aufgespeichert; Persönlichkeiten und Ereignisse ohne jede allgemeinere Bedeutung sind aufs ausführlichste beschrieben und charakterisirt; viele Stellen werden durch ein merkwürdiges Hinneigen zu abergläubischen Vorstellungen für einen aufgeklärten Sinn ungenießbar, und häufige leidenschaftliche Ausbrüche über die Verderbtheit der neuen Zeit und die Sündhaftigkeit menschlicher Natur unterbrechen den schlichten, ungesuchten Ton und die naive Ausdrucksweise, die durch das Ganze geht, auf unangenehme Art. Doch muß man trotzdem zugestehen, daß mancherlei werthvolles Material darin enthalten und zurechtgelegt worden ist, welches würdig war, der Vergessenheit entrissen zu werden, und wofür der spätere Historiker der Autobiographie Dank wissen wird. — Ueber die Entstehung dieser Memoiren ist uns in einer Vorrede Folgendes erzählt. Es war zu Anfang des Jahres 1853, als Frl. Bertha Borngräber zu Tirschtiegel in der Provinz Posen in den Zeitungen las: Helmina v. Chezy läge erkrankt, erblindet und verarmt in Genf. Tief ergriffen schrieb sie, als eine ihrer nächsten Verwandten (die beiden Großmütter waren Schwestern), ihr einige tröstliche Worte und ward darauf von der alten verlassenen Frau gebeten, zu ihr zu kommen und ihr in den letzten Leidensjahren freundlich zur Seite zu stehen. Frl. Borngräber erfüllte diese Bitte in einer Weise, die ihr die höchste Ehre macht, und sie pflegte, bei unsäglichen Nachtwachen und großen Nahrungssorgen, die Kranke immer theilnehmend und liebend. An Tagen, wo die Leztere sich weniger angegriffen fühlte, dictirte sie ihrer Verwandten die soeben veröffentlichten Memoiren in die Feder, und der Gedanke, mit denselben, die sie nach ihrem Tode erst zum Druck gegeben haben wollte, einen Theil ihrer Schuld bei der auforsernden Freundin abtragen zu können, war ihr noch kurz vor ihrem Hinscheiden Trost und Labsal.

Digitized by Google

Helmina v. Chezy war gewiß eine interessante und nicht gewöhnliche Frau, in der ein tüchtiger Kern steckte, wenngleich sie auch unleugbare Schwächen besaß. Ihrer dichterischen Begabung nach, die man nicht zu hoch anschlagen darf, war sie, dem richtigen Urtheile Friedr. Schlegels zufolge, eine reinlyrische Natur, deren Streben nach poetischer Vollendung freilich ziemlich erfolglos geblieben ist. Ihre Großmutter, die Karschin, war origineller als sie, wenn auch weniger geistreich und gebildet, und außerdem kam derselben noch die Zeit, in der sie lebte, zu Statten, d. h. jene Zeit, in welcher die deutsche Sprache eben erst reif gemacht wurde für dichterischen Ausdruck. So erlangte die Karschin eine Stellung in der Litteraturgeschichte, von welcher bei der Chezy nicht die Rede sein kann. Im Volke wurde deren Name nie, oder nur so lange genannt, als man einige hübsche Liedercben von ihr sang, die Reichardt componirt hatte. Zwar schrieb sie auch den Text für die Weber'sche „Euryanthe", doch ist bekanntlich gerade diese Oper viel weniger populär geworden, als der „Freischütz" oder „Oberon". Von allen anderen Werken der Frau v. Chezy haben jetzt nur noch Die, welche der Geschichte unserer Poesie specielle Studien widmeten, eine Ahnung. — Höher als die Dichterin, möchten wir das Weib, die Menschlichkeit in der Chezy stellen. Freilich hat sie für die Liebe und Milde ihres Gemüths im Ganzen bei ihrer Familie ebenso wenig Dank gefunden, als bei Fremden; sie ist oft genug verkannt und verleumdet worden, und war doch eine Frau, die in werkthätiger Liebe und ächtchristlicher Gesinnung zu den Auserwählten ihres Geschlechts gehörte und da, wo es galt wohlzuthun und zu helfen, sogar eines Heroismus fähig war und einen Unterschied der Personen nicht gelten ließ. Wie treu und mit welcher Selbstaufopferung sie in den Napoleonischen Kriegen den Verwundeten zur Seite stand und in den belgischen Lazarethen als barmherzige Schwester waltete, und wie beherzt und furchtlos sie später in Wien am kaiserlichen Hofe als Anwalt der unter mancherlei Druck seufzenden Oberösterreicher auftrat, das verdient gelesen zu werden und wirklich auch „unvergessen" zu bleiben.

Ihr Lebenslauf ähnelte in sehr merkwürdiger Weise dem ihrer Großmutter, der Karschin. Beide Frauen wurden stets von einem Extrem des Schicksals zum anderen geworfen und schwankten zwischen Glück und Unglück, Ueberfluß und Noth immer mitten inne. Sie wurden des Umgangs mit den Großen dieser Erde gewürdigt und waren wohlgelitten in den Palästen der Fürsten und den Salons der reichsten und exclusivsten Aristokratie. Dennoch mußten Beide in ihrer Häuslichkeit fast das ganze Leben lang die quälendsten Nahrungssorgen ertragen und mit ihrer Kunst auf oft ziemlich erniedrigende Weise nach Brot gehen. Sie lebten meist von den Wohlthaten ihrer Verehrer und konnten froh sein, wenn diese ihnen nicht fühlen ließen, daß sie nicht blos Verehrer, sondern auch Wohlthäter waren. Zugleich wurden beide Frauen auch schwer geprüft durch das Geschick ihrer Familien. Der Ehestand war für sie nach dem alten bekannten Wortspiele ein rechter „Bchestand", und die Kinder machten ihnen, so lange sie sie hatten, schwere Sorgen. Alles in Allem genommen, war Helmina v. Chezy eine Dulderin, der es unter der Erde leichter sein mag, als auf der Erde.

Wir wollen jetzt den Ereignissen ihres Lebens in möglichster Kürze folgen und die bedeutendsten Momente aus demselben herausheben. Geboren wurde sie am 26. Januar des Jahres 1783 zu Berlin als die Tochter eines Herrn von Kleucke, dessen Frau sich bald nach der Entbindung von ihm für immer trennte. Ihre ersten Jahre vergingen im Hause der Karschin, und schon damals wurde sie der Bekanntschaft mit berühmten Leuten beiderlei Geschlechts theilhaft. Frau v. Genlis z. B., die zu jener Zeit des Argwohns, wo alle Nasen Demagogen witterten, über die Grenze gebracht worden war, lernte sie bald nach ihrer Zurückberufung durch Friedrich Wilhelm II. kennen, und sie entwirft von der damals 52jährigen interessanten Frau folgende Schilderung: „Ihre Erscheinung hatten die Jahre noch nicht ganz von ihrer ehemaligen Lieblichkeit und Anmuth entkleidet. Ihre Züge waren scharf, aber fein und regelmäßig, ihre schwarzen Augen feurig und ausdrucksvoll; ihr abgewelkter Mund hatte nicht ganz sein geistvolles Lächeln verloren, ihrer geschmeidigen Gestalt fehlte nicht die zierliche Haltung, noch ihrem Gange seine leichte Beweglichkeit. Auch ihr Organ war noch jugendlich. Sie besaß eine Kunst, sich angenehm zu machen, wie man sie selten findet; sie sah aus wie Natur und sie täuschte die meisten Menschen damit." Auch mit Leuchfeuring, von dem Goethe in seinem „Pater Brey" ein so wenig schmeichelhaftes Porträt entwarf, kam Helmina in ihrer Jugend zusammen, und sie plaudert aus, daß er die glühendste Leidenschaft für Rahel, die wegen ihrer Kleinheit die kleine Levi hieß, im Herzen trug; Rahel erfuhr davon nie, und ihn selbst hinderte diese Liebe doch nicht, bald darauf eine junge sechzehnjährige Schönheit, Elise von Bielefeld, aus Berlin zu entführen, die für ihn schwärmte, obgleich sein Haupt schon der Schnee des Alters bekränzte. — Helmina lebte bereits seit 1799 in den Fesseln einer höchst unglücklichen Ehe mit einem um zwölf Jahre älteren Baron Haftfer, der sich nur allzubald als Verschwender und betrügerischer Schuldenmacher auswies. An seiner Seite machte die junge Frau schon in dem Alter, wo Andere ihres Geschlechts noch ungefährdet und arglos im elterlichen Hause leben, die trübsten Erfahrungen, und das Ende konnte kein anderes sein, als eine gerichtliche Scheidung, nach welcher Helmina wieder bei der Mutter sich aufhielt. Der Umgang mit Jean Paul, der im nächsten Jahre nach Berlin kam, machte sie zur Dichterin, und es war vorauszusehen, daß dieser liebenswürdige Mann, den man damals allerwärts in mißverstandener Ehrfurcht vor dem Genie die bedenkliche Rolle eines Hausfreundes spielen ließ, auch auf das empfängliche Gemüth Helmina's tiefen Eindruck machen würde. Sie blieb ihm ebensalls nicht gleichgültig, und er sagte ihr z. B.: „Lesen Sie meinen „Titan", Sie werden sich darin wiederfinden. In Ihnen erkenne ich meine „Liane" wieder; es ist, als hätte ich Sie errathen, ich habe mir diese blos gedacht, wenn ich auch einzelne Züge zu ihrem Bilde besaß." Die Bemerkung ist wichtig, insofern man sich erinnern wird, daß bisher immer Charlotte v. Kalb als das Vorbild für jene Schöpfung gegolten hat. Klotilden im

Digitized by Google

„Hesperus" nannte J. Paul „das treue Abbild seiner ersten edlen Jugendfreundin; er war noch nichts für die Außenwelt; sie rief sein Innerstes zur Gestaltung hervor." „In der Lenette endlich wollte er Realist sein, um zu zeigen, daß er die Frauen nicht durch ein Prisma sehe, und daß das Weibische in seinen Augen keine Weiblichkeiten sei." Ueberraschend war für Helminen sein Ausspruch über „Don Carlos" und „Die Ideale": „Schiller ist kalt!" sagte er, „Sie fühlen das jetzt nicht, Sie werden es noch fühlen. Schiller ist Eis, er ist ein Gletscher, nirgends ein Sonnenstrahl mit göttlichem Farbenspiel oder warmem Purpurtönen." Ueberhaupt war er auf die Weimarer Kunstdichtung nicht gut zu sprechen und nannte z. B. „die Schwestern von Lesbos", deren Verfasserin Amalie v. Imhof, eine Dilletantin jener Kreise, war, „eine Dichtung in antikem Geiste, aber kalt vor lauter Vollendung."

Als Frau v. Genlis nach Paris zurückkehrte, erbot sie sich, Helminen in ihrem Hause daselbst aufzunehmen, und wirklich folgte diese ihr in einiger Zeit dahin nach, fand aber bald, daß sie sich in ihrer älteren Freundin getäuscht hatte. Sie ward von ihr vernachlässigt, und mancherlei üble Seiten ihres Charakters machten sich gegen sie geltend. Ueberhaupt weiß die Chezy von dieser so verschieden beurtheilten Frau nicht viel Günstiges zu erzählen, und auch ihren Einfluß auf die Politik, der kein geringerer gewesen sein kann, als z. B. der der Frau von Staël, stellt sie nicht als gut und heilsam dar. Ihr steter Umgang war damals Kotzebuefolge, den Helmina bei ihrem Zusammentreffen also schildert: „Der blauäugige Herr zu meiner Rechten fiel mir durch seine nordische Gesichtsbildung auf. Dünnes gelocktes Haar umspielte seine hohe Stirn und seine eingesunkenen Schläfe. Nie war ein Blick offener, ein Lächeln wehmüthiger." — Die erste litterarische Beschäftigung der Chezy in Paris waren Briefe für die Zeitschrift „Eunomia" unter dem Titel „Empfindungen und Erfahrungen einer jungen Deutschen in Paris", die in Sterne's Manier geschrieben werden sollten. Das Geld dafür überließ sie ihrer Mutter. Es war damals die Zeit des Consulats, in der der Ruhm des jungen Napoleon eben im Aufblühen begriffen war, und man kann denken, daß die Schilderungen, die von dieser so mannichfach bewegten, hoffnungsvollen Zeit, welche in den Gemüthern der Franzosen bereits die Anfänge ihres späteren kriegerischen Enthusiasmus hervorrief, Helmina in ihrer Jugend entwarf, nicht farbloser und matter gewesen sein mögen, als die, welche wir nun aus dem Munde der Greifin zu hören bekommen. Zwei besonders charakteristische Bemerkungen werden uns in dem betreffenden Abschnitte des Buchs mitgetheilt, die eine von Napoleon, der, als ein Wohlmeinender wegen seiner Kriegszüge und des ungeheuren Verlustes von Soldaten Bedenklichkeiten äußerte, ihn fragte: „Haben Sie vergessen, daß ich alle Monate zehntausend Mann daran zu wenden habe?" Friedr. Schlegel soll dagegen irgendwo geäußert haben, „der beste Gewinn, den die Franzosen von ihren Zügen nach Deutschland machten, würde sein, daß sie eine gute Portion Deutschheit dabei erlangen könnten."

Schon lange war die Rede davon gewesen, daß die Chezy sich selbständig eine Bahn brechen müßte, um nicht länger bei der Genlis zu sein, und es schien wirklich, als sollte ihr das gelingen, denn Cotta übertrug ihr die Redaction der französischen Miscellen, die er nach dem Muster der englischen zu stiften gesonnen war. Auch machten ihre Uebersetzungen nach Novellen der Frau v. Genlis, z. B. das „Fräulein v. Clermont" oder „der Malencontreux", Aufsehen und brachten ihr leidlichen Verdienst, sodaß sie sich endlich bei einem deutschen Buchhändler Henrichs in Pension geben konnte. „Von anderen Landsleuten, mit denen sie damals umging, seien hier nur der Componist Reichardt, Achim v. Arnim, sowie Friedrich und Dorothea Schlegel erwähnt. Von Arnim erzählt sie, „er habe seinem tiefen, regen Gefühl oft durch Spott einen Damm gesetzt", und er dot also im Leben dieselbe Erscheinung dar, wie in seiner Poesie, wo auch häufig die schönste, eigenste Empfindung vom Dichter selber alsbald wieder weggescherzt und verhöhnt wird. Dorothea Schlegel war nach dem Ausspruch der von ihr entzückten Helmina „ganz Seele und Geist, Friedrich ganz Witz und Feuer. Sie war des großen Mendelssohn Tochter, in ihrem Busen loderte die strahlende Flamme, die in ihrem Volke lebt, aus ihrem Auge blitzte sie empor. Sie war freudig und stark, großartig und mild, duftend wie eine Blume, saftig wie eine Frucht, feurig wie ein Mann, zartfühlend wie ein Weib. Friedrich war unharmonisch, theils in den Elementen seines Wesens, theils in der Verschmelzung derselben. Dorothea brachte Licht in das Chaos, und er war gleichsam ihre Schöpfung." Man sieht, die begeisterten Ausbrüche der Chezy über ihre Freundin werden auf ein bescheideneres Maß zurückzuführen sein, während man über Schlegel nicht leicht treffender urtheilen kann, als es durch sie mit kurzen Worten geschehen ist. Die Gebrüder Boisserée kamen ausdrücklich nach Paris, um bei Friedr. Schlegel ein Colleg zu hören, an dem auch Helmina Theil nehmen durfte, und welches, wie sie sagt, „der Geist wie eine angenehme Zugluft durchwehte." Daß sie mit dem jungen Chezy, ihrem späteren Gemahl, bekannt wurde, war gleichfalls Schlegels Betrieb, der die beiden eines Tages auf der Bibliothek zuerst zusammenführte. Dorothea dagegen machte sie zu dem, was auch sie war, zur Mitarbeiterin an der „Europa", in welche diese viele gediegene Aufsätze, meist mit D. unterzeichnet, lieferte, und übergab ihr den zweiten Theil der „Valerie" zur Uebersetzung, während sie den ersten bearbeitete. Der Fleiß beider blieb später ungedruckt, doch verschaffte sich Helmina dadurch die Bekanntschaft der Dichterin, Frau von Krüdener. J. Paul schon „hatte für sie das Glück ersehnt, ihr zu begegnen", und nun sah sie endlich die kokette Schöne, die sich selber öffentlich rühmte, sie sei in Florenz mit dem Zirkel ausgemessen worden und jeder Theil ihres Körpers habe genau mit dem der mediceischen Venus übereingestimmt. Auch die Chezy gab sich den seltenen Reizen dieser Frau gefangen, und wir lesen über sie in den Memoiren: „Ihre ätherisch schlanke, wunderliebliche Gestalt voll Musik der Bewegungen, symmetrisch wie ein Kunstwerk, ihr lockiges Haar, des Hauptes feines Oval, die blühenden Farben des Angesichts, die freundliche Bildung jedes Zuges, der Geist auf der lichten Stirn, die liebestrahlenden himmelblauen Augen, der süße Mund und

Digitized by Google

der volle Einklang der ganzen Erscheinung machten sie schön."

Im weiteren Verlaufe der Denkwürdigkeiten stoßen wir auf eine Beschreibung des verhängnißvollen Festes, welches Fürst Schwarzenberg als Nachfeier der Vermählung dem kaiserlichen Paare Napoleon und Marie Luise gab. Bekanntlich wurde der hölzerne Saal, in dem es stattfand, vom Feuer verzehrt, und, die Gemahlin des Fürsten selber kam im vergeblichen Suchen nach ihrem Kinde in den Flammen um. Doch war die Tochter, nachmals die Fürstin Windischgrätz, die 1848 bei dem Aufstande in Prag ans Privatrache erschossen wurde, schon von muthigen Männern gerettet worden, unter welchen sich, wie Helmina erzählt, auch Barnhagen v. Ense befand. — Erwähnenswerth scheint uns das Urtheil der Chezy über Napoleon, den sie 1810 noch ebenso sehr verehrte, als 1801, da sie nach Paris gekommen war. In den geselligen Kreisen, deren Angehörige sie war, stand sie freilich mit der Ansicht, „er müsse die Gegenwart rücksichtslos opfern, um das Heil einer großen Zukunft zu begründen," so ziemlich allein. Oft sah sie den bewunderten Mann im Theater, wo seine Anwesenheit auch auf der Bühne Wunder wirkte. Talma, die Mars, die Georges spielten ganz anders in seiner Gegenwart, als wenn er nicht da war. Er selbst war nicht unempfindlich gegen Erscheinungen, wie die Letztgenannte, „dies wunderschöne Geschöpf, welches so ganz das leibhafte Ebenbild ihrer Erzieherin, der berühmten Raucourt, war, daß man sie allgemein für ihre Tochter hielt. Es war ein eigenes Schicksal, daß die vielbewunderte Georges beinahe lauter Fleisch war, und ihre Collegin, die große Duchesnois, beinahe lauter Seele. Doch Napoleons Anwesenheit wirkte auf die Georges wie Pygmalion auf Galathea, und belebte den Marmor." In diesen Worten liegt also eine Bestätigung für die gegenseitige Liebe der beiden, welche einst die Schauspielerin mit fürstlichem Glanze umgab, die sie aber doch nicht davor hat retten können, daß sie in ihren alten Tagen, um nur das Leben zu fristen, Garderobière der Opernhausbälle wurde. — In dieser späteren Zeit ihres Pariser Aufenthaltes lernte die Chezy auch Talleyrand kennen, sowie die schöne Madame Récamier, wogegen ihr die Prinzessin Luise v. Bourbon-Conti, jene Heldin der „natürlichen Tochter" von Goethe, durch Dorothea nicht zugeführt wurde, und wir erwähnen diese hier auch nur, weil wir über einige geheimnißvolle Vorgänge ihres Lebens in den Memoiren der Chezy endlich Licht verbreitet finden. Von Mad. Récamier sagt Letztere, „sie hätte für jeden ihrer Gäste sinnige Worte und wohlwollende Blicke gehabt, und wenn sie auch nur lächelte, so sprach dies Lächeln zum Herzen. Sie hatte ein so eigenthümliches Wesen, daß man zuweilen vergaß, daß sie eine Französin war, denn nicht mit Unrecht hat Frau von Genlis bemerkt, daß Französinnen Wiederholungen von einander sind." Helmina wohnte einen Sommer über unter dem gastlichen Dach der Récamier in Clichy, und weit man diese Dame als Freundin der Staël am Napoleonischen Hofe nicht mit günstigen Augen betrachtete, so war das wohl hauptsächlich mit der Grund, daß die Aussicht, die sich kurz vorher für die Chezy eröffnet hatte, nämlich Gouvernante der kleinen Princeß Lätitia, Tochter des Marschalls Murat, zu werden, nicht in Erfüllung ging. Damals war Helmina bereits seit mehreren Jahren zum zweiten Mal vermählt mit jenem jungen Gelehrten, Antoine Léonard v. Chezy, dessen strengkatholische Familie in seine Verbindung mit der Protestantin nur höchst ungern gewilligt hatte, und der für sein Amt an der kaiserlichen Bibliothek nur ein so schmahles Gehalt bezog, daß seine Frau, um die Familie zu ernähren, nach wie vor angestrengt fleißig sein und schreiben mußte. Die orientalischen Studien ihres Mannes, die er mit Vorliebe und seltner geistiger Begabung pflegte, brachten ihm materiell soviel wie keinen Gewinn und waren vielmehr Ursache mannichfacher Angriffe auf ihn und neidischer Beschuldigungen. Helmina erzählt uns, daß sie sogar die Nächte mit zu Hülfe nehmen mußte, um in ihren Arbeiten vorwärts zu kommen. Die Redaction der „französischen Miscellen" hatte sie zwar abgegeben, doch schrieb sie viel für Bertuch in Weimar und vollendete auch das Werk über „Kunst und Leben in Paris unter Napoleon I." In gesellschaftlicher Hinsicht blieb sie die vielbegehrte Persönlichkeit und Seele eines neu sich bildenden Kreises deutscher Männer und Frauen, zu dessen Mitgliedern vornehmlich Barnhagen v. Ense und Karoline v. Wolzogen gehörten, und in dem sich vorübergehend auch Zacharias Werner, Gall und Fürst Metternich sehen ließen. Letzteren beschreibt Helmina damals als „blond, mit schönen blauen Augen, sanftgebogener Nase und einem rothen Mund, dessen feine Lippen der Wiederglanz eines warmen Lächelns umschwebte." An J. Werner sah sie dagegen „lange buschige Augenbrauen, glühende schwarze Augen, schroffe Züge, verwirrte Locken, graubraune Haut und eine vernachlässigte Kleidung." Gall, der natürlich auch den Kopf Helminens untersuchte, fand daran die Poesie „reichhaltig bezeichnet."

Chezy und seine Gemahlin liebten sich zärtlich, und doch hielten es nach fünfjähriger Ehe beide Gatten für rathsam, in eine freiwillige Trennung von einander zu willigen. Es scheinen zu diesem Entschluß nicht sowohl Rücksichten auf die mißliche pecuniäre Lage, sondern Bedenken wegen der confessionellen Spaltung in der Familie mitgewirkt zu haben — doch, wie dem auch sei, genug, Frau v. Chezy verließ 1810 Frankreich mit ihren Kindern und siedelte nach Deutschland über, wo wir sie zunächst in Heidelberg wiedertreffen. Hier schloß sie sich an die auch aus den Weimarer Kreisen bekannte Amalie v. Helvig an und wurde durch sie mit Kirchenrath Paulus, Daub und Creuzer zusammengebracht. Alte Bekannte waren für sie die beiden Boisserée, über deren berühmte Gemäldesammlung sie einen längern Aufsatz schrieb, der dann in Fouqué's „Musen" abgedruckt erschien. Die Tage im schönen badischen Lande gehörten zu den angenehmsten ihres Lebens, und in einer Gegend, die so sehr geeignet war, den inneren Menschen harmonisch zu beleben, gab sie sich ganz der Lust hin, „jung zu sein und schon einen Namen wie eine duftende Rose an der Brust zu tragen." Die denkwürdige Zeit der Weinlese von 1811 erlebte sie an einem besonders wonnigen Fleckchen der Erde, in Geisenheim, wo auch eines ihrer bekanntesten Gedichte, das „Rheinlied", entstand. „Die Besitzer

Digitized by Google

der Weinberge, so erzählt uns Helmina von jenem unvergeßlichen Herbste, liefen Einen beim Vorbeigehen fast um und zwangen Einem die Trauben auf. Um leere Fässer that es noth, man hatte keine für den Zehnten. Arme und Kranke wurden reichlich mit süßem Most begabt. Seit Menschengedenken war nicht ein solcher Ueberfluß gewesen. Das ganze Volk war beseligt, überall schallten fröhliche Lieder, und jeder Grasplatz wurde zum Tanzsaal. Der Most war ein Lethe, in dessen berauschenden Wellen man Alles vergessen mußte, was je das Herz bedrückte." — In Aschaffenburg gelangte die Chezy sodann zu regem Verkehr mit dem Fürsten Primas v. Dalberg und dichtete für sein Theater ein Drama „Eginhard und Emma"; doch war ihr Aufenthalt in der genannten Stadt nur ein vorübergehender, wogegen sie in Darmstadt mehrere Jahre verblieb. Zu ihren Freunden zählte sie daselbst den Bruder der Rahel, Ludwig Robert, den als Componist seiner Zeit sehr berühmten Abt Vogler, sowie jenen jungen Officier von der russischen Garde, Otto Heinrich Graf von Löben, der unter dem Namen Isidorus Orientalis in der poetischen Verbrüderung der Romantiker eine ziemlich bedeutende Rolle spielte, von dessen Dichtungen aber jetzt bereits kein Mensch mehr spricht. Helminen geht es mit ihm ähnlich, wie mit der Frau Friedr. Schlegels: sie redet von seinem Wesen und seiner Poesie mit einer Begeisterung, die über die Wirklichkeit hinaus ans Erfundene oder Erträumte streift.

Während des Sommers 1815 führte die Chezy ihr Herz nach Belgien, um eine Weile dort bei ihrem Bruder zu verweilen, der dahin beordert war. Zugleich hegte sie die edelmüthige Absicht, sich in den Niederlanden der Verwundeten anzunehmen, und sie war nicht die einzige Frau, die vom König selbst dazu ermächtigt war. Doch hinderte die königl. Cabinetsordre jene Leute, denen ein klarsehender und überall gegenwärtiger weiblicher Beistand bei der oft genug nachlässig oder gar ohne Erbarmen betriebenen Krankenpflege unbequem vorkommen mochte, nicht daran, den Versuch zu machen, wie man sich ihrer wohl am besten entledigen könnte. Es ist empörend zu lesen, welche Kränkungen aller Art ihr bei so frommem Bemühen zugefügt wurden, und wie man endlich gegen sie eine Anklage wegen Beleidigung und Verleumdung der Invalidenprüfungscommission zu Cöln erhob. In Berlin, wohin sie sich deshalb begab, wurde ihr Proceß weiter geführt und zum Inquirenten in demselben Theodor Amadeus Hoffmann ernannt. Helmina erzählt, er habe „mit zwei wunderkleinen zarten Händchen, und einer Gestalt vom regelmäßigsten Knochenbau, mit seinen zwei Funkelaugen, deren Augäpfel so unbeweglich waren, daß gewiß niemand erfahren hat, ob diese Augen groß oder klein, mit seinen feinen Lippen, die man niemals lächeln sah, einem gespenstischen Wesen geglichen, an welches die Natur nur das unentbehrlichste Quantum von Fleisch und Bein gewendet hatte, um es unter die Körper reihen zu können. Gluth und Beweglichkeit war Alles, was man von ihm wahrnahm. Er war von innen und außen ein Wesen für sich, wie man noch nie eines gesehen. Nirgends fand er sich behaglich, als in der Welt seiner Ideen, Phantasien und Entwürfe. Er arbeitete mit Aufbietung aller seiner Lebenskräfte, aber ohne sich seiner Anstrengung bewußt zu sein; dann war er abgespannt. In ihm und um ihn war dann Alles stumm und öde. Mit erschlafften Kräften rang er sich aus diesem Zustand heraus und beging irgend etwas Barockes, Widersinniges." Ebenso gelungen wie diese Schilderung erscheint uns die folgende, welche Helmina von Clemens Brentano, den sie gleichfalls in Berlin traf, entworfen hat. „Ein noch nicht ausgeglühtes Herz, eine noch nicht verstummte Aeolsharfe, ein noch flammendes dunkles Augenpaar! Er war unter vielen Menschen schweigsam, in der heiteren Umgebung eines kleineren Kreises zuckte zuweilen seine Rede wie ein gewaltiger Blitz durch laue Sommernacht. Sein Wesen kam mir vor wie eine Epheuranke, die hoch und niedrig in den Lüften umher nach einem Felsen sucht. Er kokettirte mit Witz und Spott, wie ein Edelstein mit Farbenstrahlen. Er lebte in den Zauberkreisen seiner Phantasie, verschmähte die Welt und ihre Bedingnisse und konnte doch von ihr nicht lassen. Seine erste Gattin, Sophie Mereau, bekanntlich eine unserer lieblichsten Dichterinnen und ganz Poesie und Innigkeit, blieb unverstanden an seiner Seite. Sie starb im Gram dahin."

Der viel Aufsehen machende Rechtshandel, in den sie sich verflochten sah, wurde endlich zu Gunsten Helminens entschieden, und sie konnte sich nun wieder ganz und gar poetischen Arbeiten widmen. „Emma, eine Geschichte," die zunächst vollendet wurde — der Verleger nannte sie ohne ihr Vorwissen „Emma's Prüfungen" — hatte ursprünglich Deutschland ebenso schildern sollen, wie die Staël Italien geschildert hatte. Doch der Proceß unterbrach die Studien, die zu machen waren, und entsagend wählte Helmina statt des Titels „Emma, oder Deutschland" den bescheideneren, welchen wir oben erwähnten. Sie flocht viele Erlebnisse in dies Werk, welches L. Tieck wohl nicht mit Unrecht für das Beste erklärte, was sie je geschrieben habe. — Diesen lernte sie persönlich kennen, als sie nicht lange darnach von Berlin, wo sie zuletzt gern gesehene Gesellschafterin der jungen preußischen Prinzessinnen gewesen war, nach Dresden übersiedelte, und sie erhielt nun auch Gelegenheit seinen gepriesenen Vorlesungen beizuwohnen. Sie schreibt darüber: „Wenn auch Tieck mit einer Kunstfertigkeit las, wie vielleicht niemand gelesen, noch lesen wird, so klang mir dennoch Friedr. Schlegels Vortrag hinreißender. Tieck las so schön er wollte, Schlegel so schön er konnte, mit bewußtleser Liebe und Innigkeit." Graf Löben lebte damals auch in Dresden, und beide trafen sich nun mit Baron Malsburg, Luise Brachmann u. A. bei jenem Fräulein Therese aus dem Winkel, welcher Helmina schon früher in Paris nahe getreten war. Der Kreis versammelte sich im sogenannten „italienischen Dörfchen", in jenem niedlichen Häuschen am Elbufer, das, wenn wir recht berichtet sind, das alte Fräulein Therese jetzt noch zur Wohnung inne hat. Größeren Umfang hatte der „Liederkreis", durch den die Chezy mit Tiedge, Th. Hell, Friedr. Kind, Ed. Gehe (dem Dichter der „Jeffonda"), Hofrath Böttiger, C. M. v. Weber u. A. bekannt wurde, und der nach ihrer Beschreibung „etwas Einziges in seiner Art war. Man denke sich eine Reihe ausgezeichneter Männer, umgegwungen im Saale zerstreut und einen Kreis blühender Frauen

Digitized by Google

und Mädchen in bescheidener Entfernung umgebend. Diese waren das liebliche, zum Theil auch liebende Publicum der glücklichen Dichter, die allabendlich hier ihre neuesten Werke und Gedichte vorlasen: ihre Gattinnen, Schwestern, Bräute in weißen Kleidern, Blumen in den Locken und am Busen." — In Dresden vollendete Helmina die Ritterdichtung von den „drei weißen Rosen", welche die Urania für 1821 mittheilte. Dann aber zog sie weiter nach Wien, wo eben die „Euryanthe" neu gegeben worden war. Eine charakteristische Aeußerung über diese Oper that gegen sie Franz Schubert. „Wozu denn die schweren Massen in der Musik?" fragte er, „der Freischütz war so zart und innig, er bezauberte durch Lieblichkeit, in der „Euryanthe" ist wenig Gemüthliches." Schubert war es auch, der damals zu Helminens Drama „Rosamunde" die Musik schrieb und viel mit ihr umging. Grillparzer, Zedlitz, Castelli, Schreyvogel, Deinhardstein lernten sie gleichfalls kennen, während ihr Sohn sich einen eigenen Kreis schuf, dem u. A. Spindler, Feuchtersleben und Moritz v. Schwind angehörten. Letzterer hatte damals gerade eine von genialem Humor durchglühte Zeichnung, „die Hochzeit des Figaro", entworfen, deren jetziger Aufenthaltsort uns ebenso unbekannt ist wie der Frau v. Chezy selber. An den kaiserlichen Hof brachte dieselbe das thätige Interesse, welches sie dem Nothstande der Oberösterreicher zuwandte, und fast wäre hier noch einmal, wie früher in Belgien, Undank ihr Lohn geworden. Kaiser Franz aber und seine Gemahlin, sowie besonders der edle Erzherzog Johann, wollten ihr wohl und ließen ihr Schutz angedeihen. Die Geschichte von des Letztern Vermählung sei, so berichtet die Chezy, so oft entstellt in die Welt gekommen, daß sie es sich zur süßen Pflicht mache, sie wahrheitgetreu mitzutheilen. „Der Erzherzog war oft im Gebirge. Sein Weg führte ihn durch Außen. Er pflegte beim Postmeister abzusteigen und unterhielt sich gern mit dem jüngsten Töchterchen, dessen Lebhaftigkeit und Geist ihn so ergötzten, wie sich ein zärtlicher Bruder eines angenehmen Schwesterchens erfreut. Er fragte sie oft scherzweise: „Nanette, willst Du mit mir kommen, wenn Du groß bist?" Das Kind umschlang ihn mit beiden Aermchen, drückte ihn an sich, verbarg sein kleines Gesicht an seinen Hals und hob seine thränenschweren Augenlider zu ihm hinauf. Sein Herz war tief gerührt, er schwelgte in seinem Glücke. Es war für ihn ein Heiligthum, unberührt von Wünschen und Gedanken, die es hätten entweihen können. Als Nanette ihr sechszehntes Jahr erreichte, trat eines Morgens der Erzherzog sichtlich bewegt in die alterthümlichen Hallen der Post ein, zog Nanetten an sein Herz und betrachtete sie mit strahlenden Blicken voll Innigkeit und Rührung. Ihr Vater und ihre Geschwister erstaunten und wagten nicht, seinem so veränderten Benehmen eine Deutung unterzulegen; nur Nanette verstand es, denn sie weinte laut. Der Erzherzog rief dem Vater zu, auf einen großen Bogen verschiedene Namen aufzuschreiben. Der Postmeister gehorchte. Der Erzherzog bat ihn, durch expresse Boten alle die Personen, die auf der Liste ständen, zu seiner Vermählungsfeier mit Nanette Pochel einzuladen. Heftiger weinte Nanette, inniger umschlang sie den Geliebten, dessen Hand sie nie gehofft zu besitzen, und über dessen Empfindungen für sie erst der jetzige Augenblick ihr Klarheit gab." — Ihren Söhnen folgte die Mutter einige Jahre später nach München, und von da an wird ihre Darstellung flüchtiger und oberflächlicher als vorher. Es ist, als hätte sie ihr nahendes Ende gefühlt und wäre deshalb auch dem Abschluß ihrer Biographie rascher zugeeilt. Am 21. August 1831 wurde ihr Gemahl ein Opfer der in Paris wüthenden Cholera; dem am 14. December 1846 sah sie voll Trauer ihr Lieblingskind, den Maler Max v. Chezy, sich im Tode vorangehen. Der ältere Sohn, Wilhelm, der die Gabe der Dichtung von der Mutter geerbt hatte, wandte sich ab von ihr, und so blieb denn die arme Helmina einsam und verlassen, bis sie an Frl. Bertha Borngräber endlich noch eine mitfühlige Seele fand, die ihr die Augen zudrückte. Von Diebeshand um die Reste ihres Vermögens betrogen, durch innere Leiden gelagt und äußerlich von Blindheit geschlagen, verlebte sie ihre letzten Jahre zu Genf mitten unter Entbehrungen, die durch die Unterstützungen von Dresdener Freunden nur zeitweilig unterbrochen wurden. Sie starb am 28. Januar 1856 und wurde auf dem allgemeinen Kirchhof in Plain-Palais zu Genf begraben.

So sind wir denn also am Ende ihres Lebens und ihrer Denkwürdigkeiten angelangt und haben doch noch gar nicht von deren Anfang gesprochen, welcher sich auf die Großmutter Anna Luise Karschin bezieht und dazu beitragen soll, das Bild derselben wieder rein darzustellen und es zu befreien von den gehässigen Gerüchten und klatschsüchtigen Beschuldigungen, welche leichtfertige Schriftsteller darin aufgehäuft haben. Dieser erste Abschnitt der Memoiren ist vielleicht der anmuthigste und gelungenste von allen, und er liest sich fast wie ein Gedicht, das zwar gerade nichts Neues darbietet, das aber durch die schlichte Naivität der Sprache und die Wärme und Treuherzigkeit der Empfindung den Leser anzuziehen und zu rühren vermag. E. Kn.

Der erste Januar in Paris.

*. Ueber die französische Hauptstadt ließ sich Adolf Stahr sowohl, wie Theodor Mundt in einem Zeitraum von fünf Jahren zweimal vernehmen. Etwa gleichzeitig mit Sparvado's Buch über „Paris und die Pariser" erschienen außerdem Hermann Lessings „Pariser Spaziergänge", während Emma Niendorf Mittheilungen „Aus dem heutigen Paris" gab, Hans Wachenhusen „Das neue Paris" und „Die Frauen des Kaiserreichs" schilderte, Jul. v. Rodenberg uns ein „Pariser Bilderbuch", Ernst Kossak aber endlich gar nach neuester Mode „Pariser Stereoskopen" brachte. Nachdem sonach auch in jüngster Zeit wieder so viele deutsche Schriftsteller in ihren Urtheilen über Paris gehört worden sind, dürfte es nicht uninteressant sein, zur Abwechslung auch einmal die Ansichten eines Engländers darüber kennen zu lernen. Gelegenheit hierzu giebt

Digitized by Google

uns ein lebendig, wenn auch etwas oberflächlich geschriebenes Bändchen „Pariser Bilder“ von Edward Copping, die und durch eine vom Verfasser autorisirte Uebersetzung (Berlin bei Springer) vermittelt werden. Unsere Aufmerksamkeit fesselt gleich das erste Bild, welches uns „vor die Barrièren“ führt, wo Paris schnell und plötzlich aushört eine prächtige Stadt zu sein, und wo Armuth und Laster ihre beliebtesten Zufluchtsstätten vor der Polizei haben. In fashionable Regionen kehren wir auf einer Fahrt nach dem Boulogner Wäldchen zurück, welches, vor nicht langer Zeit noch einsam und unbesucht, binnen kurzem zum wohlgepflegten Park von Paris sich umgewandelt und Regent's Park in London bereits weit hinter sich gelassen hat. Zu dem geräuschvollen Treiben der innern Stadt bilden dann Besuche auf den Klippen von Belleville, die ihres wilden und romantischen Aussehens wegen zur Lieblingsstudie der Pariser Künstlerwelt geworden sind, sowie in dem neu begründeten Dörfchen La Varenne, dem Sommeraufenthalt reichgewordener Geschäftsleute, einen anziehenden Contrast. Soviel erfahren wir von Oertlichkeiten in und um Paris. Außerdem erhalten wir in Coppings Buche noch unterhaltende Belehrungen über die den französischen Journalen eigenthümlichen Faits-divers, d. h. „Kindelhäuser für verwaiste Facta, die keine eigene Schlafstelle haben,“ und über die in großartigem Flor stehende Pariser „Pfennigliteratur.“ Aus den sehr verständigen Bemerkungen über die „Pariser Schauspiele“ erwähnen wir nur den Schlußsatz: „Mag das Pariser Theater auch weit ab von dem Ideale bleiben, das dem gebildeten Geiste vorschwebt, so ist es für jetzt schon darum das beste, weil es gewissermaßen das einzige ist, das wirklich lebt. Unzweifelhaft giebt dies die Richtung an, wohin jeder theatralische Columbus sein Steuer zu stellen hat, und das scheint mir, bei all seinen Mängeln, die hohe und gewichtige Bedeutung des modernen Pariser Drama's zu sein.“ Es folgen dann noch einige nähere Notizen über Jean Journet, einen poetischen Sonderling, den für deutsche Leser vor einigen Jahren schon die „Grenzboten“ schilderten. Den Beschluß des Buches machen zwei Capitel: „Ein Volksfest in der Vorstadt“, d. h. in St. Cloud, welches für Paris das ist, was Greenwich für London, und „Paris am Neujahrstage“, von denen wir letzteres unseren Lesern hier mittheilen.

„Wenn Du Paris im heitersten Lichte sehen willst, so mußt Du es am jour de l'an, am Neujahrstage betrachten. Der Neujahrstag ist das populärste von allen französischen Festen, es ist der französische Weihnachten. Lebhaft genug ist Paris an andern Festen auch, aber an diesem wird es durch und durch heiter. Die Arbeit ruht fast gänzlich. Der Arbeiter stellt sein Werkzeug bei Seite, der Beamte schließt sein Büreau, der Kaufmann sein Comptoir, der Schriftsteller wirft seine Feder fort, der Richter zieht seine Amtstracht aus. Nur der unglückliche Ladenkrämer allein hat keine Erholung von der Arbeit, arbeitet vielmehr selten so hart, als gerade am jour de l'an. Kein Wunder! Ganz Paris ist heute auf den Straßen, um zu kaufen, und er hat ganz Paris zu bedienen.

Um Mittag beginnt der Trubel sich zu entfalten. Promenirende Käufer füllen jede Straße, die Arkaden fließen von Menschen über, die Boulevards sind gleichsam darin ertränkt, und von der Madeleinen-Kirche bis zum Château d'eau, eine gute Meile, sind die Trottoirs beider Seiten von einer sich langsam vorwärtsschiebenden Masse menschlicher Formen besetzt. Auch wenn das Trottoir nicht so überfüllt wäre, würdest Du es unmöglich finden, Deinen Schritt zu beschleunigen. Solltest Du selbst nicht mehr Geschmack haben als ein Hottentot, nicht mehr Poesie wie ein Steinklopfer, Du müßtest stille stehen um nach all den glänzenden Dingen zu schauen, die in jedem Ladenfenster ausgestellt sind. Aber es ist gefährlich hier zu verweilen, Deine Goldstücke sind in der größten Gefahr. Die Pariser Ladenhalter scheinen sich am heutigen Tage verschworen zu haben, Dich bis auf das Hemde auszuziehen. Nimmt Dich Minerva, die Göttin der Vorsicht, nicht unter ihren eigenen hohen Schutz, so werden sie Dich nicht eher wieder loslassen, als bis Du ganz so kahl geworden, wie der arme Jean Jacques war bei seiner Ankunft in Turin unter der Führung des würdigen Sabrans.

Bist Du, trotz dieser Warnung, entschlossen es mit den Gefahren der Boulevards aufzunehmen, so folge mir, aber die Folgen auf Deinen Kassenbestand!

Hast Du schon jemals eine reiche Ausstellung von allerlei reizenden Gegenständen gesehen? Eine Ausstellung, deren Anordnung so wohl berechnet war, Männlein und Weiblein zu verführen? Jede einzelne Ladenthür scheint einen Zauberpalast zu eröffnen. Sieh da, der Waarenhändler stellt seine ätherischzarteste Gaze, seine glänzendsten Seidenstoffe, seine weichsten Sammete aus. Der Tabakshändler zeigt uns seine kostbarsten Bernsteinspitzen, die prächtigsten Meerschaumköpfe, die reichsten und seltsamsten Dosen. Das Fenster des Buchhändlers blendet förmlich mit seinen Velinpapier-Werken in kostbaren Bänden, in Goldschnitt, Golddruck und Goldrücken. Sogar Corneille und Racine würden aus dieser Gesellschaft zugekleideter Bände ausgestoßen werden, wenn sie es wagten, im einfachen Papp-Negligé zu erscheinen. Und dann der Porzellanhändler! In welch einladender Unordnung hat er seine ausgesuchtesten Vasen, seine glänzendsten Krystallgläser, seine niedlichsten Tassen aufgestellt. Man möchte gern für immer dem Theetrinken entsagen, dürfte man nur einmal seinen Pecco aus diesem bezaubernden Geschirre schlürfen.

Es ist klar, jeder Pariser Ladenmensch lebt heute nur in dem einen Gedanken, das Innere seines Ladens nach Außen zu kehren. Sogar der Apotheker schmückt sein Fenster mit den anziehendsten Patent-Medizinen und den zierlichsten seiner chirurgischen Instrumente. Gäbe es ein Trauermagazin hier in der Nähe, verlaß Dich darauf, es würde die allgemeine Ansteckung theilen; man würde uns Reihen von allerliebsten, kleinen Kindersärgen aufstellen von polirtem Eichenholz, angenehm vermischt mit den erlesensten Exemplaren bleierner Särge für Erwachsene.

Aber die glänzendsten Ausstellungen haben wir noch zu betrachten. Ja, bis jetzt sind wir blos gereizt worden, nun aber werden wir förmlich geblendet. Man mag ungerührt an ätherisch dünnen Linnen, zierlichen Porzellan-Vasen und pom-

Digitized by Google

pösen Gold-Einbänden vorüber gehen, aber vor den Läden, wo man Fantaisie-Kleinigkeiten verkauft, oder wo Confecte eine stumm-beredte Aufforderung an den reizbaren Magen der Kinderwelt richten — vor ihnen giebt es keine Rettung.

Fantaisie-Kleinigkeiten! Du hast wohl keine Vorstellung von der Indignation, die ein gebildeter Pariser Händler äußern würde, wenn er so geringschätzig von seinen objets d'arts sprechen hörte. Ich ziehe also den Ausdruck zurück. Es ist schade, daß wir keine bessere Bezeichnung für all die schönen Sächelchen haben, in denen die Kunst sich mit dem Nützlichen zu verbinden strebt — diese Lichthalter, Toilettenkästchen, Juwelenkästchen, Parfümflaschen, Nadelkissen u. s. w.

Ich gebe zu, daß die Kunst hier öfter zu unwürdigen Diensten verwendet wird, daß sie manchmal als eine Minerva erscheint, die tagelöhnern geht. Andererseits aber beachte wohl, wie sie Alles, was sie anrührt, verfeinert und sänftigt. Sieh mal dies Gestell für Licht und Feuerzeug an, den kleinen Knaben und das Mädchen, die sich über ein Buch beugen. Es ist klar, sie lesen beim Schein der Kerze, deren Erneuerung die Phosphorhölzer im nebenstehenden Kästchen gewährt sind.

Glückliches Zeitalter! In den Tagen unserer Großväter blieb die Kunst in den Gemäldegallerien und Museen eingeschlossen — eine stolze Schönheit, die es verschmähte, sich vom Volke angaffen zu lassen. Jetzt aber nimmt sie herablassend eine leutselige Miene an, tritt in die Häuser selbst der Geringsten und ergießt das Licht ihrer Heiterkeit in die dunkelsten Winkel. — So sind wir nun endlich zu der glänzendsten Bude auf dem Markt gekommen. Wir sind vor dem Conditorladen, von dem ich sprach.

Das soll ein Conditorladen sein? Das ist ja die letzte Scene aus einer Pantomime ohne die bengalische Beleuchtung! Eine Grotte der Schönheit! eine Halle des strahlenden Lichts! Wo ist der gute Genius, der nothwendiger Weise hierzu gehört? Vermuthlich in der Nähe und wird gleich auf einem Zauberwagen seinen Einzug halten. Der gute Genius, mein lieber und etwas einfältiger Herr, ist hinter dem Ladentisch, bereit Ihnen zu dienen, wenn Sie etwas zu kaufen wünschen. Kaufen! wer spricht hier von kaufen; dies ist eine Kunst-Ausstellung, und kein Firlefanz-Laden, diese Bonbons sind viel zu künstlerisch, um gegessen zu werden. Ebenso gut könnte ich mir vornehmen, die mediceische Venus, oder Diana, die Jägerin, zu verspeisen.

Gewiß! die Augen, nicht der Magen sind es, die sich an diesen reizenden Aprikosen, diesen zierlichen Kirschen erfreuen sollen. Sieh Dir blos einmal die Kästchen, die Körbchen an, in welchen sie liegen, sie würden das Boudoir einer Fee schmücken. Ja einer Fee! Sollte es geschehen, daß Titania hieher käme, um Einkäufe zu machen, Oberon würde sich gezwungen sehen, eine Anzeige des bekannten Inhalts in's Blatt zu setzen: „Ich warne Jedermann" u. s. w. Entfliehe, o Mann, entfliehe, so lange noch ein Viergroschenstück in Deiner Tasche ist.

Läden, immer mehr Läden, ja sogar das Straßenpflaster vor ihnen ist mit Kaufständen bedeckt. Sämmtliche Haupt-Boulevards entlang und auch in vielen Querstraßen steht Du nichts als unendliche Ladenreihen. Ihre Eigenthümer sind meist kleine Geschäftsleute oder Krämer, die sich nach verjährtem Herkommen in dieser Art auf der freien Straße etabliren dürfen, und zwar nur für die Woche vor und die Woche nach dem Neujahrstage. Einkäufer, deren Börsen keinen Ladenbesuch ohne nachhaltigen Schaden gestatten, gehen ohne Furcht zu diesen ephemeren Etablissements. Die Gegenstände, die sie dort kaufen, sind von geringerer Qualität und von geringem Preise.

Doch wozu all dieses ungewöhnliche Auslegen von Kaufs-Gegenständen, fragst Du Dich, nachdem Du Meilen von Buden und Läden, von Läden und Buden passirt hast? Die Antwort ist nicht schwierig, der Neujahrstag ist ein Tag, an welchem Jedermann in Frankreich Geschenke macht. Arm wie ein Bettler, oder geizig wie Harpagon, muß der Mann sein, der seine Börse an diesem freudigen Tage nicht öffnet. Mag der Kreis seiner Bekannten noch so klein sein, heute kann er sich in demselben nicht bewegen, ohne seine Großmuth zu Hülfe zu nehmen.

Und einem Jeden werden heute Geschenke gemacht, den Müttern, den Vätern, den Schwestern, den Brüdern, den Gattinnen, den Söhnen, den Töchtern, den Vettern, den Onkeln, den Tanten, den Nichten, den Geliebten und den bloßen Freunden und Bekannten. Die Frauen und die Kinder bekommen natürlich den Löwenantheil. Siehst Du mit einer Familie auf intimem Fuß, so erwarten nicht nur die jüngeren Glieder der Familie, sondern auch ihre Mama Neujahrsgeschenke oder „étrennes", wie man sie nennt. Die Unkosten, die Dir dadurch entstehen, sind keine Kleinigkeit. Ein junger Mann von bescheidenem Einkommen verwendet, selbst wenn er nur mit einer mäßigen Anzahl von Fremden gesegnet ist, selten weniger als hundert Francs auf seine étrennes. Man hat die Summe, welche in Paris jedes Jahr am Neujahrstage blos für elegante Kleinigkeiten ausgegeben wird, auf eine Million und zweimalhunderttausend Thaler geschätzt!

Habe ich gesagt, daß der Neujahrstag der französische Weihnachten ist, so entspricht er darum nicht weniger auch dem darauf folgenden Tage. Wie in England am Tage nach Weihnachten, so kommen hier am Neujahr eine Unzahl von Leuten, die Deine Börse in Anspruch nehmen, Leute, die nicht mehr Recht haben, Gaben von Dir zu verlangen, als Dich auf der Landstraße anzufallen.

Der feinstimmige, sanftlächelnde Auvergnate, welcher Dir jeden Morgen, nach mittelalterlicher Weise, Wasser in Eimern bringt (so abscheuerliche Erfindungen, wie eine Wasserleitung, sind nämlich bis jetzt noch nicht in die civilisirteste Hauptstadt der Welt eingedrungen), der Auvergnat also ist es, der die Rotte anführt. Dann kommt der Kohlenträger, welcher Dich mit Holz und Kohle versieht; der Mann, der Dir Morgens die Zeitung bringt; der Aufwärter, dem Du monatlich sein reguläres Gehalt giebst; die Blanchisseuse, welche Deine Hemden wäscht; die Concierge, welche in Deine Briefe guckt und Dir andere ebenso wichtige Dienste leistet; der Schlächterbursche, der Bäckerbursche u. s. w. So hast Du den ganzen Vormittag weiter nichts zu thun, als den mehr oder minder kläglichen Bitten dieser Leute Rede und Antwort zu stehen. Wenn Du mit sechszig oder siebenzig Francs durchkommst, magst Du Dich glücklich schätzen.

Digitized by Google

So geht es Du zu Pause. Aber auch auswärts bist Du nirgends vor den Banditen des jour de l'an sicher. Erschöpft vielleicht durch die Acte freiwilligen Edelmuths, die Dir in Deiner Häuslichkeit abgepreßt wurden, suchst Du bei Deinem Restaurant Zuflucht und beehrst ein dejeuner. Der Garçon lächelt Dich ehrerbietig an, wenn Du eintrittst; er lächelt ehrerbietig, während Du speisest; er lächelt noch ehrerbietiger, nachdem Du das Mahl vollendet hast. Ja so liebenswürdig ist er geworden, daß er unaufgefordert eine Orange bringt, welche Du, wie er mit ununterbrochenem ehrerbietigen Lächeln hofft, anzunehmen geruhen wirst. Diese Orange kostet Dich ein Fünffrankenstück. Nachdem somit für Deine Verdauung genügend gesorgt ist, eilst Du was Du kannst nach dem Café und forderst ein petit-verre um Dich durch Excitantien einigermaßen aufzuheitern. Aber, o Schrecken! Auch hier lächelt der Garçon, und mit verbindlicher Miene offerirt er Dir eine Cigarre, geschmückt mit einem rothen Bändchen; also die Hand nur wieder in die Tasche. Als letztes Asyl wählst Du Dir Dein Lesekabinet, in der Hoffnung, Dich daselbst hinter einem Journale zu verstecken. Aber der sonst immer so mürrische Diener, der Dich das ganze Jahr bis nach sechs auf die Abendblätter warten ließ, und auf Deine Frage nach den „débats" stets sagte: „dreimal besetzt," derselbige Brummbär spionirt Dich heut aus, und mit einem Lächeln auf seinem Gesichte wünscht er Dir alles mögliche Glück an diesem so fröhlichen Tage.

Du wirst ihn los mit einem schweren Seufzer, den Du bei Dir behältst, und einem gewichtigen Douceur, das er bekommt. Dann stürzest Du verzweifelnd auf die Straße, die heut von so vielen glücklichen Gruppen erfüllt ist. Der Erste, der Dir begegnet, ist ein Postbote; während ganz Paris feiert, muß er heute härter als je arbeiten. Vom frühen Morgen an liegt er auf der Straße, schwer beladen mit ganzen Packen von Karten, lauter Gratulationskarten. Es giebt in der That ein besonderes Postreglement in Betreff der Neujahrskarten; im offenen Couvert werden sie in Paris für fünf Centimes befördert, während der gewöhnliche Brief zehn Centimes kostet.

Nun laßt uns noch schnell einen Blick auf die Stadt werfen, ehe die Nacht hereinbricht. Es wird keine düstere Nacht sein, deß sei gewiß; in Café, Cabaret und Restaurant wird lustige Gesellschaft beisammen bleiben. Die Läden werden voll Glanz und Leben stehen, selbst nachdem es Mitternacht geschlagen hat, und noch später in der Nacht wird das Trottoir widerhallen von den Schritten so mancher heiteren Gesellschaft.

Aber wie nehmen sich jetzt die Straßen aus beim Scheine der winterlichen Nachmittagssonne?

Sie sind noch von derselben Menge erfüllt, die sich um Mittag drängte; vielleicht hat sie sich auch eine Kleinigkeit vermindert. Dafür ist sie aber, wo möglich, heiterer geworden. Fürwahr! alle Sorge scheint für heute aus Paris gebannt zu sein.

Es giebt keine unartigen Kinder mehr, keine zänkischen Frauen, keine mürrischen Ehemänner, keine melancholischen alten Junggesellen. Freude und Zufriedenheit liegt auf jedem Gesicht. Sieh, sowohl der privilegirte Krüppel, der Lahme, der Blinde, als auch der einfache Bettler — ihnen allen ist heute gestattet, ohne Erlaubnißschein auf die Straße zu kommen und die freundlichen Empfindungen, die heute in Paris überall herrschen, für sich auszubeuten. Für gewöhnlich darf nur eine bestimmte Anzahl dieser Armen, die polizeilich registrirt und mit Karten versehen sind, das öffentliche Mitleiden in Anspruch nehmen. Denn selbst die Bettelei ist in Paris Monopol. Heute jedoch hat der Freihandel das Regiment.

In der Stadt wie vor den Thoren ist Paris heiter und glücklich. In den Tuilerien ist großer Empfang. Dort werden zahlreiche Beamte mit Neujahrsgeschenken, in Gestalt von Ordenszeichen und Rangbeförderungen, beglückt.

Auch die Familien empfangen. Freunde und Verwandte besuchen sich heute, die sich vielleicht das ganze Jahr hindurch, sei es nun der Entfernung halber, oder wegen verschiedener socialer Stellung nicht gesehen haben. Sie möchten die warme Umarmung und die freundlichen Worte des jour de l'an nicht für all die guten Dinge dahingeben, die ihnen im Lauf der nächsten zwölf Monate bevorstehen.

So wird denn manche vergnügte Gesellschaft zusammen sein, in der trauliche Erinnerungen vergangener Zeiten einen gar gemüthlichen Hintergrund bilden. Manche alte Dame wird ihrer Jahre vergessen, wenn sie auf die glückliche Gruppe von Kindern und Enkeln blickt, die sie umdrängen. Zurück versetzt sie sich heute wohl in entfernte Zeiten, die in der Erinnerung aber noch so nahe scheinen, in jene Tage, wo sie leichtfüßig inmitten eines heitern Kreises tanzte, die Lustigste unter Lustigen.

Wenn selbst das Alter glücklich ist, wie glücklich erst muß die Jugend sein! Sieh mal da die lustige Bande kleiner Knaben! Wie stolz sie die schönen Geschenke zeigen, die sie bekommen haben! Wie sie die neue Puppe oder das neue Gewehr keinen Augenblick von sich lassen! Gewiß weder Puppe noch Gewehr wird heute Nacht irgendwo sicher sein, außer unter ihrem Kissen. Wie lieblich sie schwatzen und spielen! Und selbst wenn der bleierne Schlaf sich auf ihre Augenlider gesenkt hat, werden sie noch glücklich sein. Während die zärtliche Mutter sie noch in ihren Armen hielt, da sie in Schlummer sanken, waren ihre Gedanken schon weit fortgewandert — fort zu Scenen, wohin selbst wachsame Mutterliebe ihnen nicht zu folgen vermag. Was würdest Du, o Leser, oder ich, was würden wir beide dafür geben, könnten wir so träumen, wie sie heute Nacht träumen werden!

Aber Mitternacht hat geschlagen. Der glückliche Tag ist vorüber. Wir müssen nun wieder ein ganzes Jahr warten auf einen anderen Neujahrstag. Ein ganzes Jahr! Welch traurige und düstere Zeit werden wir vielleicht durchleben, ehe das Jahr, dessen Schwelle wir soeben betreten, seine Pforte hinter uns verschließt. Muth, Muth, banges Herz! Ein Tag wie dieser streut sein heiteres Licht über die Zukunft, und beleuchtet milde den ungewissen Weg, den wir zu durchwandeln haben."

Digitized by Google

Chronik.

Heinrich, Freiherr von Heß,

k. k. österr. Feldzeugmeister und Chef des Generalquartiermeisterstabes der österreichischen Armee, wurde im Jahre 1788 zu Wien geboren. Im Jahre 1805 begann er seine militärische Laufbahn im kaiserlich österreichischen Heere, in der es ihm beschieden war, gleich anfänglich an den großen vaterländischen Kämpfen, wenn auch in den untersten Officiers-Graden, mit Auszeichnung Theil zu nehmen. Seine hervorragende Intelligenz verschaffte ihm sehr bald den Eintritt in den Generalquartiermeisterstab, in welcher Stellung er den Feldzügen von 1805, 1809, 1813, 1814 und 1815 beiwohnte. Im Jahre 1809 zum Oberlieutenant und für bewiesene Tapferkeit in der Schlacht bei Wagram noch in demselben Jahre zum Capitänlieutenant in diesem Corps ernannt, begleitete Heß 1813 u. A. den General Graf Bubna bei dessen bekannter diplomatischer Mission nach Dresden; später machte er, in dessen Stabe zum Hauptmann aufgerückt, die Schlacht bei Leipzig, 1814 die Gefechte bei Genf und Lyon mit. 1815 befand er sich im großen Hauptquartier, wo er zum ersten Male Gelegenheit fand, in die Operationspläne großer Armeen Einsicht zu nehmen. Noch im nämlichen Jahre ward er Major, und nach Beendigung des Krieges schmückten bereits vier Orden die Brust des 27jährigen Stabsofficiers. Kriegsgeschichtliche und militär-geographische Arbeiten bildeten die mit Vorliebe betriebenen wissenschaftlichen Beschäftigungen in den nun folgenden Friedensjahren. 1819 ward Heß zum 33. Infanterie-Regiment versetzt, 1822 Oberstlieutenant in demselben Regiment, 1829 Oberst und Commandant des zweiten Infanterie-Regiments. 1830 erfolgte seine abermalige Versetzung zum Generalquartiermeisterstabe und zwar zum Chef der Generalstabsabtheilung der mobilen Corps in Ober-Italien. Diese wichtige Stellung führte ihn an die Seite des commandirenden Generals Grafen Radetzky, dessen Vertrauen er sich in höchstem Grade erwarb, und dessen Ideen und Entwürfe er mit seltenem Verständniß ausführte. Radetzky's klarem Geiste waren die Gebrechen und Uebelstände nicht unbekannt, welche der österreichischen Armee namentlich in Betreff ihrer Manövrirfähigkeit anhingen, und die so oft die Niederlagen der Oesterreicher trotz ihrer Tapferkeit noch in den letzten Kriegen herbeigeführt hatten. Aber erst in der unabhängigen Stellung eines commandirenden Generals war es ihm möglich, seine auf die Beseitigung dieser Gebrechen gerichteten Ideen zur Ausführung zu bringen. Heß wurde das geschickte Werkzeug, dieselben schriftlich ins Leben zu rufen, denn aus seiner Feder flossen die „Feldinstruction" und „die Manövrir-Instruction", welche die Augen aller intelligenten Officiere Europa's bald auf die italienische Armee richteten, als dieselbe in der praktischen Einübung dieser Vorschriften deren Vortrefflichkeit bekundete. Trotz aller Widersprüche der Anhänger des Hergebrachten wurden dieselben endlich bei der ganzen österreichischen Armee eingeführt, und durch sie ist an die Stelle der frühern Schwerfälligkeit und Unbeholfenheit eine Gewandtheit getreten, welche die Siege der Oesterreicher 1848 und 49 wesentlich mit herbeiführen half und ihnen unter allen continentalen Armeen eine große Bedeutung verschafft hat. Das Jahr 1834 rief Heß als Generalmajor und Brigadier der Infanterie nach Mähren, aber schon 1839 ward ihm die Leitung der Geschäfte des Generalquartiermeisterstabes übertragen, in welcher Eigenschaft er 1842 zum Feldmarschall-Lieutenant aufrückte. 1848 war er zum Ober-Commandanten der ins Leben gerufenen Nationalgarde designirt, als ihn Radetzky's Wunsch, ihn wieder zur Seite zu haben, einem ihm mehr zusagenden Wirkungskreise zuführte. Er ward im Mai 1848 zum General-Quartiermeister der Armee in Italien berufen, und in dieser Stellung war es, wo ihm unvergängliche Lorbeern zu pflücken beschieden war. Nicht mit Unrecht ist seine Stellung zu Radetzky während der italienischen Feldzüge 1848 und 49 mit der Gneisenau's zu Blücher verglichen worden. Gleich Gneisenau entsprangen seinem genialen Kopfe die lichtvollen und schönen Operationsentwürfe, die sein alternder, aber energischer und von den Soldaten vergötterter Feldherr zur Ausführung brachte; ebenso herzlich wie bei jenen Helden des Befreiungskrieges war das Vertrauen Beider zu einander, und wenn die aus der Feder des Generaladjutanten Feldmarschall-Lieutenant v. Schönhals herrührenden „Erinnerungen eines österreichischen Veteranen" in der sonst trefflichen Darstellung jener Feldzüge die Verdienste und den Einfluß des Feldmarschall-Lieutenants v. Heß mit keiner Silbe erwähnen, so ist darin mehr der beklagenswerthe Einfluß persönlicher Befeindung als historische Treue zu suchen. Heß fand bei seiner Ankunft in Italien die österreichische Armee zwar nicht entmuthigt, aber hülflos und zerstückelt hinter die Etsch zurückgezogen. Nur 35,000 Mann stark, auf drei Seiten von feindlichen Armeen bedroht, lagerte sie innerhalb des wichtigen Festungsvierecks Peschiera, Verona, Mantua, Legnago. Als aber am 25. Mai die ersten Reserven (19,000 Mann unter Graf Thurn) vom Isonzo eingetroffen waren, begann Radetzky die tiefdurchdachten Pläne seines neuen General-Quartiermeisters in Ausführung zu bringen. Die erste schöne Operation, welche Heß entwarf, war der kühne Flankenmarsch, den die österreichische Armee fast unter den Augen des Feindes von Verona auf Mantua ausführte. Sie führte zu den Kämpfen von Guttatone und Montanara, strebte aber als höheres Object den Entsatz von Peschiera an. Daß dieser nicht gelang, lag in General d'Aspres eigenmächtigem Abgehen vom Entwurfe, doch führte er zu strategischen Nachtheilen für die feindliche sardinische Armee. Noch ehe sie dieselben ausgeglichen hatte, erfolgte ein zweiter unerwarteter Schlag. Die Oesterreicher gingen eiligst zurück, aber nicht in ihre alten Stellungen bei Verona, wie die Sardinier wähnten, sondern mit der Hauptmasse auf das neun Meilen entfernte, in ihrem Rücken gelegene Vicenza, welches 15,000 Mann päpstlicher und Nationaltruppen unter Durando besetzt hatten. Die kühne und unerwartete Wegnahme dieses Platzes, die mit einem Male das venetianische Festland vom Feinde säuberte, ist eine der schönsten Waffenthaten der italienischen Armee. Als die Sardinier sie erfuhren, standen die Oesterreicher bereits wieder bei Verona. Eine Periode der Unthätigkeit trat jetzt ein, den Oesterreichern erwünscht, um Verstärkungen an sich zu ziehen. Als dieselben Mitte Juli eingetroffen waren, ward von ihnen die Offensive ergriffen. Die ausgedehnte Stellung der Sardinier führte zu dem Gedanken, dieselben in der Mitte zu durchbrechen und dann in Flanken und Rücken anzugreifen. Das Manöver gelang vollständig; in den dreitägigen Kämpfen von Custozza ward die sardinische Armee zersprengt, und eine energisch betriebene Verfolgung wies dieselben nach großen Verlusten in ihre Grenzen zurück. Die ganze Operation hatte nur siebenzehn Tage gedauert, worauf ein am 9. Aug. abgeschlossener Waffenstillstand den Kampf bis auf Weiteres vertagte. Am 16. März 1849 kündigte ihn Sardinien, wie Radetzky lange erwartet hatte. Heß hatte indeß seinen Plan längst fertig, doch blieb er ein tiefes Geheimniß bis zum Moment der Ausführung; auch gehörte zu dieser letzteren eine Umsicht, Schnelligkeit und ein Nachdruck, wie sie nur gute Armeen und Führer gewähren. Man wollte von Pavia aus mitten durch den Feind auf Turin operiren, vor der Front des Gegners aber, sowie überhaupt in der Lombardei nur 10,000 Mann stehen lassen. Der Erfolg des Planes war vollkommen. Die gesammte österreichische Armee, bei Pavia schnell und geheim concentrirt, ging hier über den Po

Digitized by Google

und drang über Novara gegen Novara vor. Das sardinische Heer ward in seinem Vormarsche vollständig durchschnitten und der rechte Flügel von der Armee getrennt. Am 23. März kam es zur Schlacht bei Novara, in der die sardinische Armee vollständig geschlagen wurde. Schon den 26. hat Victor Emanuel um den Frieden, nachdem der ganze Feldzug kaum fünf Tage gedauert hatte. Nie ist ein Krieg rascher begonnen und beendigt worden, und immer wird er lehrreich für das Studium bleiben. Mit edler Bescheidenheit meldete Radetzky seinem Kaiser: „Dem Feldmarschall-Lieutenant v. Heß — ich bezeuge es hiermit von ganzem Herzen — gebührt der bei weitem größte Antheil an den Erfolgen, den die Waffen des Kaisers in dem letzten Feldzuge errungen haben." Die Wahrheit dieses Zeugnisses war es auch wohl, die den Kaiser veranlaßte, außer andern Belohnungen Heß den 27. September 1849 zum Chef des Generalstabs der gesammten Armee und später zum Feldzeugmeister zu ernennen. Meisterhaft sind seine Anordnungen zu der Concentrirung der österreichischen Armeen 1850 zu nennen, als die Verwicklungen mit Preußen drohoten. 1855 berief ihn der Kaiser zum commandirenden General der zur Zeit des orientalischen Krieges gegen Rußland aufgestellten österreichischen Armeen. Auch hier bewährten sich seine großartigen politisch-strategischen Combinationen. Durch die Aufstellung zweier Armeen, von denen die eine von Gallizien aus Polen bedrohete, die andere in der Bukowina und Siebenbürgen Front gegen die Donaufürstenthümer machte, wurden die Russen ohne Schwertstreich genöthigt, den Vormarsch gegen den Balkan durch die Dobrudscha aufzugeben und die Donaufürstenthümer zu räumen. Oesterreichs Einfluß war gesichert und der Krieg von seinen Grenzen entfernt. — Feldzeugmeister v. Heß, seit 1849 in den Freiherrnstand erhoben, ist ein noch rüstiger Greis und wohl die erste im österreichischen Heere befindliche militärische Capacität, der es bei einem einstigen größeren Kriege des Kaiserreichs gewiß beschieden sein dürfte, an die Spitze der Armee zu treten, mit der er schon so Großes verrichtet. Er ist seit April 1841 mit Marianne Freiin v. Diller vermählt, seine militärischen Würden bestehen außer den genannten noch in der Inhaberstelle des Infanterie-Regiments Nr. 49; hiernächst ist er k. k. wirkl. geh. Rath und besitzt außer vielen ausländischen Ehrenzeichen an österreichischen Orden: das Commandeurkreuz des militärischen Marie-Theresienordens, das militärische Verdienstkreuz und die Großkreuze des Leopold- und St. Stephanordens. (31.)

Giacomo Meyerbeer,

mit seinem eigentlichen Namen Jacob Meyer Beer, seit 1830 der ruhmreiche Repräsentant der großen französischen Oper, ist im Jahre 1791 zu Berlin geboren, wo sein Vater ein sehr bedeutendes, angesehenes Banquiergeschäft führte. Schon im frühen Knabenalter zeigte Meyerbeer auffallende musikalische Fähigkeiten, in Folge dessen er Klavierunterricht bei dem seiner Zeit wohlbekannten, aber im Laufe der Jahrzehnte verschollenen Klavierspieler und Componisten Franz Lauska erhielt. Diesem Unterrichte gesellte sich weiterhin theoretischer bei Zelter hinzu, und so scheint es, daß Meyerbeer, in Erkenntniß seines musikalischen Talentes, mit voller Absicht schon seit seiner Kindheit dem Künstlerberufe entgegengeführt wurde. Im Klavierspiel überraschte er bald durch außerordentliche Leistungen, welche ein öffentliches Auftreten zur Folge hatten. Auch außerhalb Berlin, und namentlich in Wien, ließ er sich öffentlich unter rückhaltloser Anerkennung der gewichtigsten Kenner und bewährtesten Fachmänner hören. Trotz dieser Erfolge wendete Meyerbeer sich von der Virtuosenlaufbahn ab und traf alle Anstalten, sich ausschließlich der Composition zu widmen. Demzufolge ging er zu dem damals in hohem Ansehen stehenden Abt Vogler nach Darmstadt, bei welchem er als Mitschüler K. M. v. Webers, des genialen Schöpfers der nationaldeutschen Oper, Compositionsstudien trieb. Meyerbeer blieb vom J. 1810—1811 in der persönlichen Umgebung Voglers. Während dieser Zeit schrieb er sein erstes umfangreiches Werk: „Gott und die Natur," eine Cantate. Hierauf ging er zur dramatischen Composition über, welcher er fortan seine Kräfte ausschließlich widmete. Die erste Oper, welche eine öffentliche Aufführung, und zwar in München erlebte, war „Jephtha". Ihr folgte eine komische Oper: „Die beiden Kalifen," gegeben in Wien und Stuttgart. Die verhältnißmäßig geringen Erfolge dieser beiden Opern bestimmten Meyerbeer, der, wie sein späteres Leben gezeigt hat, den Beifall der Menge liebt, seine bisherige, von ernsterem künstlerischen Streben zeugende Richtung gegen eine gefällig einschmeichelnde und sinnlich effektvolle Compositionsweise zu vertauschen. Namentlich mochte hierbei Rossini's Beispiel, dessen glänzendes Gestirn eben im Aufgehen begriffen war, wesentlich mitzuwirken haben. Denn Meyerbeer wandte sich nach Italien und schrieb in nächster Folge, in dem durch Rossini begründeten neuitalienischen Opernstyl, für die italienische Bühne eine Reihe von Opern, als: „Romilda e Costanza", „Semiramide riconosciuta", „Emma di Resburgo", „Margherita d'Anjou", „Esule di Granada" und „il Crociato in Egitto". Die Entstehung derselben fällt in die Periode von 1817—1825. Für das Heimathland des Componisten blieben sie zum größten Theil gänzlich unbekannt, mit Ausnahme der Oper „Emma di Resburgo", „Margherita d'Anjou" und „il Crociato in Egitto", welche eine vorübergehende Darstellung in Berlin fanden, ohne jedoch durchgreifenden Erfolg zu erlangen. Die damalige Kritik sprach sich sogar einmüthig mit aller Offenheit gegen diese Erzeugnisse aus, indem sie namentlich die von Meyerbeer eingeschlagene, überwiegend äußerliche Richtung tadelte. Dies Resultat entmuthigte indeß den jungen Maestro nicht. Er schritt vielmehr auf der einmal betretenen Bahn vorwärts und bediente sich blos anderer Mittel, um zu seinem Zweck zu gelangen. Hierbei war ihm Scribe, der effektreiche Intriguendramatiker, behülflich. Der Verbindung Meyerbeers mit Diesem verdanken wir die Entstehung der modernen großen französischen Oper. Dieses Kunstprodukt, welches eine eigene Gattung repräsentirt, darf im Grunde eine musikalisch-weltbürgerliche Monstrosität genannt werden. Denn mit geschicktem und raffinirtem Calcül auf die große Masse berechnet, ist es ein unerquicklich Conglomerat aller möglichen entgegengesetzten Eigenschaften, denen Vorzüge wie Mängel in gleichem Maße eigen sind. Die moderne große französische Oper läßt eine Vermischung verschiedener Style, Wahrheit und Unwahrheit, Geschmack und Geschmacklosigkeit, Noblesse und Trivialität, Schönheit und Unschönheit erkennen. Außerdem zeigt sie ein Aufgebot an äußerlichen Mitteln aller Art, wodurch für eine blendende theatralische Wirkung übereich gesorgt ist.

Das erste in diese Gattung gehörende Gebilde war „Robert der Teufel", zugleich die erste Oper Meyerbeers, welche ihm sehr schnell Ruhm nach allen Weltgegenden hin eintrug. Der Componist trat mit ihr 1830 vor das Forum der Oeffentlichkeit und errang einen Erfolg, der nicht nur nichts zu wünschen übrig ließ, sondern auch für den Augenblick die beiden gefeierten Meister jener Tage, Rossini und Auber, verdunkelte.

Vielfach hat man behauptet, daß dieser Erfolg hauptsächlich durch materielle, eines ächten Künstlers unwürdige Opfer vorbereitet und herbeigeführt worden sei. Hierin ist man jedoch offenbar zu weit gegangen. Mag auch viel von Seiten des Componisten geschehen sein, um sich damals der öffentlichen Meinung in Paris und namentlich der Kritik zu versichern, — ein so brillanter und noch heutigen Tages fortwirkender Erfolg, wie ihn „Robert der Teufel" hatte, läßt sich nicht ein- für allemal künstlich präpariren, sondern nur gewissermaßen zum Theil erhöhen. Wenn dies letztere hier der Fall gewesen sein dürfte, so ist der größere

Digitized by Google

Theil des erzielten Erfolges unbedenklich auf Rechnung der Wirkung zu stellen, die das Werk durch sich selbst ausübt. Robert der Teufel ist eine Oper, die unter allen Umständen jedes größere Publicum hätte für sich gewinnen müssen. Auch das Sujet erweist sich, trotz mancher Ungereimtheiten und Absurditäten, in scenischer Hinsicht wirksam; es ist in genauer Kenntniß des Bühnenwesens mit außerordentlichem Geschick zusammengefügt. Die Musik steigert den Eindruck der Handlung: sie ist ungewöhnlich prägnant, melodiös ins Gehör fallend, sinnlich ansprechend und energisch erregend, oft charakteristisch und bezeichnend für die Situation, und effectreich durch grelle, contrastirende Instrumentalfarben. Diese Eigenschaften, ebenso sehr das Product einer talentvollen Begabung als eines geistig speculativen Raffinements und einer scharfsinnig reflectirten Combinationsgabe, sichern vollkommen den äußeren Erfolg. Mit Hülfe derselben verdeckt Meyerbeer manche Blöße seines Künstlerthums, und namentlich den Mangel an Gefühlstiefe und warmer Empfindung. Denn obschon ihm einerseits ein gewisser Fanatismus der Leidenschaft zu Gebote steht, vermöge dessen er große und nachhaltige Eindrücke hervorbringt, so steht ihm für das Sublime meistens nur ein künstlich reflectirtes Vermögen zu, welches ihm indessen bei geistreicher Auffassung und ebenso glänzender als gewandter Technik unter allen Umständen die Möglichkeit gewährt, dramatisch-theatralische Wirkungen zu erreichen.

Besser noch als in „Robert der Teufel" ist dies Alles in den „Hugenotten" wahrzunehmen. Diese Oper, welche 1836 zuerst über die Pariser Bühne ging, steht in musikalischer Hinsicht wohl ziemlich in gleicher Linie mit „Robert". Wenn dem sogenannten Kunstwerk der Vorzug größerer Frische und jugendlich schöpferischer Kraft zuzuerkennen ist, so entschädigen die „Hugenotten" dagegen durch höheren dramatischen Schwung, namentlich im dritten und vierten Act. Die Erfolge beider Opern haben sich übrigens das Gleichgewicht gehalten.

Entschieden schwächer ist die dritte große Oper Meyerbeers: „Der Prophet". Der ebenso einsichtsvolle als vorsichtige Componist scheint dies selbst empfunden zu haben, denn obwohl der „Prophet" lange fertig war, und die öffentlichen Blätter fortwährend mit unermüdlicher Ausdauer — freilich oft vergeblich — sein Erscheinen auf der Bühne prophezeiten, so zögerte dennoch Meyerbeer von Jahr zu Jahr mit einer Aufführung, welche factisch erst 1849 erfolgte und zwar wiederum zu Paris. Im „Propheten" ist gegen die beiden vorhergehenden Opern ein Sinken der musikalisch schöpferischen Kraft unverkennbar, während das Aufgebot an scenischen Mitteln ungewöhnlicher Art überwiegend in den Vordergrund tritt. Sonnenaufgang, Schlittschuhlauf, Brillantfeuerwerk, — kurz ein Bühnenwunder über das andere. Trotzdem finden sich in dieser Oper immer noch manche Musikstücke von hervorragender Bedeutung, sowohl in den Einzelpartien, als auch in den Ensembles. Uebertreib, wie der „Prophet" äußerlich ausgestattet ist, hat er gleichfalls große Erfolge bei der Menge gehabt. Doch scheint es, daß die ihm gewordene Theilnahme nicht so lange ausdauern werde, als die den beiden andern Opern gezollte. Schon jetzt macht sich dies einigermaßen fühlbar.

Zwischen die Veröffentlichung der „Hugenotten" und des „Propheten" fällt ein äußeres Lebensereigniß Meyerbeers. Es betrifft seine Berufung und Ernennung zum Königl. Preuß. Generalmusikdirector, welche im Jahr 1842 erfolgte. Seitdem lebt Meyerbeer hauptsächlich abwechselnd in Paris und Berlin. Während dieser Zeit schrieb er die Musik zum „Feldlager in Schlesien", zu „Struensee" (einer Tragödie seines Bruders Michael Beer), und endlich zum „Nordstern" mit Wiederbenutzung der Hauptnummern des „Feldlagers in Schlesien." Diese Compositionen stehen jedoch gegen die drei großen Opern Meyerbeers zurück. Neuerdings wird ein zur Zeit noch völlig unbekanntes Werk des Maestro, „die Goldsucher Californiens", von der komischen Oper in Paris einstudirt, nachdem man lange umsonst auf das Erscheinen der „Africanerin" gewartet hat.

Die von Meyerbeer geschaffene moderne große französische Oper beherrscht vermöge ihrer Weltbürgerlichkeit nun seit beinahe 30 Jahren die Bühne. Dies unleugbare Resultat spricht für die zwingende Kraft, welche sie auf die Menge ausübt. Wie hoch man aber auch Meyerbeers Leistungen veranschlagen mag, so läßt sich nicht in Abrede stellen, daß seine Richtung im Allgemeinen als eine dem Wesen ächter Kunst öfters geradezu entgegenstehende schädlich eingewirkt hat. Denn nicht allein das große Publicum ist durch sie in höchst bedenklicher Weise verwöhnt worden, sondern auch das Sängerpersonal. Ganz besonders aber sind es die Tenoristen, denen es nun nicht mehr gut genug erscheint, ihre Kräfte der feinen Gesangsoper zuzuwenden, weil sie in den Meyerbeer'schen Opern auf wohlfeilere Art Gelegenheit finden, den Beifall der Menge, sowie möglichst hoch besoldete Engagements zu gewinnen. (40.)

Adolf Stahr.

Adolf Wilhelm Theodor Stahr wurde am 22. October 1805 als der älteste von drei Brüdern zu Prenzlau in der Uckermark geboren. Sein Vater Johann Adam Stahr, der Sohn eines armen Hufschmieds, war damals Feldprediger in dem preußischen Regimente Braunschweig-Oels; seine Mutter, eine geborene Pudor, stammte aus einer neumärkischen Familie, in welcher die Mehrzahl der Männer seit langen Jahren sich dem geistlichen Stande oder dem Schulfache gewidmet hatten. Die Lage von Stahrs Vater war damals sehr günstig. Er hatte ein gut dotirtes, ihm zusagendes Amt, er genoß großes Zutrauen im Regimente und besaß die persönliche Freundschaft des Herzogs von Braunschweig-Oels, der es commandirte, und der den Charakter und die Aufklärung seines Feldpredigers schätzte, während dessen allgemeine und musikalische Bildung ihm seinen Umgang lieb machten. Indeß das unglückliche Jahr 1806, das Preußen an den Rand des Verderbens brachte, zerstörte auch die günstigen Verhältnisse der Stahrschen Familie. Das Regiment ward zersprengt, dann förmlich aufgelöst, und wie Hunderte von preußischen Staatsdienern verlor auch Pastor Stahr sein Amt. Er ließ sich in Prenzlau nieder, nahm Pensionäre in sein Haus und erhielt damit durch eine Reihe von fünf Jahren seine Familie, bis die Wiederherstellung der preußischen Monarchie erfolgte, und man dem früheren Feldprediger eine der besten Pfarrstellen der Uckermark, in dem Dorfe Wallmow, zuertheilte. Die Kriegszüge und Durchmärsche der französischen Truppen 1812 bis 1813 machten das Pfarrhaus von Wallmow in rascher Reihenfolge zum Standquartier der verschiedensten französischen Generale. — In der Einsamkeit dieses Dorfes, dem sein Vater bis zum Jahre 1839, bis an sein Lebensende, als Pfarrer vorstand, verbrachte Adolf Stahr die Zeit seiner Kindheit bis zum vierzehnten Jahre. Seine Erziehung war eine eigenthümliche, indem der Vater sein alleiniger Lehrer war und der Sohn zugleich bei den Feld- und Gartenarbeiten, in Scheuer und Stall hülfreich Hand anzulegen hatte; vom Lesen des Homer oder der Goetheschen Tragödien ging es hinaus die Pferde zu hüten oder mit baarfüßigen Nachbarskindern sich in knabenhafter Lust bei ihren Spielen zu ergötzen. Der kaum vierzehnjährige Knabe trat dann gleich in eine höhere Classe des Prenzlauer Gymnasiums, das damals unter F. L. Kannegießers und später unter Paulzows Leitung eines wohlverdienten Rufes genoß.

Der Sinn, welcher damals in den öffentlichen Erziehungsanstalten herrschte, war freier als jetzt. Es war noch nicht lange her, daß in den oberen Classen der Gymnasien sich Schüler befunden hatten, welche die Classe verließen, um die Freiheitskriege mitzumachen, und welche nach Beendigung der-

Digitized by Google

selben wieder zur Fortsetzung ihrer Studien in die Gymnasien zurückgekehrt waren. Solchen jungen Männern war, so strenge das Reglement auch sein mochte, doch vielfach mehr Freiheit zu vergönnen nöthig, und die oberen Classen prostituirten von derselben. Sie wurden von den Lehrern frei behandelt, sie nahmen in der Gesellschaft eine Stelle ein, sie gaben selbst Bälle und Concerte, und Studium und Leben ergänzten sich, sie selbständig heranzubilden. Adolf Stahr war neunzehn Jahre alt, als er 1825 die Universität Halle bezog. Der Vater hatte ihn zum Theologen bestimmt, und Stahr war entschlossen, sich dem Wunsche desselben zu fügen. Indeß schon im ersten Studienjahre gewann seine Vorliebe für das classische Alterthum die Oberhand, und er widmete sich unter Reisig's Leitung bald ausschließlich dem Studium der Philologie. Eine Preisaufgabe über Aristoteles' Definition der Tragödie, welche er löste, veranlaßte, daß er bald nach beendetem ersten Studienjahre als Hülfslehrer und nach vollendetem akademischen Cursus als ordentlicher Lehrer am Pädagogium zu Halle angestellt wurde, an welchem damals auch Ruge und Echtermeyer thätig waren. Zehn Jahre hindurch verblieb Stahr in seiner Stellung am Pädagogium, während er neben seinem Lehramte an der Geschichte, der Kritik und der Erklärung der Schriften des Aristoteles arbeitete, und es erschienen 1830—32: 2 Bde. „Aristotelia", 1834 „Aristoteles bei den Römern", und 1836—38 die Bearbeitung der „Politik des Aristoteles", die neben dem gesammten kritischen Apparat eine neue deutsche Uebersetzung und neue Textrevision enthielt.

Diese Arbeiten und seine große Befähigung als Lehrer und Erzieher, welche sich auf dem Pädagogium zu bewähren Anlaß gehabt, wo eine große Anzahl von Söhnen des höchsten Adels und der deutschen Fürstengeschlechter eine schwer zu disciplinirende Jugend bildeten, veranlaßten im Jahre 1836 Stahrs Berufung als Conrector und Professor an das Gymnasium zu Oldenburg. Gymnasium und Lebensverhältnisse in Oldenburg boten dem damals einunddreißigjährigen Manne ein reiches Feld für seine geistige Thätigkeit. An dem Gymnasium war viel gut zu machen und zu organisiren; in der Stadt bot ihm das Theater, welches bei Stahrs Ankunft noch unter Oberaufsicht und Leitung von Starklof stand, Raum für beratenden Einfluß und für fördernde Kritik, und während er seine Aristotelischen Studien fortsetzte, fetzerte sich in jener Zeit sein thätiger Antheil an der ästhetischen Kritik. Er wurde ein eifriger Mitarbeiter an den Halle'schen Jahrbüchern, er publicirte und erläuterte eine Handschrift der Goethe'schen Iphigenie, die er in ihrer ersten Gestalt in der Oldenburger Bibliothek aufgefunden hatte, und als dann der ihm befreundete v. Gall die Intendanz des Theaters übernahm, und Julius Mosen durch Stahrs Vermittelung zum Dramaturgen der Bühne berufen wurde, verbanden diese Männer sich, um ein Musterinstitut zu verwirklichen, wie es einst Immermann in Düsseldorf geschaffen hatte. Die dramatischen Productionen des jungen Deutschlands, Alles was irgend Bedeutung hatte oder der Aufmunterung würdig schien, wurde in rascher Folge auf der kleinen Bühne dargestellt, und gleichzeitig die classischen Stücke der deutschen Litteratur und die Dramen Shakespeare's mit einer Verehrung und Begeisterung in Scene gesetzt und aufgeführt, daß man in jener Zeit in Oldenburg, ohne daß ein eminentes Talent unter den Schauspielern hervorragte, ein Zusammenspiel und ein einheitliches Ganze zu sehen bekam, hinter dem die Darstellungen der großen Theater Deutschlands vielfach zurückblieben. Die beiden Bände seiner „Oldenburgischen Theaterschau", eine Reihe von Analysen der aufgeführten Stücke und Beurtheilungen der Schauspieler, und die beiden dramaturgischen Abhandlungen über Goethe's Faust, welche er mit Mosen gemeinsam herausgab, sind die Früchte seiner lebhaften Theilnahme an der Oldenburger Bühne.

Es waren die letzten Arbeiten, welche er vor seiner Reise nach Italien veröffentlichte, die zu unternehmen seine schwankende Gesundheit ihn genöthigt hatte, und wie Italien sich ihm körperlich heilsam bewies, so wurde es auch zu einem Markstein in seiner litterarischen Thätigkeit. Er hatte sich bis dahin fast nur als Kritiker bewegt, und sehr bereit zum Anerkennen fremden Verdienstes, die Werke Anderer oftmals mit einem enthusiastischen Eifer vertreten, dessen Berechtigung die Zukunft nicht immer bewährt hat. Erst nach seiner Rückkehr aus Italien, als er, an ein Jahr der Freiheit, an ein Leben in weitem Menschenverkehr gewöhnt, und beengt und gedrückt von manchen Verhältnissen seiner Heimath, diesem Drucke eine geistige Stütze entgegenzusetzen gezwungen war, lernte er in dem Aufzeichnen seiner italienischen Erlebnisse sein gestaltendes Talent kennen, und sein erstes großes Werk: „Ein Jahr in Italien", das in zwei Auflagen erschien, erwarb sich schnell eine nachhaltige Anerkennung. Er war im Frühjahr 1846 mit dem Vorsatze nach Oldenburg zurückgekehrt, wenn es möglich sei, sein Lehramt wieder anzutreten. Seine Schüler, die ihn liebten, begrüßten seine Heimkehr mit einem Fackelzuge; aber es stellte sich gleich nach Beratung der Aerzte für ihn die Nothwendigkeit heraus, wegen seines Halsleidens ein- für allemal auf das Lehren zu verzichten, und so ungern er dem ihm werthen Berufe entsagte, weil mündliche Mittheilung ihn am meisten anregte und der Verkehr mit der Jugend ihm ein Bedürfniß war, so gewann er doch dadurch die Möglichkeit, sich jetzt ausschließlich der Litteratur zu widmen, und die Aussicht, seinen Aufenthalt in einem seiner Gesundheit mehr zusagenden Klima wählen zu können. Die Verhandlungen über seine Pensionirung zogen sich bis 1852 hin. In diesen Jahren erschien sein Roman „die Republikaner in Neapel", zu dem der Plan schon in Italien entstanden war. Im Jahre 1850 veröffentlichte er die „Geschichte der preußischen Revolution", das einzige Werk, welches jene denkwürdige Epoche übersichtlich schildert, und das ebenfalls eine zweite Auflage erlebte. Sein erster Besuch in Paris erzeugte die im Jahre 1851 gedruckten „Zwei Monate in Paris"; ein längerer Aufenthalt in Weimar und Jena die beiden Bände, welche diese Namen tragen, und in denen die Darstellung von Schillers Ende und Begräbniß, wie die Vertheidigung von Goethe's Gattin und die Anklage, welche Stahr gegen den Egoismus der bis dahin als eine Heilige verehrten Frau v. Stein erhob, eine lebhafte Polemik hervorriefen, während das Werk viele Punkte des damaligen Weimarischen Lebens klarer und richtiger, als es bisher geschehen war, hervorhob und beleuchtete. Lewes hat es für sein Leben Goethe's wesentlich benutzt.

Seitdem lebt Stahr in Berlin, wohin er zuerst nur in der Absicht gegangen war, die dortigen Museen für seine kunsthistorischen Studien zu benutzen. Im Jahre 1854 gab er den Ertrag derselben unter dem Titel „Torso, oder Kunst, Künstler und Kunstwerke der Alten" in zwei Bänden heraus. Aber den Leistungen der Gegenwart auf allen Gebieten der Kunst mit ebenso großer Theilnahme folgend, veröffentlichte er im Jahre 1856 die Erfahrungen und Betrachtungen, welche er zwei Jahre zuvor auf der Pariser Weltkunstausstellung gemacht hatte, in den zweibändigen Werke: „Nach fünf Jahren".

Inzwischen war Stahr auch wieder zu rein philologischen Arbeiten zurückgekehrt. Während er ein fast zwanzig Jahren vorbereitetes Werk, „Lessings Leben und Werke", das vor wenig Monaten in zwei Bänden herausgegeben wurde, zum Abschluß brachte, übersetzte er den Sueton und den Herodian für die neue Uebersetzung der Classiker, welche die Verlagsbuchhandlung von Hoffmann in Stuttgart veranstaltete, und ist augenblicklich mit einer Uebersetzung der Aristotelischen Poetik und einer neuen Uebersetzung der Aristotelischen Politik beschäftigt.

Auß dem Verzeichniß dieser Schriften, denen noch eine Reihe von Biographien und andere kleinere Arbeiten, wie das Leben Immermanns, Helgoland und die Helgolander, Bettina und ihr Königsbuch u. s. w., und eine sehr umfassende kritische Thätig-

Digitized by Google

keit auf den verschiedensten Gebieten zuzuzählen sind, stellt sich das Bild eines der vielseitigsten und thätigsten Schriftsteller unserer Zeit zusammen, und zugleich das Bild eines charaktervollen und idealistischen Mannes, der von dem Beginn seiner Laufbahn bis auf diese Stunde sein Talent und seine Feder nur dem Dienste seiner Ideale, der Freiheit auf allen Gebieten des Denkens, der Heranbildung des Volkes und dem Cultus des Schönen gewidmet hat. Geistreich im Gedanken, klar und lebhaft in der Darstellung und in einem classischen Styl vorgetragen, haben Stahr's Werke sich ein bedeutendes Publicum unter den Gebildeten gewonnen. Wir sehen in Adolf Stahr wie in den Vertretern unserer großen Litteraturperiode einen segensreichen Verein von classisch antiker Bildung und reger Betheiligung an den Erscheinungen von heute in Kunst, Politik und gesammter Nationalentwicklung. Er vergräbt sich nicht ins Alterthum, um seine Zeit zu vergessen; er verlor in und an Italien nicht Deutschland und seines Volkes Heil. Mit seinem Aufenthalt in Italien fällt auch seine ideale Freundschaft mit Fanny Lewald zusammen, eine Freundschaft, die für beide poetisch befähigte Geister zum Lebensbedürfniß und nach der Auflösung von Stahrs erster Ehe zum ehelichen Bündniß wurde. (34.)

Johann Hinrich Wichern.

Neben mehreren geräuschvoll und prächtig gefeierten Jubiläen des Jahres 1858 finden wir auch ein still vorübergegangenes, das 25jährige der Existenz des „Rauhen Hauses" bei Hamburg. Fassen wir den Mann ins Auge, dem dies Haus seine Entstehung verdankt. — Wichern hat im Leben der Gegenwart eine stille, aber sehr bedeutende Rolle gespielt, und sein Name wird weit über die Grenzen Deutschlands hinaus als der Name desjenigen genannt, welcher zu dem im Principe so ächtchristlichen und edlen Liebeswerk der „inneren Mission", welches freilich oft genug als Deckmantel für Heuchelei und für unlautere Bestrebungen gelten mußte, die erste Anregung gegeben und dasselbe auch mehr als irgend ein Anderer seiner Anhänger gefördert hat. Geboren wurde dieser Mann, der wirklich Etwas von der Hingebung und dem Glaubenseifer der Apostel zu haben scheint, am 21. April 1808 zu Hamburg, wo sein Vater als Notar und gerichtlich vereideter Dolmetscher seinen Unterhalt fand. Der Knabe Hinrich besuchte das Johanneum und studierte später Theologie in Göttingen und in Berlin. 1830 bestand er in seiner Heimath die gesetzliche Prüfung, schlug aber die ihm nachher angebotene Dorfpfarre in den Vierlanden aus und widmete sich sogleich der philanthropischen Aufgabe, die sein ganzes späteres Leben unverändert und ohne Minderung des anfänglichen Eifers erfüllt hat. Er war schon damals von dem Gedanken, auf Armuth und Laster nicht durch polizeiliche Strafen und Ueberwachung, sondern durch christliche Lehre, Buße und sittliches Beispiel besserend einzuwirken, besetzt und fand in Hamburg selbst, in den Höfen und Gängen der winkeligen Altstadt und in den Tavernen zu St. Pauli, ein reiches Feld, auf dem er praktisch thätig sein und die Richtigkeit seiner Theorie erproben konnte. Das Erste, was er bewerkstelligte, war die Gründung einer Sonntagsfreischule für arme Kinder, welche bald so vielen Anklang fand, daß sie nach Verlauf weniger Monate bereits einen Kreis von gegen 300 Zöglingen und gegen 40 bis 50 freiwillige Lehrer und Lehrerinnen vereinigte. Am 1. Nov. 1833 wurde sodann das nachmals so berühmte und großgewordene „rauhe Haus" von Wichern eröffnet. Wie Francke's großartige Schöpfung in Halle, die an Ausdehnung und Geräumigkeit nur an ihm ihres Gleichen hat, entstand dasselbe aus unbedeutenden Anfängen. Ein wohlhabender Gönner der Wichern'schen Bestrebungen schenkte ihm in der Nähe des Dorfes Horn bei Hamburg eine Strecke Landes; baares Geld fehlte, und dennoch schaarte der muthige Mann getrost zwölf sittlich verwahrloste Kinder zur Erziehung um sich. Diese bildeten den Stamm zu der Anstalt, welche später die Musteranstalt für alle ähnlichen Institute geworden ist und die sich bis zu einer Colonie, einem ganzen Complex von Häusern, erweitert hat, welcher eine Rettungsanstalt für sittlich verwahrloste Kinder, ein Pensionat für Kinder höherer Stände zu wissenschaftlicher und sittlicher Ausbildung, eine Bildungsanstalt für Solche, welche Lehrer oder Beamte in Corrections-, Straf- und Krankenhäusern werden wollen, ferner eine Kirche, ein Bruderhaus (d. h. die Wohnungen der Lehrer und Erzieher), eine Buchhandlung, eine Oekonomie und endlich auch die Locale für alle zum Leben und Bestehen der Anstalt nöthigen Gewerke in sich vereinigt. — Seit 1840 war Wichern viel auf Reisen im Auslande, denn seine Leitung des „rauhen Hauses" veranlaßte seine Berufung in verschiedene Städte Frankreichs, Englands, Hollands und Deutschlands, wo Anstalten nach demselben Plane errichtet werden sollten. Zu Mettray bei Tours entstand das größte Institut der Art nach dem Muster des „rauhen Hauses". Auch in Wort und Schrift war Wichern unausgesetzt für die Sache, die er zum Zwecke seines Lebens gemacht hatte, thätig, und zwar geschah das Letztere besonders durch die seit 1844 herausgegebenen „Fliegenden Blätter des rauhen Hauses". Erstores aber durch seine verschiedenen Reden auf den von Bethmann-Hollweg präsidirten Kirchentagen. Auf dem zu Wittenberg im September 1848 abgehaltenen wurmeist auf Wichterns Anregung der „Centralausschuß für die innere Mission" gebildet und er selber zu einem der Mitglieder gewählt. In dieser Stellung veröffentlichte er im folgenden Jahre eine Broschüre über „Die innere Mission der deutsch-evangelischen Kirche", und entwickelte darin das ganze Wesen und die Bedeutung der „freien christlichen Liebesthätigkeit", sowie ihr Verhältniß zum Kirchlichen und gesellschaftlichen Leben der Zeit. Bald nachher forderte ihn die preußische Regierung auf, zur Ernährung, Erziehung und Unterbringung der zehntausend durch die Verheerungen des Hungertyphus in Oberschlesien verwaisten Kinder Vorschläge zu machen, welche die Kammern für höchst zweckdienlich erkannten, und die sich auch bei der Ausführung als sehr ersprießlich bewährt haben. Seitdem schenkte ihm der Staat Preußen noch mehrmals und stets zum eignen Vortheile sein Vertrauen und ließ z. B. 1851, in welchem Jahre ihm auch die Universität Halle honoris causa die theologische Doctorwürde verlieh, sämmtliche Gefängnisse und Zuchthäuser von ihm bereisen und revidiren; verschiedene Verbesserungen, die er in Folge seiner Inspection angab, wurden bereitwillig in Ausführung gebracht. 1858 endlich ward ihm sogar die Stelle eines Oberconsistorialrathes in Berlin angeboten, und er nahm dieselbe an unter der Bedingung, daß er nicht fortdauernd daselbst gefesselt werde, sondern abwechselnd nach wie vor in Hamburg leben könne. Welchen Einfluß er übrigens in Preußen und speciell in der Hauptstadt gewonnen hat, das zeigt endlich auch die in diesem Jahre an letzterem Orte erfolgte Gründung des sogenannten „Johannesstiftes", welches für Berlin dasselbe sein wird, was für Wicherns Heimath das „rauhe Haus" ist.

Wicherns Christenthum ist freilich nicht das unsrige. Seiner religiösen Ueberzeugung nach gehört er jener reactionären Partei an, welche mit ihren Bestrebungen geeignet ist, das Christenthum in seiner freien Entwickelung und Fortbildung zur Weltreligion zu hemmen. Doch dieser einseitige Standpunkt ist für Wichern weniger gefährlich gewesen, als für irgend einen Anderen, denn er hat kein Hinderniß abgegeben für seine Wirksamkeit im Dienste thatlustiger, heilskräftiger Menschenliebe. Und sollte auch sein confessioneller Glaube als eng und begrenzt zu bezeichnen sein, so ist er selbst als Mensch doch stets der Heuchelei fern geblieben, sowie er sich denn auch von aller schwachen Sentimentalität frei zu erhalten wußte. Er ist ein starker und eifriger Verkündiger von Gottes Wort, sein persönliches Wesen ist gesund und kräftig. Sein Christenthum setzt freilich das Böse als etwas

Digitized by Google

Nothwendiges voraus, weil sonst, wie Herr von Raumer, der abgetretene Cultusminister, sagte, — weil sonst keine christliche Buße möglich wäre. Im Proletariat und in der Corruption der gesebenen Menschheit liegt freilich das böse Element thatsächlich genug vor uns, und als Heilsverfahren dagegen ist Wicherns Christenthum wirksam. Eine andere Frage ist, ob die Behandlung der jungen Menschenseele überhaupt von diesen Voraussetzungen des Bösen und der Macht der Erbsünde abhängig sein darf, ob nicht eine Pädagogik in Fröbels Sinne, die auf dem in der Seele des Kindes liegenden Keim des Guten fortbaut, den Vorzug verdient. (26.)

Gutzkows „Zauberer von Rom."

— Bei Wiederaufnahme der Lectüre des großartig und weitschichtig angelegten Werkes, von dem jetzt der dritte Band erschien, haben wir doppelt Mühe und Noth, uns unter den hundert Nebenpersonen mit ihren ebenso vielen flüchtigen Beziehungen zu einander zurechtzufinden. Es ist dies, was wir den müßigen Trödel nannten, der sich stellenweis auch im Styl ausprägt, wo die Schachtelperioden sich häufen, weil der Erzähler halb Vergessenes ängstlich und in Furcht, es könnte wirkungslos vorübergehen, wieder aufnimmt und in Erinnerung bringt. Selten war ein Autor so reich und zugleich so knauserig, — reich im Erwerfen großer, weitweiter geistvoller Pläne und Linien, knauserig, weil er uns auch nicht die kleinste Einzelheit, auf die er Gewicht gelegt wissen möchte, erspart. So wechseln bei Gutzkow Blicke in die Wolken und in die weiteste Ferne mit scrupulöser Besichtigung des kleinen Nagelabschnittfels, der vor ihm liegt. In Bd. 3 drängt sich der dritte Criminalfall in den Vorgrund des sachlichen Stoffes. Früher die schnöde nächtliche Bestehlung des Sarges, den sich der alte Meviffen mit Irrscheinen ausgefüttert, und die mysteriöse Ermordung des Deichgrafen; jetzt ist das alte Scheusal, die Hauptmännin Buschbeck, erdrosselt, dieselbe, die der Lucinde die Tauben erwürgte. Wer der Thäter: geht als langer Faden durch Bd. 3, ohne Aufschluß. Es ist, als wenn des Erzählers Scharfsinn sich in dem Versuch gefiele, zu sehen, wie weit der gemeinste Criminalfall die Theilnahme der größten Menge in Athem erhalten könne. Lucinde Schwarz, die passive Heldin des Buches, geht, erscheint und schwindet nur flüchtig durch die Bilder des dritten Bandes, festgehalten und gebannt durch ihren doppelten Conflict mit einem Priester, in welchem sie ein Ideal erblickt, und mit einem gewaltsamen Convertiten, vor dessen wilder Natur ihr scheues Mädchenherz flüchtet, das im Anblick all' der Gräuel im Schooße des halb verborgenen Menschenlebens starr und kalt wie Marmor wurde. Band 3 führt uns wesentlich diese beiden hierarchischen Männergestalten vor, dichteneinander, scharf Stirn an Stirn und in meisterhafter Parallele ihrer Gegensätze nach Art, Gesinnung und Natur. Bonaventura, das aus der Richtung der romantischen Schule hervorgegangene Musterbild eines idealen römischen Priesters, und Klingsohr, der Franciscaner Sebastus, ein Gemisch von Görres und Zacharias Werner, nur criminalistisch bis zu jener Potenz gesteigert, wo das tragische Interesse für solche convulsive und revolutionäre Gestalten beginnt: diese beiden Extreme hierarchischer Stoffe sind vortrefflich zusammengeführt und entwickelt in Scenen, die novellistisch wie psychologisch und stylistisch zu den schönsten Partien im Roman gehören, während Beide in der Audienz beim Erzbischof von Cöln, der ebenfalls großartig gezeichnet ist, mit ihren Beziehungen und Gegensätzen zu einander ihren Abschluß und Hochpunkt finden. Hier gehen in Auffassung und Darstellung der Scharfsinn des Menschenkenners und der weite Blick des socialen Geschichtschreibers mit dem Pinsel des Novellisten in Gutzkow Hand in Hand. Wir dürfen diese Scene zu dem Besten zählen, was die Litteratur von heute aufzuweisen hat.

Riehls Culturstudien.

s. Professor Riehl in München, von dem das diesjährige erste Heft der „teutschen Vierteljahrsschrift" sehr interessante „Studien über C. M. v. Weber" bringt, hat (bei Cotta in Stuttgart) seine seit acht Jahren schriftstellerischer Wirksamkeit geschriebenen kleineren Aufsätze unter dem Titel: „Culturstudien aus drei Jahrhunderten" (d. h. dem siebzehnten, achtzehnten und neunzehnten) zu einem Buche zusammengestellt, welches nach den Worten der Vorrede „das Kleinleben der Periode in seinen heimlichen Schlupfwinkeln zu belauschen versucht." Das Buch besteht aus drei verschiedenen Abschnitten. Der erste, „historisches Stillleben" benannt, vereinigt folgende Aufsätze: „Der Homann'sche Atlas", „Studien in alten Briefstellern", „Volkskalender im 18. Jahrhundert", „das landschaftliche Auge", „das musikalische Ohr", „Alte Malerbücher als Quellen zur Volkskunde", „der Kampf des Rococo mit dem Zopf", „die Napoleonische Kunstepoche" und „Samuel Amsler, ein Charakterkopf der Münchener Kunstschule". Alle diese Aufsätze bergen eine Fülle von sinnigen Bemerkungen und geistreichen Einfällen, obgleich auch die Sucht, zu systematisiren und tiefe Beziehungen zu entdecken, manchmal die Grenze des Erlaubten überschreitet. Der Artikel über die „Napoleonische Kunstepoche" möchte als die Krone des Ganzen zu bezeichnen sein. Der zweite Abschnitt des Buches giebt Beiträge „zur Volkskunde der Gegenwart", d. h. einen systematischen Vortrag „Die Volkskunde als Wissenschaft", ferner sehr lehrreiche Betrachtungen über „den Geldpreis" und die Sitte" und zuletzt eine Reihenfolge „Augsburger Studien", worin sich der Ethnograph bei der „Pfälzer" leicht wieder erkennen läßt. Der dritte Abschnitt des Werkes, „zur ästhetischen Culturpolitik" benannt, enthält schließlich Briefe an einen Staatsmann „über unsere musikalische Erziehung", worin nicht nur Plan und Ziel derselben, sondern auch alle einzelnen Gebiete, z. B. der Volksgesang, die Heeresmusik, Geige und Klavier, die geistliche Musik u. a. m. in geistreicher Weise besprochen werden.

Französische Musikeinheit.

s. Nachdem die vom Kaiser der Franzosen niedergesetzte akademisch-ministerielle Commission zur Herstellung einer allgemeinen einheitlichen Stimmgabel ihre Arbeiten vollendet hat, besitzt nun ganz Frankreich ein einziges und unttheilbares „Diapason." Moritz Hartmann schreibt in der Cölnischen Zeitung: „Diesmal hat Groß-Paris etwas von Klein-Paris entlehnt und gelernt, denn es wird, wie es heißt, die tiefere Stimmgabel der Leipziger Gewandhaus-Concerte adoptirt. Vielleicht geschieht das nur, damit im zweiten Empire Alles so sei, wie im ersten; denn wie man sich erinnern wird, ward auch im ersten Empire die französische allzuhohe Stimmung von Leipzig aus bedeutend tief herabgedrückt." Auch John Lemoine witzelt im Journal des Débats über die Maßregel: „Nur in Frankreich konnte ein etwas mehr oder weniger hoch singender Tenor als ein ewiger Feind der Ordnung, der Religion, der Familie und des Eigenthums betrachtet werden. Wir werden nicht eher ruhig sein, als bis wir uns durch die Regierung anketten, einseifen, barbieren lassen, und wir geben die Hoffnung nicht auf, den Tag zu erleben, da alle Franzosen im Tacte singen, im Tacte votiren, im Tacte denken werden."

Brellers Zeichnungen zur Odyssee.

s. Friedrich Preller, der Meister des Schillersaales im Schlosse zu Weimar, vollendete im Jahre 1857 eine Reihe von Kohlenzeichnungen mit Scenen aus der Odyssee, die er jetzt zu einem Cyclus von zwölf Bildern vervollständigt hat. In der Kunsthandlung von Glück in Berlin erscheinen bereits photographische Nachbildungen derselben, die dem kaufenden Publicum aufs wärmste empfohlen werden können. Dargestellt finden wir die Unterredung des Odysseus mit Kalypso, seine Rettung aus

Digitized by Google

dem Seesturm durch Leukothea, das Zusammentreffen mit Nausikaa, die Ziegenjagd im Cyclopenlande, die Höhle des Polyphem, die Landung auf der Insel der Circe, der Palast der Circe, die Lockung der Sirenen, die Kinder des Sonnengottes, die Landung auf Ithaka und die Scenen des Wiedersehens mit Eumäos und Telemach, sowie mit Laërtes. Besonders interessant muß der Vergleich des Bildes der Nausikaa mit dem Bendemann'schen Meisterwerke sein, welches wir früher besprachen. Friedrich Preller beweist sich in jeder seiner Zeichnungen als ein hervorragendes künstlerisches Talent, dem es nicht an der Hauptsache gebricht, am rechten Verständnisse des antiken Geistes, seiner Naivität und seiner Grazie.

Japan und Europa.

x. Das asiatische Inselreich des Sonnenaufganges steht auf einmal bei uns in hoher Gunst; die japanische Liebenswürdigkeit hat sogar die sonst steifen und kalten Engländer erwärmt. Sie schwärmen für Japan und dessen saubere Städte und freundliche Bewohner, und es fehlt nicht viel, daß sie dort die Träume der Philosophen über den besten und vollkommenen Staat verwirklicht sehen. Das Land erscheint ihnen als eine Art von Paradies. Gewiß ist, daß sie in ihren Schilderungen etwas übertreiben, aber selbst das schon gereicht den Japanern zur Ehre, die allerdings ein vortreffliches Volk sind und ein rechtschaffenes wohlgeordnetes Staatswesen nach ihrer eigenen Art haben. Der Kaiser hat den Fremden Häfen geöffnet, in denen sie Handel treiben können; sie dürfen japanische Diener halten, Häuser bauen und sogar Kriegsbedarf ans Land schaffen; nur ist ihnen wohlweislich verboten, Festungswerke aufzuführen, und der Verkehr soll allmählich freigegeben werden, so daß erst nach Ablauf von vier Jahren alle Schranken fallen. Dann aber wollen die Japaner alle Verhandlungen mit den Briten in englischer Sprache führen; bis dahin hat es bei der holländischen sein Verbleiben. Bei den eröffneten Häfen wird ein Umkreis von dreißig englischen Meilen frei gegeben, weiter landein dürfen bis auf Weiteres nur erst die Diplomaten, welche beim Hofe in Jedo beglaubigt sind. Die Fremden dürfen Kirchen bauen und Bücher und Haustrath zollfrei einführen. Nach Ablauf von vierzehn Jahren soll der Vertrag eine Durchsicht erfahren. Die Times sagt: „Wenn Japan ein Paradies ist, so wäre es für England eine wahre Schmach, wenn es dort die Rolle der Schlange spielen wollte.“ An dem Verkehr mit Japan werden sich aber nicht allein die Engländer, Amerikaner, Franzosen und Holländer betheiligen, sondern auch die übrigen europäischen Handelsvölker, insbesondere jene im Norden. Wir wissen, daß man im preußischen Ministerium eifrig bestrebt ist, Vorkehrungen zu treffen, welche den Handel des deutschen Zollvereins in den Stand setzen sollen, die etwaigen Vortheile des japanischen Marktes zu benutzen. Ueber die Bedeutung des letzteren für Europa muß freilich erst die Erfahrung entscheiden. Auch die Skandinavier, welche bekanntlich eine schwungreiche Frachtschifffahrt auf allen Meeren treiben, rühren sich, und bald wird das östliche Inselreich ein Sammelplatz für Fahrzeuge aller seefahrenden Nationen werden. Dadurch steigert sich abermals die Bedeutung der gewaltigen Südsee.

Ehescheidungsgesetze in Nordamerica.

x. Sie sind in der Union nicht etwa gleichförmig, sondern in den zweiundzreißig einzelnen Staaten herrscht eine große Verschiedenheit. In Georgia, Alabama und Mississippi wird eine vom Gericht ausgesprochene Scheidung erst gültig, wenn die Staatsgesetzgebung, d. h. die beiden Häuser der Volksvertretung, sich mit zwei Dritteln sämmtlicher Stimmen damit einverstanden erklärt. In Delaware, Maryland, Virginien, Süd-Carolina, Louisiana und Missouri kann sie nur kraft einer Specialgenehmigung der Legislatur stattfinden; Süd-Carolina hat aber niemals eine solche gewährt. In Connecticut, Ohio und Illinois sind alle Ehescheidungen gestattet; in Massachusetts, New-York und Nord-Carolina giebt lediglich und allein der Ehebruch einen gültigen Grund zur Scheidung ab; in Illinois muß zweijährige böswillige Verlassung stattgefunden haben, aber in Indiana kann die Scheidung auf den bloßen Ausspruch eines Richters hin erfolgen. Wer also geschieden sein will, braucht nur einen solchen Richter mit einer erklecklichen Spende zu bedenken und erhält dann allemal seinen Willen. Deshalb strömt Alles, was der Ehe überdrüssig geworden ist, nach Indiana und läßt sich scheiden.

Bereicherungen des British-Museums.

c. Von den Denkmälern antiker Kunst, deren Ausgrabung in verschiedenen Theilen Kleinasiens auf Befehl der englischen Regierung von Mr. Newton geleitet wird, ist wieder eine ganze Schiffsladung in London angekommen und dem British-Museum einverleibt worden. Diesmal sind die Fundorte der neuangekommenen Schätze drei aus der Topographie der alten Welt hinlänglich bekannte Städte Halikarnassos, Branchidä und Knidos, wo der Tempel jener berühmten Praxitelischen Aphrodite stand, die wir im Abbild vielleicht noch in der Mediceischen Venus wiedererkennen dürfen. Aus dem letztgenannten Orte rühren mehrere werthvolle Statuen her, darunter zwei Demeterstatuen — ferner verschiedene Köpfe von menschlichen Figuren, eine große Anzahl Ueberbleibsel von dem Grabmal des Lykathos, sowie ein majestätischer Löwe in einer Länge von 9′ und einer Höhe von 5½′. Aus Branchidä stammen eine Sphinx, fünf sitzende männliche und drei sitzende weibliche Figuren, alle, mit Ausnahme einer von den letzteren, augenscheinlich dem frühesten Alterthum angehörig, wo die griechische Kunst noch in jeder Hinsicht ihren ägyptischen Ursprung zur Schau trug. Der archaische Typus dieser Figuren zeigt sich in den fest aneinandergeschlossenen, gleichsam verwachsenen Füßen, in den unbeweglich auf dem Knie ruhenden Händen, und überhaupt in der steifen Haltung des ganzen Körpers und dem Mangel an freier und runder Bewegung. Auch die Inschriften weisen auf frühzeitige Entstehung dieser Kunstwerke hin. Die Funde in Halikarnaß bestehen aus Fragmenten des berühmten Mausoleums, welches nach dem Tode des Königs von Karien, Mausolus, seine Wittwe, die Königin Artemisia, zu seinem Gedächtniß errichten ließ. Wir sehen Theile des Friezes, architektonische Gegierungen, verschiedene Thierstücke, kleine Terracottafiguren, sowie zwei kolossale Statuen vor uns, welche nicht unwahrscheinlich die Erbauerin des Bauwerkes selber und ihren verstorbenen Gemahl haben darstellen sollen. Außerdem schickte Mr. Newton auch noch einen trefflich gearbeiteten männlichen Torso aus einem Garten auf der Insel Kos, eine weibliche Sta. tue aus Klazomenä, mehrere Bronzegegenstände aus Delos und eine Sammlung alterthümlicher Krüge und Kannen nach London.

Shakespeare ein Rechtsgelehrter.

c. Welche Wandlungen hat in England „der Mythus von Shakespeare“ nicht schon erfahren, und wie sehr ist er ausgesponnen und mit allerhand Zuthaten versehen worden! Weil man nichts Bestimmtes von den Lebensumständen des großen Briten zu berichten hatte, gab man den sonderbarsten und abenteuerlichsten Vermuthungen Raum und nannte alle möglichen Beschäftigungen und Stände, die er getrieben und denen er angehört haben sollte, während man doch nur Eines hätte festzuhalten brauchen, um das Großartige und scheinbar Unbegreifliche in seinen Werken hinlänglich zu erklären, daß er nämlich ein ganzer und ächter Dichter gewesen sein müsse. Ein Marineofficier z. B. behauptete, er sei jedenfalls, wie das aus vielen Stellen seiner Stücke hervorgehe, mit der Schifffahrt vertraut gewesen, und ein Theolog wies nach, daß er eine für Laien ganz unglaubliche Vertrautheit mit Inhalt und Sprache der heiligen Schrift gehabt

Digitized by Google

habe. Wieder ein Anderer hielt es für nöthig, aus seinen großen Kenntnissen von der Pferdezucht auf einen Roßkamm oder so etwas dergleichen zu schließen. Staatsmänner meinten dagegen, er habe die Regierungskunst, welche er in seinen Dramen mit so viel Weisheit lehre, im eigenen Leben gewiß erproben können; Hofleute sagten, wer den Polonius erschaffen, habe sicherlich selber unter Kanzlern und Kammerherren verkehrt, und Soldaten endlich wollten darauf schwören, daß Derjenige, welcher die Kämpfe der rothen und weißen Rose mit solchem Glanz und Wortprunk schilderte, Gelegenheit gehabt haben müsse, selbst seine Pike auf dem Schlachtfelde zu schwingen. Ein Kritiker fand es klar, daß nur der, welcher etwa bis Benedig gekommen sei, Leben, Landschaft und Sitten in Italien mit so erstaunlicher Treue zu zeichnen verstünde, und ein Anderer zweifelte nicht, daß Shakespeare nothwendig in Schottland gewesen sein müsse, wobei er vergaß, daß unser Schiller z. B. die Schweiz ja auch niemals mit leiblichem Auge sah und die Schönheit und Pracht ihrer Scenerie dennoch mit dem feinsten Instincte in seinem Tell zu schildern vermochte. Eine Amerikanerin, Namens Miß Bacon, gab sogar vor einigen Jahren eine Schrift heraus, worin sie Friedrich August Wolfs, des großen Philologen, Theorie über die Entstehung der Homerischen Gesänge auf den englischen Dramatiker anwendete. Von der Ansicht ausgehend, daß ein einziger Menschengeist nicht im Stande sei, eine solche Anzahl Meisterwerke zu schaffen, nahm sie an, oder behauptete vielmehr zuversichtlich, diese 36 oder 37 Shakespeare'schen Stücke seien von Mehreren, und zwar die meisten von Lord Francis Bacon, dem bekannten Philosophen, und von Sir Walter Raleigh, dem „schönen Helden" und Liebling der Königin Elisabeth, welche, Beide vornehme Männer, nach den damaligen gesellschaftlichen Begriffen vor der Welt nicht als Bühnenschriftsteller erscheinen wollten und daher den niedrig geborenen Schauspieler William Shakespeare, vormaligen Wilddieb in Stratford ꝛc., als ihren Strohmann benutzten.

Juristische Kenntnisse sprach dem großen Dichter schon früher ein Herr Ruffton zu, indem er nachwies, er sei in den Grundsätzen des bürgerlichen Rechtes und des Criminalprocesses so sehr zu Hause gewesen, daß er leicht ein Buch darüber hätte schreiben können. Noch weiter aber geht in dieser Behauptung eine vor kurzem in London erschienene Schrift: Shakespeare's Legal Acquirements Considered. By John Lord Campbell. In a Letter to J. Payne Collier. Auf äußerst sinnreiche, fast spitzfindig zu nennende Weise versucht darin der ehemalige Lordkanzler durch herbeigezogene Stellen aus der „Komödie der Irrungen", dem „Wintermärchen" „Viel Lärm um Nichts" und anderen Stücken den Beweis zu führen, daß der Dichter nothwendig auf einer juristischen Expedition (in an attorney's office) gearbeitet haben müsse, wozu die Times die Bemerkung macht, man fühle sich fast gedrungen, den Ausführungen des gelehrten Verfassers Vertrauen zu schenken, nur daß der Schalk zuletzt selber humoristisch versichere, er glaube selbst nicht an das von ihm bewiesene. Das Athenäum erinnert dagegen mit Recht an die Zeitverhältnisse, unter denen Shakespeare gelebt habe. Die Gerichtshöfe waren damals Sammelplätze für das Volk, wo sich demselben bei dem Mangel an Lectüre im Zuhören sowohl Belehrung als Unterhaltung darbot. Ein Dichter, der nach Stoffen für seine Stücke suchte, fand dieselben nirgends leichter und zeitgemäßer, als in den immer offenstehenden Sälen der Justiz.

Ein neues Gemälde von Fredor Dietz.

c. Der großherzoglich badische Hofmaler Fredor Dietz, der 1813 im Badener Lande geboren und auf den Akademien zu München und Paris gebildet worden ist, gehört unbestritten zu den ausgezeichnetsten Historienmalern der Gegenwart. Der Waffenlärm und das Kriegsgeschrei, wovon im Jahre seiner Geburt die ganze Welt wiederhallte, scheint betnahe auf seine Kunst von entscheidendem Einfluß gewesen zu sein, denn gerade seine hervorragendsten Schöpfungen sind Schlachtenbilder. „Piccolomini's Tod", „Wappenheims Tod", „die Schlacht an der Bretzna", „die 400 Pforzheimer bei Wimpfen", „die Schlacht von Schleswig", „das Treffen bei Eckernförde", „der Sturm auf Belgrad", „Nächtliche Heerschau", „die Zerstörung Heidelbergs" — das waren insgesammt Meisterwerke in der Großartigkeit ihrer Conception, in der lebendigen Erfassung eines geschichtlich bedeutsamen Momentes und in dem ächt künstlerischen Styl der Behandlung. Auch gelungene Genrebilder kannte man von Dietz, so ein durch einfache Tragik der Darstellung besonders ergreifendes, von allen nahe liegenden kleinlichen Effecten freies, „die Verlassene".

Sein jüngst vollendetes, mit kurzen Worten von uns bereits erwähntes großes Gemälde „Königin Marie Eleonore an der Leiche Gustav Adolphs" ist jetzt im neuen Museum zu Leipzig zum Besten der Gustav-Adolphstiftung ausgestellt, und dies veranlaßt uns, auf dasselbe nochmals zurückzukommen. Zu Grunde liegt ihm die Stelle aus Schillers dreißigjährigem Kriege, worin es also heißt: Ein theurer Sieg, ein trauriger Triumph! Jetzt erst, nachdem die Wuth des Kampfes erkaltet ist, empfindet man die ganze Größe des erlittenen Verlustes, und das Jubelgeschrei der Ueberwinder erstirbt in einer stummen, finstern Verzweiflung. Er, der sie in den Streit hinausgeführt hatte, ist nicht mit zurückgekehrt. Draußen liegt er in seiner gewonnenen Schlacht, mit dem gemeinen Haufen niedriger Todten verwebselt. Nach langem vergeblichen Suchen entdeckt man endlich den königlichen Leichnam, unfern dem großen Steine, der schon hundert Jahre vorher zwischen dem Floßgraben und Lützen gesehen worden, aber von dem merkwürdigen Unglücksfalle dieses Tages den Namen des Schwedensteins führt. Von Blut und Wunden bis zum Unkenntlichen entstellt, von den Hufen der Pferde zertreten, und durch räuberische Hände seines Schmucks, seiner Kleider beraubt, wird er unter einem Hügel von Todten hervorgezogen, nach Weißenfels gebracht, und dort dem Weßtlagen seiner Truppen, den letzten Umarmungen der Königin überliefert. Den ersten Tribut hatte die Rache gefordert, und Blut mußte dem Monarchen zum Sühnopfer strömen; jetzt tritt die Liebe in ihre Rechte ein, und milde Thränen fließen um den Menschen. Der allgemeine Schmerz verschlingt jedes einzelne Leiden. Von dem betäubenden Schlag noch besinnungslos, stehen die Anführer in dumpfer Erstarrung um seine Bahre, und keiner getraut sich noch, den ganzen Umfang dieses Verlustes zu denken.

Diese Schilderung ist so materisch, daß man glauben sollte, sie beschreibe ein schon vorhandenes Gemälde; Dietz erkannte das mit seinem Sinn und schuf nach den Worten Schillers das Bild, welches wir nun in künstlerischer Vollendung erblicken. Vor uns sviett ein ergreifendes Drama, in dem besonders die schlichte, maßvolle Darstellung tiefsten Schmerzes dem Preis würdig erscheint. Die Gruppirung ist eine mannichfaltige und hält überall die rechte Mitte zwischen zu lebendiger Action und starrer Ruhe. In den Köpfen der einzelnen Figuren, die meist historische Porträts sind (z. B. der König und die Königin, Herzog Bernhard von Weimar, Wrangel, Oxenstierna u. A.), ist individuelles Leben und charakteristischer Ausdruck, der sich außerdem meist in wirksamen Contrasten bewegt. Gustav Adolph trägt noch als Leiche Züge von Glaubensfreudigkeit und Todesmuth im Antlitz, während sein sechsjähriges Töchterchen Christine, entsetzt über den Anblick des Todes, der ihr eben vielleicht zum ersten Mal nahetritt, sich abwendet und das Gesicht im Kleide der Mutter birgt.

Digitized by Google

Kurze Nachrichten.

Litteratur.

„Zur Auswahl" — betitelt sich die Sammlung, welche der Königsberger **Thaddäus Lau** von seinen verschiedenen Journalartikeln (Hamburg bei Hoffmann und Campe) veranstaltet hat. Wahrhaft Gutes finden wir in dem Buche allerdings nur in Auswahl. Hübsch zu lesen und lehrreich ist besonders die biographische Skizze „David Garrick"; auch die Aufsätze „Goethe's Eintritt ins Leben" und „Kants Stellung zur Politik" enthalten mancherlei Ansiehendes. Die Artikel „Zacharias Werner als Dramatiker", „Gutzkows Ella Rose" ꝛc. zeichnen sich dagegen nicht durch treffende Schärfe des Urtheils aus, und die früher in der „deutschen Vierteljahrsschrift" veröffentlichten Bemerkungen über „Die deutsche Schaubühne" sind ein Nachtgemälde, in dem die immer noch vorhandenen Lichtseiten des modernen Theaters geflissentlich weggelassen wurden.

Dr. H. **Holland**, Privatdocent in München, ist vom König Max mit der Abfassung einer „Geschichte der altdeutschen Dichtung in Bayern" beauftragt worden, während Prof. **Sighard** in Freising und der seit Carriere's Berufung allzufrüh in Ruhestand versetzte treffliche **Rudolf Marggraff** mit den Vorarbeiten zu einer bayerischen Kunstgeschichte beschäftigt sind.

Nachdem die große Ausgabe von Dr. **Barths** Reisen in Africa in 5 Bänden vollendet ist, beabsichtigt die Verlagshandlung einen Auszug in 2 Bänden mit dem Porträt des Verfassers, vier Ansichten im Buntdruck, Holzschnitten und einer Karte herauszugeben. Diese Ausgabe wird von einem tüchtigen Gelehrten unter Dr. Barths Mitwirkung besorgt, jedoch die Form der eigenen Erzählung des Reisenden beibehalten werden. Das gelehrte Material soll, insoweit es dazu dienen kann, ein anschauliches Bild des merkwürdigen Landes zu geben, in die Reiseerzählung hineingewebt werden.

Hermann Lessing, der durch seine „Pariser Spaziergänge" nicht unvortheilhaft bekannt gewordene Humorist, wird unter dem Titel „Torso und Corso" ein Buch römischer Schilderungen veröffentlichen. — **Victor Scheffel**, der Dichter des „Ekkehart", sammelt die in der fürstlich Fürstenbergischen Bibliothek zu Donaueschingen vorhandenen Handschriften altdeutscher Dichtungen. — „Die deutsche Heldensage und ihre Heimath" (Hannover bei Rümpler) machte Prof. **Maßmann** in Berlin zum Gegenstand seines neuesten Werkes.

Ein anonymer Roman „Sturm und Compaß" hat sich den sonderbaren Vorwurf gewählt, eine Verherrlichung der Schopenhauer'schen Lehre zu geben. Als Verfasser wird der als musikalischer Schriftsteller bekannte Dr. Lindner in Berlin genannt. Auch „Vater Radetzky" ist der Held eines Romans geworden (Leipzig bei Schäfer), welcher aus der Feder **August Schrader's** herrührt. Der Verfasser gehört zu dem Gros der für den Bedarf der Leihbibliotheken sorgenden Vielschreiber, deren ursprüngliche Begabung ihnen wohl einen Weg zu höheren Zielen hätte ebnen können.

„Die Kinder von Finkenrode" (Berlin, Schotte) sind eine neue Bethätigung des Talentes, über welches **Jakob Corvinus** zu gebieten hat. Der eigenthümliche, mit Sentimentalität vermischte Humor, welcher „die Chronik der Sperlingsgasse" und den „Frühling" zu so charakteristischen Schöpfungen machte, waltet auch in der vorliegenden sehr niedlichen Erzählung vor; freilich will es uns bedünken, als sei er dem Verfasser nachgerade bereits zur Manier geworden. Unter den „Kindern von Finkenrode" erblicken wir sehr reizende, von poetischem Hauch übergossene Physiognomien.

Ein unterhaltendes Büchlein ist „Schloß Wartburg in Liedern und Romanzen von **Ludwig Bechstein**" (Leipzig, Voigt und Günther). Die Leier des schon bejahrten Sängers fördert noch immer frische und volksthümliche Klänge zu Tage.

Von vertrauter Hand sind Denkwürdigkeiten und Briefe der verstorbenen Herzogin **Helene von Orleans** gesammelt worden, welche, indem sie durchaus einen privaten Charakter an sich tragen, zwar nicht, wie Mancher erwarten dürfte, tiefe und neue Einblicke in das staatliche Leben Frankreichs unter den Julikönig gewähren, die dafür aber das zarte Geheimniß eines makellos edlen Frauen- und Mutterherzens dem Leser auf rührende Weise offenbaren. Madame d'Harcourt ist die Verfasserin des Buches, welches schon einen Tag nach dem Erscheinen in mehreren tausend Exemplaren durch Paris verbreitet war. — „Die Geschichte der dramatischen Kunst Frankreichs seit 25 Jahren" von **Theophile Gautier** erfüllt nicht die Erwartungen, die der Titel rege macht. Nach demselben ist man berechtigt, eine methodisch erörternde, logisch verknüpfte Darstellung des Entwicklungsganges zu suchen, welchen die französische Bühnenlitteratur in dem genannten Zeitraum genommen hat, und findet statt dessen doch nur einen Wiederabdruck einzelner Journalkritiken ohne leitende Grundidee und ohne ideellen Zusammenhang. Der Ruf eines Mannes, der pikante Feuilletonartikel schreibt und in reichem Maße den den Franzosen eigenen Esprit besitzt, bleibt dem Verfasser unbeschadet.

In schamloser Entbüllung aller Geheimnisse der Lorretten- und Grisettenwirthschaft wird des jüngeren Dumas „Demimonde" von **E. Feydeau's** „Fanny" noch überboten. Der Erfolg dieses Romanes in Paris soll beispiellos sein; zur Ehre der Gesellschaft ist es aber wenigstens ein heimlicher, schleichender. Man verbirgt seine Lektüre, man legt das Buch unter das Sophakissen, wenn plötzlich Besuch kommt, nicht auf das Sopha. „Haben Sie den neuen Roman?" fragen die jungen Damen im Buchladen, „ich weiß nicht gleich, wie er heißt, der Name des Autors fängt, glaube ich, mit einem F an." „Ja wohl, hier ist er," lautet die Antwort, und eilenden Fußes entfernt sich das Fräulein mit ihrem Schatze unter dem Arme.

Bildende Kunst.

Julius Hübner in Dresden arbeitet an einer größeren Composition „Magdalena am Leichnam Christi." Ein reizendes Genrebildchen desselben Meisters, „Amor im Winter", erwarb die Porzellanmanufactur in Meißen zur Wiederholung auf Vasen.

Ludwig Richter in Dresden hat, nachdem er mehrere Jahre nur mit Bleistift beschäftigt war, endlich auch wieder zum Pinsel gegriffen und malt eine „Landschaft," die in der Auffassung ungemein poetisch empfunden sein soll. Das zweite Heft seines Holzschnittwerkes „Für's Haus" wird binnen kurzem erscheinen.

Ein neues Bild **Louis Gallaits**, „Gebet nach der Weinlese", erregt in Berlin die Freude aller Beschauer. Eine junge Winzerin hält ihr jüngstes Kind auf dem Arme und lehrt es beten, während ein älteres Mädchen, auf ihre Kniee gestützt, andächtig zu der Mutter aufschaut. Durch das Ganze geht ein Geist des Friedens und der Idylle, der an dem sonst so grelle Effecte liebenden Künstler doppelt auffallen und wohlthun muß.

Fürst **Fugger-Babenhausen** hat dem in Augsburg lebenden Maler Wagner den Auftrag ertheilt, die ganze 90' lange Façade des „Fuggerhauses" mit Gemälden aus Augsburgs glanzvoller Vergangenheit zu bedecken.

Im Ständesaal zu Paris hat Maler **Müller** nach nur fünfmonatlicher Arbeit die Gemälde vollendet, welche in ihrer

Digitized by Google

Gesammtheit einen Raum von 1318 Meter Oberfläche einnehmen und aus mehr als 488 Figuren bestehen. Fast scheint daran eine Ueberfülle symbolischer Gestalten und allegorischer Beziehungen bemerkbar zu werden. Das Ganze stellt den Triumph der Civilisation dar, die im Mittelpunkt der Kuppel, ein Kreuz im glänzenden Heiligenschein emporhaltend, die Welt erleuchtet. Auf den vier Seitenflächen sehen wir die Religion, die Arbeit, den Krieg und den Frieden. Gerechtigkeit und Stärke, vom Geiste der Gesetze und der Philosophie begleitet, folgen zunächst. Frankreich, über welchem der kaiserliche Adler schwebt, sitzt auf einem Thron, Ueberfluß und Großmuth daneben u. s. w.

Dem verstorbenen **Christian Rauch** war bekanntlich die Ausführung des Denkmales übertragen worden, welches dem Grafen Brandenburg auf dem Berliner Opernhausplatze errichtet werden soll. Der greise Künstler beaufsragte mit der Fertigung des Modells jedoch seinen Schüler **Hugo Hagen**, der dasselbe nunmehr vollendet hat. Angethan mit seiner Kürassieruniform sehen wir die kolossale Gestalt des „Ministers der rettenden That" vor uns, wie er in leicht vorschreitender Bewegung, den Blick gegen einen unsichtbaren Feind gerichtet, mit der Linken an das noch in der Scheide ruhende Schwert greift, während die Rechte sich wie in abwehrender Haltung halb erhebt. Bei sprechender Aehnlichkeit durchdringt das Ganze ein edler, hoher Ernst und kriegerische Würde.

Der Bildhauer **Bläser** in Berlin hat Auftrag erhalten, für das Cölner Museum die Standbilder von Wallraf und Richartz anzufertigen.

In **Wien** soll ein Denkmal für den Fürsten Friedrich v. Schwarzenberg, und in Liegnitz eines für den alten Fritz errichtet werden. Die Enthüllung des letzteren ist auf den 18. August 1860, den Jahrestag der Schlacht bei Liegnitz im siebenjährigen Kriege, festgesetzt worden.

Musik und Theater.

Im Pariser Industriepalast wird vom 11.—13. März ein großes Musikfest stattfinden, an dem über 7000 Sänger aus allen Theilen Frankreichs theilnehmen sollen. — Im Théâtre lyrique erlebte „die Hochzeit des Figaro", die der Direction bereits mehr als 400,000 Frcs. eingebracht hat, ihre hundertste Aufführung.

Am Wiener Hofoperntheater ward eine neue Oper **Balfe's** „die Rose von Castilien" (in deutscher Uebersetzung von Proch) gegeben, ohne wärmere Aufnahme zu finden. — Der Enkel Meyerbeers, **Jules Beer**, hat eine Oper vollendet, die sich „L'état de Siége" betitelt.

In Berlin erscheint nächstens ein für Schauspieler und Schauspielfreunde sehr interessantes Bilderwerk „Eduard Bloch's Album für Theaterfreunde" (bei Leop. Lassar). Jedes Heft wird drei fein colorirte Blätter mit Porträtfiguren nebst Text von **F. Tietz** enthalten. Der Beginn der Sammlung sollen Liedicke als Kurfürst im „Testament des großen Kurfürsten", Formes als Lohengrin und ein Damenbild aus dem Ballet „Flick und Flock" machen.

Von den durch die Bachgesellschaft herausgegebenen sämmtlichen Werken **Joh. Sebastian Bachs** ist der achte Band, enthaltend vier Messen, erschienen. — Der in Rom lebende **Schebe** aus Berlin ist mit einem biographisch-kritischen Werke über den alten Kirchencomponisten Palestrina beschäftigt.

Ueber das anonyme Drama „Montrose oder der schwarze Markgraf" bringen die Wiener Blätter nähere Mittheilungen. Allgemein wird **Laube** als dessen Verfasser angenommen. Es spricht dafür sowohl die bühnenkundige Technik des Stückes, als der Charakter der Titelfigur, die ein Pendant zu „Monaldeschi", „Struensee" und „Essex" ist. — Die Hauptrolle der Tragödie gab in Wien **Josef Wagner** mit Adel und Schwung, den Cromwell **La Roche** mit meisterlicher Energie der Zeichnung.

Arthur Müller in Breslau, der durch sein Lustspiel „die Verschwörung der Frauen" schnell bekannt geworden ist, hat eine Tragödie in Versen, „der Fluch des Galilei", vollendet und schreibt nun an dem Eröffnungsstück für das Berliner Victoriatheater, dessen Hauptfigur der Marschall Borwärts werden soll.

Zum hundertjährigen Geburtstag **Ifflands**, den 19. April d. J., wird in Dresden das Birch-Pfeiffer'sche Stück „Iffland" gegeben werden. — Für das Schillerjubiläum vollendete **Ludwig Eckardt** in Bern, der Dichter des „Sokrates", ein Drama „Schiller", worin außer dem Titelhelden folgende Personen erscheinen: Streicher, Iffland, Beck, Margaretha Schwan, Caroline Ziegler, Dalberg, Frau v. Wolzogen und ihre Tochter Lotte, Reinwald, Karl August v. Weimar, Charlotte v. Kalb, Frau v. Lengefeld und ihre Tochter Charlotte, Goethe, und endlich — Kiefelack, der Tourist. Was der Letztere, die bekannte Kalenderfigur, unter all den Gestalten einer großen Vergangenheit will, ist uns noch nicht ganz klar. Das Stück selbst scheint sehr verschiedene Momente aus Schillers Leben in sich vereinigen zu sollen.

Wenzel Scholz, der vor kurzem erst Gestorbene, ist von **Haffner** bereits auf die Bühne gebracht worden, und der Komiker Rott spielt die Rolle im Theater an der Wien zu großer Befriedigung des Publicums. Neben ihm erscheint auch wieder die schon früher dramatisirte Therese Krones. Die Erben des Direktor Karl sind über die Pachtsumme des nach ihm benannten Theaters mit Restroy in Streit gerathen, der deshalb die Absicht hegt, sich in Wien ein eigenes Theater zu erbauen. Sein „Lumpaivagabundus" wurde zu Venedig in italienischer Uebersetzung gegeben unter dem Titel „il lupo vagabundo."

Der Generalintendant v. **Hülsen** hat sich, wenn die Angabe der Berliner „Volkszeitung" wahr ist, gleichfalls als Dichter versucht und ein pointenreiches Stück in Versen geschrieben, welches im Casino zu Potsdam von Offizieren mit Beifall gespielt worden ist. Es heißt „Lieutenants Ziel".

Am Königstädtischen Theater ist **Berla's** „Kathi von Eisen" unter dem Titel „Preußisches Landrecht" in einer Bearbeitung für Berlin gegeben worden, welche **Rudolf Löwenstein**, der bekannte „Gelehrte des Kladderadatsch" und Autor der Strudelwip-Prudelwip'schen Briefe, unternommen hat. Die sonst ihm zu Gebote stehende glänzende Laune scheint ihn aber diesmal im Stiche gelassen und das Stück sich nur durch die Bemühungen des Komikers Helmerding gehalten zu haben.

Das Vermögen der Alterversorgungsanstalt für Schauspieler „Perseverantia" ist im verflossenen Jahre von 29,935 Thalern auf die Summe von 77,324 Thlr. gestiegen.

In Gotha starb am 27. Januar der Hofrath **Millenet**, welcher unter dem Namen „Tenelli" mehrere früher sehr beliebte Lustspiele, z. B. „Er und Sie" oder die in katholischen Staaten verbotenen „Mönche" geschrieben hat.

Der Cirque Impériale zu Paris brachte vor kurzem ein Drama **Paul Foucher's**, des Schwagers von V. Hugo, betitelt „Maurice de Saxe". Auf der französischen Bühne erschien der Sohn der Aurora Königsmark schon einmal in Scribe's „Adrienne Lecouvreur." — **Dennery's** „Faust", der selbst eine Parodie des Goethe'schen Faust genannt werden konnte, ist nun im „Faux Faust" gleichfalls travestirt worden.

Digitized by Google

Neuigkeiten von Carl B. Lorck in Leipzig.

Im Laufe des Jahres 1858 erschienen folgende Verlags- und Commissionsartikel:

Allen, C. F., Geschichte der dän. Sprache im Herzogth. Schleswig. Mit 4 Sprachkarten. 2 Bde. 77 Bog. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Andree, Karl, Südafrika und Madagascar. Geschildert durch die neuesten Entdeckungsreisenden. Mit Karte. 8. geh. 1⅓ Thlr.

Arenz, Karl, Die Entdeckungsreisen in Nord- und Mittelafrika von Richardson, Overweg, Barth und Vogel. Mit einer Karte. kl. 8. 10 Ngr.

Atlas de l'Archéologie du Nord représentant des échantillons de l'Age de Bronze et de l'Age de Fer. Publié par la Société Royale des Antiquaires du Nord. Avec 22 Planches. Imp. Fol. carton. 10 Thlr.

Atlas von Dänemark, im Felde durch Oculair-Croquis aufgenommen vom Topogr. L. Bloth. Herausgeg. von Ad. Bull. Bll. 1—4. Seeland u. Fyhnen. Allum. 5 Thlr. 24 Ngr.

Aus Franzensbad. Sechs Episteln von keinem Propheten. 10 Bog. 16. eleg. geh. 20 Ngr.

Burke, C. B., Aus den Annalen der englischen Aristokratie. Deutsch bearbeitet von J. Seybt. fl. 8. geh. 10 Ngr.

Coof, James, Drei Reisen um die Welt. Neu herausg. v. Steger. 2 Thle. in 1 Bd. 39 Bog. 8. geh. 1½ Thlr. geb. 1⅔ Thlr.

Cyzl, Anton von, Die Ostsee und ihre Küsten. 8. geh. 1½ Thlr.

Fryxell, Andreas, Geschichte Gustav Adolph's. Mit d. Portr. dess. 2. unveränd. Ausg. 20 Bog. 8. geh. 1 Thlr. geb. 1⅓ Thlr.

Fryxell, Andreas, Geschichte Karl des Zwölften. Deutsch bearbeitet von Anton v. Cyzl. Mit dem Portrait des Königs. 30 Bog. 8. geh. 1 Thlr. geb. 1½ Thlr.

Hof- und Staatskalender, Kgl. Dänischer, Staatshandbuch d. dän. Monarchie für das Jahr 1858. 55 Bogen 4. 2 Thlr. 12 Ngr.

Holstein und Lauenburg in Bildern, Complet in 10 Heften mit 30 Abbild. in Tondruck. Quer-Folio. Subscr.-Preis 27 Ngr. pr. Heft. od. compl. 9 Thlr.
Das Werk bildet eine Fortsetzung von „Königreich Dänemark in Bildern" compl. in 25 Heften. 22 Thlr. 15 Ngr.

Irving, Washington, Das Leben George Washington's. Herausgegeben von Prof. Dr. F. Bülau. 4 Bände 102 Bog. 8. geh. 4 Thlr. geb. 5½ Thlr.

Kane, F. Elisha Kent, Zwei Nordpolarreisen zur Aufsuchung Sir John Franklins. Deutsch von J. Seybt. 19 Bog. 8. mit 2 Karten geh. 1 Thlr. geb. 1½ Thlr.

Keightley, Thomas, Geschichte von Indien. Uebersetzt und bis auf die neueste Zeit fortgeführt von J. Seybt. 2 Thle. in 1 Bd. Zweite Ausgabe. 42 Bog. 8. geh. 1½ Thlr. geb. 1⅔ Thlr.

Kühne, Dr. F. Gustav. Aus mexicanischen Gefängnissen. Bruchstück aus Eduard Harforts hinterlassenen Papieren, herausg. v. F. G. Kühne. 8 Bogen 8. geh. 16 Ngr.

Lexicon poëticum antiquae linguae septentrionalis, conscripsit Sveinb. Egilsson. Ed. Societatis Regia Antiquarior. septentr. Fasc. I—III. Preis pr. complet (5 Hefte) 10 Thlr.

Männer der Zeit. Biographisches Lexicon der Gegenwart. Heft 1—3. Vollständig in etwa 20 monatlichen Heften von 4—5 Bog. 4. Preis pro Heft 10 Ngr.

Marbach, Oswald, Hippolyt, Tragödie. eleg. geh. Preis 20 Ngr.

Marbach, Oswald, Medeia, Tragödie. eleg. geh. Preis 20 Ngr.

Mehwald, Friedrich, Nach Norwegen. kl. 8. geh. 10 Ngr.

Müller, L., Die Münzen des thracischen Königs Lysimachus. 6 Bog. 4. m. 9 Kupfertaf. 3 Thlr.

Von demselben Verfasser erschien ferner:
Numismatique d'Alexandre le Grand, Suivie d'un Appendice cont. les Monnaies de Philippe II et III. Accompagnée de Planches et tables in-quarto (401 S.) gr. 8. m. 29 Taff. 7 Thlr.

Puggaard, C., Description géologique de la Peninsule de Sorrento dans le Royaume de Naples contenant de Nouvelles observations sur les Dolomies, (49 S.) m. 1 color. Karte. 24 Ngr.

Olmsted, F. L., Wanderungen durch Texas im mexikan. Grenzlande. Aus dem Englischen. 19 Bog. 8. geh. 1 Thlr. geb. 1½ Thlr.

Oersted, H, Ch., Der Geist in der Natur. Deutsch von Prof. Dr. K. L. Kannegießer, mit dem Portrait des Verfassers und dessen Biographie von P. L. Möller. 4. Aufl. vollständig in 1 Bd. 41 Bg. 8. geh. 1½ Thlr. geb. 1⅔ Thlr.

Prescott, W. H., Das Klosterleben Karls V. Aus dem Englischen (Amerikanischen) von J. Seybt. fl. 8. geh. 10 Ngr.

Rmy Rees. L. C., Selbsterlebtes während der Belagerung von Lucknow. Mit dem Plane der Stadt nebst der Residenz und dem Portrait des General Sir Henry Lawrence. 19 Bog. 8. geh. 1½ Thlr. geb. 1⅔ Thlr.

Sivers, Jegor von, Literarisches Taschenbuch der Deutschen in Rußland. 20 Bog. gr. 8. eleg. geh. 2 Thlr. 10 Ngr. eleg. geb. 2 Thlr. 24 Ngr.

Smiles, Samuel, Das Leben Georg Stephenson's. Deutsch bearbeitet von L. Thiele. fl. 8. geh. 10 Ngr.

Smith, Casp. Guil., De locis quibusdam Grammaticae linguarum Balticarum et Slavonicarum, scripsit —. Partic. I. u. II. De elementis inprimis vocalibus. (130 u. 53 S.) 8. 1857. 1 Thlr. 3 Ngr.

Sophocles Tragödien, übersetzt und erklärt von O. Marbach. 7 Bändchen. Preis des Bandes Text mit Erklärung 24 Ngr.
Hiervon erschienen bis jetzt:
I. König Oedipus, Text und Erklärung. 24 Ngr.
II. Oedipus in Kolonos, Text. 12 Ngr.
III. Antigone, Text und Erklärung. 24 Ngr.
IV. Trachinierinnen, Text. 12 Ngr.
V. Ajas, Text. 12 Ngr.
VI. Elektra, Text. 12 Ngr.
VII. Philoktetes, Text und Erklärung. 24 Ngr.

Taylor, Bayard, Eine Winterreise durch Lappland. Deutsch von Fr. Coßmann. fl. 8. geb. 10 Ngr.

Thiele, Ludwig, Bilder aus den Alpen. Erinnerungen eines Malers. fl. 8. geh. 10 Ngr.

Thiele, L., Im Elbthal von Meißen bis Leitmeritz. fl. 8. geh. 10 Ngr.

Thierry, Amedée, Attila und seine Nachfolger. Deutsch von Dr. Eduard Burckhardt. 2 Theile in 1 Band. 2te Ausgabe. 32 Bog. 8. geh. 1½ Thlr. geb. 1⅔ Thlr.

Thiers, Adolf, Geschichte des Consulats und des Kaiserreichs. Aus dem Franz. von Dr. E. Burckhardt. IV. Band. Preis 5 Thlr. 14 Ngr.
Band I. kostet 5 Thlr. 10 Ngr. — Bd. II. 4 Thlr. 8 Ngr. — Bd. III. 4 Thlr. 28 Ngr.

Thomsen, C., Griechisches Elementarbuch für Anfänger. (102 S.) fl. 8. 12 Ngr.

Thorwaldsens Arbeiten und Lebensverhältnisse im Zeitraume 1828—1844. von J. M. Thiele. Bearb. von F. C. Hillerup. 34 Hefte od. 2 Bde. compl. (116 S. Text m. 205 Kpftfff.) Imp.-4. Subscr.-Preis 15 Thlr. 9 Ngr.

Wenzig, Joseph, Westslavischer Märchenschatz. Ein Charakterbild der Böhmen, Mähren und Slowaken. Deutsch bearbeitet. 20 Bog. 8. mit Musikbeilagen. geh. 1 Thlr. geb. 1½ Thlr.

Wolff, M., Die Philonische Philosophie in ihren Hauptmomenten dargestellt. 2. vermehrte und theilweise umgearb. Ausg. 4 Bogen. 18 Ngr.

Verantwortliche Redaction und Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Nies'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

Digitized by Google

№ 10. **Europa.** 1859.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 5. März.

Inhalt

Größere Aufsätze: Ueber die Liebe. Von J. Michelet. — Aus Reverdil's Denkwürdigkeiten über Struensee. — Mozart's Schauspieldirektor. — **Chronik:** Aberglauben und Amulete. - Das italienische Theater. - Schwerdgeburths Lutherbilder-Cyclus. - Litterarische Reminiscenz. - Der alte Fritz als Bühnenheld. - Don Quixote und Falstaff. - Zur Erinnerung an Friedr. Aug. Wolf. - Rosa Sandor. - Korallenfischerei und Strohhutfabriken. - Die Bevölkerung der Erde. — **Kurze Nachrichten:** Litteratur. - Bildende Kunst. - Theater und Musik.

Ueber die Liebe. Von J. Michelet.

Bekanntlich ist es schwer, viele Köpfe unter einen Hut zu bringen; indessen schwer wie es ist, mag es doch wohl einmal geschehen, aber ein Buch über die Liebe zu schreiben, das die Herzen aller Leser befriedigte, das sich die Herzen aller Leser gewinnen könnte, ist geradezu unmöglich. Die Liebe ist eben wesentlich eine Herzensfrage, die von Jedem je nach der Verschiedenheit des Geschlechts, des Alters, des Temperaments, der Lebensstellung, der individuellen Erfahrung, der Bildung, ja der Nationalität anders beantwortet wird. Besonders der Nationalität. Sollte Jemand dies letztere Moment gering anschlagen und meinen, das Werk der Ausgleichung aller nationalen Unterschiede sei schon so gut wie vollendet, der wird von seinem Irrthum zurückkommen, wenn er ein Buch, dessen Gegenstand wesentlich von der nationalen Atmosphäre influenzirt ist, ein Buch, in welchem das Herz des Autors nicht minder hörbar schlägt, als das Herz der Nation — wenn er Michelet's Buch: „Von der Liebe" liest.

Die Aphrodite von Melos ist nicht verschiedener von der Medicäischen Venus, als deutsche Liebe von dem französischen amour.

Dieses Moment des nationalen Unterschiedes wird der deutsche Leser von Michelet's Buch festhalten müssen, oder er läuft Gefahr, seinen Autor sehr häufig entweder gar nicht zu verstehen, oder, was ebenso schlimm ist, ihn falsch zu verstehen und falsch zu beurtheilen, ihn hier der Uebertreibung anzuklagen, wo er in seinem Sinne durchaus nüchtern ist, ihn dort der Frivolität zu zeihen, wo sein Herz von den wärmsten, ja heiligsten Gefühlen erfüllt war. Der Deutsche ist bekanntlich ein Virtuos in der Kunst, sich mit Leichtigkeit in fremde Stimmungen versetzen, den Kreuz- und Querſprüngen der abenteuerlichſten Phantaſie müheloſ folgen zu können, aber wir ſagen es dem Leſer voraus, daſ diesmal ſein Talent auf mehr als eine harte Probe geſtellt werden dürfte. Wenn Michelet z. B. in einem gewiſſen Falle dem Gatten nicht nur das Recht zuſpricht, ſeiner ſchuldigen Gattin eine körperliche Züchtigung angedeihen zu laſſen, ſondern ihn ſogar auffordert, von dieſem ſeinem guten Rechte Gebrauch zu machen, ſo dürfte uns Deutſchen dieſe Löſung des gordiſchen Knotens denn doch mindeſtens ſonderbar, ja widerwärtig bedünken, ſelbſt wenn die Medicin nach Michelet's Recept nur in geringer Doſis, und auch ſo nur dann verabreicht werden ſoll, wenn die Patientin ein entſchiedenes Verlangen darnach äuſert und ſich für den heilkünſtleriſchen Gatten aus der Diagnoſe des Falls die Nothwendigkeit beſagten Medicaments herausgeſtellt hat. Dergleichen iſt eben nur erklärlich aus dem franzöſiſchen Naturell, das ſich eine lebhafte Freude nicht gut ohne obligates Feuerwerk, und einen tiefen Seelenſchmerz nicht ohne eine leidenſchaftliche Scene mit wüthenden Declamationen, Zornausbrüchen, Fußfall, Thränengüſſen und — wie hier — gelinder körperlicher Züchtigung denken kann. Ja, wir glauben nicht zu irren, wenn wir in dieſer Stelle, wie noch oft im Buche, den Einfluſ eines andern Elements zu verſpüren glauben, das ſich allerdings beſſer mit der celtiſch-romaniſchen, als der germaniſchen Natur verträgt. Bekanntlich iſt Michelet's Stellung zum Katholicismus eine entſchieden oppoſitionelle. Wer das noch nicht wüſte, könnte es aus dieſem Buche lernen. Das Mittelalter, und Alles, was wir aus dem Mittelalter herübergeſchleppt haben, iſt ihm antipathiſch. Er läſt ſich keine Gelegenheit entgehen, wo er der verknöcherten ſcholaſtiſchen Wiſſenſchaft, die das Weib für unrein erklärte, und einer religiöſen Richtung, welche dem Weibe in der Kirche und auſerhalb der Kirche den Mund verbietet, einen Hieb verſetzen kann. Und natürlich, wer, wie Michelet, mit Recht die Baſis unſers Lebens in der Familie findet, wer in der Ehe ein Inſtitut erblickt, das uns beſſer als irgend ein anderes zu jeder Menſchen- und Bürgertugend erziehen kann, wer die Heiligkeit der Ehe proclamirt und das Eindringen jedes Dritten, er habe einen Namen, welchen er wolle, er bekleide ein Amt, welches er wolle, auf das entſchiedenſte zurückweiſt, — der kann ſich wohl nicht anders als oppoſitionell gegen eine Anſchauung verhalten, die den Schwerpunkt der Erziehung zur Heiligkeit in eine ganz andere Sphäre verlegt. Dadurch wird uns auch nur erklärlich, was uns ſonſt unbegreiflich erſcheinen könnte, warum Michelet wieder und immer wieder darauf zurückkommt, daſ der Gatte der Gattin alles in allem,

Digitized by Google

sind besonders ihr Beichtiger sein müsse; und warum er die junge Frau in Fällen, wo sie von Gedanken heimgesucht wird, die sie dem Gemahl noch nicht zu gestehen wagt, nicht in die Kirche an den Beichtstuhl, sondern in ihren Garten an ihre Schwester, die Rose, weist.

Und allerdings ist die junge Frau, wie Michelet sie schildert, der Unterweisung aller Art gar sehr bedürftig, denn sie tritt eben völlig unwissend in die Ehe — eine Annahme, die mit des Verfassers eigener Aeußerung, daß die Französin sehr früh reif sei, und daß die katholische Erziehung, besonders die Beichte zu dieser Frühreife sehr viel beitrage, scheinbar im Widerspruch steht. Aber auch nur scheinbar. Denn wenn einerseits der Katholicismus wohl den von Michelet behaupteten Einfluß haben kann, so hat doch auch derselbe Katholicismus die Nonnenklöster und die von Nonnen geleiteten Pensionate gestiftet, in welchen die meisten jungen Französinnen aus den besseren Ständen erzogen werden. Diese klösterlich-strenge Schule erhält die Mädchen lange jung, aber auch lange unwissend, ist die Pflegerin jener „holden Ignoranz", die Heine scherzend seiner Mathilde vorwirft, als sie ihm wieder einmal Gelegenheit giebt, über „die Lacünen der französischen Erziehung" von seinem deutschen Standpunkte zu staunen. Michelet hingegen nimmt diese holde Ignoranz als eine Thatsache hin, die er vorfindet, und von der er überall in der Erziehung, die er den Gatten mit der Gattin vorzunehmen lehrt, ausgeht. Dies führt auf einen andern Punkt, der ebenfalls den deutschen Leser befremden könnte. Es ist nämlich in dem Buche von dem Brautstand, diesem in Deutschland so überaus wichtigen Stand, so gut wie gar nicht die Rede, aus dem sehr triftigen Grunde, weil der Franzose dies Verhältniß so gut wie gar nicht kennt. In Frankreich verlobt man sich, um in acht Tagen, in Deutschland, um vielleicht nach ebenso viel Jahren zu heirathen. In Frankreich kommt es nicht selten vor, daß sich die jungen Leute an ihrem Verlobungstage zum ersten Mal im Leben sehen — eine Art der Ueberraschung, die man in Deutschland höchstens fürstlichen Personen reservirt. Das französische Mädchen wird, selbst außerhalb des Klosters, zu Hause von seiner Mutter sehr streng erzogen. Die französischen Mütter, sagt Michelet, sind „terribles"; und er weiß viel von der Eifersucht der Mütter auf ihre Töchter zu erzählen, wie knapp die arme Kleine gehalten wird, und wie sie alle Abend zu hören bekommen kann: die Tochter ist nicht übel, aber was ist sie gegen die Mutter! Daraus erklärt sich Michelet's Paradoxon: „In Frankreich werden die Leute (vor allem die Frauen) mit der Zeit jung;" erklärt sich auch, warum in der Ehe, wie er sie schildert, vieles vorkommt, vieles verhandelt wird, worüber die jungen Leute in Deutschland meistens schon vor ihrer Verlobung vollkommen einig sind. Wer diesen wesentlichen Unterschied der nationalen Erziehung nicht im Auge behält, den dürfte, wie gesagt, vieles in dem Buche befremden.

Und wir sind mit der Aufzählung der Differenzpunkte noch nicht zu Ende. Michelet's Buch kann für den Deutschen nicht sein, was es für den Franzosen ist, weil die Sitten der Gesellschaft hüben und drüben doch noch sehr wesentlich verschieden sind. Michelet könnte wie Rousseau in seiner Vorrede zur Neuen Heloïse sagen: „Ich sah die Sitten meiner Zeit und ich schrieb dieses Buch;" oder besser: „Ich sah die Sittenlosigkeit meiner Zeit und ich schrieb dieses Buch." Wenn Tacitus seine verweichlichten Römer durch seine Germania beschämen wollte, so will Michelet in seinem Buche von der Liebe seinen Landsleuten einen heilgeschliffenen Spiegel vorhalten, in welchem sie ihre moralische Häßlichkeit erkennen möchten. Er selbst nennt es „das Buch der Befreiung von der moralischen Sklaverei." Das giebt dem Werke seine eigenthümliche Bedeutung. Es ist der Aufschrei eines edlen Herzens, das die Entsittlichung seiner Nation blutenden macht; es ist die Stimme eines sanften, liebevollen Predigers in der Wüste dieser entsetzlichen Herzlosigkeit, dieses grauenhaften Egoismus; ja, indem es das Wort, das rettende Wort selbst ausspricht, ist es ein Evangelium, eine neue Botschaft. Freilich schlimm genug, daß die so alte Botschaft so neu erscheint! Oder wäre dieses Buch, das die Heiligkeit der Ehe proclamirt, kein Evangelium für eine Gesellschaft, welcher der Bruch der Ehe ein alltägliches Ereigniß ist, für das man stets ein schadenfrohes Gelächter bereit hat? Wäre dieses Buch, das die Frauen wieder in ihre Würde einsetzen will, keine neue Botschaft für eine Welt, welche schon seit langem die Hetären auf den Thron erhob und ihnen Altäre errichtete? Nur wer diese sociale Verwilderung recht bedenkt, nur wer diese dem demi-monde dargebrachten Ovationen in ihrer Lächerlichkeit und Schamlosigkeit erkannt hat, wer mit Erstaunen beobachtet hat, wie die französische Litteratur saß nur noch Bücher hervorbringt, die diesen wüsten Zwischenreich angehören, wie noch kürzlich ein Roman (Fanny von Fevdeau), der eine wahre Kloake seiler, schnöder, niederträchtiger Gesinnungen ist, von dem französischen Publicum verschlungen wurde, so daß er jetzt (nach wenigen Monaten) bereits in der zwölften Auflage erscheint — nur wer dies Alles bedenkt, mag ermessen, was Michelet's Buch für die Franzosen sein kann.

Ob es ihnen wirklich sein wird, was er sich davon verspricht, wirklich „das Buch der moralischen Befreiung, das Buch der wahren Liebe," ist eine andere Frage, die wir weder unbedingt zu bejahen, noch entschieden zu verneinen wagen. So viel freilich dürfte sich bewiesen lassen, daß die Moral, die in diesem Buche gepredigt wird, nicht die lautere Moral ist, und daraus würde dann freilich von selber folgen, daß eine auf einer solchen Moral basirte Liebe auch nicht die wahre Liebe sein kann.

Wie Lessing in seinem unsterblichen Werke von der Gruppe des Laokoon seinen Ausgang nimmt, so stellt Michelet an die Schwelle seines Buchs die Gruppe der Befreiung der Andromeda des Bildhauers Puget. Aber dies Werk ist ihm mehr als ein Ausgangspunkt, mehr als ein geistreicher Vergleich. Die an den Felsen der physischen Nothwendigkeit mit den Ketten der Unwissenheit gefesselte Frau, wie er sie schildert, ist wirklich jene hülflose Andromeda, und der Mann, der sie aus dieser zwiefachen Gefangenschaft befreien soll, wirklich jener liebenswürdige Perseus. Ja, das Werk des Bildhauers ist so sehr ein Prototyp seines eigenen Werkes geworden, daß man auf sein Buch wörtlich anwenden kann, was er von jener

Digitized by Google

Gruppe sagt: „Ein liebliches, leidenschaftliches Werk, das in einer Beziehung alltern ist, und doch auch gerade dadurch seine Leidenschaft beweist. Der Künstler hat uns so für seine Kleine zu interessiren gesucht, daß er sie ganz klein gemacht hat, von der Größe eines Kindes mit den Formen einer Frau." Michelet's Heldin ist auch nur der Form nach eine Frau, im Grunde aber ein wahres Kind, hülflos, abhängig, der physischen Nothwendigkeit rettungslos verfallen. Und er, der sie befreien soll, gleicht auch nur allzusehr jenem Perseus; auch er ist „der schwächliche Hercules eines Epigonengeschlechts, wie ihn ein frauenhaft gesinntes Jahrhundert sich denken mochte und wie ihn das starke Alterthum nie concipirt hätte;" und, setzen wir hinzu, ebenso wenig ein Mann, der von dem Geiste des Alterthums groß genährt ist, ein Mann, in dessen Seele ein Etwas von der Kraft Luthers, Lessings und Kants lebt. Kennt Michelet den kategorischen Imperativ, das hohe Wort: „Du sollst" nicht, oder fürchtete er, daß es dem entnervten Geschlecht, für das er schrieb, ein Antlitz der Meduse sein würde? Glaubte er die in Auflösung begriffene Gesellschaft noch mit sanften Medicamenten heilen und des Eisens und des Feuers entrathen zu können? Oder hielt er sein Volk schon für zu krank, zu kraftlos, um es so ernstlich in die Kur zu nehmen? Wie aber kann er dann hoffen, daß „jene Welt der Gerechtigkeit und des Lichts," auf die er doch hofft, die er mit prophetischem Seherblick schon heraufdämmern sieht, jemals tagen werde? Dachte Michelet nicht an das erhabene Wort, daß man nicht neuen Most füllen soll in alte Schläuche? Und sagte ihm sein gesunder Menschenverstand nicht, daß, wer das Wasser scheut, es niemals wird zum Schwimmen bringen?

Michelet erzählt uns, daß er sein Leben lang gegen die Anmaßung des Materialismus gekämpft habe; und in der That, es thut Noth, daß er uns das ausdrücklich versichert, denn nach diesem Buche zu schließen, würde man ihn eher für alles Andere, als für einen Gegner des Materialismus halten. Von einer Spontaneität des Willens ist nirgends die Rede; überall erscheint die Frau als sklavisch abhängig von den Einflüssen ihrer eigenen Organisation; überall unter der Botmäßigkeit der Naturgewalten. Die Zahl der Vorsichtsmaßregeln, deren Befolgung dem Gatten in dem Umgange mit seiner Gattin zur strengsten Pflicht gemacht wird, ist deshalb unerhört. Arme Männer! Ihr wähnt, was heute Recht ist, sei am nächsten Tage nicht Unrecht, und was am Morgen Vernunft, am Abend keine Thorheit; und bedenkt nicht, daß zu dem, was ihr frei treibt, wie Essen und Trinken, für die Frau noch Eins, Zwei und Drei und Tausenderlei kommen muß. Ihr glaubt es mit einem Vernunftwesen zu thun zu haben, und habt es mit einer Sensitive zu thun, auf die Licht und Dunkel, und Wärme und Kälte, und Abend und Morgen, und heiterer Himmel und Gewitterwolken, und Gott weiß, was noch sonst Alles mit solcher Gewalt wirken, daß ihre Spontaneität beinahe Null ist. „Die Willenskraft", sagt Michelet, „ist nicht ein Riegel, den man einfach vorschieben und zurückschieben könnte; sie ist eher einem in unendlich viele Grade eingetheilten Thermometer zu vergleichen." Und nach dieser Thermometer-Theorie theilt er beispielshalber den Willen einer Frau, die ihre Tugend gegen die Zudringlichkeit eines Frechen zu vertheidigen hat, in dreißig Grade. Davon kommen zwanzig Grad auf die Ueberraschung u. s. w. u. s. w., und wie viel bleibt schließlich für den freien Willen? Sage und schreibe: ein Grad! Ich glaube jede verständige und edle Frau wird sich einen Anwalt verbitten, der, um seine Clientin besser zu vertheidigen, sie zu einer Idiotin macht.

Michelet berichtet, daß ihm bei der Ansammlung und Sichtung der Thatsachen, aus denen sein Werk hervorgegangen, nichts mehr genützt habe, als die Freundschaft der Aerzte; er ist stolz darauf, einige der berühmtesten des Jahrhunderts genau gekannt zu haben. Uns will bedünken, als ob dieser Umgang ihm in Beziehung auf dies Buch eher schädlich als nützlich gewesen sei. Es ist immer bedenklich, wenn Laien mit den letzten Resultaten einer Wissenschaft experimentiren wollen, doppelt bedenklich, wenn diese Wissenschaft eine exacte, durchweg auf Erfahrung basirte ist, wie die Medicin. Wie die Herren sich räuspern, das sieht ihnen der Laie glücklich ab, und dabei bleibt es denn auch. Eine Hypothese wird bei ihm zur unumstößlichen Gewißheit; ein vereinzeltes Factum, das in dem Organismus der Wissenschaft vielleicht von sehr untergeordneter Bedeutung ist, erscheint ihm wichtig genug, um es als Eckstein für ein großes Gebäude zu benutzen. So fällt denn Michelet, so oft er auf einen gewissen anatomischen Atlas zu sprechen kommt, der nach dem Urtheile der Kenner durchaus nicht zu den bedeutendsten Werken auf diesem Gebiete gehört, jedesmal ehrfurchtsvoll auf die Kniee; so spielen gewisse neuere Entdeckungen der Physiologie bei ihm eine ganz unverhältnißmäßige Rolle. Immer und immer wieder kommt er darauf zurück und verkündet es fast triumphirend: die Frau ist eine Kranke, und abermals eine Kranke; von 28 Tagen ist sie 15—20 Tage „man kann beinahe sagen, immer" eine Kranke. Und diese Krankheit nun beutet er in einer Weise aus, daß eine hysterische Dame, die ihren Gatten und ihr ganzes Haus auf Rechnung ihrer schwachen Nerven zur Verzweiflung bringt, noch von ihm lernen könnte.

Es ist wahr, daß Michelet diese sklavische Abhängigkeit der Frau von den Naturgewalten, je weiter sie sich entwickelt, desto mehr in den Hintergrund treten läßt; aber wahrhaft von ihnen emancipirt erscheint sie eigentlich doch nur erst — als Greisin. Erst dann ist sie ihm das Vernunftwesen, als welches wir sie sehen möchten, sobald der erste Rausch der Jugend verflogen ist.

Nein! die Moral, die Michelet lehrt, ist nicht ganz die rechte Moral; seine auf dieser Moral basirte Liebe nicht ganz die wahre Liebe, und die nothwendige Folge dieser Halbheiten ist denn auch, daß seine Gatten trotz der undenklichen Mühe, die sich der Gatte giebt, trotz der Willfährigkeit, mit der die Gattin diesen Bemühungen des Mannes entgegenkommt, es nicht zur wahren Einigkeit, zur rechten Seelenharmonie bringen. Und weil sie es auf Erden nicht dazu bringen, auch so nicht bringen können, — deshalb und nur deshalb mußte Michelet auf sein irdisches Drama einen Epilog im Himmel folgen lassen. Das Kapitel, überschrieben: „Die Liebe über das Grab hinaus", ist dieser Epilog. Wir gestehen, den Autor hier nicht mehr

Digitized by Google

folgen zu können, da wir mit Fauſt der Anſicht ſind, daß dem Tüchtigen dieſe Welt nicht ſtumm ſei, und ſich unter andern die rechte Vereinigung zwiſchen zwei Gatten ſchon hier auf Erden vollkommen bewerkſtelligen laſſe.

Wenn uns nun ſo der Weisheit letzter Schluß nicht befriedigt, können wir der irdiſchen Klugheit des Buches ebenſo wenig unbedingten Beifall ſchenken. Ja, um es offen herauszuſagen: vieles Einzelne erſcheint uns in hohem Grade unpraktiſch, und das Ganze erinnert uns ein wenig an den Bogen in einer von Leſſings Fabeln, den Bogen, welchen der Verfertiger ſo künſtlich drechſelte und ſo kunſtvoll zurechtſchnitzte, daß er zerſprang, ſobald der Jäger ihn zu ſpannen verſuchte. Die Gründe, welche verhindert haben, daß dem Werk die rechte Lebensfähigkeit würde, ſind zweierlei. Sie liegen einmal in der Natur des Gegenſtandes und zweitens in der Natur des Autors.

Michelet erzählt uns in der Einleitung die Entſtehungsgeſchichte ſeines Buchs, kommt dabei auf ſeine eigene Lebensgeſchichte zu ſprechen und giebt uns eine ſehr intereſſante Skizze ſeiner Individualität. Wie weit das Porträt ähnlich iſt, laſſen wir dahingeſtellt und halten uns vorläufig an ſeine eigenen Worte. Und ſo ſehen wir denn einen Mann, der, in ſein Muſeum gebannt, die Welt kaum einen Feiertag, nur ſo von weitem ſieht; einen Mann, der „allem Coterieweſen fern ſtehend, unberührt von den Fragen der Zeit, ſich in ſeine Gedanken einſpinnt;“ der, in natürlicher Folge dieſer Vereinſamung, „oft alte, längſt gefundene und bekannte Dinge von neuem ſuchte und fand;“ der, wie ſich denn wohl von ſelbſt verſteht, „die Menſchen nicht kennt, und den deshalb auch Niemand haßt; deſſen Schlachten die einer Idee gegen eine andere Idee waren.“ Zu dieſem einſamen Denker, der nur durch ſeine Vorleſungen in directe Berührung mit dem Publicum kommt, fühlen ſich dann die Leute, beſonders die jungen, außerordentlich hingezogen. Das Dunkel, in welches er ſich hüllt, verleiht ihm in den Augen der frivolen Menge eine gewiſſe myſtiſche Erhabenheit. Man wallfahrtet zu ihm in ſein Studirzimmer, wie zu einem frommen Einſiedler in der Wüſte. Mit einem Worte, man treibt einen Cultus mit ihm, der ein ganz klein wenig übertrieben, und deshalb wie alles Uebertriebene ein ganz klein wenig lächerlich iſt. Ein Arzt aus der Provinz, den er nicht kennt, ſchreibt ihm, daß er ſeine Braut, die er in einigen Tagen heirathen wollte, verloren habe. Der Arme will nichts, als einem Manne, dem er Herz zutraut, ſein Leid klagen. Beſonders ſind es die Damen, die ſich gläubig an ihn wenden, ihm ihren Herzenskummer, ihr tauſendfaches Weh zu beichten. Die Correſpondenzen, die er mit ſeinen Anhängern und Anhängerinnen in Nähe und Ferne über die zarteſten Geheimniſſe des Menſchenherzens pflegt, wachſen zu Bergen. Aus dieſem und ähnlichem Material ſammelt der Menſchenſcheue ſeine Menſchenkenntniß. Da kommen die Jahre 1848 und 1849 mit ihren ſocialen Trauerſpielen. „Eine fürchterliche Kälte verbreitete ſich in der Atmoſphäre; es war, als ob ſich alles Blut aus unſern Adern zurückgezogen hätte.“ Der längſt gehegte Plan, ſeinem Volke „das Buch der wahren Liebe“ zu ſchreiben, reift zum Entſchluß.

Nun fragt man ſich doch unwillkürlich: iſt dieſer Mann, der noch eben von ſich ſelbſt behauptete, „daß ſeine Einſamkeit ihm das rechte Verſtändniß für das, was der Augenblick heiſcht, raubte,“ der rechte Mann für ein Werk, das mehr als jedes andere die intimſte Kenntniß der Geſellſchaft, für die es geſchrieben wird, vorausſetzt? Man fragt ſich: können dergleichen vertrauliche Mittheilungen, die ſich der Mittheilende nach Menſchenart doch erſt ſorgfältig zurechtlegt, die eigene Anſchauung erſetzen? Wird der einſame Gelehrte nicht Vieles vorbringen, worüber der Mann von Welt nur lächeln wird? Und dieſer Mangel der friſchen Luft des realen Lebens macht ſich denn auch in dem Buche ſehr bemerkbar. Nicht, als ob nicht Michelet anderweitig zur Löſung ſeiner Aufgabe in einem eminenten Grade befähigt wäre! Im Gegentheil! Es möchte wenige Geiſter von ſolcher Geſchmeidigkeit, ſolcher Zartheit, ſolcher Feinfühligkeit geben; vor allem wenig Männer, die einen ſo mikroskopiſchen Blick für die geheimſten Falten des Frauenherzens hätten — eine ſolche außerordentliche Gabe der Divination und Intuition, in welcher Michelet vielfach an Leopold Schefer erinnert. Aber ſelbſt dieſe wunderbare Begabung wird für Michelet verhängnißvoll. Er lebt das Alles, was er ſeine Gatten erleben läßt, ſo ſehr ſelbſt mit, daß er ſelten über ſeinem Gegenſtande ſteht. Michelet richtet nicht, denn die Thränen, die er mit ſeiner büßenden Magdalene weint, erſticken ſeine Stimme. Keine Spur in ihm von drakoniſcher Strenge! Weiß er doch mit mathematiſcher Gewißheit, die Aermſte hatte nur über den dreißigſten Grad ihres freien Willens zu verfügen. Wer wollte da hartherzig ſein!

Und nun ſpielt ihm ſeine unendlich bewegliche Phantaſie die wunderlichſten Streiche. Dieſer Phantaſie erſcheint nichts unmöglich. Ueber hergehohe Hinderniſſe fliegt ſie weg, leicht wie ein Vogel. Sie ſchafft ſich, was ſie braucht, mit einer Unge nirtheit, die den durch die Taſchenſpielerkunſtſtücke des Grafen von Monte-Chriſto verwöhnten Franzoſen allerdings weniger auffallen mag, als uns nüchternen Deutſchen, die wir noch immer die alberne Gewohnheit haben, nach wie? wo? und warum? zu fragen. — Eine junge Kaufmannsfrau langweilt ſich in ihrem düſtren Laden; ſie läßt ſich aus lieber langer Weile von einem hübſchen Kunden den Hof machen. Nun wohl! Bringt ſie hinauf in das vierte Stockwerk, daß die friſche Luft und das helle Licht ihr die böſen Gedanken verſcheuchen und der Blick auf eine Kette ſchneebedeckter Alpen ihre gedrückte Seele aufrichte. Eine Kette ſchneebedeckter Alpen! So etwas macht Michelet nicht mehr Schwierigkeit, wie einem Couliſſenmeiſter ein anderes Verſatzſtück. — Oder die junge Frau hat ſich in einen Ausländer verliebt; ſie hält ihn für einzig in ſeiner Art, für ein ἄπαξ λεγόμενον. Wie ſich da helfen? Nichts leichter als das. Bringt ſie in die Heimath des blonden Sohnes von Albion, in das Vaterland des dunkeläugigen Südländers. Dann wird ſie ſehen und erfahren, daß es noch mehr blauäugige, langbeinige oder ſchwarzlockige, ſchöngewachſene Jünglinge unter der Sonne giebt, und ſie wird kurirt ſein. Aber Reiſen koſtet Geld; vielleicht haß Du keins im Ueberfluß. Bete zum heiligen Monte-Chriſto!

Und iſt der Fall ſehr bedenklich, hängt der Himmel von Paris zu ſchwer über der armen Frau, ſo gilt es, auszuwan-

Digitized by Google

dern in eine ganz neue Umgebung, unter wildfremde Menschen, wo möglich unter die Wilden. Dort wird die Thörin erkennen, was sie an dem Gatten besitzt, wird sich eng an ihn schließen und Alles wird wieder gut werden. Aber der Mann ist gefesselt an die Scholle, an seinen Beruf, mit tausend Banden gekettet an sein Vaterland. Bleibt mir zu Hause, herrscht ihm Michelet entgegen, der hier wirklich einmal die Geduld verliert, bleibt mir zu Hause mit euren jämmerlichen Bedenklichkeiten. Zerreißt alle Bande und wandert aus — oder? Ja, wem nicht zu rathen ist, dem ist auch nicht zu helfen.

Wer wollte leugnen, daß die Aufgabe, die sich Michelet stellte, in sich selbst fast unüberwindliche Schwierigkeiten hat? Worauf mußte in dieser Schilderung des ehelichen Lebens nicht alles Rücksicht genommen werden! Schiffte er an der Scylla, allzu speciell zu sein, glücklich vorbei, so verschlang ihn die Charybdis einer vagen, auf Alles, d. h. auf Nichts passenden Allgemeinheit. Gleich von vornherein sucht er sich freilich die Sache dadurch leichter zu machen, daß er dem jungen Paare, welches er von dem Hochzeitsbette bis zum Grabe begleiten will, eine gewisse Stellung in der Gesellschaft giebt. Den sehr Reichen, meint er, ist nicht zu rathen, und den ganz Armen ist nicht zu helfen; und erklärt: „Ich schreibe für diejenigen, die ihr Leben mit einer gewissen Freiheit einrichten können, d. h. für die Armen, welche die häusliche Arbeit vor Noth schützt, und für die freiwillig Armen, d. h. für die wohlhabenden Leute, die verständig genug sind, einfach ohne große Bedienung zu leben und sich eine wirkliche Häuslichkeit zu schaffen." Diese freiwillig Armen, denn die erste Classe kann man nur von vornherein streichen, sind, wie sich hernach herausstellt, Leute, die eigne Villa besitzen, in der die Fußböden aller Zimmer, selbst die Treppen mit dichten, weichen (übrigens nicht kostbaren!) Teppichen bedeckt sind, eine Villa mit einem hübschen Ziergarten, in welchem Springbrunnen plätschern, u. s. w., sind mit einem Worte Leute, die zu der glücklich situirten Minorität derer gehören, die thun und lassen können, was sie wollen. Indessen wird man über die Lebensstellung des Gatten nicht so ganz klar. Einmal erscheint er wieder arm und muß beim ersten Morgengrauen an die Arbeit. Ein anderes Mal müssen die Renten wieder sehr gestiegen sein, denn er kann ohne weiteres mit seiner reisebedürftigen jungen Frau ein paar Jahre in die Welt hinausziehen. Jetzt scheint er das Leben eines Glücklichen, qui procul negotiis, zu führen; dann muß er wieder, nach allem was man von ihm hört, mindestens Minister sein.

Ueber diese Inconsequenzen wollen wir mit dem Autor nicht rechten. Es war vorauszusehen, daß er es mit seiner ersten Annahme nicht allzu genau nehmen, und die Situation der jungen Leute, je nachdem er diese oder jene Seite seines Gegenstandes behandeln, diese oder jene Wahrheit exemplificiren wollte, nach Gutdünken verändern werde. Allein Eines müssen wir entschieden tadeln, und das ist, daß Michelet seine Ehe, in welcher wir über die intimsten Beziehungen des Familienlebens belehrt werden sollen, kinderlos sein läßt, oder so gut wie kinderlos. Denn nur im Anfang zeigt uns Michelet die Gattin als Mutter. Das Kind aber kann sein zehntes Jahr kaum überlebt haben, denn später ist von ihm nie wieder die Rede, und jedenfalls ist es lange vor dem Vater gestorben, denn bei dem Tode des Gatten steht die Wittwe ganz allein da. Kein Sohn, auf dessen treuen, starken Arm sich die Tiefgebeugte stützen könnte, keine blühende Tochter, aus deren hoffnungsfrischem Leben sie Trost zu schöpfen vermöchte. Nicht in ihren, in seinen Kindern, nur in der Schaar der Freunde lebt der Dahingeschiedene fort. Wir gestehen, daß wir uns diese Auslassung selbst aus Michelet's offenbarer Absicht, alle Aufmerksamkeit des Lesers auf das Verhältniß des Gatten zur Gattin zu lenken, nicht erklären können. Denn wird nicht dieses Verhältniß durch die Kinder, je mehr diese heranwachsen, desto wesentlicher modificirt? Verwebt sich das Leben der Kinder nicht so mit dem der Eltern, daß es gar nicht einmal möglich ist, die einen Fäden aus den andern rein herauszulösen? Ist eine kinderlose Ehe denn mehr, als eine halbe Ehe? Erziehen sich die Eltern selbst an den Kindern nicht in demselben Maße, wie diese von ihnen erzogen werden? Ist die Liebe zu den Kindern nicht das nothwendige Complement der Gattenliebe? Michelet durfte dies Moment nicht so obenhin behandeln, wollte er wirklich seinen Zweck, das „Buch der wahren Liebe" zu schreiben, erreichen.

Und soll nun mit alledem gesagt werden, daß Michelet's Buch, weil es nicht das ist, was sich der Verfasser darunter dachte, nun gar nichts und ganz werthlos sei? daß es sich der Mühe des Lesens nicht verlohne? Keineswegs! Wenn je das schöne Wort: daß, Großes gewollt haben, auch groß sei, auf Bücher seine Anwendung fand, so ist es auf dies Buch. Was Michelet gewollt hat, ist so groß und schön, daß er sein Ziel nicht zur Hälfte erreicht zu haben braucht und dennoch Großes und Schönes geleistet haben kann. Und das hat er, und es wäre Impietät gegen den edlen Mann, wollte man es leugnen. Wer gegen die wohlthuende Wärme, gegen die Gluth der Begeisterung, mit der das Buch geschrieben ist, unempfindlich bleiben kann, den beneiden wir wenigstens nicht. Und wenn wir behaupteten, daß in ihm Manches verfehlt, Vieles übertrieben und Einiges albern sei, so wollen wir damit nicht gesagt haben, daß nicht Alle, Männer und Frauen, aus ihm nicht nur Einiges und Manches, sondern viel, sehr viel lernen können. Michelet hat nicht die tiefste Tiefe der Liebe ergründet. Mag sein. Aber daß die Liebe einer fortwährenden Vertiefung fähig sei, hat er bis zur Evidenz nachgewiesen, und auch damit ist schon viel gethan. Es ist schon viel gewonnen, wenn dem frivolen und blasirten Publicum zu Gemüthe geführt wird, wie hohl doch ihre Existenz im Grunde ist, wie erbärmlich ihre Liebe, jene „Raupenliebe, die sich von Blatt zu Blatt schleppt, überall nur den Rand benagt und nie bis zur wahren Süßigkeit dringt." Und so mag denn schließlich des Autors bescheidenes Wort hier seine Stelle finden: „Wenn er, der dieses schrieb, still und heimlich in der Erde von seiner Arbeit ausruht, dann wird ein besserer Kopf diese seine unvollendete Skizze zu einem Kapitel erweitern, vielleicht daraus ein großes, fruchtbares, unsterbliches Buch machen." F. S—n.

Digitized by Google

Aus Reverdil's Denkwürdigkeiten über Struensee.

Die Höfe der nordischen Staaten bieten im achtzehnten Jahrhundert eine Menge blutiger Auftritte, Palastränke und Umwälzungen dar. Peter der Erste von Rußland ließ seinen Sohn hinrichten, Peter der Dritte und Paul der Erste wurden ermordet, Gustav von Schweden durch Herrn von Ankarström erschossen. Auch Kopenhagen sah blutige Episoden, und die Hinrichtung des Grafen Struensee erregte in ganz Europa ein ungeheures Aufsehen. Wir sagten jüngst in unserm Aufsatz über die Denkwürdigkeiten der Kaiserin Katharina von Rußland, daß in der Regel kein Segen dabei herausstomme, wenn Fremde in irgend einem Land eine hervorragende Rolle spielen; sie regen den Neid auf und werden vom Hasse verfolgt; Fehltritte werden an Ausländern insgemein schwerer bestraft als an Eingebornen.

Im vorigen Jahrhunderte fanden geniale Abenteurer großen Spielraum für ihre Eigenschaften und ihre Thätigkeit; es wimmelte von ihnen fast an allen Höfen, und beinahe alle Länder, insbesondere Frankreich, Deutschland und Italien lieferten ihre Beiträge. Selbst Goldmacher und Leute wie Casanova, Cagliostro und der Graf von St. Germain mit seinem Elixir der ewigen Jugend konnten eine hervorragende Rolle spielen. Andere gewannen im Staatsleben großen Einfluß, und zu diesen gehörte Struensee, der Sohn eines deutschen Predigers, der sich zum allmächtigen Minister in Dänemark emporschwang, und dort eine große Anzahl wichtiger Verbesserungen in's Leben rufen, die Verwaltung regeln, die Gerechtigkeitspflege verbessern und bürgerliche Gleichheit durchführen wollte. Aber er verletzte den Adel durch seine Reform und durch sein Auftreten, das eitel und beleidigend war; er machte einen Versuch, der immer und überall verwerflich und von nachtheiligen Folgen begleitet ist, indem er dem Volke eine Sprache aufdringen wollte, welche demselben fremd war, nämlich die deutsche; er verstieß als Freigeist aus Voltaire's Schule, der gern die strenge lutherische Kirchenzucht gemildert hätte, gegen die Orthodoxie der Geistlichen und die Gewohnheiten oder Vorurtheile der Volksmenge. Er stand ferner in einem strafbaren Verhältnisse zur Königin und beschwor durch das Alles eine große Menge von Feinden gegen sich herauf. Er starb als Hochverräther, welchem die rechte Hand abgehauen worden war, am 28. April 1772 auf dem Blutgerüst zu Kopenhagen.

Ueber den Lebenslauf und das Ende dieses merkwürdigen Mannes, und den dänischen Hof, an welchem er eine so einflußreiche Stellung zu gewinnen wußte, sind jüngst in Paris die Denkwürdigkeiten Reverdil's erschienen, die viele neue Schlaglichter auf Personen und Zustände jener Zeit, insbesondere aus den Jahren 1760 bis 1772 werfen. Elias Salomon Franz Reverdil war 1732 in Nyon geboren und wurde durch einen Verwandten, der beim Premierminister Grafen Bernstorff in großer Gunst stand, nach Kopenhagen berufen. Dort arbeitete er Anfangs als Akademiker in mathematischen Wissenschaften, wurde aber nach einiger Zeit Lehrer des Kronprinzen Christian, welcher nach seiner Thronbesteigung, 1766, den Schweizer in seinen Geheimen Rath zog. Diesen gelüstete es nicht nach einer politischen Rolle, er mischte sich in keine Staatsgeschäfte, beobachtete aber gut und zeichnete auf was er sah und erfuhr.

König Christian der Siebente war bekanntlich ein geistesschwacher Mann, und man weiß, daß die ganz verfehlte Erziehung, deren Opfer er wurde, mit dazu beigetragen hat, seinen Kopf völlig zu Grunde zu richten. Von dem Lehrer Reverdil erfahren wir aber jetzt manche zum Theil neue Einzelheiten. Man hat oft behauptet, es sei dem Knaben ein Gifttrank gegeben, dessen Wirkung ihm das Gehirn verwirrt habe. Daran glaubt Reverdil nicht, denn er schildert den zwölfjährigen Kronprinzen, welchem er im October 1760 als Lehrer beigegeben wurde, in folgender Weise: „Er hatte ein allerliebstes Gesicht; man erzählte von ihm sehr glückliche und witzige Aeußerungen; bei der Erziehung machte er in allen Dingen, für welche er Theilnahme hatte, sehr gute Fortschritte, er sprach mit Anmuth und sogar mit Eleganz die drei Sprachen, welche am Hofe geredet wurden: Dänisch, Deutsch und Französisch, auch tanzte er sehr hübsch. Jedermann sah in ihm einen liebenswürdigen Knaben, von dem sich nur Vortreffliches erwarten ließ, nachdem einmal der erste Sturm der Jugend sich gelegt haben würde." So ist kein Knabe, dem man Gift gegeben hat. Aber Reverdil bemerkte neben jenen guten Eigenschaften von vorneherein auch schwere Fehler. Christian war eigensinnig, zum Beispiel in der Art und Weise, wie er seinen Körper abhärten und gleichsam unverwundbar machen wollte. Seine Umgebung war schlecht und die Erziehung in hohem Grade widersinnig; sein Hofmeister, Herr von Reventlou, kuppy und zwickte ihn, quetschte ihm die Hände zusammen und ließ ihn ausspeischen, wenn er die trockenen und schwerverständlichen Lehraufgaben dieses Mannes nicht begriff. Dadurch kam etwas Unwahres in den Charakter des Prinzen, und er legte sich förmlich darauf, seine geistige Absprüglichkeit und wahnsinnigen Neigungen zu verheimlichen und nichts davon blicken zu lassen. Aber damals hielt man ihn noch nicht für geistesverwirrt, sondern im Gegentheil für einen geistreichen Knaben. Reventlou wollte und konnte mit seinem Zögling glänzen. Eilust trichterte er ihm mit verdoppelter Strenge wochentang eine Reihe von Aufgaben ein, lud die Minister, höhere Geistliche und andere angesehene Männer ein, der Prüfung beizuwohnen, und ließ dann den Prinzen vier Stunden lang auffagen und abhaspeln, was er ihm mit Ohrfeigen eingebläut hatte! Alle Welt war über die Fortschritte des Knaben erstaunt, der bei Tafel als ein wahres Wunder ausposaunt wurde und zur Belohnung drei Tage Ferien erhielt. Reventlou wurde mit Lobsprüchen überhäuft.

Diese abscheuliche Mißhandlung des Knaben, welche für Erziehung galt, dauerte volle sechs Jahre und hatte jene Folgen, die nicht ausbleiben konnten. Der Prinz wurde durch und durch entsittlicht und seine Verstellung erreichte den höchsten Grad; aber gegen Reverdil ließ er manchmal merken,

Digitized by Google

„daß man pfiffig sein müsse," und deutete an, er werde seine Sache schon machen, wenn er nur erst sein eigener Herr sei.

Am 16. Januar 1766 starb Friedrich der Fünfte; am folgenden Tage bestieg Christian der Siebente den Thron. Noch an demselben Tage wurde Reverdil gerufen und als Vorleser beim König angestellt; er war der „Mentor dieses unglückseligen Telemach," bei welchem Günstlinge von der leichtesten Sorte einander folgten und drängten wie Puppen in einem chinesischen Schattenspiel. Die Ränke nahmen kein Ende, ein Minister nach dem andern wurde abgesetzt, „Dänemark gehörte Jedem, der es nehmen wollte."

Auf diesem Schauplatze finden wir Struensee, Anfangs nur als politischen Statisten ohne irgend welche Bedeutung, dann er war Arzt. Die verrückten Einfälle Christians nahmen allmählich zu; er war die Beute einer unaussprechlichen Langweile geworden, die ihm peinlich wurde. Wer ihm Belustigung und Zeitvertreib verschaffen konnte, war willkommen. Endlich rieth man dem König eine Reise an, eine sogenannte Luftveränderung, von welcher man, gleichviel ob wirklich oder nur zum Schein, sich einen Wechsel in dem geistigen Treiben des Königs versprach. Sie kostete ungeheure Summen, aber Christian kam nur noch mehr an Körper geschwächt und an Geist zerrüttet nach Kopenhagen zurück. Struensee hatte ihn als Arzt begleitet und sich Anfangs streng auf seine Berufspflichten beschränkt, nach und nach ließ er jedoch Aeußerungen über Staatsangelegenheiten fallen, die der König gern hörte. Bald befragte er ihn über manche Personen und Dinge, und seitdem war Struensee eine Art von vertrautem Rathgeber, gewissermaßen Minister ohne Departement, aber ein Mann von großem Einfluß. Damit hätte der ausländische Doctor sich begnügen sollen, aber der Ehrgeiz trieb ihn weiter, und er war Menschenkenner genug, um einzusehen, daß man auf einen Monarchen von Christians Anlagen sich auch nicht vierundzwanzig Stunden verlassen konnte, wenn man ihn nicht völlig beherrschte.

Struensee hatte Hang zu den Frauen und übte als Arzt Einfluß auf sie; deshalb wollte er sie zu seinem Emporkommen benutzen; sie sollten ihm als Brücke dienen. Reverdil äußert: „Man sagt, er habe sich die Sache so ausgedacht, daß der König zum Schein eine Maitresse haben solle, deren wirklicher Geliebter er, Struensee, wäre. Zu diesem Zweck hatte er eine reizende junge Frau auserkoren, die sehr patriotisch, aber viel zu republikanisch gesinnt war, als daß sie für das Leben am Hofe gepaßt hätte. Sie hieß Frau von Gabell, und war eine geborne von Rosencrantz". Die Verbindung wurde zwar angeknüpft, aber auch bald wieder aufgelöst. Nun aber hatte Christians Gemahlin, Caroline Mathilde, Schwester Georg des Dritten von England, Verdacht geschöpft und warf einen ingrimmigen Haß auf die Maitresse und den Arzt. Sie äußerte sich über Struensee in höchst wegwerfender Weise. „Die achtzehnjährige Königin war damals sehr betrübt und krank; man hielt sie für wasserſüchtig und alle Arzneien wollten nicht anschlagen; ihr Unwohlsein und ihre düstern Gemüthsstimmungen blieben. Christian drang in sie, seinen Doctor Struensee kommen zu lassen, und zwang sie förmlich dazu. Struensee war ein geschickter Arzt und kannte die Welt und die Frauen. Nachdem er die Königin ausgefragt, versicherte er, sie sei nicht wasserſüchtig, sei auch nicht krank, und er könne verbürgen, daß er sie in kurzer Zeit völlig herstellen werde, wenn sie sich seiner Behandlung anvertrauen wolle. Die Königin war damit zufrieden; der Doctor verordnete ihr Arzneien, daneben aber auch Zerstreuung, Lustbarkeiten und Spazierritte. Caroline Mathilde nahm Reitstunde und befand sich wohl dabei; sie saß vortrefflich zu Pferde und wurde in der Männertracht bewundert. Nicht selten ritt Struensee mit ihr aus, und die üble Meinung, welche sie von dem jungen Doctor gehabt hatte, war bald völlig verschwunden; sie sah schon jetzt in ihm einen Freund, und er gab sich alle Mühe ihr zu beweisen, daß seine Anhänglichkeit aufrichtig sei. „Die Sache führte weiter; auf einem Maskenball ging die Königin so weit, ihm Geständnisse zu machen. Einige Tage nachher saß Struensee als Vorleser neben Caroline Mathilde auf einem Sopha; beide lasen; die Bücher entfielen ihren Händen, und der Doctor war von nun an der Geliebte der Königin." Diese Auftritte fallen in das Frühjahr 1770.

Wenn auch Reverdil keinen Zweifel hegt über diese tadelnswerthe Verbindung, welche keine Entschuldigung zuläßt, so findet sie doch nach seiner Meinung wenigstens eine mildere Beurtheilung, wenn man das Benehmen des Königs in Anschlag bringt, der nicht einmal einen Anstoß nahm an den Ausmerksamkeiten, welche Struensee seiner Gemahlin bewies. Der Günstling hatte immer noch keine amtliche Stellung oder Titel, wohl aber gab sein Einfluß in allen Dingen den Ausschlag. Durch Palastintrigunen wurden Minister gestürzt, bis endlich Struensee, als er den rechten Zeitpunkt gekommen glaubte, die Maske abwarf. Der König ernannte ihn zum Grafen und Premierminister, oder vielmehr zum alleinigen Minister, denn alle Gewalt lag von nun an in Struensee's Hand. Dieser begann mit seinen Verbesserungen im Staatswesen; er war ohne Frage ein Mann von Geist und Talent, aber es mangelte ihm an Umsicht und Arbeitsamkeit; er ging nicht nach Strich und Regel zu Werke, sondern gefiel sich in Sprüngen.

Die Königin gebar eine Tochter, über deren Vater, wie Reverdil sich ausdrückt, kein Zweifel war. Caroline Mathilde ging höchst unvorsichtig zu Werke und schien gewissermaßen Gefallen daran zu finden, sich in geradezu leichtsinniger Weise bloszustellen. Sie war von einer großen Anzahl von Spähern schon deshalb umgeben, weil sie Aller Blicke auf sich zog. „Ihre Kammerfrauen wußten, wann sie die parfumirten Strumpfbänder trug, welche er ihr geschenkt hatte, in welches Buch sie sein Bildniß gelegt hatte; sie hatten bemerkt, daß er zu jeder Zeit in den Palast gehen konnte und einen Schlüssel zu den geheimen Thüren der Königin besaß; auch hatten sie herausgewittert, daß Schlüssellöcher oft mit Wachs verklebt waren, welches nach Struensee's Entfernung wieder verschwand. In dunklen Gängen lag Staub, auf welchem man die Tritte eines wohlbekannten Mannes nachweisen konnte, und dazu kamen noch manche andere Anzeichen." Nachdem man sich über das Alles längere Zeit Vermuthung und

Digitized by Google

Gewißheit nur zugeraunt hatte, wurde endlich laut und offen darüber gesprochen.

Struensee's politische Feinde jauchzten auf. Dieser Ausländer und Emporkömmling hatte gewagt, seine Hand an hundertjährige Mißbräuche zu legen! Alle, die ein Interesse am Fortbestehen derselben hatten, waren Gegner eines freisinnigen Mannes, der mit Vorurtheilen kurzen Proceß machte, vom Staatshaushalt richtige Begriffe hatte und es ohne allen Zweifel mit Volk und Land wohl meinte. Aber er ließ sich auch Mißgriffe in Menge zu Schulden kommen, und es war nicht schwer, das Volk gegen ihn aufzuwiegeln. Unter diesen Umständen bewies Struensee keinen Muth, und die gegen ihn Verschworenen hatten leichtes Spiel. Die verwittwete Königin Juliane und ihre Vertrauten Guldberg und Ranzau-Ascheberg erwirkten von Christian einen Verhaftsbefehl; einige hundert Matrosen und die berittene Leibgarde erhoben sich gegen den Günstling, der gefangen genommen wurde, als er von einem Balle kam. Von nun an war König Christian Feuer und Flamme gegen ihn, und Struensee's Feinde und dessen ehemalige Creaturen konnten mit dem gefallenen Günstling nach Belieben verfahren. Dieser benahm sich fest, so lange er Caroline Mathilde in Sicherheit glaubte; aber seine Kaltblütigkeit wich, als er erfuhr, auch sie sei gefangen, und er war so schwach, Geständnisse zu machen, die ihn und die Königin auf das höchste compromittirten.

Der Freigeist Struensee, in welchem die Jugenderinnerungen aus dem Predigerhause wach wurden, nahm im Kerker die Bibel zur Hand und bekehrte sich, ehe er das Blutgerüst betrat; Caroline Mathilde wurde von Christian geschieden und lebte zu Celle im Lüneburgischen als Wohlthäterin der Armen, wo sie dann schon 1775 einer Lungenentzündung erlag. Die Stiefmutter des Königs, Juliane, führte zwölf Jahre lang die Herrschaft, wurde dann aber durch den Kronprinzen Friedrich entfernt, der Dänemark vortrefflich mit Hülfe Bernstorffs regierte. Christian der Siebente hat bis 1808 gelebt.

— d. —

Mozart's Schauspieldirector.

In dürren Blättern säuselte der Wind, will sagen: in einem Paar Wiener Zeitschriften rascheln Anfangs August 1858 eine Notiz, die schnell bald Wien aufblicken machte. Das mag eben in Wien nicht gar viel bedeuten: der gemüthlich neugierige Wiener blickt heute, wie vor 1848, auf, wenn in den steinernen Schnörkeln des alten Stephansthurmes hoch oben der fabelhafte Falke ein Täubchen verspeist, oder Peyita in einen Kaufladen tritt, oder ein Paar Pechvögelchen sich in den Haaren liegen. Jene August-Notiz aber war wichtig genug, um das Interesse der Residenz und weit darüber hinaus zu wecken; die Zeitungen flüsterten nämlich mit drei Zeilen, im k. k. Hof-Operntheater werde demnächst eine komische Oper „Der Schauspieldirector" von W. A. Mozart in Scene geben.

Eine Oper von Mozart darf man in der Kunstwelt jedenfalls ein Ereigniß nennen, besonders wenn die Oper eine bis dahin — unbekannte war.

Und beinahe als solche erschien sie den Wienern; denn die ältesten Theaterbesucher wußten sich des Ursprungs dieses Tonwerkes nicht zu erinnern, und die Journalistik, sonst gewöhnlich mit den Programmen wochenlang voran, schwieg bei diesem Anlaß. Das Hauptwerk über Mozart von Otto Jahn endlich war noch nicht bis zur Analyse des genannten Singspiels gediehen. Alle Quellen also schienen versiegt oder doch noch nicht flüssig, bis die österreichische Zeitung in zwei Artikeln Licht über die Sache verbreitete. Der Verfasser derselben, Herr Rudolf Hirsch, wurde aufgefordert, dieselben weiter auszuführen, und so entstand ein Büchlein, das demnächst erscheinen wird, und woraus der Verfasser so gefällig war, uns die untenstehende Schilderung mitzutheilen.

Der „Schauspieldirector" ist eben zweiundsiebenzig Jahre alt. Die „Wiener Zeitung" vom 8. Febr. 1786, welche damals das Motto von Terenz führte: „Res, aetas, usus, semper aliquid apportat novi" — und sehr zärtlich von ihren Abonnenten nur als von ihren „Liebhabern" sprach, — enthält nachstehendes: „Dienstag gaben Se. Majestät der Kaiser den durchlauchtigsten Generalgouverneuren der k. k. Niederlanden und einer Gesellschaft des hiesigen Adels ein Lustfest zu Schönbrunn. Es waren dazu 40 Kavaliere, wie auch Fürst Stanislaus-Poniatowsky (Neffe des Königs von Pohlen) geladen, die sich ihre Damen selbst wählten und paarweise in Pierutschen und geschlossenen Wägen, um drei Uhr von der hiesigen Hofburg aus, mit Sr. kais. Majestät, Höchstwelcher die durchlaucht. Erzherzogin Christine führten, nach Schönbrunn aufbrachen und allda in der Orangerie abstiegen. Diese war zum Empfang dieser Gäste auf das herrlichste und zierlichste zum Mittagsmahle eingerichtet. Die Tafel unter den Orangeriebäumen war mit einheimischen und fremden Blumen, Blüthen und Früchten auf die angenehmste Weise besetzt. Währenddem Se. Majestät mit den hohen Fremden und den Gästen das Mahl einnahmen, ließ sich die Musik der k. k. Kammer auf blasenden Instrumenten hören. Nach aufgehobener Tafel wurde auf dem an einem Ende der Orangerie eingerichteten Theater ein neues für dieses Fest eigens componirtes Schauspiel mit Arien, betitelt: „Der Schauspieldirector", durch die Schauspieler von der k. k. Nationalbühne aufgeführt. Nach dessen Ende wurde auf der wälschen Bühne, die am andern Ende der Orangerie errichtet war, die ebensalls für diese Gelegenheit verfaßte Opera bussa unter dem Titel: Prima la musica e poi le parole — von der Gesellschaft der Hofoperisten vorgestellt. Während dieser Zeit war die Orangerie mit vielen Lichtern an Lustern und Plaken auf das herrlichste beleuchtet. Nach 9 Uhr kehrte die ganze Gesellschaft in voriger Ordnung, jeder Wagen von zwei Reitknechten mit Windlichtern begleitet, nach der Stadt zurück."

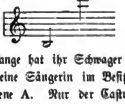
Diesen amtlichen Angaben zufolge wurde also der „Schauspieldirector" am 7. Februar 1786 zum ersten Male gegeben.

Digitized by Google

Der Name des Componisten erscheint in dem officiellen Festbericht gar nicht aufgeführt; erst aus der Nummer 13 der „Wiener Zeitung" desselben Jahres ersehen wir, daß der „Schauspieldirector" am 11. Februar in das k. k. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore zum ersten Male übergieng, ein Gelegenheitsstück in einem Aufzuge, wozu die Musik vom „Herrn Kapellmeister Mozart ist."

Der vor uns liegende Clavierauszug ist ein ehrwürdig graues Heft und führt den Titel: „Der Schauspieldirector", eine komische Operette in einem Aufzuge von W. A. Mozart. Im Clavierauszuge von Siegfried Schmiedt. Leipzig in der Breitkopf'schen Musikalienhandlung. Personen: Dem. Herz (Sopran), Mad. Silberklang (Sopran), Herr Vogelsang (Tenor), Buff (Basso).

Laut dem eigenhändigen Mozart-Kataloge (Nr. 32) ist das Singspiel am 3. Februar 1786 vollendet worden, wenige Tage vor der ersten Aufführung in Schönbrunn selbst, wie denn Mozart überhaupt es liebte, oft erst in den letzten drängenden Minuten zu schaffen. — Nach Mozarts eigenhändigem Kataloge waren ferner darin beschäftigt: seine Schwägerin Aloisia Lange, geborne Weber, die Sopranistin in den Schwindelhöhen, für welche er auch die Königin der Nacht in der „Zauberflöte" geschrieben, dann Mlle. Catarina Cavaglieri und Josef Adamberger, der Vater der Frau von Arneth. Was Madame Lange betrifft, so verlohnt es wohl der Mühe, zu erinnern, welch ungeheuren Stimmumfang diese Frau hatte. Nichts geringeres als beinahe drei vollständige Octaven.



In diesem Umfange hat ihr Schwager für sie geschrieben. Seitdem fand sich keine Sängerin im Besitze vom Alt-h bis ins viermal gestrichene A. Nur der Castrat Farinelli hatte ähnlichen Umfang, die drei C-Octaven.

Von wem der ursprüngliche Text zum „Schauspieldirector" stamme, konnte nicht in Erfahrung gebracht werden. Vielleicht ist Stephanie der Jüngere der Verfasser. Es hat den Anschein, daß dies Singspiel auf Anordnung des Kaisers Joseph verfaßt worden ist, um damit die Gebrechen und Launen und Prätensionen der Theaterleute zu geißeln. Der Kaiser war bekanntlich sehr schlecht zu sprechen, wenn die Sängerinnen sich muthwilliger Weise krank melden ließen oder sonst exceditten; er drohte sogar, daß er das Volk auf die Hauptwache schicken werde, wie dies der Herzog von Dessau sehr häufig gethan. Theaterstatistiker melden auch, daß der Gesundheitszustand der Komödianten nirgends so trefflich florirte, als in Dessau. — Ein Kenner jener Zeitperiode erzählt aber als ganz bestimmt, daß Mozart bald nach der „Entführung aus dem Serail" auf Befehl des Kaisers Joseph die genannte Operette componirt habe, als einen scherzhaften musikalischen Wettkampf für Madame Lange (Marie Luise Aloisia von Weber, Schwägerin Mozart's) und eine italienische Sängerin.

Jedenfalls war der „Schauspieldirector" zugleich eine Demonstration der italienischen Musik gegenüber. Man beurtheilt ein Werk am sichersten im Zusammenhalten mit gleichzeitigen Schöpfungen, insbesondere seine Tendenz.

Das ursprüngliche Buch des „Schauspieldirectors" ist sehr selten geworden. Der ausführliche Titel des 52 Seiten zählenden Büchleins lautet: „Der Schauspieldirector." Ein Gelegenheitsstück in einem Aufzuge. Wien, bei Joseph Edlen von Kurzbeck, k. k. Hofbuchdrucker, Groß- und Buchhändler. 1786.

Als Personen figuriren:

Frank, Schauspieldirector.
Eitler, ein Banquier.
Buff } Schauspieler.
Herz }
Mad. Pfeil
„ Krone } Schauspielerinnen.
„ Vogelsang }
Herr Vogelsang, ein Sänger.
Mad. Herz
Mlle. Silberklang } Sängerinnen.

Es möge Niemand verwunderlich auf das Personenverzeichniß herabblicken, weil wir es hier so accurat abdrucken lassen; damals war es mit der Cultur der Theaterzettel und Programme noch nicht so weit gediehen, wie in den neuesten Zeitläufen; die Theaterzettel jener Tage enthielten weder die Personen des Stückes selbst, noch die Namen der Darstellenden.

Das Stück besteht aus zehn Auftritten. Der Inhalt ist ungefähr folgender: Schauspieler Buff und sein Director befinden sich im Zwiegespräche. Es soll nach Salzburg gezogen werden, wo die Komödianten „Permission" bekommen, in das Vaterland des Hanswurstes. Sie besprechen die zu engagirende Truppe, und Buff giebt seinem Herrn praktische Lehren, wie man das Publicum ködern müsse. Alles soll gegeben werden, Ballete, Opern, lustiges Zeug. Der erste Acteur soll wöchentlich nur vier, die erste Actrice nur zwei Thaler kosten. Buff ist eine Art Dramaturg, zwar aus dem vorigen Jahrhundert, aber mit völlig modernen Ansichten; er predigt ganz erbauliche merkwürdige Dinge, die — siebenzig Jahre zurückgedacht — zu eigenthümlich sind, um hier nicht reproducirt zu werden. Buff meint z. B., der Director müsse 30—40 Personen haben, wo im Stück ein Acteur den andern vom Theater verjagt und der Zuschauer nicht Zeit hat, über irgend eine Scene nachzudenken. „Haben wir nicht gerade mit den Stücken, worüber am meisten geschimpft wird, das meiste Geld eingenommen und bei jenen, die alle Welt für Meisterstücke hält, leere Räume gehabt? Mit „Nathan dem Weisen" werden Sie das zweite Mal nicht so viel einnehmen, als die Lichter betragen; den „Graf Waltron" aber können Sie zwanzigmal geben und werden immer das Haus voll haben. Ergo? ein Director muß auf die Cassa sehen — ergo? die schlechtesten Stücke sind die besten." „Aber Buff!" erwiedert der Director, „der gute Geschmack geht ja auf diese Art vollends zu Grunde;" worauf Buff antwortet: „Bleiben Sie mit dem guten Geschmack zu Hause. Es ist ein Hirngespinnst, das den Kopf, aber nicht den Beutel füllt. Die Leute führen ihn deshalb so häufig auf der Zunge, um ihn bei jeder Gelegenheit von sich zu geben, weil sie ihn nicht verdauen können. Hängen Sie ein prächtig Schild aus, mit Torten und Pasteten bemahlt, und

Digitized by Google

setzen Sie Speckknödel und Sauerkraut darauf. Man muß die Leute betrügen. Geben Sie 4—5 Scribiern frei Entree, alle Tage ein gut Souper und bei der ersten Actrice Dejeuner; die werden Ihnen aus dem elendesten Schneidergesellen einen Roscius, aus dem unartigsten Lümmel einen Garrick und aus dem ersten „Kuchelmenschen" eine Clairon machen; der Hause beth dann nach, und so haben Sie gewonnen Spiel." — Der Banquier kömmt herzu und bietet Geld zur Unternehmung an, doch müsse seine Theaterliebe, Madame Pfeil, engagirt werden. Madame tritt ein mit aller Anmaßung einer dünkelvollen Actrice. Sie verlangt alle Rollen, von der Soubrette bis zur Königin. Ihr Sklave, der Banquier, muß mit ihr eine Probescene spielen aus dem „aufgehetzten Ehemann." Die lange Scene wird abgespielt; der Director ist zufrieden. Das Engagement mit zwölf Thaler per Woche kömmt zu Stande.

Mad. Krone, mit einem verächtlichen Blick von der Pfeil begrüßt, tritt ein. Der Banquier entfernt sich ängstlich mit seiner Duenna, wahrscheinlich einen Krakehl zwischen den beiden fürchtend. Die Krone spielt die Heldenrollen und ist Tragödin von Profession; sie meldet sich für die Zaire, Alzire, Kleopatra, Rodogüne. Der Director erklärt ihr aber, wie's mit Corneille, Racine, Voltaire vorbei. Diese Väter der ächten Tragödie seien hinter den Ofen geworfen. „Der Shakespearismus hat uns ergriffen," fährt er fort, „und Helden- und Staatsactionen sind die Producte, womit wir jetzt paradiren. Ein Trauerspiel ohne Liftgewebe, Tollhausnarren, Donnerwetter und Gespenster wird für fades Gewäsche erklärt, die Zuschauer gähnen und die Casse bleibt leer." Madame Krone hört nicht auf das Lamento des Directors, sie führt ihren Collegen Herz mit sich und spielt mit ihm die Scene aus „Blanca Capello", um die „reine Empfindung" auf dem Theater geltend zu machen. Sie Blanka, Er Bonaventura. Nachdem diese Scene vorüber, engagirt der Director das Paar, vierzehn Thaler per Woche das Mitglied, als Madame Vogelsang sich einfindet; auch sie sucht Engagement und Puff erbietet sich, mit ihr eine Scene aus der „galanten Bäuerin" zu spielen. Der Director ist über die naive Komödiantin entzückt und engagirt sie mit achtzehn Thaler per Woche; auf den Vorwurf der Krone, die nur vierzehn Thaler erhält, bemerkt er, daß Madame einsehen müsse, es sei immer schwerer, das Publicum mit Anstand lachen zu machen, als Thränen zu erregen. Ueber das sei auch eine komische Actrice immer brauchbarer, als eine blos tragische. Damit wären für das Lustspiel, das Drama und die Posse drei Clienten da. Nun melden sich noch die Sänger Herr Vogelsang und Frau Herz. Madame Herz singt eine kleine Arie:

„Da schlägt des Abschieds Stunde,
„Um grausam uns zu trennen u. s. w.

und wird mit sechszehn Thalern recrutirt. Die Silberklang trägt ein Rondeau:

„Bester Jüngling! mit Entzücken
„Nehm ich Deine Liebe an;

vor, und bleibt ebenfalls für sechszehn Thaler bei Frank.

Jetzt wäre Alles beisammen, Komödie, Rührstück, die Posse, die Oper, und Frank jubelt und empfiehlt nur Einigkeit; dessen ungeachtet entspinnt sich bald zwischen den beiden Damen ein Rangstreit, eine wie die andere prätendirt die erste Sängerin zu sein. Daraus bildet sich ein Trio, in welchem die Damen bald im Adagio, bald im Allegro ihre Taleute entfalten. Die Pfeil mit ihrem Banquier findet sich auch noch mit nachträglichen Prätensionen ein; sie will die höchste Gage, da sie in allen Fächern zu brauchen! Der Banquier verspricht dem Director abseits, Alles zu zahlen; es wird der Donna Pfeil ein Separat-Contract versprochen. Mit Mühe werden die tobenden Frauen zur Raison gebracht und der Dramaturg Puff meint endlich, so wäre denn Alles in Ruhe, bis es wieder ausbricht. Er wünscht dem Director Glück zu der Gesellschaft und fürchtet nichts, als daß er lauter erste Actricen und erste Sängerinnen haben werde. Ein Schlußgesang bringt die Moral und Salbung zur ganzen Geschichte und lautet also:

Jeder Künstler strebt nach Ehre,
Wünscht der Einzige zu sein,
Und wenn dieser Trieb nicht wäre,
Bliebe jede Kunst nur klein.
Alle Künstler müssen streben,
Auch des Vorzugs werth zu sein,
Ueber Andre sich erheben
Macht den größten Künstler klein.

Einigkeit rühm' ich vor allen
Andern Tugenden Euch an,
Denn das Ganze muß gefallen
Und nicht blos ein einzler Mann.
Jeder leiste, was ihm eigen,
Halte Kunst, Natur gleich werth,
Laß das Publicum dann zeigen,
Wem das größte Lob gehört.

So altbacken sie sein mögen, so geben diese Verse noch in hundert Jahren, immer von heute an zu rechnen, ein prächtiges Motto für jedes Schauspielhaus, so zwar, daß sie, und nicht zum Ueberfluß, jeder Mime ins eigene Stammbuch übertragen sollte. Die Herrschaften müßten sich denn von Grund aus ändern, was man sagt, von dem Scheitel bis zur Sohle umhäuten!

Die Musik im „Schauspieldirector" nahm bei diesem Gelegenheitsstücke, wie wir dermal entnommen, den bei weitem geringeren Theil ein, und der in Typen gedruckte Clavierauszug zählt nur 37 Seiten. Eine 194 Tacte zählende Ouverture in C geht voran; dieser folgt die Sopranarie: „Da schlägt des Abschieds Stunde;" darauf das Andante: „Bester Jüngling," dann das Terzett: „Ich bin die erste Sängerin," endlich das Finale in C. Aus diesen fünf Nummern besteht die Operette, in ihrer von Mozart geschaffenen Form. Fröhliches Leben bewegte zu jener Zeit unsern Wolfgang; er schrieb damals mitunter Pantomimen für seine Anverwandten und gaukelte in einer derselben sogar persönlich als — Arlekin. Wer möchte sich heute Mozart als Arlekin denken!?

Digitized by Google

Chronik.

Aberglauben und Amulete.

x. Sanitätsrath H. Bruno Schindler zu Greiffenberg in Schlesien hat in seinem neulich in Breslau bei Korn erschienenen Werke: „Der Aberglaube des Mittelalters“, einen sehr interessanten Beitrag zur Culturgeschichte geliefert, den wir der Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen. In einem frühern Werke: „Das magische Geisteleben“ hatte Herr Schindler den Versuch gemacht, die große Reihe von Erscheinungen, welche dem Aberglauben von jeher eine breite Unterlage boten, nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft aus der Beschaffenheit des menschlichen Geistes herans zu deuten; in dem vorliegenden zeigt er in sehr belehrender Weise, wie der Aberglaube die nothwendige Folge einer falschen Weltanschauung ist. Vorzugsweise faßt er das Mittelalter ins Auge, hat aber auch die neuere Zeit nicht unberücksichtigt gelassen; denn der Aberglaube sitzt auch heute noch so hergboch fest, wie nur irgend in einem frühern Jahrhundert. Wir konnten es abermals in dem Kriege gegen die Russen bemerken. Die angeblich gebildeten Franzosen stehen in Bezug auf den Glauben an Amulete völlig auf gleichem Fuße mit Beduinen, Türken und Russen. Schindler führt an, daß in der Krim fast jeder französische Soldat ein Amulet am Leibe trug. Dasselbe bestand gewöhnlich aus einem Gotteslamm oder einem andern durch Berührung mit heiligen Knochen oder durch Priestersegen geweihten Gegenstande, durch welchen der Kriegsmann sich gegen Gefahr und Tod gesichert glaubt. Nicht blos gemeine Soldaten, sondern auch Stabsofficiere tragen solche Schnurrpfeifereien; Marschall Canrobert ist mit einem Amulet behängt und glaubt, daß es ihm während der Schlacht an der Alma das Leben gerettet habe. Seitdem gilt er fest, und der Glaube an die Kraft der Talismane hat sich dadurch so sehr befestigt, daß todkranke Soldaten bis zum letzten Augenblicke nicht an ihrer Herstellung verzweifeln; und wenn auch ein Amulettträger stirbt, so bleiben seine Kameraden doch steif und fest bei ihrem Wahne und nehmen an, der Talisman des Gestorbenen sei nicht ächt gewesen. Von Marschall Bosquet und General Forey wird berichtet, daß sie Splitter von dem angeblichen heiligen Kreuz bei sich tragen; Prinz Napoleon soll im Besitz eines Amuletes sein, welches vor Hieb und Stich schütze. An manchen Todten fanden die Aerzte nicht blos christliche, sondern auch jüdische und türkische Amulete; die Büdhsinnigen haben wohl gemeint, viel müsse viel helfen; die Kugeln hatten aber trotzdem getroffen. Die afrieanisch-französischen und die tunesischen Truppen trugen eine Nachbildung des Talismanes El Herey auf der Brust; die Türken und Aegypter haben Koranverse an ihren Hemden. Bei den Russen trugen sowohl jüdische wie christliche Soldaten ihre Amulete. Die christlichen haben außer ihrem geweihten Taufkreuze meist noch ein Heiligenbild oder eine runde Medaille von Pappe oder Pergament, auf welcher die Worte stehen: „Heiliger N. N., bewahre den Sohn des N. N. vor jedem Uebel und bösen Geist;“ die jüdischen Soldaten haben hieirne oder zinnerne Medaillen mit verschiedenen hebräischen Inschriften. An den Leichen russischer Officiere fand man zuweilen sehr reich verzierte Amulete, und oft auch jüdische neben den christlichen. Der russische General Liprandi gilt bei den Soldaten für fest, und nach dem Glauben derselben mußten auch die schwersten Bomben vor der Kraft jener Amulete weichen, welche der Fürst Menschikoff und der Oberst Golowin am Leibe haben. Das Alles darf uns nicht Wunder nehmen; trug doch in früheren Jahrhunderten fast Jedermann ein Amulet, gleichviel ob Katholik oder Protestant. Der Theolog Andreas Osiander hatte als solches eine goldene Kette, die er nie ablegte, weil sie ihn gegen Krankheiten, Aussatz und Hoffahrt schütze; trotzdem war er ein sehr streitsüchtiger Kampfhahn. Der Oberstburggraf von Dohna führte 1587 den französischen Hugenotten fünfzehntausend Mann Hülfstruppen zu, wurde aber von den Katholiken auf's Haupt geschlagen. Fast bei allen Gefangenen oder Todten fand man magische Zettel, welche jedoch ihre Bestimmung, den Träger vor Schuß, Hieb und Stich zu sichern, nicht erfüllt hatten. Alles schon dagewesen, und kommt doch immer wieder, denn die Natur des Menschengeistes bleibt in allen Zeiten wesentlich dieselbe.

Das italienische Theater.

x. Die zu Turin erscheinende Revista contemporanea (das einzige derartige Blatt, welches sich in Italien, und zwar nur mit großen Geldopfern von Seiten seines Herausgebers, halten kann,) schildert die Verkommenheit der italienischen Theaterverhältnisse sehr ausführlich. Die piemontesische Hauptstadt zählt nahe an 200,000 Einwohner und hat zwölf Theater; in zweien derselben werden auch Opern gegeben. Aber unter sämmtlichen Schauspielern sind nicht so viele auch nur einigermaßen erträgliche Subjecte, daß man aus ihnen eine Truppe zusammensetzen könnte, welche auch nur den mäßigsten Anforderungen an Kunst und künstlerische Darstellung entspräche. In Piemont ging früher jeder Faulenzer, der nicht Lust hatte Soldat zu werden, unter die Mönche; gegenwärtig strömen besonders in Neapel und im Kirchenstaate, aber auch sonst im übrigen Italien, vorzugsweise Handwerker, die nicht arbeiten mögen, und Bummler, an denen die Halbinsel so überreich ist, der Bühne zu. Ein beliebiger Bartpuyer, Schuhmacher oder Holzhacker, welchem Scherermesser, Knieriem und Axt nicht mehr zusagen, wird dramatischer „Künstler“. Diese wackeren Leute können freilich durchschnittlich nicht einmal lesen, oder lesen nur sehr stümperhaft, aber was schadet das? Sie spielen darum doch Trauerspiele von Alfieri, Monti und Pellico; sie sind gar nicht blöde, und Rollen von Prinzen und Königen, oder Nobili im schwarzen Frack erregen ihnen keinerlei Art von Bedenklichkeit. Von Litteratur haben sie natürlich auch nicht eine Ahnung; sie finden aber überall ein Publicum. Als Schauspieler bleiben sie trotzdem träg wie vorher. Rollen lernen sie nicht, denn die meisten können, wie gesagt, nicht lesen, und wozu sahe auch der Zubläser in seinem Kasten? Der Souffleur kann lesen, und das reicht hin; der liebe Gott hilft schon weiter. Als Schauspieldirectoren findet man gewöhnlich ehemalige erste Liebhaber oder Väter, mit denen es auf den Brettern gar nicht mehr gehen will. Männer von Sängerinnen oder Schauspielerinnen, Leute, die als sogenannte Charakterdarsteller ausgetroffen worden sind, oder auch „Künstler“ von einigem Namen, welche gern Alleinherrscher über eine Truppe sein wollen. Das Verhältniß stellt sich also ähnlich wie bei den wandernden Gesellschaften bei uns in Deutschland, wo wir gesehen haben, was für „Künstler“ die Rikkori bei sich hatte! In Italien sind aber die Verhältnisse noch weit unwürdiger, als bei den „Meerschweinchen“ und „Schmieren“ in Deutschland. Der Herr Director ladet auf einen Karren vier Decorationen, nämlich ein Zimmer, einen Marktplatz, einen Wald und, was nie fehlen darf, einen Kerker. Ferner besitzt er ein halbes Dutzend Lanzen und ebenso viele Helme, ein paar römische Mäntel, dazu einige moderne Trachten, und das ist Alles und genug. Die „Künstler“ lösen die schwierige Aufgabe, daß sie leben und doch nicht arbeiten; sie spielen nur Komödie. In Italien nimmt das Publicum nur geringen Antheil am Stücke selbst und kümmert sich nicht viel darum, wie dasselbe aufgeführt wird. Man geht ins Theater wie bei uns ins Kaffee- oder Bierhaus; man will dort seine Bekannten sehen und sprechen, die Zeit vertreiben, in den breiten Gängen vor den Logen auf- und ab-

Digitized by Google

wandeln und vielleicht in den bequemen Sesseln auch ein Schläfchen halten. Die Loge bildet eine Art von Salon, in welchem man empfängt. Die Eingangspreise sind ungemein niedrig angesetzt; in den meisten Turiner Theatern betragen sie nur vier Neugroschen, in manchen nur einen oder zwei, weil die Directoren einander Wettbewerb machen und sich in Leistungen und niedrigen Preisen überbieten. Auch in kleinen Städten hat man für die paar Groschen an ein und demselben Abend ein Ballet, eine Oper und hinterdrein ein Lustspiel. In Messina spielt eine Gesellschaft, die aus Sängern, Tänzern, Schauspielern und gelehrten Thieren besteht. Als „erstes Mitglied" arbeitet ein schwarzer Hund, welcher die Furianа mitten im Feuerregen tanzt. Einige gebildete Italiener glauben der allgemeinen Verwahrlosung ihres Theaters durch künstliche Mittel abhelfen zu können, z. B. durch ein Conservatorium für Bildung von Schauspielern, und eine Musterbühne. Das läuft aber offenbar auf fromme Wünsche hinaus, denn diese wohlwollenden Männer haben es nicht in der Gewalt, den Charakter ihrer Landsleute umzuwandeln. Die Revista sagt: „Der unersättliche Hang zu Vergnügungen ist unser schwerster Fehler; er wirkt beständend wie Opium und verlängert den Schlaf, in welchen wir auch in Bezug auf öffentliche Angelegenheiten versunken sind. Wir sollten uns aus einer so grundverderblichen Verweichlichung und einer so unheilvollen Trägheit endlich aufraffen."

Schwerdgeburth's Lutherbilder-Cyclus.

*. Ein schon vor fünfzehn Jahren begonnenes künstlerisches Werk hat soeben seine Vollendung erlangt und verdient nun in seiner Totalität noch in erhöhtem Maße die Anerkennung des Publicums, deren es sich bereits in allen einzelnen Theilen rühmen konnte; wir meinen den Cyclus von Lutherbildern des alten trefflichen Schwerdgeburth in Weimar, der bisher aus sechs Stahlstichen bestand, zu dem aber nun noch ein siebenter größeren Formates gekommen ist. Die früher erschienenen kleineren waren von Anfang an schon dazu bestimmt, diesem letzteren, der die Mitte des Ganzen bilden sollte, gleichsam als Rahmen zu dienen. Sie enthielten folgende Darstellungen: „Luther in Möhra predigend", „Luthers Einritt in die Wartburg", „Luther als Junker Jörg in Jena", „Luthers Vermählung zu Wittenberg", „Luther im Kreise seiner Familie am Weihnachtsabend 1536" und „Luther auf dem Todtenbette". Alle aber, und besonders die zwei letztgenannten, sind als würdiger und freundlicher Schmuck jeder protestantischen Familienstube in Deutschland bereits höchst beliebt und viele hundert Male vervielfältigt worden. Hoffen wir nun, daß mit dem eben vollendeten siebenten Bilde „Luther auf dem Reichstage zu Worms" dasselbe geschehen werde, da es sich in seiner höchst gelungenen Ausführung den vorangehenden aufs würdigste anreiht. Die Verschiedenheit der einzelnen Gruppen und ihre wirkungsvolle Zusammenstellung zu einem in sich abgeschlossenen Ganzen, die der Mode der Zeit getreulich entsprechende und durch den sauberen Stich auch im kleinsten Bilde effectvoll hervortretende Costümirung, der sehr charakteristische Ausdruck in den vielen verschiedenen Köpfen und die scharfen Umrisse, mit denen sich eine jede Figur aus der Masse abhebt, die geistvolle und würdige Erfassung eines historisch-wichtigen Momentes und der warme, belebende Hauch ächten Künstlerthums, der über das gesammte Werk ausgegossen ist: — dieser innige Verein seltener Vorzüge macht das Bild zu einem höchst bedeutenden und wird nicht verfehlen, den Namen des Urhebers in neuem Glanze erscheinen zu lassen. — Seine Zeichnung zu dem Stiche befindet sich im Besitz der Großherzogin-Mutter von Sachsen-Weimar und wird als eine wahre Perle der feinsten Arbeit gerühmt.

Litterarische Reminiscenz.

*. Am Dresdener Hoftheater wurde „Das letzte Mittel" der Frau Johanna Franul v. Weißenthurn neueinstudiert gegeben, und dies veranlaßt uns zu der Bemerkung, daß es doch gar nicht unrecht gethan sein würde, wollte man auch einige andere Stücke der begabten Verfasserin der Bühne wieder zuführen. Sie hat sehr viel geschrieben und darunter z. B. Manches in Iffland'scher Manier, was auch fernerhin ruhig im Stande der Theaterbibliotheken liegen bleiben mag. Mehrere ihrer Lustspiele aber sind noch jetzt nicht veraltet und dürften selbst heutzutage noch in geschickter Ueberarbeitung durch den Regisseur Glück beim Publicum machen. „Das letzte Mittel" ist eine im Ganzen sehr fein ausgeführte psychologische Studie, und in der Hauptfigur, der Baronin v. Waldhäll, einer reizenden Lebefrau, die bei allen ihren Verirrungen doch immer ihre Liebenswürdigkeit zu behaupten weiß, erhalten wir ein mit fesselnden Zügen reichausgestattetes Charakterbild, in dem neben der blendenden Zeichnung einer Dame von Welt auch die weicheren Farben von Gemüthsinnigkeit zum Rechte kommen. „Ein Mann hilft dem andern" ist eine launige Scene aus dem Familienleben, mit Humor und Geschmack, und auch mit glücklicher Charakteristik ausgeführt. Wie die Carotine im „Brautschleier" bei den ersten Liebhaberinnen hat in Vergessenheit kommen können, sehen wir nicht ein, da dieselbe unstreitig zu den dankbarsten Partien gehört, die es geben kann. Bei aller Kürze hat das Stückchen Vorzüge, die schwer ins Gewicht fallen, so namentlich die angenehme Diction. Die Haltung des Ganzen ist eine würdige, während doch der Lustspielton durchgängig herrschend bleibt. „Des Malers Meisterstück" endlich ist ein flüchtig und keck hingeworfener Scherz, dem es nicht an tieferer Bedeutung fehlt. Ein ungemein heiteres Leben entfaltet sich darin vor unseren Augen. Gleich die erste Scene zwischen den Malern, von denen der Eine mehr sentimentaler, der Andere mehr humoristischer Natur ist, der drollige Bericht des alten Farbenreibers, die ergötzliche Gestalt der Duenna, die anmuthige kleine Giulietta mit ihrem deutschen Liede vom Vergißmeinnicht: das Alles ist höchst gefällig und anziehend geschildert.

Ungefähr gleichzeitig mit Fr. v. Weißenthurn schrieb der Freiherr v. Steigentesch seine kleinen Lustspiele, die ebenfalls schon in unverdiente Vergessenheit gekommen sind. Den Dialog darin muß man Andieren, um alle seine Schönheiten und Vorzüge, seine feinen satyrischen Beziehungen, seinen leichten spielenden Witz zu begreifen. In den Stoffen freilich ist Steigentesch etwas einförmig. Er giebt fast immer Scenen aus dem Ehestande. Der gleichgültig gewordene Mann, der aber durch Eifersucht wieder warm und zärtlich wird, und die noch immer hingebend liebende Frau sind gewöhnlich die Hauptfiguren. Einige Male führt eine etwas leichtfertige, cavaliermäßige Lebensanschauung, wogegen anderwärts etwas von der Art der Franzosen sich merken läßt, die Bedenklichkeit des Stoffes durch leichte Behandlung, die auf den Ernst desselben nicht eingeht, vergessen zu machen. Auch fehlen nicht kleine sinnige Züge, und in einzelnen Partien offenbart sich eine Wärme des Gemüths, die man poetisch nennen kann. Eine Wiederaufnahme mehrerer dieser anmuthigen Kleinigkeiten dürfte sich ebenfalls als lohnend erweisen.

Der alte Fritz als Bühnenheld.

*. Keine von allen historischen Persönlichkeiten ist vielleicht so oft auf dem Theater erschienen, als Friedrich der Große. Der deutsche Schriftsteller Angel war der erste, welcher denselben in seinem Lustspiele „der Edelknabe" eine Rolle spielen ließ, ohne freilich im Personenverzeichniß den Namen direct anzugeben. Er nennt vielmehr einfach einen „Fürsten" statt des damals noch lebenden Königs von Preußen. Das erwähnte Stück wurde, wie uns Gubitz in der „Vossischen Zeitung" erzählt, bald auch in's Französische und in's Englische übersetzt und erhielt in London

Digitized by Google

(1789) den Titel „der englische Gasthof in Berlin", während es in Paris „Angust und Theodor, oder die beiden Pagen" hieß. An letzterem Orte spielte die Rolle des Fürsten der bekannte Fleury mit so gelungener Charaktermaske, daß Prinz Heinrich, der Bruder des alten Fritz, ihn nicht ohne Thränen der Rührung sehen konnte. 1782 war in Karlsruhe und anderwärts ein militärisches Schauspiel „Arno" aufgeführt, unter dessen Personen sich auch der große König befand, und welches Joseph Maria v. Babo den Dichter des „Otto v. Wittelsbach", zum Verfasser hatte. Sogar auf italienischen Bühnen erschien die Gestalt des alten Fritz, so in Mailand, wo ein Stück mit dem Titel „die Preußen in Schlesien, oder Gerechtigkeit im Felde" eine Zeitlang sehr gefallen haben soll. Nicht die zu seinem wirklichen Charakter sehr wenig passenden Gespräche des Königs machten hierin Effect, sondern seine Persönlichkeit und seine kleinen Angewohnheiten und Manieren. Das Schnupfen aus der Westentasche ergötzte besonders, und nicht ohne erhebliche Wirkung blieb eine Scene, in welcher der alte Fritz ein vorlautes Weib nur mit Blicken aus seinen mächtig rollenden blauen Augen zurückscheuchte. Auch ein pantomimisches Ballet, welches das Theater della Scala brachte, trug den Namen „Friedrich II.", und derselbe erschien darin zu Pferd und zu Fuß neben Prinz Heinrich und seinem getreuen Ziethen. — In Deutschland wagte, noch ehe Engel das obengenannte Stück schrieb, der Schauspieler Jos. Anton Christ die Person des großen Friedrich in der Rolle des Königs in „General Schlenzheim und seine Familie" zu copiren. Dies ungeheuerliche Product des bekannten Spieß gehörte zu jenen Militärschauspielen, welche nach dem siebenjährigen Krieg, angeregt durch „Minna von Barnhelm", wie Pilze aus dem Boden wuchsen. Seit Christ darin den alten Fritz nach Schröders Zeugniß „bewundernswürdig nachgeahmt" hatte, erhielt es sich viele Jahre wohl nur besonders auf den Brettern, weil der König auch anderwärts, und so noch 1812 von Ludwig Devrient, „à la Frédéric" gespielt wurde. In einem aus dem Französischen stammenden Stücke „König und Schauspieler" von Harnys, dessen „goldenes Kreuz" noch jetzt gegeben wird, erschien in Stuttgart Seydelmann als „alter Fritz." Für sich selber schrieb später der Hamburger Töpfer seine zwei immer noch gern gesehenen Stücke „des Königs Befehl" und „der Tagesbefehl", worin mit dem König eben auch kein anderer gemeint ist, als der große Preußenkönig. Außer dem Verfasser errangen in der Darstellung dieser beiden Rollen vornehmlich Stawinsky, Laroche und Marr den Beifall des Publicums. Fouqué's „Familie Hallerfee", worin der alte Fritz nach der Schlacht bei Liegnitz nur über die Bühne reitet, wurde wohl nirgends aufgeführt. In der Meyerbeer'schen Oper „das Feldlager in Schlesien" tritt er gleichfalls nicht als handelnde Person auf, sondern man hört nur seine Flötenmusik und sieht ihn am Schluß in einem lebenden Bilde. Eine wirkliche Rolle spielt er dagegen wieder in Wilh. Vogels Komödie „Ein Handbillet Friedrichs II.", sowie in der kurzen Scene „Fritz, Ziethen und Schwerin" von Louis Schneider. Laube gab uns die Anfänge des großen Mannes in seinem „Prinz Friedrich", während das Rührstück von Lenz „die Tochter des Gefangenen", und die Lustspiele von Eduard Boas „der alte Fritz und die Jesuiten" und von Gniée „das Kloster von Camenz" ihn uns in reifern Jahren vorstellen. Jung und alt erschien er noch ganz neuerdings in Bachers „Braunschau Friedrichs des Großen" und in Görners „Sanssouci."

Don Quixote und Falstaff.

*. „Den lob' ich, der Unmögliches begehrt!" — Diese Worte Goethe's aus seiner classischen Walpurgisnacht nahm sich Eduard Schüler, der sich früher schon durch ein Liederspiel „das Pfarrhaus von Sesenheim" bekannt machte, zu seinem Leib- und Wahlspruch, als er die originelle Idee faßte, in ähnlicher Weise etwa, wie weiland Grabbe den Don Juan und Faust in einem Drama, so nun auch des Cervantes Don Quixote und Shakespeare's Falstaff in einer Novelle nebeneinander erscheinen zu lassen (Berlin bei Nicolai). So ganz „unmöglich" war freilich dies Unternehmen, das uns übrigens von einer nicht gewöhnlichen Erfindungsgabe des Verfassers Zeugniß giebt, gerade nicht, und der zufolge der Einleitung „sehr lebhafte Wunsch des Autors, den edlen Ritter von der traurigen Gestalt mit dem munteren Sir John zusammenzubringen", „um sowohl, da ihre beiderseitigen Väter Zeitgenossen waren und es somit eine Pflicht schien, auch die Söhne einander gegenseitig vorzustellen," ging mit Hülfe einer recht sinnreich erdachten Intrigue in Erfüllung, welche zugleich die vom Verfasser selbst gehegte Vermuthung bestätigt, „daß nämlich der Ausbund aller Romantik und der Repräsentant aller liederlichen, humoristischen Genies, bei näherer Bekanntschaft, zu den ergötzlichsten Schilderungen Veranlassung geben würden." — Don Quixote ist der Meinung, daß die vielen Unglücksfälle, welche er bisher in den ritterlichen Kämpfen zur Verherrlichung seiner angebeteten Herzenstyrannin durch die Mißgunst böser Zauberer erlitt, eine Strafe Gottes dafür seien, daß er noch nichts für die Ausbreitung des heiligen Glaubens und die Bekämpfung der Helden gethan habe. Er war deshalb sein fester Entschluß, das Versäumte nachzuholen und die Insel Taprobana, wo der Sage nach der Sultan Traballama über Millionen von Ungläubigen herrschte, in seiner weltbezwingenden Tapferkeit dem Kreuze unterthänig zu machen. Sein getreuer Stallmeister Sancho Pansa muß nach la Puebla reiten, um dort von dem Schiffsmeister Alonzo Mendez ein Schiff zur Fahrt nach der heidnischen Insel zu verlangen. Dieser, der sich über den komischen Gesellen und seine wunderbare Meinung aufs höchste erlustigt, steht in so ergötzlicher Gesellschaft für eine Reise nach England, die er eben angetreten gedenkt, die erwünschteste Unterhaltung und willigt ein, den närrischen Boten nebst seinem Herrn auf die hohe See mitzunehmen. An der Grafschaft Kent jedoch setzt er sie ans Land, weil er in einem durch Sturm und Klippen leck gewordenen Schiffe genug für sich zu sorgen hat, und der Erste, dem hier beide Abenteurer begegnen, ist der lustige, übermüthige Prinz Heinrich von Wales mit seinem landläuferischen Hofstaate. Der schmiedet, als er merkt, wen er vor sich hat, sogleich den tollen Plan, den gravitätischen Narren Don Quixote mit dem liederlichen Ritter Falstaff zusammenzubringen, und er weiß ihn deshalb unter verschiedenen fabelhaften Vorspiegelungen nach London in die Schenke „zum wilden Schweinskopf" zu locken, wo der Tagedieb Sir John gewohntermaßen an Sect und Kapaunen sich gütlich thut. Zwei so verschiedenartige Naturen, wie die Beiden, gerathen natürlich alsbald feindlich aneinander, und es entsteht schließlich ein Streit, bei dem der feige Prahlhans Falstaff den Kürzeren zieht. — Dies ist in kurzen Umrissen der Inhalt des Schüler'schen Buches, in Bezug auf welches wir noch die sehr hübsch erdachte Entschuldigung erwähnen müssen, die der Verfasser für den Fall herbeizuführen verstand, daß die von ihm wieder ans Tageslicht gezogenen Gebilde einer großen Vergangenheit dem Leser vielleicht nur als Schatten ihrer mächtigen Urbilder erscheinen sollten." Er erinnert nämlich daran, daß er sie ja erst aus der Unterwelt habe heraufholen müssen. Wir dagegen sind der Meinung, daß Don Quixote und Falstaff in der vorliegenden Novelle gar nichts Schattenhaftes an sich tragen, sondern vielmehr in rechter Lebendigkeit und Frische sich uns präsentiren. Die kleine Erzählung durchdringt ein leichter, freier Humor, der sich an den großen Mustern eines Shakespeare und Cervantes herangebildet hat.

Zur Erinnerung an Friedr. Aug. Wolf.

*. Am 15. Februar fanden an Universitäten und Gymnasien verschiedene Festlichkeiten statt, zu denen die hundertjährige Wiederkehr des Geburtstages von Friedrich August Wolf Veran-

Digitized by Google

lassung bot. Derselbe war 1759 zu Haynrode bei Nordhausen geboren, wurde schon in seinem vierundzwanzigsten Jahre Professor in Halle, kam später durch Vermittelung seines Freundes Wilhelm v. Humboldt nach Berlin und starb am 8. August 1824 auf einer Reise durch Frankreich in Marseille. Er muß der Begründer unserer neueren philologischen Wissenschaft genannt werden, und die ersten der jetzt noch lebenden Alterthumsforscher, wie Böckh, Immanuel Becker, Ritschl, Wachsmuth u. A., waren seine Schüler. Von seinen Werken erregten die „Prolegomena in Homerum“ durch die Neuheit und Kühnheit ihrer Conjecturen einst einen wahren Sturm in der gelehrten Welt, und Wolf ward ebenso sehr Gegenstand begeisterter Verehrung, als rücksichtsloser Widerlegungen. Wie Niebuhr im Gebiet der römischen Geschichte, so warf er im Bereiche der altgriechischen Poesie alle Traditionen früherer Zeit keck bei Seite und erprobte an ihnen die zersetzende Kritik seines scharfen Verstandes. Im schroffsten Gegensatz zu dem, was bisher geglaubt worden war, stellte er die Hypothese auf, daß der Name Homeros nicht einer bestimmten Persönlichkeit angehört habe, sondern nur als Collectivbegriff gelten könne, und daß die einzelnen Gesänge der Iliade und Odyssee nicht von einem und demselben Dichter, sondern von verschiedenen Rhapsoden herrührten. In Bezug auf das Nibelungenlied ist neuerdings Rehuliches zu beweisen versucht worden. Interessant bleibt es zu sehen, wie die Heroen unserer Litteratur sich zu den Behauptungen Wolfs stellten. Goethe, Herder, Klopstock, Wieland — sie Alle theilten seine Ansichten, und Herder schrieb sogar ganz im Sinne des großen Philologen einen Aufsatz für die „Horen“: „Homer ein Günstling der Zeit“, wodurch er, weil Wolfs Name nicht etwmal darin genannt wurde, denselben ungemein verletzte. Goethe sang ihn in dem Vorwort zu „Herrmann und Dorothea“ mit folgenden Worten an:

„Erst die Gesundheit des Mannes, der endlich vom Namen Homeros
Kühn und befreiend, uns auch ruft' in die vollere Bahn!
Denn wer wagte mit Göttern den Kampf? und wer mit dem Einen?
Doch Homeride zu sein, auch nur als letzter, ist schön!“

Schiller war der Einzige aus den Weimarer Kreisen, welcher den Conjecturen keinen Beifall schenkte und unwillig ausrief:

„Immer zerreißet den Kranz des Homer und zählet die Väter
Des unterdrückten, ewigen Werks!
Hat es doch Eine Mutter nur, und die Züge der Mutter,
Deine unsterblichen Züge, Natur!“

Rosza Sandor.

c. In Ofen erregte vor kurzem die Verhandlung des Processes gegen den sechsfachen Mordes angeklagten berüchtigten Räuber Alexander Rosza (ungarisch Rosza Sandor) allgemeines Aufsehen. Es ist derselbe, der eine Zeitlang nicht mit Unrecht „der Schrecken Ungarns“ hieß und der jedenfalls noch eine viel größere Zahl von Gräuelthaten auf seiner Seele hat, als die, welche ihm vor Gericht nachgewiesen werden konnten. Auch am Insurrectionskriege gegen Oesterreich war er betheiligt, doch wurde er für seine politischen Vergehungen schon früher vom Kaiser einer vollständigen Amnestie theilhaft. Aus kleinen Anfängen bildete er sich zum großen Verbrecher, und ein Diebraub eröffnete einst die nachmals so lange Reihe seiner Sünden gegen Eigenthum und Leben seiner Mitmenschen. Das geschah 1836, und Rosza Sandor, der in Szegedin geboren ist und in seiner Jugend Roßhirt war, hatte damals kaum das zwanzigste Jahr zurückgelegt. Jetzt ist er ein Mann von 45 Jahren, dem man äußerlich durchaus nicht sein kühnes und gefährliches Gewerbe ansehen kann. Vielmehr wird er als hager und blaß, mit langer Nase, schlichtem braunen Haar und heiserem, schwachem Organ geschildert. Ueberhaupt trägt er in seinem Wesen durchaus nichts Romantisches, Abenteuerliches an sich, und er ist seiner Erscheinung nach eine ganz gemeine Buschhepernatur, die Niemandem Interesse einflößt. Mit seiner Bildung steht er auf der untersten Stufe und kann nicht einmal lesen und schreiben. Seine Mutter lebt noch und hat das väterliche Gut im Besitz, worauf er bisher noch nie Anspruch machte. Er ist Vater zweier Knaben und hat, wie einst Rinaldo Rinaldini, natürlich auch seine „Rosa“, die gleichfalls in dem Processe gegen ihn figurirte.

Korallenfischerei und Strohhutfabriken.

y. Beide sind für Italien von großer Erheblichkeit. Als Alfons von Arragonien über die Insel Sicilien herrschte, begannen die Einwohner von Trapani den Korallenfischfang, der dann später zur Zeit Kaiser Karls des Fünften auf den Bänken von Tabarca und an andern Punkten der africanischen Küste eine große Ausdehnung gewann. Gegenwärtig beschäftigt derselbe durchschnittlich etwa 340 Barken mit 3400 Seeleuten. Diese holen die Korallen aus dem Meeresgrunde; verarbeitet werden sie zumeist in Livorno, Pisa und besonders in Genua. Das Fabrikat geht, hauptsächlich über Marseille, in großer Menge nach Ostindien, und die Ausfuhr von Schmuckſachen aus Korallen beläuft sich jährlich auf den Werth von einigen Millionen Lire. Die italienischen Strohhüte sind berühmt. In Toscana lieferte man früher nur grobe Waare, und die Ausfuhr war unbedeutend, aber seit Anfang unseres Jahrhunderts begann man das feinste Stroh zu flechten, auf die Fabrikation große Sorgfalt zu wenden, und seitdem nahm die Ausfuhr einen großen Umfang an; sie betrug 1851 schon 8½ Millionen Lire (gleich einem Franc, also acht Neugroschen) und war 1853 schon auf 19 Millionen gestiegen. Seit einiger Zeit ist dieser einträgliche Gewerbzweig auch in Neapel und im Kirchenstaat eingeführt worden.

Die Bevölkerung der Erde.

c. Bisher war die Bevölkerung der Erde nach den Angaben des alten Büsching immer noch auf 1000 Millionen Menschen berechnet worden. Der Genannte hatte den Ruf gründlicher Gelehrsamkeit für sich, doch stellte er seine Untersuchungen bereits im Jahre 1787 an, seit welcher Zeit sowohl die statistischen Zählungen viel genauer geworden sind, als auch die Einwohnerzahl der Erde um ein Beträchtliches gewachsen ist. Es war deshalb sehr von Nöthen, daß ein so kundiger Geograph, wie Dr. Dieterici in Berlin, wieder einmal eine Berechnung unternahm, deren interessante, von den frühern Angaben weit abweichende Resultate durch das Januarheft der Petermann'schen „Mittheilungen“ bekannt gemacht sind. Die Bevölkerung der Erde beläuft sich darnach auf 1288 Millionen Menschen, wovon auf eine Quadratmeile durchschnittlich 529 kommen. Europa hat in runder Summe 272 Millionen Einwohner und in diesem Erdtheile wohnen auf einer Quadratmeile ungefähr 1492 Menschen, während in Asien nur 951, in Africa 3–400, in Amerika 79 und in Australien gar blos 12 Menschen den bezeichneten Raum einnehmen. Zur mongolischen Race gehören in runder Zahl 522, zur kaukasischen 369, zur malayischen 200, zur äthiopischen 196 und zur americanischen 1 Million Menschen. Ihrem Glauben nach zerfällt die Bevölkerung der Erde in 335 Millionen Christen, 5 Millionen Juden, 160 Millionen Muhamedaner, 600 Millionen Anhänger der ostasiatischen Religionen und 200 Millionen Heiden. Die Christen theilen sich wieder in 170 Millionen Römisch-Katholische, 76 Millionen Griechen und 89 Millionen Protestanten.

Digitized by Google

Kurze Nachrichten.

Litteratur.

Ottilie Wildermuth gab in ihrem Lebensbild „Auguste“ (Stuttgart, Krabbe) die Erlebnisse einer verstorbenen Freundin, deren einfaches Schicksal und schlichte Persönlichkeit, so ihener sie dem ihr nahestehenden Kreise gewesen sein mag, kaum im Stande sein dürfte, ein größeres Publicum anzuziehen. — Von derselben unstreitig sehr begabten Verfasserin lasen wir in einer der letzten Nummern der „Handblätter“ eine kleine Novelle „Liebeszauber“, welche in der Anmuth und Sinnigkeit ihrer Schilderungen von nachhaltigem Reiz für uns war.

Adolf Glaser's Erzählung „Bianca Candiano“ (Hannover, Rümpler) hebt nicht dieselben Vorzüge, durch welche sich seine Tragödie „Galileo Galilei“ auszeichnet. Charakterzeichnung und Darstellung sind darin nirgends von dichterischem Werth, und das Ganze ist eine sehr gewöhnliche Gabe.

Der als Novellist nicht unbekannte **Karl Bartenburg** wird binnen kurzem einen zweibändigen Roman „die Väter der Stadt“ erscheinen lassen, für den er sich ein neuerdings in politischen Kreisen oft besprochenes, wichtiges Thema, die Selbstverwaltung der Gemeinde, zum Vorwurf wählte.

Adolf Peters, ein Lehrer an der Fürstenschule zu Meißen, der in den dreißiger Jahren auf dem Felde der erotischen Lyrik einen sehr bekannten Namen hatte, wird nach längerem Schweigen eine neue Sammlung von Gedichten veröffentlichen, deren Titel „Natur und Gottheit“ auf den vorwiegend contemplativen Charakter dieser Poesien hindeutet.

Alle die in Journalen zerstreuten Lieder und Gesänge, welche der in letzter Zeit bemerkliche Aufschwung der öffentlichen Stimmung hervorgerufen hat oder noch hervorrufen wird, sollen unter dem Titel „Patriotische Klänge von 1859“ zu einer Sammlung vereinigt werden, für welche die Keller'sche Buchhandlung in Frankfurt a. M. Einsendungen annimmt.

Von **Adalbert Keller**, dem Präsidenten des litterarischen Vereins zu Stuttgart, fnd „der trojanische Krieg von Conrad v. Würzburg“, das aus 49,860 Versen bestehende umfangreichste Werk mittelhochdeutscher Poesie, und „Karl Meinet“, ein das ganze Leben Karls des Großen beschreibendes niederrheinisches Gedicht von unbekanntem Verfasser, zum ersten Mal vollständig herausgegeben worden.

Der bekannte französische Kritiker **Charles Auguste Sainte-Beuve** hat aus seinen seit 20 Jahren für den „Constitutionnel“ geschriebenen „Causeries du Lundi“ einen Auszug unter dem Titel „Galérie des femmes célèbres“ veranstaltet. Von den darin zusammengestellten historischen Porträts, welche in ihrer chronologischen Reihenfolge einen interessanten Theil der Geschichte der französischen Gesellschaft bilden, nennen wir die Königin Margaretha von Navarra, Maria Stuart, die Dichterin Frl. v. Scudery, Frau v. Sévigné, Frau v. Maintenon, Marie Antoinette, Mad. Necker, Mad. Récamier, Mad. Emile Girardin (Delphine Gay) und zuletzt die Frau Herzogin v. Angoulême.

Das Buch der Madame d'Harcourt über die Herzogin v. Orleans, welches innerhalb einer Woche in Paris drei Auflagen erlebte, wird binnen wenigen Tagen in einer deutschen Uebersetzung von Maria von F. (Berlin bei Schneider) erscheinen.

Ein neuer Versuch, Shakespeare als Theologen hinzustellen, ist in dem Buche „Shakespeare's Tragödien, ein Wegweiser zum Glauben“ gemacht worden.

Bildende Kunst.

Bonaventura Genelli in München, dessen Uebersiedelung nach Weimar nunmehr gewiß ist, hat soeben ein neues Gemälde, „den Raub der Europa“, vollendet, an dem die feine Anmuth der Formen und der zarte, dem Leben abgelauschte Farbenton höchlich gerühmt wird. Einem sinnigen Mythus der alten Griechen folgend, hat der Künstler auf seinem Werke den Moment dargestellt, wo der olympische Zeus in Gestalt eines weißen Stieres mit seiner schönen Beute in den Fluthen des Meeres von Poseidon, den Nereiden und Tritonen freudig empfangen wird, während die jungfräulichen Gefpielinnen der Europa in Klagen über den Verlust der Freundin ausbrechen, oder, ein göttliches Wunder ahnend, in Staunen und Schrecken sich dem Willen der Unsterblichen unterwerfen.

Leys in Antwerpen hat außer dem neulich von uns erwähnten „Gottesdienst“ noch ein anderes Bild fertig, welches eine bekannte Scene aus dem Jugendleben des großen deutschen Reformators zum Gegenstand hat. „Luther singt als Currendaner mit mehreren seiner Schulgenossen vor einem Hause“ — so benennt sich das neue Gemälde, welches bereits einen Käufer gefunden hat und nach Rußland wandern wird. So lebendig die Gruppe der Sänger, ebenso lebendig und reich an charakteristischen Zügen ist die Gruppe der Zuhörer, unter denen besonders eine sitzende und eine stehende Frauenfigur durch Lieblichkeit der Umrisse sich auszeichnen. Sehr wirksam in der Farbe und Architektur ist auch der Hintergrund mit seinen alterthümlichen Bauwerken.

In Paris geht man mit dem Plane um, eine Ausstellung der sämmtlichen Werke des vor kurzem verstorbenen Ary Scheffer zu veranstalten. Ob dieselbe bei der großen Zahl der Besitzer zu Stande kommen kann, steht noch dahin, und namentlich ist wohl die Frage, ob es möglich werden dürfte, ebensowohl von der Familie Orleans, als aus den kaiserlichen Sammlungen des Louvre die betreffenden Gemälde zur Verfügung zu erhalten. Interessant müßte die Ausstellung aber jedenfalls werden, schon wegen der vielen Porträts berühmter Zeitgenossen, die Ary Scheffer vollendete. Wir nennen davon nur Lamartine, Guizot, Lamennais und Béranger, der keinem Maler sitzen wollte, seinem Freunde Scheffer aber sogar zweimal gesessen hat.

Von der genialen Thiermalerin **Rosa Bonheur**, welche französische Kunstkritiker mit Paul Potter gleichgestellt haben, erfahren wir, daß sie im Jahre 1822 zu Bordeaux geboren und frühzeitig nach Paris gekommen ist. Ihre Liebe zur Kunst offenbarte sich schon während der Schulzeit, und alle Schreibhefte, die sie besaß, wurden mit Versuchen ihrer im Malen unermüdlichen Hand angefüllt. Ein Wispbold meinte, „ganze Heerden von Schafen hätten zwischen den Partiepiren gedrängt und die Eier aufs unwilligste gegen die unerschämten Imperative ausgeschlagen.“ Daß sie in Paris so wenig Gelegenheit hatte, die Thierwelt in ihrer Mannichfaltigkeit und in lebendigem Zustande zu belauschen, empfand sie schmerzlich genug; muthig, wie sie war, schreckte ihr weiblicher Sinn auch nicht vor dem Besuch der Schlachthäuser zurück, dem einzigen Orte, wo sie Studien für ihre Kunst machen konnte; ja, und um dieselben so ungestört als möglich betreiben zu können, legte sie sogar eine Zeitlang Männerkleidung an. 1844 starb ihr Vater und da schon ward das junge Mädchen Ernährerin und Schützerin der übrigen Familie; sie ist es auch jetzt noch und scheint niemals heirathen zu wollen. Ihr großer Ruf schreibt sich aus dem Jahre 1846 her, seit der berühmte Bracasset ihrem ersten öffentlich ausgestellten Gemälde sein gewichtiges Lob zollte. Für ihr Meisterwerk in naturwahrer Darstellung aber wird ein Bild im Palais Luxemburg gehalten, worauf sechs Paar Stiere zwei Wagen durch das feste Erdreich ziehen.

Stückelberger in Basel hat ein historisches Gemälde „Berner Staufsacher“ vollendet, welches der schweizerische Bundesrath für sein Rathhaus um den Preis von 1000 Frcs. angekauft hat.

Die Kunsthandlung von Karl Glück in Berlin veranstaltet außer von den Zeichnungen Preller's zur Odyssee auch noch von

Digitized by Google

Schinkels Entwürfen für die Säulenhalle des alten Museums photographische Nachbildungen. Letztere erscheinen auf sechszig Blättern, doch halten wir das Unternehmen für kein sehr glückliches, da die genannten Entwürfe sich bekanntlich nicht viel Gunst im Publicum erworben haben. A. v. Sternberg hatte nicht Unrecht, als er vor diesen Fresconotizreleen von „einem possierlichen Durcheinander", „einer Art Gestaltenragout" sprach und ausrief: „Was sollen nur das große Publicum, die Massen nalver und einfacher Beschauer mit ihrem gesunden Sinn für das Allgemeinverständliche zu diesem Galimathias von Farben sagen?"

Das von Hans Gasser in Wien vollendete Modell zu dem Denkmal, welches die vermeintliche Grabstätte Mozarts zieren soll, zeigt auf einem Piedestal die sitzende Figur der trauernden Polyhymnia, während das Medaillonporträt des großen Meisters am Sockel angebracht werden wird.

In Florenz wird Dante, in Mailand Leonardo da Vinci und in Triest der deutsche Techniker Ressel, der Erfinder der Schraubendampfmaschine, ein Monument erhalten. Mit der Ausführung des zweitgenannten ist der Bildhauer Magni beauftragt.

Die Wiederherstellung des schönen Thurmes am Rathhause zu Brüssel ist nunmehr in seinem ganzen Reichthum vollendet, wogegen für Beiträge zum Ausbau des Regensburger Domes soeben ein Aufruf erlassen worden ist.

Theater und Musik.

In den königlichen Theatern zu Berlin und Potsdam haben nach dem soeben erschienenen Rechenschaftsberichte während des Jahres 1858 im Ganzen 553 Vorstellungen stattgefunden, wovon 346 auf die ernste Gattung des Schauspiels, 44 auf die heitere, 120 auf die Oper und 102 auf das Ballet kommen. Neuigkeiten fanden sich freilich darunter nur spärlich, d. h. es wurden zum ersten Male aufgeführt die Dramen „Herodes" von Lepel, „Demetrius" von G. Kühne, „Mondeaux" von Brachvogel, „Iffland" von Gh. Birch-Pfeiffer, „Heinrich von Schwerin" von G. v. Meyern und „das Testament des großen Kurfürsten" von Putlitz. Von Lustspielen sind blos drei größere, den Abend füllende zu nennen: „Cato v. Eisen", „die Schuldbewußten" von Benedix, und „Fräulein Hödenchen". Im Bereich der Oper waren nur zwei leichte französische Singspiele neu. — Tempelley hat sein Trauerspiel „Die Welf, die Weiblingen" aus noch unbekannten Gründen von der königlichen Bühne zurückgezogen.

Der Prinz-Regent von Preußen zeigt sich mit Concessionen für Theaterunternehmungen sehr freigebig. Bereits erhielten eine solche in Berlin die Directoren Wallner und Delchmann, sowie die Directorin Gräbert auf Lebenszeit, und nun ist auch dem Pächter des Theaters zu Königsberg, Commissionsrath Woltersdorf, welcher in letzter Zeit die Bühne im Krollschen Etablissement leitete, die Erlaubniß zur Erbauung eines neuen Opernhauses verliehen worden.

Im Friedrich-Wilhelmsstädtischen Theater wurde ein zweiaktiges Lustspiel von einem bisher unbekannten Autor, Namens Weinholz, gegeben, welches sich „Pathe Mazarin" betitelt. Es ist ein Intriguenstück in Scribe'scher Manier, und wenn nicht mit der Ueberlegenheit des alten Praktikers, so doch mit Geschick und Laune ausgeführt. Das Bild des mächtigen Cardinals von Frankreich, den vor Jahren schon Frau Birch-Pfeiffer einmal auf die Bühne brachte, soll besonders charakteristisch sein und in der Darstellung des jetzt an der Friedrich-Wilhelmsstadt engagirten Intimé ganz seinem vollsten Rechte kommen. Letztgenannter ist darum merkwürdig, weil er Jahre lang an einem Wiener Vorstadttheater thätig war, ohne sein Talent für feinere Zeichnung einzubüßen.

Ein auserwähltes lediglich männliches Publicum versammelte sich neulich im Concertsaale des Berliner Schauspielhauses, um der Aufführung des „Trinummus" vom römischen Komödien dichter Plautus in der Ursprache beizuwohnen. Die Mitwirkenden waren junge Philologen, und das Ganze leitete Professor Geppert, der schon vor elf Jahren einem gleichen Unternehmen vorgestanden hatte. Das genannte Lustspiel wurde von Lessing, der in seinem „Schatz" sogar eine deutsche Bearbeitung davon gab, für das beste unter allen Plautinischen Werken erklärt. Es soll sehr gut dargestellt worden sein, und namentlich werden die Vertreter des Sykophanten und des Sklaven Stasimus gerühmt. Ersterer, ein Neffe der berühmten Auguste Krelinger, spielte mit Humor und Gewandtheit, und Letzterer (Stud. Uhlich) verschmolz den Spaß, die Entmüthigkeit, die Verschmitztheit und äußere Lebhaftigkeit der Rolle zur kräftigsten Wirkung.

Die Leitung des volksthümlichen Karltheaters in Wien wird nach Restroy's Zurücktritt im nächsten Jahre Director Brauer, der langjährige Pächter der Nürnberger Bühne, übernehmen. — In Petersburg brannte in der Nacht vom 7. zum 8. Februar das Circustheater, in dem die deutschen Schauspieler ihre Vorstellungen gaben, von Grund aus nieder.

Der philharmonische Verein zu Hamburg veranstaltete neulich ein Concert, auf dessen Programm auch die Musik zu Beethovens „Ruinen von Athen" stand. An Stelle des alten ganz unpoetischen verbindenden Textes von Kotzebue hatte der Redacteur der „Hamburger Nachrichten", Robert Heller, einen neuen durch Wohllaut und Schwung der Sprache ausgezeichneten gedichtet, welcher in dem Vortrage durch Herrn Emil Hahn von der Thaliabühne die ergreifendste Wirkung machte. Wir kennen den letztgenannten jungen Künstler selbst und wissen, daß er eines der schönsten und weichsten Organe besitzt, die es geben kann.

Von Felix Godefroid, dem am 24. Juli 1820 zu Namur in Belgien geborenen Harfenvirtuosen, welcher sogar Pariss-Alvars noch in seiner Kunst übertreffen soll und „der größte Harfenist der Welt seit König David" genannt worden ist, wird nächstens in Paris eine komische Oper in der Manier Boyeldieu's, dessen Schüler er ist, gegeben werden. — Auch Auber componirt an einer neuen Oper, welche bereits die vierundachtzigste sein soll, die der unermüdliche Meister vollendet. — Rossini, der sich in Paris ganz acclimatisirt hat und auf seine alten Tage noch einmal der Löwe der dortigen Salons geworden ist, schreibt an einer Operette, sowie an Recitativen und einem Ballet für seine „Semiramis", welche mit überarbeitetem Text von Méry nächstens in der großen Oper gegeben werden wird. Voraus geht noch das neue Werk von Félicien David, „Herculanum", von dem die französischen Journale wunderliche Dinge erzählen. Die erste Idee zu der Handlung rührt von Mirecourt her, der seinen Entwurf dem Baudevilledichter Gabriel gab. Die Direction der Oper gesellte diesem Méry als Mitarbeiter bei; doch als dieser plötzlich eine Reise machen mußte, substituirte er einen gewissen Bernard Lopez. Was diese Vier begonnen, vollendete schließlich der Freund David, Hadot, und dieser nennt sich denn auch als Verfertiger des Textbuches. — Zugleich mit der Oper wird übrigens schon eine Parodie derselben, „Hercule, ah, non!" gegeben werden; das ist die neueste Erfindung, die man in Paris gemacht hat. Ein Possenlieferant geht zu dem Dichter eines mit Spannung erwarteten Werkes und bittet ihn um Einsicht in das Manuscript, weil er mit einer gleichzeitigen Travestie gewiß ein gutes Geschäft machen könnte. Natürlich erhält er die gewünschte Auskunft, und dann vermag das Publicum sich heute das neue Stück, und morgen bereits seine Verspottung anzusehen. Ein Referent der Westzeitung meinte nicht mit Unrecht, daß diese Industrie auf dem Gebiete der Kunst noch bewundernswerther sei als die Kunst selber.

Die neue Oper von Hector Berlioz, deren Text sich der Componist selber aus der Iliade und Aeneide zusammengestellt hat, heißt „Le siége de Troie". — Emile Augier vollendete ein Lustspiel „Un beau mariage".

Verantwortliche Redaction und Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Rieck'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

Digitized by Google

№ 11. **Europa.** 1859.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 12. März.

Inhalt

Größere Aufsätze: Die Italiener vor französischem Richterstuhl. — Die Ritter und Räuber in der deutschen Litteratur. — Kaiser Soulouque und sein Reich. I. — **Chronik:** Prescott †. - Hamlet und Ophelia. - Antike Dichtungen und Studien. - Der Todtengräber Palms. — **Kurze Nachrichten:** Litteratur. - Bildende Kunst. - Theater und Musik. — **Erklärung.**

Die Italiener vor französischem Richterstuhl.

Neulich lasen wir irgendwo die ganz richtige Bemerkung, daß die vier romanischen Völker Europa's nach einander gleichsam „abgestorben" seien. Das soll heißen, sie haben sich auf ihrer geistigen Höhe, welche sie einst erklommen, nicht behaupten können, und als habe es den Anschein, sie würden sich niemals wieder zu derselben emporarbeiten.

Portugal, das von den Spaniern als ein „entlaufener Vasall" bezeichnet wird, hat nur kurze Zeit und wie ein Meteor geglänzt; seine Seebelden verlieren bei näherer Betrachtung ebenso viel von ihrem Ruhme, wie die spanischen Cortez und Pizarro. Lustanien hat eigentlich nur zwei große Männer gezeitigt, deren Wirken nachhaltig blieb: den Dichter Camoëns und den Geschichtschreiber Barros. Die überseeischen Besitzungen sind zumeist verloren gegangen, der alte Glanz ist erloschen, und das kleine Land am Minho und Tajo führt in mancher Hinsicht nur ein vegetatives Leben.

Spanien ist mächtiger geblieben, hat sich regsamer erhalten, umschließt mannichfach gegliederte Volksbestandtheile und in und mit ihnen Gegensätze, welche sich aneinander reiben. Das giebt Funken. Auch sind die Spanier tapfer, haben manche schöne Anlagen, und ihre Vaterlandsliebe ist innig und kräftig. Aber seit drelhundertundfünfzig Jahren haben sie nicht eine einzige gute und aufrichtige Regierung gehabt; sie schmachteten unter geistigem und geistlichem Druck; sie sind durch ihre Monarchen und ihren Klerus in ihrem innersten Leben geknickt worden; die geistige Freiheit ist ihnen gleichsam unbekannt geblieben. Die alte geistliche und weltliche Willkürherrschaft hat bei ihnen unermeßlichen Schaden angerichtet; ein Volk trägt nicht ungestraft zugleich das Joch der Inquisition und des Despotismus. Die Colonien gingen verloren, und ihr durch und durch zerrütteter Zustand liefert den Beweis, daß auch die spanischen Kreolen sich abgelebt haben. Das europäische Mutterland würde sich wohl wieder aufraffen und eine höhere Culturstufe erreichen können, wenn es nicht ein Hinderniß in seiner Kirche fände, und in dem was damit zusammenhängt. Das ist von einsichtsvollen Spaniern schon sehr oft betont worden. Gegenwärtig gehört Spanien zu den Ländern, welche längst aufgehört haben, Einflüsse zu geben; es empfängt dergleichen nur von außen im Staatswesen, im Schriftenthum, in Gewerben und Handel.

Die Franzosen nennen sich gern das Volk der Initiative für den ganzen Erdball, und in mancher Beziehung haben sie es seither mit vollem Rechte gethan. Sie standen mehr als einmal maßgebend an der Spitze Europa's, mit den Waffen wie im Bereiche des Geistes; und doch haben sie verhältnißmäßig wenige originale Denker von erstem Rang aufzuweisen. Aber sie sind Meister der Form, zierlich, geschmackvoll in vielen Dingen, und ganz dazu geeignet, bei den weniger Gebildeten und den Oberflächlichen den Ton anzugeben. Sie besitzen viel Eitelkeit und Ruhmsucht, zeigen persönlichen Muth, lieben den Glanz, wollen überall gelten und so viel als möglich eine Rolle spielen. Durch die starke deutsche Beimischung, welche sie seit den Zeiten Chlodwigs erhielten, ist viel tüchtiger Kern in ihr Land gekommen, aber Gallisches Wesen, das vorzugsweise auf Aeußerliches gerichtet ist, schlägt doch vor. Mit dem letztern suchen sie sich für die inneren Mängel und Gebrechen zu entschädigen, welche ihrem ethnischen Naturell anhaften. Es giebt unter ihnen viele Einzelne mit logischem und mathematischem Kopfe, aber als Volk haben die Franzosen keinen innern Halt in sich, und keine Begabung zur moralischen Folgerichtigkeit. Sie haben das Mechanische im Staatswesen wunderbar bis in alle Einzelheiten herausgearbeitet und eine Staatsmaschine hergestellt, in welcher jedes Individuum nicht etwa einen Bestandtheil eines freien Organismus, sondern der Maschine bildet; dem Einzelnen gesteht man keinen freien Willen und keine Selbständigkeit zu, sondern nur eine gewisse Verrichtung innerhalb des Ganges der Maschine. Aber die Franzosen wechseln mit den Maschinenmeistern, die bald mit Hochdruck, bald mit Niederdruck arbeiten. Seit Jahren wird das Gerüder wieder einmal von einem Napoleon in Gang gesetzt, und drohet gegenwärtig mit einer Explosion, welche ganz Europa gefährden kann.

Merkwürdig bleibt, wie sie immer, unbeschadet der Maschine, sich in Extremen bewegen und von einem Aeußersten zum an-

Digitized by Google

dern umschlagen, von gänzlicher Ungebundenheit, welcher eine ultrademokratische Republik noch nicht weit genug geht, zum äußersten Despotismus, den sie dann durch allerlei Sophismen aufzuputzen suchen. Kein anderes Land hat ein so dickes „Wörterbuch der Wetterfahnen." Der alte Dupin, ein Rechtsgelehrter, der einst als Hort der Gesetzlichkeit und constitutionellen Freiheit viel von sich reden machte, von Ludwig Philipp mit Wohlthaten überhäuft war und als Testamentsvollstrecker und Rechtsanwalt der Familie Orleans deren ganzes Vertrauen genoß, erließ 1851 ein Schreiben an Ludwig Napoleon, das von bitterem Unwillen, von moralischer Entrüstung überfloß, denn der Napoleon hatte seine Hand an die Güter der Orleans gelegt. Ein paar Jahre später nahm dieser selbe Dupin Auszeichnungen und Dienste von jenem Napoleon an!

Herr von Sybel in München, ein ganz vortrefflicher Geschichtschreiber, äußert in seinem Werk über die erste französische Revolution: „Sie hat die politische Begeisterung der Völker nicht minder stark, als deren politische Sittlichkeit zerstört. Sie hat die Regierungen ebenso oft von Verbesserungen wie von Gewaltthätigkeiten hinweggeschreckt; sie hat die Kirche in gründlich schiefe Stellung zur Politik gedrängt, das Bürgerthum mit unsittlicher Abspannung und das Proletariat mit unverständigen Forderungen erfüllt. Sie hat es in ihrem Verlauf, und wo ihr Wesen wieder aufgetaucht ist, überall aufs neue bewiesen, daß sie kein anderes Ende haben kann, als das erste Empire, den Militärstaat, der allerdings ein gleichmäßiges Privatrecht und weit geöffnete Dienstbahn gewährt, zugleich aber der Handelsverbote, des Lehrzwanges und des kirchlichen Druckes bedarf, welcher also der Arbeit, dem Gedanken und dem Glauben statt der Freiheit die Unterjochung bringt, und so die Forderungen unseres Völkerlebens nicht erfüllt, sondern vernichtet."

Diese Worte sind vor Jahren geschrieben worden; die heutigen Zustände des Napoleonischen Frankreichs beweisen, wie wahr sie sind. Vor einigen Monaten fragte in Paris der „Erwählte von sieben Millionen" einen Akademiker: „Woher rührt der Verfall und die Mittelmäßigkeit unserer Litteratur?" Die Antwort hätte sich leicht geben lassen; der Zwang ist nicht geeignet, geistige Blumen und Früchte hervorzurufen. Wir werden über die französischen Zustände späterhin einem Franzosen das Wort geben.

Wenn wir den innersten Gedanken der Napoleonischen Politik richtig erfassen, so geht er auf das große Ziel hin, die drei übrigen romanischen Staaten, also ganz Südeuropa, unter eine Hegemonie des Napoleonischen Frankreichs zu bringen. Die Vorbereitungen dazu sind ohne Unterbrechung und von langer Hand her getroffen worden. Spanien steht in politischer Abhängigkeit von Paris, Portugal hat erfahren, daß in jedem Augenblick Napoleonische Kriegsdampfer seine Hauptstadt bedrohen können, und muß sich fügen. Jetzt soll Italien in Napoleonischem Sinn umgestaltet werden und den kaiserlichen Zwecken dienen.

Das unglückliche Land, mit seinem unglücklichen Volke, von welchem schon Dante vor sechshundert Jahren (im Fegefeuer) sagte:

> Weh Dir, Italien, Sklavin, Haus des Jammers,
> Schiff ohne Steuermann im großen Sturm,
> Nicht Herrin der Provinzen mehr, nein, Metze!

— dieses Italien wird nun gemißbraucht und rennt in wahnsinniger Verblendung, in Tarantelleidenschaft, einer ungewissen, jedenfalls blutigen Zukunft entgegen. Das Volk will sich nicht witzigen lassen durch die trüben und jammervollen Erfahrungen, und sucht Heil bei Fremden, gerade bei den Fremden, von welchen es noch niemals Heil empfing, sondern die stets wieder aus der Halbinsel getrieben wurden, weil sie stets nur in der Absicht kamen, die Italiener als Werkzeug zu benutzen. Und doch lassen sie sich wieder von Paris aufreizen und durch eine Presse, der jedes freie Wort verwehrt ist, zur „Freiheit und Befreiung" aufstacheln!

Wir wollen zur Ehre der Franzosen nicht verschweigen, daß es Männer unter ihnen giebt, welche die Wahrheit achten und den Italienern einen Spiegel vorhalten. Freilich dürfen sie dem Zwange gegenüber nicht ganz offen mit dem Worte heraustreten, aber sie können wenigstens geschichtliche Thatsachen anführen. Ein Mitglied des Pariser Instituts, Herr von Cherrier, hat jüngst eine „Geschichte des Kampfes zwischen den Päpsten und den Kaisern aus dem Hause Schwaben" erscheinen lassen; er schildert also einen Gegensatz, der noch in unsern Tagen nicht verschwunden ist, jenen der Guelfen und Ghibellinen, und an sein Buch knüpft der besonnene Herausgeber der Revue britannique einige Betrachtungen zu Nutz und Frommen der Italiener, die freilich, gegenüber der Leidenschaft, wohl ungehört bleiben werden. Aber für uns Deutsche sind sie, in Hinblick auf die Lage der Dinge, nicht ohne Belang.

Amedée Pichot nimmt an, daß die Oesterreicher den Italienern verhaßt seien; aber, sagt er, die Erfahrung der Jahrhunderte macht uns zittern für dieses Volk, wenn es unzeitig seine Unabhängigkeit sich erwerben würde! Herr von Cherrier faßt die Ergebnisse zusammen, zu denen die Bestrebungen der lombardischen Guelfen geführt haben, und erklärt: sie hätten immer nur eine sturmvolle Freiheit gehabt, für die sich kein Ordner fand, welcher sie geregelt hätte. „Auch bei ihnen nahm die Revolution ihren gewöhnlichen Verlauf: überall Unordnung, Kampf zwischen Factionen, welche mit einander um Macht und Gewalt streiten, Verbannungen, Gütereinziehungen, Blutgerüste, Verfassungen, die ineinemfort wieder abgeändert werden, aber nicht ein einziger Tag mit Ruhe und Frieden! Das Volk wurde endlich einer solchen Art von Regierung müde und gab zu, daß die oberste Gewalt gerade an solche Parteihäuptlinge fiel, welche am lautesten gegen Tyrannei geschrieen hatten. Man ging von republikanischer Anarchie zum Militärdespotismus über, und gewann damit nur eine neue Form, welche gleichfalls weder Stätigkeit noch Sicherheit für die Ruhe darbot."

Dann wird nachgewiesen, daß auch der Papst die „nationale Einheit" für Italien nicht verwirklichen konnte. Er scheiterte immer in ähnlicher Weise wie jüngst Pius der Neunte,

Digitized by Google

wie der Vater des jetzigen, durch Ehrgeiz verblendeten Königs von Sardinien. Karl Albert hatte wenigstens die Geistlichkeit für sich, Victor Emanuel wird von ihr unversöhnlich gehaßt. „Die heutige Demokratie schätzt den kirchlichen Einfluß viel zu gering. In Italien hat allerdings, gerade wie in anderen Ländern, der Katholicismus viel von seinem sittlichen und politischen Einflusse verloren; aber die Männer, welche während der letzten römischen Republik an der Spitze standen, haben der Sache der italienischen Nationalität großen Schaden gerade dadurch zugefügt, daß der Papst seine freisinnigen Zugeständnisse bereuen mußte, nachdem die Mehrheit der ächten Italiener sich eine kurze Zeit um das Banner des heiligen Petrus geschaart hatte. Der Papst allein hätte sie damals von der Fremdherrschaft befreien können (?), ohne sogar zu den irdischen Waffen zu greifen, deren seine Vorgänger sich im Mittelalter gegen die Hohenstaufen bedienten. Dergleichen günstige Wechselfälle läßt man nicht ungestraft vorübergehen. Heute spielt der Papst in Rom eine zweideutige Rolle und wäre bei einem ernsthaften Kampfe gegen Oesterreich in der größten Verlegenheit. Bevor man den europäischen Frieden einem Volke opfert, welches der Ausländer bedarf, um sich der Ausländer zu entledigen, und das eine so durchaus ungleichartige Volksthümlichkeit aufweist, wird man billig zaudern." In Anbetracht der Lehren, welche Völkerkunde und Geschichte an die Hand geben, begreift man, daß die Times Recht hatte, als sie neulich äußerte: seit dem Untergange des römischen Reiches habe derartiges, wie die heutigen Italiener sich vorphantasiren, niemals bestanden. Zu keiner Zeit gab es ein unabhängiges und einheitliches Italien, weder ein demokratisches noch monarchisches. Ein solches würde eine ganz nagelneue Erscheinung sein; ja selbst Norditalien bildete nur ein einziges Mal ein unabhängiges Königreich, und dieses wurde von Deutschen gegründet, von den Langobarden. Man hatte freilich einmal den Titel: König von Italien, aber die ihn führten, waren doch keine Italiener. Odoaker, der Heerführer der deutschen Heruler, wurde von seinen Kriegern zum Könige von Italien ausgerufen, und mit ihm begann allerdings ein neuer Zeitabschnitt, jener der Barbaren, welche dem abgefaulten Italien neues, frisches, gesundes Blut einimpften. Nach den Herulern kamen deutsche Ostgothen, diesen folgten deutsche Langobarden, denen die heutigen Lombarden Alles verdanken, was Gutes an ihnen ist; und mit den Langobarden kamen noch Sachsen, Sueven, Gepiden und sogar slawische Bulgaren; sie alle vermischten sich mit dem keltischen und lateinischen Blute der Italiener. Sie wurden Beherrscher eines schwachen, halbverkommenen Geschlechts. Nach dem Brauche der Altgermanen bildeten sie eine große Anzahl verschiedener Lehnsherrschaften, und so entstand die beträchtliche Menge von örtlichen Regierungen in Fürstenthümern, Herrschaften, Städten und Gemeinden, die oft mit einander im Kampf geriethen und, nachdem manche eine Zeitlang sich in Republiken umgestaltet, kleinen einheimischen Tyrannen oder fremden Monarchen zur Beute wurden. „Das italienische Mittelalter war viel mehr eine Epoche fürmischer Unruhen als wahrer Freiheit! Allerdings dauerte der Widerstand gegen die Tyrannen fort, besonders wenn diese sich auf einen Beherrscher stützten, der jenseit der Alpen wohnte. Aber eine italienische Einheit und Unabhängigkeit war, wie gesagt, niemals vorhanden; jeder Staat, jede Stadt oder Gemeinde hatte im eigenen Schooße eine welfische und eine waiblingische Partei, deren Angehörige die Gegenpartei ärger haßten als die Ausländer. Vielleicht hätte das Papstthum die Einheit verwirklichen und Rom wieder zur Hauptstadt Italiens machen können? Manche Päpste waren kriegerisch, der letzte Hohenstaufe war zum Opfer gefallen, aber der siegreiche Nachfolger des heiligen Petrus stellte seine hohe Würde bloß, er sank zu einem politischen Parteiführer gewöhnlichen Schlages herab und trug nicht im mindesten Bedenken, Fremde nach Italien zu berufen, um mit ihnen sowohl Italiener wie andere Fremde zu bekämpfen." Damit ist über diese Bestrebungen der Stab ganz von selbst gebrochen, ebenso über jene der heutigen Italiener, welche sich wieder an Ausländer, wieder an die Franzosen, wegwerfen. Ohnehin kam das Papstthum, durch sein Doppelwesen als weltliche und geistliche Macht, häufig in Widerspruch mit sich selbst; der geistliche Beruf wurde sehr oft dem vermeintlichen politischen Vortheil aufgeopfert, und so verlor der römische Obergeistliche der abendländischen Christenheit alles moralische Ansehen; er wurde gehaßt und verspottet und ließ auch in der Kirche so arge Mißbräuche einwurzeln, daß die große Trennung im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts erfolgte. Halb Europa wollte vom Papste nichts mehr wissen, und ist ihm bis heute völlig entfremdet geblieben. Ein Papst, der Kanonen in die Schlacht führt und den Panzer anlegt wie Julius der Zweite, bezugt schon dadurch allein, daß er von seinen geistlichen Blitzen keine große Wirkung mehr hofft. Machiavelli hat in seinen Betrachtungen über die erste Decade des Titus Livius folgenden Ausspruch über die Stellung des Papstes zu Italien gethan:

„Die Kirche ist nicht stark genug, Italien zu regieren; sie will und leidet aber auch nicht, daß ein anderer dasselbe regiere, und ist dadurch Ursache geworden, daß Italien es niemals zu einem einzigen Oberhaupte bringen konnte, sondern so vielen Fürsten und Herren unterworfen blieb. Daher rührt auch diese Uneinigkeit und Schwäche, durch welche es nicht nur barbarischen (d. h. ausländischen) Mächten preisgegeben worden, sondern dem Ersten Besten, der es überziehen wollte. Das verdanken wir Italiener der Kirche."

So spricht der größte Staatsmann und feinste Kopf, den Italien aufweisen kann. Im Süden hat Italien nie einen einheimischen Fürsten gehabt; im Norden nur einige Zeit. Das deutsche Reich mit seinen Kaisern war stets mächtig; dann kamen auch Franzosen und Spanier. Italienisch-national ist lediglich der Kirchenstaat, und dieser wird schlechter regiert als je ein anderer in der gesammten Christenheit; selbst die Türken möchten nicht mit den Römern tauschen. Die italienischen „Patrioten" wollen aber vom Papste nichts wissen und stehen zu ihm in unversöhnlichem Gegensatze; sie streben nach etwas, worüber sie selber völlig im Unklaren sind; sie wissen kein anderes Mittel, ihr verschwommenes Phantasiegebilde in die Wirklichkeit einzuführen, als den Beistand der Ausländer herbeizurufen! Da ferner die Einheit und Nationalität Italiens Dinge

Digitized by Google

sind, welche niemals vorhanden waren, so können sie begreiflicherweise von den vielgeschmähten Oesterreichern auch nicht zerstört worden sein.

„Die Oesterreicher sind allerdings Ausländer, aber sie haben Italien niemals in der Weise überzogen, wie z. B. die Normannen England. Seit dem Untergang des römischen Reichs giebt es keine Periode, in welcher die Lombardei nicht deutsch gewesen wäre durch ihre Verfassung, nicht durch ein Lehensband abhängig von Deutschland, oder getheilt unter tyrannischen Fürsten von deutscher oder französischer Abkunft. Wenn Italien ein Fechtboden für die Ausländer geworden ist, so geschah das nur, weil keine italienische Nationalität vorhanden war und Niemand auf dergleichen ein Gewicht legte. Die Italiener als solche hatten weder einen Staat, noch eine Republik, noch einen König, und deshalb fiel ihr Land Fremden anheim. Niemand stellt in Abrede, daß sie in ihrer Sprache, die allerdings mundartlich ganz außerordentlich zerklüftet ist, und in der Abstammung Bestandtheile zu einer Nationalität aufweisen; aber sie haben es staatlich nicht zu einer solchen gebracht und wußten sich niemals unabhängig zu machen."

Diese Worte haben wir der Times entlehnt, wollen aber beifügen, daß in keinem andern Lande die „Nationalität" aus so ungemein verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzt ist, als gerade bei den Italienern. Der Franzose Amedée Pichot möge reden: „Ein Italiener, der einen Blick auf die Vergangenheit seines Landes wirft, findet keine andauernde und reine Ueberlieferung; sie ist weder in der Reihenfolge seiner weltlichen Herrscher noch der Päpste zu erblicken, und ebenso wenig in jener seiner Patrioten oder canonisirten Heiligen. Italien hat keinen Befreiungshelden aufzuweisen, weder in der Geschichte noch in der Sage, keinen Namen, der gleichsam zum Banner dienen könnte, um das man sich zu schaaren hätte. Das christliche Italien besaß allerdings manche hervorragende Männer, aber keinen heiligen Ludwig oder ein Mädchen von Orleans, wie Frankreich, keinen Alfred wie England, keinen Wallace oder Robert Bruce wie die Schotten, keinen Pelagius wie Spanien, auch keinen Juan de Padilla, den Anführer der castilianischen Comuneros." Wir fügen hinzu, was der Franzose verschweigt: Italien hat keine Männer aufzuweisen, wie Deutschland in langer Reihe, der großen Kaiser oder Könige ganz zu geschweigen; es brachte keinen Hofer oder Schill, keinen Blücher oder Nettelbeck, keinen Arndt und Stein hervor. Italiens größte Männer sind Dante und Machiavelli gewesen, aber der herrliche Dichter war ein Ghibelline vom Wirbel bis zur Zehe, durch und durch kaiserlich gesinnt: und der große Staatsmann erblickte das Hauptunglück Italiens im Papste; wir haben seinen Ausspruch darüber weiter oben angeführt.

Der Franzose fährt fort: „Juan de Padilla war vielleicht ein Revolutionär; aber wenn Italien nur einen solchen Revolutionär aufweisen könnte! Es hatte vor zehn Jahren in Venedig Manin, an der Spitze einer Republik. Aber Manin selber sagte uns, in demselben Zimmer, in welchem wir heute diese Zeilen niederschreiben, daß Italien seine Demagogen und Socialisten habe; die einen seien bethört von ihrem humanitarischen Utopien, und die andern hegten den Traum, Alles über den Haufen zu werfen, und nicht etwa eine Wiedergeburt anzubahnen. Sie stacheln zu Insurrectionen auf, reizen den Haß des Armen gegen den Reichen; das liegt ihnen mehr am Herzen, als eine italienische Monarchie oder als eine Wiederherstellung der alten römischen Republik, welche der Pedant Rienzi, dieser Mazzini des vierzehnten Jahrhunderts, eine Zeitlang eingeführt hatte!"

Nach dem blutigen Ende des letzten Hohenstaufen Konradin, vom dreizehnten bis zum sechszehnten Jahrhundert, drängen sich die Fremden erst recht nach Italien, das sich ihnen völlig als leichte Beute preisgiebt. Herr von Cherrier stellt darüber folgende Betrachtungen an: „In alten Tagen hat Italien über eine Welt geboten, ist dann aber in den Zustand versunken, in welchem wir es nun finden. Wen anders darf es deshalb anklagen, als seine eigenen Excesse? Der unaufhörliche Kampf zwischen Guelfen und Ghibellinen brachte Zwietracht in die Städte, bewaffnete in ein und derselben Gemeinde Bürger gegen Bürger, die unversöhnliche Feinde wurden, zersplitterte Macht und Gebiet in tausend Theile, und ließ in den Gemüthern das Bewußtsein eines gemeinsamen Vaterlandes gar nicht aufkommen. Italien sank bis zur äußersten Schwäche gerade damals herab, als Alles darauf angekommen wäre, die Kräfte zu vereinigen, um die Ausländer abwehren zu können. Seit drei Jahrhunderten giebt es für die europäischen Heere Schlachtfelder her, und das Schicksal Italiens ist stets ohne die Italiener und gegen sie entschieden worden."

Wir wollen noch eine Bemerkung hinzufügen. Die Italiener entlehnen das, was sie in neuerer Zeit an geistiger Befruchtung bei sich haben, zum überwiegenden Theil den Fremden, namentlich auch uns Deutschen. Niemand bei uns verlangt dafür Erkenntlichkeit, aber die Thatsache muß hervorgehoben werden. Jüngst lasen wir: „Man ziehe von Manzoni, Leopardi und Gioberti nur die Anregungen, Erinnerungen und Ansichten ab, welche sie Goethe, Byron und vor allem der protestantischen Idee verdanken, und die Kläglichkeit des italienischen Wesens wird selbst in diesen erlauchten Geistern sich offenbaren."

—d.—

Die Ritter und Räuber in der deutschen Litteratur.

Während der goldenen Zeit unserer Litteratur wucherte in den deutschen Gauen neben den edlen und köstlichen Blüthen Schiller'scher und Goethe'scher Poesie auch die „Ritter-, Räuber- und Schauerromantik", wie ein jedes Unkraut, so üppig hervor, daß ihre Ausbreitung und weite Verzweigung bald ins Entsetzliche ging und alle Versuche, sie auszurotten, eine lange Weile vergeblich waren. Noch in seinem späteren Alter fühlte sich Goethe gedrungen, gegen seinen Vertrauten Eckermann in

Digitized by Google

bittere Klagen auszubrechen über die Theilnahmlosigkeit der großen Menge an seinen und Schillers poetischen Bestrebungen. „Wir Deutsche, rief er aus, sind von gestern und es können noch ein paar Jahrhunderte vergehen, ehe bei unsern Landsleuten so viel Cultur eindringt, und allgemein wird, daß sie gleich den Griechen der Schönheit huldigen. Was ist denn von unsern Sachen lebendig geworden, so daß es uns aus dem Volke wieder entgegenklänge? Von meinen eigenen Liedern, was lebt davon? Es wird wohl eins und das andere einmal von einem hübschen Mädchen am Clavier gesungen, allein im eigentlichen Volke ist Alles stille."

Freilich war das Volk stille. Es saß, umgeben von allerhand verdächtigen Büchern, emsig lesend da und genoß, einer unbegreiflichen, krankhaften Begierde danach voll, in schweigsamer Verzückung jene schlechte und verwerfliche Kost, welche ihm das fingerfertige Heer verdorbener Scribenten in ihren Romanen auftischte. „Der blos sinnliche Romanenhunger, meinte A. W. Schlegel in der Jenaischen Litteraturzeitung, mußte gestillt werden, sei es durch welche Nahrung es wollte. Mit unüberwindlichem Abscheu gegen die zweite Lesung auch des geistreichsten Buches verband sich eine Genügsamkeit, die sich selbst das Platte, Abgeschmackte und Abenteuerliche gefallen ließ, wenn es nur neu schien, und bei der es blos armseliger Umkleidungen bedurfte, um dem Verbrauchtesten das Lob der Neuheit zu gewinnen."

Eine tiefer in ihr Wesen eingehende, von speciellen Studien zeugende Darstellung der „deutschen Ritter-, Räuber- und Schauerromantik" gab es bisher noch nicht. Die Litterarhistoriker schenkten ihr keine Beachtung, mit einziger Ausnahme des gründlich forschenden Koberstein, dem man in Bezug auf die damalige Entartung und Verwilderung unserer Belletristik die ersten näheren Angaben zu verdanken hat. Es ist behauptet worden, die „gemeine Unterhaltungslitteratur" verdiene, trotz ihres breiten Umfangs, keinen Platz in der Litteraturgeschichte, und für eine Darstellung, die sich auf die Geschichte der Dichtung beschränkt, mag sie in der That durchaus gleichgültig sein. Aber doch that J. W. Appell, der Verfasser des werthvollen Buches „Werther und seine Zeit", sehr recht daran, daß er sich mit dieser „gemeinen Unterhaltungslitteratur" der letzten Jahre des vorigen und der ersten Jahrzehnte des jetzigen Jahrhunderts fleißig und gründlich genug beschäftigte, um vor kurzem eine Monographie darüber (Leipzig, Engelmann) erscheinen zu lassen. Denn für den Sittenforscher ist sie, wie Appell selbst bemerkt, sicherlich beachtenswerth. „Ihre Einwirkung auf den Mittelstand und die unteren Classen war unstreitig bedeutend, bedeutender als man sich in unseren Tagen insgemein vorstellt. Sie macht uns manche Züge des früheren Lebens anschaulich, die man leicht übersehen würde, liefert einen Gradmesser für den Bildungsstand, den Geist und Ton der großen Mehrheit des damaligen geselustigen Publicums und führt zu belehrenden Vergleichungen zwischen Sonst und Jetzt." Unter den unermüdlichen Vielschreibern, die im Anfang der achtziger Jahre ihr nichtsnutziges, doch nicht ganz brotloses Handwerk auszuüben begannen, standen Carl Gottlob Cramer, Christian Heinrich Spieß und Christian August Vulpius obenan. „Sie waren die unbestrittenen Häupter unserer aus Sachsen und Thüringen stammenden Romanproducenten und erfreuten sich einer ungeheuern schmachtenden Leseheerde, die sich aus dem ewig sprudelnden Born ihrer Phantasie tränken ließ und ihnen geraume Zeit dankbar und respectvoll anhing." — Wir wollen uns dies famose Kleeblatt im Folgenden etwas genauer ansehen.

Der erstgenannte Carl Gottlob Cramer wurde am 3. März 1758 zu Pödwitz bei Freiburg an der Unstrut geboren. Von Schulpforta, wo er das Gymnasium besuchte, zog er nach Leipzig und studierte Theologie. Er brachte es auch bis zum Candidaten des Predigtamtes, hat aber die Kanzel nie betreten. Nach seinen Universitätsjahren lebte Cramer ohne festes Brot in Weißenfels und später in Naumburg. Im Jahre 1795 wurde ihm durch den Herzog Georg von Meiningen der Charakter eines Forstrathes verliehen, und im October dieses Jahres siedelte er nach Meiningen über. In der Folge erhielt er eine Anstellung an der Forstakademie zu Dreißigacker, die er bis zu seinem Tode bekleidete. Er starb am 7. Juni 1817. Ludwig Tieck bezeichnete die äußere Erscheinung dieses Kraftgenies als eine sehr unfeine und komische. „Das Gesicht war pockennarbig, der Ausdruck platt und gewöhnlich, die Stimme hart und rauh. Er sprach in einer sonderbaren Mischung der überschwenglichsten und niedrigsten Redensarten. Schimpfwörter wurden in seinem Munde zum Ausdruck der Anerkennung." Als Schriftsteller begann Cramer in seinem vierundzwanzigsten Jahre thätig zu sein, seitdem sein „Leben und Abenteuer Carl Malsfelds, eines relegirten Studenten" (1782) ungeahnten Beifall gefunden hatte. Auf dieses Erstlingswerk folgte eine lange und dichte Reihe von Romanen derselben Art, und im Ganzen hat Cramer nicht weniger als sechsundfünfzig verschiedene Erzählungen in dreiundneunzig Bänden veröffentlicht. Jedes seiner Werke erlebte drei bis vier Auflagen, ungerechnet die Nachdrücke, welche insgeheim unternommen wurden, und abgesehen von den Uebersetzungen in fremde Sprachen. Im Jahre 1789 trat der erste Theil des Erasmus Schleicher ans Licht, welchen der Vielschreiber in seinem Stolze selbst den Liebling unter seinen Geisteskindern nannte, und der auch seinen litterarischen Ruf eigentlich erst begründete. Wo möglich noch berühmter wurde der Roman „Hasper a Spada", welcher 1792 geschrieben ward, in einer Zeit, da Cramer zugleich auch mit den folgenden Theilen seines Erasmus Schleicher und mit dem dreibändigen „deutschen Alcibiades" beschäftigt war. Von „Adolph dem Kühnen, Raugraf von Dassel" lieferte noch 1840 ein Leipziger Buchhändler einen neuen Abdruck. „Wo man auch, meint Appell, in eines dieser erstaunenswerthen Bücher hineinliest, stößt man alsbald auf irgend eine Pöbelei. Das Gräßliche verbindet sich mit dem Abgeschmackten und überschlägt sich dermaßen selbst, daß die Wirkung rein komisch wird. Neben der an Cramer berüchtigten Biederherzigkeit, die sich in der unfeinsten Kraftsprache ausläßt und beinahe alles rühn übertrifft, dessen man von Vetter Michel gewärtig sein darf, schleicht der gemeine sinnliche Kitzel, und Cramer, der Ueberdeutsche, nimmt keinen Anstand, seine Leser durch schlüpfrige Situationen

Digitized by Google

und Schilderungen zu unterhalten. In allen Geschichten, vom Erasmus Schleicher bis zur letzten, dem Septimius Storax, begegnen wir denselben auf den Kopf gestellten Verhältnissen, denselben halb widerwärtigen, halb lächerlichen Fratzen. Den Inhalt dieser formlosen Romane zu erzählen, ist kaum möglich, da Cramer je nach seiner Laune von dem Einen zum Andern überspringt. Die halb dramatische, halb erzählende Manier ist für den Verfasser die bequemste. Ueberhaupt versteht er sich die Sache außerordentlich zu erleichtern. Wenn z. B. eine Wendung im Schicksal des Helden eintreten soll, so erscheint unverhofft ein Geist oder man vernimmt eine weissagende, warnende Stimme, ohne daß man erfährt, woher sie kommt. Bezeichnend ist es übrigens, daß Cramer mit Vorliebe in hohen und höchsten Kreisen sich bewegt, wiewohl er sich doch so schlecht auf das aristokratische Costüm versteht. Die Gerechtigkeit ist überall die in den Xenien geschilderte: „Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch.“ Im Grunde rumort allenthalben der Drang der Auflehnung gegen das verrottete Leben an den damaligen deutschen Höfen und Höfchen, gegen Cabinetsjustiz, Beamtendruck, fürstliche Blutsaugerei, und hieraus erklären wir uns denn auch im Wesentlichen Cramers erstaunliche Popularität.“

Der zweite im Bunde der Drei war Christian Heinrich Spieß, geboren 1755 zu Freiberg in Sachsen. Eine Zeitlang zog er als Schauspieler mit wandernden Gesellschaften in der Welt umher, zuletzt aber wurde er Birthschaftsinspector auf einem böhmischen Gute. In diesem Amte starb er am 17. August 1799. Sein schriftstellerisches Wirken eröffnete er, gemäß seinem damaligen Berufe, mit einem Ritterstück „die drei Töchter“ (1782), später jedoch wandte er sich mehr den Romanen zu und schrieb deren im Ganzen 19 in 43 Bänden. Auch einige seiner Schriften hat man in den vierziger Jahren aufs neue gedruckt. Obwohl Spieß meist mit Cramer zusammengenannt wird, war er doch nicht so bramarbasirend roh und Spektakel liebend, wie dieser. Zudem besaß er ohne Zweifel mehr Erfindungsgabe. Oefter noch als mit ungeschlachten Rittern machte er sich mit den gespenstischen Gestalten alter Ammenmärchen zu schaffen, so daß Appell Recht hat, wenn er sagt: „Alles war bei ihm sehr wunderbar, übernatürlich und grauslich, und doch wieder so handgreiflich und hausbacken.“ Was ihn besonders charakterisirt, das ist die tugendhafte Tendenz, die er in seinen Romanen zu bevolgen vorgiebt. In seinem Hauptwerk „Meine Reisen durch die Höhlen des Unglücks und die Gemächer des Jammers“ (1796—98, 4 Bde.), welches sogar in's Französische übersetzt wurde, nimmt er geradezu die Miene des nutzenstiftenden Menschenfreundes und Seelenforschers an, und den einzelnen haarsträubenden Geschichten werden stets Einleitungen in nachdrucksvollem Kanzelton vorangeschickt.

Der dritte des oben genannten Kleeblattes, Christian August Vulpius, war bekanntlich durch seine Schwester, die „kleine Vulpia“, des großen Goethe's Schwager geworden, und ein in Weimar verbreitetes Gerücht behauptete sogar, derselbe habe ihm bei seinem berühmten Roman „Rinaldo Rinaldini, der Räuberhauptmann“ (3 Bde. 1798) helfend zur Seite gestanden und, wenn auch nur aus Spaß, selbst ein paar Capitel daran geschrieben. Begläubigter, als diese Nachricht, ist die Mittheilung, daß Vulpius auf einer seiner Reisen in Regensburg ein italienisches Schriftchen fand, worin das Ende des Räuberhauptmanns Rinaldini, der wirklich existirte, berichtet war; bald darauf kam ihm auch das Journal de l'Europe mit einer Notiz über den damals viel Aufsehen machenden Abenteurer in die Hände, und da faßte er den Gedanken, ihn zum Helden eines Romans zu machen. Groß war der Beifall, als derselbe dem Publicum zugänglich wurde. Er erlebte fünf Auflagen und ward 1845 nochmals abgedruckt. Uebersetzungen erschienen von ihm nicht blos in französischer und englischer, sondern auch in russischer, dänischer, holländischer, spanischer, polnischer und ungarischer Sprache. „Rinaldo ist — nach der Schilderung Appells — ebenso nobel als gräulich tapfer, und manchmal wandeln ihn löbliche und weinerliche Stimmungen an. Die schönsten vornehmen Damen warfen sich ihm sogleich in die Arme, und er zeigt sich in seinen verliebten Stunden, von denen wir ihn und wieder sehr üppige Schilderungen erhalten, als ein honigsüßer zärtlicher Schäfer.“ Freilich mangelt es dem Roman ganz und gar an verständiger Anordnung des Inhalts, der außerdem im Ganzen von ermüdender Einförmigkeit ist; auch bleibt Vulpius nicht bei der Räuberromantik stehen, sondern schweift plötzlich und unmotivirt ins Reich des Wunderbaren oder vielmehr des baaren Unsinns über; doch muß man ihm zugestehen, daß er jedenfalls mehr Bildung besessen habe, als Cramer oder Spieß. Auch ohne poetische Ader war Vulpius nicht, und Niemand z. B. wird behaupten mögen, daß die in den Roman eingeflochtene „Räuber-Romanze“ ganz werthlos sei. Sie wurde einst von den anständigsten jungen Damen, trotz ihres bedenklichen Inhalts, ungescheut zur Guitarre gesungen, dürfte aber jetzt bereits den Meisten unbekannt sein, weshalb wir sie zur Curiosität hier abdrucken:

In des Waldes tiefsten Gründen
Und in Höhlen tief versteckt,
Ruht der Räuber allerkühnster,
Bis ihn seine Rosa weckt.

„Rinaldini! — ruft sie schmeichelnd; —
Rinaldini, wache auf!
Deine Leute sind schon munter,
Längst ging schon die Sonne auf.“

Und er öffnet seine Augen,
Lächelt ihr den Morgengruß.
Sie sinkt sanft in seine Arme,
Sie erwiedert seinen Kuß.

Draußen bellen laut die Hunde,
Alles fluthet hin und her,
Jeder rüstet sich zum Streite,
Ladet doppelt sein Gewehr.

Und der Hauptmann, schön gerüstet,
Tritt nun mitten unter sie.
„Guten Morgen, Kameraden!
Sagt, was giebt's denn schon so früh?“

„Unsre Feinde sind gerüstet,
Ziehen gegen uns heran!“

Digitized by Google

„Nun wohlan! sie sollen sehen,
Ob der Waldsohn fechten kann."

„Laßt uns fallen oder siegen!"
Alle rufen: „Wohl, es sei!"
Und es tönen Berg und Wälder
Rundherum vom Feldgeschrei.

Seht sie fechten, seht sie streiten!
Jetzt verdoppelt sich ihr Muth;
Aber ach! sie müssen weichen,
Nur vergebens strömt ihr Blut.

Rinaldini, eingeschlossen,
Haut sich muthig kämpfend durch
Und erreicht im finstern Walde
Eine alte Felsenburg.

Zwischen hohen, düstern Mauern
Lächelt ihm der Liebe Glück,
Es erheitert seine Seele
Dianoren's Zauberblick.

Rinaldini, lieber Räuber!
Raubst den Weibern Herz und Ruh!
Ach! wie schrecklich in dem Kampfe,
Wie verliebt im Schloß bist Du!

„Rinaldo Rinaldini" war natürlich nicht das einzige Werk, welches Vulpius zum Verfasser hatte, sondern er schrieb außerdem noch gar Mancherlei, und nicht blos Ritter-, Räuber- und Zauberromane, auch Possen und Singspiele, Prologe, Gedichte und Aufsätze für Almanache u. dergl. mehr. Carrière machte er, wie man weiß, durch Goethe's Vermittlung. Am 22. Juni 1763 geboren, war er der Sohn eines Weimarer Kanzleiarchivars, welcher durch das Laster des Trunkes seine Familie in's Unglück stürzte. Nachdem der Sohn in Jena und Erlangen studirt und den Doctortitel erlangt hatte, verweilte er in den Jahren 1787—88 zu Nürnberg als Secretär eines Grafen v. Soden, wurde aber später unter Goethe's Direction Secretär am Weimarer Hoftheater, sowie dann an der herzoglichen Bibliothek. 1805 rückte er zum Oberbibliothekar und Aufseher des Münzcabinets auf; 1816 erhielt er den Titel Rath und außerdem den Falkenorden. Er starb am 26. Juni 1827.

Es kann uns hier natürlich nicht beifallen, die „Ritter-, Räuber- und Schauerromantik" in allen ihren noch von Appell erwähnten Repräsentanten genauer zu betrachten und sie bis in ihre monströsesten Auswüchse oder jüngsten Verzweigungen hinein zu verfolgen. Genug, das traurige Factum, daß auch jetzt noch dieser Krebsschaden unserer Litteratur nicht gänzlich beseitigt ist, kann leider nicht weggeleugnet werden. Nur zeigt sich das Uebel nicht mehr in dem frühern Umfang, und füllt nur selten noch ganze Bücher, sondern meist nur sogenannte fliegende Blätter, welche von Hausirern und Bänkelsängern auf Messen und Märkten im Volke verbreitet werden. Eine neue Gattung der „gemeinen Unterhaltungslitteratur" waren in unsern Tagen die von E. Sue's Beispiel hervorgerufenen Mysterienromane. Auf die „Geheimnisse von Paris" folgten in Deutschland mit aller Schnelligkeit Geheimnisse von Berlin, Wien, Hamburg, Amsterdam, Petersburg, Pesth, Prag, Brüssel, Altenburg, Oldenburg — ja auch von Leipzig, was wir zufällig im Stande sind dem von Appell gegebenen Verzeichnisse ergänzend beizufügen.

Sehr interessant wäre es jedenfalls gewesen, wenn der genannte Verfasser die Ritter- und Räuberdramen von seiner Darstellung nicht ausgeschlossen hätte. Zschokke's „Abällino" wird von ihm nur kurz erwähnt, ganz übergangen finden wir dagegen Babo's „Otto v. Wittelsbach", Kotzebue's „Bayard" und „Johanna v. Montfaucon", Holbeins „Turnier v. Kronstein oder die drei Wahrzeichen", und wie diese wunderlichen Stücke sonst noch alle geheißen haben mögen. Eine Charakteristik derselben dürfte viel Neues und Ergötzliches für die heutige Lesewelt zu Tage fördern. Nehmen wir nur das letztgenannte Ritterschauspiel, dessen Lectüre jetzt bei Jedem das lebhafteste Erstaunen und Gelächter hervorrufen wird, und welches doch einst auf allen Theatern mit Begeisterung gesehen wurde. Die Sprache darin ist ganz ungebildet und von unleidlicher Ziererei. So spricht einmal einer der Ritter: „Hab' den Muth nicht, um die zière Frau mich herumzuschlagen," und Elsbeth meint an einer anderen Stelle: „Von heut' an erst erlaub' ich mir's, als von dem Augenblicke, in dem ich mit dem Wittwenschleier fromm und sittig bittre Pflichten darf von mir auch werfen." In den Parenthesen und Winken für die Schauspieler zeigt sich die vollendetste Geschmacklosigkeit. Eben diese Elsbeth nimmt einmal den Schleier „zart und sittig" in die Höhe; dann sagt sie etwas „huschig", „mit geheimer Wahrheit", „mit hochschwellender Brust", „sehr vernehmlich und sehr leise", ja, zuletzt spricht sie sogar ein und dasselbe „mit Ironie, Pathos, Scherz und Schalkheit."

E—e.

Kaiser Soulouque und sein Reich.

I.

Die letzten westindischen Posten haben die Nachricht von dem Zusammensturz des Negerkaiserreichs auf Hayti gebracht, aber die Erinnerung an dieses seltsame Product von africanischer Rohheit und rein äußerlichem Nachäffen europäischer Civilisation, dessen Betrachtung einen ebenso burlesken als grauenhaften Eindruck macht, verdient aufbewahrt zu werden. Ist ja ohnedies bei einem Wechsel der Herrschaft eine Aenderung der Zustände zu erwarten. Zu ihrem Verständniß muß man bis zu den ersten Anfängen der Revolution hinaufgehen, welche die blühende Colonie voll reicher weißer Pflanzer Stufe für Stufe zu einem Bettelstaat, in welchem schwarze Barbarei allein herrschend ist, heruntergedrückt hat.

Als im Mutterlande Frankreich 1789 die Revolution ausbrach, gab es in der französischen Colonie St. Domingo zwei Classen der Gesellschaft, die nach politischer Geltung strebten: die Classe der reichen Pflanzer und die mittlere und untere Classe der Weißen, deren erste sehr bald nach Unabhängigkeit

Digitized by Google

vom Mutterlande zu trachten anfing, während die andere, welche wenig Aussicht hatte, ihre Sehnsucht nach Verwirklichung der ihr von Paris aus verheißenen bürgerlichen und socialen Gleichheit von der einheimischen Aristokratie befriedigt zu sehen, gegen die Unabhängigkeitsbestrebungen dieser die französische Herrschaft unterstützte. Bald machte sich ein drittes Element geltend, die farbigen Freigelassenen oder Mulatten, welchen das Decret vom 8. März 1790 politische Rechte verlieh, die ihnen die weiße Bevölkerung der Insel keineswegs zuzugestehen geneigt war; wollte man ihnen ja nicht einmal gestatten, das weiße Pompon der Royalisten, für die sie kämpften, zu tragen.

Die Mulatten trennten sich daher von dieser Partei und griffen zu den Waffen, um die Ausführung des Decrets vom 8. März zu erzwingen, was ihnen auch nach erneutem Widerstand der Weißen endlich gelang, nachdem sie unter den Negersklaven, welche die royalistische Partei der Mittelclassen gegen die nach Unabhängigkeit strebende und durch Demagogie herrschende Colonialaristokratie zu den Waffen gerufen hatte, zahlreiche Rekruten anwerben konnten.

Im Verlaufe des langen Kampfes wurde das farbige Element so mächtig, daß sämmtliche Parteien der Weißen mit ihnen transigiren mußten, und da die Farbigen nur gewinnen konnten, wenn die Gleichheitsideen des Mutterlandes in der Colonie zur Geltung kamen, während die Weißen die Gleichheitsansprüche der Farbigen mit Energie zurückwiesen, wurden diese letzteren naturgemäß die einzigen zuverlässigen Anhänger der französischen Regierung und erlangten nach dem Siege derselben entschieden das Uebergewicht.

Es würde uns zu weit führen, die Wechselfälle des langen Kampfes hier zu verfolgen, in welchem schon durch ihre Masse, zumal nach Aufhebung der Sklaverei, die Negerbevölkerung die Oberhand behielt, der nun die Mulatten als Aristokratie gegenüberstanden, seitdem die weißen Pflanzer ausgerottet waren und Hayti sich unabhängig von Frankreich erklärt hatte. Dennoch blieb der südliche Theil der Insel unter der Herrschaft eines Farbigen, des Präsidenten Petion, der seinen Staat mit fast republikanischer Einfachheit und Uneigennützigkeit regierte, während dagegen im Norden das reine Negerthum herrschte und mit dem vollen Neger Christoph, einem ehemaligen Kellner, auf den Königsthron gelangte. So war der Gegensatz zwischen der gelben und schwarzen Politik, zwischen den Mulatten und dem Negerstaat, zur vollen Erscheinung gekommen.

Christoph oder, wie er als König hieß, Heinrich I., regierte mit absoluter Machtvollkommenheit. Wie Ludwig der Heilige gefiel er sich darin, Gericht unter einem Baume zu halten; aber er ließ nur Todesurtheile ergehen. Der Tod war fast die einzige Strafe, welche sein Gesetzbuch kannte: Arbeitsscheu, Ungehorsam, der kleinste Diebstahl, das leiseste Symptom von Unzufriedenheit oder Laubeit der monarchischen Gesinnung wurden davon betroffen. Natürlich war die gebildete Minderheit mit dieser Tyrannei nicht zufrieden, und da sie im innersten Herzen den Wunsch fühlte, das drückende Joch abzuschütteln, und ihn nicht ganz verheimlichen konnte, fand sich gerade durch ihre halblaute Opposition der argwöhnische Despot veranlaßt, den Druck seiner Herrschaft fühlbarer zu machen und dadurch die Feindschaft zu steigern, gegen die er sich vertheidigen wollte. So vernichtet sich jede Tyrannei durch das Uebermaß des Druckes, den sie beständig zu steigern gezwungen ist. Während eines Kriegszuges gegen den Westen gingen zwei Mulattenofficiere mit ihren Truppentheilen zu Petion über, und Christoph ließ aus Rache, ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes, die zahlreiche farbige Bevölkerung Saint-Mares, eines seiner Grenzplätze, niedermetzeln. Was noch im Norden von farbigen und schwarzen Anhängern der alten gelben Partei übrig geblieben war, beeilte sich natürlich nach der Republik von Port-au-Prince auszuwandern und nahm die wenige Civilisation, die noch vorhanden war, mit sich fort.

Die wirthschaftliche Organisation, die Christoph in seinem Staate einführte, war streng aristokratisch. Die Plantagen wurden den vornehmsten Officieren und Beamten als erbliche Lehen übergeben und erhielten in den schwarzen Arbeitern, über welche sich die Lehensbesitzer das Recht über Leben und Tod anmaßten, eine Bevölkerung von Hörigen. Dadurch machte er allerdings wirthschaftlich die Cultur im Großen möglich, die Erbauung von Zucker, Kaffee, Indigo, Baumwolle, den Stapelproducten der Insel, aber in politischer Hinsicht schadete er sich, indem er sich die Masse der Bevölkerung entfremdete und ihr die Neigung benahm, ihre Unabhängigkeit gegen etwaige Angriffe von Frankreich, die immer noch drohten, zu vertheidigen. Dies fühlte Christoph recht wohl und gab sich deshalb alle Mühe, den Haß gegen Frankreich lebendig zu erhalten; er ließ sogar den ersten französischen Abgesandten, der sich auf sein Gebiet wagte, hinrichten und die zweite Commission, die sich 1816 einfand, gar nicht ans Land steigen.

Petion verfuhr in ganz entgegengesetzter Weise. Er regierte mit milderer Hand als sein Nachbar, und bemühte sich, die schwarze Bevölkerung zu überzeugen, daß die Mulatten, weit entfernt sie ausbeuten zu wollen, wie Christoph ihnen vorspiegelte, mit ihnen ein Ziel verfolgen müßten, die Begründung einer staatlichen und socialen Einheit, die ihre Unabhängigkeit gegen das Ausland vertheidigen konnte. Um eine größere Anzahl Interessen zu schaffen, welche bei der Erhaltung dieser Unabhängigkeit betheiligt waren, begünstigte er die Zertheilung des Grundeigenthums und rief auf diese Weise eine große Anzahl kleiner und mittlerer Grundbesitzer ins Dasein. So zeigte er dem niedrigsten schwarzen Arbeiter den Weg, sich Grundeigenthum zu erwerben, und bereitete die Aussöhnung zwischen den Mulatten und den Schwarzen vor. Ein großes Hinderniß dabei blieb freilich die tief eingewurzelte Arbeitsscheu der Neger, welche die Freiheit nur als das Recht kannten, sich zu berauschen, zu tanzen, und Rausch und Ermüdung auszuschlafen, und der Umstand, daß die Bewirthschaftung im Großen gewinnreicher war, als die im Kleinen, und letzterer die Arbeitskraft entzog.

Petion starb 1818 aus Verdruß über die langsamen Erfolge seiner Politik und erhielt den General Boyer zum Nachfolger, der in demselben Sinne fortregierte und auch die Herrschaft über den nördlichen Theil der Insel erlangte, als Chri-

Digitized by Google

stoyh durch eine Militärrevolution gestürzt wurde. Die von einer solchen Erschütterung unzertrennliche Zerrüttung brachte unter der bisher von der eisernen Hand der Plantagenbesitzer niedergehaltenen schwarzen Arbeiterbevölkerung des ehemaligen Königreichs Hayti einen Rückschlag zu Wege, der sich durch einen allgemeinen Rückfall der Neger in das alte Schlaraffenleben kund that. Wenn nicht die Plantagen verwildern und der Staat verarmen sollte, mußte bald Abhülfe geschafft werden, und Boyer erließ daher ein Ruralgesetzbuch, wonach die Landbebauer vom Dienste in der stehenden Armee und in der Miliz befreit waren und Jeder, der keine genügenden Subsistenzmittel nachweisen konnte, sich durch Einzelcontract auf drei, sechs oder neun Jahre als Plantagenarbeiter verdingen mußte. Leider erinnerten einige Bestimmungen dieses Ruralgesetzes gar zu sehr an die alte Sklavendisciplin, und der dumpfe Groll, der nach dem Siege der Mulatten bei den Ueberwundenen zurückgeblieben war, und der sich bereits durch vier oder fünf Verschwörungen schwarzer Generäle kund gegeben hatte, verfehlte nicht, diese Aehnlichkeiten auszubeuten. Die alten Führer der Schwarzen hatten also so Unrecht nicht gehabt, vor den Gelben zu warnen, die nur den Schwarzen schmeichelten, um sie zu entwaffnen und dann um so leichter zu unterdrücken! dieß es unter der schwarzen Masse. Boyer schrak vor diesem plötzlichen Aufflammen eines Argwohns, den die Mulatten seit dreißig Jahren zu beschwichtigen versucht hatten, zurück und wagte nicht das Ruralgesetzbuch in Anwendung zu bringen. Das Nichtsthun war wieder Tagesordnung, die Production der Insel nahm jährlich ab und ihre Verarmung in gleichem Maße zu.

Dennoch konnte Boyer noch lange Zeit ruhig fortregieren, denn die große Fruchtbarkeit der Insel, wo die Natur nicht auf den Fleiß des Menschen wartet, um ihre Schätze auszubreiten, läßt selbst den ärgsten Tagedieb nicht Hunger leiden. Die zwanzigjährige politische Stille hatte außerdem die Sitten so gemildert, daß Mord und Straßenraub fast gar nicht vorkamen. Das friedliche Nebeneinanderleben der beiden Kasten trug allmählich zu ihrer Verschmelzung bei, und die Neger alten Schlags, die noch in africanischer Halbwildheit lebten, und deren rohe Masse die Regierung und die ihr anhängenden Mulatten an allen Fortschritten gehindert hatten, wurden täglich geringer an Zahl. Unter diesen Umständen hätten im Interesse der Civilisation die Mulatten die Regierung durch ihre aufrichtige Unterstützung stark machen sollen, und sie hatten dazu um so mehr Ursache, als sie bei dem Erdbeben von 1842 Gelegenheit gehabt hatten zu sehen, welche geringe Erschütterung ausreichend war, um auf den stillen Wassern der Gesellschaft von Hayti die Elemente der Verruchtheit und Wildheit zu Tage zu bringen, die seit vierzig Jahren in der Tiefe gährten. Das Erdbeben zerstörte die Capstadt und bereitete der Hälfte der Bewohner den Untergang. Die Landbevölkerung der Umgegend fiel über die noch rauchenden Trümmer her, plünderte die Stadt vierzehn Tage lang und richtete ein Blutbad unter den Mulatten an, als betrachtete sie dieselben wie vor Alters als ihre Feinde. Leider ging diese blutige Lehre an der Opposition, die ganz nach europäischem Schema unter der gelben Bevölkerung entstanden war, ganz und gar verloren; im Gegentheil griff sie die Regierung um so bitterer an, weil sie im Gefühl ihrer Schwäche die verübten Gräuel nicht zu bestrafen wagte.

Der Opposition in den Kammern machten zwei oder drei Staatsstreiche ein Ende, ohne daß damit etwas gewonnen ward. Sie breitete sich in Gestalt einer Verschwörung über das ganze Land aus, brachte es bald bis zur Bildung einer provisorischen Regierung, und nach sechswöchentlichem Kampfe, der fast mehr mit Beförderungen als mit Flintenschüssen geführt wurde, dankte Boyer am 13. März 1843 ab. Bei dieser Gelegenheit trennte sich auch der spanische Theil der Insel, als dominicanische Republik, von dem ehemaligen französischen, der Republik Hayti, unter dem Präsidenten Herard, einem Mulatten.

Während des Kampfes zwischen der Mulattenregierung und der Opposition hatte sich die Masse der Negerbevölkerung, der beide Seiten schmeichelten, im Ganzen neutral verhalten. Als aber die neue Regierung sich befestigt hatte und der ganze Lärm nur mit der Vertheilung von ein paar tausend Epauletten unter die Mulattenjugend endigte, begriff die schwarze Bevölkerung, daß sie vergessen worden war, und sah sich nach Jemandem um, der ihr révolution à li, eine Revolution für sie, machte. An Bewerbern um diese Ehre fehlte es nicht. Die schwarzen Generäle Salomon und Dalzon erhoben fast gleichzeitig die Fahne des Aufstandes, der eine im Süden, der andere in Port-au-Prince. Kurze Zeit darauf tröstete sich der von den Dominicanern geschlagene schwarze General Pierrot damit, daß er sich im Norden für unabhängig erklärte, und schließlich rief auch der Westen den General Guerrier als siegreiches Haupt des Aufstandes aus. Dies waren jedoch alles noch Neger, welche die Civilisation bereits beleckt hatte; der Vertreter des eigentlichen schwarzen Proletariats, der Herr der Negerbevölkerung, ward im Süden der Neger Acaau, der sich General en Chef der Reclamationen seiner Mitbürger nannte und mit ungeheuren Sporen an den bloßen Füßen und einem Gefolge von Banditen, meistens mit zugespitzten Pfählen anstatt der Flinten bewaffnet, im Interesse der „unglücklichen Unschuld“ und „der Eventualität der Nationalerziehung“, die bei seiner Annäherung von Furcht entvölkerten Städte durchzog. Acaau nannte sich insbesondere den Vertreter „der aus ihrem tiefen politischen Schlummer erwachten ländlichen Bevölkerung“ und lieferte damit eine bittere praktische Satyre auf den politischen Verstand der Mulattenopposition, die während der letzten Revolution das „Erwachen des Volks“ so sehnlich herbeigewünscht hatte.

Die drohende Gefahr der Anarchie vermochte die Mehrheit der beiden farbigen Classen, Guerrier zum Präsidenten zu erheben, der als Neger das ultraafricanische Element niederhalten konnte. Aber der Candidat der Ordnungspartei starb bereits nach wenigen Tagen als freiwilliges Opfer der Pflichten, die ihm seine neue Stellung auferlegte. Bis dahin von acht Uhr Morgens an im beständigen Rausche, hatte er im vierundachtzigsten Jahre die Seelenstärke, dem Tasia zu entsagen, der ihn zuweilen zum wilden Thiere gemacht hatte; aber der plötzliche Diätswechsel kostete ihm das Leben.

Digitized by Google

Sein Nachfolger wurde Pierrot, der Schwager des frühern Königs Christoph und ein Freund Acaau's, der das ultra-africanische Element von neuem zur Geltung brachte, obgleich er seinem Drucke weniger aus Leidenschaft, als aus Einfalt nachgab. Er war im Grunde ein gutmüthiger Mensch, ohne ganz von Anwandlungen von Tyrannei frei zu sein. Ein Mulatte, den er der Sorgfalt des Gerichts empfohlen hatte ward von diesem zu drei Monaten Gefängniß verurtheilt. Pierrot, sehr unzufrieden mit dem Urtheil, erinnert sich nach reiflichen Erwägungen, daß das Gesetz dem Oberhaupt des Staates das Recht der Commutation der Strafen zugesteht, und voller Freude über seine Entdeckung commutirt er die drei Monate Gefängniß in Todesstrafe! Im Uebrigen war er so harmlos, daß, als Mulatten und Schwarze einig geworden waren, ihm den Abschied zu geben, er sich ohne Umstände darein fügte und sich nur die Fortbezahlung seines Generalgehalts ausbedang.

Der nächste Präsident Riché, ebenfalls ein Neger, vereinigte mit dem Einfluß, den ihm diese Eigenschaft auf die Massen gab, eine aus Achtung vor der Civilisation entsprungene Hinneigung zu den Mulatten und zu den Weißen und verstand die Elemente der Barbarei niederzuhalten, ohne die Elemente der Civilisation durch denselben Druck zu vernichten. Seine Regierung hätte für Hayti sehr wohlthätig werden können, aber er starb zwei Tage vor dem ersten Jahrestage seiner Ernennung an den Folgen einer zu starken Dosis Canthariden.

Die Wahl seines Nachfolgers schwankte lange im Senat zwischen zwei Candidaten, den Generälen Souffran und Paul. Ersterer hatte die Armee für sich, aber er hatte allen Parteien gedient und alle verrathen. Der Andere wäre der Mann gewesen, das von Riché Begonnene fortzusetzen, aber er war erst vor kurzem zum General ernannt und der Armee noch unbekannt. Unter diesen Umständen kam die liberale Mulattenpartei, die im Senat die Mehrheit hatte, auf den gescheiten Einfall, eine politische Null zu erwählen, um unter ihrer Firma selbst zu herrschen, — ein Versuch, der schon oft gemacht worden ist, aber meistens zum Nachtheil seiner Urheber sich gewendet hat. Diesmal war das Resultat desselben zum Erstaunen von ganz Hayti und zu noch größerem des Gewählten die Erhebung des General Soulouque, an den kein Mensch als Candidaten gedacht hatte, zum Präsidenten (1. März 1847).

Dieser Soulouque war ein gutmüthiger, dicker und friedlich gesinnter Neger, der seit 1804, wo er Bedienter bei dem General Lamarre gewesen war, alle politischen Revolutionen von Hayti mit durchgemacht hatte, ohne im Bösen oder im Guten eine Spur zurückzulassen. Später Adjutant seines früheren Herrn stieg er unter Petion zum Lieutenant in der berittenen Garde und wurde von Diesem an Boyer als eine Art Möbel des Präsidentschaftspalastes übermacht. Boyer ernannte ihn zum Capitän und attachirte ihn dem Hofstaate der Mademoiselle Jonte, einer jungen Mulattin, welche nacheinander die Präsidentin zweier Präsidenten gewesen war, und von da an stieg der Capitän und Hofcavalier von Stufe zu Stufe, bis ihn Präsident Riché zum General und obersten Befehlshaber der Palastwache ernannte.

Der neue Präsident war 60 bis 62 Jahre alt, aber der noch lebhafte Glanz seiner Augen, das reine und glänzende Schwarz seiner Haut und das noch nicht mit Grau untermischte Haupthaar gaben ihm das Aussehen eines Vierzigers. Vom reinen Senegaltypus, der sich dem kaukasischen nähert, zeigte seine Physiognomie eine ziemlich gerade Nase, mäßig aufgeworfene Lippen und nicht allzuweit hervorstehende Backenknochen. Der Ausdruck der Augen wechselte zwischen dem naiv erstaunten Blicke des Kindes und dem schlauen Blinzeln des Katers, der im Einschlafen begriffen ist. Im Ganzen herrschte jedoch die Gutmüthigkeit entschieden vor. Die unüberwindliche Schüchternheit des neuen Präsidenten, eine Schüchternheit, die ihn manchmal bis zum Unverständlichstein stottern ließ, flößte allen seinen Freunden ernstliche Besorgnisse ein. Am Tage nach der Wahl aber, bei Gelegenheit des Tedeums, welches den Anfang der neuen Regierung feierte, entdeckten sie eine neue Schwäche an Soulouque. In der Kirche angekommen, weigerte er sich hartnäckig den Ehrensitz einzunehmen, der für ihn bereit stand. Der Grund dieser eigenthümlichen Weigerung blieb nicht verborgen: der fragliche Sitz war verzaubert!

Ja, Faustin Soulouque glaubte noch an Zauberer und Hexen und hielt, obgleich äußerlich ein Christ, noch fest an dem Fetischdienst der Baudoux, eines religiösen Geheimbundes, der den Götzen gleichen Namens verehrt, und der fast die ganze unterste Classe der schwarzen Bevölkerung unter seine Anhänger zählt. Der Gott Baudoux weiß Alles, sieht Alles, kann Alles, und zeigt sich seinen frommen Verehrern, den Negern, in Gestalt einer nicht giftigen Natter, die in einem vorn mit einem Gitter versehenen Kasten aufbewahrt wird. Er wird aber nicht unmittelbar verehrt, sondern in einem von den Gläubigen erwählten Oberpriester und einer von Letzterem ernannten Oberpriesterin, die bald König und Königin, bald Herr und Herrin, bald Papa-Loi und Mama-Loi genannt werden. Sie nehmen die für den Gott bestimmten Geschenke in Empfang und verrichten in seinem Namen Wunder.

Die Mysterien des Ordens der Baudoux werden im tiefen Geheimniß und nur in der Nacht gefeiert. Die Eingeweihten versammeln sich an einem abgelegenen Ort, der durch ausgestellte Wachen vor jeder Störung geschützt ist. Beim Eintritt legen Alle die Sandalen ab und binden um den Leib rothe Tücher, deren Zahl mit dem Grade steigt, den der Eingeweihte erreicht hat. Der König zeichnet sich durch eine rothe Binde um die Stirn, die Königin durch eine Schärpe von derselben Farbe aus. Beide nehmen in dem hintern Theile des Raumes neben einer Art Altar Platz, auf welchem der Kasten mit der heiligen Natter steht. Nach der Anbetung der Natter und der Erneuerung des Eides, das Geheimniß des Bundes nicht zu verrathen, verbreiten sich der König und die Königin, abwechselnd das Wort nehmend, über die Wohlthaten, mit welchen der Gott Baudoux seine Gläubigen bedenkt, und fordern die Versammelten auf, ihn um Rath zu fragen und um Hülfe zu bitten. Die Bittenden treten nun nach Altersrang vor den Altar und sprechen ihre Wünsche aus, die der König anhört

Digitized by Google

und dann wartet, bis der Geist über ihn kommt. Sowie das geschieht, setzt er den Kasten mit der Natter auf den Fußboden und läßt die Königin darauf steigen, die alsbald von einem krampfhaften Zittern ergriffen wird und in diesem Zustand ihre Orakel verkündet. Die Ceremonie schließt mit dem Tanze der Baudoux. Der König berührt mit der Pfeifenspitze den Kasten, und alsbald fängt der Obertheil seines Körpers an zu zittern und in krampfhaften Zuckungen sich zu bewegen. Seine Aufregung theilt sich den Nachbarn mit, und alsbald zuckt und zappelt, tanzt und springt Alles in schwindelndem Taumel, zu dem die Königin mit den Schellen, welche den Kasten der Natter verzieren, den Takt angiebt. Lachen, Schluchzen, Heulen, Schlagen und Beißen steigern den Rausch, den die krampfhaften Bewegungen und der Tafia erzeugt haben. Die Schwächsten sinken wie todt zu Boden, aber das Bachanal tobt fort und fort und endigt, von dem Durcheinander der Geschlechter, dem Rausch der Trunkenheit und der Finsterniß begünstigt, in Scenen viehischer Brutalität.

So groß ist die Macht dieses Cultus, daß er in Jahren des Aufstandes 1791 und 1792 stumpfsinnige und bis dahin vereinzelte Sklaven zu muthentbrannten Kämpfern machte, die sich fast waffenlos auf Bajonette und Geschütze stürzten. Diese fanatisirten Banden waren es, die sich unter den Häuptlingen Hyacinth und Biasou von den Pferden der Reiterei, an die sie sich anklammerten, zertreten ließen, oder sich auf die geladenen Kanonen warfen und mit den Armen in das Rohr hineinfuhren, bis sie die Kugel fühlten, und jauchzend ausriefen: Moé trapé li! (ich habe sie). Wurde auch der Jubel durch die krachende Explosion unterbrochen, die sie in Stücke riß, so dämpfte dies doch nicht den Muth ihrer Genossen, und auf die Versicherung der Baudouxzauberer, daß die Todten in Africa wieder auferstehen würden, eilten sie voll Freude von neuem in Schaaren zur Schlachtbank. In seltsamer Weise vermischt sich der Baudouxglaube mit dem Christenthum; auf mehr als einer Brust hängt das katholische Scapulier neben dem Talisman der Baudouxzauberer, und die alte Negerin, welche den Besuch eines Zombi (Gespenstes) fürchtet, bezahlt gleichzeitig dem Pfarrer Messen und dem Hexenmeister Beschwörungen. Ja sogar die Landgeistlichen stellen ihrer leichtgläubigen Heerde Zaubersprüche und neuntägige Andachten, schützende Fetische und geweihte Kerzen zur Verfügung.

In dieser phantastischen, von Gespenstern und Vorbedeutungen, Wundern und Schrecknissen erfüllten Welt war Soulouque aufgewachsen, und ist es da zu verwundern, daß er den Präsidentenstiß für verzaubert hielt? Waren doch die letzten vier Präsidenten, die seit 1840 den Sitz eingenommen, vor dem Schluß des ersten Jahres nicht mehr im Besitz ihrer Herrschaft, und dahinter konnte nur Zauberei stecken. Davon war Soulouque fest überzeugt, und nur darüber war er in Zweifel, ob nicht außer dem Präsidentenstiß auch noch der Präsidentenpalast verzaubert sei. Er weigerte sich daher anfangs entschieden, die Wohnung seines Vorgängers zu beziehen, und erst nach langen Berathungen mit einer Baudouxpriesterin, welche bezauberte Steine und Nattern befragte, beruhigte er sich ein wenig. Sie verkündete ihm, daß Präsident Boyer vor seiner Abreise im Garten des Palastes eine Puppe vergraben habe, durch deren Zauberkraft seine Nachfolger verhindert würden, den dreizehnten Monat ihrer Herrschaft zu erreichen. Durch Auffindung der Puppe diesen Zauber zu lösen, wurde nun das Lebensziel Soulouque's, und hunderte von Arbeitern wurden beordert, um den Garten des Präsidentschaftspalastes von einem Ende bis zum andern umzugraben. Das war die erste Regierungshandlung des gegenwärtigen Kaisers von Hayti!

—bt.

Chronik.

Prescott †.

x. Mit William Hickling Prescott, der am 28. Januar zu Boston in Massachusetts starb, hat America seinen ausgezeichnetsten Geschichtschreiber verloren, welchem auch bei uns in Europa die gebührende Anerkennung in vollem Maße geworden ist. Er war ein Forscher mit klarem Blick und sein Styl geradezu mustergültig. Bekanntlich hatte er das Unglück in seiner Jugend ein Auge vollständig, und nicht lange darauf auch das zweite beinahe zu verlieren; er war zweimal längere Zeit aller Sehkraft beraubt, doch stellte sie sich allmählich wieder ein, und so hat er denn bis an sein Ende täglich doch einige Stunden lesen können; aber die meisten Bücher mußte er sich vorlesen lassen, und dabei schärfte sich sein Gedächtniß in bewundernswürdiger Weise: die Arbeiten für sein erstes großes Werk, die Geschichte Ferdinands und Isabellens, nahmen volle zehn Jahre in Anspruch und erforderten ein umfangreiches Studium mehrerer tausend Urkunden aus spanischen Archiven, welche der halbblinde Gelehrte mit unverdrossener Ausdauer bewältigte. Dann erschien im Jahre 1843 seine Geschichte der Eroberung von Mexico und 1847 jene der Eroberung von Peru, beides Meisterwerke ersten Ranges; von seinem letzten Werke, dessen Vollendung ihm nicht beschieden war (Geschichte Philipps des Zweiten), gab er die beiden ersten Bände 1855 heraus, der dritte erschien wenige Monate vor seinem Tode. Prescott wird von seinen americanischen Landsleuten als ein liebenswürdiger und schlichter Mann geschildert; er war aufrichtig und herzlich im Verkehr und verstand es, eine anregende und liebenswürdige Unterhaltung zu führen. Aller Neid war ihm fern, und es machte ihm stets aufrichtige Freude, die Verdienste anderer Schriftsteller anzuerkennen und hervorzuheben. Der halbblinde Mann wußte allen Dingen die heitere Seite abzugewinnen, war ungemein duldsam und wohlthätig in sehr großem Umfange. Seine Berühmtheit und das Bewußtsein, ausgezeichnete Werke geschaffen zu haben, machte ihn nur noch bescheidener als er ohnehin war, und Ehrgeiz war ihm fast unbekannt. Deshalb hatte er viele Freunde und Bewunderer, aber kaum einen einzigen Neider, und seine Landsleute nannten ihn mit Stolz den Ihrigen.

Hamlet und Ophelia.

r. Leopold Feist in Bingen hat eine ästhetische Untersuchung „Über das Verhältniß Hamlets zu Ophelia“ (Frankfurt, Meidinger) erscheinen lassen, in der sich mancherlei treffende und geistvolle Reflexionen vorfinden. Wir unsererseits möchten behaupten, daß, wenn wir auch jenen Brief, der mit den stolzen Worten beginnt: „Zweifle an der Sonne Klarheit,“ hier nicht als Beweis citiren mögen, da es nicht gesagt wird, zu welcher Zeit er geschrieben sei, — wenn wir auch die närrische An-

Digitized by Google

rede: „Nymphe, schließ' in Dein Gebet all' meine Sünden ein," nicht im Tone innigster Empfindung gesprochen hören wollen und überhaupt in jener Scene, an deren Beginn sie stehen, keineswegs, wie Gervinus, „den Abschied eines unglücklichen Herzens von einem Verhältnisse, das vom Schicksal zerstört wird," oder „den Rath eines selbstsüchtigen Liebenden" erblicken, — daß, sagen wir, doch wohl aus Hamlets Charakter der Schluß gezogen werden dürfe, Shakespeare habe ihn wirklich mit Neigung für Ophelia begabt. Freilich mag diese nicht so tief gewesen sein, wie die übrige für ihn, — aber er ist auch nicht gänzlich Liebe und Zärtlichkeit, schon weil er Mann ist; während sie dagegen, als das Weib in seiner eigentlichen Bestimmung und Bedeutung, ganz und gar aufgeht in dem Einen Gefühle, obgleich sie in heidem Schweigen darüber versunken ist und beides, was ihr aus dieser Liebe erwächst, Glück und Leid, aufs tiefste verborgen hält. „Sie sog seiner Schwüre Honig" und war glücklich; auch er hätte glücklich werden und Trost finden können bei dieser so harmonischen und ihm so nahe stehenden Seele für den bittern Schmerz über den Verlust des besten Vaters — doch gerade da stört ihn eine schreckliche Begebenheit aus der Ruhe empor: seine eigene Mutter reicht dem Oheim die Hand am Altare. Und nun trifft ihn Schlag auf Schlag: der Geist des Vaters beginnt sein nächtliches Umherwandeln; er erscheint auch ihm, verkündet furchtbare, zum Himmel schreiende Missethaten und mahnt ihn zur Rache; zugleich aber weiß ihn Ophelia zurück und wehrt seiner Nähe. Man hat derselben diesen Zurücktritt übel ausgelegt, doch wir erklären ihn uns ganz einfach aus jener bedauerlichen und doch so liebenswerthen Leibarkeit und Lenkbarkeit des weiblichen Gemüths, sowie aus kindlichem Gehorsam Opheliens gegen den Vater, dessen Worten sie um so mehr Glauben schenken mußte, gerade nachdem Laertes ihr ein Gleiches vorsichert hat. Hätte aber Hamlet nur Scherz getrieben und mit ihr nur müßige Stunden hindringen wollen, so würde die Abweisung, die er erfährt, ihn, wenn nicht ganz unberührt gelassen, doch wenigstens nicht so tief betroffen haben, wie es wirklich der Fall ist. Zwar vermag er nicht sein Leid vor Jemandem auszuschütten, da er, ebenso wie Ophelia ohne Mutter und Geschwister, allein in der Welt ohne Bruder und Freund dasteht — denn Horatio's Verhältniß zu ihm hat doch immer viel vom Unterthan zu sich — und in langen Monologen über den erhaltenen Korb sich in Schmähungen und Klagen zu ergehen, müßte ihm übel zugestanden haben. Auch ist ja Shakespeare überhaupt nicht der Mann, der alles baarklein auszulaubert und mundgerecht macht, sondern der öfters selbst Wichtiges nur ahnen läßt, wohalb ihm denn hier gleichfalls einige wenige Andeutungen zu genügen schienen. Er ließ den Hamlet, als er das Elend dieser Welt durchgeht, der „verschmähten Liebe Pein" nicht vergessen, und machte es zweifelhaft, ob die Worte: „Kurz, wie Frauenliebe!" Gertruden oder Ophelien treffen sollen; auch muß die letztere von ihrem frühern Geliebten den Vorwurf hinnehmen, daß ihre Künste ihn „toll gemacht hätten." Dies ist freilich Lüge und Hyperbel; jedoch sich verschmäht zu sehen, ergreift den Hamlet so, daß seine „süße, liebe Natur" den Stachel herauslockt, daß er gegen das, was ihm vorher werth und theuer war, wie Claudio in „Viel Lärm um Nichts", grausam wird, als er sich hintergangen glaubt, sowie er denn überhaupt grausam ist gegen Alle, die ihn beleidigt und zornig gemacht haben, auch gegen Polonius, den er für mitbetheiligt hält an dem Verrath seiner Liebe, ja selbst gegen seine Mutter, der er, der Mahnung des Geistes zufolge, doch milde begegnen sollte. Seine Seele dürstet also zu gleicher Zeit danach, sich an Ophelia, und seinen Vater an Claudius zu rächen, und kein Wunder scheint es, wenn er beides wieder in Verbindung zu bringen sucht, was ihm vereint das Herz schwer machte, und zwischen welchem ja schon Rapport war, insofern Gertrud ihre Neigung fast so schnell, wie man eine Hand umdreht, gewechselt hatte, und Ophelia nun bei ihm in den Verdacht derselben Niederträchtigkeit kommt. Unsere Meinung geht *also* dahin, daß Shakespeare seinem Hamlet, indem derselbe sich *wahnsinnig* stellt, um den Vater zu rächen, zugleich auch die Absicht untergelegt habe, er wolle liebestoll erscheinen und sich so an Ophelien gleichfalls rächen. Er hätte wohl überhaupt jeden ersten besten Scheingrund für die angenommene Verrücktheit benutzt — aber nun hielt er es sogar für gerecht, in der Weise sie, deren Unterzigkeit er kannte, für ihre vermeintliche Untreue zu strafen, und für erlaubt, unter der Maske des Wahnsinns sie und ihren Vater auf bittere und leichtfertige Weise zu verspotten. Später jedoch nehmen die Gedanken an die von ihm geforderte blutige That oder der ausbrechende Wahnsinn Hamlets Kopf so in Beschlag, daß er eine Weile Ophelien in der That vergessen zu haben scheint oder wenigstens mit keiner Sylbe und nicht der leisesten Andeutung ihrer gedenkt, besonders da auch, wie schon gesagt, seine Liebe immer nicht so tief saß, wie die ihrige. Aber bei ihrem Begräbniß, und da er plötzlich die Gewißheit erhält, daß er dies Leben gleichfalls auf seiner mordbefleckten Seele hat, bricht die alte Empfindung wieder von neuem, mächtiger als früher, ja mächtiger, als sie vielleicht je gewesen, aus ihm hervorr.

Antike Dichtungen und Studien.

c. Hofrath Oswald Marbach in Leipzig machte uns in einer öffentlichen Vorlesung für die Schillerstiftung mit seiner Nachdichtung des „Agamemnon" von Aeschylus bekannt, und dies giebt uns Gelegenheit zu einigen Bemerkungen über das Bestreben der jüngsten Zeit, die Dramen der griechischen Classiker dem allgemeineren Verständnisse und Genusse immer mehr zuzuführen. Die älteren, streng an das Original sich anschließenden, und darum oft ungelenken und der deutschen Sprache Gewalt anthuenden Uebersetzungen eines Donner, Solger, Thudichum, Voß, Bothe u. A. mögen — so sagte man und hatte darin Recht — für den Gebrauch auf Gymnasien ausreichen, aber die große Menge der Gebildeten sind sie weder im Stande gewesen, zum Studium der Antike anzuregen, noch auch sie darin zu fördern. Das werden immer nur freiere, den Geist der deutschen Sprache athmende und ihren Eigenthümlichkeiten zu größerem Rechte verhelfende Uebertragungen vermögen. Ebenso können natürlich die Commentare der Philologen, die sich meist in den Spitzfindigkeiten der Grammatik verlieren, den Laien nicht zum Nutzen gereichen, sondern es muß, wenn dieselben vollständig befriedigt werden sollen, ihnen eine Erläuterung zu Händen sein, welche neben dem sprachlichen auch die historischen und ästhetischen Gesichtspunkte ins Auge faßt. — Antike Dichtungen aber in modernen Versformen wiedergegeben, heißt sie neu dichten — ein Wagniß, das selten glückt, und oft mißlingt. Der ältere Graf Stolberg lieferte schon 1787 eine Uebersetzung des Sophokles in fünffüßigen Jamben, die Chöre in lyrischen Sylbenmaßen. Wir zollen den gleichen Bemühungen einiger unserer heutigen Gelehrten alle mögliche Anerkennung, doch ist auch nicht zu verschweigen, daß solchen freisinnigen litterarischen Richtungen die Gefahr nahe liegt, auf Abwege zu gerathen. Ein Beispiel liefert u. A. Graevenhorst in Hildesheim, der sich in seinem „Griechischen Theater" mehrmals gestattete, ganze Strophen, die nicht im Originale stehen, zu interpoliren. Ohne so weit zu gehen, fußt auf denselben Principien Oswald Marbach, von dem außer dem „Reichthum" des Aristophanes bisher auch die sämmtlichen sieben Tragödien des Sophokles deutsch erschienen. Zugleich schließt sich bei ihm an die Uebersetzung jedes einzelnen Stückes noch ein ausführlicher und tief eingehender Commentar, der dem Leser ein ebenso getreuer als interessanter Wegweiser sein kann und auf alle Fragen von Belang, welche die Lectüre der Sophokleischen Dramen nur immer hervorrufen wird, eine belehrende und geistvolle Antwort in Bereitschaft hat. Marbach übersetzt frei in der Form und zugleich treu dem Inhalt und Geist. Die entgegengesetzte Richtung schlug Johannes Minckwitz ein, der für

Digitized by Google

die Stuttgarter (Hoffmann'sche) Sammlung antiker Dichtungen in deutscher Sprache den Aristophanes und Euripides übersetzt und seine prosaische Uebertragung des Homer vielleicht auch rhythmisch auszuarbeiten wird. Er ist aber so weit entfernt, antike Dichtungen in neuer Form zu geben, daß er selbst moderne, d. h. seine eigenen Gedanken in antiken Maßen zu geben liebt.

Der Todtengräber Palms.

c. Wenn wir im Folgenden eines sehr einfachen und ohne berühmten Namen dahingegangenen Mannes Erwähnung thun, so geschieht dies wegen einer früher von ihm vollbrachten That edler Menschlichkeit, die wohl verdient, im Gedächtniß der Mitlebenden wieder aufgefrischt zu werden. In Braunau am Inn in Oberösterreich wurde bekanntlich während der ersten französischen Invasion am 26. August 1806 der Buchhändler Palm auf Befehl des Kaisers Napoleon deswegen erschossen, weil er zur Verbreitung der Druckschrift „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung" mitbeigetragen hatte. Damals besaß der Todtengräber des Ortes, ein aus Schlesien eingewanderter früherer Luchmacher, den Muth, gegen das ausdrückliche Verbot des französischen Commandanten dem Leichnam des Unglücklichen auf dem städtischen Kirchhof ein ehrliches Begräbniß zu bereiten, unbekümmert darum, ob er sich dadurch nicht selbst in Lebensgefahr bringen würde, da man ihn nach der Entdeckung seiner That gleichfalls füsilieren wollte. Doch wußte er seinen Verfolgern zu entkommen und erreichte ein hohes Alter, bis vor einiger Zeit auch ihn der Tod hinwegraffte und eine Ruhestätte an der Seite Palms die irdischen Ueberreste des braven Mannes aufnahm.

Kurze Nachrichten.

Litteratur.

Der österreichische Generalconsul auf der Insel Syra, Dr. jur. **von Hahn**, rühmlich bekannt durch seine „Albanesischen Studien", hat eine Sammlung **neugriechischer Volksmärchen** veranstaltet, die bald wohl auch im Druck erscheinen dürften. Sie sollen eine ganz auffallende Verwandtschaft mit unseren deutschen Märchen zeigen und zu kühnen philologischen Combinationen Anlaß geben.

Ein angeblich von Schiller herrührendes **Gedicht an Napoleon I.**, das jetzt die Runde durch alle Blätter macht, weil man darin unbeliebende Bezüge zur Gegenwart erkannte, wird von der „Düsseldorfer Zeitung" dem vor einigen Jahren verstorbenen Kriegsrath Karl Müchler vindicirt, der seine Autorschaft bei Lebzeiten noch unzweifelhaft dargethan hat.

Ein italienischer Dichter, **Quaneiali**, hat nichts Besseres zu thun gewußt als das Leben und die Lehren Samuel Hahnemanns zum Vorwurf eines Lehr- und Lobgedichtes zu nehmen, das er in lateinischen Hexametern schrieb. Er schildert darin die Schicksale des Begründers der Homöopathie, beklagt daß derselbe schwer verkannt worden sei und noch immer Gegner finde, beschreibt, wie die Kraft der Arzneimittel durch Verreiben und Verdünnung sich ins Kolossale steigere, und hat sich offenbar bestrebt, das herrliche Werk des Lucretius über das Grundwesen der Dinge zum Vorbild zu nehmen. Werden Hahnemanns Verehrer in Deutschland dieses lateinische Opus ihren Gläubigen nicht zugänglich machen?

Als 33. Band der „**gesammelten Schriften von Friederike Bremer**" (Leipzig, Brockhaus) ist in deutscher Uebersetzung der erste Theil ihres neuen Romans „Vater und Tochter" erschienen. Die Verständigkeit ihrer Gesinnung, ihr redliches Herz, ihr schlichter ansprechender Humor, ihre glückliche Erfindungsgabe stellen sie, wenn wir in eine frühere Zeit zurückgreifen wollen, etwa unserer Henriette Hanke gleich, mit der sie auch die Weitläufigkeit der Schilderung gemein hat. Sie verleugnete in ihren Schriften niemals ihre Weiblichkeit, und das will sehr viel sagen; sie versuchte sich nicht, an die Lösung großer Fragen der Politik und Philosophie zu gehen, sondern hielt sich stets in einem bescheidenen Kreise und machte die Freuden und Leiden der Familie vorzugsweise zum Mittelpunkt ihrer Erzählungen. Auch in der vorliegenden ist dies der Fall. Friederike Bremer war, wie sie in ihr Vorwort sagt, „der alten Weise von den Seufzern, Hoffnungen, Schmerzen, Zwisten, Versöhnungen, Entzücken und Seligkeiten, oder von der Verzweiflung der Liebenden müde;" sie wollte auf eine tiefere, ursprünglichere Quelle des Lebens zurückgehen, die eher war, als irgend ein Seufzer eines Liebenden von der Erde emporgestiegen ist, insofern die Liebe eines Vaters auf ihr erstes Kind herabblickte, und die sein wird, wenn alles andere aufgehört hat. Von dem Verhältniß der Tochter zum Vater handelt der neue Roman, dessen Heldin ihr Urbild in einem noch lebenden schwedischen jungen Mädchen hat. Rosa Nordby entsagt allen glänzenden Aussichten und Freuden der Welt aus zärtlicher Sorge um ihren Vater, den das schwere Loos allmählichen Erblindens betrifft.

Paul Heyse's episches Gedicht „**Thekla**" (Stuttgart, Cotta) spielt in den ersten Zeiten des Christenthums. Nach einer alten Ueberlieferung wurde nämlich die heilige Thekla in Ikonium vom Apostel Paulus zu neuen Lehre bekehrt und sagte sich von allen ihren heidnisch gebliebenen Verwandten, ja sogar von ihrem Bräutigam los. Den ins Gefängniß geworfenen Verkündiger der christlichen Religion, welchem sie in Liebe und Verehrung zugethan war, befreite sie, indem sie die Wächter durch Gold und Edelsteine bestach, und wurde für diese That von ihrem Volke zum Tode verurtheilt. Das erhabene Bild eines hochherzigen Mädchens, das muthig die Märtyrerschaft für ihren Glauben auf sich nimmt, durch göttliche Gnade aber zweimal aus der drohenden Gefahr gerettet wird, hat uns P. Heyse in sehr poetischen Zügen vorgeführt.

Der unermüdliche **Karl Simrock** veranstaltete zwei neue Sammlungen von ihm übersetzter und bearbeiteter altdeutscher Lieder. Die „**deutsche Sionsharfe**" ist eine Erneuerung und Zusammenstellung älterer geistlicher und gottesdienstlicher Lieder und Gedichte, während „**die Lieder der Minnesänger**" werthvolle Proben von Walther von der Vogelweide, Heinrich v. Veldeke, Heinrich v. Morungen, Reinmar dem Alten, Wolfram v. Eschenbach, Ulrich v. Lichtenstein u. A. enthalten.

Zu der in neuester Zeit sehr zahlreich vertretenen **Memoirenlitteratur** gehören auch die zum Druck vorbereiteten Briefe der **Fürstin Ursini**, einer Freundin Philipps V. von Spanien. — Im Anschluß an die „Correspondence of Fox" hat **Lord John Russell** den ersten Theil einer Biographie des großen englischen Staatsmannes erscheinen lassen. — Der vollständige Name der auf dem Titel nur mit ihren Anfangsbuchstaben bezeichneten Verfasserin des französischen Buches „über die Herzogin von Orleans" lautet **Marie v. Fouqué. Ludmilla Assing**, die Verfasserin der Biographie „Elise von Ahlefeldt", bereitet ein neues ähnliches Werk, über **Sophie La Roche**, vor.

Bildende Kunst.

Der am 10. Januar in Florenz verstorbene **S. G. Connis** war neben Pistorinnstreitig der ausgezeichnetste Künstler der Emaillmalerei, welchen die neuere Zeit hervorgebracht hat. 1785 zu Genf geboren, war er Landsmann und Jugendgenosse des großen Porzellanmalers Abraham Constantin. Während des Kaiserreichs kam er nach Paris und beförderte sich hier mit David, Gérard, Ingres u. A. Als Hofmaler der Prinzessin Elise Baciocki, Na-

Digitized by Google

volcons Schwester und Großherzogin von Toscana, lebte er, dann in Florenz, bis ihn der Sturz der Napoleoniden zur Rückkehr in seine Heimath nöthigte. In den ersten Jahren der Restauration, unter Ludwig XVIII., sehen wir ihn wieder in Paris, die letzten Decennien seines Lebens aber aufs neue in Florenz. Die Gallerie der Uffizien, welche auch sein von ihm selbst gemaltes Bildniß bewahrt, besitzt in dem Zimmer der französischen Schule die besten seiner Cmaltbilder, welche als wahre Muster von Zartheit und Anmuth der Behandlung gelten können. Es existirt von ihm auch ein Heftchen Erinnerungen aus seinem Leben mit einer kurzen Anleitung zur Emaillemalerei. — Ebenfalls in Florenz starb dieser Tage erst in vorgerückten Jahren Fran Carlotta Lenzoni Medici, die in ihrem regen Antheil an Kunst und Künstlern an die deutsche Frau Mertens-Schaffhausen erinnerte. Ihr Haus war lange der Mittelpunkt künstlerischer Interessen, und denselben widmete sie auch zumeist ihr Vermögen. Sie erwarb z. B. Lenerani's Jugendwerk, die Psyche, stellte Boccaccio's Geburtshaus in Certaldo wieder her u. s. w.

Der deutsche Winterhalter in Paris, dem man den Namen eines „Malers der Crinoline" gegeben hat, und von dem sich vortrösten zu lassen zum guten Ton unter den französischen Damen gehört, seitdem er seine schöne Gruppe „die Kaiserin Eugenia in Mitten ihrer Frauen" vollendete, hat von Napoleon III. den Auftrag erhalten, ein Bildniß der jungen Prinzeß Clotilde v. Savoyen anzufertigen.

Theodor Brysakis in München, ein geborener Grieche, geht mit dem Plane um, alle bedeutenderen Momente des Befreiungskampfes seines Volkes bildlich darzustellen. Im Nationalmuseum zu Athen befindet sich von ihm bereits „der Fall Missolunghi's" und „Kapsalis im Begriff, das Arsenal in die Luft zu sprengen." Unter der Arbeit ist „der Sieg des Demetrios Ypsilanti bei den Mühlen von Lerna über Ibrahim Pascha", während der talentvolle Künstler zu einem vierten Gemälde, „die blutige Mebelei bei Peter", auch schon die Skizze vollendete.

Von Professor Jäger, dem Director der Leipziger Akademie, sahen wir auf der Del Vecchio'schen Ausstellung „die Salbung Jesu durch die Sünderin im Hause des Pharisäers Simon", ohne daß wir darin eine hervorragende Befähigung für die Darstellung biblischer Stoffe erblickt hätten.

Zu den einer Restauration entgegensehenden Kirchen gehört auch der Salzburger Dom, dessen Wiederherstellung dem Architekten Schneider aus München, sowie die Kirche Sant-Ambrosio in Mailand, deren Ausbau und Erneurung dem Professor Schmidt von der Akademie übertragen ist. .

Von den für das Denkmal des Fürsten Karl v. Schwarzenberg eingesendeten Entwürfen hat keiner die Billigung der Prüfungscommission erhalten.

Eine in Berlin ausgestellte Büste Bernhard Afingers zeigt in würdiger, monumentaler Weise den charakteristischen Kopf des verstorbenen Kunsthistorikers Franz Kugler, der schon vorher zu einer Bleistiftzeichnung Ad. Menzels, zu einem Stiche Ed. Mandels und zu einer Photographie Hanfstängls Gelegenheit gab.

Eine Statuette des in Augsburg lebenden Gustav v. Dornis zeigt den bayrischen Volksdichter und Blechschmied Grübel in humoristischer Auffassung als Verfertiger des „Nürnberger Trichters." Vor seinem Amboß steht er, „links" arbeitend, und den Kopf kleidet sehr gut der Ausdruck gemüthlicher Verschmitztheit.

Julius Bayerle in Düsseldorf hat eine von religiöser Weihe beseelte, künstlerisch-schöne Statue der heiligen Jungfrau mit dem Christuskinde vollendet, welche für das dem Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen gehörige Schloß Meinburg am Bodensee bestimmt ist.

In Brüssel ist ein von hellenischer Grazie durchhauchtes Werk des belgischen Bildhauers Fraikin Gegenstand allgemeiner Bewunderung. Die Idee dazu ist eine sehr sinnige: Aphrodite in Lebensgröße steht in einer Muschel, die Eros mit seinem Bogen steuert, und entfaltet ihren Schleier als Segel.

In Rom, dem „Pandämonium der Künstler", leben jetzt, der Pariser „Illustration" zufolge, die Deutschen Brandt, Dreber, Lindemann, Meyer, Osterwald, Overbeck, Cornelius, Polack, Riedel, Mars, Steinhäuser, Wolff; die Amerikaner Crawford, Rogers und Story; die Engländer Chapman, Desson lay, Hellingford, Macdonald, Gibson; die aus Belgien gebürtigen Speers und Brake; der Däne Jerichau; die Franzosen Benouville, Chatelain, R. Lehmann; der Pole Sosnowsky; der Russe Raonloff; der Schweizer Imhof, sowie endlich die Italiener Benzoni, Consoni, Corradi, Podesti, Koffatti u. s. w. — Eine besondere Anerkennung verdient unter diesen Allen der in Deutschland noch viel zu wenig bekannte Gibson, von französischen Eltern in Conway geboren, aber schon in früher Jugend zu Liverpool heimisch geworden. Mancherlei widrige Verhältnisse mußte derselbe erst überwinden, bis er sich ungestört der Kunst widmen und in Italien ein Schüler Canova's werden konnte. Wegen seiner im höchsten Grade geistvollen Nachahmung der Antike hat man ihn wohl auch mit dem alten Flaxman verglichen. Seine Werke, von denen einige der Kaiser von Rußland besitzt, sind bereits zahlreich geworden, seitdem er für den Herzog von Devonshire als erste größere Gruppe „Mars und Amor" vollendet hatte. Für seine Meisterschöpfungen gelten: „Cephalos und Prokris getrennt von Zofalse", „Eros und Psyche sich umarmend", „Aphrodite dem Eros einen Kuß gebend", „Hylas und die zwei Nymphen", „Psyche von Zephyren in die Lüfte gehoben", „ein Jäger mit seinem Hund", sowie endlich zwei unvergleichlich schöne Basreliefs: „Phaeton den Sonnenwagen lenkend" und „die Horen die Sonnenrosse zügelnd."

Der früher von uns erwähnte Steinhäuser'sche Candelaber ist vom König von Preußen in Rom angekauft worden und soll eine Zierde der Friedenskirche bei Sanssouci bilden.

Theater und Musik.

Das vor einem Jahre etwa in Stettin aufgeführte Volksschauspiel von Berthold Auerbach, „der Wahrspruch", ist nun auch in Weimar gegeben und der anwesende Verfasser von dem vollen Hause mehrmals gerufen worden. Nachträglich erfährt man aber doch, daß das Urtheil sich auch diesmal wieder dahin ausgesprochen hat, daß bei Auerbach die Begabung für das dramatische Genre der für das novellistische lange nicht gleichkommt. Der Stoff seines neuen, gleichfalls dem Bauernleben entnommenen Drama's, welches zum ersten Mal ein vollständiges Schwurgericht auf die Scene bringt, ähnelt in fast auffälliger Weise dem in der Schwarzwälder Dorfgeschichte „Diethelm von Buchenberg" behandelten. Brandstiftung und Meineid sind auch hier die Motive der Handlung, und das Ganze ist ein Nachtgemälde, in dem fast nirgends ein Lichtblick froherer Stimmung das Dunkel unterbricht.

Bauernfelds häusliche Scene: „das Beispiel" dramatisirt ebenso wie seine früheren Kleinigkeiten, eine „Krise" im ehelichen Leben Neuvermählter auf die bekannte anmuthige und espritvolle Weise, die der Verfasser den Franzosen und speciell seinem Vorbilde Octave Feuillet abgelauscht hat. Derlei Schächtchen verlangen freilich, wenn sie zur rechten Wirkung kommen sollen, eine bis ins Detail vollendete Aufführung, und man kann jede Rolle darin einen Prüfstein für den Darsteller nennen. Am Burgtheater zu Wien gab Fichtner die besonders hervorragende Partie des Barons in jener nuancahmlichen Mischung von Zartheit und Klarheit, von Ruhe und Gemüthlichkeit, von Einfachheit und Feinheit, die diesen Künstler berühmt gemacht hat.

Ein neues, große Hoffnungen erregendes Talent für das Lustspiel scheint in G. v. Moser aufgestanden zu sein, von dem in Wallners Theater zu Berlin rasch hintereinander zwei Stücke mit ungewöhnlichem Erfolg gegeben worden sind. „Er soll dein Herr sein" betitelt sich das erstere, welches wir vor einigen Wochen schon er-

Digitized by Google

wähnten, und dem nun „Ein moderner Barbar“ gefolgt ist. Wie wenig originell auch der Inhalt dieses Stückes sein mag, so enthält doch Charakteristik und Dialog seine geistige Reize, die ganz unwiderstehlich wirken sollen.

Mit viel gröberem Geschütz agirt Arthur Müller, dessen neues Lustspiel „der Teufel ist los“ — so benannt nach einem Drama des alten Feltz Christian Weiße — noch mehr, als das frühere, „die Verschwörung der Frauen“, seinen Hang zu possenhaften Situationen bekundet. Es ist erstaunlich, daß deutsche Stoffe wieder in Aufnahme kommen, doch liegt die Gefahr darin, daß sich der Patriotismus auf ziemlich wohlfeile Weise und mit Berauchlässigung des feineren Kunstgefühls zu ergehen beginnt. An dem erwähnten Stück ist besonders zu rügen die durchaus verfehlte, ins Lächerliche und Gemeine herabgezogene Charakterzeichnung des alten würdigen, und trotz mancher Thorheiten doch verdienstlosen Gottsched.

Ein Lustspiel des trefflichen Federiel, welches ursprünglich nichts anderes war, als eine italienische Variation auf das Thema der „bezähmten Widerspenstigen“, und das Karl Blum schon vor zwanzig Jahren unter dem Titel „Caprietesa“ für Charlotte v. Hagn bearbeitete, ist von Rudolph Genée für seine Schwester Ottilie und mit der Benennung „Diavoletta“ nochmals modernisirt worden, ohne daß er darin die einem verbrauchten Stoffe allein förderliche Feinheit der Behandlung, die ihm früher eigen war, wieder offenbart hätte.

Theodor Apel, der vor einigen Jahren mit seinem gemüthlichen „Nähkäthchen“ einen so glücklichen Wurf that, vollendete ein neues Schauspiel „die Tochter des Präsidenten“, welches in ähnlich anspruchender Weise ein Familienbild aus der Gegenwart auf die Bühne bringt. Dem Stoffe nach erhalten wir darin ein Seitenstück zu dem früheren Werke, denn wie dort die Liebe eines jungen Officiers zu einem niedrigergeborenen Mädchen den Mittelpunkt der Handlung ausmachte, so hier die Liebe eines adeligen Fräuleins zu einem Manne von bürgerlicher Abkunft. Desselben Verfassers Charakterbild „Ein Abenteuer Ludwig Devriente“ wird den Virtuosen der Kunst als Paradestückchen willkommen sein, insofern sie darin, ähnlich wie in „Doctor Robin“ und „der Leibrente“, in verschiedenen Charakteren und Masken erscheinen.

Rudolph Gottschall hat das Drama „Schill“ neu bearbeitet und hofft, daß dasselbe am 31. Mai, dem fünfzigjährigen Todestage seines Helden, an mehreren Bühnen zur Aufführung gelangen werde.

In Paris ist das Manuscript eines von der bekannten Giftmischerin Marie Lafarge für die Rachel geschriebenen Drama's „Une femme perdue“ aufgefunden worden, welchem Kenner, die es gelesen haben, den Vorzug pikanter Situationen und geistvollen Style einräumen. Man erwartet es nächstens auf einem der Pariser Theater, die anderem auch ein nachgelassenes Lustspiel „Le veau d'or“ vom Grafen d'Affas, dem Dichter der „Venus von Milo“, sowie das neue Werk Emile Augiers vorbereiten, welches sich nicht „Un beau mariage“, sondern nach anderer Lesart „Les mariages du grand monde“ betiteln wird. — Der junge Baron Gustav v. Rothschild in Paris, von dessen Vermählung mit einem Fräulein Anspach die Zeitungen vor einigen Wochen soviel zu erzählen wußten, hat ein Vaudeville geschrieben mit dem pikanten Titel „Les aventures d'un boursier devenu amoureux.“

In Dresden feierte vor kurzem der alte Koch, der schon zu Hofrath Küstners Zeiten Liebling des Leipziger Theaterpublicums war, sein fünfzigjähriges Künstlerjubiläum. Er und der Berliner Gern sind die Veteranen deutscher Komik, wenn auch der Letztere geistig noch frischer erscheint als sein College. Spielt er z. B. den Zettel im Sommernachtstraum, so ist es ihm im Strome Shakespeare'schen Muthwillens noch heutzutage so wohl, wie einem Fisch im Wasser. Koch dagegen ist hier und da schon etwas trocken und stumpf geworden, manchmal aber thaut er doch wieder auf. — Sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum wird am Hamburger Stadttheater nächstens Herr Galster feiern, ein branchbares, obschon nicht hervorragendes Mitglied dieser Bühne, dessen Name durch seine von Hülsen für Berlin engagirte Tochter Adele berühmt zu werden verspricht. Dieselbe gehört zu jener eben jetzt ziemlich großen Anzahl junger weiblicher Talente, die durch schnelle Entwicklung und glückliche Auffassungsgabe schon vielfach die Augen der Kenner auf sich gezogen haben. Wir nennen außer ihr noch Fräul. v. Petrilowska und Fräul. Krieg in Hamburg, Fräul. Delia und Fräul. Bognar in Wien, Fräul. Puls in Cassel, Fräul. Döllinger und Fräul. Schunke in Berlin, sowie Fräul. Ulrich in Hannover.

Die freundliche, künstlerisch bedeutende Erscheinung, welche vor Jahren die Schwestern Milanollo darboten, wiederholt sich in den jugendlichen Violinspielerinnen Virginia und Carolina Ferni, deren äußere Schönheit nicht minder, wie ihr vollendeter Vortrag, das Wiener und Berliner Publicum ganz und gar entzückt hat. Ueberall, bis in den kleinsten Zug ihres Spieles, herrscht das reinste Ebenmaß; die vollste Gegenseitigkeit, und ihre ganze Erscheinung, berichtet man uns, hat etwas Stattliches, Imposantes; „die edle Bildung der Formen, der phantasievolle Ausdruck der Mienen, die Augen voll süßen Feuers und Lebens fesseln immer von neuem, die Haltung ist eine stets gemessene, und selbst im tollen Carneval von Venedig, wo die beiden Violinen in muthwilliger Ausgelassenheit wetteifern, umschwebt auch nicht das leiseste Lächeln ihre Lippen.“

Während der „Simone Boccanegra“ von Verdi in Mailand gänzlich Fiasco machte, erzielte desselben Maestro neuestes Werk „Un ballo in maschera“ (Ein Maskenball) in Rom glänzende Erfolge. Der Componist wurde am ersten Abend achtgeben, und am zweiten gar dreißig Mal gerufen. — Zu den Eigenthümlichkeiten des Neu-Yorker Maskiebens gehören die Morgenunterhaltungen im Theater, bei denen ganze Opern aufgeführt werden, und zu welchen sich fast immer ein äußerst zahlreiches, meist aus Damen bestehendes Publicum einzufinden pflegt.

Johann Christian Lobe in Leipzig, der bekannte Verfasser der vor mehreren Jahren ihrer oppositionellen Haltung wegen viel Aufsehen machenden „Fliegenden Blätter für Musik“ wird ein Buch eigener Erinnerungen „Aus dem Leben eines Musikers“ herausgeben, womit er als Autodidakt, der Alles, was er geworden, sich selbst verdankt, zugleich den Zweck verbindet, jüngere Talente gegen Kleinmuth und feindliche äußere Verhältnisse zu stählen.“ Er ist 1797 in Weimar geboren und hatte in seiner Jugend das Glück, auch mit Goethe verkehren zu können.

Frau Lila v. Bulyovsky aus Pesth hat neulich auf den Brettern des königlichen Schauspielhauses zu Berlin vor dem Generalintendanten Freiherrn v. Hülsen die Balconscene aus „Romeo und Julia“ und den letzten Act der „Maria Stuart“ in deutscher Sprache gespielt — eine Probe, die so gut ausgefallen ist, daß ihr öffentliches Auftreten nun fast als Gewißheit erscheint.

Von den durch Pierre Levasseur auch in Deutschland beliebt gewordenen Chants bouffes mit ihrem launigen Texte und ihren charakteristischen Melodien sind in deutscher Bearbeitung von Robert Linderer die ersten zwanzig Nummern erschienen. Es finden sich darunter bereits die drei bekanntesten: „Bon homme“, „Je suis enrhumé“ und „Les tourments d'un choriste“,

Friedrich v. Flotow, dessen „Martha“ jetzt in Paris ebenso gern gesehen wird als bei uns, hat auf Wunsch des Directors J. Offenbach für die Bouffes parisiennes eine komische Operette „Veuve Comus“ vollendet.

Digitized by Google

Erklärung.*)

In Betreff des in Nr. 7 der Europa befindlichen biographischen Artikels über Herrn Dr. Karl Gutzkow erhalte ich aus zuverlässiger Quelle folgende thatsächliche Berichtigungen zum Abdruck. Ich erkläre zugleich, daß bei der gedrängten Kürze der Artikel eine Färbung erhielt, die ich nicht beabsichtigte, und die zu Mißverständnissen in Bezug auf des Geschilderten Charakter führte, die ich nicht bezweckte.

F. G. Kühne.

Thatsächliche Berichtigungen
zu der Lebensskizze über Karl Gutzkow in Nr. 7 dieser Bl.

Ohne uns in eine Widerlegung der ganzen Auffassungsweise einer in Nr. 7 der Europa enthaltenen Skizze über Karl Gutzkow's Leben einzulassen, heben wir nur einige Punkte hervor, die in besonders unrichtigem Lichte dargestellt erscheinen.

Der auf „Ischias" gerichtete Vorwurf: „Gutzkow konnte nur ein Panier dulden, das seinen Namen trug." ist ungegründet. Immer lag seiner Polemik eine Ueberzeugung, die Wahrung irgend eines ihm in Gefahr erscheinenden geistigen Gutes zum Grunde. Er bekämpfte in den Personen nur die Sachen, mag sich in diesen zuweilen geirrt, in den Mitteln der Polemik zuweilen vergriffen haben, wirkte aber für eine culturgeschichtlich berechtigte Partei. Er hat Namen empergebracht und Anderen huldigend sich untergeordnet. Gefördert hat er manches Talent. Georg Büchner, Schücking, Dingelstedt sind ihm zu Dank verpflichtet, Hebbels Anfänge förderte er so, daß Hebbel ihn noch jetzt Freund nennt, als Dramaturg hat er offen und im Stillen gewirkt, Otto Ludwig kann es bezeugen. Andern huldigend, erwies er sich in einer steten Verehrung vor Börne, aus dessen Wesen er überhaupt zu entwickeln war, vor W. Menzels Anfängen, Uhland, Rückert, Platen, Lenau, Immermann, Bettina, Rehfues, Kinkel — über alle diese Namen hat er begeistert geschrieben. Daß er mit Laube, Mundt, Kühne stritt, lag in den verschiedenen Auffassungen dessen, was ihm gerade für diese gleichsam Verbundenen Noth schien, und in der dann allerdings gegen erlittene Unbill eintretenden Abwehr.

In seiner „Knabenzeit" findet man, was sein Vater war. Nie gab zu Gutzkow's Ausbildung ein preußischer Prinz den „Antrieb". Schon in seinem siebzehnten Jahre erhielt sich Gutzkow durch Unterrichtgeben selbst.

Gutzkow suchte in den Jahren 1835—40 mit Gebilden erzählender Dichtung keinen größern „Markt" zu gewinnen, denn er besaß nichts, was mit Spindler, Steffens, Tieck und anderen, die damals den „Markt" hatten, in der Erzählungskunst wetteifern konnte oder wollte. Seine damaligen Erzählungen und Romane waren Experimente aus ästhetischem Prinzip, theils Formversuche, theils Tendenzermittelungen.

Die „Renommage" in der Wally, überhaupt die ganze Absicht seiner damaligen Production ging gegen den Pietismus und gegen den Berliner Geist des patriarchalischen Staates unter Friedrich Wilhelm III. Er wollte nur die Thatsache des dort vornehm abgelehnten neuern Geistes geltend machen und speciell in die Berliner Welt hinein die Zugluft des neuen freisinnigen Wesens leiten helfen. Haß gegen die Selbstgenügsamkeit selbst der damaligen gelehrten Welt Berlins, die vornehme Goetherei u. dergl. war es, der allein den jugendlichen Sinn vielleicht zum Aergernißgeben reizte.

Ausgeburten der Frivolität gab es bei ihm nie. Woher sonst der plötzliche Uebergang von „Wally" in die idyllische „Seraphine"? Gutzkow's innerstes Wesen war die von der Dialektik geregelte Naivetät und Jean-Paulismus.

„Das junge Deutschland mußte nicht blos leben, sondern wollte auch glänzend leben," sagt sein Biograph. Im Gegentheil! In jener Zeit hatte der Bundestag Gutzkow verfehmt, in Preußen war „alles Künstige" sogar von ihm verboten. Jene Zeit war für ihn die bittersten Entbehrungen. Er gerieth in Lebensschwierigkeiten, die ihn zuletzt zwangen, nach Hamburg zur Anlehnung an den Buchhändler Campe überzusiedeln. Aber auch dort hat er nie lediglich nur um Geld geschrieben; er bekam wenig und lehnte das Vortheilhafteste ab, wenn es irgend an Fabrikation erinnern konnte.

„Börne's Leben" ist vor Heine's Buch geschrieben worden, nur die Vorrede später. Gutzkow hätte Heinen keinen „Triumph gönnen" wollen? Er schrieb die Vorrede, um Börne's Andenken vor Verunglimpfung zu schützen.

Die Litteraturgeschichte wird Gutzkow den Ruhm vindiciren, daß er es war, von dem die Epoche der Rückkehr des deutschen Theaters aus der Fabrikation für den bloßen Bühnenzweck zum Zusammenhang mit der damaligen höhern und organischen Litteratur datirt.

Das Jahr 1848 „enthob" ihn nicht seines Theaterpostens, sondern erst die Auflösung des ganzen Dresdener Hoftheaters in den Dresdener Maitagen 1849.

Mit einem Urlaub ging Gutzkow 1848 nach Berlin und schrieb dort während der Aufregung „Ottfried," nahm nur an den öffentlichen, aller Welt zugänglichen, nicht „Arbeiter"-versammlungen, als Zuschauer oder Abgeber auch seiner unmaßgeblichen Meinung Theil. Als am 19. März das Schloß von dem Geschrei der die Leichen in den Straßen Tragenden erfüllt war, stand Gutzkow in einer Gruppe mit Minutoli, Grafen Arnim, Grafen Schwerin, Fürst Lichnowsky, äußerte, daß diese wilde Bewegung, die den König zwang, vor den Leichen die Mütze abzuziehen, und Sterbelieder sang (die Truppen waren abgezogen) nur durch einen neuen Gedanken zu dem, was schon gewährt war, hinzu, beruhigt werden könnte, die Bürgerwehr. Indem Gutzkow mit Grafen Arnim darüber spricht, giebt Lichnowsky an zwei Arbeiter einen Wink, Gutzkow in die Höhe zu heben, damit dieser statt Lichnowsky, der vom vielen Reden zum Volke bereits heiser war, durch diese Zusicherung Ruhe schaffe. So nur gerieth Gutzkow auf die „Schultern der Arbeiter." Gutzkow sprach einige beruhigende Worte, die Massen verloren sich. Drei Tage darauf erkrankte seine Frau am Typhus, Ende April stirbt sie. Gutzkow lebt vier Wochen nur seinem häuslichen Leid, seinen Kindern, der Besthattung, ging nach diesem Schicksalsschlag in's Bad Warmbrunn und lehrte in sein Amt zurück. Er versuchte also keine politische Laufbahn oder verließ sie, weil ihm „die Bewegung keinen dauernden Platz gab!" Das Wort „Aufregungen" war in diesem Zusammenhang überflüssig; denn aufgeregen gab es damals nichts; alles war aufgeregt.

Gutzkow's Verhältniß zu Preußen ist das aller der Männer, die Preußen liberal wünschen. Die „besondere Erbitterung" paßt nicht auf den Verfasser von „Zopf und Schwert" und vom „Königslieutenant." In den „Rittern" bekämpft Gutzkow die Reaction und die Politik der Romantik und im „Zauberer" die Politik der Rechow und Tschoppe. Daß er „undankbar" gegen Preußen wäre, ist demnach eine Behauptung, die sich von selbst widerlegt.

Edmund Judeich.

*) Von dem Verfasser des biographischen Artikels über Herrn Dr. Karl Gutzkow in Nr. 7 der Europa ging uns die obenstehende Erklärung zu mit dem Wunsche, sie bald in der Europa abgedruckt. Bei dem Verhältniß, in dem wir zu dem Einsender stehen, konnte von einer Ablehnung dieses seines persönlichen Wunsches nicht die Rede sein, obwohl der Abdruck des fraglichen Artikels zu einer Zeit Aufsehen, wo uns keine Verantwortlichkeit oblag, vor auch keineswegs diese Berichtigungen, die mit wenigen Ausnahmen nur subjective Ansichten des Einsenders aussprechen, in die Classe derjenigen thatsächlichen Notizen können, zu deren Aufnahme wir Pflicht bereit sein werden. Die Redaction.

Verantwortliche Redaction und Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Rieger'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

Digitized by Google

№ 12. **Europa.** 1859.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 19. März.

Inhalt

Größere Aufsätze: Helene, Herzogin von Orleans. — Bauernfeld'sche Lustspielwelt. — Militärische Tagescharaktere: General, Graf v. Schlick; General Niel; Generallieutenant Marmora; Generalfeldmarschall v. Wrangel; General Dufour. — **Chronik:** Oesterreichs Neugestaltung. - Cavaunich †. - Paul Morphy. - Der Kaufmann von Venedig auf der Bühne. - Volkswirthschaft im Kirchenstaate. - Die Ausbreitung des jüdischen Stammes. — **Kurze Nachrichten:** Litteratur. - Bildende Kunst. - Theater und Musik. — **Anzeigen.**

Helene, Herzogin von Orleans.

Die deutschen Fürstinnen scheinen nicht bestimmt zu sein, in Frankreich eine glückliche Zukunft zu finden. Marie Antoinette, Marie Luise, Helene von Orleans: welch traurige, ja schreckliche Erinnerungen knüpfen sich an diese Namen, die Charaktere von so verschiedenem Werthe bezeichnen! Die Eine, frivol im Glück, aber rein mitten in der Corruption, findet erst in der Schule des Unglücks und Angesichts des Schaffots die volle Würde der Königin wieder; die Zweite das Opfer der Politik, eine gleichgültige Braut, die sich der moderne Attila auf dem blutigen Schlachtfeld von Wagram erstreitet, glänzt nur in dem Glanze ihres Gemahls, und tritt mit seinem Sturze in eine wenig beneidete Dunkelheit zurück; die Dritte dagegen das ächte Bild einer edlen deutschen Frau, die vor allem ihrem Gatten und ihrer Häuslichkeit lebt, und den Heroismus in der Politik nur findet, wenn er als Pflichtgebot an sie herantritt. Sie ist keine von den Frauen, denen das Schwert besser steht als die Spindel, aber sie ist doch in einem zahlreichen Kreis von Staatsmännern und lorbeergekrönten Kriegsobersten die Einzige, die sich in einer schweren Krisis den Ereignissen gewachsen zeigt, die Einzige, die den Muth hat, ihr Leben für die Wahrung der Rechte ihrer Kinder auf das Spiel zu setzen. Weil sie groß und edel war in der Liebe, fand sie auch leicht die Größe im Schmerz und im Getümmel welterschütternder Ereignisse.

Eine Dame, die der Herzogin nahe gestanden im Leben bis zu ihren letzten Stunden, hat nach dem Tagebuch der vielbeklagten Fürstin ein Bild von ihr entworfen, das die Franzosen, wenn sie überhaupt noch lernen können, lehren kann, was für ein Juwel sie weggeworfen haben, um nach einem falschen Stein zu haschen. Das Büchlein liegt in der deutschen Uebersetzung und in bereits zweiter Auflage (Berlin bei Springer) vor uns, und wir benutzen es, um wenigstens einige Züge aus dem Leben einer deutschen Frau mitzutheilen, die zugleich würdig war, das innigste häusliche Glück zu genießen, und die schönste Krone auf Erden zu tragen, der aber von einem unerforschlichen Schicksal das eine zerstört wurde, und die von den Stufen des Thrones herab in die Verbannung wandern mußte, weil sie unter einem ganzen Volke nicht Einen fand, der für Frankreich so opferbereit war, wie sie, die Fremde.

Helene, Prinzessin von Mecklenburg-Schwerin, war am 24. Januar 1814 auf dem Schlosse Ludwigslust geboren, und war durch ihre Mutter eine Enkelin Karl Augusts von Weimar und der Herzogin Luise, die beide mit seltenen Gaben des Geistes und Charakters geschmückt waren. Eine große Tiefe und Empfänglichkeit des Gemüths, verbunden mit großer geistiger Lebendigkeit, zeichnete sie schon als Kind aus, und die Einfachheit und Stille, in der sie ihre Jugendjahre in Dobberan und auf dem Gute Plüschkow nur in Gesellschaft ihrer Lehrer und ihrer Erzieherin verlebte, bewahrte ihr die Frische, die ein so seltenes Glück in hohen Stellungen ist. Erst in ihrem dreizehnten Jahre kam sie an den Hof, ohne von den neuen Genüssen verwöhnt zu werden. Eine Reise in die Schweiz und mehrmaliger kurzer Aufenthalt an dem weimarischen Hofe waren auch für die nächsten Jahre die einzigen Unterbrechungen eines meistens in ländlicher Stille oder höchstens an dem kleinen Hofe von Ludwigslust verbrachten Lebens. Das Jahr 1833 aber war eine Krisis für ihr Leben, denn während eines längeren Aufenthaltes in Teplitz, wohin sie die kranke Mutter begleitet hatte, hatte der französische Gesandte, Bresson, ohne ihr noch vorgestellt zu sein, Gelegenheit ihr zu begegnen, und er vergaß diese Begegnung nie. Auch gewann sie hier die Zuneigung des Königs von Preußen, der sie von da an wie seine Tochter betrachtete. Er war es auch, der zwei Jahre später ein so großes persönliches Interesse an dem von dem Herzog von Orleans beantragten Ehebündniß nahm, daß durch seine Vorstellungen hauptsächlich der vielfache Widerstand gegen dieses Bündniß im Schooße der herzoglichen Familie überwunden ward.

„Der Heirathsvertrag wurde am 5. April 1837 unterzeichnet, und am 15. Mai verließ die Braut des Herzogs von Orleans Ludwigslust mit der Erbgroßherzogin, ihrer Mutter, welche sie in Person der Königin vorstellen wollte. Von Tagesanbruch

Digitized by Google

ab waren die Flure, die Treppen des Schlosses von allen Dienern und Jugendgespielen der Prinzessin angefüllt, die sie zum letzten Male sehen wollten. Sie dankte und lächelte durch Thränen, als sie den Fußboden ganz mit Blumen bedeckt sah. Sträuße wurden von liebenden Händen ihr in den Wagen geworfen, so daß sie kaum in denselben hineinsteigen konnte. Vier Zeilen, welche sie in eine der Fensterscheiben des Schlosses eingeschrieben, deuteten auf das Gemisch von Glück und Traurigkeit, mit welchem sie abreis'te.

So lebe wohl, du stilles Haus,
Ich zieh' betrübt aus dir hinaus,
Und blüht mir fern ein schönes Glück,
Ich denke gern an dich zurück.
14. Mai 1837.

Auf dem ganzen Wege erhielt sie die rührendsten Beweise von Liebe, die Bauern sowohl wie die Edelleute Mecklenburgs sandten ihr Deputationen entgegen, um sie zu beglückwünschen. Der König Friedrich Wilhelm hat die beiden Prinzessinnen, in Potsdam anzuhalten, und empfing sie daselbst, von seiner ganzen Familie und seinen Ministern umgeben, feierlichst. Er konnte eine lebhafte Bewegung nicht verbergen, als er beim Abschied von ihnen der jungen Dame, deren Geschick er mitbestimmt hatte, seinen Segen gab."

War der Abschied aus dem Vaterland herzbewegend gewesen, so war der Empfang in Frankreich glückverheißend. Selbst das frivole und frondirende Paris war begeistert und jubelte laut bei ihrem Einzug. Viele Herzen gewann sich die junge Prinzessin durch einen Zug kindlicher Unbefangenheit, indem sie sich bei der Einfahrt in die Tuilerien in der Freude ihres Herzens aufrecht in den Wagen stellte, um die Aussicht besser zu übersehen. Die nächsten Jahre waren die glücklichsten ihres Lebens, nur leider von zu kurzer Dauer. An der Seite eines inniggeliebten Gemahls, der ihr mit gleicher Liebe zugethan war, auch im Kreise ihrer neuen Familie vollkommenes Glück, aufrichtige, nicht ihrem Range, sondern den seltenen Eigenschaften, die man an ihr kennen lernte, dargebrachte Huldigungen, und Hoffnungen für die Zukunft in ungetrübtester Aussicht; nichts fehlte der jungen Fürstin zu ihrem Glück. Ihre politische Haltung bewachte sie mit seinem Takt. „Mehr als irgend Jemand vermochte sie es, aus den verschiedenartigen Parteischattirungen heraus die Zahl der persönlichen Anhänger der königlichen Familie zu vermehren. Aber mit liebreicher Fügsamkeit gegen die Ansichten des Königs sah sie wohl ein, daß man jeden Vorwand beseitigen müsse, welchen die Parteien begierig aufgreifen konnten, um eine Verschiedenheit der Ansichten zwischen dem Thronfolger und dem Haupte des Staates anzunehmen; deshalb vermied sie mit der gewissenhaftesten Zartheit Alles, was die Aufmerksamkeit und persönliche Huldigungen auf sie lenken konnte. Sie entzog sich das edle Vergnügen, eine Gesellschaft ihrer Wahl um sich zu versammeln, damit man keine politische Coterie dahinter vermuthen möge, und lebte in keiner Weise anders, als ihre jungen Schwägerinnen. Einen Theil des Vormittags brachte sie mit denselben in den Gemächern der Königin zu, wo jede Prinzessin ihren Arbeitstisch hatte. Der König kam sehr häufig auch dazu und ließ sich im Familienkreise die bedeutendsten Tagesschriften vorlesen. Dann am Abende nahm die Kronprinzessin ihren Platz neben der Königin, und wenn diese sich zurückzog, kehrte sie selbst in ihre Gemächer zurück und beschäftigte, allein mit dem Prinzen, sich mit irgend einer Lectüre. Die Lebendigkeit ihres Geistes gab diesem häuslichen Leben Reiz, und niemals entschädigten sie sich durch eitle Vergnügungen für die etwas monotonen Pflichten der Repräsentation. Hoher Sinn und Verständniß für die Künste mußte bei ihnen selbst die Gewöhnlichkeiten der Hofsesse veredeln. Die Herzogin von Orleans brachte zu diesen Festen ihre ganze jugendliche Heiterkeit mit; aber auch da, wie immer, fürchtete sie, sich vom Strome des Glückes zu sehr hinreißen zu lassen, und beunruhigte sich über ein so glanzvolles Leben. Einmal, am Tage vor einem Maskenball, den sie im Pavillon Marsan geben sollte, ließ sie eine Freundin zu sich kommen und bat sie, ihr ganz aufrichtig zu sagen, ob sie es nicht für tadelnswerth halte, dergleichen leichtfertige, vielleicht schädliche Vergnügungen zu ermuntern. Mit reizender Naivetät verlangte sie eine Antwort, die sie doch zugleich fürchtete."

Am glücklichsten aber war sie in ihrer Häuslichkeit, zumal seitdem ihr zwei Söhne, der Herzog von Chartres und der Graf von Paris, geboren worden, und wir können uns nicht enthalten, einige Bruchstücke aus Briefen jener Zeit hier mitzutheilen, so reines Familienglück und so innige Mutterliebe athmen sie. „Sie wissen," schrieb sie damals, „daß die Natur von jeher einen großen Einfluß auf mich ausgeübt hat. Ich finde, wir können uns gar nicht genug durch Beobachtungen in sie hinein versenken, denn sie ist eine der bewunderungswürdigen Offenbarungen, durch welche Gott zu unseren Herzen spricht. Ich halte es für gut, die Neigung zu ihr bei den Kindern zu begünstigen, denn indem sie die Natur bewundern, lernen sie den Schöpfer lieben; daher können Sie auch wohl denken, daß ich keinen schönen Sonnenuntergang, keinen Mondschein versäume, um mein Kind darauf aufmerksam zu machen, mit ihm über den zu sprechen, der alle diese Wunder geschaffen. Man muß das Gefühl zum Schönen unter allen Formen in den jungen Seelen zu befestigen suchen."

„Gestern habe ich allen meinen Muth zusammengenommen, um mich von Robert (dem Herzog von Chartres) zu trennen und ihn nach seiner neuen Wohnung bei Paris zu bringen. Es war eine Art triumphirender Spaziergang, der mir das Herz beklemmte. Paris (der Graf von Paris) lief lustig voraus: ich trug den Kleinen; dann kam meine Mutter und dann alle Damen. Ich hatte das Glück, zuerst das Kind zu Bett zu bringen. Ich empfahl das Kind der Madame G., welche die Oberaufsicht über die ganze Häuslichkeit übernommen hat, und dann gab ich Paris, der reizend wie ein Engel war, seine Suppe. Es war einer von den Abenden, wie ich sie gern habe, sie lassen so viel Ruhe tief im Herzen zurück; leider sind sie jetzt selten für mich; denn ich entbehre so viel als möglich den zahlreichen Anforderungen der Gesellschaft . . ."

„Die Seele der Kinder eröffnet sich weit leichter, wenn man mit ihnen allein ist. Ich beschränke mich so viel als möglich, meinen Sohn allein bei mir zu haben. Heut habe ich

Digitized by Google

ihn von Neuilly abgeholt: er schlief in meinen Armen ein, da legte ich ihn auf sein Bett und sorgte mannichfach für ihn. Sie hätten nur sehen sollen, wie liebevoll und zärtlich er war. Ach, wie glücklich muß eine bürgerliche Mutter sein!"

(Juni 1840). „Jetzt ist mein Beschützer, mein Freund, mein Leben wieder in meine kleine Häuslichkeit zurückgekehrt . . . Seine Abwesenheit ist mir wie ein langer Traum gewesen. Es war ein schöner Tag gestern: ich kann ihn nur mit dem der Geburt des Grafen von Paris vergleichen. Mein Herz war voll von Dankbarkeit und bebte vor Freude. Erst kamen Besuche, dann aber ließ man uns einige Zeit allein. Der Kleine war in meinem Schlafzimmer, da öffnete sich halb die Thür und er trat etwas schüchtern herein; indessen gab er doch seinem Vater die Hand, der ihn größer geworden fand. Die Familie entfernte sich endlich und dann spielten wir Beide allein zusammen. Der Kleine hüpfte um uns herum, sang, lachte und entzückte das Herz seines Vaters, der sich nichts merken lassen wollte. O es war ein guter lieber Abend voll Vertraulichkeit!"

Besorgnisse um die Gesundheit der Herzogin störten zuerst dieses stille Glück. Die Aerzte riethen den Bezug von Plombières an, aber ungern trennte sie sich von ihren Kindern, und nur zögernd gab sie ihre Einwilligung. Der Herzog von Orleans brachte sie selbst hin, und der Abreise (am 3. Juli) fehlte nicht ein schlimmes Omen.

„Sie waren von General Baudrand, Frau v. Montguyon und Frau v. Montesquiou, der Ehrendame der Prinzessin, begleitet. Als sie am äußeren Boulevard vorüberkamen, bemerkten sie einen Kirchhof, dessen Eingang mit kleinen Buden besetzt war, in denen Todtenkränze und Grabdenkmäler zu verkaufen waren.

„Ich hasse diese Kaufleute, welche den Schmerz ausbeuten," sagte der Prinz, „sehen Sie nur," fuhr er fort, „die verschiedenen Inschriften lesend, sie haben für Alles gesorgt, hier Kränze für junge Mädchen, dort einer für Kinder von geringerem Alter."

Diese Worte trafen die Prinzessin schmerzlich, sie mochte wohl mit den Gedanken zu ihren Kindern hinüberschweifen, ihre Augen füllten sich mit Thränen, der Prinz lächelte, ergriff ihre Hand und versetzte: „Nun, vielleicht ist es nicht für ein Kind, sondern für einen Mann von zweiunddreißig Jahren!"

Sofort richtete sie sich empor, sah ihn an und machte ihm liebreiche Vorwürfe, daß er ein trauriges Bild nur durch ein noch traurigeres verscheuche. Aber ihm war es bald gelungen, sie zu zerstreuen, und diese letzte Reise, welche sie zusammen machten, wurde fröhlich vollendet. —

Am 5. Juli traf das fürstliche Paar in Plombières ein, am 7. reiste der Herzog von Orleans ab. Sie sollte ihn nicht wieder sehen.

„Donnerstag den 14. war das Wetter schön, die Herzogin sah erfreut ihre Kräfte wieder zurückkehren; sie schlug einen Spaziergang im Thale von Gérarmé vor, wo seit mehreren Menschenaltern eine Familie von musikalischen Bauern wohnte, die mit Stolz ein von dem Großvater gebautes Klavier zeigten. Die Prinzessin wollte es sehen und ruhte eine ganze Zeit in der Hütte aus, wo ein junger Hirt auf einer schlechten Guitarre allerhand Melodien vortrug, die sie dann voller Laune und zur großen Freude der ganzen Familie nachzuspielen versuchte. Erst spät kam man wieder nach Plombières zurück. Die Prinzessin wollte einige Personen zum Diner bei sich sehen. Von ihrem Spaziergange noch erregt, die Hände voller Blumen (am andern Tage fand man dieselben und sammelte sie) eilte sie auf ihr Zimmer und machte Toilette. Frau von Montesquiou hatte eben erst angefangen, sich anzukleiden, als ein Bedienter ihr meldete, der General Baudrand ersuche sie, zu ihm hinabzukommen. Ueber dies Verlangen verwundert, ließ sie es sich vom Bedienten zweimal wiederholen: „Madame, er bittet Sie, sogleich herunterzukommen." — „Aber mein Gott, Monnier, Sie sehen ja ganz bestürzt aus." — „Madame, ich beschwöre Sie, kommen Sie nur sogleich." — „Mein Gott, was giebt es, ist der König ermordet?" — „Madame, Sie können das Schlimmste befürchten, aber bleiben Sie nicht hier in der Nähe der Prinzessin, kommen Sie leise herunter."

Sie begab sich zum General, den sie mit einem Briefe in der Hand antraf, unfähig zu sprechen oder von seinem Stuhle aufzustehen. Er reichte ihr den Brief hin, welcher nur die Worte enthielt: „Der Kronprinz ist todt!"

War der Herzog von Orleans ermordet worden, hatte er bei Unterdrückung einer Emeute den Tod gefunden, hatte eine Krankheit ihn plötzlich hinweggerafft? Die vier Worte sprachen nur das unwiderrufliche Unglück aus, und so mußte man es der Prinzessin ohne Vorbereitung, ohne Linderung für ihren Schmerz mittheilen.

Die Zeit drängte, der Kammerdiener sagte, mit der Uhr in der Hand: „Es ist nur noch eine Viertelstunde bis zum Diner. Niemand weiß hier von den Nachrichten; noch ist es möglich, sie der Prinzessin zu verhehlen."

Aber dieser Vorschlag wurde verworfen. Man ließ den Präfecten und den Leibarzt kommen. Dieser bestand darauf, daß man erst nur von einer schweren Krankheit, welche den Prinzen betroffen, sprechen solle. „Es handelt sich dabei um ihr Leben, sagte er, ich mache Sie dafür verantwortlich." Endlich beschloß man, der Präfect selber solle eine Depesche bereit halten, die man als mit dem Telegraphen gekommen bezeichnen werde, des Inhalts, der Prinz sei in Paris schwer erkrankt. Es ließ sich nichts mehr aufschieben, noch wenige Minuten und die Prinzessin verließ ihre Gemächer.

Frau von Montesquiou hat Gott um die Kraft, welche sie in sich selber nicht zu finden vermochte, und stieg die Treppe hinauf, die nach dem Zimmer der Herzogin führte und von demselben nur durch einen verschlossenen Flur und dann durch eine Glasthür getrennt war. An dieser Thüre angekommen, hielt sie einen Augenblick an. Durch die dünne Gardine, welche vor der Glasthüre hing, sah sie die Prinzessin eben ihre Toilette beenden, dann anmuthig geschmückt in heiterster Stimmung auf sie zuschreiten und endlich die Thür öffnen. Unbeweglich an die Wand gelehnt, fühlte sie nicht den Muth, das Wort auszusprechen, welches so viel Glück verscheuchen sollte.

„Wie? Noch nicht angezogen?" rief die Prinzessin fröhlich. „Aber mein Gott, was ist Ihnen?" fügte sie nähertretend hinzu; „Sie sind so blaß, ist Ihnen etwas geschehen? Ein Un-

Digitized by Google

glück in Ihrer Familie? Sind Ihre Kinder oder Ihr Mann krank?"

Frau von Montesquiou drückte ihr die Hand, ohne zu antworten. Dies anhaltende Schweigen ließ die Prinzessin immer noch nichts ahnen.

„Nein, Madame," sagte endlich Frau von Montesquiou, „mir ist zwar kein Unglück geschehen, aber ich bin doch sehr unglücklich. Ich soll Ihrer Königlichen Hoheit eine Nachricht mittheilen . . ." Bei diesen Worten trat die Herzogin einen Schritt zurück. „Großer Gott, was ist passirt? Meine Kinder? Der König?" — „Ach, Madame, Seine Königliche Hoheit der Kronprinz ist ernstlich krank." — „O mein Gott! Er ist todt, gewiß ist er todt, sagen Sie es mir . . ." Und sie fiel auf die Kniee und rief aus: „Gütiger Gott, habe Mitleid mit mir, laß ihn nicht sterben, Du weißt ja, daß ich ihn nicht überleben kann."

Darauf blieb sie einige Minuten im Gebete liegen, dann aber verlangte sie die Depesche zu sehen und las sie mehrere Male.

„Das ist ja nicht die gewöhnliche Form der telegraphischen Depeschen!" sagte sie und ein Zweifel durchzuckte ihre Seele, aber der Präfect verscheuchte denselben bald. Nun brach sie in Thränen aus, erhob sich endlich voll Entschlossenheit und sagte: „Ich will augenblicklich abreisen: vielleicht komme ich noch zeitig genug, um ihn wenigstens pflegen zu können." Man bereitete das Nöthige zur Reise vor. Auf Momente begann sie wieder sich der Hoffnung hinzugeben. „Vielleicht finde ich ihn wieder besser und dann wird er mich recht ausschelten! Aber wie glücklich wollte ich dabei sein!" Kurz darauf siegte wieder die Angst. „Er fürchtet sich sonst, mich zu beunruhigen, also muß er sehr krank sein, da er mir Nachricht hat geben lassen."

Aufs Neue flossen ihre Thränen.

Um acht Uhr Abends verließ der Wagen, von einer große Theilnahme zeigenden Menge umgeben, Plombières; Alle schluchzten, Viele reichten der Prinzessin die Hand, und diese nahm von Jedem rührenden Abschied. Man fuhr wieder durch die Blumengürtlanden, welche noch vom festlichen Empfange her quer über die Straßen hingen. Die Prinzessin betete und weinte schweigend, und Niemand wagte ein Wort an sie zu richten. Um Mitternacht kam man nach Epinal. Frau von Montesquiou beg sich ängstlich vor die Fensterscheibe des Wagens, weil sie fürchtete, daß vielleicht eine öffentliche Demonstration die Prinzessin von ihrem Unglück unterrichten könne; aber die Menge, welche auf den Straßen stand, blieb still. In der Dunkelheit sah sie den die Division commandirenden General sich dem Wagenschlage nähern; ohne eine Frage an ihn zu wagen, sagte sie: „Wir kehren nach Paris zurück!" Er antwortete Nichts, aber am Ausdrucke seines Gesichtes merkte sie, daß er ebenso viel, mehr vielleicht wisse, als sie selbst. Man setzte die Reise fort. Etwa nach einer Stunde meldete der Courier einen von Paris kommenden Wagen. Die Prinzessin wollte aussteigen, man hielt sie im Wagen zurück. Aber in diesem Augenblick kamen zwei Männer, und sie erkannte Herrn Chomel, den Leibarzt der königlichen Familie. Bei seinem Anblick stieß sie einen lauten Schrei aus.

— Chomel, um Gottes Willen, der *Prinz*! . . .

— Der Prinz, Madame, lebt nicht *mehr*.

— Was sagen Sie? Es ist nicht möglich! Welche Krankheit hat ihn so schnell hinraffen können? Sprechen Sie, es wird mein Tod sein!

— Ach, Madame, eine Katastrophe ohne Gleichen, ein Sturz aus dem Wagen, der ihn so betäubt hat, daß er gar nicht zur Besinnung gekommen ist; einige deutsche Worte, die er von Zeit zu Zeit sprach, waren das einzige Lebenszeichen; gewiß dachte er dabei an Eure Königliche Hoheit.

— Nein, das ist nicht möglich, versetzte sie; ich glaube es nicht! Darauf, sich gegen Frau von Montesquiou wendend, sagte sie: Sie haben mir ja doch von einer Krankheit gesprochen . . .

— Es geschah, um Sie vorzubereiten, Madame.

— Wie? Sie wußten seinen Tod? . . . O welchen Muth haben Sie gehabt! rief sie mit jenem nachempfindenden Instinct des Herzens, der sie nie verließ.

So blieb sie ungefähr eine Stunde auf der Landstraße in der größten Dunkelheit halten; in den Wagen zurückgelehnt, schluchzte sie, während die Personen ihres Gefolges an den offenen Wagenthüren auf dem Wagentritt saßen und sich vergebens bemühten, ihren eigenen Schmerz zu zügeln; wider ihren Willen entfuhren ihnen Ausrufungen des Jammers und unterbrachen das Schweigen der Nacht.

Als es zu tagen begann, sagte sie: „O, welch' ein Tag bricht für mich an!" Sie ergriff die Hand des General Baudrand und sprach zu ihm: „Lieber General, Sie werden mein Unglück besser als Andere begreifen; Sie wußten, was er war, da Sie in den ersten Jahren seiner Jugend sein Leiter waren und ihn so heiß geliebt haben! Ach, Alles habe ich verloren! Und Frankreich auch verlor an ihm einen Prinzen, den es vergötterte, der so viel Verständniß für das Land hatte. Aber Ihr Alle konntet nicht gleich mir wissen, wie gut er war; welche Geduld, welche Sanftmuth, welche guten Rathschläge hat er mir zu Theil werden lassen! . . . . Nein, nein, ich kann nicht ohne ihn leben!"

Man begann ihrer Kinder zu erwähnen.

— „Meine armen Kinder!" versetzte sie. „In diesem ersten Augenblicke des Schmerzes dreht sich jedes Gefühl nur um ihn. Ach, er hat mein ganzes Herz gehabt!"

Um vier Uhr Morgens trafen ihre Schwägerinnen, die ihr entgegengefahren waren, mit ihr zusammen; sprachlos warfen sie sich in ihre Arme und nahmen im Wagen an ihrer Seite Platz. Jetzt hatte sie nur den einzigen Gedanken, wenigstens noch die letzten Züge dessen zu sehen, den sie nicht mehr am Leben treffen sollte. Nur in den am wenigsten bevölkerten Dörfern wurde angehalten, um etwas zu ruhen.

Nach zwei traurigen Nächten kam man am 16. Juli gegen neun Uhr Morgens an. Der König hatte seinen Hofstaat entlassen und erwartete die Herzogin mit seiner Familie und den jungen Prinzen, welche den Tag vorher von Eu herüber gekommen waren. Man führte sie in einen Salon, aus dem von Zeit zu Zeit einige Worte in's Vorzimmer drangen.

— O meine liebe Helene! sagte der König, das allerhärteste Mißgeschick hat mein altes Haupt getroffen!

Digitized by Google

— Theure Tochter, lebe für uns, für Deine Kinder! rief die Königin mit ihrer sanften, Ehrfurcht gebietenden Stimme.

Nach einigen Minuten trat, von dem Könige und dem Herzoge vor Nemours geführt, die Herzogin aus dem Saale heraus, ihre Kinder folgten weinend. Sie schlug den Weg nach der Kapelle ein, in welcher die Leiche des Kronprinzen stand. Der leider schon geschlossene Sarg nahm die Mitte des ganz mit schwarzem Tuche ausgeschlagenen Raumes ein. Sie kniete dabei nieder und heftete unverwandt den Blick auf die Sammetdecke, welche ihn verhüllte, und nach einem kurzen Gebet erhob sie sich gestärkt und begab sich in ihre Appartements, um sich in Wittwentracht zu kleiden, die sie fortan Zeitlebens getragen.

Wer sie nachdem gesehen, war erstaunt über die Unbeweglichkeit und die Blässe ihres Gesichts; es schien, als ob alles Leben sich aus ihr zurückgezogen habe, und lange Zeit verblieb sie in einer Art von Stumpfheit, welche für ihre so zarte Gesundheit fürchten ließ."

Das Lebensglück der Herzogin war mit dem schrecklichen Unglücksfall zerstört; nur in ihren Kindern fand sie noch Trost, und sie zu Frankreichs würdigen Fürsten zu erziehen, war ihre einzige Beschäftigung. Dabei blieb sie gegen die bedenklichen Erscheinungen, die in den letzten Regierungsjahren Ludwig Philipps an den Tag traten, nicht blind. Schon gegen Ende 1847 schrieb sie: „Was wird unsere Zukunft sein? Dieser Gedanke beunruhigt mich Tag und Nacht und trübt meine einsamen Stunden. Das Uebel ist sehr groß, weil es tief ins Herz der Sittlichkeit des Volkes gedrungen ist. Ist es vorübergehend oder schon ein Anzeichen der Auflösung? Ich weiß es nicht recht zu sagen, aber ich bitte zu Gott, daß er einen belebenden Hauch über unser altes Land Frankreich wehen lassen möge."

Welche Festigkeit die Herzogin in den Februartagen zeigte, ist allbekannt, und braucht hier nicht von neuem erzählt zu werden. Sie nahm ungern die Regentschaft an, da sie sich zu schwach für die Last fühlte, aber als man ihr sagte, daß sie allein ihrem Sohne die Krone erhalten könne, zögerte sie nicht länger. In der Deputirtenkammer versuchte sie zu sprechen, der Tumult ließ sie aber nicht zu Worte kommen, und selbst im Invalidenhotel, als schon Alles verzweifelte, fragte sie noch: „Ist Jemand hier, der mir zu bleiben räth? Sobald nur eine Person, eine einzige, der Ansicht ist, ich solle bleiben, gehe ich nicht von der Stelle. Ich gebe mehr auf das Leben meines Sohnes, als auf seine Krone; aber wenn sein Leben für Frankreich nothwendig ist, muß ein König, selbst ein König von neun Jahren, zu sterben wissen!" Als sie sich endlich zum Fortgehen entschließen muß, weist sie entrüstet jeden Rath zurück, sich zu verkleiden. „Wenn ich gefangen werde, will ich es wenigstens als Prinzessin sein!" sagte sie. Mit Gebeten für Frankreich schied sie von dem Lande, das sie hinausstieß.

Stoff genug zur Bewunderung liefern die nächsten Jahre dieses Lebens der frommen und edlen Dulderin, aber es ziemt der Neugier nicht, in das Heiligthum so tiefer Schmerzen sich einzudrängen. Wir schließen mit dem rührenden Bericht über die letzten Stunden der Herzogin. Eine leichte Erkältung, die sich zuerst am 9. Mai gezeigt, steigerte sich allmählich zu bedenklichen Erscheinungen. Am 16. Mai traten Ohnmachten und Nervenzuckungen, Montag den 17. Erstickungsanfälle und große Schwäche ein.

— Der Tag verging ohne weiteren Vorfall: auf Augenblicke schlummerte sie ein in Folge der ihr gegen den Husten gegebenen Mittel. In diesem Halbschlafe hörte man sie einige Worte aus einem Liede sprechen, aber Alles, was man verstehen konnte, war etwa Folgendes: „Die Eltern sind begraben, der Boden war dazu gekauft...." Aber als sie aufwachte, waren ihre Gedanken so klar als gewöhnlich. Sie fragte nach ihren Söhnen. „Ich habe sie so lange nicht gesehen!" Man antwortete, sie seien deshalb nicht herein gekommen, weil sie ihre Ruhe nicht stören wollten; sie versetzte: „Ich möchte sie nicht gern glauben lassen, daß ich sie vernachlässige." Dieser Gedanke rief Lächeln hervor.

Montag Abend sprach man zufällig den Namen Frankreich vor ihr aus; sie sagte in einer gewissen Exaltation einige Worte; darauf schwieg sie: ihre Schwäche war außerordentlich groß. Man zog sich früh zurück und sie nahm, wie gewöhnlich, von ihren Söhnen mit den Worten Abschied: „Gott segne Euch, meine Kinder." Diese Laute sind die letzten, welche sie von ihr gehört. Sie verließen sie ohne Furcht.

Herr von Mussy begann indessen über diese sichtliche unaufhörliche Abnahme ihrer Kräfte selbst dann, als er sie etwas Nahrung und ein wenig Wein hatte genießen lassen, besorgt zu werden. Noch in diesem Augenblicke war sie wie immer aufmerksam und wohlwollend gegen Andere, sie wendete sich zu der Frau, welche sie bediente, und sagte zu ihr: „Auch Sie haben, ebenso gut als ich, Kräfte nöthig, trinken Sie diesen Wein." Und sie reichte ihr das Glas hin.

Mehrere Male bestand sie darauf, daß Alle schlafen gehen sollten. „Ich glaube, ich werde schlafen können, so recht schlafen!" sagte sie und betonte das Wort. Man entfernte sich. Da ihre Freundin sich hinter den Bettvorhang gestellt hatte und sich dort ungesehen glaubte, rief die Prinzessin den Arzt und sagte ihm: „Lassen Sie sie doch sich setzen, Herr von Mussy; ich sehe sie im Spiegel, und immer steht sie . . ."

Alle Viertelstunden mußte man ihr Tränke und Nahrung geben, um die Schwäche zu bekämpfen, und niemals beklagte sie sich über diese Störung; aber jedes Mal wiederholte sie leise: „Ich werde so recht schlafen!"

Der Arzt näherte sich ihr, um ihr den Puls zu fühlen. Ueber so viel Aufmerksamkeit verwundert, fragte sie: „Halten Sie mich denn für schwer krank?" Herr von Mussy kam in Verlegenheit und wich der Frage aus: „Und Sie, Madame, wie finden Sie sich?" — „Nun, nicht schlecht, ich bin schon oft so gewesen . . . nur möchte ich mich ausruhen."

Herr von Mussy zog sich in das Nebenzimmer zurück und schrieb Briefe, um über das Befinden der Herzogin nach Claremont und Twickenham Nachricht zu geben. Während dieser Zeit herrschte im Krankenzimmer tiefes Schweigen, so tief, daß

Digitized by Google

eine an der Thür stehen gebliebene Freundin von einer schrecklichen Ahnung ergriffen wurde. „Es scheint mir, daß es so sehr still hier ist," sagte sie zu Herrn von Musso. Er ging wieder in das Zimmer der Prinzessin, warf einen Blick auf die Herzogin und ging hinaus, indem er die Hände zum Himmel erhob. Der Uebergang von einem Leben zum andern war so sanft vor sich gegangen, daß die beiden an ihrem Bette gebliebenen Frauen, welche den Blick auf sie gerichtet hielten, gar keine Veränderung in ihren Zügen gewahr geworden waren; nur hatte das Gesicht ein etwas mattores Weiß angenommen.

Bauernfeld'sche Lustspieltypen.

Zwei der beliebtesten jetzt lebenden Wiener Theaterdichter, Feldmann und Bauernfeld, haben in ihrer poetischen Begabung ursprünglich viel Aehnlichkeit mit einander gehabt. Ihre Auffassung der in Zeit und Welt gegebenen Stoffe, ihre Intentionen waren so ziemlich dieselben, und auch die Art und Weise, wie sie dieselben verwirklichten und in Scene setzten, bot mancherlei Vergleichungspunkte dar. Doch die Periode ihrer späteren Entwicklung entfernte beide von einander. Der Erstgenannte, seiner schon immer bemerkbaren Verliebe für die Charge noch mehr nachgebend, hat sich zu den Wiener Possenfabrikanten geschlagen und liefert einem Vorstadttheater der Residenz Erzeugnisse einer allzu flüchtigen Feder, an die der höhere Maßstab der Kritik nicht mehr gelegt werden kann; der Zweite dagegen ist unter die Uebersetzer gegangen und hat einige der zierlichen Proverbes von Octave Feuillet für die deutsche Bühne bearbeitet.

Ueber Bauernfeld seien uns noch einige weitere Bemerkungen gestattet. Es darf uns nämlich seine Hinneigung zur französischen Litteratur nicht wunderbar vorkommen, denn französisches Wesen war schon in seinen früheren, in der Erfindung der Fabel ihm selbstständig zugehörenden Lustspielen, nicht aber etwa nur in den „Krisen", denen bekanntlich auch ein Stück Feuilleto zu Grunde liegt. Die Hauptfiguren dieses Lustspiels sind uns keine unbekannten Gestalten; vielmehr erkennen wir sie sogleich als Copien früherer Charakterzeichnungen, als neue Abklatsche älterer Typen, welche — und das ist für uns hier die Hauptsache — im Grunde ein französisches Gepräge an sich tragen. Bauernfelds Helden und Heldinnen mögen heißen wie sie wollen, alle gehören sie doch einer und derselben Kategorie von Charakteren an, alle sind sie zuletzt nichts Anderes, als l'homme blasé und la femme incomprise in deutscher Weise.

Wir wollen versuchen, das Wesen dieser Beiden noch eingehender zu schildern. Ein blasirter Cavalier ist an und für sich keine neue Erscheinung im Bereiche der Komödie, denn schon seit beinahe hundert Jahren betritt seines Gleichen unsere Bühne, und er spielt z. B. bei dem in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts thätigen Jünger mehr als einmal die Hauptrolle. Aber das waren nur Anfänge und Entwürfe; erst unsere Zeit hat den zweifelhaften Ruhm, diesen Figuren zur vollständigen Ausbildung verholfen zu haben, und zwar ist eben Bauernfeld dabei besonders betheiligt. Der Blasirte, so wie er bei ihm erscheint, hat ein bewegtes, an galanten Abenteuern reiches Leben hinter sich; die Jahre seiner Jugend sind ihm dahin geschwunden, er weiß selbst nicht recht wie, und nun steht er sich plötzlich an den Grenzen jenes Alters, wo der Junggeselle Aussicht hat, sehr bald ein Hagestolz genannt zu werden. Das darf aber nicht geschehen; sein Stammbaum soll noch neue Blüthen treiben, und vielleicht muß er sich heimlich sogar gestehen, daß es ganz ersprießlich sein würde, den etwas verblichenen Glanz seines Hauses mit dem Golde einer reichen Erbin, selbst wenn diese nicht adeliges Vollblut wäre, neu zu überziehen. Jedenfalls ist er es satt, von einer Freude zur andern zu jagen; die flüchtigen Vergnügungen haben keinen Reiz mehr für ihn; er ist verwöhnt und fühlt sich fortdauernd verstimmt; er leidet mit einem Worte an der unter der modernen Männerwelt so arg grassirenden maladie des quarante ans, und wie er bisher ein Schiffer auf der hohen See des Lebens war, so sehnt er sich nun nach dem Hafen der Ruhe und meint, die Ehe werde dieser Hafen sein. — Mit solchen Gedanken und in solcher Stimmung begegnet nun der Blasirte einer „femme incomprise", der „unverstandenen Seele", welche ungefähr eine derartige Entstehungsgeschichte hinter sich hat. In der Zeit der Pension bereits unterhielt sie ein kleines unschuldiges Verhältniß, das natürlich keinen Bestand hatte, und diese noch bis jetzt nicht ganz verklungene Erinnerung aus der ersten Zeit mädchenhafter Schwärmerei, die sich gleich Anfangs mit dem poetischen Schimmer eines verloren gegangenen süßen Glückes ausschmückte, ist es, welche sie immer noch manchmal beunruhigt und erregt, welche sie grillig und launenvoll macht und ihr verschiedene überspannte Ideen, namentlich in Bezug auf die Männer, eingiebt. Und mag es auch sein, daß die Launen noch anderswie entstanden sind; mag die Schuld davon z. B. eine zu nachsichtige Erziehung oder zu viel Romanlectüre tragen: genug, sie sind da, die Launen, und machen sich auf mancherlei Art geltend. Das Mädchen weint oft, wo sie lachen könnte, und fängt plötzlich an zu lachen, wo man erwartet hätte, Thränen in ihren Augen zu sehen; oder sie wird oft ernst, wo der Scherz erlaubt wäre, und dann schnell wieder freivol, wo der Spaß unstatthaft ist.

Doch, wie gesagt, es treffen sich der Blasirte und die unverstandene Seele, beide gleichartig bei aller Verschiedenheit. Denn beide sind ja, trotzdem sie auf der Höhe geistiger Begabung stehen und im Grunde ihres Herzens gar herrliche Schätze bergen, nicht frei von Eigenheiten und Capricen, wie alle vom Glück Bevorzugten, die von peinlicher Sorge verschont geblieben und in der Schule des Lebens nicht recht in's Gebet genommen worden sind. Sie halten sich demnach gegenseitig einen Spiegel vor, und die Physiognomie, die ihnen daraus entgegenblickt, dünkt Jedem interessant genug zu genauerem Stu-

Digitized by Google

dium. Der Mann denkt gleich an seine Heirathspläne. Liebe zwar empfindet er nicht eigentlich, aber er will aus seiner früheren Lovelace-Praxis her entnommen haben, daß Ehen aus Neigung meist unglücklich werden. Für die junge Dame aber giebt es Zeiten, wo sie, sei es nun in Erinnerung an den ersten Anbeter, oder aus Lust an ihrer jungfräulichen Freiheit, von keinem Mann etwas wissen mag; doch es kommen auch Stunden, wo sie so ungefähr à la Heinrich Heine „aus Aerger" den Ersten Besten heirathen würde, der ihr in den Weg tritt. In solcher Stunde nun will es der Zufall, daß der Cavalier ihr seine Hand anträgt; der Vater macht sie außerdem auf die äußeren Vortheile der Partie aufmerksam, oder die Mutter entdeckt ihr die kleinen piquanten Geheimnisse des Pantoffelregiments, unter dem der schwache Gemahl ächzt, und reizt dadurch die nicht aus der Art geschlagene Tochter, das Recept baldmöglichst zu probiren. Kurz, Verschiedenes trägt dazu bei, daß sie, obgleich sie den Mann noch nicht so recht ausstehen kann, dennoch nicht Nein sagt, und so heirathen sie denn seisch drauflos, indem sie es der Zukunft überlassen, innigere Beziehungen zwischen ihnen herzustellen.

Aber bald, noch in den Flitterwochen, ja wohl gar noch während des Brautstandes, tritt eine „Krise" ein. Jener frühere Liebhaber der jungen Frau, der ihre ersten schüchternen und unklaren Gefühle wach rief, kehrt vielleicht plötzlich wieder, und ob er gleich nicht mehr dem Bilde ihrer Einbildung ähnelt, und überdies nun auch von einer andern Flamme erglüht, so schlägt ihr Herz doch unwillkürlich rascher ihm entgegen. Oder der Mann hat ein wenig zu tief in die hübschen Augen einer Tischnachbarin gesehen und läßt sich zu einigen lebhaften Aeußerungen des Wohlgefallens über deren Koketterien hinreißen. Oder ein früherer noch lediger Kamerad stattet ihm einen Besuch ab und kann, nach der Gewohnheit jener Herren, welche auf Bällen und in Gesellschaften die für Instvid geltenden Mädchen stehen lassen und sich an die verheiratheten Frauen drängen, nicht umhin, auch dem amüsanten Weibe seines Freundes aufs artigste den Hof zu machen, was dieser, der jener Gewohnheit früher doch ebenfalls huldigte, jetzt auf einmal ganz abscheulich findet. Oder endlich, er selber kann sich in dem ruhigen Gleichschritt der Ehe nicht so rasch zurechtfinden, als er gehofft hatte; er seufzt nach seiner verlorenen Junggesellenfreiheit, und verdrießlich sagt er zu einem Freunde, er habe eigentlich nur des Geldes wegen sich vermählt. Währenddem aber lauscht die Frau, verborgen vor seinen Blicken, diesem Gespräche und hört, was sie nicht hören sollte.

Man sieht also, Conflicte von ernsterer, tieferer Bedeutung sind es nicht, die der Dichter sich zu lösen vornimmt; es ist eine „Poesie der Bagatelle", und man wird die Handlung, besonders für eine Ausdehnung in drei Acten, wohl karg und schwächlich nennen dürfen. Im wirklichen Leben giebt das Alles nur Veranlassung zu einigen Schmollscenen und Gardinenpredigten, und nicht anders ist es bei Bauernfeld, nur daß er dieselben mit mehr Anstand durchzuführen und darauf mehr Esprit zu verwenden weiß, als dies gemeinhin der Fall zu sein pflegt. Er ist ein Meister der sinnvollen Phrase, des witzreichen Wortspiels, in Summa eines glänzenden, von Geist und Lebendigkeit erfüllten Dialogs, und er bietet in demselben stets eine wahrhaft gebildete Unterhaltung. Auch zeigt er in der Technik eine geübte Hand, und seine Exposition ist fast immer tadellos und kunstgemäß. Was ihn in unseren Augen aber noch höher stellt, das ist der feine sittliche Takt und das sichere Gefühl, welches in den Schlüssen seiner Lustspiele sich offenbart. Die Krisis wird, sei es durch die Verständigkeit und Ueberredungskunst der Betheiligten selber, oder sei es durch die Beihülfe eines redlichen Freundes, glücklich überstanden, und wenn dies der Fall, so scheint die Sonne noch einmal so hell und heiter, als vorher. Wie verletzend uns Anfangs die Leichtfertigkeit erschien, mit der das junge Paar ohne gegenseitige Liebe sich zum wichtigsten Schritte des Lebens entschloß, um so anmuthsvoller und gemüthlich ansprechend weiß Bauernfeld nun zu schildern, wie schließlich doch noch eine warme Neigung Einen zu dem Andern zieht und beide unter einander verbindet. Und wie erscheint Mann und Weib auch an und für sich genommen zum Vortheil verwandelt! Es zeigt sich, daß die Donquanerien des Herrn Gemahls ihm doch noch einen Rest wahrer Liebe in der Brust zurückließen, und sein Geist erhält in der Nähe der lebenslustigen Frau wieder neue Frische und Spannkraft; diese aber vollendet im Umgang mit dem gereifteren Mann die Bildung ihrer Individualität, und das schon vorher ganz reizende Gemisch widerstrebender Elemente und wechselnder Stimmungen in ihr faßt sich zu einem harmonisch gefügten und befestigten Charakter zusammen.

E. Kn.

Militärische Tagescharaktere.*)

General, Graf v. Schlick. — General Riel. — Generallieutenant Marmora. — Generalfeldmarschall v. Wrangel. — General Dufour.

General Graf von Schlick.

Franz Graf von Schlick zu Passano und Weißkirchen, der Sprößling einer alten und reichen böhmischen Grafenfamilie, die dem österreichischen Staats- und Militärdienst bereits viele ausgezeichnete Männer geliefert, ist im Jahre 1789 zu Prag geboren. Sein Vater, längere Zeit österreichischer Gesandter am dänischen Hofe, verbrachte die Jahre, in welche die Jugendzeit unseres Schlick fällt, meist in Frankfurt und Mainz. Im elterlichen Hause erzogen, dachte der lebhafte Knabe, von seinem Vater zur diplomatischen Laufbahn bestimmt, doch nur an das Soldatenleben, eine Neigung, der er in kindlichem Gehorsam nicht Folge gab, bis er im Jahre 1808 seine Studien absolvirt hatte und der Tod des Vaters (1806) ihm die freie Wahl seines Lebensberufes ließ. Die Rüstungen Oesterreichs 1808 eröffneten auch seine militärische Laufbahn, die er als Oberlieutenant und Chef von drei auf seinen Gütern errichteten Landwehrcompagnien begann. Im Einüben dieser Leute übte er seine eigenen jungen Kräfte, so daß er, als im Jahre 1809 die Kriegstrompete

*) Vergl. Nr. 9: Feldzeugmeister Freiherr v. Heß.

Digitized by Google

ins Feld rief, ein brauchbarer Militär als Unterlieutenant im damaligen Kürassierregiment Albrecht in die activ Armee übertreten konnte, in der er rasch eine glänzende Laufbahn zurücklegte. Feldmarschall-Lieutenant Graf Bubna, der an dem raschen jungen Mann Gefallen fand, wählte ihn zu seinem Adjutanten, in welcher Eigenschaft er den Treffen von Esserding und Passau und den großen Schlachten von Aspern und Wagram beiwohnte. Durch die Gunst seines ihn schätzenden Feldherrn ward er zu dieser Zeit Oberlieutenant und nach Abschluß des Friedens von Preßburg Rittmeister im Regimente Schwarzenberg Uhlanen, eine Stelle, die er aber niederlegte, als seinen patriotischen Wünschen entgegen Oesterreich 1812 den Franzosen ein Hülfscorps gegen Rußland stellte. Er zog sich auf seine Güter zurück, trat jedoch im Frühjahr 1813, als der Krieg gegen Frankreich ausbrach, als Rittmeister bei Klenau Chevaulegers wieder in die Armee und wohnte dem Feldzuge als Adjutant im großen Stabe des Kaisers Franz bei. Als solchen finden wir ihn als Theilnehmer in den Schlachten bei Dresden und Culm und in dem Völkerkampfe bei Leipzig, wo er, von Kampflust hingerissen, sich zweimal an der Spitze eines russischen Dragonerregiments der französischen Reiterei feigentgegenwarf und den russischen Wladimirorden erwarb. Bei diesem Angriffe war es, wo er die gefährliche Kopfwunde erhielt, die ihm sein rechtes Auge kostete und ihn sieben Monate an das Krankenbett fesselte. Mit dem Eintritt seiner Genesung fand er, der Armee als Courier nachgesendet, diese nach beendigtem Siegeslaufe bereits in Paris. Zum Major ernannt, ward er nun dem Kaiser Alexander als österreichischer Ordonnanzofficier zugetheilt, und hatte hier Gelegenheit, beginnstigt durch seine einnehmende Persönlichkeit und verwandtschaftliche Bande mit den bedeutendsten Männern Oesterreichs, einen tiefen und belehrenden Einblick in die intriguenvollste Periode unserer Zeitgeschichte zu thun. Jung, schön, reich, lebenslustig, ein Liebling der Damen, genoß er mit vollen Zügen, was ihm jene bewegte Zeit an Genüssen bieten konnte. Napoleons Wiedererscheinen von Elba im März 1815 zersprengte mit einem Male den in Wien ebenso politisirenden, als schwelgenden Congreß und führte auch Schlick wieder ins Feld. Doch beschränkte sich seine Thätigkeit, als Major an die Spitze zweier Schwadronen gestellt, auf einen vierzehntägigen Streifzug in das südliche Frankreich. Während der langen Friedenszeit, welche diesem kurzen Feldzuge folgte, rückte Graf Schlick allmählich vom Major bis zum Feldmarschall-Lieutenant auf, und schwerlich würde seinem beweglichen Geiste das einförmige Garnisonleben genügt haben, wenn ihm nicht größere Reisen und ein häufiger Garnisonwechsel, der ihn nacheinander in die Städte Pardubitz, Debrezin, Wien, St. Pölten und Austerlitz führte, Abwechselung gewährt hätten. Erst die Wiener Revolution 1848 führte Schlick wieder auf die Weltbühne. Er wurde Gouverneur zu Krakau, welche Stelle er jedoch bald mit dem Commando des Armeecorps vertauschte, das bestimmt war, von Galizien aus über Duklа in Ungarn einzurücken und für die Bekämpfung des Aufstandes mitzuwirken. Hier machte er mit seinem schwachen Corps von nur 8000 Mann jenen berühmten Winterfeldzug, der in den Annalen der Kriegsgeschichte sich einen bleibenden Ruf errungen hat. Unterstützt durch einen ihm ähnlichen und zusagenden Generalstabschef, den Major Baron Gablenz, brachte er dem ihm gegenüberstehenden, weit überlegenen ungarischen Corps eine Reihe von Niederlagen bei, am schwersten bei Kaschau den 4. Januar 1849, wo er seine schwache Artillerie durch zehn erobert Kanonen, die er dem Feinde in dieser Schlacht abnahm, vermehrte. Sie bildeten fortan die nach ihm getaufte „Schlick'sche Batterie." An Stelle des von ihm geschlagenen Messaros wurde ihm nun Klapka mit einem verstärkten ungarischen Corps entgegengestellt. Aber Schlicks ausgedehnte Stellung in Nordungarn, wo er die aufständischen Comitate pacifizirte, veranlaßte auch den Feldmarschall Windischgrätz, ihn wesentlich zu verstärken, so daß sein Corps nunmehr die Benennung „drittes Armeecorps" erhielt. Mit diesem unternahm Schlick mehrfache Versuche, um bei Tokay die Theiß zu gewinnen, aber der Kern der Ungarn unter Görgey hemmte von jetzt an seinen weitern Siegeslauf, so daß er sich mit Noth in seinen bisher gewonnenen Posto lonen bei Kaschau behaupten konnte. Von Klapka und Görgey in Front und Rücken mit 33,000 Mann bedroht, denen er nur 13,000 Mann entgegenstellen konnte, entzog sich Schlick durch einen geschickten und kühnen Flankenmarsch der ihm drohenden Gefahr und bewerkstelligte den 27. Februar seine Vereinigung mit der Hauptarmee des Feldmarschall Windischgrätz über Perpeleh, wo er gerade in dem wichtigen Augenblicke eintraf, um in der bei Kapolna entbrannten Schlacht den Ausschlag zu Gunsten der Oesterreicher zu geben. Schlick hörte jetzt auf, selbständiger Commandant zu sein, und trat unter die Befehle des Feldmarschall Windischgrätz, ohne sich jedoch mit dessen strategischen Anordnungen befreunden zu können. Der Sieg bei Kapolna warf die Ungarn zwar hinter die Theiß, ward aber im Uebrigen nicht gehörig ausgebeutet. Görgey ergriff sehr bald wieder die Offensive, den 2. April ward Schlick bei Hatvan zurückgedrängt, ebenso der Banus Jellachich, mit welchem Schlick vereinigt den 6. April bei Isfazseg sich nur mit großer Anstrengung der feindlichen Uebermacht erwehren konnte, um den andern Tag bei Pesth sich mit dem dorthin zurückgegangenen Feldmarschall zu vereinigen. Die abweichenden Ansichten der drei österreichischen Heerführer zerstörten allen Einklang in den Bewegungen und machten jeden Erfolg unmöglich, so daß endlich den 14. April Fürst Windischgrätz vom Commando abberufen und durch den Feldzeugmeister Welden ersetzt wurde. Dieser concentrirte die Armee bei Komorn, und als Görgey mit 60,000 Mann über die Waag ging, mußte er sich sogar bis an die österreichische Grenze zurückziehen. Hier übernahm Mitte Juni an des erkrankten Welden Stelle der energische Feldzeugmeister Haynau den Oberbefehl über die mittlerweile verstärkte österreichische Armee, welche zugleich eine neue Organisation erhielt, der zufolge Schlick an die Spitze des ersten Armeecorps gestellt wurde. Der nun folgende Sommerfeldzug entschied sich zu Gunsten der Oesterreicher, und Schlick's Corps nahm in den meisten Gefechten desselben wesentlichen Antheil an dem glücklichen Ausgange. Gleich in der ersten Schlacht bei Raab den 28. Juni erstürmte sein Corps die feste Umfassung dieser Stadt; ebenso folgenreich war sein jähes Ausharren in dem Gefechte am Acser Walde den 2. Juli und in der Schlacht bei Komorn den 11. Juli. Bald war Pesth wieder in den Händen der Kaiserlichen, die sich nun auf Szegedin zum Uebergang über die Theiß wendeten. Schlick's Corps, welches vor Komorn zurückgelassen worden war, ward zu dieser Operation herbeigerufen, um die linke Flanke Haynau's zu decken. Mit großer Einsicht löste Schlick diese Aufgabe. Während die Hauptarmee den 5. August ohnweit Szegedin die Theiß passirte und den Feind schlug, ging Schlick den 6. bei Alpar über diesen Fluß, vertrieb die dortigen Posten und zog sich, immer parallel mit Haynau gehend, längs der Maros in Marsch auf die Festung Arad. Während nun Haynau den 9. August die entscheidende Schlacht schlug unter den Mauern von Temesvar lieferte, deckte ihn Schlick durch eine Stellung längs der Maros gegen den heraneilenden Görgey. Hier vereitelte er den 10. 11. und 12. Aug. in dem Gefechte bei Dreisyp dessen Ausfall von Arad über die Maros, um sich zu Dembinsky durchzuschlagen, und nöthigte ihn, sich nach Norden zu wenden, wo Görgey den 13. August sich bei Vilagos an die Russen ergab und so das Ende des Kriegs herbeigeführt wurde. Schlick's Operationen verrathen in diesem Feldzuge den ebenso ausdauernden als kühnen Truppenführer, dem auch die höhern strategischen Operationen und Combinationen vollkommen klar sind. Der Kaiser belohnte ihn durch die Ernennung zum General der

Digitized by Google

Cavalerie. Später erhielt er die Stelle als Gouverneur von Lemberg und Commandant der vierten Armee, in welcher Stellung er 1855 im orientalischen Kriege eine der gegen Rußland in Galizien aufgestellten Armeen befehligte. Schlick besitzt an österreichischen Ehrenzeichen den Orden der eisernen Krone 1. Cl., das Comthurkreuz des Marien-Theresien-Ordens und das Militär-Verdienstkreuz. Außerdem ist er Kämmerer und wirklicher geheimer Rath und Inhaber des Husaren-Regiments Nr. 4. — Graf Schlick ist eine schöne kriegerische Erscheinung. Seine hohe, imponirende Gestalt wird durch ein kräftiges Ansehen erhöht, das durch die schwarze Binde über dem Auge zu einem ungewöhnlichen wird. Seine Herzensgüte, sein leutseliges und humanes, dabei doch weltmännisches Auftreten sichern ihm die Zuneigung Aller, die mit ihm in Berührung kommen. Die Soldaten lieben ihn wegen seiner Fürsorge für sie und „weil er so gut mit ihnen zu sprechen verstehe." In seinem Hauptquartier, inmitten seiner Officiere, ist er der gastfreiste Wirth, der liebenswürdigste Gesellschafter, voll launigen Scherzes. Er ist ein Mann, der nichts von der Minute ausschlägt und in verebelter Weise an die Heerführer des dreißigjährigen Krieges erinnert, wie sie uns Schiller in seinem „Wallenstein" in meisterhafter Zeichnung charakterisirt.

General Niel.

General Francois Niel, Commandant des französischen Ingenieurs-Corps und Adjutant des Kaisers Napoleon III., ist 1802 geboren und genoß seine militärische Erziehung erst in der polytechnischen Schule, dann als Sous-Lieutenant auf der Ingenieurschule zu Metz. Im Jahre 1827 rückte er zum ersten Lieutenant, 1835 zum Capitän im Geniecorps auf. 1836 schiffte er sich nach Afrika ein und war 1837 dem Generalstabe des Expeditionscorps gegen Constantine zugetheilt. Bei der schwierigen und blutigen Begnahme dieses Platzes, die man wesentlich den Arbeiten des Geniecorps verdankte, zeichnete er sich dermaßen aus, daß er vom Kriegsministerium beglückwünscht und später zum Genie-Commandanten dieses Platzes ernannt wurde. Schon im folgenden Jahre, 1837, erfolgte seine Ernennung zum Chef de Bataillon, 1838 die zum Oberstlieutenant. Nach Frankreich zurückgekehrt, diente er im 3. Genie-Regiment zu Metz, zu dessen Oberst er im Jahr 1846 ernannt ward. Sein Ruf als einer der fähigsten und gelehrtesten Ingenieur-Officiere war schon dermaßen begründet, daß er im Jahre 1849 der Expedition nach Rom als Generalstabschef des Genie zugetheilt wurde, welcher Stellung zwei Monate später die Ernennung zum Brigade-General und Commandanten des Geniewesens der Expedition folgte. Als solcher leitete er die dreiwöchentliche Belagerung von Rom, nachdem General Oudinot durch kopfloses Anrennen mit seiner geringen Macht vergeblich versucht hatte, die von Garibaldi und seinen zahlreichen enthusiastischen Schaaren vertheidigte ewige Stadt mit Sturm zu nehmen. Die Fachmänner loben einstimmig Niels Belagerungsoperationen, welche durch glückliche und geschickte Wahl des Angriffspunktes und energische Ausführung der Trancheearbeiten sich auszeichnen. Nach drei Wochen war eine Bresche fertig, die den 20. Juni gestürmt wurde; obgleich die Vertheidigung im Innern fortgesetzt ward, gelangten die Franzosen doch den 29. in den Besitz der ersten und beherrschenden Bastion, welche den 3. Juli die Capitulation der Stadt zur Folge hatte. Von dieser Expedition ruhmgekrönt heimkehrend, ward Niel dem Kriegsministerium zugetheilt, Mitglied des Genie-Comité's und 1853 Divisionsgeneral. Als solcher befehligte er die Genietruppen in dem Corps des General Baraguay d'Hilier, der im August 1854 mit der baltischen Flotte nach Bomarsund entsendet wurde. Dieser auf einer der Alandsinseln gelegene feste Punkt der Russen war nach der Seeseite zwar fertig, aber auf der Landseite waren die Befestigungen noch nicht geschlossen. Die Truppen wurden daher ausgeschifft, Niel erbaute gegen den die ganze Befestigung dominirenden sogenannten südlichen Thurm zwei Batterien und brachte binnen zwei Tagen nicht nur deren Bau zu Stande, sondern auch die Geschütze des Thurmes zum Schweigen. Von der Seeseite vergeblich angegriffen, gelang der Landangriff um so besser, denn die günstig placirten Batterien der Franzosen überschütteten den Platz dermaßen mit ihrem Feuer, daß derselbe schon den 16. August capitulirte. Diese kurze aber erfolgreiche Begebenheit, obgleich ohne weitergreifende militärische Bedeutung, erhöhete doch Niel's Ansehen und Bedeutung außerordentlich, und die Hochachtung des Kaisers für diesen ausgezeichneten Ingenieur steigerte sich bis zum Vertrauen, als er ihn zu Anfang 1855 zu seinem Adjutanten ernannte und beauftragte, sich persönlich nach der Krim und vor das belagerte Sebastopol zu begeben und ihm zu berichten, weshalb die begonnene Belagerung des Platzes durch die Franzosen und Engländer keine Fortschritte mache. Dieser Besuch Niel's fällt in den Monat Februar des Jahres 1855, nachdem die Belagerung Sebastopols bereits vier Monate im Gange war. Ein dreiwöchentlicher Aufenthalt Niel's in den Laufgräben machte ihm endlich klar, daß der entscheidende Angriff nicht gegen die Stadtseite von Sebastopol, sondern gegen die Vorstadt Karabelnaja unternommen werden müsse. Hier führte aber der Weg zu dem wichtigsten und stärksten Punkte der Russen, der sogenannten Malakoffbastion. War indessen diese genommen, so beherrschte man von ihr aus die ganze Südseite und den Hafen Sebastopols, und somit war der Preis wohl der Opfer werth, welche die Wegnahme dieses Punktes verlangte. Auf Befehl des Kaisers mußte General Niel bei der Belagerung auch fernerhin als Berichterstatter zugegen bleiben, und als am 9. April der zeitherige Genie-Commandant General Bizot durch eine Kanonenkugel getödtet wurde, übernahm nun Niel den Befehl der Angriffsarbeiten. Anfänglich dem bereits im Gange befindlichen Systeme folgend, ward den 6. Mai abermals ein großartiges Bombardement der Festung vorgenommen; als dieses aber, wie das frühere, scheiterte und den Angriff, der nun zum eigentlichen Kriegsobjekt geworden war, um nichts förderte, gab General Canrobert, der zeitherige Obercommandant, seine Stellung auf. Sein Nachfolger, der energischere Pelissier, einigte sich nun bald mit Niel über das veränderte System, das dem Charakter und den Ansichten beider entsprechend, die Festung zum Falle bringen sollte. Die starke Artillerie und zahlreiche Infanteriebesatzung der Russen mußte durch eine Art Sprungweise Annäherung bewältigt werden. Nach vorbereitenden Kanonaden ward in einer Reihe von Stürmen eine Position der Belagerten nach der andern weggenommen, worauf sich die Genietruppen in der genommenen Position festsetzten, statt ein langsames und methodisches allmähliches Vorrücken zu befolgen, wie es Bauban vorschreibt. Dabei ward die Front des Malakoff als Hauptobject angenommen, und so gelang es, den 8. September 1855 die Festung, nachdem die Laufgräben bis auf dreißig Schritt an den Grabentrand in der letzten Zeit methodisch vorgetrieben waren, das starke Sebastopol durch Sturm einzunehmen.

Die Bezwingung Sebastopols ist nicht allein vom militärischen, sondern auch vom politischen Standpunkte ein weltgeschichtliches Ereigniß geworden, und die Namen der die Vertheidigung wie den Angriff leitenden Ingenieure, des russischen General Todleben und des französischen General Niel, sind ungetrennlich mit demselben verknüpft worden. Die Belagerung, welche 349 Tage dauerte, übertrifft in Hinsicht auf die Größe der angewendeten Mittel und die Genialität ihrer Leitung alles vorher Dagewesene. Die Laufgräben der Verbündeten hatten eine Länge von nicht weniger als 110,000 Schritt oder 11 geographische Meilen; nicht weniger als 80,000 Schanzkörbe, 60,000 Faschinen und 1 Million Erdsäcke waren verbraucht worden; 800 Geschütze hatten in letzter Zeit in Batterie gestanden und im Ganzen 1,600,000 Schüsse gegen die Festung geschleudert. Hiervon kommt nur ein geringer Theil auf die Engländer, deren Be-

Digitized by Google

theiligung untergeordnet und vielfach unglücklich war. General Niel ist unter den Ingenieuren eine Autorität geworden. Seine nahe Stellung als Adjutant zu der Person des Kaisers von Frankreich hat ihm auch eine politische Bedeutung geschert, wie er denn in den letzten Jahren mehrfach zu vertraulichen Sendungen von demselben verwendet wurde. Die letzte derselben war die nach Turin, wo er militärische Rathschläge zu ertheilen und, den engsten Anschluß Sardiniens an Frankreich vorbereitend, um die Hand der Prinzessin Clotilde für den Prinzen Napoleon zu werben hatte.

Generallieutenant Marmora.

Chev. Alphonso Ferrero della Marmora, königl. sardinischer Generallieutenant und Kriegsminister, ist einem der ältesten piemontesischen Adelsgeschlechter entsprossen, trat 1816 in die Militär-Akademie zu Turin und avancirte dann im raschen Laufe, so daß er im Jahre 1848 bereits General war. Zu dieser schnellen Beförderung mag seine nähere Stellung zum Königshause nicht wenig beigetragen haben, denn er war seit 1816 Page des Königs und seit 1841 erster Stallmeister des Herzogs von Genua, in dessen Gefolge er auch, ohne ein selbständiges Commando zu führen, dem Feldzuge 1845 gegen Oesterreich und insbesondere der Belagerung von Peschiera beiwohnte, bei deren Capitulation Marmora im Armeebefehle besondere Erwähnung fand. Nach Beendigung des Krieges erhielt er den Befehl über die sardinische Division, welche Gioberti's Lieblingsidee einer militärischen Intervention in Toscana zur Ausführung bringen sollte; jedoch die sardinischen Kammern versagten ihre Zustimmung, und bei der Kündigung des Waffenstillstandes im März 1849 erhielt diese Division Marmora's die veränderte Bestimmung, durch Parma sich in den Rücken der Oesterreicher in der Lombardei zu werfen. La Marmora war eben im Begriff, den Herzog von Modena in dem Brückenkopfe von Brescello anzugreifen, als der Sieg der Oesterreicher bei Novara allen diesen Plänen mit einem Male ein Ende machte, welche möglicherweise für die Oesterreicher sehr bedenklich hätten werden können; denn das von dem aufständischen Brescia gegebene Signal konnte dann leicht weitere Nachahmung unter dem Schutze der Truppen La Marmora's finden. Die plötzliche Niederlage bei Novara änderte aber Alles, unbegreiflich besonders für die stolzen und egaliirten Bewohner Genua's, welche in offene Empörung ausbrachen, sich von Piemont losagten und die Republik proclamirten. Da erhielt La Marmora, der den Waffenstillstandsbedingungen gemäß den 28. März Parma geräumt hatte, den Befehl nach Genua zu marschiren und diese aufsässige Stadt zum Gehorsam zurückzuführen. Schon am 4. April setzte er sich durch einen energischen Angriff in ihren Besitz, und allgemein ward anerkannt, daß er durch seine klugen und schnellen Manöver sich um die Sache der Ordnung, der Gesetzmäßigkeit und des Rechts ein unleugbares Verdienst erworben. Bald darauf ward er Kriegsminister, und mit dieser Stellung beginnt auch für ihn die Periode hervorragender Thätigkeit, und zwar nicht allein in militärischer, sondern auch in parlamentarischer Beziehung. Während er in ersterer Richtung sein ganzes Augenmerk der vieler Verbesserungen bedürftigen Armee zuwendete, hatte er, als der conservativen Partei angehörig, die hartnäckigsten Kämpfe mit den ultraliberalen Vertretern der sardinischen Kammern zu bestehen. Das Bewußtsein des Guten, Geschick und Takt, Witz und Satyre im Wortkampf ließen ihn jedoch meistens als Sieger aus denselben hervorgehen. Zeigte er sich insofern als ein Bekämpfer des Ultraliberalismus, so gehört er doch, obgleich ein Conservativer, wie die Mehrzahl seiner sardinischen Gesinnungsgenossen, zu Denen, die einen Kampf für die Unabhängigkeit der italienischen Halbinsel nicht mißbilligen. Er verfäumte daher Nichts, die Armee in ihrer Tüchtigkeit zu heben und für den einstigen Kampf vorzubereiten. Hierhin gehören die von ihm angeordnete Vermehrung der Berfaglieri (Scharfschützen) auf zehn Bataillone, die Schaffung einer leichten Reiterei, Verbesserung der Militär-Bildungsanstalten, des Generalstabs, des Genievesens, endlich die von ihm betriebene Verstärkung von Casale und in neuerer Zeit die Befestigung von Alessandria. Mit Vorliebe adoptirte Marmora dabei mehrfach preußische Armee-Einrichtungen, wie ja auch Sardinien das Preußen Italiens genannt wird.

Die erste Probe ihrer erhöhten Tüchtigkeit leisteten die Sardinier, als sich König Victor Emanuel II. zur Zeit des orientalischen Krieges durch den Vertrag vom 26. Januar 1855 dem Bündnisse der Westmächte gegen Rußland angeschlossen und demgemäß zur Stellung eines Contingents von 15,000 Mann verpflichtet hatte. Dieses Corps, unter dem Befehl La Marmora's, schiffte sich im Februar nach der Krim ein, um bei der Belagerung von Sebastopol mit verwendet zu werden. Indessen erstreckte sich seine Thätigkeit weniger auf die Belagerung selbst, denn es ward den Observationstruppen zugetheilt, welche die Feldarmee der Russen in Schach zu halten hatte. In dieser Bestimmung focht es den 16. Aug. in der Schlacht an der Tschernaja, als die Russen über die Brücke von Traktir die Offensive ergreifen wollten, und bewährte bei dieser Gelegenheit seine Tüchtigkeit an der Seite der Franzosen. Beim Sturm auf Sebastopol den 8. September hatten die Sardinier nur eine kleine Nebencolonne zu stellen, die mit dem Verluste von 40 Todten davonkam, wie denn überhaupt die Cholera mehr als die feindlichen Kugeln während der Belagerung in den Reihen der Sardinier gewüthet hatte. Nach Beendigung des Krieges kehrte das Contingent in sein Vaterland zurück und wurde der Gegenstand vielfacher Ovationen Seitens der egalitirten Sarden, vor Allem ward Marmora der gefeierte Mann des Tages, obgleich er sich mit Bescheidenheit zurückzuziehen suchte. Er übernahm aufs neue das Portefeuille des Kriegsministeriums, das er noch inne hat, doch wird er allgemein für den Mann gehalten, dem die Führung der sardinischen Armee in einem einstigen Kriege zufallen dürfte.

Bei allen Verdiensten, die er sich unbestreitbar erworben, scheint ihn doch auch das Glück zu seinen Lieblingskindern zu zählen; überdies versteht er dasselbe durch Geschicklichkeit und Gewandtheit zu fesseln. Einer seiner Verehrer schildert ihn mit folgenden Worten: „Eine schlanke und aller Fülle baare Gestalt, ein fester Gang, eine vortheilhafte militärische Tournure, Thätigkeit, mit Klugheit verbundene Kühnheit und eins der glücklichen militärischen coup d'oeils sind die natürlichen Eigenschaften, die ihn auszeichnen."

Generalfeldmarschall von Wrangel.

Friedrich Heinrich Ernst Freiherr v. Wrangel wurde den 13. September 1784 zu Stettin geboren, wo sein Vater als Oberst eines Infanterie-Regiments in Garnison stand. Noch nicht dreizehn Jahre alt begann er den 15. August 1796 seine militärische Laufbahn als Junker im preußischen Dragonerregiment von Werthern, in welchem er 1798 zum Seconde-Lieutenant aufrückte. Gleich in seinem ersten Feldzuge 1807 in Preußen errang er sich durch seltene Bravour den Orden pour le mérite, avancirte 1808 zum Premier-Lieutenant, 1811 zum Rittmeister. Im Befreiungskrieg 1813 treffen wir ihn als Mitkämpfer in fast allen Schlachten, sich durch glänzende Tapferkeit hervorthuend. So erwarb er sich in dem schönen Reitergefecht bei Haynau den Grad eines Majors, bald darauf das eiserne Kreuz II. Classe, endlich in der Leipziger Schlacht das sehr sparsam ausgetheilte Kreuz I. Classe. Nach dem Uebergang über den Rhein 1814 führte Major v. Wrangel als interimistischer Commandant das ostpreußische Kürassierregiment in den Treffen bei Montmirail, Champaubert und bei dem gefahrvollen Rückzuge durch den Wald von Etoges. Eine seiner schönsten Waffenthaten führte er am Walde von Beaumont aus, wo er sich mit seinem

Digitized by Google

bereits verloren gegebenen Regimente mitten durch den Feind schlug. Der König ernannte den damals erst dreißigjährigen Major zur Belohnung dafür außer der Reihe zum Oberstlieutenant und Commandeur des zweiten westpreußischen Dragonerregiments, das er mit Auszeichnung in der Schlacht bei Laon und im Gefecht bei Sezanne befehligte. 1815 rückte er an dessen Spitze, obgleich ohne weitere Kriegsbetheiligung, abermals nach Frankreich an die Loire. Nach seiner Rückkehr ward er zum Obersten, 1821 zum Brigade-Commandeur, 1823 zum Generalmajor befördert. Im November 1834 erfolgte seine Ernennung zum Commandeur der 13. Division, der 1835 die zum Generallieutenant und 1839 die zum commandirenden General des ersten, später des zweiten Armeecorps folgte. Als solcher befehligte er 1843 die großen Cavalerieübungen auf dem Tempelhofer Felde bei Berlin, welche 1852 und 1857 unter seinen Befehlen wiederholt, einen Ruf unter den Militärs erworben haben. Mit Leib und Seele Reiter und nicht allein ein tapferer Miktämpfer, sondern auch ein scharfsichtiger Kritiker der Befreiungskriege, schmerzte es ihn, daß die Großthaten der preußischen Reiterei unter Friedrich dem Großen bei weitem die Leistungen derselben Reiterei in den Napoleonischen Kriegen, insbesondere im Massengebrauche, überragten. In der That wissen uns die Feldzüge 1813, 14 und 15 keine einzige Schlacht auf, in welcher durch die zahlreiche und treffliche Reiterei der Verbündeten eine Entscheidung des Sieges hervorgerufen worden wäre. Selbst das Reitergefecht bei Liebertwolkwitz den 14. October 1813 bestand mehr in einem Hin- und Herwogen einzelner Reiterangriffe, als in einer geregelten Kampfordnung der Massen, durch welche Seydlitz, Ziethen und Geßler so oft entscheidend eingriffen. Der Grund lag meistens in der Ungeschicklichkeit der Führer, die das großartige Kriegeinstrument nicht zu beherrschen und zu spielen verstanden. Diesen Uebelstand zu beseitigen, den Geist der Reiterei überhaupt zu heben und ihr für den Ernstfall die aus den Händen entschlüpfte Rolle der Entscheidung in den Schlachten wieder zu sichern, dies war der Zweck der von Wrangel herbeigeführten und befehligten großen Cavalerie-Manöver. So weit der Friede eine Beurtheilung der erlangten Resultate zuläßt, wurden Wrangels Anstrengungen von Erfolg gekrönt und gewann die preußische Reiterei wie deren Führer an Gewandtheit und Zuversicht. Auch in Oesterreich, Rußland, Frankreich und den kleinern deutschen Staaten hat man seitdem versucht, nach den Wrangel'schen Ideen den Massengebrauch der Reiterei auszubilden.

Das bewegungsvolle Jahr 1848 fand Wrangel als commandirenden General in Stettin. Hier traf ihn Anfang April die Ernennung zum General der Cavalerie und zum Oberbefehlshaber der gegen Dänemark in der schleswig-holsteinischen Sache aufgebotenen deutschen Bundestruppen. Am 22. April traf Wrangel in Rendsburg zur Uebernahme des Commando's ein, und Tags darauf den 23. April (am Ostersonntag) ließ er durch die preußischen Garden die feste Position der Dänen am Danewirk bei Schloß Gottorp, den Schlüssel zum Herzogthum Schleswig, mit stürmender Hand wegnehmen. Dieser geschickte und kluge Schritt erweckte nicht nur außerordentliches Vertrauen zu ihm, sondern stellte auch die durch die Berliner Märztage in Frage gestellte Popularität der preußischen Garden, die sich sehr tapfer schlugen, mit Einem Male wieder her. Am 18. Mai rückte Wrangel in Jütland ein und schrieb sofort eine Contribution von drei Millionen aus, indem er zugleich beabsichtigte, Jütland als Pfand für die blokirten preußischen Häfen in Besitz zu nehmen. Allein am 21. Mai erhielt er einen Rückzugsbefehl aus Berlin, und der ganze Feldzug gerieth ins Stocken. Es kam nur noch bei Hollkühl und bei Düppel (den 5. und 6. Juni) zu Gefechten mit den Dänen, worauf unter Beeinflußung Englands und unter Vermittelung Schwedens den 26. August der Waffenstillstand zu Malmö abgeschlossen wurde, der auch zugleich den General Wrangel wieder in die Heimath führte. Nach der Rückkehr aus Schleswig ward Wrangel zum Gouverneur von Berlin und Oberbefehlshaber der Truppen in den Marken ernannt, in welcher Eigenschaft er den 10. November 1848 mit zahlreichen Truppen in Berlin einmarschirte und durch diese Demonstration die demokratische Nationalversammlung bewog, der angeordneten Verlegung nach Brandenburg Folge zu leisten. Sein kaltvolles und populäres Wesen der Berliner Bürgerschaft gegenüber trug viel dazu bei, die aufgeregten Wellen während des Jahres 1849 zu besänftigen und die gährenden Elemente von einem abermaligen Ausbruche zurückzuhalten.

Am 15. August 1856, bei Gelegenheit seines 60jährigen Dienstjubiläums, erhielt Wrangel die höchste Würde im preußischen Militärstande, den Titel als Generalfeldmarschall.

Energie, kerniges und drastisches Wesen charakterisiren den alternden Feldherrn, der sich trotz seiner Jahre eine große Rüstigkeit bewahrt hat, und der seinen Genossen als das würdige Vorbild eines ächten Reitersmannes und Reiterführers vorleuchtet.

General Dufour.

Guillaume Henri Dufour wurde am 17. Sept. 1787 zu Genf ans, geboren, wohin seine Schweizer-Eltern ausgewandert waren. Von ihnen zum Studium der Rechtswissenschaften bestimmt, bewog ihn innerer Drang, als sich die Eltern nach Genf gewendet hatten, sich der militärischen Laufbahn zu widmen. In Folge dessen genoß Dufour seine erste militärische Erziehung in der polytechnischen Schule zu Paris, da Genf zu jener Zeit einen Bestandtheil des Napoleonischen Kaiserreiches ausmachte. Nachdem er seine Studien mit Auszeichnung vollendet, erhielt er den Grad eines Ingenieur-Lieutenants und begann seine militärische Thätigkeit mit der Verbesserung der Festungswerke zu Corfu, eine Arbeit, die er, umschwärmt von englischen Kreuzern, zur Zufriedenheit ausführte. 1814 kehrte er nach Frankreich zurück und vertheidigte während der „hundert Tage" 1815 das Fort de l'Ecluse im Rhonethale gegen den österreichischen General Frimont. Als Genf 1815 wieder mit der Schweiz vereinigt wurde, verließ er den französischen Kriegsdienst, um fernerhin seine Dienste als eidgenössischer Ingenieurofficier seinem Geburtslande zu widmen. Die letzten zwanzig Jahre hatten die Militärverfassung der Schweiz sehr zerrüttet, und der Generalhauptmann Dufour war einer der Eifrigsten, an die Stelle des Cantonalwesens ein gemeinschaftliches, höheren Anforderungen genügendes Heerwesen zu organisiren, da sein patriotischer Sinn in einer militärischen Einheit den tiefgreifendsten Einigungspunkt für die Schweizer erkannte. Unterstützt von den ersten damaligen Schweizermilitärs, dem General Finsler und Guiger von Prangins wurde Dufour, der zum eidgenössischen Oberstlieutenant vorgerückt war, Chef der Militärschule zu Thun und die Seele des Instituts. Der Cursus, für Ingenieur- und Generalstabsofficiere bestimmt, dauerte jedesmal zwei Monate und hatte vorzüglich den Zweck, obige Officiere in der Kenntniß der Pässe und vorzüglichsten militärischen Stellungen der Schweiz auszubilden. Schon vor 1830 trat Dufour als Oberst in die Stelle des verstorbenen Finsler als Generalquartiermeister der eidgenössischen Armee. In dieser Stellung betrieb er nicht allein die Revision der eidgenössischen Reglements, sondern auch alle jene Reformen, welche die Schweiz in den Stand setzen, ohne ein stehendes Heer im Kriegsfall eine achtunggebietende Armee von 100,000 Mann aufzustellen. Außerdem förderte er kräftig bis auf den heutigen Tag die Herausgabe der seinen Namen tragenden großen topographischen Karte der Schweiz, die unter glänzender Beherrschung der der Schweiz eigenthümlichen Terrainverhältnisse ein Muster aller derartigen kartographischen Werke genannt werden darf. Dabei verschaffte er sich einen bedeutenden Ruf als Militärschriftsteller durch Herausgabe verschiedener militärischer

Digitized by Google

Werke, wovon wir nur seine „Tactik" und sein Werk „sur la fortification permanente, 1824" herausheben, welches letztere den Kaiser Alexander veranlaßte, ihm als Generalmajor den Eintritt in den russischen Kriegsdienst anzutragen, ein lockendes Anerbieten, das der seinem Vaterlande ergebene Mann aber ausschlug.

In stiller Einfachheit, gleich einem Cincinnatus, fern vom Parteigetriebe lebend, erging im Jahre 1847, zur Zeit der Schweizer Wirren, die unter dem Namen des Sonderbundskrieges bekannt sind, von der Tagsatzung zu Bern der Auftrag an ihn, sich als General und Oberbefehlshaber an die Spitze der Executionstruppen zu stellen, welche die radicalen Cantone gegen die katholischen, das conservative Princip repräsentirenden aufgeboten hatten. Der alte Soldat Napoleons kannte seine Leute. Dem Drängen der Stimmführer nicht nachgebend, beharrte er darauf, die Milizen vor Eröffnung der Feindseligkeiten erst sechs Wochen anhaltend in den Waffen üben zu lassen. Nur so hoffte er, trotz der ihm zu Gebote stehenden Uebermacht, den Bruderkrieg schnell und mit Einem Schlage beendigen zu können. Diese begründete und ihn ehrende Ansicht verband er mit geschickten strategischen Combinationen. Zuerst umzingelte er das von den übrigen katholischen Cantonen isolirt liegende Freiburg mit 25,000 Mann und vielem Geschütz und bewog dadurch die dortige Regierung nach einem unbedeutenden Gefechte den 14. Nov. zu capituliren. Leider konnte er nicht verhindern, daß seine vom Parteihaß inflammirte Soldateska diesen schnellen und billigen Sieg durch schändlichen Unfug beschmutzte. Das gleiche Manöver wandte Dufour bei dem kleinen und ebenfalls abgesondert liegenden Canton Zug erfolgreich an. Jetzt erst zog er das Netz um Luzern zusammen und griff das Hauptheer des Sonderbundes unter General Salis Soglio, das sich bei Gisikon verschanzt hatte, am 23. November mit ungeheurer Uebermacht an. Das Gefecht dauerte nicht lange und war trotz einer heftigen Kanonade nicht sehr blutig, denn es fielen nur 34 auf Dufours, nur 12 auf Salis' Seite. Die Sonderbundsarmee zog sich in Fol ge dessen über den See in das Innere der Alpen, und das Vergebliche eines längern Widerstandes einsehend, beendigte hier die von Dufour angebotene Capitulation den Krieg, dessen schmählicher Ausgang höchstens Dufours militärischer Tüchtigkeit verdiente Lorbeeren bereitete. Noch einmal trat Dufour an die Spitze der diesmal einigen eidgenössischen Truppen, als 1857 wegen Neufchatels kriegerische Verwickelungen mit Preußen drohteten, allein die Diplomatie löste diesmal den Knoten, ohne daß es zu mehr als unbedeutenden Rüstungen Seitens der Schweiz gekommen wäre. — Dufour gehört zu denjenigen Schweizern, die nur von reinem Patriotismus erfüllt, sich von den Parteiumtrieben fern halten und doch die Hochachtung und Würdigung der ganzen Nation genießen. Den Charakter der Einfachheit und Bescheidenheit, der ihn im öffentlichen Leben auszeichnet, hat er sich auch in seinem Privatleben bewahrt. Das Aeußere des Generals hat nichts Auffallendes und von dem den Militärs eigenen Gepräge. Er ist ein Mann von mittlerer Größe und trägt weder Backen- noch Schnurrbart. Viele finden in seinem Gesicht Aehnlichkeit mit Lafayette. Studien, die Familie und die Freuden des Landlebens theilen die Stunden seines täglichen Lebens; letztere genießt er so oft als möglich auf einer kleinen Besitzung in Savoyen oder in seiner hübschen aber bescheidenen Wohnung auf einem der Hügel, welche den See und die Stadt Genf beherrschen.

Chronik.

Oesterreichs Neugestaltung.

x. Oesterreichs Neugestaltung 1848–1858, von Frh. v. Czörnig. Stuttgart, J. G. Cotta, 1858. Es ist dies ein Werk, welches einen doppelten Werth hat. Zunächst ist es für Oesterreich ein Handbuch, welches übersichtlich die Reformen zusammenstellt, welche seit einem Decennium in seinen Grenzen stattfanden. Zahlreiche Verordnungen durchlieſen die Spalten des Gesetzblattes und kaum war eine unmittelbare Sammlung derselben möglich. Manches wurde im Laufe der Zeit wieder abgeändert, und so hat das vorliegende umfangreiche Werk, welches nur einen Theil der „Ethnographie Oesterreichs" desselben Verfassers bildet, schon von vorne herein einen bedeutenden Werth. Für Oesterreich ferner stehende Kreise, d. h. für das Ausland, wäre es freilich sehr zu wünschen, daß das, was wirklich angeordnet worden, von dem vielen, was nur auf dem Papier Entwurf geblieben, deutlicher geschieden wäre, um eine richtige Anschauung von dem wahren Stand der innern Angelegenheiten des Kaiserreichs zu gewähren. Zieht man die Bilanz des seit zehn Jahren Angebahnten, Vollbrachten, Begehrens, so zeigt sich, daß Oesterreich immer entschiedener der materiellen, als der intellectuellen Entwickelung sich zuneigt, und daß auf dem äußern Gebiete des Genießen und Bedeutenden viel g leistet worden, zumal wenn man die zu überwindenden Hindernisse und Stockungen bedenkt. Das größte Verdienst gebührt dabei dem Freiherrn v. Bruck, einem jener Staatsmänner, welcher das Glück hat, sagen zu können, daß seine Werke für ihn sprechen. Dieser Theil des Czörnig'schen Werkes ist auch der anziehendste, schon deshalb, weil der Verfasser selbst (gegenwärtig Seitionschef im Handelsministerium) in dieser Richtung überwiegend thätig war, insbesondere an der Reorganisation der Marine vielfach sich betheiligte. Czörnig giebt eine umfassende Geschichte der Operationen der Finanzverwaltung von 1848—1858, jene der Nationalbank, zeigt die Entwickelung des Eisenbahnwesens, des Staatstelegraphen, des Seewesens. In dieser Richtung hat Oesterreich allerdings ein schönes Blatt moderner Geschichte aufzuweisen, doch können wir mit dem Verfasser nicht in dem unbedingten Lobe übereinstimmen, die er der Finanzverwaltung der letzten Jahre spendet. Möglich, daß die erste Bedingung einer definitiven Ordnung der Finanzzustände, die Bejetigung des Deficits durch Einschränkung der Staatsausgaben, sich in ihrer Erfüllung der Macht eines Ministers entzieht, aber jedenfalls kann ein Verfahren, welches z. B. ihentergebaute Eisenbahnen, d. h. Capitalwerthe, zu einem Schleuderpreise verkauft, um vordergehende Bedürfnisse zu decken, nicht als Umsicht und Weisheit in der Finanzpolitik, sondern nur wegen des dadurch bewiesenen Muthes, sich Verzweiflungskurren zu unterwerfen, gelobt werden. Wie wenig gründlich die angepriesene Heilung war, haben die letzten Wochen bewiesen, wo die Bank schon bei dem ersten Stirnrunzeln des fran„ösischen Kaisers ihre Baarzahlungen thatsächlich wieder einstellen mußte. Die Tendenz des Freiherrn v. Bruck, welcher in einer Rede von Cavaretsäen, wie der Handelsminister F. v. Toggenburg, Sectionschef Hock ꝛc. tüchtige und intelligente Werkzeuge für seine Pläne hat, geht dahin, und es sprechen dafür im Czörnig'schen Buche die aufgeführten Verträge, der neue Zolltarif u. a. m., die österreichische Industrie mit der deutschen zu einer wechselseitigen Ausgleichung zu bringen, aus einem Prohibitivsystem zu einem Schutzzollsystem überzugehen, und nur jene volkswirthschaftlichen Elemente bestehen zu lassen und zu unterstützen, welche wi kich innere Lebenskraft haben. Czörnig giebt auch über Entstehung, Organismus, Wirkungskreis der übrigen Geldinstitute, wie die Creditanstalt u. a. m., bündige Aufschlüsse. Oesterreich acceptirt nie, wie man daraus sieht, eine gegebene fremde Form,

Digitized by Google

sondern assimilirt sie den eigenen Bedürfnissen und unterzieht sie den hierlands nie zu umgehenden controllirenden Aufsichtsmaßregeln. Diese Unselbständigkeit der Finanzinstitute ist aber auch theilweise Ursache der Unselbständigkeit des Geldmarktes, welcher theils von Paris und London, d. h. von fremden Coursen influenzirt wird, theils von Fall zu Fall die Initiative und Abhülfe der Regierung erwartet. — Eine andere ebenfalls interessante Partie des Buches behandelt die Grundentlastungsoperationen. Sie waren von größtem Einflusse auf die inneren Verhältnisse Oesterreichs. Das Zusammenbrechen des feudalen Adels, das Aufhören des historischen Institutes der Stände mit dem dritten Stande der Städte an der Seite, die namentlich in Ungarn und den Nebenländern riesige Ausdehnung der Regierungsgewalt, war die nächste Folge dieser Umwälzung. Vom administrativen Standpunkte — der Verfasser giebt auch hierüber ein anschauliches Bild — ist das System der Centralisation durchgeführt und wohl auch, wie im heutigen Frankreich — nicht mehr zu entwurzeln. Jede wie immer geartete Regierung wird schließlich den Vortheil nicht aufgeben, bis in die letzte Commune hinein Einfluß nehmen zu können. Für die Armee wurde, wie der Verfasser zeigt, ebenfalls sehr ausgiebig gewirkt. Zunächst trat hier ebenfalls eine stark centralisirte oberste Leitung ein, die sich in der wachsamsten Verförderung in der Person des Monarchen selbst abschließt. Das Avjutantencorps ist zahlreich und trefflich organisirt, das System der alten Hofkriegsrathsverwaltung mit seinen Hemmnissen gänzlich beseitigt. Als Hauptaufgabe steht man es an, mit der möglichsten Ersparung in Friedenszeiten die prompteste Mobilisirung zu ermöglichen. Für die Verpflegung der Armee wird trefflich gesorgt, das Exercierreglement ist vereinfacht und praktisch, in den einzelnen Waffengattungen, namentlich in der Artillerie, mit Besonnenheit das Erprobte angenommen. Oesterreich ist kein Militärstaat, das heißt, sein System zielt nicht darauf ab, die einzelnen Nationalitätselemente militärisch zu erziehen. Sein Recrutirungssystem ist so wenig als möglich drückend und entzieht dem Lande keine fühlbaren Arbeitskräfte, da seine nationale Arbeit leider keine so überwiegende ist. Der Geist der Armee ist ein tüchtiger, verläßlicher und dies umsomehr, als die politische Lage Oesterreich doch nur zu oft auf sich selbst anweisen muß, auf gute, anspornende Führung sicher zu zählen. In Bezug auf Bildungs- und Erziehungsanstalten zeigt uns der vorsichtige Verfasser Oesterreich in seinem dem Ausländer kaum verständlichen Neubau. Das Streben des Unterrichtsministers Grafen Thun geht darauf hin, das deutsche Universitätsleben auch in Oesterreich anzubahnen, und diese jedenfalls dankenswerthe Auffassung hat bis jetzt den Versuchen extremer Parteien noch immer Stich gehalten. Ueber diesen speciellen Auseinandersetzungen steht nun die allgemeine Anschauung der Staatseinheit, deren ausgeprägte Formulirung der Verfasser ebenfalls historisch nachweist. Oesterreich hat den Boden der aus „Erbländern" zusammengesetzten historischen Monarchie verlassen, um als ein völkerrechtlich durch Verträge garantirtes, im Innern auf dem monarchischen Principe beruhendes staatliches Ganze zu existiren, ohne historische Rechtfertigung seines Werdens oder Seins. Oesterreich, welches nach dem Tode Karls VI. und Josephs II. solche Umwandlungen erfuhr, einmal an die lothringisch-habsburgische, dann an die florentinische Nebenlinie übergehend, ist auch jetzt im Stadium eines neuen Seins, obwohl die Thronfolge in directer Folge stattfand. Man kann seinen Umbildungsproceß als abgeschlossen betrachten. So wie es jetzt ist, ist es im Systeme der Gegenwart fertig. — Einzelne Nachtragsgesetze untergeordneter Natur abgerechnet, giebt das sehr klare und der amtlichen Stellung des Verfassers halber sehr verläßliche, aus den besten Quellen geschöpfte Buch ein neues Bild dessen, was Oesterreich im Uebergange vom Ackerbaustaate zum Industriestaate, aus der Feudalvorzeit in die reine Administration, mit verhältnißmäßig sehr gekräftigten Finanzzuständen und einer schlagfertig verläßlichen Armee geworden ist. Das Buch ist das ehrenvollste Zeugniß gründlichen, sorgsamer Arbeit, so unparteiisch geschrieben, als man von einem österreichischen hohen Beamten erwarten darf.

Cannabich †.

e. Die ersten Tage des März riefen einen Mann aus dem Leben ab, der eine ungewöhnlich lange Zeit hindurch die Freude hatte, in Deutschland eine seltene Popularität zu besitzen. Im zweiundachtzigsten Jahre starb zu Sondershausen am 2. März Johann Gottfried Friedrich Cannabich, früher Pfarrer in Niederdorla und Bendeleben im Fürstenthum Schwarzburg, uns allen unvergeßlich noch aus den Tagen der Kindheit, als wir in der Schule die ersten Begriffe von Länder- und Völkerkunde ertheilten. Seine Bemühungen um die Geographie sind zwar durch die jüngere Generation bereits weit überflügelt worden, aber erinnert muß daran werden, daß Cannabich und Stein einstmals die Ersten waren, welche die durch den Wiener Frieden nöthig gewordene Umarbeitung der geographischen Lehrbücher unternahmen. Sein zuerst im Jahre 1816, und dann noch in vielen Auflagen erschienenes „Lehrbuch der Geographie nach den neuesten Friedensbestimmungen" war kein Werk tiefer Wissenschaftlichkeit, aber, berechnet für die große Menge der Gebildeten, erreichte es vollkommen den Zweck, alles im gewöhnlichen Leben Wissenswerthe aus der Geographie in übersichtlicher und leichtfaßlicher Weise zusammenzustellen. Nach Cannabichs in drei verschiedenen Ausgaben vorhandener „Schulgeographie" ward viele Jahre lang in allen Schulen Deutschlands gelehrt, und daher besonders schreibt sich die weite, ins Volk gedrungene Verbreitung seines Namens. Er lieferte außerdem statistisch-geographische Beschreibungen mehrerer Staaten, und nahm Antheil an dem von einer Anzahl gelehrter Männer gemeinschaftlich herausgegebenen „Handbuch der Erdbeschreibung" und der „Neuesten Länder- und Völkerkunde". Auch Uebersetzungen ausländischer geographischer Werke besorgte er und war fleißiger Mitarbeiter wissenschaftlicher Zeitschriften. Seit 1848 war er emeritirt. Eine Biographie Cannabichs von Dr. Keyser erschien noch bei seinen Lebzeiten im Jahre 1854.

Paul Morphy.

e. In biographischer Beziehung ist über den jungen, erst zweiundzwanzigjährigen Nordamericaner, der vor Jahresfrist etwa plötzlich als leuchtendes Phänomen am ruhigen Himmel der europäischen Schachwelt emporstieg, nur wenig noch zu sagen, und er selbst meinte, sein ganzes bisheriges Leben lasse sich in Einen Satz zusammenfassen: „Schach erlernt im Alter von zehn und auf dem Turnier gespielt im Alter von zwanzig Jahren." Geboren ist Paul Morphy am 22. Juni 1837 in Louisiana und stammt von Seiten des Vaters aus einer spanischen und mütterlicherseits aus einer ursprünglich französischen Familie. Den ersten Schachunterricht erhielt er vom Vater, und nach anderthalb Jahren schlug er diesen nicht nur, sondern auch seinen stärkeren Oheim und den bekannten Eugène Rousseau. Bis 1854 besuchte er das St. Joseph's-College in Spring Hill bei Mobile in Alabama, und das war für ihn die Zeit eifriger Studien und rastloser Anlegung aller vorhandenen analytischen Untersuchungen. Später widmete er sich der Jurisprudenz, und während der Vorbereitung zum künftigen praktischen Berufe eines Rechtsanwaltes wurde er durch das Ausschreiben des großen Congresses im Herbst 1857 zum Turnier nach Newyork gerufen und dort von seinem Genie zum höchsten Siegeskreuze geleitet. Er überwand damals tüchtige Spieler, wie Louis Paulsen, Theodor Lichtenhein, James Thompson, in nicht weniger als 13 Partien, und zuletzt erlitt auch noch der in hohem Ruf stehende Stanley in einem von Morphy proponirten Wettkampfe vollständige Niederlage. Zurück-

Digitized by Google

gekehrt nach seinem gewöhnlichen Aufenthaltsort Neworleans wurde er Präsident des dortigen Schachclubs, und als solcher unternahm er im Mai vorigen Jahres eine Fahrt nach der alten Welt. — Die Zeitungen haben schon genugsam darüber berichtet, wie derselbe sowohl in London, als auch in Paris mit acht nicht unbedeutenden Schachspielern zugleich gespielt hat, ohne die acht Schachbretter zu sehen, und wie er seine Gegner einen nach dem andern binnen 6—8 Stunden überwunden. Die stärksten und berühmtesten Spieler hatte sich aber der Löwe des Tages zum Einzelkampfe vorbehalten: Löwenthal, der Sieger im Turnier zu Manchester, ein anerkannt großer Theoretiker in der Wissenschaft des Spiels für Denker, fiel unter den geistreichen Zügen des jungen Heroen, und von 15 Partien waren nur 3 Remisspiele und 3 Gewinnpartien auf seiner Seite; dann sonderte Morphy den eigentlichen Vorkämpfer für England, Staunton, den bekannten Ueberwinder des St. Amant in Paris, der vor ihm den bedeutendsten Ruf genossen hatte. Allein Staunton fürchtete das gefährliche Einzelspiel mit so tüchtigem Gegner, wollte nicht seinen schwer erworbenen Ruf gefährden und ließ sich nur auf eine Consultationspartie mit Morphy ein, wobei jeder der Gegner mit einem Gehülfen über die Züge sich berathen konnte. So kam es, daß Staunton wohl unterlag, er trug aber den Schimpf der Niederlage mit einem Andern; zu einem sogenannten Match, einer Reihe von einer gewissen Anzahl Partien, wozu ihn Morphy aufforderte, zeigte er sich nur für den Einsatz einer hohen Summe erbötig, zog sich aber alsbald zurück, als er sah, daß der Nationalstolz der Americaner dem ohne viel Geld angekommenen Morphy jene Summe zur Disposition gestellt hatte. Schließlich lehnte Staunton den Match, den schon alle Freunde des Schachspiels sehnlichst erwarteten, mit der Entschuldigung ab, das große literarische Unternehmen einer neuen Shakespeare-Ausgabe nehme ihn zu sehr in Anspruch. So lösten sich die Präliminarien zu dem herrlichen Schauspiel, das für die diesseit und jenseit des Oceans wohnenden Schach-Enthusiasten eine Tagesfrage wurde, in einen offenen Briefwechsel zwischen London und Paris auf. Denn dorthin hatte sich inzwischen Morphy begeben, den Schachbeiden der Franzosen, Harrwitz, zu bekämpfen, einen körperlich schwachen aber im Spiel geistig so kräftig entwickelten Mann, daß die sich auf dem Café de la Régence sammelnden Schachspieler nimmer gegen ihn aufkommen konnten. Harrwitz erlitt eine für ihn um so bedeutendere Niederlage, als er bisher das Schachspiel nicht blos zum Zeitvertreib, sondern auch um die Ehre trieb, noch nicht einen Meister gefunden zu haben.

Das Café de la Régence, der Sitz des Pariser Schachclubs, war an den Tagen, wo Morphy mit Harrwitz spielte, zum Erdrücken gefüllt. In den obern Räumen saßen die beiden Duellanten ganz still mit ihren Secundanten, jeder Zug wurde den unten Harrenden gemeldet. Harrwitz sah bald, daß er unterliegen müsse, verlangte Fristen zwischen den einzelnen Spielen, welche Morphy nicht annahm, dafür aber als Sieger anerkannt wurde, der edelmüthig genug den eingesetzten Preis von Harrwitz nicht annahm. Morphy wurde in Paris Löwe, und vornehme Damen, die sich für geistreich hielten, forderten den jugendlichen Helden zum Spiel auf, welches er wohl kaum so ernst nahm, als das gegen Harrwitz.

Allein Harrwitz spielte dem jungen Americaner wiederum einen Streich. Das mnemonische Kunststück, mit acht Gegnern zugleich zu spielen, ohne die Schachbretter zu sehen, brachte er noch während der Anwesenheit Morphy's in Paris ebenfalls zu Stande und schlug dabei fast alle diese Gegner. Der Schachspieler von ächtem Schrot und Korn hält dieses von der Lateinwelt angestaunte Stück eben für nicht mehr, als für ein Zeugniß eines großen mnemonischen Virtuosenthums; eine offen gespielte Partie, welche geniale Züge und eine riesenhafte geistige Combination erkennen läßt, gilt ihm als der höchste Triumph der Schachspielkunst. Schon Philidor leistete im Jahre 1783 eine solche Probe, indem er zugleich drei verschiedene Spiele zog und gewann, ohne eines davon auf dem Schachbrett zu sehen, und später machte dasselbe der große Pariser Spieler Labourdonnais nach, zersprengte sich jedoch in Folge der geistigen Anstrengung eine Ader im Gehirn, was ihm den Tod brachte. Die Leistungen in der Analyse des Schachspiels sind so zahlreich, daß die Litteratur der Schachspieler schon eine sehr reiche ist; hierdurch ist das Spiel zur Wissenschaft geworden, die tieferes Studium fordert. Das erste deutsche Originalwerk rührt von dem gelehrten Herzog August von Braunschweig und Lüneburg aus dem Jahre 1616 her; der letzte schon in mehreren Auflagen erschienene Codex für die Spielweisen ist der von Bilguer, und mehrere Schachzeitungen fördern das Spiel theoretisch und praktisch. In der Regel können die, welche dem Schach fremd geblieben sind, nicht begreifen, wie dieses Spiel zu seiner großen Herrschaft gelangen konnte und wodurch es die mächtige Anziehungskraft auf seine Freunde äußert. Allein schon Ariosto-Heinse ließ in seinem Werke „Anastasia und das Schachspiel", einen Romane, in welchem leidenschaftliche Ergüsse einer üppigen Phantasie mit gelehrten Verhandlungen über Schachspielarten wechseln, auf dem Titel eine Sphinx vor dem Schachbrette abbilden. Es ist in der That ein Spiel, dessen tiefsinnige Räthsel eine so große Mannigfaltigkeit zeigen und nur durch eine so scharfe combinatorische Thätigkeit lösbar sind, daß der Eifer erklärbar wird, mit dem Leute von Geist den Problemen nachgehen. Dazu kommt, daß kein Spiel so sehr, wie das Schach, den Ehrgeiz rege macht, weil es ein geistiges Ringen mit einem Gegner ohne das Hinzutreten von Glück und Zufall ist. Bezeichnend ist ferner, daß sich bei den oben geschilderten Schachkämpfen jetzt das Nationalgefühl einmischt. Nordamerica, England und Frankreich hatten ihre Schachheroen einander gegenübergestellt zu einer Scharfsinnsprobe auf dem Schachfelde des Schachbrettes, und die Schachspieler der verschiedenen Nationen betrachteten und verfolgten die Sache mit gleichem Ernste und mit ähnlicher Betheiligung des Ehrgeizes, wie die Völker vor einigen Jahren den Kampf um Sebastopol. Hartwitz und Löwenthal sind allerdings Deutsche, durch ihr Domicil aber Franzos und Engländer; unsere bedeutendsten deutschen Schachspieler hatten wir noch nicht in das Feld geschickt. Als nun zu Ende des Jahres 1858 der tüchtigste Schachspieler Deutschlands, der Lehrer Andersen aus Breslau, nach Paris ging, um sich mit dem Universalspieler zu messen, so waren natürlich alle Schachfreunde auf den Ausgang dieser Fehde besonders gespannt. Allein auch Andersen wurde geschlagen, denn von elf Partien gewann er nur zwei, während zwei unentschieden blieben. Das vor kurzem erschienene Buch: „Paul Morphy. Eine Skizze aus der Schachwelt" (Leipzig, Veit u. Comp.), dem wir die obenerwähnten Angaben über des jungen Americaners persönliche Verhältnisse entlehnten, giebt zum Schluß auch eine Charakteristik seines Spiels, dessen bloßer Anblick schon einen „ganzbesonderen Reiz" gewähren soll. „Eine noch nie gekannte Ruhe, mit der die gediegensten Combinationen ausgeführt werden, tritt sehr oft in überraschenden Contrast zu gewagten, fast unglaublichen Manövern brillantester Spielführung, und gleichwohl lösen sich die anscheinend verworrensten Operationen zu wohlgefälliger Harmonie und wohlberechnetem Schlusse auf." „Morphy ist vor Allem ein Angriffsspieler, und seine unberechenbaren Pläne zum Zurückdrängen des Gegners sind ebenso unerschöpflich wie glänzend." „Er spielt mit größter Zuversicht und riskirt die tollkühnsten Opfer, die sich aber schließlich so tief durchdacht und wohlberechnet erweisen, daß er nie stärker zu fürchten ist, als wenn er sich in die größte Gefahr zu stürzen scheint. Es ist fast unmöglich, nur die Hälfte seiner Combinationen vorauszuwissen."

Der Kaufmann von Venedig auf der Bühne.

1. Eine Broschüre des Hamburger Kritikers Bernhardi und ein Aufsatz Rötschers im „deutschen Theaterarchiv" haben

Digitized by Google

die Streitfrage wieder rege gemacht, ob Shylock im „Kaufmann von Venedig" von Seiten der Komik oder Tragik zu betrachten sei? Uns scheint die Sache klar genug, und abgesehen von Aeußerlichkeiten und Einzelheiten giebt es im Ganzen und Großen wohl nur eine richtige Auffassung der Rolle, die jeder intelligente Künstler heutzutage theilen wird. Unsere Virtuosen machten ohne Rücksicht auf die Grundstimmung des Stückes, aber in Uebereinstimmung mit dem sittlichen Bewußtsein der neueren Zeit, den in seinen bösen Absichten gerechten Juden zu einer tragischen Figur, während Shakespeare, nicht verlegen um solche subtile Unterscheidungen, ihn als die lustige Person einer Faschingsposse hinstellte, als einen Spaßmacher, der nicht sowohl selbst Spaß macht, sondern mit dem die Anderen ihren Spaß treiben. Das Große und unserer Bewunderung Werthe liegt hierbei darin, daß der Dichter auch den bloßen Hanswurst nur dann geben wollte, wenn er die Idee seiner relativen Berechtigung mit zur Geltung bringen konnte. In den Aufführungen des Stückes auf der modernen Bühne ist der Hauptfehler, daß sein ursprünglicher Lustspielcharakter viel zu wenig bemerkbar wird, insofern die Darsteller aller übrigen Rollen rücksichtlich ihres Talentes gewöhnlich in einem subordinirten Verhältniß zu Shylock stehen und dieser mit der tragischen Färbung seines Spieles sonach vorherrschend bleibt. Das schalkhafte Element in der Rolle Portia's steht allenfalls den Darstellerinnen derselben zu, dagegen wird die Gerichtsscene, der Schwerpunkt und die Katastrophe des Ganzen, meist nur als gewöhnliches Verkleidungskunststückchen aufgefaßt und durchaus nicht in großem Styl, ohne pathetische Würde gegeben. Von dem feinen Humor in den Scenen der Werbung haben unsere Schauspieler fast gar keine Ahnung, und während der heißblütige Marokkaner seine feurigen Gefühlsausbrüche in der gemüthlich langsamen Sprechweise irgend eines heimischen Dialektes vorträgt, erscheint der geckenhafte Spanier als behäbiger Philister. Das chevalereske Wesen Bassanio's verschwindet in der kleinlichen Haltung des Reichen wie auf Stelzen gehenden tragischen Liebhabers, und der graziöse Schalk Graziano wird in den Händen des Buffo zu einem Possenreißer. Lanzelot Gobbo ist ein täppischer Gesell, der ächte Clown der englischen Gassenkomödie geworden, ohne einen Zug von Herzlichkeit und Gemüthsinnigkeit, die beim Wiedersehen des Vaters z. B. ihm Sinn und Seele erfüllen soll. Den träumerischen Lorenzo vertraut man den Händen des sogenannten Naturburschen an, und die jugendliche Deserteurin endlich, die mit ihm „bis Belmont von Venedig läuft", erregt stets die Frage: Wie kann es eine Jessica geben, die lauwarm ist, und doch durchgeht? Beide verunglimpfen oft geradezu die wunderbar schöne erste Scene des fünften Actes, und Jessica setzt dem Allen zuletzt die Krone auf, indem sie an der Stelle, wo sie ihrem „ausgelassenen Liebsten" scherzhaft droht, die Neckerei mit dem Worte „Nacht" so lange fortsetzen zu wollen, bis er ihr nichts mehr zu entgegnen wissen würde, nicht etwa von „übernachten", sondern von „übernachten" spricht. So unglaublich dies klingt, so haben wir es doch von Frln. Bartelmann in München einmal mit eigenen Ohren gehört.

Volkswirthschaft im Kirchenstaate.

z. Bei der zudringlichen Unverschämtheit, mit der die ultramontanen Borkämpfer gegen die protestantischen Staaten ausfallen, wird es angemessen sein, Thatsachen hervorzuheben, welche die arge Wirthschaft der Verwaltung im Staate des Papstes kennzeichnen. Dieselbe wird bekanntlich vorzugsweise von Geistlichen besorgt und zwar unglaublich schlecht. In den Gerichtshöfen führen Cardinäle den Vorsitz, die Beamten sind Kleriker. Folgende Thatsachen sind dem amtlichen Berichte des Ministers Cardinal Milesi entlehnt. Im Kirchenstaate, sagt derselbe, haben wir mehr besoldete Beamte als Soldaten. Für die Kirchen werden „fabelhafte Summen" verausgabt; während der letzten zehn Jahre haben dieselben größere Summen verschlungen, als alle übrigen Staatsausgaben zusammengenommen; allein für die Kirche in Ostia verschwendete man 7 Millionen Francs. Im Jahre 1827 wurde eine Commission niedergesetzt, um darüber zu berathen, wie man dem immer mehr um sich greifenden Bettlerwesen im Staate des Papstes steuern könne. Diese Commission besteht heute noch und hat 40 Millionen Francs vergeudet, ohne jemals auch nur das Mindeste gethan zu haben. Sie zieht Geld und läßt nichts von sich hören. Der Cardinal, welcher in dieser heiligen Commission den Vorsitz führt, bekommt für seine Person einen Jahresgehalt von 60,000 Francs. Was ist nun aus den vielen Millionen geworden, in Rom, dieser heiligen Stadt, dem Paradiese der Bettler, Gauner und Mörder? Das in todter Hand, d. h. im Besitze der Geistlichkeit befindliche Grundeigenthum ist auf mehr als 500,000,000 Francs veranschlagt und ist steuerfrei. Unter der Verwaltung des Ministers Rossi versprach die Geistlichkeit dem Staate 20 Millionen zu zahlen, um eine solche Steuerfreiheit einigermaßen auszugleichen; sie hat aber bis heute ihr Wort nicht gehalten. Viele vornehme Familien, welche sich geistliche Freunde zu verschaffen wissen, erwirken sich durch dieselben Befreiung von der Grundsteuer, und der Werth solcher privilegirten Güter beträgt 90 Millionen Francs. Eine Alaungrube, die großartigen Ertrag bringen könnte, erfordert jährlich 62,000 Francs Zuschuß. Die Messen, welche für die Beamten und Arbeiter dieser Grube zwangsmäßig an jedem Tage gelesen werden, läßt die Geistlichkeit sich theuer bezahlen. So steht es in dem musterhaften Kirchenstaate.

Die Ausbreitung des jüdischen Stammes.

c. Wir theilten in einer früheren Nummer unseren Lesern die Zahlenverhältnisse der Gesammtbevölkerung der Erde mit, wie sie sich in der neuesten Berechnung durch Dr. Dieterici in Berlin gestalteten. Derselbe Gelehrte, hat auch noch specielle Untersuchungen über die Vertheilung der Juden angestellt und gefunden, daß von den fünf Millionen Menschen, die im Ganzen genommen der mosaischen Religion angehören, auf Europa nur allein gegen 3½ Millionen kommen. In Asien wohnen Juden besonders in der Türkei, während von den afrikanischen Ländern Fez, Marocco, Tunis und Tripolis ihnen als Aufenthalt dienen. Nach den nordamerikanischen Freistaaten, sowie endlich auch nach Australien kamen sie zugleich mit den deutschen Einwanderern. — Was ihre Ansbreitung in Europa anlangt, so kann verschiedener Gründe wegen nicht genau berechnet werden, wie hoch sich ihre Zahl in Portugal, Spanien und Griechenland beläuft. In Rußland (d. h. den europäischen Theilen dieses Reichs) finden sich gegen 1,250,000 Juden. In Oesterreich 853,304, in Preußen 234,248, in Deutschland 192,176, in Frankreich 73,995, in der europäischen Türkei 70,000 (oder auch noch weit mehr), in den Niederlanden 62,470, in England 36,000, in Italien 33,953, auf den jonischen Inseln 5500, in Dänemark 4143, in der Schweiz 2600, in Belgien 1836 und endlich in Schweden und Norwegen 845. Die Gesammtzahl der in Deutschland wohnenden Juden vertheilt sich wie folgt: auf Bayern kommen 56,033, auf Hessen-Darmstadt 28,734, auf Baden 23,248, auf Kurhessen 18,071, auf Württemberg 12,356, auf Hannover 11,452, sowie auf Sachsen 1240. Was die einzelnen Staaten Italiens betrifft, so steht obenan der Kirchenstaat mit 16,000 Juden, dann kommt Sardinien mit 6798, Toscana mit 6486, das Königreich beider Sicilien mit 2000 u. s. w. Die ganze Summe der hier erwähnten Zahlen beträgt 2,820,570, doch darf nicht vergessen werden, daß hinsichtlich mehrerer Staaten die Zahl nicht genau erforscht werden konnte und in der europäischen Türkei dieselbe sich wohl auch noch höher, als auf 70,000 beläuft. Dadurch rechtfertigt es sich, wenn Dieterici annimmt, daß im Ganzen genommen in unserem Welttheile gegen 3½ Millionen Juden wohnen dürften.

Digitized by Google

Kurze Nachrichten.

Litteratur.

Theodor Königs neuer Roman „Luther und seine Zeit" (Leipzig, O. Wigand) kann durch das Bild des großen Mannes, dessen „Jugend und Entfaltung" uns der bisher vorliegende erste Theil vor Augen führt, bedeutend werden. In künstlerischer Hinsicht läßt derselbe freilich noch Manches zu wünschen übrig, was später hoffentlich nicht mehr zu vermissen sein wird. Besonders fehlt die rechte Einheit in der Behandlung des weitschichtigen Stoffes, und die Schilderungen von Luthers persönlichen Schicksalen stehen fast ohne Vermittelung neben den den historischen Hintergrund bildenden Zeitereignissen. Dazu erinnert der Styl für ein poetisches Werk zu sehr an den trockenen Chronikenton, und gleich das erste Capitel liest sich nicht wie der Anfang eines Romans, sondern wie etwa die Einleitung zu einer historischen Monographie. Wir sehen in dem uns vorliegenden Theile Luthern zunächst als Kind in der strengen Zucht des elterlichen Hauses, sowie dann als Currendschüler bei den Franciscanern in Magdeburg und Eisenach, wo er zuletzt ein liebevoll gesyltetes Mitglied des freundlichen Cotta'schen Familienkreises wird. Von da zieht er nach Erfurt als junger Student, und hier ist es, wo der plötzliche Tod seines Freundes Alexius ihm die Vergänglichkeit alles Irdischen vor die Seele führt und seinen Sinn zu dem Entschlusse reif macht, im Kloster sich nur allein dem Dienst des Göttlichen zu widmen. Luther tritt in den Augustinerorden ein, wir sehen ihn als Novizen, erleben seine Ordination, sowie seine Berufung an die Universität zu Wittenberg, und mit diesem Abschnitt in seinem Leben schließt auch der erste Abschnitt des König'schen Romans.

Der Pseudonymus **Armand**, dessen vier Bücher „Bis in die Wildniß" sich einen sehr ausgebreiteten Lesekreis gewannen, hat (Breslau, Trewendt) gleich zwei neue Werke auf einmal veröffentlicht. Der Verfasser erinnert unwillkürlich an Gerstäcker, insofern er, wie dieser, Roman und Reisebeschreibung, Erfundenes und Selbsterlebtes mit einander vermischt und beides uns auf zwanglose, leichte, zuweilen sogar etwas leichtfertige Weise zu erzählen liebt. Denjenigen, welche für die Lectüre mehr ein materielles, als psychologisches Interesse mitbringen, die sich mehr durch wechselvolle Ereignisse und bunte Abenteuer, als durch feine Seelenmalerei und Charakterzeichnung reizen lassen, wird ohne Zweifel auch durch Armands neue Schriften viel Genuß dargeboten werden. Das eine Buch „Alte und neue Heimath" schildert die verschiedenen Schicksale zweier deutschen Familien, die nach Texas auswandern, und von denen die eine hier in die Hände eines hübschen Amerikaners geräth, während die andere sich der Obhut eines ehrlichen Deutschen erfreuen kann. Der Tod darf reiche Ernte halten, bis sich endlich wieder freundlere Perspectiven auf die Zukunft eröffnen. Auch tritt die Erzählung schließlich noch in Bezug zu dem anderen Buche, dem theilweise mit sehr glänzenden Farben ausgestatteten „Scenen aus den Kämpfen der Mexicaner und Nordamericaner", insofern ihr junger Held Albert Werner auch an diesen Kämpfen Theil nimmt und rasch bis zum Lieutenant emporsteigt. Solcher Scenen werden uns zwei vorgeführt, die sich einzeln „die Amerikaner in Mexico" und „der Sturm auf San Antonio" betiteln.

George Eliot's dreibändiger Roman „Adam Bede" wird von dem „Athenäum" als ein Kunstwerk der feinsten, liebenswürdigsten und gehaltvollsten Art gepriesen, als ein Buch, welches genossen, aber nicht beurtheilt werden wolle. Ebenso trefflich und lobenswerth, wie die Charakterzeichnung der einzelnen Personen, sei die Conception des Ganzen, und der Schatz von Gedanken und Sentenzen, der darin allenthalben geboten werde, scheine fast unerschöpflich. Unsere Uebersetzer, die so rasch sind, wenn es gilt, die sittenlosen Romane aus der Pariser Demimonde bei uns einzubürgern, werden hoffentlich nicht versehlen, auch diese vom ernstesten sittlichen Geist durchwehte, und doch so ächt dichterische Schöpfung dem deutschen Publicum zuzuführen.

Kalidasa's „Wolkenbote" ist in einer deutschen Uebersetzung von C. Schütz erschienen, die durch die grossen Orientalisten Bopp und Lassen empfohlen wird. Möge sich nun die reizende indische Elegie bei uns ebenso viel Freunde erwerben, als desselben Dichters liebliche Tragödie „Sakuntala."

Ein neuer Band **lyrisch-epischer Gedichte von Laprade** macht jetzt in Paris Aufsehen, besonders wegen der offenherzigen und muthigen Sprache, die der Autor im Vorworte gegen den Materialismus unserer Generation führt.

König Max von Bayern hat dem **Dr. Karl Gödecke**, dem gelehrten Verfasser des „Grundrisses zur Geschichte der deutschen Dichtung", die Summe von 2000 Gulden bewilligt zur Ausarbeitung einer allgemeinen deutschen Litteraturgeschichte, in der auch die allerneueste Zeit gehörig berücksichtigt werden soll.

Jacques Demogeot's „Tableau de la littérature française au XVIIe Siècle avant Corneille et Descartes" ist eine von Geschmack und tüchtigen Kenntnissen zeugende Einzelbetrachtung über die der Glanzperiode der französischen Litteratur vorangehende und auf diese gleichsam vorbereitende Zeitepoche.

Von **Guizot's** Geschichtswerk „Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps" ist der aus sechs Capiteln bestehende zweite Band erschienen, welcher den Ausbruch der Julirevolution und Guizot's Uebernahme des Ministeriums des Innern, den Tod Casimir Périer's und schließlich die Bildung des Cabinets vom 11. October 1832 schildert, in welchem Guizot's Stelle durch Thiers eingenommen und er selber Minister des Cultus wurde.

Die Gebrüder **Edmond und Jules de Goncourt** haben soeben eine „Geschichte Marie Antoinettens" veröffentlicht, welche sich durch würdevollen Ernst und Freimuth des Urtheils auszeichnet und in Briefen und Actenstücken mancherlei bisher Unbekanntes zu Tage fördert.

Ein russischer Gelehrter gab unter dem Pseudonym Michael Antonides ein französisch geschriebenes Buch „Essai sur l'histoire de l'humanité" (Leipzig, Brockhaus), worin geistvolle Winke und Fingerzeige für eine systematische Behandlung der Geschichte der Menschheit ertheilt werden. Als Vorstufe zu einem späteren, die Materie selbst erfassenden Werke enthält die vorliegende Schrift ebenso wohl philosophische Erörterungen über den leitenden Grundgedanken, als eine vollständige Darlegung des Planes, wonach jenes Werk einzutheilen wäre. Den Schluß bildet ein Raisonnement über das Endziel der menschlichen Geisteroentwickelung, während den Anfang des Ganzen eine Kritik der früher erschienenen verwandten Bücher macht. Besprochen sind darin auch unserer deutschen litteratur Herders „Ideen über die Philosophie der Geschichte der Menschheit", Hegels „Vorlesungen über Philosophie der Geschichte", sowie Bunsens „Gott in der Geschichte", von welchem Werke der Verfasser jedoch nur die zwei ersten Bücher kannte.

Ein im Druck erschienener Vortrag, den Archidiakonus **G. Schwedet** in Berlin gehalten hat, führt den Titel: „Weimar in seiner Bedeutung für den Protestantismus und die evangelische Kirche." Es kam dem Sprecher hierbei besonders darauf an, den Zusammenhang der großen deutschen Litteraturepoche am Ende des vorigen Jahrhunderts mit der Reformation nachzuweisen, und zu betonen, daß diese glänzende Erscheinung ganz aus dem evangelischen Geiste hervorgegangen sei. Der wohlgemeinte Zweck wird in aufgeklärt theologischem Sinne und mit erfreulicher Pietät für unsere Nationaldichter verfolgt.

Digitized by Google

Die Dresdener Gemäldegallerie ist in letzter Zeit auf doppelte Art Gegenstand dichterischer Beschäftigung geworden. An die Entstehung der Bilder knüpfte A. v. Sternberg seine pikanten Schilderungen einzelner Episoden aus dem Leben ihrer Meister, während der Maler Julius Hübner eine poetische Beschreibung der Kunstwerke sich zum Vorwurf für sein „Bilder-Brevier" (Dresden, Kunze) nahm, dessen zweite Folge, enthaltend 27 Werke der älteren italienischen, deutschen und holländischen Schule in allerliebsten Radirungen von H. Bürkner, F. Seiffert und C. Krüger, soeben erschienen ist. Was die dichterische Erklärung Jul. Hübners anlangt, so hat derselbe für den gesunden Realismus und den behaglichen Humor eines Holbein, Rubens, Metsü und Mieris auf seiner Lyra noch verwandtere Saiten, als für den religiösen Spiritualismus der alten Italiener, die er uns manchmal recht kühl zu interpretiren scheint. Das elegante Büchlein, welches in seiner Ausführung zwei Künsten zugleich zur Ehre gereicht, kann aufs wärmste empfohlen werden.

Bildende Kunst.

Im Besitz eines Beamten in Guhrau befindet sich ein lange Jahre hindurch in Rumpelkammern verborgengewesenes altes Gemälde „Christus auf Golgatha", welches nach seiner Restauration als Raffaelisches Werk erkannt worden ist. Dasselbe ist jetzt zum Verkauf nach London gebracht worden.

Moritz v. Schwind in München beschäftigt sich mit der Ausführung mehrerer größeren und kleineren Bilder nach zahlreichen Entwürfen, die sich im Laufe der Jahre in seiner Mappe angesammelt haben. Man berichtet, daß diese Gallerie nach ihrer Vollendung gleichsam als poetisches Tagebuch zu betrachten sein wird, in dem der Meister eine anziehende Blumenlese seiner reichen künstlerischen Lyrik vereinigt."

Kriehuber in Wien, der daselbst ungefähr die Stelle einnimmt, welche Winterhalter als Modemaler unter den Porträtisten in Paris behauptet, hat die Bilder des Kaisers Franz Joseph von Oesterreich und des Herzogs Ludwig von Bayern in ganzer Figur und in Aquarell angefertigt, an welchen ebenfowohl die frappante Aehnlichkeit, wie die wirksame Ausführung in Gemeinanier gerühmt wird. Der aus der Düsseldorfer Schule hervorgegangene **Ludwig Knaus** in Paris, welcher durch seine seelenvollen Genrebilder „ländlicher Leichenzug" und „Morgen nach der Kirchweih" auch das französische Publicum für deutsche Gemüthlichkeit empfänglich machte, arbeitet an einer Idylle voll Leben und Poesie: „die goldene Hochzeit", während sein Landsmann, **Henneberg**, uns nächstens einen „Verbrecher aus verlorener Ehre" vorführen wird.

Der französische Bildhauer Cleſinger, G. Sand's geschiedener Eidam, der einst mit vielversprechenden plastischen Werken vor die Oeffentlichkeit trat, nun in seinen späteren Productionen leider aufs Gebiet des Fabrikmäßigen zu gerathen, hat jetzt aus Rom mehrere Sculpturen nach Paris gesandt, die einen neuen Aufschwung seines Talentes bekunden. Ueber der „nachdenkenden Sappho" liegt ein Hauch der Antike, und eine beinahe colossale „tanzende Zigeunerin, die das Tambourin schlägt," ist ein Werk von origineller Erfindung und geschmackvoller, ja kühner Ausführung. Der Referent der „Kölnischen Zeitung" meint, bei solchen Fortschritten könne der Künstler einst noch Pradier's Stelle ersetzen.

Der am Kölner Dombau mitbeschäftigte **Edmund Renard**, Bildner einer vielbelobten „heiligen Elisabeth", hat ein Hautrelief „Madonna mit dem Kinde" vollendet, welche ein neues schönes Zeugniß für das Talent des jungen Mannes und für die Wärme, mit der er seine Gegenstände erfaßt, ablegen soll.

Die Coburger Lutherveste, von der man in einem Umkreis von sechzig Stunden eine der schönsten Aussichten Mitteldeutschlands genießt, wird, sobald die jetzt darin befindliche Strafanstalt nach Hassenberg verlegt worden ist, gänzlich restaurirt werden. Einer der beiden Thürme hat seinen alten Schmuck bereits wieder erhalten, und dem andern soll er im Laufe dieses Jahres noch zu Theil werden.

Ein Prachtwerk nach Art des „malerischen und romantischen Rheinlandes" erscheint unter dem Titel: „Der Rhein, Kunstdenkmale und Landschaften" in 16 Lieferungen bei Muquardt in Brüssel, und ist für Anfertigung des Textes der in jenen Gegenden wohlbewanderte Levin Schücking gewonnen worden, wogegen die mitwirkenden Maler weniger bekannte Namen tragen. — **Franz Pock's „heiliges Cöln"** wird Abbildungen der verschiedenen kirchlichen Denkmäler dieser Stadt bringen, während die „Salons de Paris" die besten, in Gallerien verstreuten Kunstwerke lebender Maler reproduciren sollen.

Theater und Musik.

Gustav Freytag hat eine Tragödie auf der Geschichte des alten Rom: „die Fabier" geschrieben. Mommsens meisterhaftes Werk kann dazu den letzten, aber nicht den ersten Anlaß gegeben haben, denn der Dichter war mit dem Stoffe bereits vor zwei Jahren beschäftigt. Der Autor ist so grazids und so modern, daß die Aufmerksamkeit des Publicums doppelt erregt wird, greift er zum Kothurn mit antikem Faltenwurf.

Wilhelm Wolfsohn's „Osternacht" wird erst im Laufe des Sommers von neuem auf der Dresdener Bühne erscheinen, und zwar völlig in neuer Gestalt und Reform. — Dresden brachte an kleineren Neuigkeiten ein zweiactiges Lustspiel: „Mazarins Pathe", von Hoberin (Advocat in Schwerin), der sich bei den ersten Aufführungen des Stückes in Berlin Wel n d o l y nannte. Es beruht auf einer Anekdote, die freilich ein Franzose besser motivirt haben würde. Ein weggezagter Goldschmiedsjunge besinnt sich in seiner Noth darauf, daß der Cardinal, damals noch als Capitän, bei seiner Taufe Gevatter gestanden; sein Taufzeugniß weist den frühern Namen des jetzt Allmächtigen auf, und des Gamins Glück ist gemacht, gelingt es ihm zur Audienz zu kommen. Er drängt sich in die Küche des Ministers, wirft sich heimlich die Livree um und überbringt dem Cardinal zum Frühstück die Chocolade. Dieser dreste Witz überrascht und gefällt dergestalt, daß Mazarin ihn als Pathe in feierlicher Hoffeene empfängt, sich auf seinen Arm stützt und bei den Bittgesuchen der Höflinge seine naiven Einfälle entscheiden läßt. Der Gamin als Geheimrath und von den Bittstellern umschmeichelt, liefert eine artige Situation voll Neckerei und Schelmerei. Allein die Scene ist gesucht und gezwungen herbeigeführt. Ein französischer Autor hätte sie nur zur Episode in einem größeren Charakterbilde angewendet. Eine Operette: „die Verlobung bei der Laterne", Musik von Offenbach, machte großes Glück. Ein Trink-Quintett wurde da capo verlangt, ein Zank-Duett (mit zwei Sopranen) wurde mit Jubel begrüßt.

Die Aufführung der neuen Oper **Félicien David's „Herculanum"** in Paris scheint ein Rouplnsultra von Decorationsprunk, Bühnenverwandlungen und allerhand scenischen Effekten gewesen zu sein. Nach Moritz Hartmanns Bericht in der Kölnischen Zeitung müssen einige derselben sehr schön und poetisch genannt werden. Es wird z. B. die bekannte mediceische Vase in so colossalen Proportionen auf der Bühne sichtbar, daß sie die halbe Scene erfüllt. Die Basreliefs der Vase, die bekanntlich ein Bacchanal darstellen, sind durch lebende Personen zusammengesetzt. „Erst umspielt sie eine leise, antikrubige Musik, welche nach und nach erst etwas lebhafter wird. Dann werden auch die Basreliefs lebendig und beginnen sich um die Vase zu bewegen, endlich wird die Musik bacchantischer. Das Bacchanal bewegt sich, seiner Natur entsprechend, wild und wilder, aber noch immer als Basrelief um die Wände der Vase, bis es sich mit einem Male loslöst und mit seiner Wuth ins Leben und auf die Bühne springt, die es dionysisch, trunken, taumelnd, mänadenhaft erfüllt." Unter den hauptsächlichen Personen befindet sich auch Emma Livry,

Digitized by Google

jene noch halbunreife sechszehnjährige Tänzerin, welche der jüngste Gegenstand abgöttischer Verehrung für das stets nach neuen, und möglichst raffinirten Genüssen jagende Paris ist.

Wie an David's Hereinlamm schon vier Monate, so studiert die große Oper an **Meyerbeer's** „verwunschenem Thale" bereits länger als drei Monate, und noch immer ist der Tag der ersten Aufführung nicht fest bestimmt. Es werden darin auch mehrere Ziegen erscheinen, um, wie ein Witzling bemerkt hat, wahrscheinlich Trio's nach Art der drei Wiedertäufer im „Propheten" anzustimmen. Ein Regisseur soll eigens nach der Bretagne gereist sein, um dort nach melodisch meckernden Ziegen zu forschen, sowie die Impressarii in Italien nach Sängern zu spähen pflegen. Die Sorgfalt, die sich Meyerbeer mit Einstudierung seines Werkes nimmt, scheint übrigens bis ins Krankhafte oder Lächerliche zu gehen. Wenn auf einer der Proben, von denen bisher schon gegen fünfzig stattfanden, die Primadonna ihren Triller nicht kunstreich genug ausgesponnen oder aus der Kehle des Tenors ein Ton nicht glatt genug geschlüpft ist, so verursacht ihm das ein schlaflose Nacht.

Die in Form von Vaudevilles gehaltenen Parodien der altgriechischen Mythologie werden beim Pariser Publicum immer mehr Mode, seitdem der „Orphée" in den Bouffes parisiennes einen entscheidenen Erfolg davongetragen hat. Das Theater der Folies-nouvelles wird in diesem Genre nächstens schon wieder ein neues Stück bringen, dessen Titel, „le Jugement de Pâris", bereits auf seinen pikanten Inhalt hinzudeuten scheint.

Der Fürst **Poligna**c, ein Sohn des bekannten Ministers unter Karl X., will wieder gut machen, was sein Landsmann Dennery am Goethe'schen „Faust" verbrochen hat, d. h. er wird eine alle Schönheiten und Eigenthümlichkeiten des Originals möglichst treu beibehaltende Uebersetzung desselben vollenden, die er dem Théâtre français zu überlassen gedenkt.

Der französische Schriftsteller **Ampère**, welcher sich früher schon durch das Buch „Griechenland, Rom und Dante" vortheilhaft bekannt machte, hat unter der Bezeichnung „Scènes historiques" eine dialogisirte Geschichte des römischen Feldherrn Julius Cäsar geschrieben, welche zwar den Anforderungen der Bühne nicht genügt, jedenfalls aber als das Erzeugniß eines feinen Kopfes und classischgebildeten Mannes gelten kann.

Das neueste Scandalosum der Pariser Bühnenliteratur ist ein von **Plouvier** und **Barrière** (dem Verfasser der neulich erwähnten „Vendrillon") gemeinschaftlich verfasstes Drama „L'outrage", welches jetzt in der Porte St. Martin allabendlich ein volles Haus macht. Deutsche Leser werden nicht wenig erstaunen, wenn sie hören, daß die Hauptperson darin ein Mädchen ist, dem ein junger Mann Gewalt angethan und die über diese ihr gewordene Schmach momentan den Verstand verloren hat. Sie wird die Frau eines Irrenarztes, und die Scene, wo derselbe sie in Gegenwart ihrer Eltern zum ersten Male sieht, giebt einen neuen schlagenden Beweis für die naive Art, mit der in französischen Stücken die ernstesten Verhältnisse angesponnen werden. „Welches Unglück", sagt jener Arzt, „dies junge Mädchen ist reizend. Ich fühle, daß ich sie hätte lieben können. Nein, ich liebe sie wirklich. Wollen Sie sie mir zur Frau geben?" Der nächste Act spielt am Hochzeitsabend, und zwar, was den Reiz der Situation noch erhöht, im chambre à coucher mit dem lit blanc. Helene gesteht ihrem Manne ihr Geheimniß. Da erscheint auch jener schurkische Raoni, der sein freches Abenteuer nochmals bestehen will, nun aber unvermuthet statt einer zwei Personen antrifft. Der beleidigte Gemahl tödtet ihn und übergiebt sich dann selbst dem Gericht. Der Richter ist der Sohn des Erschlagenen, sagt aber Brutus gleich: Du hast ihn erschlagen, gut, c'etait votre droit.

Dem Beispiele Th. Gautiers folgend, hat der in Benedig geborene und in Deutschland erzogene, jetzt aber ganz französirte **M. Scudo** seine in der „Revue des deux mondes" seit 1854 erschienenen musikalischen Kritiken zu einer Sammlung vereinigt, von der etwa dasselbe gelten wird, wie von den Obengenannten „Geschichte der dramatischen Kunst Frankreichs seit 25 Jahren," die als Ganzes nicht bedeutend, im Einzelnen aber gut zu lesen war.

Zu den Sängerinnen, die während der laufenden Concertsaison vor dem Berliner Publicum sich haben hören lassen, ist neuerdings auch Frau **Ida Schnselka-Brüning** gekommen, auf die dadurch wieder die öffentliche Aufmerksamkeit gelenkt worden ist. Der weitverzweigten Künstlerfamilie Wohlbrück entstammend, hat sie mannichfache und bunte Schicksale gehabt, seit sie das geworden ist, was sie nun ist, ja sie hat sogar zweimal als Directrice des Theaters in Linz, sowie eines deutschen Bühnenunternehmens zu Paris figurirt. Ihren Ruhm begründete sie einst als eine Schauspielerin, die man nicht mit Unrecht die deutsche Desagel nannte, und von der auch jenes Wort gelten konnte: Ihr Genre ist klein, aber sie ist groß in ihrem Genre. Die französischen Vaudevilles, welche jetzt einen Hauptbestandtheil unserer Repertoires ausmachen, sind recht eigentlich durch Frau Schnselka auf unserer Bühne eingebürgert worden, und sie kann als eine der ersten **Soubretten** Deutschlands im französischen Sinne dieses Worts bezeichnet werden.

Frau **Wilhelmine v. Bock** (Schröder-Devrient), ist, wie ihrer Zeit Henriette Sonntag und Pauline Viardot-Garcia, seit kurzem in die Oeffentlichkeit zurückgekehrt, und wenn sie auch als dramatische Sängerin nicht mehr ganz genügen könnte, so wird sie im Liedervortrag doch noch lange eine bedeutende Erscheinung bleiben. Ihr „Erlkönig" ist noch immer von ergreifender Wirkung, d. h. sie spielt ihn mehr, als sie ihn singt, während der allzufrüh der Kunst verlorene Standigl ihn wirklich dramatisch sang.

König Max von Bayern hat sich aufs neue bewogen gefunden, zur Förderung der dramatischen Kunst eine Preisconcurrenz zu eröffnen, und zu diesem Behufe die Summe von 200 Ducaten für das beste Schauspiel oder Trauerspiel unter nachstehenden Bedingungen ausgesetzt. Der Stoff muß der Geschichte Bayerns oder der Pfalz entnommen sein und die Ausführung neben den Forderungen der Aesthetik auch den Anforderungen der modernen Bühne genügen. Für die Form wird im Allgemeinen der Vers gewünscht, doch kann, wenn die Natur des Stoffes zu einer Behandlung in ungebundener Rede dringend auffordert, eine Ausnahme gemacht werden. Bloße Uebertragungen fremder Stücke können nicht concurriren, auch dürfen die Stücke bisher nicht veröffentlicht sein. Die Einsendung geschieht im Laufe des Monats November 1860 an das Capitel des bayerischen Maximiliansordens in München. Die Entscheidung wird von einem durch den König zu ernennenden Preisgerichte ausgehen und zwar in der Art, daß die Richter zunächst eine Anzahl der vorzüglicheren Stücke zur Darstellung auf der Münchener Hofbühne vorschlagen, ihr letztes Urtheil aber erst, wenn der Cyclus der Aufführungen geschlossen ist, unter Mitberücksichtigung der erzielten Bühnenwirkung abgeben.

In erfreulichem Gegensatz zu den jungen Talenten, welche nach den Erfolgen eines Erstlingswerkes, ohne eine Zeit innerer Reife und Läuterung zu vollenden, alsbald wieder mit neuen Arbeiten vor die Oeffentlichkeit treten, hat **Eduard Tempelten** in Berlin seiner „Klytämnestra" erst jetzt ein zweites Stück „Die Welf – die Waiblingen" folgen lassen, welches als Bühnenmanuscript soeben im Druck erschienen ist. Jenes Drama wurde etwa gleichzeitig mit dem „Narciß" von Bradwogel bekannt, der nach der raschen Vollendung seines „Adalbert v. Babanberge" mit seinen „Rondecana" jetzt bereits an einem vierten Werke arbeitet, ohne den Standpunkt, auf dem er vor drei Jahren stand, auch nur ein wenig überschritten zu haben. Anders ist es mit Tempelten, und wenn man schon der „Klytämnestra" das „Ex ungue leonem" als Motto vorschreiben konnte, so wandelt der Dichter in seinem neuen Stücke noch viel fester und sicherer auf dem Wege zur Meisterschaft, die die höchsten Ziele erreichen kann. Das Drama behandelt den durch seine die halbe Welt erschütternden Folgen historisch berühmt gewordenen Conflict zwischen Kaiser Rothbart und Heinrich dem Löwen, und die gewaltige Scene, in der jener seinen bisherigen Genossen auf

Digitized by Google

den Knieen um Beistand gegen den Papst ansieht, darf vielleicht als die Krone des Ganzen bezeichnet werden. Durch das Stück geht von Anfang bis Ende der warme Strom patriotischer Begeisterung, die Charaktere sind aus einem Guffe, und in den Situationen liegt poetische Kraft und Fülle. Mit ihm zugleich ist das Drama „Montrose“ an die Bühnen verfandt worden, als dessen Dichter sich nun Heinrich Laube selbst auf dem Titel nennt.

Ein neues Lustspiel des Münchner Dichters Mey, „der Courier in die Pfalz oder die Schlangen des Jupiter“, scheint ebenso wenig das rechte Glück zu machen, wie sein früheres „die Gäste von Belle-Esperance.“ Im Drama zeigte sich der durchaus nicht talentlose Verfasser bewanderter, während ihm zur Knüpfung und Lösung einer Intrigue in Scribe'scher Manier die Feinheit, sowie der sichere Blick im Zeichnen der Charaktere und im Beherrschen der Situationen fehlt. Das Stück, von dem wir hier sprechen, spielt am Hofe Ludwigs XIV. zu der Zeit, als der Minister Louvois Heidelberg durch Mord und Brand verwüsten wollte. Zugleich mit dem Courier, der diese grausame Depesche in die Pfalz bringen soll, schickt auch der „Bückeburg'sche Ambassadeur“, ein fader Modegeck, an Serenissimus in der Heimath ein Prachtexemplar der unter dem Namen „die Schlangen des Jupiter“ soeben in Aufnahme gekommenen Allongenperrücken, und die Komik des Stücks beruht nun darin, daß der eine Courier fälschlich für den andern gehalten wird. Schon aus dieser Inhaltsangabe kann man merken, wie lahm die Erfindung in dem Mey'schen Lustspiel sei.

Der preußischen Regierung liegt gegenwärtig ein sonderbares Project zur Begutachtung vor, das Gesuch um Concession für ein in Berlin zu erbauendes Volkstheater, welches 3000 Personen fassen und nur zwei Plätze zu fünf und zwei Groschen enthalten soll. Das würde das zehnte Theater sein, welches in der preußischen Residenz dem Publicum offen stände. Man will damit den oft sehr unsittlichen Liebhabertheatern und kleineren Bühnen in den Vorstädten den Lebensfaden abschneiden, doch dürfte es zweifelhaft sein, ob Berlin schon volkreich genug dazu ist, daß ein in so großartigem Maßstabe nur auf die Betheiligung der unteren Stände berechnetes Unternehmen daselbst renniren kann.

Molière's Lustspiel „Le médecin malgré lui“ ist zu einer komischen Oper umgestaltet worden, welche zeitweilig von den Pariser sehr gern gehört wird. Die Musik ist von Gounod und man rühmt an ihr, daß sie in ihrer humoristischen Haltung dem lustigen Stoffe vollkommen gerecht werde.

Der Capellmeister Conradi, bekannt durch seine Couplets und Chöre zu den Kalisch'schen Possen, hat eine Oper größeren Styls „die Braut des Flußgottes“ vollendet, welche am königlichen Hoftheater zu Berlin zur Aufführung angenommen ist.

Richard Wagner's Ribelungen-Dramalogie, bestehend aus den vier Opern „Rheingold“, „Fee Walküre“, „Siegfried“ und „Siegfrieds Tod“, soll im nächsten Jahre in Weimar vollständig auf die Bühne gebracht werden. Der Großherzog hat zu diesem Zwecke die Erbauung eines eigenen, provisorischen Theaters anbefohlen und den Herren Dingelstedt und Liszt die Leitung des Ganzen übertragen. Mit den Hauptrollen sollen die ersten Künstler Deutschlands betraut werden, und zwar in der Weise, daß um jede etwa eintretende Störung zu vermeiden, alle Partien doppelt zu besetzen sind. Die Chöre werden bis zur Zahl von 200 Mitgliedern verstärkt werden. Für prächtige Ausstattung dieser Musteraufführungen, zu denen der Großherzog auch deutsche Fürsten und hervorragende Männer der Kunst und Wissenschaft einladen will, sind bereits die umfassendsten Geldmittel angewiesen. — In diesem Jahre noch wird von Seiten der Weimarer Hofbühne ein großartiges Schillerfest gefeiert werden, indem die Intendanz den Plan gefaßt hat, zur Jubelfeier von Schillers Geburt dessen sämmtliche dramatische Originalwerke in der Reihenfolge ihrer Entstehung und unter Mitwirkung der berühmtesten deutschen Bühnenkünstler zur Aufführung zu bringen. Der Beginn dieser Jubelfeier, welche beinahe drei Wochen umfassen wird, ist auf das Pfingstfest anberaumt werden, und soll der etwaige Ueberschuß der Einnahme theils der Schillerstiftung, theils der Perseverantia zufließen.

Lorck's Eisenbahnbücher. Conversations- und Reise-Bibliothek.

In Bändchen von dem Inhalt eines gewöhnlichen Octavbandes. Preis für den Band 10 Ngr.

Inhalt der bis jetzt erschienenen 30 Bände.

1. **Aus der russischen Gefangenschaft.** Von Alfred Royer. Aus dem Englischen von C. A. Krepschmar.
2. **Ein Besuch im türkischen Lager.** Von Hans Wachenhusen.
3. **Katie Stewart.** Aus dem Englischen von J. Seybt.
4. **Von Widdin nach Stambul.** Streifzüge durch Bulgarien und Rumelien. Von Hans Wachenhusen.
5. **Ein Sommer in Schleswig.** Skizzen und Bilder von Dr. H. Aus dem Dänischen von H. Helms.
6. **Eine Mordfahrt.** Streifzüge in Island von Pliny Miles. Aus dem Englischen (American.) v. W. C. Drugulin.
7. **Benjamin Franklin.** Eine Biographie von F. A. Mignet. Aus dem Französischen von Dr. Ed. Burckhardt.
8. **Die Mormonen.** Ihr Prophet, ihr Staat und ihr Glaube. Von Dr. Moritz Busch.
9. **Kaiser Nikolaus I.** Vom Grafen de Beaumont-Vassy.
10. **Das neue Paris.** Von Hans Wachenhusen.
11. **Wolfert's Rust.** Von Washington Irving. Deutsch von W. C. Drugulin.
12. **Skizzen u. Bilder aus der Krim.** Von S. Steinhard.
13. **Tolla Feraldi.** Von Ed. About. Deutsch von Dr. A. Diezmann.
14. **Aus dem Seeleben.** Von Basil Hall. Deutsch von W. C. Drugulin.
15. **Finnland und seine Bewohner.** Von M. v. Lindeman.
16. **Der Löwenjäger.** Von Jules Gerard. Deutsch von Dr. A. Diezmann.
17. **Sicilianische Novellen und Skizzen.** Von H. P. Holst. Deutsch von H. Helms.
18. **Das Fräulein von Malpeire.** Von Reybaud. Aus dem Französischen von C. W. Bleich.
19. **Eine Novelle aus Lappland.** Von G. H. Mellin. Aus dem Schwedischen von H. Helms.
20. **Leipzig. Skizzen aus der Vergangenheit und Gegenwart.** Von Dr. A. Diezmann.
21. **Ein indischer Königshof.** Nach dem Englischen des W. Knighton. Von L. Thiele.
22. **Von Cöln bis Worms u. Speyer.** Von F. G. Kühne.
23. **Das Klosterleben Karls V.** Von W. H. Prescott. Aus dem Englischen (Americanischen) von J. Seybt.
24. **Aus den Annalen der englischen Aristokratie** nach J. B. Burke. Deutsch bearbeitet von J. Seybt.
25. **Bilder aus den Alpen.** Erinnerungen eines Malers. Von Ludwig Thiele.
26. **Die Entdeckungsreisen in Nord- und Mittel-Afrika** von Richardson, Overweg, Barth und Vogel. Herausgegeben von Karl Arenz. Mit einer Karte.
27. **Im Elbthal** von Meißen bis Leitmeritz. Von Ludwig Thiele.
28. **Nach Norwegen.** Von Friedrich Mehwald.
29. **Eine Winterreise durch Lappland.** Von Bayard Taylor. Deutsch bearbeitet von Ferdr. Cohmann.
30. **Leben Georg Stephensons.** Nach Samuel Smiles Deutsch bearbeitet von L. Thiele.

Digitized by Google

Neuigkeiten von Carl B. Lorck in Leipzig.

Im Laufe des Jahres 1858 erschienen folgende Verlags- und Commissionsartikel:

Allen, C. F., Geschichte der kän. Sprache im Herzogth. Schleswig. Mit 4 Sprachkarten. 2 Bde. 77 Bog. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Andree, Karl, Südafrika und Madagascar. Geschildert durch die neuesten Entdeckungsreisenden. Mit Karte. 8. geh. 1½ Thlr.

Arenz, Karl, Die Entdeckungsreisen in Nord- und Mittelafrika von Richardson, Overweg, Barth und Vogel. Mit einer Karte. fl. 8. 10 Ngr.

Atlas de l'Archéologie du Nord représentant des échantillons de l'Age de Bronze et de l'Age de Fer. Publié par la Société Royale des Antiquaires du Nord. Avec 22 Planches. Imp. Fol. carton. 10 Thlr.

Atlas von Dänemark, im Felde durch Doulair-Croquis aufgenommen vom Topogr. L. Bloth. Herausgeg. von Ad. Bull. Bll. 1—4. Seeland u. Fyhnen. Jllum. 8 Thlr. 24 Ngr.

Aus Franzensbad. Sechs Epifteln von keinem Propheten. 10 Bog. 16. eleg. geh. 20 Ngr.

Burke, C. B., Aus den Annalen der englischen Aristokratie. Deutsch bearbeitet von J. Seybt. fl. 8. geh. 10 Ngr.

Cook, James, Drei Reisen um die Welt. Neu herausg. v. Steger. 2 Thle. in 1 Bd. 39 Bog. 8. geh. 1⅓ Thlr. geb. 1⅔ Thlr.

Ezel, Anton von, Die Ostsee und ihre Küsten. 8. geh. 1½ Thlr.

Fryxell, Andreas, Geschichte Gustav Adolph's. Mit d. Porer. dess. 2. unveränd. Ausg. 20 Bog. 8. geh. 1 Thlr. geb. 1½ Thlr.

Fryxell, Andreas, Geschichte Karl des Zwölften. Deutsch bearbeitet von Anton v. Ezel. Mit dem Portrait des Königs. 30 Bog. 8. geh. 1 Thlr. geb. 1½ Thlr.

Hof- und Staatskalender, Kgl. Dänischer, Staatshandbuch d. dän. Monarchie für das Jahr 1858. 55 Bogen 4. 2 Thlr. 12 Ngr.

Holstein und Lauenburg in Bildern, Complet in 10 Heften mit 30 Abbild. in Tondruck. Quer-Folio. Subscr.-Preis 27 Ngr. pr. Heft. od. compl. 9 Thlr.

Das Werk bildet eine Fortsetzung von „Königreich Dänemark in Bildern" erwpl. in 25 Heften. 22 Thlr. 15 Ngr.

Irving, Washington, Das Leben George Washington's. Herausgegeben von Prof. Dr. F. Bülau. 4 Bände. 102 Bog. 8. geh. 4 Thlr. geb. 5½ Thlr.

Kane, F. Elisha Kent, Zwei Nordpolarreisen zur Aufsuchung Sir John Franklins. Deutsch von J. Seybt. 19 Bog. 8. mit 2 Karten geh. 1 Thlr. geb. 1½ Thlr.

Keightley, Thomas, Geschichte von Indien. Uebersetzt und bis auf die neueste Zeit fortgeführt von J. Seybt. 2 Thle. in 1 Bd. Zweite Ausgabe. 42 Bog. 8. geh. 1½ Thlr. geb. 1⅔ Thlr.

Kühne, Dr. F. Gustav. Aus mexicanischen Gefängnissen. Bruchstück aus Eduard Harkorts hinterlassenen Papieren. herausg. v. F. G. Kühne. 8 Bogen 8. geh. 16 Ngr.

Lexicon poëticum antiquae linguae septentrionalis, conscripsit Sveinb. Egilsson. Ed. Societatis Regia Antiquarior. septentr. Fasc. I—III. Preis pr. complet (5 Hefte) 10 Thlr.

Männer der Zeit. Biographisches Lexicon der Gegenwart. Heft 1—3. Vollständig in etwa 20 monatlichen Heften von 4—5 Bog. 4. Preis pro Heft 10 Ngr.

Marbach, Oswald, Hippolyt, Tragödie. eleg. geh. Preis 20 Ngr.

Marbach, Oswald, Medeia, Tragödie. eleg. geh. Preis 20 Ngr.

Mehwald, Friedrich, Nach Norwegen. fl. 8. geh. 10 Ngr.

Müller, L., Die Münzen des Thrazischen Königs Lysimachus. 6 Bog. 4. m. 9 Kupfertaff. 3 Thlr.

Von demselben Verfasser erschien früher:

Numismatique d'Alexandre le Grand, Suivie d'un Appendice cont. les Monnaies de Philippe II et III. Accompagnées de Planches et tables in-quarto (401 S.) gr. 8. m. 29 Taf. 7 Thlr.

Puggaard, C., Description géologique de la Peninsule de Sorrento dans le Royaume de Naples contenant de Nouvelles observations sur les Dolomies, (49 S.) m. 1 color. Karte. 24 Ngr.

Olmsted, F. L., Wanderungen durch Texas im mexikan. Grenzlande. Aus dem Englischen. 19 Bog. 8. geh. 1 Thlr. geb. 1⅓ Thlr.

Oersted, H. Ch., Der Geist in der Natur. Deutsch von Prof. Dr. K. L. Kannegießer, mit dem Portrait des Verfassers und dessen Biographie von P. L. Möller. 4. Aufl. vollständig in 1 Bd. 41 Bg. 8. geh. 1⅓ Thlr. geb. 1¾ Thlr.

Prescott, W. H., Das Klosterleben Karls V. Aus dem Englischen (Amerikanischen) von J. Seybt. fl. 8. geh. 10 Ngr.

Rutz Rees, L. E., Selbsterlebtes während der Belagerung von Lucknow. Mit dem Plane der Stadt nebst der Residenz und dem Portrait des General Sir Henry Lawrence. 19 Bog. 8. geh. 1⅓ Thlr. geb. 1¾ Thlr.

Siverß, Jegor von, Literarisches Taschenbuch der Deutschen in Rußland. 20 Bog. gr. 8. eleg. geh. 2 Thlr. 10 Ngr. eleg. geb. 2 Thlr. 24 Ngr.

Smiles, Samuel, Das Leben Georg Stephensons. Deutsch bearbeitet von L. Thiele. fl. 8. geh. 10 Ngr.

Smith, Casp. Guil., De locis quibusdam Grammaticae linguarum Balticarum et Slavonicarum, scripsit —. Partic. I. u. II. De elementis inprimis vocalibus. (130 u. 83 S.) 8. 1857. 1 Thlr. 3 Ngr.

Sophocles Tragödien, übersetzt und erklärt von O. Marbach. 7 Bändchen. Preis des Bandes Text mit Erklärung 24 Ngr.

Hiervon erschienen bis jetzt:

I. König Oedipus, Text und Erklärung. 24 Ngr.
II. Oedipus in Kolonos, Text. 12 Ngr.
III. Antigone, Text und Erklärung. 24 Ngr.
IV. Trachinierinnen, Text. 12 Ngr.
V. Ajas, Text. 12 Ngr.
VI. Elektra, Text. 12 Ngr.
VII. Philoktetes, Text und Erklärung. 24 Ngr.

Taylor, Bayard, Eine Winterreise durch Lappland. Deutsch von Fr. Coßmann. fl. 8. geh. 10 Ngr.

Thiele, Ludwig, Bilder aus den Alpen. Erinnerungen eines Malers. fl. 8. geh. 10 Ngr.

Thiele, L., Im Elbthal von Meißen bis Leitmeritz. fl. 8. geh. 10 Ngr.

Thierry, Amedée, Attila und seine Nachfolger. Deutsch von Dr. Eduard Burckhardt. 2 Theile in 1 Band. 2te Ausgabe. 32 Bog. 8. geh. 1½ Thlr. geb. 1⅔ Thlr.

Thierß, Adolf, Geschichte des Consulats und des Kaiserreichs. Aus dem Franz. von Dr. E. Burckhardt. IV. Band. Preis 5 Thlr. 14 Ngr.

Band I. kostet 5 Thlr. 10 Ngr. — Bd. II. 4 Thlr. 8 Ngr. — Bd. III. 4 Thlr. 28 Ngr.

Thomsen, C., Griechisches Elementarbuch für Anfänger. (102 S.) fl. 8. 12 Ngr.

Thorwaldsens Arbeiten und Lebensverhältnisse im Zeitraume 1828—1844. von J. M. Thiele. Bearb. von F. C. Hillerup. 34 Hefte od. 2 Bde. compl. (116 S. Text m. 205 Kpfrtff.) Imp.-4. Subscr.-Preis 15 Thlr. 9 Ngr.

Wenzig, Joseph, Westslavischer Märchenschatz. Ein Charakterbild der Böhmen, Mähren und Slowaken. Deutsch bearbeitet. 20 Bog. 8. mit Musikbeilagen. geh. 1 Thlr. geb. 1⅓ Thlr.

Wolff, M., Die Philensische Philosophie in ihren Hauptmomenten dargestellt. 2. vermehrte und theilweise umgearb. Ausg. 4 Bogen. 18 Ngr.

Verantwortliche Redaction und Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Kiesche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

Digitized by Google

№ 13. **Europa.** 1859.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 26. März.

Inhalt

Größere Aufsätze: Aus dem häuslichen Leben des Geschichtschreibers Prescott. — Die Franzosen vor französischem Richterstuhl. — Kaiser Soulouque und sein Reich. II. — **Chronik:** Stätten der Erinnerung an Maria Stuart. - Lustwiesväter. - Französische Lügen im deutschen Theater. - Ein Wunderdoctor in Paris. - Das Wachsthum Londons. — **Kurze Nachrichten:** Litteratur. - Bildende Kunst. - Theater und Musik.

Aus dem häuslichen Leben des Geschichtschreibers Prescott.

Es ist immer von Interesse, einen Blick in die Häuslichkeit eines ausgezeichneten Mannes zu werfen und ihn in seinem Thun und Schaffen zu belauschen. Der americanische Geschichtschreiber Prescott, dessen meisterhafte Arbeiten auch bei uns in Deutschland volle Anerkennung gefunden haben, ist ein guter und liebenswürdiger Mensch gewesen, ohne alle Gelehrtenfehler. Daß er halbblind war, hinderte ihn nicht, Frohsinn und gute Laune zu bewahren und die Schwierigkeiten, welche der Mangel eines hellen Augenlichtes ihm in den Weg legte, munter und mit Nachdruck zu besiegen. Er war groß im Wollen wie im Schaffen.

Vor uns liegt eine Schilderung, welche ein Gelehrter entworfen hat, der 1847 die Stelle eines Secretärs bei Prescott bekleidete. Dieser war ein reicher Mann und sehr behaglich eingerichtet, zu jener Zeit etwa fünfzig Jahre alt und von schlankem Wuchs; sein Antlitz hatte noch eine Art von jugendlichem Zug. Als der junge Gelehrte sich dem Geschichtschreiber vorstellte, wurde er freundlich empfangen, und bald war ein Gespräch angebahnt; im Verlaufe desselben setzte Prescott mit äußerster Genauigkeit alle Obliegenheiten auseinander, welche sein Arbeitsgehülfe zu verrichten habe, und zeigte, daß er, als ächter Yankee, auch durchaus praktischer Geschäftsmann war. Nachdem diese Angelegenheit abgesprochen worden, holte er eine Anzahl werthvoller Autographen hervor, unter andern auch von Ferdinand, Isabella und dem großen spanischen Feldhauptmann Gonsalvo de Cordova.

Prescott verlor bekanntlich in früher Jugend das eine Auge durch einen sonderbaren Zufall. Ein Mitschüler warf im Scherz eine Kruste Brod über den Tisch, welche in's Auge traf; dieses erblindete; das andere wurde in Mitleidenschaft gezogen und äußerst schwach; aber die Sehkraft desselben ging doch nicht völlig verloren und reichte für gewöhnliche Zwecke aus; nur war das Lesen und Schreiben beschwerlich und mußte oft unterbrochen werden. Prescott hatte, um bequem schreiben zu können, eine besondere Vorkehrung getroffen, nach dem Vorbilde jener, welche, wenn wir nicht irren, durch den Geographen Zeune zuerst in der Berliner Blindenanstalt eingeführt worden ist, und so hatte er in dieser Beziehung weiter kein Hinderniß zu besiegen.

Sein tägliches Leben war außerordentlich genau geregelt. Sobald seine Weckuhr schlug, stand er auf, öffnete das Fenster um nach dem Thermometer zu sehen und zog so viele Pfunde Kleidungsstücke an, als seiner Meinung nach die Temperatur erforderte. Seine Röcke, Westen und Beinkleider waren alle nach Pfund und Loth bezeichnet. Vor dem Frühstück wandelte er allemal genau eine halbe Stunde umher, und jedoch auch genau auf demselben Wege bis zu einer festbestimmten Stelle, stets ohne alle Begleitung, weil er dann mit Ausarbeiten beschäftigt war. Nach dem Frühstück las seine Frau ihm eine Stunde lang etwas vor, während er sich den Bart schor und sich ankleidete. Zumeist wurde eine Novelle gelesen; dergleichen hörte er gern und achtete dabei sehr auf den Styl. Aber genau nach einer Glockenstunde hörte das Lesen auf, und es war ihm ganz einerlei, ob mitten in einer spannenden Schilderung abgebrochen wurde. Selbst Bücher wie den ewigen Juden, die Geheimnisse von Paris und die Fabrikate des Alexander Dumas verschmähete er nicht, weil sie durch ihre tollen Uebertreibungen sein Lachen erregten.

Um zehn Uhr wurden die Novellen bei Seite gelegt, Prescott ging wieder eine halbe Stunde aus, nahm aber einen andern Weg als früh am Morgen, kam genau nach einer halben Stunde wieder zu Hause und setzte sich an die Arbeit. Der Secretär mußte auf die Minute da sein; kam er ausnahmsweise einmal etwas später, dann sagte der pünktliche Herr zwar nichts, zog aber die Uhr hervor und sah einen Augenblick auf den Zeiger. Anderthalb Stunden lang wurde vorgelesen oder dictirt, und Schlag zwölf Uhr ging Prescott wieder aus, aber um diese Zeit allemal in die Stadt, wo er Besuche oder Einkäufe machte. Punkt ein Uhr stand er wieder in seinem Studierzimmer und arbeitete bis genau halb drei Uhr. Dann speisete er zu Mittag; nach Tische las ihm seine Frau vor und er rauchte eine Cigarre, immer an jedem Tage nur eine

Digitized by Google

einzige, nie mehr. Sobald er damit fertig war, ging er wieder aus, denn er machte jeden Tag, bei jedem Wetter, fünf englische Meilen. Bei allzu heftigem Regen oder Sturm zog er Stiefeln und Handschuhe an, setzte den Hut auf, nahm den Stock und ging in seinem gewöhnlichen Schritte um sein Haus oder vor dem Hause auf und ab. Schlag sechs Uhr war der Secretär wieder da und blieb bis acht; dann war das Tagewerk vollbracht. Prescott arbeitete täglich genau fünf Stunden lang, keine Minute mehr oder weniger.

Diese streng geregelte und genau abgemessene Lebensweise nimmt sich allerdings sehr pedantisch aus, aber sie war wohl eine Folge der geschwächten Sehkraft des Gelehrten. Im Bibliothekzimmer standen immer zwanzig Paar Schuhe auf einer Leiter; der Schreibtisch mußte jeden Tag aufgeräumt werden und sehr sauber bleiben; der Lehnsessel war so gestellt, daß Prescott das Licht im Rücken hatte. Zeitungen las er nicht gern; es schien ihm eine Art von Geistesvergeudung, viel Zeit darauf zu verwenden, und wer da weiß, in welcher Weise die americanischen Blätter sich zu äußern pflegen und wie roh ihre Parteistreitigkeiten ausgefochten werden, kann den Geschichtschreiber nicht tadeln. Er unterhielt einen ausgedehnten Briefwechsel, öffnete alle Briefe selbst, sah nach der Unterschrift und ließ sie sich dann durch den Secretär vorlesen. Große Freude machte ihm allemal ein Brief von Alexander v. Humboldt; in lebhaftem Verkehr stand er mit dem Grafen v. Circourt in Paris, der eine Geschichte der Araber in Spanien geschrieben, und mit dem Spanier Gayangos; im spanischen America hatte er eine große Anzahl gelehrter Freunde. Seine Briefe ließ er auf das feinste Papier schreiben, und das Falten und Siegeln derselben, das ihm Vergnügen zu machen schien, besorgte er selbst.

Die Haushaltungsbücher führte er sehr genau. Seine monatlichen Ausgaben beliefen sich auf etwa tausend Dollars; sein Einkommen war aber beträchtlich höher. Ein Zehntel aller Ausgaben, also etwa 1200 Dollars, verausgabte er zu milden Zwecken, und einem Menschen, welcher der Unterstützung würdig erschien, wurde sie gewiß nicht verweigert. Tag für Tag verzeichnete er in seinem Ausgabebuche auch das Kleinste. Von seinen Spaziergängen brachte er zuweilen Obst, ein Zeitungsblatt, ein Paar Handschuhe zurück, oder er hatte einem Armen einen Viertelsdollar gegeben; das alles wurde eingetragen, und nach Ablauf des Jahres die Bilanz gezogen.

Der Secretär las ihm im Laufe des Jahres 1847 unter andern Werken auch Macaulay's Essays vor; ferner die auf Königin Elisabeth bezüglichen Abtheilungen aus Hume's Geschichte von England und Hallam's Geschichte des Mittelalters, welche er sehr lobte, weil sie unparteiisch sei. Auch interessirten ihn damals einige theologische Werke, z. B. jene von Palfrey und Norton, und Theodor Parkers Abhandlung über die Religion; auf das letztere Buch war er durch einige lobende Kritiken aufmerksam geworden, die in Deutschland erschienen. Er unterhielt sich mit dem Vorleser gern über interessante Stellen, ging mit seinem Urtheil unumwunden heraus, äußerte sich aber bei aller Schärfe mit großer Gutmüthigkeit. Das Leben Jesu von Strauß legte er bald bei Seite, weil es, wie er meinte, nur eine radikalistische Kritik enthalte.

Prescott besaß ein Landhaus in dem Badeorte Nahant, dem kühlsten Punkt in Neu-England, und dort hat er mehr als zwanzig Jahre lang die heißen Sommermonate verlebt. Das Haus stand auf einer hohen Klippe über dem Meer, dessen Schaum bei stürmischem Wetter bis auf den Vorplatz gejagt wurde. Er hatte dort einen weiten Blick auf den Ocean und nannte das Häuschen seine meerumgürtete Burg, wo er ungestört träumen und schreiben könne bei der Musik der Winde und der Wogen, die unablässig an den Felsen oder das unweit entfernte flache Gestade brandeten. Deshalb liebte er sein „Fitful Head", das nur klein aber behäbig war und auf drei Seiten Veranda's hatte. Von diesen herab konnte er einen Stein in's Meer werfen. In der Mitte Juni pflegte Prescotts Kammerdiener, der alte Nathan, Alles in Ordnung zu bringen, und der Schriftsteller sand dann auf seiner „Burg" in Nahant alle Gemächlichkeit wieder. Die frische Seeluft bekam ihm wohl, und er arbeitete dort weit mehr und anhaltender als in Boston, während er in Bezug auf körperliche Bewegung ganz dieselbe pedantische Regelmäßigkeit beobachtete wie in der Stadt. Er ging bis zu einem gewissen Stein und kehrte dort allemal um.

Der Secretär theilt einige Aeußerungen Prescotts über ausgezeichnete Geschichtschreiber mit. So sagte er einst: „Robertson hat einen Styl wie eine Schulmeisterin, es fehlt ihm die Begabung, gut zu erzählen und zu schildern. Die Schlacht bei Pavia hat er ganz nüchtern und trocken behandelt, weil er gar nicht verstand, einem großen und glänzenden Ereignisse gerecht zu werden. Dagegen ist er ganz ausgezeichnet durch Klarheit, durch Eindringlichkeit und philosophische Auffassung und Haltung, und die Mängel in seiner Schreibart gehoren wohl mehr seiner Zeit an als ihm selber. Die englischen Geschichtschreiber haben von den Romanschreibern, namentlich von Walter Scott viel gelernt, insbesondere das Geheimniß einer dramatischen, belebten Erzählung."

Ranke's Fürsten und Völker von Südeuropa schätzte er sehr hoch, und besonders der Abschnitt über Philipp den Zweiten und den spanischen Hof sprach ihn an. Er machte daraus 1848 Auszüge, ließ sie mit sehr großen Buchstaben in Boston drucken, aber nur in zwei Exemplaren zu eigenem Gebrauch.

Zu Ende des Augustmonates oder Anfang Septembers verließ Prescott seine Burg zu Nahant und begab sich auf sein Landgut in Pepperell. „Diese Farm ist länger als anderthalbhundert Jahre im Besitz meiner Familie gewesen, was in unserm Land als ein seltener Fall erscheint. Das Haus selbst mag etwa hundert Jahre alt sein und ist erst von meinem Vater und dann von mir vergrößert worden. In demselben wurde mein Großvater, Oberst Wilhelm Prescott, der in der Schlacht bei Bunker Hill befehligte, geboren, und er ist auch in demselben gestorben. Auch mein Vater, ein guter und kluger Mann wie wenige, hat dort das Licht der Welt erblickt und seine Jugend verlebt; ich selbst habe von Kindheit an in jedem Jahre dort einige Zeit verweilt, im Schatten meiner Bäume Erquickung gefunden und glückliche Stunden mit

Digitized by Google

Freunden verlebt, von denen manche schon hinübergegangen sind."

Diese Farm liegt auf dem sogenannten Hochlande, etwa zweiundvierzig englische Meilen von Boston entfernt, auf der Grenze von Massachusetts und Vermont. Das Gut umfaßt etwa dritthalbhundert Acker hübschen, wellenförmigen Landes, und das Wohnhaus steht auf einer Anhöhe, die sanft nach dem Misticstrom hin abfällt, einem hübschen, klaren Bache, der sich in mannichfachen Windungen durch eine reizende Landschaft zieht. Nach Nordwesten hin wird der Gesichtskreis vom großen Monadnoc begrenzt, so daß dieser Berg gleichsam einen dunklen Rahmen für das liebliche Gemälde bildet. Eichen, Walnüsse, Kastanien und Zuckerahorn sind in anmuthigen Gruppen vertheilt und erquicken das Auge. In Pepperell hatte Prescott ein sehr geräumiges Arbeitszimmer im zweiten Geschoß, arbeitete sehr fleißig an der Geschichte Philipps des Zweiten und kehrte gegen Ende Octobers nach Boston zurück.

Seine Sammlungen zu dieser Geschichte waren unvergleichlich; er hatte keine Mühe und keine Kosten gespart, um aus ganz Europa und dem ehemals spanischen Amerika die Quellen zusammenzubringen, und unterhielt eine Anzahl von Agenten, die er für ihre Bemühungen reichlich entschädigte. Er schrieb so zu sagen kapitelweis, und sah darauf, daß jedes Kapitel einen bestimmten Gegenstand abschloß. So verfaßte er den Abschnitt über die Abdankung Karls des Fünften in folgender Weise. Zuerst mußte sein Arbeitsgehülfe alle gedruckten und handschriftlichen Quellen, welche über die Abdankung handeln, zusammenstellen und das älteste Document zuerst vorlesen. Dabei sagte Prescott ihm Bemerkungen in die Feder, und dann kamen andere Quellen an die Reihe, mit welchen es ebenso gehalten wurde. Sobald alles zusammengestellt war, las er es durch und bearbeitete den Stoff. Nachher saß er stundenlang in seinem Lehnstuhle, ohne sich zu bewegen, denn er war ganz in Nachdenken versunken, das bei schwierigen Partien tagelang, ja zuweilen wochenlang anhielt. Der Gegenstand kam ihm nicht mehr aus dem Kopfe, und erst, nachdem er denselben in allen Einzelheiten durchaus bewältigt hatte, fing er zu schreiben an. Damit ging es dann äußerst schnell, er schrieb so rasch, als hätte ihm Jemand dictirt. Der Secretär brachte sogleich Alles mit sehr großer Schrift in's Reine und las das Kapitel vor, welches Prescott längere Zeit auf seinem Tische liegen ließ, um zu feilen und auszubessern. Keine Mühe und Forschung war ihm zu schwierig, wenn es darauf ankam, die Wahrheit herauszubringen; denn an dieser lag ihm Alles. Er hatte weder Lieblingstheorien noch Vorurtheile, und nie sind Richter und Geschworene, die über ein Menschenleben abzuurtheilen gehabt haben, mit größerer Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit zu Werke gegangen, als Prescott in Bezug auf geschichtliche Thatsachen oder Urtheile. Er war ein Republikaner, ein Anhänger verfassungsmäßiger Freiheit, haßte alles Unrecht und jede Tyrannei; aber er schrieb über Könige und Edelleute, über Inquisition und geistlichen Druck mit jener Ruhe und Gemessenheit, welche dem Geschichtschreiber ziemt, und mit dem, was er als richtig und wahr erkannt hatte, ging er rücksichtslos heraus.

Als Mensch war Prescott liebenswürdig und bescheiden. Alles, was auch nur von fern an Hochmuth und Anmaßung hätte erinnern können, blieb ihm durchaus fremd. Lob machte ihn nicht stolzer und Tadel entmuthigte ihn nicht. Er las alle Kritiken über seine Bücher und war erfreut, wenn er aus der einen oder andern etwas lernen konnte. Die Presse in England und Amerika pries ihn ungemein hoch, er nahm aber solche Auslassungen sehr kühl auf. „Diese Schriftsteller", sagte er, „sind ganz geschickte und wohlwollende Männer, aber nicht genug mit den Quellen vertraut, als daß ihr Urtheil über meine Forschungen von Belang sein könnte. Ueber Styl und Fassung meiner Arbeiten vermögen sie allerdings sich eine Meinung zu bilden, aber keineswegs darüber, ob ich mit Treue und Genauigkeit verfuhr. Und gerade darauf lege ich den meisten Werth." Großes Gewicht für ihn hatten Washington Irving, Richard Ford in England, und einige Gelehrte in Deutschland und Frankreich.

In Hingebung und Freundlichkeit hatte er nicht viele seinesgleichen. Er war fein, zart und empfindlich angelegt, aber dabei lebhaft, muthig, entschlossen und unabhängig; jedes angenommene und gemachte Wesen verschmähete er, und sein Gleichmuth blieb auch dann ungestört, wenn körperliche Leiden ihn quälten. Man fand ihn stets fest, männlich und in guter Laune, und voll Zärtlichkeit gegen seine Angehörigen. Daß er bei solchen Eigenschaften ein guter und willkommener Gesellschafter war, läßt sich begreifen. In seinen Briefen ist nie ein herbes Urtheil vorgekommen, und wenn er nicht mit gutem Gewissen loben konnte, schwieg er lieber. Auch litt er nicht, daß über seine Freunde in deren Abwesenheit scharf abgeurtheilt wurde. In den Jahren 1847 und 1848 war der Geschichtschreiber Georg Bancroft in der Bostoner Gesellschaft sehr verschrieen und unbeliebt, weil er von der Whippartei zu den Demokraten übergegangen war. Prescott hielt zu den Whigs, vertheidigte aber Bancroft mit Wärme und sprach sich mit schneidender Schärfe gegen politische Bigoterie und Unduldsamkeit aus. So ging er auch in litterarischen Dingen zu Werke; er kannte gar keinen Neid gegen andere Schriftsteller, es machte ihm vielmehr aufrichtige Freude, mit gutem Gewissen Lob und Anerkennung auszusprechen.

Es wurde oben erwähnt, daß er den zehnten Theil seiner Einnahmen zu wohlthätigen Zwecken verwandte; seine Mutter, die bei ihm wohnte, gab fast ihre gesammten Jahreseinkünfte dafür aus. Der Secretär erzählt folgenden Vorfall: — „An einem bitterkalten Wintertage erschien ich wie gewöhnlich halb elf Uhr Morgens in Prescotts Arbeitszimmer. Zwei wichtige Briefe an Gayangos in Madrid und an den Grafen Circourt sollten rasch geschrieben und noch mit dem nächsten Dampfer befördert werden. Ich war etwa zur Hälfte mit meiner Arbeit fertig, als die Glocke zwölf schlug und die Stunde zum Spazierengehen gekommen war. Prescott ging, kam aber, weil die Zeit drängte, zu meiner größten Verwunderung früher als gewöhnlich zurück und schrieb an seiner Maschine. Ich solle inzwischen mir ein wenig die Beine vertreten, aber genau um ein Uhr wieder da sein; dann hoffe er seine Briefe fertig zu haben und ich könne sie gleich in's Reine schreiben. Als ich

Digitized by Google

etwa eine halbe Stunde lang in der Stadt umhergegangen war und eben wieder zu Prescott mich begeben wollte, begegnete mir in der Breitenstraße ein Irländer, Michael Sullivan, den ich kannte. Der Mann klagte mir seine Noth; er sei krank, ohne Beschäftigung oder Geld, und seine Familie habe nicht einmal Kohlen. Ich ging rasch mit in die Wohnung dieses Mannes und sah dort eine Frau und drei Kinder in der allerkläglichsten Lage. Erst ein Viertel nach ein Uhr traf ich bei Prescott ein, wo die Briefe schon auf meinem Tische lagen; er selbst ging ungeduldig auf und ab und warf einen Blick auf die Uhr. Während ich meine erstarrten Finger am Kaminfeuer wärmte, entschuldigte ich mich wegen der Verspätung und erzählte was ich gesehen hatte. Rasch zog er ein Anweisungsformular hervor, und ich mußte an seinen Kohlenhändler schreiben, daß sofort eine Tonne Kohlen, also 23 Centner, an jenen Michael Sullivan zu befördern seien. Dann schellte er heftig und schärfte dem Diener die größte Eile ein. Allein es gab vielleicht ein Dutzend Michael Sullivans in der Breitenstraße; ich hatte mir die richtige Hausnummer nicht gemerkt, erbot mich aber, nach vollendeter Arbeit, *also um halb* drei Uhr, mitzugehen. Damit war Prescott nicht zufrieden, er bat mich, sofort aufzubrechen, die arme Familie müsse sich unverzüglich wieder einmal wärmen. „Die Briefe können und müssen warten; die Herren Gavangos und Circourt sitzen wahrscheinlich warm, aber Frau Sullivan mit ihren Kindern friert. Sagen Sie, kann man dem Manne Geld anvertrauen? Wird er es nicht vertrinken?" Als ich versicherte, Sullivan sei ordentlich, gab er mir zunächst fünf Dollars für ihn und fügte hinzu, ich möchte ja gut für die armen Leute sorgen und brauche vor sechs Uhr nicht wieder zu kommen. Am Abend erstattete ich ihm Bericht, und er sagte dann: „Wenn Sie von dergleichen Fällen hören, so benachrichtigen Sie mich ja; es wird mir stets Freude machen, für bedürftige Leute etwas thun zu können. Ich selber kann nicht gehen, um dergleichen aufzusuchen, aber ich gebe gern." Als Sullivan wieder in besseren Umständen war, erwähnte Prescott nie mehr etwas von dem ganzen Vorfall." x.

Die Franzosen vor französischem Richterstuhl.*)

„Frankreich ist im Sinken, im Abnehmen, im Verfall." Das äußerte in diesen Tagen ein Franzose, Charles Aubertin in der Revue contemporaine. Sein Aufsatz: De l'abaissement des caractères dans la société française erscheint gerade in diesem Augenblick von hohem Interesse; auch ist wohl zu beachten, daß er in einer durch und durch napoleonisch gesinnten, von der Regierung mit Geldmitteln unterstützten Zeitschrift veröffentlicht wird. Aubertin sagt seinen Landsleuten furchtbare und erschütternde Wahrheiten in's Gesicht und geht über manche Verhältnisse offen mit der Sprache heraus. Karl Andree hat jüngst in seinen „Geographischen Wanderungen" ethnologisch-politische Betrachtungen über „Frankreich und die Franzosen" angestellt, denen von einzelnen Stimmen der Vorwurf gemacht wurde, daß sie zu scharf seien. Aber die Auffassung des Deutschen findet durch das, was der Franzose sagt, durchaus ihre Rechtfertigung; ja, eine Vergleichung beider Arbeiten zeigt, daß das deutsche Urtheil bei weitem milder ausfiel, als jenes, welches von dem Pariser gefällt wird. Dieses wirft helle Schlaglichter auf die Gesellschaft und die sittlichen Zustände der Franzosen, welche dem Stolze derselben schwer fallen müssen. Man sieht, wie ausgedehnt die innere Verwilderung, wie groß die Zersetzung ist. Das Wesentliche aus Aubertin's Betrachtungen mag hier eine Stelle finden; wir wollen ihn selber reden lassen, damit der Leser erfahre, wie ein napoleonistischer Franzose über seine eigenen Landsleute urtheilt.

Die französische Gesellschaft, sagt er, leidet an erniedrigenden Schwächen und hat sich ernsten Gefahren ausgesetzt. Mit vollem Rechte macht man ihr zum Vorwurfe, daß sie aller festen Grundsätze ermangele, daß sie unbeständig im Wollen sei und keine Treue in ihren Zuneigungen habe. Sie kommt knall und fall auf Ansichten zurück, welche sie periodisch wieder verräth; nach unfruchtbaren Aufregungen wird sie von Muthlosigkeit befallen; ihr Geist ist bald meuterisch, bald ganz knechtisch; sie hat keinen Begriff von wahrhafter Unabhängigkeit; sie läßt kleinmüthig Empfindungen, Geschmacksrichtungen und Gedanken fallen; sie zeigt einen Drang, sich vor neuen Götzen niederzuwerfen: der Sinnenlust und dem Eigennutz. Es ist unrichtig, die Schuld von alledem den Regierungen zur Last zu legen; die vielen traurigen Katastrophen, der häufige Wechsel von Personen und Systemen und die vielen Fieberanfälle deuten auf eine tiefliegende und eingewurzelte Krankheit, sind Anzeichen einer im Verborgenen wirkenden Erschlaffung; wir sind vom Verfall bedroht.

In manchen Fällen übt allerdings die Regierung große Wirksamkeit auf die sittlichen Verhältnisse eines Volkes, aber dieses letztere hat seinerseits wieder Einfluß auf die Regierung; es macht sich seine Gesetze und Sitten; der Geist, von welchem es durchdrungen wird, ist sein Eigenthum. Was gewahren wir in Frankreich? Eine Gesellschaft, die furchtbar ist durch ihren Reichthum, durch ihre Aufklärung und — durch eine Halbheit in der Bildung, welche schlimmer ist, als völlige Unwissenheit; sie schreitet fort in einer ungehinderten Thätigkeit, die dem Menschen Selbstvertrauen giebt. Eine immer größere Anzahl nimmt Theil am Wohlstande und an den Vergnügungen, die mehr Begehrliche schaffen als befriedigen; die Ehrsucht erhebt ihr Haupt bei den Emporkömmlingen, während Andere darüber grollen, daß sie in Verlust gerathen sind und nicht mehr gelten. Alle Classen sind durcheinander gemischt; Jeder steht mit Allen im lebhaftesten Wechselverkehr. Der Charakter

*) Siehe Nr. 11 der Europa. Die Italiener vor französischem Richterstuhl.

Digitized by Google

und das Temperament des französischen Geistes wirkt; dieser ist bei seiner Leichtfertigkeit zugleich keck, und bei aller Weichheit verfährt er doch angriffsweise. Wir sind ein leichtbewegliches, auf- und abwogendes, frondirendes Volk, und der Verfall, die Abschwächung, welche bei uns hervortreten, erscheinen als das Werk der Gesellschaft selbst.

Die französische sogenannte Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts trug einen Radicalfehler in sich, den man jetzt nicht mehr verkennt, und auf welchen namentlich Villemain hingewiesen hat. Die „Philosophen" schmeichelten dem Laster, um sich dadurch Verzeihung für ihre Rücksichtslosigkeiten zu erkaufen. Sie verbreiteten Aufklärung, aber durch die Art und Weise, wie sie es thaten, kam die Moralität, die Ueberzeugung und der rechtschaffene Charakter der Menschen zu Schaden. Sie reizten das Volk an, seine Rechte wieder zu erobern, machten es aber unsähig und unwürdig, diese Rechte auszuüben. Das Alles wirkt bis heute nach, und ein solcher Geist gestattete den freien Staatseinrichtungen keine Dauer; Alles gerieth in's Schwanken, und so ist es bis heute geblieben. Die Religion wird nicht geachtet und die Freiheit ist ohnmächtig. Man vergleiche nur die englische Revolution und deren Wirkungen mit der französischen! Die Gesellschaft der neueren Zeit erhielt in Frankreich gleich bei ihrem Entstehen ein Element der Zersetzung und des Ruins, welches sie (während der Restauration) allerdings zu entfernen trachtete; ausgezeichnete Redner, Dichter und Philosophen haben darauf hingearbeitet, aber sie sind mit ihrem Bemühen gescheitert, und gegenwärtig folgt der Geist einer ganz andern Leitung. Die neue Schule bewältigt die Gemüther nicht mehr durch Begeisterung, sie fasst und packt nicht durch Kraft, sondern sie schleicht heran, und untergräbt Alles, was von Hochherzigkeit und Gewissen etwa noch übrig ist. —

Wenn Herr Aubertin auch der deutschen Kritik Schuld an der französischen Verderbtheit beimißt, so hat er Unrecht; denn wir Deutschen verspüren ja von unserer Kritik keinen Nachtheil, bei uns wird vielmehr angenommen, daß sie den geistigen Läuterungsproceß befördere. Er hätte sagen sollen, daß nur wenige seiner Landsleute das Wesen des deutschen Geistes und unserer Kritik begreifen, und in dem, was sie von uns nachahmen, zumeist der Bagatelle und der Manier huldigen. Wir sind nicht verantwortlich dafür, wenn sie mit den deutschen Geistesbewegungen nichts Ordentliches anzusangen wissen, und zu Schaden kommen, „sobald das Sealpel in den menschlichen Geist hineingeranut wird."

Aubertin sagt, der französische Geist habe Glanz und Lebendigkeit eingebüßt und leide an düsterer Niedergeschlagenheit; über den schönen Wissenschaften und der Philosophie ruhe ein dichter Schatten. In der Politik hat die neuere Schule die Fragen sittlicher Würde und patriotischer Größe dem Eigennutz der Einzelnen und dem materiellen Wohlsein geopfert; sie hetzt die verschiedenen Volksclassen gegen einander auf; sie lacht über das, was einst für groß und erhaben galt; sie kennt keine uneigennützigen Hingebungen an große Ideen mehr, und aller politische Geist ist ihr abhanden gekommen. Daraus entspringen dann wieder das Unsichere und die vielen Mißgriffe in den französischen Zuständen. Es giebt in Frankreich einen militärischen Geist, einen kaufmännischen Geist, einen Beamtengeist, — aber einen politischen Geist gewahre ich nirgends. Dieser besteht in Einsicht, die mit Muth gepaart ist. Die Mängel, welche dem französischen Volkscharakter anhaften, treten immer stärker hervor, die guten Seiten äußern sich immer schwächer, die politische und häusliche Erziehung ist schlecht.

Die jungen Leute sind von vornherein von der Geldsucht besessen, die fast in allen Familien durchaus herrschend ist. Der Knabe wächst zu Hause in diesem materialistischen Dunstkreis auf; in der Schule geht alle Abrichtung lediglich auf das Nützliche; man lernt, nicht um den Geist zu bilden, sondern um sich Kenntnisse zu erwerben, die für den Gelderwerb nöthig sind. Schon der Jüngling trachtet nach nichts als Geld und träumt nur davon, sich ein `bequemes` Leben zu verschaffen. Jedermann rechnet. Die Unwandlung ist schon vollständig; die jungen Franzosen sind, gegen ehemals, ein ganz anderes Geschlecht geworden. Schule und Gesellschaft haben einander wechselseitig verdorben. Der französische Genius ist durch die Entwickelung, welche unser gesellschaftliches Leben gewonnen hat, heruntergekommen und verschlechtert worden; er legt seine ihm innewohnenden Mängel dar, insbesondere seine behaglenswerthe Unthätigkeit, sein bewegliches Wesen, seine weibische Weichlichkeit und, was am allerschlimmsten ist, seinen fast absoluten Mangel an Würde und Erhebung. Man darf sich also nicht wundern, daß in der öffentlichen Meinung das Gewicht einsichtsvoller Kraft und gewissenhafter Ueberzeugung mangelt; sie ist lediglich ein wirres Durcheinander von Begierden und Unwissenheit, und gehorcht nur einem einzigen Antriebe: jenem des Eigennutzes. Sobald dieser dann einmal nicht eben wirksam ist, wird sie von Ebbe und Fluth willenlos getrieben, steht unter dem Einflusse zufälliger Begebenheiten und hat weder klare Einsicht über den etwa zu erreichenden Zweck, noch kümmert sie sich um die Mittel, einen solchen zu erreichen.

Die regierende Classe war moralisch gesunken, und es gab Leute, welche diesem Uebelstande durch Herbeiziehen des demokratischen Elementes abhelfen zu können vermeinten; dem hinsiechenden Körper sollte junges, frisches Blut eingeflößt werden. Das war eine große Täuschung. Die Demokratie brach plötzlich und ohne jegliche Mäßigung herein, und das Uebel wurde nur noch ärger. Diese Demokratie war verderbt und unerfahren. Wenn ein ganzes Volk, das aller politischen Tugend so völlig baar und ledig ist wie unser französisches, plötzlich zum Souverän wird, dann kommt auch alle Schlechtigkeit und Unwissenheit oben auf und tritt zu Tage; Ehrsucht, kleinliche Interessen, beschränkte Vorurtheile bedrängen die Staatsregierung, und die wenigen rechtschaffenen und festen Charaktere, die noch etwa im Lande sind, werden gleichsam überfluthet und untergetaucht. Sobald der demokratische Geist verderbt und ohne Erfahrung ist, wird er auch unverschämt und knechtisch, niedrig und brutal; er schwankt zwischen Extremen. Die Masse der Franzosen ist ganz unwissend. In der neuern Demokratie zeigt sich das unbestegbare Trachten, alle Fragen, welche sich auf das Staatswesen beziehen, in Fragen des materiellen Interesses umzugestalten, denn diese neuere Demokratie wird durch das Element des

Digitized by Google

Pauperismus bedrängt, welches den Staaten des Alterthums unbekannt war. Sie ist eigennützig und selbstsüchtig.

Die Franzosen sind den materialistischen Einflüssen erlegen; diese herrschen; und das Beispiel, welches dem Volke so lange Zeit von oben herab gegeben wurde, steckt an. Die Demokratie hat den Volkscharakter nicht etwa gehoben, sondern nur noch mehr verschlechtert und erniedrigt; Unordnungen und Mängel, welche früher auf einige Classen beschränkt blieben, sind nun über das ganze Land verbreitet.

Aber schon lange, bevor die Demokratie hereinbrach, war der Nationalcharakter verfälscht und erniedrigt worden durch die Sucht nach besoldeten Staatsämtern und durch den Beamtengeist, der in hohem Grade unheilvoll wirkt. Unter allen Regierungen wird er von der Opposition angegriffen; er gilt für ultraconservativ und unbeweglich; aber mit Unrecht. Die Bureaukratie ist kein conservatives Element, enthält auch kein Princip der Unabhängigkeit; sie ist danach angethan, daß sie mehr den Regierungen als der Opposition Mißtrauen einflößen sollte. Die Beamten gehen in überwiegender Menge aus den niederen Schichten der Gesellschaft hervor; sie gelangen zu einer Stelle in den unzähligen Abstufungen und Rangclassen der Verwaltungshierarchie. Der freilich sehr ungegründeten Annahme der Leute zufolge, hält man sie für gut besoldet und einträglich. Der Beamte selbst sieht diesen Irrthum oft erst ein, wenn es zu spät ist, und hat sein Lebenlang dafür zu büßen. Die beißersehnte Stelle, welche er mit so großer Mühe errungen hat, legt ihm große Entbehrungen auf, die er doch nicht bekannt werden lassen möchte; er muß nach Außen hin würdig auftreten und „repräsentiren", während er sich in engen, vielleicht sehr dürftigen Verhältnissen befindet. Er hat sich der strengen Zucht zu fügen, welche die Bureaukratie ihm auferlegt. Die Hoffnung, ein ansehnliches Vermögen zu erwerben, ist keinem abgeschnitten, der über seine Zeit und seine Arbeit frei verfügen kann; der Mann der Bureaukratie muß darauf völlig verzichten; er kann also nicht die Stellung im Leben erringen, welche der Reichthum giebt. Er ist auf sein Bureau angewiesen, oft für die Welt abgestorben, muß gehorchen, entsagen, und verliert nicht selten allen Lebensmuth. Ja nicht einmal Einsamkeit und Zurückgezogenheit wird dem Armen vergönnt; denn er ist im Dienst. Das Geräusch der Welt, den Luxus, tausend Genüsse hat er um und vor sich, aber für ihn ist das Alles nicht da; er bleibt im Dienste, der streng geregelt ist. Alles um ihn her bewegt sich, aber er steht fest und kann nicht aus dem um ihn gezogenen Kreise heraus; er liegt an der Dienstkette. Diese unfruchtbare ihm aufgezwungene Ruhe, dieses traurige Vegetiren, das trostlose Dasein, in welchem er sich nicht einmal mit Hoffnungen erquicken kann, dieses ewige Einerlei der Beschäftigung, welche ihm Geduld aufzwingt und ihn zur Mittelmäßigkeit verdammt, — das Alles reizt und erbittert den Mann, welcher der Bureaukratie verfallen ist; er wird mißvergnügt mit seinem Schicksal, besonders da er sieht, daß Viele, denen er an Wissen und Bildung überlegen ist und die viel weniger arbeiten als er, zu Reichthum und Ansehen gelangen. Der Beamte nährt in sich ein Mißvergnügen und einen Haß gegen die Gesellschaft, wie nur ein Proletarier; aber er ist ein raffinirter und empfindlicher Proletarier; er leidet auch im häuslichen Leben Noth, sieht seine Eigenliebe gekränkt, sein Ehrgeiz wird oftmals angestachelt, aber auch ebenso häufig getäuscht; er fühlt das Mißverhältniß zwischen seiner gesellschaftlichen Stellung und dem Verdienst, welches er sich zuschreibt. Rechnet man also die eigentlich politischen Beamten ab, die, welche höhere Stellen bekleiden, und jene, die etwa Privatvermögen besitzen, dann sind alle übrigen jederzeit und unter jeder Regierung nicht so von Haß gegen Revolutionen erfüllt, wie man wohl annimmt, obwohl sie auch nicht gerade thätig auf eine Veränderung hinarbeiten. Allerdings erfüllen viele Beamte rechtschaffen ihre Pflicht und fügen sich wohl oder übel in ihre Lage; diese aber haben nur einen Traum und nur ein Streben, in welchem alles Andere aufgeht; sie wollen aufrücken und befördert sein. Aber sobald sie sich in ihren Erwartungen und Hoffnungen getäuscht sehen, werden auch sie mißvergnügt. Aus tausend Ursachen kommt in die Bureaukratie ein Geist der Neuterei und der Revolution, und während sie eine Stütze der Gesellschaft zu sein scheint, kann gerade sie derselben große Gefahren bringen. Man wirft ihr vor, daß in ihr der Geist niedriger Ehrsucht und unablässigen Ränkeschmiedens Alles durchwuchere, daß sie über alles Maß hinaus unruhige und knechtisch-kriechende Menschen vervielfache, damit aber die Achtung des Volkes vor den Staatsdienern gründlich vernichte.

Also, damit ich es noch einmal zusammenfasse: unsere politischen Sitten sind im Verfall, das spiritualistische Princip ist abgeschwächt, der sinnliche Materialismus erhebt sein Haupt; der Gelderwerb wuchert und herrscht ohne alle Einschränkung in den Wissenschaften, in der Erziehung und in der Politik. Das demokratische Wesen ist zu jäh über uns hereingebrochen und nimmt keine Rücksichten; dazu kommt noch der bureaukratische Geist.

Uns fehlt es nicht blos an Energie, sondern auch an Aufklärung und Verständniß. Selbst ein kräftiger und gerader Charakter kann nicht durchgreifend wirken, wenn er ohne höhere Durchbildung ist, wenn ihm eine gute, classische, auf das Höhere gerichtete Erziehung fehlt. Aber eine solche ist leider in Misachtung gefallen, und dieser Umstand hat wesentlich dazu beigetragen, den französischen Geist auf eine niedrigere Stufe herabzudrücken. Dieser französische Geist hat sehr schätzbare Durchschnitteigenschaften, in praktischer und positiver Beziehung, und sie leisten ihm vortreffliche Dienste bei allen Unternehmungen, bei welchen es darauf ankommt, mit Leichtigkeit ein Ergebniß herbeizuführen, wie man es wünscht. Aber sobald er sich geben läßt, kommt sehr leicht das höhere Verständniß der Dinge zu Schaden, sein Gesichtskreis und seine Thatkraft werden beschränkt, und doch sollte er gerade im Gegentheil gegen die Uebertreibungen seiner vermeintlichen Klugheit, gegen seine Mittelmäßigkeit und die ihm gleichfalls anhaftende Niedrigkeit ankämpfen. Seitdem er nicht mehr die aristokratische Zierlichkeit als Correctiv und Muster vor sich hat, sind ihm die litterarischen und ritterlichen Eigenschaften abhanden gekommen, er ist in die kleinlichen Verhältnisse des Bourgeoisgeistes herabgesunken, der seinerseits der engherzige und ver-

Digitized by Google

krüppelte Typus des französischen Geistes ist. Seit dreißig Jahren verfolgt der Bourgeoisgeist mit seiner kläglichen Verachtung und bedauernswürdigen Declamationen die höhere geistige Erziehung und Ausbildung, er hat sie beinahe vernichtet und an ihre Stelle eine professionelle, platt auf das Nützliche gerichtete Erziehung gesetzt. Die Bourgeoisie mag sich selber die Schuld beimessen, daß sie so schnell die Regierung des Landes verloren hat; neben andern Mängeln ist in dieser Hinsicht auch ihre Gleichgültigkeit gegen die classischen Studien und für alle höhere Wissenschaft anzuklagen, welche die Grundlage der Staatswissenschaft bildet. Sie mag ihren Geist eigennütziger Berechnung anklagen, der weiter nichts im Auge hat, als tüchtige Abrichtung des Menschen für Handel und Gewerbe. Seit dreißig Jahren ist die Fürsorge der Eltern darauf gerichtet, die Kinder für ein Comptoir oder eine Werkstatt abzurichten, und alle Bildung, alles Wissen, welches darüber hinausstrachtet, gilt für überflüssig und nichts werth. Aber was bringen denn solche perfecte Kaufleute, solche vollendete Muster von Geldmännern an geistiger Tüchtigkeit mit in den Rath der Nation, wenn ein Wechselfall der Revolutionen oder der Einfluß, welchen sie durch ihr Geld üben, sie zu einer politischen Stellung bringt? Welche Ueberzeugungen und welche Talente? Sie sind Emporkömmlinge, sie haben Genie in kleinen Dingen, sind bewandert in der niedern Sphäre des Eigennutzes, in welcher sie sich ihr halbes Leben lang bewegt haben; sie haben Alles gelernt, nur verstehen sie sich nicht auf den Menschengeist, auf dessen wissenschaftliche und philosophische Offenbarungen, auf die Menschheit und ihre Geschichte. Bricht nun eine Krisis im Innern aus, tritt eine Verwickelung in den auswärtigen Angelegenheiten ein, dann schwanken diese bewundernswürdigen Buchhalter, dann fühlen diese Helden der Speculation sich beunruhigt; sie laufen in der Finsterniß der Politik verirrt umher, wie in einer stürmischen Nacht; sie schwanken zwischen extremen und widersprechenden Entschlüssen, sind stets bereit ihre Ansichten über Bord zu werfen, rennen dem Ersten Besten in die Arme, welcher sich gerade darbietet, und zeigen dem Volke wie abgeschmackt sie sind, und wie gemein im Herzen.

Es fehlt demnach der Mittelclasse jener höhere Grad von Bildung und Einsicht, welcher sie lehren könnte, worin ihre Pflichten bestehen und wie dieselben erfüllt werden müssen. Darin liegt auch der Grund, weshalb der conservative Geist so unbeliebt ist. Zwischen ihm und dem liberalen Geist liegt in Frankreich eine bedauernswürdige Kluft, durch welche beide zur Ohnmacht verdammt sind. Verständige, aber wenig gebildete Leute erschrecken vor dem Liberalismus, wie vor einem Gespenste, haften blind und zäh an dem, was sie „Conservation" nennen, fragen aber nicht danach, wie und durch welche Mittel man „conserviren" könne. Andererseits lassen Geister von höherem Anfluge, aus Verachtung vor der kleinlichen Engherzigkeit der Conservativen, sich zu Ausschreitungen hinreißen, deren Opfer sie dann werden. Diese Kluft muß ausgefüllt werden, sonst ist kein Frieden und keine Stätigkeit möglich; die conservativen Classen müssen sich wieder einer liberalen Erziehung zuwenden; sie müssen nicht blos reiche Leute sein, sondern ihrem Besitz auch aufgeklärte Kühnheit und die Liebe zu gesetzlichem Fortschritt hinzufügen; dergleichen wird aber durch wissenschaftliche Bildung und Philosophie eingeflößt. Die Mittelclassen müssen das Uebermaß des kaufmännischen und gewerblichen Geistes abstreifen, denn derselbe würde die Gesellschaft über den Haufen werfen, nachdem er sie schon erniedrigt hat.

Die Aufgabe, welche zu lösen ist, stellt sich in ihrer furchtbaren Einfachheit so hin: — Man muß die persönliche Unabhängigkeit mit Achtung vor dem Gesetz und mit Hingebung für das allgemeine Wohl vereinigen, und an die Stelle des ehrsüchtigen Drängens um Titel und Aemter Uneigennützigkeit setzen. Der französische Geist ist durch sein lediglich auf das Nützliche gerichtetes Streben in die Irre gerathen, und kann nur durch wissenschaftliche Bildung und Philosophie sich wieder kräftigen. Als Grundlage der Staatswissenschaft muß die zwar bei uns verkannte, aber unbestreitbare Wahrheit festgestellt werden, daß ohne Stätigkeit ein Fortschritt nicht denkbar ist; daß das Leben einer Gesellschaft nicht eine tägliche Reihenfolge radicaler Umgestaltungen und Verwandlungen sein kann; daß man mit der Zerstörung der Staatsgewalt auch die Freiheit zu Grunde richtet. Jemehr die Regierung befestigt und ihrer Zukunft sicher ist, um so mehr kann sie auch, ohne Gefahr für sich, ihre Thätigkeit beschränken und von ihren Prärogativen abgeben. In unserm Zeitalter geistiger Emancipation hat keine Regierung ein Interesse, die Aufsicht einer Opposition abzulehnen, falls dieselbe loyal ist, oder die Mitwirkung der Freiheit, wenn dieselbe nicht in einen Gegensatz ausartet. —

Das sind die Ansichten eines bonapartistischen Schriftstellers, der es für angemessen hält, als Sittenrichter seines eigenen Volkes aufzutreten und sich in das ernste Gewand moralischer Würde zu hüllen. Was er sagt, ist im Allgemeinen richtig, aber der Mangel an Ehrlichkeit in der Auffassung der gegenwärtigen Zustände des französischen Geistes geht schon daraus hervor, daß Herr Aubertin gerade die wichtigsten Momente verschweigt. Seit längerer Zeit müssen die bonapartistischen Federn den französischen Mittelstand angreifen, weil er dem halsbrechenden napoleonischen System abgeneigt, weil er mit dem Träger desselben unzufrieden ist. Die „Bourgeoisie", welche gerade durch jenes System in das auf Geld und Gut gerichtete Treiben hineingedrängt und dazu aufgestachelt worden ist, will auch dessen Consequenzen, nämlich Ruhe und Frieden, an die der Bourgeois sich mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit klammert. Diese wird ihm jetzt von den Prätorianern der napoleonischen Presse zum Vorwurf gemacht. Als ob in alledem etwas Auffallendes läge, und als ob es nicht gerade so sein müßte, wie es eben ist! Unter der napoleonischen Autokratie ist den Menschen jede freie Beweglichkeit versagt, außer im Handel und Wandel, welche allein noch einigen unbehinderten Spielraum gewähren. Auf diesem noch nicht verschlossenen Felde bewegen sich die Leute. Wofür soll der französische „Bourgeois" sich etwa begeistern? Für den Verlust aller Freiheit etwa, für ein Ausgabebudget von 1800

Digitized by Google

Millionen, für eine schwebende Schuld von 800 Millionen, für den Preßzwang, die straffe Polizeiherrschaft, die bis auf das Aeußerste getriebene Centralisation, die Begünstigung der Geistlichkeit und insbesondere der Jesuiten, für den gefesselten Unterricht, für die ewige Unruhe in den auswärtigen Angelegenheiten, für ein Heer von mehr als einer halben Million Kriegern und für den kaiserlichen Hofstaat, welcher ungezählte Summen in Anspruch nimmt? Oder gar für Kriegsgelüste, deren Befriedigung ganz Europa mit Feuer und Flammen erfüllen und Jeden schädigen müßte, der zu den Besitzenden gehört? Soll er sich begeistern für die Confiscation des Eigenthums der Familie Orleans, für das Coketiren mit der rohen Masse der französischen Bauern, deren geistige Verkommenheit selbst Herr Aubertin zugesteht; oder für ein wahrhaft hündisches Schweifwedeln, welches bonapartistische Schriftsteller zur Schau tragen? Oder wäre es nicht Schweifwedeln, wenn ein Herr Oisel sein Buch: „Ueber den Verfall der Litteratur und deren Wiederherstellung" (Lille 1859) widmet als „cadeau d'étrennes à Sa Majesté bénie l'empereur Napoléon III., au sauveur de la France, à Notre Marc Aurèle chrétien, un hommage de la plus tendre vénération de son très humble, très obéissant, très fidèle serviteur, sujet et soldat"? Sind dergleichen niedrige Speichelecker die rechten Leute, um den öffentlichen Geist wieder zu beleben, und eine Zeit der Freiheit anzubahnen, welche selbst Herr Aubertin in Aussicht stellt?

Frankreich, meint er, sei noch nicht ganz verloren; vielleicht gebe es sich nur der Ruhe hin, „um eine desto glänzendere Wiederauferstehung zu feiern." Es müsse nur einen kräftigen Anlauf nehmen, die Züchtigungen, welche es erfahren habe, sich zur Lehre dienen lassen, dann werde auch wohl das schmerzliche Problem der Vereinigung von Ordnung und Freiheit gelöst werden können. Dabei müsse Jeder sich auf sich selbst stellen, unabhängig auftreten, sich auf die eigene persönliche Kraft verlassen, nicht mehr alles von der Staatsgewalt erwarten, die Freiheit lieben, kein Schmarotzer sein, der am Staate sauge, stets moralisch verfahren; dann werde endlich das „trugvolle Gaukelspiel" ein Ende nehmen, dessen Dasein Niemand eingestehen wolle, während es doch allen rechtschaffenen Leuten einen so großen Widerwillen einflöße. Und so weiter.

Der tugendeifrige Sittenprediger vergißt nur beizufügen, daß unter der napoleonischen Selbstherrschaft keine freie Thätigkeit und Beweglichkeit gestattet ist, daß das Gesetz gegen die Verdächtigen Jedem drohend vor Augen steht, daß Lambessa, Cayenne, Nossi Be und Neu-Caledonien die Verdächtigen aufnehmen. „Keine Begeisterung mehr, sondern Heranschleichen und heimliches Untergraben," so jammert Aubertin. Aber offen darf ja Niemand seine Meinung aussprechen; es ist ja nichts erlaubt, als unbedingt zu geherchen oder heimlich Opposition zu machen. So war es stets in allen despotisch regierten Staaten, und das kaiserliche System in Frankreich kann nicht verlangen, daß ihm zu Liebe die Geschichte eine Ausnahme mache; es hat die Consequenzen zu tragen, welche es hervorruft. „Der Geist leidet, es herrscht eine düstere Niedergeschlagenheit, der politische Geist ist abhanden gekommen; die Menschen sind materialistisch, es fehlt an Aufklärung, an Verständniß; der Bourgeois, als bewundernswürdiger Buchhalter, thut nichts, um die große Kluft auszufüllen."

Das ist die Klage unseres napoleonistischen Schriftstellers. Natürlich; aber alle diese Dinge sind, ganz einfach und sehr erklärlich, Folgen des napoleonischen Systems. Gegen das System sagt Herr Aubertin nicht ein einziges Wort; er unternimmt seinen Kreuzzug nur gegen die besitzenden Classen, welche nicht durch dick und dünn mit dem Napoleonismus gehen, sondern demselben den passiven Widerstand der Theilnahmlosigkeit entgegensetzen. Der Besitz und die Intelligenz haben mit demselben gebrochen, sie umfuhren die cersische Standarte nicht; und das ist in den Augen des autokratischen Systems ein schweres Vergehen. Prätorianerthum, unverantwortliche Regierung, nicht controlirtes Budget, eine Scheinvertretung, welche lediglich vorhanden ist, den Willen des Herrschers einzuregistriren, Fesselung der freien Rede und Schrift, eine furchtbar strafte Centralisation, — das Alles liebt der Bourgeois ebenso wenig, wie die Begünstigung des Klerus und der Jesuiten, oder den Kriegslärm. Er will den Frieden, er ist nicht napoleonistisch, darum hält man den gebildeten und besitzenden Classen in Frankreich nicht nur jene Fehler vor, welche sie in der That haben, sondern läßt sie auch schelten und schmähen. Aber man wird durch ein so unwürdiges Verfahren, welches den ganzen Bruch zwischen der Intelligenz und dem System offen darlegt, die Intelligenz nicht versöhnen oder „die Kluft ausfüllen."

Der Napoleonismus, das hätte Herr Aubertin bedenken sollen, hat einen ganz planmäßigen Kreuzzug gegen die unabhängigen Bildungsanstalten unternommen. In Paris erschien seit einem Vierteljahrhundert in wöchentlichen Lieferungen ein Manuel général de l'instruction primaire beim Buchhändler Hachette; Herausgeber war ein sehr tüchtiger Gelehrter und Pädagog, Herr Barrau, der sich lediglich auf Fachangelegenheiten beschränkte und keine Politik einmischte. Das Blatt war vorzugsweise für Lehrer in den Dorfgemeinden bestimmt; aber es lobte den Napoleonismus nicht und wurde deshalb untergraben. Der „Staat" ließ eine Gazette des Instituteurs auf eigene Kosten drucken, um den halben Preis des Manuel abgeben, und die Schulinspectoren erhielten den Befehl, die Abschaffung des Manuel und die Einführung der Gazette zu bewerkstelligen. Wer jenes hielt, wurde verdächtig; die Gazette, ein in pädagogischer Beziehung dürftiges Machwerk, predigt seitdem allwöchentlich den Imperialismus und hebt die Dienste hervor, welche „der Retter und Heiland" der Welt erweise. So weit geht in Frankreich der Preßzwang, daß es verboten ist, aus den Büchern, welche der ehemalige Prinz Bonaparte hat drucken lassen, Auszüge zu veröffentlichen, damit die Widersprüche zwischen sonst und jetzt den Leuten nicht unter die Augen kommen. Der „Kaiser" verbietet sich selbst! Der geistige Zwang drückt auf Alles, und wer sich dagegen regt, gilt flugs als Aufrührer; keine Aeußerung geistiger Unabhängigkeit wird geduldet; was Wunder also, daß der Geist sich von einem solchen Systeme abwendet, welches ihn plan-

Digitized by Google

mäßig befeedet, und was Wunder, daß nur schweifwedelnde Sykophanten und Lanzenknechte oder Sophisten sich zur Vertheidigung desselben hergeben?

Zu den letztern gehört Herr Aubertin. Statt seinen Landsleuten neben unbestreitbaren Wahrheiten auch Schmähungen ins Gesicht zu sagen, hätte er der Wahrheit und der sittlichen Würde, auf welche dieser Sophist so großen Werth legt, einen Dienst erwiesen, wenn er eine auf Thatsachen beruhende Schilderung des napoleonischen Systems gegeben hätte. Aber er wird sagen, das sei nicht seines Amtes und er habe dazu keinen Auftrag gehabt. Nun wohl; dann schlagen wir ihm vor, eine einzige der langen, für das System zerschmetternden Thatsachen zu entkräften, welche in der Westminster Review vom 1. October des vorigen Jahres unter dem Titel: „Frankreich unter Ludwig Napoleon" zusammengestellt worden sind. Weshalb hat sich kein napoleonistischer Schriftsteller an eine Widerlegung gewagt? Jener Aufsatz war drei Monate vor Herrn Aubertin's Arbeit gedruckt; wenn dieser aufrichtig war, so mußte er von demselben umfomehr Kenntniß nehmen, da namentlich die geistige Herabwürdigung, welche der napoleonistische Schriftsteller mit so großer Salbung beklagt, von dem Engländer eingehend gewürdigt wird. Er zeigt, welche Ursachen schuld sind, daß Frankreich „im Sinken, im Abnehmen, im Verfall" ist.

Nun will man die „Wiedergeburt" durch Blut, Waffen, Krieg bewerkstelligen! — d. —

Kaiser Soulouque und sein Reich.*)

II.

Die Anfänge der Regierung Soulouque's als Präsident verliefen ruhig und ohne Besorgnisse für die Mulattenbevölkerung, denn die Eitelkeit des neuen Herrschers trieb ihn an, den Beifall der gebildeteren Classe zu suchen, die dem rohen Naturmenschen Bewunderung aufzwang. Ebenso suchte er aus Furcht sich lächerlich zu machen, seine abergläubischen Regungen möglichst zu verbergen. Ueber den Mangel an Kenntnissen wußte er sich hinweg zu helfen. Wenn ein Minister ihm eine Depesche vorlesen wollte, so nahm er sie ihm aus der Hand, durchlief mit einem nachdenklichen und zugleich geringschätzenden Blick (er konnte damals noch nicht lesen) die geheimnißvollen Zeilen des papier pâlé (papier qui parle, Geschriebenes), legte sie dann wieder zusammen und sagte mit majestätischer Zuversicht: Gut, ich werde es mir überlegen. Im Innern sah es freilich nicht so ruhig aus. Neugier, den Inhalt des Papiers zu wissen, vermischte sich bei Soulouque stets mit der Furcht vor Zauberei, und beide Leidenschaften lagen so lange im Streite, bis er seine Scheu, sich lächerlich zu machen, überwand und irgend einen Beamten ins Vertrauen zog, um sich von ihm die Depesche vorlesen zu lassen. Spöttereien über diese Schwächen von Seiten der gebildeten Mulattenbevölkerung, die ebenso gern frondirt wie die Franzosen, kamen dem schwarzen Präsidenten zu Ohren und machten ihn argwöhnisch gegen diese Classe, welcher ja schon Boyer angehört hatte, der die verzauberte Puppe zum Verderben seiner Nachfolger, die Puppe, die immer noch vergeblich gesucht wurde, im Garten des Präsidentschaftspalastes vergraben hatte. Dieser Argwohn war es auch, der Soulouque allmählich wieder den ultrafranzosischen Elementen der Bevölkerung näherte, die seine Unwissenheit weder beschämten noch verspotteten, und bei denen er vielmehr Sympathien für seinen Aberglauben fand. Schon damals ließ nur die natürliche Gutmüthigkeit des Mannes die rohe Negernatur nicht zum Losbrechen kommen; aber bereits hörte man von ihm Aeußerungen, die, wie fernes Donner das nahende Gewitter, eine blutige Zukunft verkündeten. Soulouque wurde immer düsterer und argwöhnischer. „Ich weiß, sagte er, daß man gegen mich Verschwörungen anzettelt. Niemand darf in Hayti ausspucken, ohne daß ich es weiß; aber wenn ich bedenke, was es den Familien kostet, *ehe ein Mensch fünfundzwanzig Jahre alt wird*, verliere ich den Muth zu handeln." Dieses naive Geständniß verrieth, welche innere Kämpfe der Präsident bereits damals durchzumachen hatte.

Ein Preßproceß brachte die Krisis zum Ausbruch. Während Soulouque eine Reise nach Cap-Haytí machte, wo er einige Wochen verweilen wollte, hatte er einem seiner Vertrauten, dem Brigadegeneral Similien, Befehlshaber der Palastwache, außerdem aber auch noch Schneider und Lieferant der Uniformen für die Armee, den Auftrag gegeben, im Geheimen die verdächtigen Mulatten zu überwachen. Als Befehlshaber der einzigen noch in der Stadt befindlichen organisirten Militärmacht und im Besitz des Forts, von welchem aus die Hauptstadt in Grund und Boden geschossen werden konnte, war Similien unbedingter Herr der Situation, und er war nicht der Mann, der es über das Herz bringen konnte, eine solche Gelegenheit, seine Macht fühlbar zu machen, ungenützt vorübergehen zu lassen. Er rühmte sich laut der discretionären Gewalt, die ihm der abwesende Präsident übertragen, umgab sich mit einer Extrawache von schwarzem Gesindel und gestattete nur ausgesprochenen Feinden der Mulattenpartei den Zutritt, die von ihm geheimnißvolle Befehle empfingen, um sie theils in den armen Vierteln der Stadt, theils unter der Landbevölkerung zu verbreiten. Nur die Gegenmaßregeln, welche der General Therlonge, ein Mulatte, und der Platzcommandant Decayet, ein Neger, aber ebenfalls ein Mitglied der gemäßigten Partei, ergriffen, haben wahrscheinlich damals Similien abgehalten, seinen Plan, auf ein gegebenes Zeichen alle Mulatten niederzumetzeln und die Waarenlager zu plündern und in Brand zu stecken, in Ausführung zu bringen. Dafür fielen sie aber auch in Ungnade, als Soulouque zurückkehrte, und der Ver-

*) Siehe Nr. 11 der Europa.

Digitized by Google

faſſer eines milde tadelnden Artikels in der Handelszeitung von Port-au-Prince, der Senator Courtois, ein Mulatte, wurde vor Gericht geſtellt, weil er eine Claſſe der Bürger gegen die andere aufgehetzt habe. Die Bürger, deren Soulouque ſich ſo warm annahm, waren Similien und ſeine Bande von Schnapphähnen und Mordbrennern, welche vier Wochen lang die Hauptſtadt in beſtändiger Beſorgniß eines allgemeinen Blutbades gehalten hatten. Obgleich Soulouque den Senatspalaſt von einer anſehnlichen Militärmacht einſchließen ließ und während der Gerichtsverhandlung immer drohte, Courtois doch erſchießen zu laſſen, wenn er auch nicht zum Tode verurtheilt würde, hatte der Senat doch den Muth, den Angeklagten nur zu einem Monat Gefängniß zu verurtheilen. Soulouque wußte ſich jedoch zu helfen, denn da er ſchon gegen alles Geſetz den Senator Courtois hatte verhaften laſſen, kam es ihm auch nicht darauf an, das Geſetz noch weiter zu verletzen, das Urtheil des Senats ganz zu ignoriren und Courtois vor ein Kriegsgericht von Generalen zu ſtellen, die ihn kurzweg zum Tode verurtheilten. Nur die energiſche Verwendung des engliſchen und des franzöſiſchen Conſuls rettete den Armen, den die Gnade des Präſidenten, anſtatt nach gerichtlichem Spruch einen Monat ins Gefängniß, auf Lebenszeit in die Verbannung ſchickte.

Dies war der erſte Gewaltſchritt Soulouque's, welcher die Mittelclaſſe ſo einſchüchterte, daß ſie ganz und gar über den Präſidenten zu ſpotten vergaß und demſelben noch dankbar war, daß er ſie wenigſtens athmen ließ. Dafür traten jetzt ganz andere Elemente in den Vordergrund. Der ſchon früher genannte Neger Acaau hatte bei dem erſten Losbrechen der ultraafricaniſchen Bewegung barfuß und nur mit einem Stück Sackleinwand und einem Strohhut bekleidet vor dem Altar ſeines Kirchſpiels öffentlich das Gelübde abgelegt, nicht eher die Kleidung zu wechſeln, als bis die Befehle der göttlichen Vorſehung ausgeführt wären. Dann erklärte Acaau den mit dem Muſchelhorn zuſammengerufenen Negerarbeitern, die göttliche Vorſehung befehle dem armen Volke, die Mulatten zu verjagen und ihr Eigenthum unter ſich zu theilen. Da ſich unter den Zuhörern einige wohlgekleidete Neger und einige ſehr zerlumpte Mulatten befanden, ſo rief die in Ausſicht geſtellte Theilung der irdiſchen Güter der Mulatten nicht eine ſo vollſtändige Befriedigung hervor, als Acaau erwartet hatte. Er verbeſſerte aber ſogleich ſeinen Mißgriff und ſetzte hinzu, indem er auf die zerlumpten Mulatten deutete, das ſind Neger. Ein Neger von etwa dreißig Jahren, Arbeiter in einer Rumfabrik, trat jetzt hervor und ſagte zu der Menge: Acaau hat Recht; denn die heilige Jungfrau hat geſagt: Nègue riche qui connaît li et écri, cila mulâte; mulâte pauve qui pas connaît li ni écri, cila nègue. (Jeder Neger, der reich iſt und leſen und ſchreiben kann, iſt Mulatte; jeder Mulatte, der arm iſt und weder leſen noch ſchreiben kann, iſt Neger.) Dieſer Ausleger des Willens der heiligen Jungfrau war Joſeph, zugleich ein Hauptprieſter der Baudouc, der von nun an als Bruder Joſeph mit einem weißen Taſchentuch um den Kopf, im weißen Hemd und weißen Beinkleidern, mit einer Kirchenkerze in der Hand, mitten unter den Banden Acaau's einherzog und in den ſeltenen Fällen, wo dieſe Räuberhorden ungewiß waren, ob ſie plündern dürften oder nicht, dieſen Gewiſſensſcrupel durch den Spruch entſchied: Nègue riche qui connaît li etc. Er war der Prieſter eines praktiſchen Communismus, der den europäiſchen Verſuchen von 1848 in der Zeit und in der conſequenten Durchführung ſeiner Principien weit vorausgeeilt iſt.

Die Banden Acaau's waren von Riché zerſtreut worden, Acaau ſelbſt hatte ſich erſchoſſen, Bruder Joſeph aber war übrig geblieben und war ein hochgeachteter Zauberer. Sein Auf in dieſer Hinſicht war die Urſache, weshalb ihn Soulouque kurz vor dem erſten Jahrestag ſeiner Wahl zu ſich berief, um den noch immer ungelöſten Zauber, der ſein Leben bedrohte, — denn die Puppe war noch immer nicht im Garten gefunden worden — zu beſchwören. Daß der Jahrestag glücklich überſtanden wurde, kam auf Bruder Joſephs Rechnung, der von nun an in hoher Gunſt bei Hofe ſtand. Er benutzte ſie, um den Argwohn Soulouque's gegen die Mulattenbevölkerung zu ſchüren.

Ein Umſtand kam noch dazu, um dieſen Argwohn zu ſteigern. Auf die Nachricht von dem großen Einfluß, den Bruder Joſeph am Hofe beſaß, hatten die Ueberreſte der Banden Acaau's, die ſich bis dahin vereinzelt, von Straßenraub und Diebſtahl lebend, im Süden umhergetrieben hatten, wieder neuen Muth geſchöpft und ſich in der Nachbarſchaft von Cayes, dem Schauplatze ihrer früheren Thaten, verſammelt. Sie erklärten, nicht eher die Waffen niederlegen zu wollen, als bis General Dugué Zamor, der Befehlshaber des Süddepartements und als ſolcher der natürliche Feind der Piquets, wie die alten Soldaten Acaau's wegen der ſpitzen Pfähle, ihrer urſprünglichen Waffen, genannt wurden, als ſchuldig des Verraths gegen die Regierung abberufen würde. Ein Adjutant Soulouque's, der in das Lager der Aufſtändiſchen eilte, wurde mit dem Rufe: Es lebe Soulouque! empfangen und ward dadurch ſo ſehr von der Gerechtigkeit ihrer Sache überzeugt, daß er dem General Zamor rieth, ſich mündliche Verhaltungsbefehle bei dem Präſidenten zu holen. Dieſe beſchränkten ſich auf den Befehl, ſich ohne weitere gerichtliche Unterſuchung ins Gefängniß zu begeben. Die Nachricht von dieſer Nachgiebigkeit gegen die Forderungen der Piquets verbreitete allgemeinen Schrecken in dem Süddepartement, dem Hauptſitz der Mulattenbevölkerung, denn man mußte befürchten, daß die ſchwarzen Banden in ihrem Uebermuth die blutigen Scenen von 1844 erneuern würden. Am 9. April 1848 ſtanden drei Gemeinden des Arrondiſſements Aquin auf und erklärten durch ihre Militärbehörden, erſt nach der Freilaſſung des General Dugué Zamor die Waffen niederlegen zu wollen. Wie man ſieht, handelte es ſich gar nicht darum, Soulouque zu ſtürzen; man wollte von ihm lediglich eine indirecte Sicherung gegen die mit Plünderung und Mord drohende Räuberſchaar erlangen, die bereits der erſte Erfolg übermüthig gemacht hatte. Trotzdem wußte die ſchwarze Umgebung des Präſidenten, und zwar in erſter Reihe Bruder Joſeph und General Similien, ihn ſo vollkommen für die Piquets zu gewinnen, daß er am 15. April eine fulminante Proclamation

Digitized by Google

gegen die drei aufständischen Gemeinden erließ. In der Hauptstadt selbst war schon seit Wochen der schwarze Pöbel so übermüthig aufgetreten, daß die Mulattenbevölkerung sich kaum zu zeigen wagte. Jeden Sonntag nach der Parade mischte sich eine Bande von Schwarzen, die als die erbittertsten Feinde der Mulatten bekannt waren, unter das Gefolge des Präsidenten und verlangte im Namen des schwarzen Volks in verschiedenen Variationen die Proscription der Mulattenbevölkerung und die Veränderung des Präsidentenamts in eine lebenslängliche Dictatur, die Absetzung des Ministeriums und die Ersetzung desselben durch einfache Secretäre. Die letzten beiden Wünsche erfüllte Soulouque auf der Stelle und versprach hinsichtlich der lebenslänglichen Dictatur huldvoll, „den Forderungen des Volks und der bewaffneten Macht nachzukommen." Würde er ebenso willig den Proscriptionswünschen des Pöbels entsprechen? Das war die Frage, welche die gelbe Bevölkerung in banger Spannung erhielt. Dumpfe, unheimliche Gerüchte durchliefen die Stadt, und der nächste Sonntag, der 16. April 1848, ward allgemein als der Tag der Entscheidung bezeichnet. Er kam und die Parade ging ruhig vorüber; aber gegen vier Uhr Nachmittags donnerten drei Kanonenschüsse vom Palast und wurden sofort vom Fort aus wiederholt.

Auf dieses Allarmzeichen, das nur selten gehört wird und auf fünfzehn Stunden in der Runde verkündet, daß das Vaterland in Gefahr ist, eilten alle Einwohner, wie es für diesen Fall vorgeschrieben ist, bewaffnet auf die Straße. Die Generäle, Senatoren, Deputirten und höheren Beamten, die in der Hauptstadt anwesend waren, begaben sich nach dem Palast, um die Ursache des Allarms zu erfahren und Befehle zu empfangen. Sie mußten durch die Leibwache des Präsidenten hindurch, die in dichtgeschlossenen Reihen den innern Hof füllte.

Im Hofe des Palastes angekommen, erfuhren die Beamten, daß die Aufständischen im Anzuge gegen Port-au-Prince wären. Diese Nachricht war jedoch ohne allen Grund und entweder nur ein Vorwand für Soulouque oder von Similien und seinem Anhange erfunden, um den lange verhaltenen Groll des Präsidenten gegen die Farbigen zum Durchbruch zu bringen.

Der ehemalige Minister des Innern, Céligny Ardouin, war einer der Ersten, die im Palast eintrafen. Der Präsident empfing ihn sehr zornig, überhäufte ihn mit Schmähungen, beschuldigte ihn die Seele der Mulattenverschwörung zu sein und befahl ihm, sich in Arrest zu begeben. Einsprache wäre unnütz gewesen, und der General übergab stillschweigend seinen Degen dem General Bellegarde und folgte diesem. Kaum auf dem Corridor angelangt, fielen einige Officiere über ihn her, um ihm die Epauletten abzureißen. In diesem kurzen Handgemenge fielen zwei Schüsse auf den General, die ihn aber nicht trafen. Von Säbelhieben schwer verwundet, schleppte er sich endlich blutend bis in das Schlafzimmer des Präsidenten.

Das war nur das Vorspiel. Kaum waren die zwei Schüsse verhallt, so machte die im Hofe aufgestellte Leibwache plötzlich Kehrt und eröffnete ein Feuer auf das Gedränge von Generälen, Officieren und Civilbeamten, die sich im Palast versammelt hatten. Die so mörderisch Ueberfallenen versuchten zu entfliehen, aber das eiserne Gitter, welches den ganzen Palast umgiebt, ist verschlossen. Verzweiflungsgeschrei und Todesröcheln hallen untereinander. Unmittelbar am Eingang wälzt sich der Abtheilungschef im Ministerium des Aeußern, Cérisier Lauriston, mit zerschmettertem Haupte in seinem Blute. In der offenen Gallerie, welche auf den Hof hinausgeht, liegen Sterbende und Todte übereinander, unter letzteren zwei Generäle. Viele Flüchtende suchen das Gitter nach dem Garten zu überklettern und gewinnen, obgleich stark decimirt, das Freie. Sie werden nur schwach verfolgt, denn die Leibwache hat sich meistens nach dem Innern des Palastes gewendet und richtet ein Blutbad unter den Mulatten an, die Rettung in den Corridoren und Gemächern suchten.

Unterdessen war auch in der Stadt auf das Allarmsignal die Nationalgarde unter die Waffen getreten und hatte sich nach der Stadtcommandantur begeben, um Befehle und scharfe Patronen zu empfangen. Die Mulatten, die als verdächtige mehr Eifer zeigen mußten als die Schwarzen, waren zuerst erschienen, und die dunkle Ahnung gemeinsamer Gefahr verursachte, daß sie sich unwillkürlich zusammenhielten. Gerade aber dadurch machten sie das Mißtrauen rege, welches sie fürchteten, und der Stadtcommandant Vil Lubin herrschte ihnen zu: Ihr habt hier nichts zu suchen, ihr Anderen, macht daß ihr fortkommt. Unter den obwaltenden Verhältnissen hatte diese Ausnahme nichts Beruhigendes. Die Mulatten konnten glauben, man befehle ihnen nur auseinander zu gehen, um sie einzeln zu verhaften oder zu ermorden, und die gerade jetzt eintreffende Kunde von dem im Palast stattfindenden Gemetzel bestätigte nur zu sehr diese Besorgnisse. Ohne sich untereinander besprochen zu haben, waren also alle Farbigen auf dem Valiarplatz versammelt. Von dort wendeten sie sich nach dem Quai, von wo aus sie hoffen konnten, nöthigenfalls eine Zuflucht auf den auf der Rhede liegenden Schiffen zu finden, und stellten sich ziemlich ungeordnet vor den dortigen Waarenspeichern auf. Die meisten hatten keine Munition.

Es dauerte nicht lange, so erschien eine Abtheilung Garde, Infanterie, Cavallerie und Artillerie, unter den Befehlen der Generäle Souffran, Bellegarde, Similien auf dem Platze, und der Letztgenannte forderte die Mulatten auf, die Waffen niederzulegen und auseinander zu gehen. Ein Schuß fiel aus ihren Reihen, und nun wurde das Feuern sofort allgemein, aber schon nach den ersten Kartätschensalven liefen die Mulatten auseinander und ließen ungefähr fünfzehn Todte auf dem Platze zurück, darunter den ehemaligen Minister Loudon. Die Nacht, welche in diesen Breiten fast augenblicklich eintritt, gestattete vielen Verwundeten zu entkommen und ihre Wohnungen zu gewinnen; die andern wurden auf dem Platze vollends niedergemacht. Die Mehrzahl der Flüchtlinge hatte sich ins Meer geworfen; viele von diesen ertranken oder wurden mit Rudern von den schwarzen Fischern erschlagen; einige, die eine Zuflucht in den unweit des Ufers ankernden Booten gesucht hatten, wurden den Soldaten ausgeliefert und niedergehauen, sowie sie den Fuß an's Land setzten. Ungefähr fünfzig retteten die Boote der französischen Kriegscorvette und der Handelsfahrzeuge, die auf der Rhede lagen.

Digitized by Google

Am andern Morgen mit Tagesanbruch fingen die Hinrichtungen von vorne an. Sie waren diesmal von Bellegarde angeordnet, der zu seinen Opfern hauptsächlich Professoren des Lyceums, Kaufleute, Aerzte u. s. w. wählte, die während der Nacht verhaftet worden waren, theils weil sie, verwundet, nicht hatten fliehen können, theils weil sie, unbetheiligt geblieben bei den Ereignissen des vergangenen Tages, sich in ihrer Unschuld sicher glaubten. Vergebens versuchten die Consuln Einsprache gegen das Blutvergießen zu erheben. Der Präsident ließ sie gar nicht vor sich und fertigte sie durch seine Secretäre ab. Nur ein glücklicher Zufall verschaffte dem französischen Consul endlich Zutritt. Wenige Tage vorher war die Nachricht von der Pariser Februarrevolution in Port-au-Prince eingetroffen, und der Präsident brannte vor Neugier, Näheres darüber zu erfahren. Dies bewog ihn am 19. April, dem französischen Consul eine Audienz zu gewähren. Gegen seine Gewohnheit überschüttete ihn Soulouque mit Fragen über die Ereignisse in Paris und verfiel zuweilen dabei in seltsame Mißverständnisse, wie er sich z. B. nicht ausreden lassen wollte, daß Lamartine die Frau Martin's (la Martine, die Martinie) sei. Soulouque suchte offenbar die Unterhaltung blos auf diesen Gegenstand zu beschränken, und mit sichtbarem Widerwillen ließ er die Audienz fortdauern, als der französische Consul von der wahren Veranlassung seines Besuchs zu sprechen anfing.

Der Kampf war heftig, zuweilen nicht ohne Gereiztheit und lange unentschieden. Soulouque zählte mit Geläufigkeit seine wirklichen oder angeblichen Beschwerden gegen die Farbigen auf, und mehr als einmal füllten sich seine Augen mit Thränen der Wuth. Oft flockte ihm auch vor Aufregung die Rede; aber nach jeder Pause wiederholte er, mit dem ihm eigenen unbarmherzigen Festhalten an einer Idee, wenn sie sich einmal seiner bemächtigt hat: „Diese Leute haben mir eine Partie angeboten und ihren Kopf gegen den meinigen eingesetzt; sie haben verloren: es ist sehr unanständig von denselben, Ihnen soviel Ungelegenheit zu machen, und soviel Umstände zu machen, ehe sie mich bezahlen. Nicht wahr, Consul, das ist sehr unanständig?“ Aber die Ausdauer des Consuls trug zuletzt bei dem eitlen Neger durch die Hinweisung auf das, was die öffentliche Meinung in Europa über ihn sagen würde, den Sieg davon und entriß ihm das Versprechen einer Amnestie, von der er sich jedoch zwölf Personen auszunehmen vorbehielt.

Am nächsten Morgen wurde die Amnestie unter dem Schalle der Militärmusik in den Straßen der Hauptstadt verkündet, aber erst einige Tage später wagten sich die Flüchtlinge von den Schiffen an's Land. Soulouque selbst trat am 24. eine Expedition nach dem Süden an, der sich auf die Nachricht von den Metzeleien in der Hauptstadt bewaffnet hatte. Der Präsident war ein Anderer geworden: er war nicht mehr der arme unentschlossene Neger, den ein fieberhaftes Bedürfniß nach dem Beifall der gebildeten Classen von dem Zurücksinken in die Barbarei abhielt: die allgemeine Schlächterei hatte in ihm den rohen Neger vollständig zum Durchbruch kommen lassen. Er war nur noch der Wilde, der plötzlich das Bewußtsein seiner Kraft erlangt hat, der jetzt voll Stolz fühlt schrecken zu können, wo er früher fast demüthig nur um Achtung zu werben gewagt hatte, der berauscht ist vor Freude, sich befreit zu fühlen von den unsichtbaren Banden, in welchen ihn die Intriguen der Menschen und die Fetische festhielten und, überzeugt von der Berechtigung seiner Rache, seinem Haß und seiner Tyrannei keine Schranken mehr setzt. In der Schreckensherrschaft, die nun begann, rief Soulouque zu seiner Unterstützung die Banden der Piquets auf, deren Führer später zu den Säulen seines Reichs gehörten. Die Vornehmsten derselben waren Jean Denis, ein ehemaliger Züchtling, einer der blutdürstigsten Räuber der an solchen Charakteren reichen Negerinsel, und Pierre Noir, ein Philosoph in seiner Art, der, nachdem er Städte erobert und ausgeplündert hatte, die Ernennung zum Obersten in der Armee ausschlug, um das zu bleiben, wozu er sich selbst gemacht hatte: Räuberhauptmann. Als 1847 der Capitän einer englischen Fregatte die Stadt Cayes, welche damals im Besitz der Bande Pierre Noir's war, zu beschießen drohte, wenn er nicht Genugthuung für die einem seiner Officiere von dem Hauptmann angethane Beleidigung erhielt, antwortete ihm der Edle: „Sie wollen die Stadt in Brand stecken? Auf welcher Seite wollen Sie anfangen, damit ich die andere nehmen kann? So geht es schneller.“ Der Dritte im Bunde war Voltaire Castor, ein Galerensträfling, der von den Galeeren als Oberst in den Stab Acaau's eingetreten war. Pierre Noir fing damit an, die Stadt Cayes zu besetzen, die sich ganz ruhig verhalten hatte, die Verbrecher aus den Gefängnissen zu entlassen und die angesehensten Mulatten an ihrer Stelle einzusperren. Jean Denis zerstreute bei Aquin und Carallion die Hauptmacht der Rebellen, die meistens in die Sümpfe flohen und dort elendiglich umkamen. Hundertneunundachtzig Schwarze von der wohlhabenden Classe, die sich den Mulatten angeschlossen und in der Hoffnung, ihre Farbe werde ihnen wenigstens das Leben retten, die Waffen niedergelegt hatten, wurden gefnebelt und in diesem Zustand bis auf den letzten Mann abgeschlachtet, auf daß das Wort Acaau's und seines Propheten: Nègue riche, cila muläte, erfüllt werde. Voltaire Castor erdolchte mit eigner Hand siebenzig derselben.

Ganz so roh verfuhr Soulouque nicht. Er errichtete Militärgerichte, welche übrigens die Verdächtigen ebenso schnell und sicher vom Leben zum Tode beförderten, wie die Piquets. Die Protocolle dieser Gerichte sind von einer schreckenerregenden Naivität. Fast feststehend in denselben ist die Phrase: „Der Ankläger hat die Anschuldigung dargelegt und seinen Zeugen beigebracht,“ und die andere: „Der Präsident hat den Vertheidigern befohlen, nichts gegen ihr Gewissen und gegen den den Gesetzen schuldigen Respect vorzubringen, und sich mit Anstand und Mäßigung auszudrücken. Die Dawiderhandelnden werden zu einer durch ein Gesetz festzustellenden Strafe verurtheilt werden.“ Diese Einschüchterung der Vertheidiger war übrigens ganz überflüssig, denn selbst der beredteste Beweis der Unschuld konnte keinen Eindruck machen auf Richter, wie die, welche z. B. die Verurtheilung Daublas', eines hochgeachteten Kaufmanns in Cayes, der gar keinen Theil an der Bewegung genommen hatte und dessen einziges Verbrechen sein Reichthum

Digitized by Google

und seine Farbe waren, wie folgt motivirten: „Da es constatirt (der Ankläger hatte auch hier keinen einzigen Zeugen beibringen können) und wahrscheinlich ist"... In Ermangelung aller Beweise werden dann die Wahrscheinlichkeiten aufgeführt, auf die sich die Anklage stützt, und es heißt weiter: „In Anbetracht der Sachlage und in Erwägung, bis zu welchen äußersten Schritten sich haben diejenigen fortreißen lassen, die durch Intriguen zur Herbeiführung eines jährlichen Wechsels des Präsidenten (eine Anspielung auf die im Garten vergrabene verzauberte Puppe) den Gang der Regierung zu stören versucht haben; in Erwägung endlich, daß diese Herren, Feinde ihres Vaterlandes, ihre straßbaren Pläne durch den Pistolenschuß bewiesen haben, den Celigny mit eigner Hand auf das Staatsoberhaupt abgefeuert hat, (so stellten die Baudouy die beiden Schüsse dar, welche im Palast des Präsidenten auf den General Celigny Ardouin abgefeuert worden waren,) wird der Angeklagte Daublas zum Tode verurtheilt."

Nachdem die Blutarbeit in Cayes verrichtet war und die angesehensten Leute der Mulattenbourgeoisie dieser Stadt, Senatoren, Deputirte, Generäle und Stabsofficiere, Kaufleute und große Grundeigenthümer, dem Henker übergeben worden waren, erließ Soulouque einen Tagesbefehl, welcher zum Vertrauen aufforderte. „Bartier, hieß es darin, eine neue Zeit beginnt für die Republik! Das Land, befreit von Hemmnissen und allen fremdartigen Elementen, die seinen Fortschritt aufhielten, wird gedeihen! Die Mehrzahl der Verräther ist in's Ausland geflohen: Bürger von Cayes, ich verlasse bald eure Stadt, um die andern Theile des Süddepartements zu exploriren! Meine Anwesenheit hier hat die Ruhe in die Geister der Bevölkerung zurückgeführt, und ich schäze mich glücklich sagen zu können, daß diese Ruhe und Sicherheit auf allen Punkten der Republik herrscht!"

Soulouque brach am 2. Juli von Cayes auf, um sich nach Jeremia zu begeben, einer Stadt, die in keiner Weise an der Bewegung Theil genommen hatte und die deshalb vor einem solchen Besuche sicher zu sein glaubte. Das Gefolge des Präsidenten bestand, außer einem Theil seiner Leibwache und drei oder vier Linienregimentern, aus einer Bande Piquets, die ihren Marsch mit Plünderung und Mord bezeichneten, aus ungefähr dreißig Generälen, die er aus Mißtrauen in ihre Gesinnung in seiner Nähe behalten wollte, einer Militärcommission, der er unterwegs von Zeit zu Zeit einen dieser Generäle übergab, und endlich einer Schaar von zerlumpten Anklägern, welche die Rolle des Volks in Auftritten spielten wie folgender, dessen nähere Umstände einem Tagesbefehl vom 16. Juli entnommen sind. Darin heißt es: „Bartier, das Volk von Jeremia, welches die Ankunft des Staatsoberhaupts erwartete, um ihm seine Beschwerden und Wünsche vorzutragen, hat sich in dieser Stadt am 13. d. M. versammelt. Mündlich und durch Petitionen hat es als Vaterlandsverräther angeklagt..." Es folgen nun die Namen von 57 der vornehmsten Einwohner, Beamte, in deren Gehalt und Stellen die Führer der Piquets einzurücken wünschten, oder Kaufleute, die zu ihrem Unglück Schuldner unter den Freunden der Piquets zählten. Sie verfielen natürlich alle dem Henker.

Nachdem Soulouque auf diese Weise Ordnung und Ruhe wieder hergestellt hatte, kehrte er am 15. August nach Port-au-Prince zurück, wo ihn die schwarze Bevölkerung mit rauschendem Jubel und die Mulatten, mit lobenswerther Klugheit, mit einer glänzenden Illumination empfingen. Im December traten die Kammern zusammen, denen der Präsident in der Eröffnungsrede anzeigte, daß die Böswilligen saft besiegt wären und daß Hayti nun endlich die hohe Stufe des Glücks und der Größe erreichen werde, welche die Vorsehung ihm bestimmt habe. Die Kammern erklärten dafür, daß der Präsident das Vaterland und die Verfassung gerettet habe, und die Sprecher beider Kammern sparten in ihren Anreden den Weihrauch nicht. Der Redner des Senats sagte: „Schon fühlen wir den wohlthätigen Einfluß Ihrer weisen und gemäßigten Verwaltung; Ihre Stimme hat die Leidenschaft zum Schweigen gebracht, und die Herrschaft der Verfassung ist eine Wahrheit für uns Alle geworden; die Verhältnisse haben sie unterstützt, um Ihren schönen Charakter, der in Allem nach dem Edlen und Großmüthigen strebt, im besten Lichte erscheinen zu lassen. Fahren Sie fort auf diesem Wege, Präsident." Der Sprecher der zweiten Kammer drückte sich noch wärmer aus: „Wie groß ist die Liebe der Nation zu Ew. Excellenz! Wie sehr fühlt sie sich nicht geehrt durch Ihre väterliche Verwaltung, durch die edlen Gefühle der Brüderlichkeit, der Eintracht und der Milde, die in Ihrem Herzen wohnen, und welche mehr als einmal die Nation zur Begeisterung hingerissen haben!" Das ist im Moniteur zu Hayti am 6. Januar 1849 zu lesen.

Niemand regte sich mehr gegen den Präsidenten, aber die allgemeine Stille erfüllte ihn mit Sehnsucht nach Abwechselung. Seine Gedanken schweiften hin und her, bis sie endlich einen festen Punkt fanden. Soulouque fragte eines Tages, wie Napoleon Kaiser geworden sei. Er erhielt zur Antwort: durch den Gewinn der Schlacht von Marengo, und von da an brannte der schwarze Präsident, der in Napoleon sein Ideal sieht, vor Begier, auch sein Marengo zu haben. Er konnte aber gegen keinen andern Staat Krieg führen, als gegen die Nachbarrepublik St. Domingo. Ein gewaltiges Heer wurde ausgerüstet, vor dessen Uebermacht die Dominikaner Anfangs zurückwichen. Darauf aber übernahm Santana den Oberbefehl über sie, überfiel den sorglos lagernden Soulouque und schlug ihn in zwei Gefechten so vollständig, daß er froh sein mußte, mit der Hälfte seiner Armee nach Port-au-Prince zurückkehren zu können. Siegverkündende Proclamationen, in deren einer er sagte, daß er seine Soldaten leicht zur Eroberung der feindlichen Hauptstadt hätte führen können, wenn er nicht gefürchtet hätte, ihren Muth zu mißbrauchen, gingen seinem Einzug voraus, und die Bürgerschaft von Port-au-Prince war durch frühere bittere Erfahrungen gewitzigt worden, nicht im mindesten an dem laut verkündeten Siege zu zweifeln. Der Einzug Soulouque's glich daher einem Triumphzug, und zur Verherrlichung der Siegesfeier wurden eine Anzahl Mulatten, die noch vom vorigen Jahre im Gefängnisse staken, erschossen.

Sein Marengo hatte Soulouque, wenigstens vor den Augen der Welt von Port-au-Prince, gehabt, und nun wollte er auch Kaiser sein. Natürlich mußte, wie anderwärts, die Volksstimme

Digitized by Google

den Weg zum Throne zeigen. Am 21. August 1849 wurde in Port-au-Prince von Haus zu Haus und von Laden zu Laden eine Bittschrift an die Kammern in Umlauf gesetzt, durch welche das Volk von Hayti, „um die geheiligten Gesetze der Freiheit unverletzt zu erhalten, in Anerkennung der unaussprechlichen Wohlthaten, welche Se. Excellenz der Präsident Faustin Soulouque dem Lande erwiesen hat, und aus Dankbarkeit für seine standhaften und heldenmüthigen Anstrengungen, die Institutionen des Landes zu befestigen," ihm ohne weiteres den Titel eines Kaisers von Hayti übertrug. Niemand, dem sein Leben lieb war, wagte seine Unterschrift zu verweigern. Am 25. ward die Bittschrift dem Repräsentantenhaus übergeben, welches sich auf der Stelle dem Wunsche des Volkes anschloß, und den nächsten Tag folgte der Senat diesem Beispiel. Fast unmittelbar darauf begaben sich die Senatoren in corpore nach dem Palaste mit dem Präsidenten des Senats, der eine während der Nacht angefertigte, mit Goldpapier überzogene Pappkrone in der Hand trug, an der Spitze. Er setzte sie mit der nöthigen Vorsicht auf das erhabene Haupt Soulouque's, dessen schwarzes Antlitz von freudiger Befriedigung strahlte. Der Präsident des Senats hielt darauf auf die Brust des Kaisers eine große Decoration unbekannten Ursprungs, hing eine Kette um den Hals der Kaiserin und hielt seine Rede, auf welche Se. Majestät Faustin mit dem begeisterten Rufe: Es lebe die Freiheit, es lebe die Gleichheit! antwortete. Der neue Kaiser und sein Gefolge begaben sich nun unter dem Gelärm einer wahren Katzenmusik, unter dem Jubelgeschrei der Menge und dem Donner der Kanonen in die Kirche, um alsdann einen feierlichen Umzug durch die festlich geschmückte Stadt zu halten.

Die Verfassung, welche Kaiser Faustin seinem Reiche ertheilte, unterschied sich in ihren einzelnen Artikeln wenig von andern kaiserlich-republikanischen Verfassungen; doch lag die Hauptbürgschaft für die Erhaltung des Gleichgewichts zwischen den verschiedenen Gewalten weniger in diesen Artikeln, als in dem Bewußtsein jedes Senators und Abgeordneten, erschossen zu werden, wenn er anders zu denken wagte, als die vollziehende Gewalt. Alle politischen und bürgerlichen Rechte waren den Haytiern von der Verfassung gewährleistet, nur das Recht, eines natürlichen Todes zu sterben, war übergangen.

Wichtiger als diese Verfassungsfragen waren für den neuen Kaiser die Sorgen für seinen Hofstaat und für seine Krönung. Was ersteren betrifft, so ernannte Soulouque, wie der Moniteur von Hayti nachweist, auf einen Schlag 4 Reichsfürsten, 59 Herzöge, 2 Marquisinnen, 90 Grafen, 215 Barone und 30 Ritterinnen, alle mit den schönsten Titeln, z. B. Herzog v. Marmelade und v. Limonade, Graf v. der Spritze (De la Seringue), Graf v. Saufaus (Grand-Gosier), Graf v. Schweine- . . . (Etron de Porc) und Graf Nummer Zwei, aber auch einen Baron Paul Cupido, einen Baron Jelicoeur und einen Baron Mesameurs Bobo. Aus diesem hohen Kreise wurden nun die Hofämter besetzt, die vom Oberhofmarschall bis zum Oberhofsilberwächter alle Chargen in sich schlossen, die der altfranzösische Hof gekannt hatte. Die Aristokratie Hayti's ist übrigens sehr zugänglich. Die Herzoginnen und Gräfinnen fahren meistens fort, wie vor ihrer Standeserhöhung, Tafia, Tabak, Lichter, Fische oder andere Lebensmittel lieber im Einzelnen als im Ganzen zu verkaufen, da ohne diese Nachhülfe die Herzöge, ihre Gemahle, mit ihren 70 Francs Monatsgehalt die Würde ihres Standes nicht aufrecht erhalten könnten. Manchen gelingt es auch damit noch nicht, und sie verschmähen nicht, von Zeit zu Zeit bei einfachen Bürgern vorzusprechen und sich von ihnen einige Francs zu borgen, um sich Schuhe oder Beinkleider oder andere kleine aber unentbehrliche Bestandtheile der aristokratischen Toilette zu kaufen.

Die Krönung und Salbung des neuen Kaisers konnte erst am 18. April 1852 stattfinden, denn es bedurfte erst langer Unterhandlungen mit Rom, um einen Geistlichen zu der Ceremonie zu bekommen. Auch mußte die Costümirung von Paris eintreffen, wo sie ganz nach dem Muster der von Napoleon I. gebrauchten angefertigt wurde. Auch die Ceremonie selbst folgte in jeder Einzelheit diesem erhabenen Beispiele, und als der Kaiser aus den Händen der Kirche den Scepter und das Schwert empfangen hatte, nahm er selbst die Krone vom Altare und setzte sie sich aufs Haupt. Alsdann könnte er auch höchsteigenhändig seine Gemahlin.

So entstand das Kaiserthum, das sich sechs Jahre lang finanziell durch die Confiscation und politisch durch den Schrecken erhalten hat. Die Mulattenbevölkerung und selbst was von den gebildeteren Negern nicht zur unmittelbaren Umgebung des Kaisers gehörte, war zum Schweigen gebracht, und der Kaiser herrschte durch die rohe Masse, die der Baudouxbund durch abergläubischen Schrecken und eine Unzahl Spione in Gehorsam und Treue erhielt. Als die ordentlichen Staatseinnahmen nicht mehr zu dem Ankauf von Prachtkleidern und zur Bezahlung des Hofstaates und des Heeres ausreichen wollten, welche die Haupterfordernisse der Regierung Hayti's bilden, benutzte Soulouque eine ungewöhnlich reiche Kaffeeernte in Hayti und einen zufällig gleichzeitig eingetretenen bedeutenden Preisaufschlag auf den europäischen Märkten, um den Schatz wieder zu füllen. Er sprach sich das Recht zu, ½ des zur Ausfuhr bestimmten Kaffee's den Kaufleuten zu einem 40 % unter dem Marktwerth stehenden Preise abzukaufen und außerdem noch in Zollanweisungen zu bezahlen, die 50 % unter dem Nennwerth standen. Diese außerordentliche Auflage von 10 bis 11 % vertrieb den Haytikaffee bald vom Markte, und mit der Nachfrage darnach hörte auch die Lust auf, welchen zu erzeugen. Der Neger hat wenig Bedürfnisse, und sowie er die paar Ellen baumwollenes Zeug zu seiner Kleidung und die paar Bananen und getrockneten Fische nebst dem nöthigen Tafia zu seiner Leibesnahrung erworben hat, giebt er sich dem Schlaraffenleben hin, das er über Alles liebt. Neun Zehntel der schwarzen Bevölkerung lebten bereits auf diese Weise, und das ganze schöne Land droht in africanische Barbarei zu versinken, wenn nicht der neueste Umschwung der Dinge auf die Dauer wenigstens die Mulatten zur Herrschaft und damit vielleicht einige civilisatorische Gedanken zur Geltung bringt.

Digitized by Google

Chronik.

Stätten der Erinnerung an Maria Stuart.

. In der Geschichte aller Zeiten und Völker wird es wenig Persönlichkeiten geben, die Unglück und Majestät mit so romantischem Reiz umgeben haben, als die rührend schöne Gestalt der Königin Maria Stuart, um deren Haupt unser Schiller auch noch die Glorie der Märtyrerschaft ausgegossen hat. Doppelt interessant mußte daher ein Vortrag sein, den der, früher für die preußische Centralpresse in London beschäftigte Theodor Fontane neulich in Berlin zum Besten der Schillerstiftung „über Stätten der Erinnerung an Maria Stuart" hielt, die er bei einem Besuche in Schottland aus eigner Anschauung kennen gelernt hatte. Zuerst erwähnte er das etwa vier deutsche Meilen westlich von Edinburg gelegene, nur noch als Ruine erhaltene Schloß Linlithgow, in dem die Königin einst geboren ward. Das Zimmer, wo ihre Wiege stand, bietet jetzt einen sehr traurigen Anblick dar, denn auf dem Boden liegt Schutt, in den Winkeln und Ritzen der Mauer wuchert Unkraut, und nur an einem der Fenster, durch welche der Blick des Besuchers voller Ueberraschung auf schöngeformte grüne Hügel und den blitzenden Spiegel eines vor dem Schloß ausgebreiteten See's fällt, gewahrt man noch Spuren der Herrlichkeit, mit welcher Jacob VI. dasselbe zur Erinnerung an seine Mutter schmücken ließ. Beredter spricht zu uns von den vergangenen Tagen der Edinburger Palast Holyrood, welcher Maria, solange sie Gemahlin Lord Darnley's war, zum Aufenthalt diente, und der noch jetzt von der Königin Victoria bewohnt zu werden pflegt, wenn sie auf der alljährlichen Reise nach dem schottischen Schloß Balmoral die Hauptstadt passirt. Dicht neben dem in mäßigen Proportionen ausgeführten und mit vier Spitzthürmen versehenen Gebäude liegt die Ruine einer gleichnamigen Capelle, Holyrood-Chapel, in der Maria Stuart mit Darnley getraut wurde. Der graue, verwitterte Thurm auf der Nordwestseite war einst Zeuge des blutigen Drama's, das einem Liebling der Königin, dem schönen Sänger Rizzio, das Leben kostete. Maria saß mit ihm zur Tafel, und diese Stunde hatte sich Darnley in der Wuth seiner Eifersucht zur Ermordung ihres Buhlen auserseh'n. Auf einer dunklen Wendeltreppe drangen er und seine Anhänger in das obere Gemach, die Königin wurde von ihrem Gemahl umschlungen, daß sie sich nicht bewegen konnte, und als Rizzio hinter sie floh, traf ihn über ihre Schulter hinweg der Dolch des Lord Douglas. Dann schleppte man den vor Schmerz Zusammensinkenen auf den Corridor, wo er, von sechsundfünfzig Dolchstichen durchbohrt, endlich sein Leben aushauchte. Die Möbel in Maria's Zimmern, die Gobelin-Tapeten, die sie aus Frankreich mitbrachte, ihr hohes Himmelbett, ihr Sessel in dem Audienzzimmer, wo sie die berühmte Unterredung mit dem schottischen Reformator John Knox hatte, sind noch jetzt wohl erhalten. An dem nördlichsten Theile von Edinburg liegt das Castell der Stadt, welches, auf einem mächtigen Felsen sie überragend, einen ungemein malerischen Anblick darbietet. Im Thurme auf der höchsten Spitze des Felsens, in einem einfenstrigen, engen Zimmer genas Maria ihres Sohnes, und da die Feinde der Königin sich des Kindes zu bemächtigen suchten, so wurde es bald nach seiner Geburt in einem Korbe vom Thurm herniedergelassen, während unten befreundete Hände es in Empfang nahmen und fortttrugen. In einem Saale des Schlosses hängt außerdem ein freilich nicht zweifellos ächtes Porträt der Königin, welches aber, wenn es in Wahrheit ihre Züge wiedergiebt, den Beweis ihrer auserwählten, fast dämonisch wirkenden Schönheit liefern würde. Das Inselcastell Loch-Leven, von welchem Fontane am Schlusse seines Vortrages sprach, war Maria's Gefängniß nach der Niederlage ihres Gemahls, des Lord Bothwell, bei Carbenny Hill, und in dem schlanken, runden Thurm, an dem besonders die Fenster noch in gutem Zustande sind, schmachtete die ihrer Befreiung sehnsüchtig Harrende zehn volle Monate lang. Ein Fluchtversuch, den sie als Wäscherin verkleidet unternahm, mißglückte, weil sie beim Einsteigen in das Boot an ihrer zarten, weißen Hand erkannt wurde. Doch der sechszehnjährige Page Willy Douglas, dem ihre verführerischen Reize das Herz bethört hatten, erregte einen blinden Feuerlärm im Schlosse und geleitete, während des dabei ausgebrochenen Tumultes die schöne Frau ungehindert über den See, in dessen Fluthen er die erst im gegen'wärtigen Jahrhundert zufällig wieder aufgefundenen Schlüssel ihres Gefängnisses warf. Das Wagstück seiner Liebe ward bald nachher die Ursache seines Todes. Maria aber floh nach England, um von ihrer königlichen Schwester Elisabeth in neue Haft nach Fotheringay geführt zu werden. Hier spielt bekanntlich die Schiller'sche Tragödie.

Lustspielväter.

. Im „deutschen Theaterarchiv" erneuert Heinrich Laube mit Pietät das Andenken an drei bewährte und verdiente Künstler, welche sämmtlich in der kurzen Frist von ein paar Jahren der Wiener Hofburg durch den Tod entrissen wurden. Merkwürdig genug vertraten sie alle ein und dasselbe Fach, das der sogenannten Lustspielväter nämlich, so daß der zweite bei Lebzeiten Nachfolger des ersten, und der dritte Nachfolger des zweiten geworden war. Wilhelmi bließ eigentlich von Pannewitz und gehörte einer adeligen Familie der preußischen Lausitz an. Als Officier verwickelte er sich in ein Duell und flüchtete deshalb noch ziemlich jung nach Wien, wo er später ein überall gern gesehenes Mitglied des Hoftheaters wurde. Laube meint, man könne von ihm sagen, daß er keinen einzigen Feind gehabt und Jeden durch seine liebenswürdige Persönlichkeit für sich eingenommen habe. Seine Pflichttreue soll exemplarisch gewesen sein, und niemals hat er sich „krank melden" lassen. Noch auf dem Todtenbette, während seiner ersten und letzten Krankheit, sprach er von der ärgerlichen Störung, die er durch sein Unwohlsein dem Repertoire verursache, und fast schien es ihm Bedürfniß, allwöchentlich nicht weniger als fünfmal zu spielen. Was sein Spiel anlangt, so ging er, wie man zu sagen pflegt, in's Zeug, ohne doch zu übertreiben. Freilich war er kein objectiv gestaltender Künstler, sondern seine eigne Individualität blieb immer die Hauptsache in dem, was er gab; wobei aber nicht vergessen werden darf, daß sein Naturell eben ein schönes, reiches und anziehendes war. — Jakob Lutzberger, der zweite im Kleeblatt, wurde 1813 in Frankfurt a. M. als Sohn des dortigen Theatermeisters geboren. Der alte treffliche Weidner beredete ihn dazu, Schauspieler zu werden. Er trat in den Chor ein, kam dann nach Stuttgart, München und endlich an die Hofburg. Von da ging er weg, um die Stelle eines Regisseurs am Theater an der Wien zu übernehmen, kehrte aber nach einigen Jahren zur Burg zurück, nicht ohne, wie uns Laube erzählt, vom Publicum gewisser Schwächen wegen mit mißtrauischen Augen betrachtet zu werden. Die Wirkung eines scharfgeschnittenen blühenden Gesichts mit prächtigen blauen Augen ward durch den nicht gerade eleganten Bau des Körpers ziemlich beeinträchtigt, und ein singender Gaumenton, der an seine heimische Redeweise erinnerte, blieb nicht unbemerkt und ohne Rüge. Eine lange Zeit hindurch beschäftigte man ihn nur in zweiten und dritten Partien; da starb seine alte Mutter, und dieser Verlust ward für seine Kunst ein erheblicher Gewinn. Er hörte nun nicht mehr immer den Frankfurter Dialekt um sich und entwöhnte sich dessen bald selbst. So wuchs er im siebenten Jahre seines Engagements rasch an Bedeutung und wurde im achten Jahre ein erstes Mitglied, dem zwar der tragische Kothurn nicht entsprach, der aber im Style des Genremalers oft feine Zeichnungen und immer ein sattes Colorit lieferte. Sein Tod erfolgte plötzlich

Digitized by Google

und unvorhergesehen am Herzschlag, während Lußberger im Sommeraufenthalt von Wien abwesend war. — Karl Lucas endlich wurde 1804 in Berlin geboren, war früher Setzer, betrat die Bühne zuerst in Linz, kam dann nach Preßburg, ans Theater an der Wien und schließlich an die Hofburg, wo er 23 Jahre engagirt blieb. Er war ein außerordentlich schöner Mann, der die Gunst der Frauen von jeher besaß, wogegen ein schärferer Blick durch seine steifen und eckigen Wendungen in den Liebhaberrollen, die er während seiner Jugend spielte, bald berührt wurde. Auch er posite nicht für die Tragödie, und im Vortrag des Verses leistete er nie Hervorragendes. Es war demnach ein Beweis von Selbsterkenntniß, als er den Director ersuchte, ihm frühzeitig schon die sogenannten Väterrollen zu übertragen. Mit dieser Aenderung seines Repertoirs erschien er plötzlich selber wie ein Anderer, er war nun erst in das rechte Bereich seiner Mittel und seiner Begabung gekommen, und als er ein halbes Jahr nach Lußbergers Tod von einer Steinkrankheit dahingerafft wurde, hinterließ er eine Lücke im Personal, die noch jetzt nicht wieder ganz ersüllt ist; denn mit Recht sagt Laube: „Das glückliche komische Talent für ältere Partien ist gerade so selten, wie das glückliche komische Talent überhaupt, wenn man auch oft die Meinung hört: all werden sie doch alle, und der Humor kommt gleichfalls mit den Jahren. Man darf aber nicht vergessen, daß für die Väterrollen die bei den heutigen Schauspielern so seltene gute Haltung ein noch viel weniger ersetzliches Bedürfniß ist, als für jüngere Partien; und dann tragen diese Rollen auch meistens einen Typus, der in unserer Generation schon ziemlich verwischt erscheint. Man ist beutzutage rascher, beweglicher, geistig lebendiger, aber weniger behaglich, weniger nachdrücklich, weniger treu, als ehedem." In der That sind tüchtige „Lustspielväter" auf unsren Bühnen durchaus nicht in großer Zahl zu finden, und wenn Grua in Berlin, Winger in Dresden, Bätz und Jost in München, Hungar in Hamburg, sowie Stürmer in Leipzig erwähnt sind, so glauben wir, sind die meisten derselben genannt.

Französische Lügen im deutschen Theater.

Zwei sächsische Bühnen, das Königliche Hoftheater in Dresden und das Leipziger Stadttheater, wärmten vor einiger Zeit das alte französische Schauerstück: „der Mann mit der eisernen Maske" wieder auf. Die Kritik nannte das eine Versündigung wider den guten Geschmack. Eine Wiederaufnahme der französischen „Erzählungen der Königin von Navarra", auf der Leipziger Bühne und auf dem zweiten Theater in Dresden, kann eine Versündigung am nationalen Ehrgefühl der Deutschen genannt werden. Die Gefangenschaft König Franz' I. in Folge der Schlacht von Pavia bildet den Inhalt. Diese Schlacht haben deutsche Landsknechte gewonnen, und der französische Autor behauptet, nur weil ein Franzose sie geführt, wären sie siegreich gewesen. Man ist an französische Prahlereien gewöhnt aus Bulletins von alter und neuer Zeit; zahllose Dokumente aber sitzen in deutschen Theatern und lassen sich auch längst festgestellte geschichtliche Thatsachen entstellen. Daß der Franzose, um seiner gloire willen, die ganze Weltgeschichte verunstalt, hat er dadeim mit sich und seinem Gewissen abzumachen, wenn er seinem Publicum nicht anders als mit Lügen schmeicheln kann. Wenn sich aber der Deutsche ohne Protest seine Gestalten der Vergangenheit beschimpfen läßt und den Prahlereien des ritterlichen Franz auf Kosten Kaiser Karls V. zujubelt, so stoßen wir in unserem Nationalgefühl auf den schamhaften Punkt, wo die Ehrlosigkeit beginnt. König Franz im Stücke zeibt seinen Gegner der Feigheit, und Kaiser Karl steckt dies in die Tasche, rächt sich unehrenhaft durch tückische Grausamkeit. Die Geschichte aber sagt, daß Karl den Gegner zum Zweikampf gefordert, um den großen Völkerstreit zu beenden, Franz aber die Forderung nicht annahm. Franz sagt im Stücke seinem Feinde in's Angesicht, er liebe es nie, sich auf dem Schlachtfelde zu zeigen, und die Geschichte weiß das Gegentheil nach. Karl V., bekennt ein Zeitgenosse, würde, wenn er nicht Kaiser gewesen, auch als Reitergeneral der erste Mann seiner Zeit gewesen sein. Das sagen auch die besten Geschichtschreiber, wiederholen unsere Schul- und Lehrbücher; nur die „gebildete Gesellschaft" läßt sich im Theater eine französische Brille und französische Lügen gefallen. Auch das Wiener Burgtheater, dieser „Hort des Deutschthums in Oesterreich," spielt die „Erzählungen der Königin von Navarra."

Ein Wunderdoctor in Paris.

*. In den gelobten Kreisen von Paris macht gegenwärtig der sogenannte „docteur noir" Aufsehen, ein gewisser Mr. Bries, der in den Tropen geboren wurde, jung nach Holland, der Heimath seines Vaters, kam und hier Medicin zu studieren begann. Schon damals fing er an, auf die Dürftigkeit der europäischen Flora im Vergleich mit dem Reichthum der tropischen Vegetation aufmerksam zu werden, und er beschloß, die letztere an Ort und Stelle noch genauer kennen zu lernen. Eine Frucht seines Fleißes war die Entdeckung verschiedener äußerst kräftig wirkenden Heilmittel und Specifica aus Pflanzen, die hier zu Lande bisher nicht einmal namentlich bekannt sind. Mit denselben stellte er in Paris alsbald einige überraschend gelungene Versuche an, und sein Name ward schnell berühmt, besonders seit er an Herrn Sax, dem bekannten Erfinder ungeheuerlicher Musikinstrumente, eine höchst glückliche Kur vollbracht hatte. Die Eifersucht seiner Collegen hatte nichts Eiligeres zu thun, als ihn wegen ungesetzmäßiger Ausübung der medicinischen Praxis vor Gericht zu fordern, doch auch diesen Verdächtigungen gegenüber berief er sich auf die Erfolge seiner räthselhaften neuen Methode. So berichtet wenigstens die Pariser „Illustration", die in ihrer vorletzten Nummer das Bild des jedenfalls interessanten Mannes brachte. Ein endgültiges Urtheil über diesen „Wunderdoctor" zu fällen, wird den Autoritäten der Wissenschaft zustehen.

Das Wachsthum Londons.

*. Nicht unrichtig ist London mit einem riesigen Baum verglichen worden, der immer neue Wurzeln treibt und seine Verzweigungen allmählich bis ins Unermeßliche auszudehnen scheint. Keine Stadt der Erde, oder wenigstens keine Stadt unseres Welttheiles vergrößert sich in so großer Schnelligkeit, wie die Hauptstadt Großbritanniens, welche gegenwärtig schon dreimal so groß ist, als sie am Beginn des laufenden Jahrhunderts war. 1801 hatten sie nur erst 958,863 Einwohner, und jetzt, auf einem Flächeninhalt von fast fünf Quadratmeilen schon 2,800,000. Fast Schrecken erregend ist die Wahrnehmung, daß London alljährlich ungefähr um 52,000, allwöchentlich also ungefähr um 1000 Köpfe wächst. Es geht dies daraus hervor, daß z. B. während des vergangenen Jahres daselbst 63,882 Menschen starben und 88,620 geboren wurden, was allein schon einen Zuwachs von 24,738 Menschen ergiebt, wozu aber auch noch die Einwanderungen aller Art und die sehr beträchtliche Zahl der nicht registrirten Geburten zu rechnen sind. Von den Geborenen waren 45,220 männlichen und 43,400 weiblichen Geschlechts; unter den Gestorbenen aber befanden sich 1915 gewaltsame Todesfälle, darunter 2 Hinrichtungen, 53 Fälle von Todtschlag, 238 Selbstmorde und 1623 Todesfälle durch Zufall oder Unvorsichtigkeit.

Digitized by Google

Kurze Nachrichten.

Litteratur.

Dr. Schafhäutl soll im Auftrage des Königs Max eine „Geschichte der Musik in Bayern" schreiben. Dies würde die sechste bayerische Specialgeschichte sein, zu der der genannte Monarch Veranlassung giebt, da Dollmann bereits mit einer Rechtsgeschichte, Pözl mit einer Verfassungsgeschichte, ein Verein von vier Officieren mit einer Kriegsgeschichte, Holland mit einer Geschichte der Dichtung und Sighart unter Beihilfe Rudolf Marggraff's mit einer Geschichte der bildenden Kunst in Bayern beschäftigt ist.

Die die Welt umsegelnde österreichische Fregatte „Novara" wird im nächsten Herbst von ihrer Expedition zurückerwartet, und sollen dann auf Anordnung des Erzherzogs Ferdinand Max, des Protectors der Fahrt zugleich zwei Beschreibungen derselben im Drucke erscheinen, eine, welche die wissenschaftlichen Resultate der Reise darlegen, und eine andere, welche mehr in erzählender Manier das größere Publicum von den Abenteuern der Weltumsegler unterhalten wird.

Bei der großen Anziehungskraft, welche auf alle freisinnigen Bekenner des christlichen Glaubens die Kanzelberedsamkeit des Consistorialraths **Karl Schwarz** ausübt, wird die Mittheilung gern gehört werden, daß derselbe eine Sammlung seiner in Gotha gehaltenen Predigten nächstens der Oeffentlichkeit zu übergeben gedenkt. Besonders begierig darf man auf die Vorrede des Buches sein, welche eine ausführliche Ansprache an die Leser über die Aufgabe der Predigt in der Gegenwart enthalten wird.

Zwei Frauen aus dem fürstlichen Geschlechte der Orsini sind in letzter Zeit Gegenstand schriftstellerischer Arbeiten geworden. Amadée Renée gab nicht lange vor seinem neuesten Werke „Ludwig XVI. und sein Hof" eine geschichtliche Betrachtung über „Madame de Montmorency," die Nichte der Maria von Medici und nachmalige Gattin jenes ritterlichen Herzogs, welcher durch Richelieu's Machtgebot sein Leben auf dem Schaffote endigen mußte. Wie diese, so gehörte zu der oben genannten römischen Adelsfamilie auch die vielberühmte Fürstin Ursini, welche über den schwachen Philipp V. von Spanien besonders seit seiner Vermählung mit Gabriele von Savoyen einen sehr mächtigen Einfluß gewonnen hatte, bis sie durch die zweite Gemahlin des Königs, Elisabeth Farnese, vom Hofe entfernt wurde. Das vor kurzem in Paris erschienene Werk „Lettres inédites de la Princesse Des Ursins, publiées par M. A. Geffroy" bietet nicht nur ein sehr interessantes Charakterbild dieser berühmten Frau, sondern auch ein Gemälde jener ganzen Geschichtsepoche, welche vornehmlich durch den spanischen Erbfolgekrieg ausgefüllt ist.

Der Engländer **Roël Sainsbury** veröffentlicht aus dem Londoner Staatsarchiv eine Anzahl bisher unbekannter authentischer Briefe und Documente, welche wichtige Aufschlüsse nicht nur über die allgemein anerkannte künstlerische, sondern auch über die bisher weniger besprochene politische Bedeutung des „Malerkönigs" Rubens enthalten. Sein Werk betitelt sich „Original unpublished Papers, illustrative of the Life of Sir Peter Paul Rubens as an Artist and a Diplomatist."

Den verschiedenen Sammlungen der Herder'schen Correspondenz, welche in den letzten Jahren die Familie des großen Mannes im Verein mit Heinrich Düntzer veranstaltete, wird sich binnen kurzem eine neue anschließen, die die Briefe enthalten soll, welche Herder während seines italienischen Aufenthaltes mit der in Weimar zurückgebliebenen Gattin wechselte. Goethe war damals auch schon wieder in der Heimath und fast täglich zum Besuch bei Caroline v. Herder, da die Spannung zwischen ihm und deren abwesendem Gemahl erst in eine spätere Zeit fällt. Was unsern Dichter in jenen Tagen erfüllt und bewegt haben muß, ist ohne Zweifel das nach jahrelangem Bestehen seiner Lösung entgegenreifende Verhältniß zur Frau v. Stein gewesen, und wohl möglich erscheint es daher, daß wir durch den erwähnten Briefwechsel über die Motive dieses Bruches endlich Licht erhalten werden.

Der durch den Napoleonischen Staatsstreich aus Frankreich verbannte und seit sieben Jahren in Heidelberg deutsche Sprache und Litteratur studierende **Eugène Seinguerlet** wird Lessing's sämmtliche Schriften zum ersten Mal ins Französische übersetzen. Er ist derselbe strebsame Gelehrte, welcher in die Gazette des gens demi-sérieux Kritiken über deutsche Bücher schreibt und nicht müde wird, seinen Landsleuten die Vorzüge unserer Litteratur klar zu machen. Noch neulich las man wir oben die Worte: „Was haben wir jetzt über den Rhein zu schicken? Baudevilles, Theaterstückchen, Romane, den Kleinkram und die Eintagsfliegen der Demi-monde-Litteratur, während wir dafür große historische oder philosophische Betrachtungen, umfassende Werke vergleichender Sprachwissenschaft, Lieder von bezaubernder Anmuth, treffliche Volksgeschichten und bedeutende Opern als Gegengeschenk empfangen. Für jeden Denker, für jede der Begeisterung und des Sichversenkens fähige Seele ist die deutsche Litteratur eine unerschöpfliche Fundgrube."

Der italienische Graf **Conestabile della Staffa** von Perugia hat sich das Verdienst erworben, die Inschriften aller in Florenz befindlichen Monumente etruscher Kunst zum ersten Mal vollständig herausgegeben zu haben. Diese Inschriften sind oft einzig und allein im Stande, die Bedeutung und den Ursprung jener Monumente zu erklären und ihnen ihren Platz in der chronologischen Folge der Archäologie anzuweisen. Auf das Studium der noch gar nicht genug durchforschten etruscischen Kunstwerke sollte unsere Zeit besonderes Augenmerk richten, und jede Bemühung, dies Studium zu fördern, verdient den Freunden der Antike, die sich nicht blos unter den Männern der Wissenschaft, sondern auch unter den Gebildeten aller Völker befinden, bekannt gemacht zu werden.

Berlioz hat als Seitenstück zu seinen „Soirées de l'Orchestre" eine begleitende Satyre auf die Pariser Musikwelt geschrieben, welche den Titel „Les grotesques de la musique" führt. Seine 1848 in London begonnenen und 1854 in Paris vollendeten Memoiren, die nach früheren Bestimmungen erst nach seinem Tode veröffentlicht werden sollten, werden jetzt wenigstens theilweise durch das in Paris erscheinende Journal „Le monde illustre" bekannt gemacht.

Einen parodischen Anstrich tragen die „Briefe über Gupkow's „Zauberer von Rom' von Alexander Alt" (Prag, Bellmann), insofern sie mit ihrem Titel die freilich etwas zu apologetischen „Briefe über Gupkow's „Ritter vom Geiste" von Alexander Jung" zu verspotten suchen. Mehr Tact hätte es bewiesen, wenn der Verfasser einer mit Unrecht abfälligen Kritik sich bei seinem wahren Namen genannt hätte. Auch muß es verdächtig machen, wenn man kritische Briefe über einen auf neun Bände berechneten Roman schon nach dem Erscheinen des dritten Bandes zu schreiben unternimmt.

An die Pariser Buchhandlung, welche eine vollständige Ausgabe der Béranger'schen Correspondenz vorbereitet, sind binnen zwei Monaten bereits 2200 Briefe eingesendet worden.

Ein neue vervollständigte Ausgabe von **H. C. Andersen's „Gesammelten Historien"**, 41 an der Zahl (Leipzig, Wiedemann), erfreut sich einer großen Theilnahme der Lesewelt. Andersen macht das Märchen zur Geschichte und die Geschichte zum Märchen. Sein kindlicher Sinn findet im schwierigsten Stoffe einfache Wahrheiten, wie er umgekehrt dem einfachsten Stoffe einen tiefern Sinn beilegt, und wär's auch nur zum Spiel der Phantasie. Von einem mittelalterlichen Philosophen, Banini, hat man gesagt, ihm genüge ein Strohhalm, um daran Gottes Dasein zu beweisen.

Digitized by Google

Andersen ist der fünfte Märchendichter gleicher Art. Wer könnte wohl „den letzten Traum der alten Eiche" lesen ohne die Genugthuung, Aufschluß über die ernste Moral des Menschenlebens zu erhalten! Die Geschichte von den Schicksalen des „Flaschenhalses" gehört mit ihrer Romantik zum Besten, was Andersen schrieb. Die Historie „Etwas", eine Erzählung von fünf Brüdern, die gern etwas werden wollten, ist voll rührender und graziöser Scherzerei. Diese drei Historien dürften wir als die vorzüglichsten Stücke der Sammlung bezeichnen.

Bildende Kunst.

Moritz Hartmann erstattete in der letzten Nummer der Westermann'schen „Monatshefte" genaueren Bericht über mehrere von uns schon kurz erwähnte neue Werke der deutschen Künstler in Paris. **Henneberg** aus Braunschweig, dessen „wilde Jagd" durch Kühnheit der Composition bewundernswerth erschien, malt jetzt nach Schillers merkwürdiger psychologischer Skizze „den Sonnenwirth." Es ist der Moment dargestellt, da der „Verbrecher aus verlorner Ehre" unter die Räuber geräth, da die Weiber der Bande ihm zureden, bei ihnen zu bleiben, und ihm goldene Berge versprechen. Wenn schon die Wahl gerade dieses Augenblicks ein feines Verständniß der Dichtung und des malerischen Effectes verräth, so zeigt sich die Künstlerschaft Hennebergs an seiner neuen Schöpfung noch mehr in der höchst charakteristischen Behandlung der einzelnen Köpfe. Der Sonnenwirth ist kein schöner Mann, sowie ihn auch die Erzählung uns als häßlich schildert, aber ein gewisser schwerglicher Zug um Mund und Auge, der auf bittere Erfahrungen vom Leben hindeutet, und der Ausdruck von Unentschlossenheit und zauderndem Bedenken über den entscheidenden Schritt zum Verbrechen gewinnen dem Gesichte unwillkürlich die Sympathien des Beschauers. In wirksamem Contraste stehen dazu die Köpfe der beiden Mädchen: Margarethe, eine dreiste Schönheit mit verwegenem, trotzigem Blick, und Marie, „die blonde, etwas kränkliche, feine Blume, die wohl einen besseren Boden verdient hätte," — sie suchen beide den Fremdling auf ihre Weise zu verführen. Letztere nennt M. Hartmann „die Idylle, das versöhnende Element in dem wilden Treiben des Bildes."

Ludwig Knaus aus Wiesbaden hat sich nicht nur das Colorit, sondern auch in der geistigen Auffassung der Stoffe die Manier der Niederländer angeeignet. So erinnert sein humoristisches Genrebild „Zwei Strauchdiebe, die ihre Beute theilen," ganz und gar an ähnliche Werke der holländischen Schule. Noch mehr dramatisches Leben, noch reichere Charakteristik entfaltet aber sein anderes neues Gemälde, „die goldene Hochzeit auf dem Dorfe." Das stattliche Jubelpaar tanzt soeben unter der Linde den Ehrenreigen und hat drei Generationen dabei als Zuschauer. Der Schulmeister hält in diesem fröhlichen Schwarm die Ordnung aufrecht, und aus dem Hintergrund kommt der Herr Amtmann, das Fest durch seine Gegenwart zu erhöhen. Die Gruppirung auf dem ziemlich personenreichen Bilde ist eine höchst lebendige, mannichfache und malerisch geordnete, in jedem Kopfe ist Charakter und Wahrheit, und das Ganze ist ein Stück des heitersten, frischesten Lebens.

Auch in den Ateliers der französischen Maler in Paris herrscht rege Arbeit und Bewegung, da jeder zur bevorstehenden Kunstausstellung im Industriepalaste, die nach einer überschlägigen Berechnung leicht an 6000 Gemälde stark werden könnte, mit etwas Neuem vor der Oeffentlichkeit erscheinen will. So ist **Hébert**, jener Lieblingsschüler des verstorbenen Delaroche, der erst im Manneralter von der Advocatur der Kunst sich zuwandte und jetzt bereits seinem Meister beinahe ebenbürtig dasteht, nach zweijähriger Abwesenheit vor kurzem aus Italien zurückgekehrt und hat viel Schönes nach Paris mitgebracht, worunter die „Mädchen und Weiber am Brunnen" das Vollendetste sein dürfte. Es ist das ein Bild voll ergreifender Tragik, für ein zartes Gefühl fast grausam zu nennen. Die Hauptfiguren sind zwei Mädchen, wovon die Eine, eine blühende Gestalt von stolzer Haltung, vom Bewußtsein ihrer Jungfräulichkeit befeelt und getragen wird, während die Andere, eine arme Verführte und Verlassene, ausgestoßen aus dem Kreise der Freundinnen und mit dem drückenden Gedanken an ihre Schmach, in der Ferne sitzt und das erlittene Leid auf ihrem bleichen und verstörten Gesicht erschütternd zur Erscheinung kommt.

Auch der alte **Robert Fleury** läßt seinen Pinsel noch nicht ruhen, sondern malt an einem neuen Bilde, welches „den Tod Tizians" darstellen soll. Der neunzigjährige Greis, der niemals recht mit sich selber zufrieden war und an früheren Werken immer von neuem etwas zu ändern hatte, ist auf Fleury's Gemälde gerade mit der Ausbesserung seiner „Himmelfahrt Maria" beschäftigt gewesen; da hat ihn die verderbenbringende Pest ereilt und den Künstler zu Füßen seiner Schöpfung hingestreckt. Er liegt da wie die Helden des Homer auf der Wahlstatt, „groß im großen Bezirk", aber sein Werk steht unversehrt und sichert, da das irdische Leben schon entflohen, ihm Unsterblichkeit im Reiche der Geister zu.

Professor **Eduard Mandel** in Berlin hat als Ausbeute seiner letzten großern Reihe drei meisterliche Zeichnungen für Stiche nach Raffaelischen Werken mitgebracht. Eine noch gar nicht vervielfältigte und überhaupt sehr wenig bekannte Madonna in der Sammlung des Lord Cowper war es zuerst, die das Augenmerk des Künstlers auf sich richtete. Die Lieblichkeit dieses Bildes ist fast unbeschreiblich. Im Schooße der sitzenden Jungfrau steht der Christusknabe und tritt mit dem linken Fuß auf die im Schooß ruhende rechte Hand der Mutter. Die Aermchen umschlingen ihren Hals, und so sehen wir Mutter und Kind in inniger Gemeinschaft vor uns, während die Köpfe der beiden zum Bilde herausstehen und den Beschauer gleichsam zum Mitgenusse eines Glückes einladen, das sie in bescheidener Freudigkeit durchempfinden. Eine zweite Zeichnung Mandels hat jenen schönen Jünglingskopf im Louvre zum Gegenstand, welcher als derjenige Raffaels, von ihm selbst gemalt, gilt, — eine Annahme, die neuerdings von Passavant in seinem biographischen Werke über Raffael auf ziemlich glaubwürdige Weise bestritten worden ist. Schon früher lieferte Franz Forster einen Stich dieses Porträts, das in seiner heitern Ruhe einen so mächtigen Eindruck auszuüben vermag. Der von Mandel vorbereitete Stich aber wird, der Zeichnung nach zu schließen, ein noch liebevolleres, verständnißreicheres Eingehen in alle Feinheiten des Malerpinsels offenbaren, eben ein solches, wie endlich auch in dem Stiche der Madonna della Sedia aus der Florentiner Gallerie sichtbar werden wird. Dies berühmte Werk gab dem Berliner Künstler Anlaß zu einer dritten Zeichnung, in der, wie man uns schreibt, die ganze Schönheit und Seelenitefe dieses Kopfes, seine Fülle von Liebe und Heiligkeit unnachahmlich zur Erscheinung kommt. — Mandels Sohn Reinhold hat sich glücklich der Kunst gewidmet und macht jetzt in Paris Studien. Von ihm besitzt der Vater eine seiner selbst würdige Zeichnung nach der Bella di Tiziano im Palast Pitti zu Florenz.

Unter den Aquarellmalern der Gegenwart nimmt, wenn nicht den ersten, so doch einen der hervorragendsten Plätze der in Leipzig heimische **Karl Werner** ein, welcher bisher besonders in London Beachtung seiner Kunst gefunden hat. Wir sahen früher von ihm „den Triumphzug des Dogen Contarini in Venedig" und werden die Reize dieses bedeutenden Werkes niemals vergessen. Die Composition war höchst edel und schön, die Ausführung in der blendenden Pracht der Farben und in der bunten Fülle der Gestalten bewunderungswürdig. Jetzt hat Werner bei Del Vecchio eine neue Serie seiner „Studien" ausgestellt, Studien, die sich gelrost vollendete Kunstwerke nennen können. Am schönsten sind die, welche architektonische Motive aus Venedig und der Alhambra zum Gegenstand haben. — Interessant dürfte die Bemerkung sein, daß Karl Werner ein Enkel jener reichbegabten, leider früh verstorbenen Christiane Becker, geborne Neumann war, welche Goethe und Corona Schröter zusammen in der tragischen Kunst unterrichteten. Als sie starb, setzte ihr unser Dichter, „weil liebreiches, ehrenvolles

Digitized by Google

Andenken Alles ist, was wir dem Todten zu geben vermögen," ein unvergänglich schönes poetisches Denkmal in der lieblichen Elegie „Euphrosyne". Ihrer Tochter wollte er sich als Vater annehmen, doch entfloh diese als 15jähriges Mädchen mit ihrem Gesanglehrer Werner und heirathete denselben später — eine Ehe, der unser Aquarellist sein Dasein verdankt.

Im Frankfurter Kunstverein sind jetzt eine Reihe von Skizzen zu Goethe's äußerem Leben ausgestellt, worin der Maler Reiffenstein gleichsam einen bildlichen Commentar zu „Wahrheit und Dichtung" geliefert hat. Der Künstler lebte sich ganz und gar in die damaligen Zustände der Stadt ein und gab unladelhaft treue Abbildungen des elterlichen Wohnhauses, des Studierzimmers, der Aussicht, wovon in Goethe's eigenen Aufzeichnungen die Rede ist, u. a. m.

Ein Gemälde von Gude, „Lootsenhaus an der norwegischen Küste" macht in Berlin gegenwärtig viel Aufsehen. Besonders ausgezeichnet soll daran das in kurzen, aber scharfen Wellen rollende Meer sein, dessen stahlgraue Färbung mit dem gelblich weißen Himmel in sehr poetischer Weise contrastirt. Die Stimmung ist düster, oder doch ernst, und man fühlt ordentlich den naßkalten Sturmwind, der über die zitternde Wasseroberfläche dahinfegt und in den Brettern des etwas hoch gelegenen Lootsenhauses heult.

Zwei lebensgroße Marmorstatuen des in Rom lebenden Bildhauers Karl Voß aus Cöln, Hebe und Ganymed darstellend, sind vom König von Preußen im Atelier des Künstlers angekauft worden und werden binnen kurzem nach Deutschland befördert werden, um als Zierde des Speisesaales im Schlosse zu Sanssouci zu dienen.

Der König von Hannover will die Welfengruft in der Klosterkirche zu Weingarten in Schwaben nach einem Plane Leo v. Klenze's restauriren und das Grabdenkmal darin von dem Münchner Bildhauer Sickinger anfühlren lassen.

In Paris starb am Beginn dieses Monats der Historienmaler Bénonville, der 1821 geboren war und längere Zeit in Rom gelebt hatte, sowie in Brüssel der Rester aller belgischen Künstler, der achtzigjährige C. Cels.

Theater und Musik.

Georg Köberle, der frühere Director in Heidelberg, hat das Kunststück gemacht, einen und denselben historischen Stoff auf zweifache Weise für das Theater zu bearbeiten. Vor neun Jahren bereits sahen wir in Leipzig seinen „Heinrich IV.", und nun in neuester Zeit sein Drama „Der erste Bourbone auf Frankreichs Thron", worin die Personen, welche damals handelnd auftraten, sämmtlich wieder erscheinen. Hinzugekommen ist nur in einer untergeordneten Partie der Mörder des Helden, Franz Ravaillac. Auch die Ausführung ist sich gleichgeblieben, in dem mit Geschick gehandhabten rhetorischen Pathos der Schiller'schen Schule, ohne seine meisterliche Charakteristik und Technik. Die Hauptsache waren und sind noch jetzt im Köberle'schen Stücke die momentan zündenden, eigentlich aber sehr unpoetischen und mit der Reinheit eines Kunstwerks schlechthin unvereinbaren Anspielungen auf Ereignisse und Persönlichkeiten der Gegenwart. Denn zweifelsohne ist das ein sehr wohlfeiler Erfolg, der durch Erweckung der augenblicklichen politischen Sympathien des Publicums erzielt wird. So gefielen hier — man kann leicht denken, warum? — besonders die Stellen, wo Heinrich IV. ein Parvenu genannt und seinen Eroberungsplänen und weitgreifenden Entwürfen ein schlechtes Ende gewessagt wird.

Das Burgtheater brachte ein neues Lustspiel von Feldmann, „das Steckenpferd", worin Beckmann eine Glanzrolle hatte. Herr v. Nipps ist Sonderling genug, um von den Wassern aller bekannten Meere und Flüsse sich kleine auf Flaschchen gezogene Proben anzusammeln, — doch ist dies eine schon dagewesene Leidenschaft, denn irren wir nicht, so schildert ein altes Stück von Kotzebue ganz etwas Aehnliches. Der Feldmann'sche Schwank, mit Laune und Lebendigkeit durchgeführt, bewies von neuem, daß der Verfasser auf seinere Zeichnung ein für allemal verzichtet zu haben scheint.

Eine anmuthige Bluette aus dem Französischen „Wenn Frauen weinen" wirk jetzt auf deutschen Bühnen gern gesehen und zeigt sich als eine Art Gegenstück zu Alex. Wilhelmi's „letztem Trumpf". Den letzten Trumpf der Thränen wagt nämlich auch hier eine junge Frau, und der Herr Gemahl sitt thöricht genug, das Spiel verloren zu geben, sobald er feuchte Augen sieht. Als er dann die List, deren Opfer er geworden, entdeckt, straft er die hübsche Betrügerin dadurch, daß er ihr selbst dann keinen Glauben schenkt, als es Ernst mit ihrem Weinen wird. Das Weibchen gelobt renevoll Besserung, und das Ende des zierlichen Scherzes ist da, man weiß selbst nicht recht wie. In der geschickten und kurzweiligen Ausführung solcher kleinen Bilder nach dem Leben sind die Franzosen nun einmal geborene Meister. Es läßt freilich so manches mit unter, was einem deutschen Publicum nicht munden kann. So erscheint in dem Stückchen, von dem hier die Rede, auch noch ein anderes Ehepaar, welches das geschilderte Verhältniß gleichsam parodirend umkehrt. Prosper Chambly, ein Pantoffelheld, der sein thun von seiner Frau aus seinem eigenen Vermögen bewilligtes Monatsgeld verspielt hat, läßt vergebens alle Minen springen, um sich in den Besitz noch einer Summe zu setzen. Als auch er zu dem Hausmittel der Thränen greift, macht es aber das Weib geschehener als jener Mann, d. h. sie lacht ihren kindischen Gatten recht tüchtig aus. Ein solch unmännliches, haltloses Geschöpf sehen sich die Franzosen ohne Widerwillen an, wenn es zuletzt nur noch durch einige Duelle sich zu rehabilitiren weiß. — Der Uebersetzer des besprochenen Lustspielchens ist Herr v. Winterfeld, der schon früher das Proverbe „Ich esse bei meiner Mutter" verdeutscht hat.

G. v. Moser, der in zwei auf dem Wallner'schen Theater aufgeführten heiteren Bühnenspielen so glänzende Proben eines feingebildeten und beweglichen Talentes ablegte, daß sein Name binnen wenigen Monaten sich schon den bekanntesten in der Litteratur angereiht hat, sowie Hermann Hersch, dessen „Anna-Lise" unter allen Lustspielen des verflossenen Jahres den Preis der Popularität errang, sind bereits wieder mit neuen Stücken beschäftigt, wovon das des Ersteren der Gegenwart entlehnt sein, das des Letzteren aber ebenso, wie sein voriges, den alten Dessauer zum Helden haben wird. G. v. Moser war früher, gleich dem Herrn von Hüfen, preußischer Gardelieutenant, lebt aber jetzt auf seinem Gute in der Lausitz einzig und allein dichterischen Arbeiten. — Ein Lustspiel, und zwar in deutscher Sprache, schrieb auch Frau v. Pawlsdorf, eine russische Dame, die gegenwärtig in Dresden wohnt und Aussicht haben soll, ihr Werkchen auf der dortigen Hofbühne aufgeführt zu sehen.

Robert Griepenkerl's neues Drama betitelt sich „Auf der hohen Rast". Es ist dem Bergmannsleben entnommen und malt, wie es in einem Berichte aus Braunschweig heißt, „mit glühendem Colorit eine bekannte, erschütternde Katastrophe der jüngsten Zeit." Wir haben hin und her gesonnen, ohne uns dabei etwas denken zu können. Sollte das Drama vielleicht gar Scenen aus dem Hannensteintunnel oder aus Affalter auf die Bühne bringen wollen?

Charlotte Birch-Pfeiffer, die Unermüdliche, die sich ihrer an Lope de Vega erinnernden Fruchtbarkeit nachgerade selber zu schämen scheint, hat zu dem Auskunftsmittel gegriffen, einen Theil ihrer neuen Stücke unter ihrem eigentlichen Namen, den anderen aber unter dem Pseudonym Wilibald Waldherr zu veröffentlichen. So nannte sie sich als Verfasserin zweier bürgerlichen Schauspiele, die den Titel „Eine Frau" und „Eine Frau aus der City" führten. Ob sie sich als Autor eines Volksstückes, welches sie jetzt für Wallners Theater unter der Feder hat, mit offenem Visir oder maskirt zeigen wird, ist noch abzuwarten.

Digitized by Google

Eugène Scribe hat das unerhörte Schicksal betroffen, daß sein neuestes Lustspiel „Rêve d'amour" vom Publicum des Théâtre français ohne Barmherzigkeit ausgepfiffen worden ist. Den Pariserн kam nämlich dieser „Liebestraum" des alten Herrn sehr geistlos und langweilig vor, ja die Kritik war sogar dreist genug, ihm den Vorschlag zu machen, seiner Muse nach vieljährigen Strapazen nun endlich Ruhe zu gönnen.

Unsere Leser werden sich noch des Aufsehens erinnern, das vor Jahresfrist etwa das Drama „La Flammina" machte, weniger seines poetischen Werthes als eines Familienscandals wegen, der mit demselben auf die Bühne gebracht wurde. Der Dichter gab darin Scenen aus dem Leben seiner geschiedenen Frau, der berühmten Schauspielerin Madeleine Brohan, für die Scribe mehrere seiner besten Stücke geschrieben hat. Ein anderes Drama von **Mario Uchard**, „die Rückkehr des Gatten", ging spurlos vorüber; jetzt hat er nun ein drittes geschrieben, von dem und aber bisher nur der Titel, „die zweite Jugend", bekannt geworden ist.

J. A. Märcker in Berlin will seiner tragischen Trilogie „Alexandrea" eine karolingische Trilogie folgen lassen, die, ebenso wie jene die weltshistorische Erhebung Alexanders des Großen, die reiche Geschichte des facolingischen Herrscherhauses dramatisch behandeln soll. Der erste Theil „Karl Martell" ist bereits erschienen und zeigt uns diesen Helden im Conflict mit den letzten Auslaufern des siech und unkräftig gewordenen merowingischen Stammes. Märcker hat die Sprache in seiner Gewalt, er gebietet über ihren Reichthum und zeigt Geschmack in der Wahl seiner Ausdrücke. Es wohnt ihm in einer Zeit, da unsere Litteratur in sprachliche Bezlehung salopp zu werden droht, noch Achtung vor der Form inne, und er läßt sich ihre Reinheit und Makellosigkeit angelegen sein. Aber das macht noch immer nicht den Dichter, am wenigsten den schöpferischen Dramendichter. Märckers Stücke gehören nicht in's Gebiet des volksthümlich Geschaffenen, sondern in das des gelehrt Gemachten.

Das Kroll'sche Etablissement in Berlin ist bereits wieder in andere Hände übergegangen, und die neuen Besitzer wollen aus seinen Räumlichkeiten das Theater gänzlich entfernen. Es sollen fernerhin nur noch Concerte unter Engels Direction daselbst gegeben weeden. Wir erwähnen das, weil dadurch der Wolterodorff'sche Plan zu einem zweiten Opernhause in Berlin erst hinlänglich motivirt erscheint. Das neulich erwähnte Project eines Volkstheaters geht verdrängten Nachrichten zufolge von dem „Rhetor" **Hugo Bauer** aus, der sich bereits auch als Dramendichter bekannt gemacht hat. Er schrieb z. B. etwa gleichzeitig mit Theodor Apel an einer Tragödie „Günther von Schwarzburg".

In den Tagen vom 10.—12. März fand in Berlin unter Vorsitz des Frh. v. Hülsen wieder eine Versammlung deutscher Bühnenvorstände statt, an der sich vierzehn Hofbühnen und neun Stadttheater theils persönlich, theils durch schriftliches Mandat betheiligten. Gegenstände der Berathung waren vornehmlich die Berichte der in Dresden niedergesetzten Commissionen zur Ausarbeitung von Entwürfen für ein allgemeingültiges Contractformular und für ein dem Bundestage vorzulegendes allgemeindeutsches Theatergesetz, sowie ferner Vorschläge in Betreff des Geschäftsblattes, der Alterversorgungsanstalt „Perseverantia", und der Wahl einer Commission zur Ausarbeitung einer Denkschrift über wesentliche Uebelstände des deutschen Theaters.

Die Herren **Briol** und **Chapiseau** erwarben sich bekanntermaßen im vorigen Jahre das Verdienst, uns zum ersten Mal eine wirklich gute, aus lauter tüchtigen Kräften bestehende französische Schauspielergesellschaft als Gast zuzuführen, nachdem sowohl die Rachel, als Levassor, nur Mittelmäßigkeiten um sich gruppirt und als Folie ihrer Meisterschaft benutzt hatten. Die obengenannten Directoren weeden nächstens von neuem nach Deutschland kommen und hoffentlich wieder so hervorragende Talente mit sich bringen, wie es der elegante Paul Laba, der beobhumoristische Bouchet, die liebliche Diette-Lebrun und die fein charakterisirende Honorine Hardy waren.

Julius Stockhausen, ein von deutschen Eltern in Feankreich geborener Baritonsitt mit einer im höchsten Grade vollendeten Gesangsbildung, hee schon seit einer Reihe von Jahren sowohl als Concertgeber, wie als Mitglied der komischen Oper die deutsche Kunst in Paris mit Ehren vertritt, hat Leipzig diesen Winter wieder einmal mit seinem Besuche erfreut und uns aufs neue die Ueberzeugung eingeflößt, daß die schönsten Erfolge doch nur Kunst und Natur im Bunde erzielen können. Es mag Sänger mit viel glänzenderen Mitteln geben, als die sind, über welche der Genannte zu gebieten hat. Wir nennen z. B. den Tenoristen Steger in Wien, der im Besitz einer Stimme ist, wie sie selten in einer Menschenbrust sich finden mag, — was vermag aber dieser Naturalist, der nur durch das rohe Material wirkt, trotz seiner wunderbaren Begabung gegen einen Sänger mit so erstaunlicher Kunstfertigkeit, wie sie sich Stockhausen anzueignen verstand?

Zwei neue Phänomene der Gesangskunst sind in London und Paris erstanden. Dort entzückt die Hörer eine früher in Petersburg und an der italienischen Oper engagirte Primadonna, **Lotta della Santa**, während hiee Meyerbeer ein jugendliches Talent sonder Gleichen ausfindig gemacht haben soll, das bisher noch nie vor die Oeffentlichkeit trat. Die Dame nennt sich **Montrose** und unser deutscher Maestro möchte ihr, wie es heißt, gar zu gerne die Hauptrolle in seiner neuen komischen Oper übergeben, welche doch schon von einer Andern einstudirt und auf den Proben gesungen worden ist.

Rossini scheint auch während der Zeit, da er, ohne viel von sich hören zu lassen, in einem Winkel Italiens saß, nicht müßig gewesen zu sein, und man sagt z. B., daß er eine neue Musik zu dem Textbuch von Mojaets Don Juan im Pulte liegen hat, die aber erst nach seinem Tode bekannt werden soll.

Das Sujet zum Faust, welches als poetischer Stoff unter anderen deutschen Dichtern auch so auserwählte Geister, wie Lessing, Goethe, Klingemann, Grabbe und Lenau beschäftigte, ist fast ebenso häufig schon Gegenstand musikalischer Behandlung gewesen. Spohr machte daraus und der Franzose Gounod will daraus eine heroische Oper machen. Fürst Radziwill und Lindpaintner scheieben eine Musik zum ersten, sowie Pierson eine zum zweiten Theile des Goethe'schen Faust. Noch weiter ging in seinen letzten Lebensjahren **Robert Schumann**, indem er den Text dieses tiefsinnigen Drama's durch Musik illustriren wollte, oder besser, Goethe's kühne Gedankenschöpfung so ungefähr wie das Libretto zu einer Oper betrachtete, die er zu componiren unternahm. Daß dies Beginnen verfehlt zu nennen sei, braucht wohl nicht erst bewiesen zu werden, und auch ein Genie, wie das Schumanns, erlahmte daran. Es ist in seiner Musik zum Faust, die vor kurzem erst aus seinem Nachlaß veröffentlicht und in Concerten der laufenden Saison zum ersten Male dem Publicum zu Gehör gebracht woeden ist, sehr viel Geschraubtes und Unnatürliches. Zwischen die reizendsten Harmonien drängen sich grelle, disharmonische Effecte, und die in ihrer Einfachheit anmuthigsten Motive wechseln mit Stellen, wo die Instrumentation übermäßigen Aufwand macht und der Componist sich in den sonderbarsten und gewagtesten Sprüngen gefällt.

Zu Bombay starb am 17. Januar d. J. der berühmte Tanzcomponist **Franz Morelly**, der im Verein mit Strauß und Lanner einst das Kleeblatt der sogenannten Wiener Walzerkönige ausmachte. Er war der Letzte, der von den Dreien noch am Leben war.

Moritz Hartmann hat für **Ferdinand Hiller** in Cöln, der schon früher das von diesem gedichtete Oratorium „Saul" componirte, den Text zu einer Oper geschrieben, welche sich „die Katakomben" betiteln wird und sehr viel Aehnlichkeit mit David's „Herculanum" haben soll, ohne daß dies Werk dem Obengenannten irgendwie im Voraus bekannt gewesen wäee.

Verantwortliche Redaction und Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Kiel'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

Digitized by Google

№ 14. **Europa.** 1859.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 2. April.

Inhalt.

Größere Aufsätze: Aus den Denkwürdigkeiten Bulgarins. — Bildungsanstalten in Nordamerica. — Politische Tagescharaktere Italiens: Leopold II. Großherzog von Toscana; Joseph Garibaldi; Peter Sterbini. — **Chronik:** Die deutsche Musik in Italien. Rissel's Heinrich der Löwe. - Litteratur. - Bildende Kunst. - Theater und Musik.

Aus den Denkwürdigkeiten Bulgarins.

Der russische Schriftsteller Thaddäus Bulgarin, hauptsächlich bekannt als Mitbegründer und Mitredacteur der nordischen Biene, und als Verfasser mehrerer russischen Sittenromane, hat vor mehreren Jahren Denkwürdigkeiten veröffentlicht, die gegenwärtig in den Herren v. Reinthal und Clemenz Uebersetzer gefunden haben, und in Jena (bei Mauke) erscheinen. Zwei Hefte sind bis jetzt ausgegeben, welche sich über die Jugenderinnerungen Bulgarins verbreiten. Der russische Schriftsteller hat ein ziemlich bewegtes Leben geführt. Eigentlich gehört er der polnischen Nationalität an, denn er ist in Litthauen 1789 geboren, und sein Vater nahm an dem Befreiungskampfe unter Kosciuszko Theil. Er ist aber im Cadettenhause in Petersburg erzogen, trat in die russische Armee, nahm jedoch 1810 französische Dienste und focht in Spanien. 1814 gerieth er in preußische Gefangenschaft, erlangte seine Freiheit wieder und begab sich abermals in Napoleons Hauptquartier, wo er bis zum Sturze des Kaisers blieb. Nach Rußland zurückgekehrt, widmete er sich der Litteratur, entsagte seiner polnischen Nationalität und schrieb in russischer Sprache und im russischen Sinne. Als scharfer und nicht selten leidenschaftlicher Kritiker hat er auch im Schriftstellerleben des Friedens nicht viel gehabt. Was von seinen Denkwürdigkeiten bis jetzt vorliegt, enthält manche interessante und lebendige Darstellungen über die socialen Zustände und das gesellschaftliche Treiben Polens und Rußlands, wie es am Ende des vorigen und am Anfang dieses Jahrhunderts war. Als Probe heben wir die Geschichte eines reichen Emporkömmlings heraus, welche zeigt, welch seltsame Elemente in der Petersburger hohen Gesellschaft damals mit enthalten waren.

„Walitzky hieß dieser Mann. Er gehörte einer alten angesehenen, aber verarmten polnischen Schlachtitzfamilie an und war der Familie Butschensky (ich weiß nicht in welchem Grade) verwandt, auf Kosten meines Onkels (des ältesten Bruders meiner Mutter), des Truchseß von Litthauen Butschinsky in Mohilew erzogen. Bei glänzendem natürlichen Verstande hatte er ungewöhnliche Befähigung in seiner wissenschaftlichen Ausbildung an den Tag gelegt. Nachdem seine Erziehung vollendet war, schenkte ihm mein Oheim, der damaligen Sitte gemäß, eine Britschke, vier Pferde, einen Sattel, eine Flinte, ein Paar Pistolen; gab ihm einen Kutscher und einen Knaben zur Bedienung mit; steuerte ihn außerdem mit einem Bette, Wäsche, mehreren Anzügen und hundert Ducaten aus, versah ihn mit mehreren Empfehlungsschreiben nach Wilna und Warschau und schickte nun den jungen Walitzky, wie man zu sagen pflegt, in die weite Welt, damit sein Stern ihn leite. So war's alter Brauch in Polen. Arme Adelige, Verwandte oder Fremde, wurden auf Kosten der Reichen erzogen und, auf obige Weise ausgesteuert, in die Welt geschickt, ihr Glück zu machen oder, wie man in Polen sprach, mit Fortuna zu kokettiren. Einige alte Polen beobachteten noch die Sitte, daß sie den Zögling vor seiner Entsendung in die Welt, im Gast, das heißt im besten Zimmer des Hauses auf einen Teppich ausstrecken und ihm hundert Platthiebe — um nichts und wieder nichts, ohne irgend ein Vergehen — ertheilen ließen, einzig und allein in der Absicht, ihm Vorsicht einzuflößen und den Schwindel des Hochmuths zu zähmen! Bei Walitzky ward diese Procedur nicht beobachtet. Von Segnungen und guten Rathschlagen begleitet, trat er kurz vor der Vereinigung Weiß-Rußlands mit Rußland seinen Weltgang an. Damals war er etwa achtzehn Jahre alt. Von diesem Zeitpunkt ab war er spurlos verschwunden, verloren gleich einem in die Meerestiefe versenkten Stein; aber siehe da! zwanzig Jahre später, es war beim Beginn der polnischen Revolution, tauchte er in Warschau als Graf und ungeheuer reich auf einmal wieder auf. Er hatte den Grafentitel in irgend einem italienischen Staate gekauft, und da der Polenkönig ihn in dieser Würde anerkannte, hat er jenen nicht usurpirt, wie Einige behaupten wollten. Außerdem belohnte ihn der König mit dem Stanislaus-Orden erster Klasse für das Hergeben einer bedeutenden Geldsumme zum Besten verschiedener Lehranstalten. Graf und Millionär stand er zugleich in den freundschaftlichsten Beziehungen zu den vornehmsten Familien in Italien,

Digitized by Google

Frankreich, England und Deutschland, und viele Höfe empfingen ihn mit Auszeichnung. An Sprache, Ton, Tact, Lebensart erkannte man in Walitzky einen Mann, der mit der höchsten Gesellschaft vertraut war, und in der That lebte er wie ein ächter Herzog aus Ludwigs XIV. Zeiten. Alle Welt mühte sich ab, den Ursprung seines Reichthums zu ergründen, und alle Welt bewarb sich um seine Freundschaft oder Gunst; denn seine Mittagstafel war in ganz Europa berühmt, seine Freigebigkeit Staunen erregend, sein Umgang bezaubernd, sein Geschmack in allen Dingen der feinste, seine Beredsamkeit hinreißend, sein Charakter heiter und gesellig. Er war sein Lebelang unverheirathet, empfing gleichwohl Damen und erwählte für jeden seiner Bälle eine neue Dame aus der höchsten Gesellschaft zur Repräsentation. Bei Walitzky wurde gespielt; er selbst spielte jedes Spiel ausgezeichnet, gewann große Summen, verlor aber auch bieweilen. Es galt damals als Haupteigenschaft eines Weltmanns, beau joueur zu sein; er besaß sie, sein Spiel war offen, ehrlich, angenehm. Zwar meinte man allgemein, Walitzky sei durch's Spiel reich geworden; aber wo und wie? konnte Niemand ergründen. Man erzählte mir, berüchtigte falsche Spieler hätten sich mehrmals verschworen, ihm Geldsummen im Spiel sicher abzunehmen, allein sie hätten ihre Anstrengungen allemal theuer bezahlen müssen!

Contre coquin coquin et demi! pflegte Walitzky zu sagen und nahm ihnen zur Strafe für ihr freches Unternehmen die letzten Heller aus dem Beutel. Einigen dieser falschen Spieler, wenn sie ihm sonst gefielen, gab er ihr Geld zurück; häufiger aber vertheilte er das Gewonnene an Arme, indem er sagte, er wolle für sich keinen Nutzen aus Kunststücken ziehen, die er nur zur Züchtigung seiner Feinde in Anwendung bringe.

Ich weiß nicht, ob Walitzky immer, d. h. auch damals, als er noch arm war, in dieser Weise gehandelt hat; später aber, da er als reicher Mann in der Welt auftrat, galt er in der öffentlichen Meinung für einen außerordentlich geschickten und glücklichen, aber zugleich ehrlichen Spieler, und Jeder, der selbst gut spielte, setzte sich ohne Bedenken mit ihm an den Kartentisch. Im Verlauf von zwanzig Jahren nach Walitzky's Heimkehr ins Vaterland gelang es nicht einmal dem Neide, einen Schatten auf sein Betragen zu werfen, und sein Ruf blieb unangetastet. Die Verleumdung verhauchte ihr Gift auf seine unbekannte, geheime Lebensperiode; Zuverlässiges war nicht zu ermitteln. Man sagte, Walitzky habe alle Geheimnisse seines Lebens, als er hochbejahrt in Wilna lebte, seinem intimen Freunde, dem General Koffalowsky vertraut; diese Geheimnisse sind jedoch mit dem Freunde ins Grab gesunken! Einige Data sind gleichwohl im Gedächtnisse verschiedener Personen aufbewahrt worden, und indem man aus gegebenen bekannten Größen arithmetisch nach den unbekannten forschte, hat man doch Einiges entdeckt. Es gab Leute, die den Walitzky in verschiedenen Zeitabschnitten und in verschiedenen Ländern gesehen hatten, und wurde er von solchen freimüthig gefragt, so verleugnete er die Wahrheit nicht, ging aber auch nie in nähere Erörterungen ein, sondern vermied es, sich umständlicher zu verbreiten. Man fragte ihn z. B.: „Ist es wahr, daß der Fürst Fr. Sap.... Sie in Galizien in äußerster Dürftigkeit angetroffen hat?" — „Das ist wahr," antwortete Walitzky, „ich hatte keinen Bissen Brot und keinen Groschen Geld, und der Fürst hat mir Wohlthaten erwiesen, die ich nie vergessen werde." — „Wie war das?" fragte man weiter. Hierauf erfolgte keine weitere positive Antwort, sondern er brach die Unterhaltung eben mit folgenden Phrasen ab: „Das interessirt Sie nicht; mir aber ist es langweilig," und dergl.

So viel ist ausgemacht, daß Walitzky von Jugend auf Leidenschaft und ungewöhnliches Talent für das Kartenspiel hatte. Damals waren Hazardspiele nicht verboten; Jedermann spielte, und überall wurde gespielt; in den Gast- und Kaffeehäusern großer und kleiner Städte hielt man Bank; ganze Spielerbanden zogen, wie Kaufleute mit ihren Waaren, von Jahrmarkt zu Jahrmarkt, wie Marketender hinter Armeen her und bedienten sich in Städten offener Säle, um schamlos ihr Gewerbe zu treiben. Ich erinnere mich noch des sogenannten silbernen Saales im Hause der Generalin Bietinghoff zu Wilna; des Saales der Madame Neumann in Warschau, zur Zeit, als nach dem pariser Frieden und vor der Creirung des Königreichs Polen sich in dieser Stadt das Hauptquartier des Fürsten Barclay de Tolly befand; des Hotel de Hambourg, wo jeden Abend Bank gehalten, an mehreren Tischen Stoß gespielt wurde und Hunderttausende von Rubeln von Hand zu Hand gingen. Viele meinten, das öffentliche Spiel, obgleich auch den Gesetzen der Ordnung und Sittlichkeit entgegen, habe doch weniger Elend zur Folge als das geheime Spiel, da hier falsche Spieler, die sich mit einander verständigen, unerfahrene oder leidenschaftliche Theilnehmer vollständig ausplündern können; bei öffentlichem Spiele sei der Betrug schwieriger auszuführen, weil ein falscher Spieler den andern überwache und gleich die Gelegenheit benutze, sobald er das Mittel des Truges entdeckt habe. Walitzky hatte nach seinem Auftreten in der Welt auch sein Heil im Kartenspiel versucht, war aber nach Wechselfällen von Glück und Unglück dergestalt heruntergekommen, daß er um des täglichen Brotes willen zu Lemberg den Marqueurdienst in einem Gasthause annehmen mußte. Ich breche hier den Faden der Erzählung ab, um später auf unsern Helden zurückzukommen. — Damals gab es unter reichen und vornehmen Leuten viele Originale oder, wie man sie jetzt nennt, excentrische Personen, die, von Stand und Vermögen abhtrahirend, ein absonderliches Leben führten, den größten Theil ihres Lebens auf Wanderungen verbrachten, überall Abenteuer suchten, sich incognito in alle Gesellschaftsschichten mischten, sich in den niedrigsten Schlupfwinkeln umsahen und selbst Gefahren nicht scheuten, — einzig und allein nur um den Genuß heftiger Aufregungen, seltsamer Ueberraschungen und Ereignisse zu haben. Solch ein Original war auch der Fürst Fr. Sap...., nach Geburt und Vermögen zu der ersten Klasse polnischer Magnaten gehörig. Schon in früher Jugend war er Oberbefehlshaber der litthauischen Artillerie gewesen, eine hohe Stellung, die er nicht seinem Verdienste, sondern der Gunst des

Digitized by Google

Königs verdankte, der die mächtige Partei seiner Familie für sich gewinnen wollte. Des Fürsten Vater war Kanzler gewesen. Zur Zeit, als sich Polen unter Kosciuszko erhob, erklärte sich Fürst Fr. Sap.... für unfähig, jener hohen Stellung genügen zu können, stellte es Kosciuszko anheim, einen würdigeren Chef der Artillerie zu ernennen und sich selbst als Capitän ein. Aus diesem Zuge läßt sich sein Charakter beurtheilen. Ich lernte den Fürsten Fr. Sap ... persönlich in Paris kennen und besuchte ihn in seinem Hause in Wilna und auf seinem Gute im Grodno'schen Gouvernement. Er war aufgeklärt, ausgezeichnet gebildet, klug, witzig, liebenswürdig im Umgange, fern von jedem Hochmuth, offenherzig und gutmüthig, — aber ein Sonderling! Aus Reichthum hervorgehendes Gepränge und Etikettenzwang waren ihm unleidlich; selten und nur auf Durchreisen sah er sein prachtvolles Gut und wanderte fortwährend in Europa umher, von einem einzigen Kammerdiener begleitet. Die Tasche mit Geldbocumenten wohl ausgestattet, besuchte er in den Städten alle Spielhäuser und die verrufensten derartigen Orte. Eugen Sue scheint ihm den Charakter seines Fürsten Rudolph in den Geheimnissen von Paris entlehnt zu haben. Und in der That hat der Fürst Fr. Sap.... sein Lebelang im Stillen viel Gutes gethan, viele Unglückliche vom Verderben gerettet, Verstrickte dem Abgrund entrissen, Viele vom Verbrechen abgehalten. Folgendes Beispiel mag beweisen, welchen Gefahren er sich bei Befriedigung der Leidenschaft für Abenteuer persönlich aussetzte. Was er mir selbst erzählte, gebe ich hier wieder. Auf einer seiner Reisen in Frankreich machte er in der Diligence die Bekanntschaft eines Franzosen von angenehmem Aeußern, gutem Ton und feiner Bildung. In Paris angelangt, trennten sie sich; indeß traf sich's, daß der Fürst seinen Reisegefährten sehr häufig wiedersah, bald in Gasthäusern und an Mittagstafeln, bald auf Spaziergängen und im Theater, und da er an seiner Unterhaltung Vergnügen fand, brachte er bisweilen den ganzen Tag in seiner Gesellschaft zu. Beide kannten ihre gegenseitigen Familiennamen, aber keiner fragte den andern nach seiner Wohnung. Der Franzose nannte sich einen Grafen aus einem alten Aristokratengeschlecht. Einst, als der Fürst Abends nach seinem Logis zurückkehrte, um sich zum Theaterbesuch umzukleiden, fand er ein Billet von seinem Reisegefährten vor, in welchem dieser ihn bat, sich auf ein Viertelstündchen zu ihm zu begeben, er habe sich mit ihm über eine dringend wichtige Angelegenheit zu unterhalten; er sei selbst krank, könne deshalb den Fürsten nicht besuchen, hoffe aber, dieser werde ihm, bei seiner edlen Denkweise, die Erfüllung seiner Bitte nicht versagen. Der Fürst, vermuthend, es handle sich um einen Vorschuß an Geld, wie ihm das schon häufig vorgekommen war, steckt mehrere hundert Francs zu sich und begiebt sich, der Adresse gemäß, auf den Weg. Er trifft seinen ehemaligen Reisegefährten in einem geschmackvoll eingerichteten Zimmer, in einen Schlafrock gekleidet. Im Vorzimmer befinden sich zwei Lakaien. Nachdem der Franzose den Fürsten ersucht hat, sich zu setzen, eröffnet er ihm mit heiterem Lächeln und ohne alle Umschweife, er habe lange schon auf den Fürsten Jagd gemacht und nun erst sein Ziel erreicht. Er sei arm, der Fürst reich, und da er wisse, der Fürst habe mehrere hunderttausend Francs in seiner Schatulle, müsse er seinem Kammerdiener sogleich schriftlichen Befehl ertheilen, seinem zu dem Zweck abzusendenden Genossen die Schatulle abzuliefern, widrigenfalls der Fürst das Zimmer nicht lebendig verlassen werde. Nach dieser Erklärung klingelt er, und sofort stürzen die beiden Lakaien aus dem Vorzimmer und zwei andere Kerle mit wilden Physiognomien, mit Pistolen und Dolchen bewaffnet, aus einem Nebengemach in's Zimmer. Unerschrocken und kaltblütig, selbst ohne ein Wort der Widerrede, erfüllte der Fürst des Banditen Begehren, da er einsah, daß jeder Widerstand fruchtlos sein werde. Während Einer dieser Bande sich nach der Wohnung des Fürsten begiebt, setzt der Reisegefährte seine Unterhaltung in folgender Art fort: was hier vorgehe, sei allerdings nicht höflich; allein der Verlust der begehrten Geldsumme werde den Fürsten nicht ruiniren, ihm und seinen Gefährten aber zur Flucht nach America dienen, da die unerträgliche Rechtspflege sie hier nicht in Ruhe lasse! Er kenne den Fürsten schon von seinem früheren Aufenthalt in Paris her und habe die Absicht gehabt, ihn schon damals zu ersuchen, seinen Ueberfluß mit ihm zutheilen, habe aber der klebrigen Polizei wegen damals Paris verlassen müssen. Neulich sei er um so freudiger überrascht worden, den Fürsten wieder in Paris zu sehen, und als er erfahren, derselbe habe sich nach Sedan begeben wollen, um die Tuchfabrik des Baron Nellis zu besichtigen, sei er voraus dahin geeilt, um auf der Rückfahrt zu seinem Vergnügen die Bekanntschaft des Fürsten zu machen! Als der Fürst ihm die Frage stellte, weshalb er bei seiner Bildung nicht einen besseren und gefahrloseren Weg zur Sicherung seiner Subsistenz einschlage, wozu der Fürst ihm gern behülflich sein wolle, antwortete der Bandit lachend: der Fürst thue das ja eben schon; er habe übrigens früher verschiedene Wege eingeschlagen, sich Vermögen zu erwerben, aber es sei ihm nicht geglückt; jetzt sei er gebunden und könne seine lieben Kameraden nicht verlassen, wobei er auf seine Heiserheiser zeigte. Uebrigens, bemerkte er noch, sei ihr Gewerbe zwar gefährlich, indeß aber auch einträglich, wie der Fürst eben erfahre! Er und seine Genossen wären nicht bösartig, sie wollten ihn nicht tödten, da er sich ihnen gutwillig gefügt, und nach einer Stunde würden sie nicht mehr in Paris sein!... Während dieser Unterhaltung sei der Abgesandte mit der Schatulle erschienen. — „Bravo!“ habe der Hauptbandit ausgerufen und, sich zum Fürsten wendend, fortgefahren: „Da Sie für uns so viel gethan, müssen wir das gute Werk noch vollenden. Wir werden Sie zwar binden, jedoch so vorsichtig, daß Sie dadurch nicht belästigt werden; dann legen wir Sie in ein Bett, knebeln Ihnen den Mund, damit Sie nicht schreien, und eilen selbst davon. Nach acht Stunden wird Ihr Kammerdiener, von einem unserer Freunde benachrichtigt, zu Ihrer Befreiung hier erscheinen. Das mag Ihnen wohl etwas unangenehm sein; besser aber ist es doch, als ermordet zu werden!“.. Plötzlich hörte man an die Thüre klopfen... Der Hauptbandit warf einen Blick ins Vorzimmer und stürzte mit dem Schrei: „Wir sind verrathen!“ über

Digitized by Google

Hals und Kopf ins andere Zimmer, seine Helfershelfer ihm nach. Mit gleicher Hast trat des Fürsten Kammerdiener ins Zimmer und ihm folgte ein ganzer Haufe bewaffneter Polizei-Agenten. Der Polizei-Commissär, von dem Hausbesitzer benachrichtigt, daß zu dieser Wohnung zwei Treppen führten, hatte Wache an die Hinterthür gestellt, und so geriethen alle fünf Banditen, entflohene Galeerensträflinge, auf die man schon lange von Seiten der Polizei gefahndet, in die Falle! Sie wurden entwaffnet und gefesselt; der Fürst aber erhielt seine Schatulle mit dem Rathe zurück, er möge künftig bei der Wahl seiner Bekanntschaften vorsichtiger sein.

Der Fürst entrann der Lebensgefahr und Geldberaubung dadurch, daß der Kammerdiener, ein Franzose, nach Empfang der schriftlichen Ordre seines Herrn, die Schatulle einem Fremden auszuliefern, einen Bubenstreich geargwohnt hatte. Anfänglich war er auf den Gedanken gekommen, den Abgeordneten festzunehmen, indeß hatte er diesen Gedanken wieder aufgegeben aus Besorgniß übler Folgen, weil der schriftliche Befehl auf unverzügliche Auslieferung ohne weiteres Nachforschen lautete. So hatte er denn die Schatulle gleich hingegeben, war aber dem in einem Fiacre fahrenden Verdächtigen mit einem Lohndiener eilig zu Fuß gefolgt, bis auch er einen Miethwagen erlangt, mit dessen Hülfe er das Haus erreicht, welches zu dem tragischen Schauplatz diente. Hier hatte er den Lohndiener postirt, um nachzusehen, welche Treppe der Schatullenträger ersteigen werde, er selbst aber war mit aller Hast zu dem nächsten Polizei-Commissär geeilt. Bei diesem traf er durch einen glücklichen Zufall ein Commando Polizei-Soldaten versammelt, welches zu einer Untersuchung in Contrebande-Angelegenheiten bestimmt war — und so glückte es ihm denn, dem Fürsten zur rechten Zeit Hülfe zu bringen. — Dieses Erlebniß war weit entfernt, den Fürsten von seiner Sucht nach Abenteuern abzubringen; er sagte vielmehr, der eben erzählte Vorfall gehöre zu den angenehmsten Erinnerungen seines Lebens! „Sie können sich nicht vorstellen," sprach er, „welche Seligkeit ich empfand, als ich mich aus dieser Räuberhöhle befreit sah! Solche Augenblicke kann man nicht für Millionen kaufen! Erstens erschien mir das in der Schatulle aufbewahrte Geld wie gewonnen; zweitens fühlte ich erst recht den Werth des Lebens, nachdem ich dem Tode um ein Haarbreit nahe gewesen war; drittens hatte ich an meinem treuen Kammerdiener einen Freund gewonnen." Nachdem der Fürst das Geld in der Schatulle überzählt hatte, nöthigte er den Kammerdiener, auf eben diesen Betrag einen Wechsel entgegenzunehmen, den er, in seine Heimath zurückgekehrt, ihm auszahlte.

So war der Mann beschaffen, der unsern Waliszky zu Lemberg im Marqueurdienst antraf. Nachdem der Fürst mit ihm eine Unterredung gehabt und erfahren hatte, wer er sei und daß er den Buschensky's verwandt, bot ihm der Fürst, der diese Familie kannte und wußte, daß sie große Güter in Weiß-Rußland besaß, seinen Beistand an und nahm ihn als Begleiter mit nach Wien. Der Fürst reiste von hier in Geschäften nach Polen und ließ Waliszky in Wien zurück. Ersterer sah leidenschaftliche Liebe für's Spiel, die ihn selbst beherrschte, nicht als Laster an, und da er den Waliszky lieb gewonnen hatte, ließ er ihm eine Summe Geldes zurück, damit er sein Glück im Spiel versuche.

Eines Abends hielt Waliszky mit einigen Genossen kleiner Spieler in irgend einem entlegenen Winkelgasthause gemeinschaftlich Bank. Mitternacht war schon vorüber; die Bank war glücklich gewesen, die Taschen der Pointeure waren geleert und eben war die Compagnie im Begriff, die Bank zu schließen als ein langer, hagerer, schon alternder Mann mit langem Schnurrbarte, eine ungarische Pelzmütze auf dem Kopf und in einen weiten ungarischen Mantel gehüllt in's Zimmer tritt. Dieser sieht mit Spannung dem Spiel zu, nimmt dann eine Karte vom Tisch, legt sie vor den Bankhalter hin und ruft aus: „Va banque!" Waliszky's Kameraden werden verlegen, er aber spricht ihnen Muth zu und erklärt, er wolle halten. Einer der Bankbetheiligten verlangte, die in der Bank befindliche Summe solle gezählt und der gleiche Betrag von dem Ungar auf den Tisch gestavelt werden. Die Forderung war gerecht; gleichwohl ging der Fremde darauf nicht ein, sondern erklärte, er sei zur Stelle nicht mit Geld versehen; wären sie aber selbst rechtliche Männer, so würden sie auch ihm auf's Wort trauen. Die übrigen Genossen weigerten sich, darauf einzugehen, Waliszky aber, der den Fremden scharf in's Auge gefaßt und in seinen Gesichtszügen den Mann höherer Bedeutung erkannt hatte, sprach zu seinen Genossen: „Stellt die Bank bei Seite, ich stehe für den Herrn ein mit meinem Ehrenwort, wenn er es fordert!" — „So ist es mir recht! Mischen Sie!" sprach der Ungar. Waliszky hob ab und schlug die Karte. Man überzählte die Banksumme; es waren nahe an fünfhundert Ducaten. Der Ungar forderte Waliszky auf, ihm zum Empfange des Geldes zu folgen. Mehrere Genossen erboten sich und drangen darauf, ihn zu begleiten; dies aber verbat sich der Ungar, und Waliszky, alle Vorstellungen der Andern zurückweisend, folgte dem Fremden allein. Nachdem sie mehrere Straßen Wiens durchwandert, hielt jener vor einem prachtvollen Hause, zog die Klingel und ein Schweizer in Livree schloß auf und trat ehrerbietig zur Seite. Nun führte der Ungar den Waliszky unter dem Vortritt zweier Lakaien mit Wachskerzen durch eine lange Reihe prachtvoller Gemächer in sein Cabinet, nöthigte ihn, sich zu setzen, und fragte ihn, wer er sei? „Prätendent der Krone von Polen," erwiederte der gewandte Waliszky, leicht erkennend, daß er es mit einem Original zu thun habe. „Nach welchem Rechte?" fragte der Ungar weiter. „Nach dem Rechte der Geburt," entgegnete Waliszky. „Ich bin ein geborner polnischer Schlachtiz, heiße Waliszky und es wird Ihnen bekannt sein, daß jeder polnische Schlachtiz zum Könige gewählt werden kann." — Der Ungar lächelt und spricht: „So erlauben Sie mir denn die Ehre, Ihnen in meiner Person den ungarischen Magnaten Fürsten E. zu empfehlen; indessen sollten Sie als polnischer Thronprätendent und ich als ungarischer Magnat solche Oerter nicht besuchen, wie der ist, wo wir uns trafen. Ich thue das bisweilen zur Zerstreuung." — „Ich aber aus Noth," erwiedert Waliszky und erzählt seinen bisherigen Lebenslauf. Der Magnat, durch des jungen Mannes Offenheit und hellen Verstand und gute Bildung für ihn

Digitized by Google

gewonnen, hielt es nun für seine Pflicht, ihm sein bewiesenes Vertrauen zu vergelten. Er zahlte ihm gleich die verlorene Geldsumme aus und verabschiedete ihn, nachdem er sich seine Adresse hatte geben lassen. Nach Verlauf einiger Tage, die der Magnat benutzt haben mochte, sich bei der Polizei oder polnischen Gesandtschaft nach Walitzky näher zu erkundigen, erhielt dieser von ihm eine Einladung zum Mittagessen, und hier stellte er ihn seinen Verwandten und anderen Gästen aus der Aristokratie als seinen Freund vor, dem er Verbindlichkeit schulde und an dessen Schicksal er den wärmsten Antheil nehme. Bald gewann Walitzky durch kluges und anständiges Benehmen die allgemeine Gunst und wurde Hausfreund in der Familie des Magnaten, der ihn selbst so lieb gewann, daß er sich von ihm nicht mehr trennen mochte. Nach Verlauf einiger Zeit erhielt der Magnat eine diplomatische Mission nach Paris und nahm Walitzky dahin mit, den er nicht nur in alle Pariser Häuser, in denen er selbst Zutritt hatte, sondern auch bei der Fürstin Poliguac, Liebling der Königin Marie Antoinette, einführte. — Alles das erzählte mir ein Franzose, Namens Deron, welcher viele Jahre lang Walitzky's Hauswesen verwaltete. Von da ab waltet ein undurchdringliches Dunkel über Walitzky's Leben. Nur so viel weiß man noch, daß er der Ehre gewürdigt wurde, dem französischen Hofe vorgestellt zu werden, daß er die Abendgesellschaften der Königin besuchte, in den ersten Pariser Häusern gern gesehen wurde, in freundschaftlichen Verbindungen mit vielen vornehmen Ausländern stand, die Paris besuchten, und eben solche Verbindungen mit den Gliedern des diplomatischen Corps angeknüpft hat. Er besuchte Italien, England, durchreiste ganz Deutschland als Grand Seigneur und kehrte beim Beginn der französischen Revolution nach Paris zurück. Man erzählte mir, er habe dann Gelegenheit gehabt, der damals so unglücklichen königlichen Familie bedeutende Dienste zu leisten, und sei des besondern Vertrauens der Königin Marie Antoinette gewürdigt worden. Nie mischte sich Walitzky in politische Angelegenheiten und sprach auch nur selten über dergleichen; so viel aber ist zweifellos, daß er seiner Gesinnung nach Aristokrat und der monarchischen Verfassung zugethan war. Da er sich zur Zeit der Revolution in Paris befand, so kannte er viele von den Personen, die in ihr Hauptrollen spielten, und namentlich hörte ich ihn über Mirabeau äußern, er sei ein mauvais plaisant et mauvais joueur gewesen. Er beklagte den in Frankreich stattgehabten Umsturz der Dinge aufrichtig und haßte überhaupt alle Wühler. Als einst in seiner Gegenwart geäußert wurde, Lafayette hätte Thron und Monarchie retten können, rief er sehr lebhaft aus: „Nein! Ich kenne ihn nur zu gut; er ist zwar ehrlich, aber schwachen Charakters, ganz wie Kosciuszko, mit dem Unterschiede jedoch, daß dieser treuherzig und schlicht, jener aber eitel ist wie eine Kokette!“

In die Heimath zurückgekehrt, kaufte Walitzky einige tausend Leibeigene im Grodno'schen und Wilna'schen Gouvernement und unter anderen das prachtvolle Gut Jeziory in der Nähe von Grodno. Er hielt sich abwechselnd bald in Grodno, bald in Wilna auf; nach des Kaisers Alexander Thronbesteigung aber zog er nach Petersburg, wo er viele Personen seiner früheren Verbindungen aus dem Auslande antraf. Anfangs bewohnte er die ganze untere Etage im Hause der Gräfin Branitzka (an der Moika, jetzt dem Fürsten Jussupow gehörig); später kaufte er sich ein eigenes Haus (in der großen Morskaja, an der Ecke der Postamtsstraße, jetzt H. Nord gehörig), blos weil sein früheres Logis keine Sonne hatte. Walitzky's Zimmer waren im feinsten Geschmack prachtvoll möblirt. Nach Kreuzenstern's Rückkehr von seiner Reise um die Welt wurden die auf den Schiffen Nadeschda und Newa mitgebrachten Waaren im Local der russisch-amerikanischen Compagnie (damals in der Erbsenstraße zwischen der Gartenstraße und Simonsbrücke) versteigert, und die ganze vornehme Welt versammelte sich täglich dort, um Erzeugnisse aus China und Japan zu schauen und zu kaufen. Graf Walitzky erstand die besten Sachen: chinesische Seidenteppiche für mehrere große Zimmer, eine Menge chinesischer und japanischer Vasen und verschiedene Porzellansachen, womit zuerst das Karniß seines gemietheten und später das seines eigenen Hauses geschmückt wurde. Ferner besaß er eine kostbare Sammlung von Gemälden der besten Meister; sein eigentlicher Reichthum aber bestand in einer Menge von Edelsteinen und Schmucksachen, die er unter Glasgehäusen in seinem Cabinet aufbewahrte. Seine Sammlung goldener, emaillirter Tabaksdosen galt mit Recht für die erste in Europa, zumal sich unter ihnen jene weltbekannten zwölf befanden, die, mit Gemälden des berühmten Petit geschmückt, Eigenthum des Königs von Frankreich waren, zur Zeit der Revolution jedoch mit vielen anderen Gegenständen des königlichen Schatzes in Privatbesitz übergingen. Einige Tafelservice des Grafen erweckten durch materiellen Werth und geschmackvolle Arbeit allgemeines Staunen, und bei dem goldenen Service bestanden die Stiele der Messer und Gabeln aus Korallen mit Edelsteinen verziert. Unter Walitzky's Schätzen ist ferner jener Saphir der ganzen Welt bekannt, der sein Licht nach Sonnenuntergang verändert und der Madame Genlis Stoff zu einer Novelle gab. Wer vermöchte es, seine Shawls, seine kostbaren Spitzen und dergleichen aufzuzählen! Wäre Walitzky auch weniger liebenswürdig gewesen, schon die Neugierde, seine Seltenheiten zu sehen, würde die ganze Petersburger höhere Gesellschaft veranlaßt haben, ihn zu besuchen und ihn bei sich gern zu empfangen. Alle, die Petersburg damals sahen, erinnern sich ohne Zweifel des Grafen Walitzky. Nicht leicht sah man einen so angenehmen und interessanten Gesellschafter, als er war. Da er alle bedeutendsten Personen in Europa gekannt hatte und Augenzeuge ungewöhnlicher Ereignisse gewesen war, so kannte er eine Menge von Anekdoten und Geschichten, die er auf die angenehmste Weise vortrug, zumal er selbst ernsten Dingen durch spielenden Witz Reiz zu verleihen verstand. Den Damen namentlich erzählte er viel von Versailles, von Trianen, von Marie Antoinette's Festen, von dem Leben der Pariser Gesellschaft vor der Revolution und dergleichen. Noch besaß Graf Walitzky zwei sehr bedeutende Eigenschaften, die Zauber-Talismanen gleich in der Welt wirken, ich meine die Eigenschaften, mit Luxus und Geschmack zu bewirthen, und zur rechten Zeit Geschenke zu machen. Personen, die sonst nie Etwas annahmen, konnten bisweilen ein Geschenk Walitzky's nicht ablehnen. Da

Digitized by Google

sein feiner Geschmack als Muster galt, beriethen sich die gebildetsten Leute mit ihm, wenn sie ihre Häuser neu möbliren oder Feste und Bälle geben wollten.

Mit diesen geselligen Tugenden verband Graf Walitzky die der Wohlthätigkeit in hohem Grade. Er half Unglücklichen bereitwillig und gab sein Geld zu Wohlthätigkeitszwecken mit vollen Händen her. Der Universität zu Wilna schenkte er eine kostbare Sammlung seltener Edelsteine und Mineralien, die noch jetzt unter dem Namen der Walitzky'schen in der Wladimir-Universität zu Kiew, wohin sie später gelangte, aufbewahrt wird. Außerdem gründete er in Wilna eine Erziehungsanstalt für acht arme Zöglinge und kaufte zu diesem Zwecke ein Haus, wo die Zöglinge und deren Aufseher auf seine Kosten untergebracht wurden. Man wird gestehen müssen, daß ein solcher Mann alle andern Abenteurer weit überragt!

Bei den verschiedenartigsten Vermuthungen über den Ursprung des Walitzky'schen Reichthums glaube ich der Wahrheit am nächsten zu sein, indem ich behaupte, er habe ihn im Handel mit Edelsteinen, Gemälden, Antikes und dergleichen erworben. Ich war zu jeder Tageszeit in seinem Hause, kannte alle seine Hausgenossen, beobachtete, was dort geschah, und gelangte so zu der ausgesprochenen Ueberzeugung. Alle Petersburger Juweliere, besonders Herr Düval, waren sehr häufig des Morgens bei ihm, oft Werthsachen mitbringend, oft dergleichen aus den Kästchen des Grafen Walitzky empfangend. Das Geschäft besorgte einer seiner Bekannten, welcher mit Paris, London, Amsterdam und andern reichen Städten, ja sogar mit Constantinopel correspondirte. Durch den derzeitigen Banquier Baron Rall wurden große Geldsummen in's Ausland versandt und von da bezogen. Auf einen Geheimhandel Walitzky's unter fremdem Namen mußte man schon deshalb schließen, weil man wohl einen guten Kartenspieler und klugen Abenteurer, aber keinen Handelsmann in der höhern Gesellschaft duldete. Damals galt der Grundsatz: „Dem Edelmann Schwert und Feder, dem Kaufmann Elle und Wage."

Bildungsanstalten in Nordamerica.

Unter den Buchhändlern ersten Ranges in London befinden sich zwei Deutsche, die Herren Bohn und Trübner, die sich erhebliche Verdienste um die Wissenschaft erwerben. Trübner hat sich eine Vermittelung der englischen und americanischen Litteratur zur Hauptaufgabe gemacht und veröffentlicht insbesondere werthvolle Werke über Sprachwissenschaft und Völkerkunde. Einer seiner neuesten Verlagsartikel: Trübner's bibliographical guide to American litterature erscheint von ganz besonderem Interesse, weil in demselben alle irgend belangreichen Werke, welche seit 1700 in Nordamerica gedruckt wurden, systematisch verzeichnet worden sind. Damit hat er eine seither sehr empfindliche Lücke ausgefüllt, und ein zweites Verdienst erwarb er sich durch die anderthalbhundert Seiten starke Einleitung, welche den Versuch einer Geschichte der nordamericanischen Litteratur enthält. Diese systematische Zusammenstellung von so vielen bisher weit und breit zerstreuten Nachrichten ist ungemein verdienstlich, und wir finden in ihr eine große Menge werthvollen Materials zur Würdigung der geistigen Entwickelung in den Vereinigten Staaten. Einige Notizen, die wir herausheben wollen, werden unseren Lesern neu sein.

Während die reiche spanische Regierung für das Unterrichtswesen in ihren Colonien so gut wie gar nichts that, und auch die Geistlichkeit sich wenig um Schulen kümmerte, wurden von den Puritanern in Boston schon 1636, wenige Jahre nach der Landung der sogenannten Pilgerväter, 400 Pfund Sterling für eine Schule bewilligt, aus welcher sich allmählich die beste Hochschule America's, das Harvard College zu Cambridge in Massachusetts, entwickelt hat. Sie hat in unserer Zeit Männer wie Everett, Emerson, Prescott und Bancroft gebildet. Gegenwärtig haben die Vereinigten Staaten 127 Colleges, also Anstalten, auf welchen die Studierenden höheren Unterricht erhalten, 47 theologische, 15 juristische und 40 medicinische Schulen.

Volksschulen gründete man in Massachusetts schon 1639; und 1692 wurde als Grundsatz festgestellt, daß Jedermann in Staate Unterricht auf Kosten des Staates erhalten solle. Dieses Princip ist nun von beinahe allen Staaten des nordamericanischen Bundes angenommen worden. In Minnesota sagt die Verfassung: das Eigenthum des Volkes soll zur Erziehung und Ausbildung der Kinder des Volkes verwandt werden. Diese „öffentlichen Schulen", in welchen aller Unterricht kostenfrei ertheilt wird, erhalten jährlich große Capitalien an baarem Geld und Staatsländereien.

Schon 1850 befanden sich in den Vereinigten Staaten 81,000 Freischulen, welche sich auf die verschiedenen Staaten folgendermaßen vertheilten: Maine 4042; Neu Hampshire 2381; Massachusetts 3679; Vermont 2731; Rhode Island 416; Connecticut 1656; New-York 11,580; Neu Jersey 1473; Pennsylvanien 9061; Delaware 194; Maryland 898; District Columbia 22; Virginien 2930; Nord-Carolina 2657; Süd-Carolina 724; Georgia 1251; Florida 69; Alabama 1152; Mississippi 782; Louisiana 664; Texas 349; Arkansas 353; Missouri 1570; Tennessee 2680; Kentucky 2234; Ohio 11,661; Indiana 4822; Illinois 4052; Iowa 740; Michigan 2714; Wisconsin 1423; die übrigen vertheilen sich auf Californien und die verschiedenen Territorien. Damals waren 3,354,011 Schüler eingeschrieben, und die Unterhaltung der Schulen kostete 9,529,000 Dollars. Je einer von 4,6 Weißen besuchte die Schule. Seitdem ist die Zahl der Freischulen um ein sehr beträchtliches gestiegen, und 1856 betrugen die Jahresausgaben für dieselben etwa 16 Millionen Dollars; dazu gab der Staat New-York mehr als 3½ Millionen, und das kleine Massachusetts 2,346,309 Dollars. Gegenwärtig besuchen etwa 5 Millionen Kinder die Freischulen.

Digitized by Google

Die erste Buchdruckerei in Nordamerica wurde zu Cambridge bei Boston im Januar 1639 angelegt; die Gründung der zweiten, zu Boston, fällt in das Jahr 1670, die dritte, zu Philadelphia, entstand 1686. Dann folgten mehrere; Kentucky hatte seine erste Druckerei 1786, Ohio 1795, zu Cincinnati, das damals noch ein kleiner Grenzposten war; Indiana 1811, Missouri und Michigan 1810, Arkansas erst 1825, Illinois 1815, Wisconsin 1827; in Texas besaßen die Spanier schon 1760 eine Druckerei, Minnesota hatte 1848 noch nicht ein einziges Dorf, sondern nur einige hundert zerstreut liegende Blockhütten, aber schon 1849, im April, war eine Druckerei im Gange; 1856 erschienen bereits 31 Zeitungen in Minnesota, davon allein in der Hauptstadt St. Paul drei in täglichen Ausgaben. Der Tag, an welchem zuerst in Californien, zu Monterey, gedruckt wurde, ist der 15. August 1846; die Mormonen am Salzsee begannen 1848 zu drucken, die Bewohner von Nebraska und Kansas 1854. In dem letztern Gebiete erscheinen jetzt mehr als zwanzig Zeitungen. In dem gegenwärtigen Umfange der Vereinigten Staaten waren 1776 erst 40 Druckereien vorhanden, 1810 schon 375, und im Jahre 1850 mehr als *viertausend*, in denen weit über 20,000 Arbeiter beschäftigt sind. In den größern Städten giebt es Druckereien mit 30 bis zu 200 Arbeitern. Die Zahl der Papierfabriken beträgt jetzt 750 mit 2000 Maschinen; sie lieferten 1858 etwa 270 Millionen Pfund Papier im Werthe von 27 Millionen Dollars. Der Verbrauch an Lumpen beträgt 405 Millionen Pfund. Das in den Druckereien und unmittelbar zu denselben gehörenden Geschäften angelegte Capital wird auf 24 Millionen Dollars veranschlagt.

Ueber Schriftstellerhonorare finden wir einige interessante Angaben. Schon 1817 erhielt Noah Webster für sein Buchstabirbuch von dem Verleger Goodrich 40,000 Dollars. Bancroft hat für die vor 1854 von ihm veröffentlichten geschichtlichen Schriften 50,000 Dollars bezogen; Barnes bekam für seine Anmerkungen zu den Evangelien 30,000 Dollars; Harpers zahlten an J. L. Stephens für dessen Reisen in Centralamerica und Yucatan 30,000 Dollars. Professor Andrews erhielt für die erste Auflage seines lateinischen Wörterbuchs, das völlig den Arbeiten deutscher Gelehrten entlehnt ist, 6000 Dollars, und Professor Anthon für seine Ausgaben alter Classiker, bei welchen gleichfalls deutsche Ausgaben zu Grunde liegen, 30,000 Dollars. Diese sind mit leichter Mühe verdient worden, denn Herr Anthon hat, wie gesagt, die verschiedenen deutschen Ausgaben abgeschrieben und deren Erklärungen für sein americanisches Publicum zurecht gemacht. Die Firma Ivison und Phinney in New-York zahlt an Sanders für den Verlag von dessen Erziehungs- und Unterrichtsbüchern *jährlich* 30,000 Dollars, und an Thompson für dessen Rechenbücher *jährlich* 10,000 Dollars. Childs und Peterson in Philadelphia haben den Erben des Dr. Kane für dessen Polarreise schon 60,000 Dollars ausbezahlt. Lippincott und Compagnie in Philadelphia gaben den Doctoren Wood und Bache für den „Pharmakopoe (Dispensatory) der Vereinigten Staaten" 80,000 Dollars; die Firma Little, Brown und Compagnie in Boston kann aus ihren Büchern nachweisen, daß sie weit über eine halbe Million Dollars an Honoraren ausgezahlt hat; davon kommen allein auf die Familie des ausgezeichneten Juristen Story mehr als 200,000 Dollars. Agassiz giebt Beiträge zur Naturgeschichte der Vereinigten Staaten heraus, die zehn Bände umfassen; zwei davon sind erschienen; jeder Band kostet 12 Dollars, und Agassiz rechnete auf einen Absatz von höchstens fünfhundert Exemplaren für ein so theures Buch. Aber die Zahl der Subscribenten beträgt jetzt schon mehr als dritthalbtausend. Irving, Cooper, Willis, Longfellow, Bayard Taylor und manche andere Americaner, deren Schriften einen großen Leserkreis haben, beziehen alljährlich sehr beträchtliche Summen.

Der Buchhandel hat einen großartigen Umfang und Aufschwung gewonnen, denn er wird durch keinerlei „Gerechtsame" gehemmt und eingeschnürt. Er ist vollkommen frei und deshalb verdienen Schriftsteller, Verleger und „Sortimenter." Im Jahre 1743 gab Christoph Sauer zu Germantown in Pennsylvanien eine Quartausgabe von Luthers deutscher Bibel heraus; sie enthält 1272 Seiten; der Druck so umfangreicher Werke war damals eine Seltenheit. Im Jahre 1801 trat die americanische Buchhändlergesellschaft auf; sie bestand aus Firmen in Neu-York, Philadelphia und Boston, stellte fest, daß ihre Verlagswerke nur „by fairs" und nicht auf dem Wege der Versteigerung verkauft werden sollten; wer das letztere that, wurde aus dem Verein geschlossen. Im Jahre 1804 setzte der letztere als Preis für das beste in America angefertigte Druckpapier eine Goldmünze aus, auch schrieb er Ehrenbelohnungen für die besten Buchbinderarbeiten und Druckerschwärzen aus. Nach und nach entstanden Verlagshandlungen in allen großen Städten, und bald war Boston in dieser Beziehung allen andern voran. Später ist diese Stadt überflügelt worden, doch beträgt auch jetzt noch der jährliche Umsatz der Bostoner Verlagsfirmen fünf Millionen Dollars. Im Jahre 1853 hatten die Vereinigten Staaten schon 355 Verlagshandlungen, und gegenwärtig sind deren mehr als 400 vorhanden; davon kommen drei Viertheile auf Neu-York, Philadelphia, Baltimore und Boston, die übrigen zumeist auf Cincinnati, Charleston, New Orleans, Buffalo, Auburn, Albany, Louisville, Chicago, St. Louis und Hartford. Die Zahl der Sortimentshandlungen, welche den Verlag jener vierhundert Firmen betreiben, geht über *dreitausend* hinaus, und dazu kommen noch etwas mehr als *siebentausend* „general dealers", welche neben andern Waaren auch mit Büchern derart handeln, daß sie stets einen Vorrath der gangbarsten Sachen halten.

Manche Verlagsanstalten sind wahrhaft großartig. Die von Harpers in New-York bedeckt weit über einen halben Acre, und die Gebäude allein haben über 160,000 Dollars gekostet. Diese Firma beschäftigt im Hause mehr als 600 Leute und setzt jährlich etwa zwei Millionen Bände ab. Lippincott und Compagnie in Philadelphia machen ganz ungeheure Geschäfte. Diese Firma wurde vor etwa dreißig Jahren von John Grigg gegründet, und diesem scharfsinnigen Yankee verdankt das gesammte americanische Verlagsgeschäft seinen gegenwärtigen Aufschwung. Sein Hauptgrundsatz war, gute Schriftsteller sehr gut und stets prompt zu bezahlen, und an diesem

Digitized by Google

praktischen Grundsatze hält auch der jetzige Besitzer Lippincott unverbrüchlich fest. Im ersten Halbjahre von 1855 ließ er mehr als 10,000 Octavseiten stereotypiren und gab von manchen Werken in jenem Jahre zwei bis fünfzehn Auflagen heraus. Die Firma hat mehr als zweihundert Bände stereotypirt, und verkauft allein von ihren Bibeln und Gebetbüchern jährlich mehr als 50,000 Bände. Sie hat mehr als fünftausend ständige Abnehmer, und während zweier Monate in jedem Jahre verschifft sie täglich im Durchschnitt siebenzig Kisten, jede von drei Centner schwer, oder „zehn Tonnen Litteratur" in je vierundzwanzig Stunden. Im Jahre 1853 belief sich ihr Geschäftsumsatz auf mehr als zwei Millionen Dollars.

Ein Bostoner Haus verkaufte binnen wenigen Monaten 26,500 Exemplare von Henry Ward Beechers Vorträgen; 46,000 von „Shady Side"; in neun Monaten von der Lebensbeschreibung Hoppers 15,000. Von „Lamp lighter" wurden binnen acht Wochen 40,000 Exemplare abgesetzt, und von dem unwahren und kläglichen Buche der Frau Beecher Stowe, „Onkel Toms Hütte", verkaufte jene Bostoner Firma bis jetzt 295,000 Exemplare. Appleton und Compagnie in Neu-York haben in ihrem Geschäft 800,000 Dollars angelegt. 1853 verkauften sie für mehr als eine Million Dollars Verlagsartikel. Die Firma Putnam und Compagnie gab in den fünf Jahren von 1851 bis 1856 etwa 450 Bände heraus, von denen vier Fünftel americanische Originalwerke waren. Die schon oben erwähnte Firma Ivison und Phinney verkauft jährlich 500,000 Exemplare von Sanders Lesebuch und etwa 100,000 von Thompsons Rechenbuch; von Smith's Geographie gehen jährlich 100,000 Bände ab, und das Haus Barnes in Neu-York verkaufte 1853 mehr als 800,000 Bände, zumeist Unterrichtsbücher. Ein anderes New-Yorker Haus hat seit 1850 mehr als 300,000 Bände von Coovers Romanen abgesetzt, eine Firma in Hartford verkaufte binnen drei Jahren 125,000 Exemplare von der Cottage Bibel.

Als das Verlagsgeschäft in Nordamerica begann, galt eine Auflage und ein Absatz von 500 Exemplaren schon für stark; von 1827 bis 1837 rechnete man auf 1000 bis 1500, und jetzt macht man von Büchern, die einigermaßen Aussicht auf Absatz haben, Auflagen von 10,000, denn kleine Auflagen sind nicht mehr Regel, sondern nur noch Ausnahmen. Binnen fünf Jahren sind von der Octavausgabe der Modern British Essays 80,000 Exemplare abgesetzt worden, von Macaulay's Miscellanies in drei Bänden 60,000 Exemplare; von den Werken Grace Aguillars in zwei Jahren 100,000; von Murray's Encyclopädie der Erdkunde mehr als 50,000; von Mac Culochs Handelslexicon 10,000, und ebenso viel von den Gedichten Alexander Smith's. Von Thackeray's Werken werden in America viermal so viele Exemplare abgesetzt als in England, und von Dickens sind dort Millionen Bände verkauft worden. Von Bleak House wurden mehr als 250,000 vertrieben; von der Jane Eyre mehr als 100,000.

Goodrich, derselbe Mann, der unter dem Namen Peter Parley eine große Anzahl Kinderbücher herausgegeben, hat in seinen Lebenserinnerungen Nachweise über das americanische Verlagsgeschäft gegeben. Im Jahre 1820 betrug der Geldwerth der neuerschienenen Bücher 2,500,000 Dollars. Davon kamen in runden Summen auf Schulbücher 750,000; classische Litteratur 250,000; Theologie 150,000, Rechtswissenschaft 200,000; Arzneikunde 150,000; das übrige auf andere Zweige der Wissenschaft. Im Jahre 1830 betrug das Geschäft schon vierthalb Millionen, und allein an Schulbüchern wurde für mehr als eine Million abgesetzt; 1840 schon sechsthalb Millionen, wovon zwei Millionen für Unterrichtsbücher, und 1850 hatte sich das Verlagsgeschäft schon verdoppelt, denn es betrug 12½ Millionen; 1856 bereits 16 Millionen. Davon kommen auf die Verleger von Neu-York 6 Millionen, Albany, Rochester und andere im Staate Neu-York 600,000; Boston 2½ Millionen (diese Annahme ist zu niedrig, da für das Verlagsgeschäft dieser Stadt für das Jahr 1855 die Ziffer von 5½ Millionen Dollard vorliegt); Neu-Haven, Hartford und andere Städte in Neu-England 600,000; Philadelphia fast 3½, Cincinnati 1¼ Million, der Rest vertheilt sich auf die schon weiter oben genannten Städte.

Schon im Jahre 1842 betrug die Zahl der beim Buchhandel, in den Druckereien aller Art, beim Buchbinden, Schriftgießen, Kupfer- und Stahlstechen, Papiermachen ꝛc. beschäftigten Männer sammt ihrem Hausstande über 400,000 Köpfe; sie lieferten für 28½ Millionen Dollars Geldwerth, und zwar 12 Millionen Bände Bücher, 3 Millionen Nummern Magazines, 300 Millionen Zeitungsnummern; das in diesen Geschäftszweigen angelegte Capital betrug 16½ Millionen Dollars. Im Jahre 1820 war der Verbrauch von americanischen Ausgaben 30, von englischen Werken 70 Procent; 1830 stellte sich das Verhältniß auf 40 gegen 60, 1840 auf 55 gegen 45; 1856 auf 80 gegen 20, so daß die Americaner sich ihren eigenen Markt erobert haben. Trübner meint, der americanische Buchhandel sei bei alledem nur erst in seinen Kinderjahren und habe gegründete Aussicht auf eine kolossale Entwickelung.

Diese tritt schon jetzt im Zeitungswesen hervor, über das wir einige geschichtliche und statistische Nachweise geben wollen.

Ein Placat, welches Neuigkeiten, Tagesnachrichten enthielt, wurde 1689 in Boston gedruckt, und am 25. September 1690 erschien die erste Zeitung, von welcher nur noch ein einziges Exemplar, in London, vorhanden ist. Die Behörden erklärten die Ausgabe für gesetzwidrig und nahmen auch Anstoß am Inhalte, und das Blatt wurde deshalb unterdrückt. In demselben Jahre hatte der Gouverneur von Neu-York eine Nummer der Londoner Gazette abdrucken lassen. Im Jahre 1704 gab der Postmeister zu Boston, der auch Bücherverkäufer war, ein Wochenblatt heraus, das bis 1776 bestand. Auch in andern großen Städten erschienen nach und nach Wochenblätter, z. B. seit 1725 in Neu-York. Um 1754 hatte Neu-England vier, Neu-York und Pensylvanien jedes zwei solcher Zeitungen, deren Absatz sich auf etwa 600 Exemplare belief. Im Jahre 1801 erschienen etwa 200 Zeitungen, darunter einige wenige täglich. Unter diesen letztern war das Pensylvania Packet, 1784, die erste. Die Zählung im Jahre 1810 ergab schon 359 Zeitungen (worvon 27 täglich) mit einem

Digitized by Google

Absatz von 22,321,900 Nummern, und schon 1814 wurden in den Vereinigten Staaten drei Millionen Nummern von Zeitungen mehr verkauft, als in ganz Großbritannien. Im Jahr 1850 wurden in dem letztern nicht voll 92 Millionen gestempelte Zeitungsnummern verkauft, in den Vereinigten Staaten dagegen 426,409,978!

Philadelphia hatte 1824 schon elf, New-York zwölf täglich erscheinende Zeitungen. Diese letzteren hatten einen Absatz von 1000 bis zu 4000 Exemplaren. Das galt damals für beträchtlich, und noch 1831 galt es für ungeheuer, daß ein methodistisches Kirchenblatt, Christian Journal and Advocate, 25,000 Exemplare absetzte, die auf Handpressen gedruckt wurden, denn die Maschinen kannte man damals noch nicht. Im Jahre 1828 war die Anzahl der Zeitungen und Zeitschriften auf 852 gestiegen; sie hatten einen Absatz von mehr als 68 Millionen Nummern; 1830 war die Ziffer schon über 1000 gestiegen, 1840 ergab der Census ein überraschendes Resultat, nämlich 1631 Journale mit 196 Millionen Nummern Absatz; 1850 schon 2800 mit, wie schon bemerkt, mehr als 426 Millionen. Im Jahre 1810 kamen je $3_{,81}$ Nummern auf den Kopf, 1820 $5_{,92}$, 1850 $21_{,81}$; auf je 100,000 Köpfe kamen $12_{,9}$ Publicationen. Ein solches Verhältniß hat kein anderes Land aufzuweisen. Die täglich erscheinenden Zeitungen waren von 27 in 1810 auf 254 in 1850 gestiegen. Damals hatte ganz Großbritannien nur 17 dergleichen. In New-York allein erschienen in dem genannten Jahre 106 Zeitungen und Zeitschriften, im Herbst 1856 schon 120 mit einem jährlichen Absatz von 80 Millionen Nummern; in Boston 113 Blätter mit 34 Millionen, in Philadelphia 76 mit 48 Millionen; zusammen in diesen drei Städten 309 Blätter mit 162 Millionen Nummern Absatz. Cincinnati hat 30, wovon 16 täglich erscheinen. Der New-York Herald setzte 1857 von seiner täglichen Ausgabe 70,000 Exemplare ab, die New-York Times 42,000, die Tribune 29,000, die Sun 50,000. Die meisten dieser Zeitungen geben auch halbwöchentliche und wöchentliche Ausgaben, und mit Hinzurechnung derselben beträgt die Auflage des Herald über 100,000, der Tribune 214,000, der Times 89,000. Ein wohlfeiles Tageblatt in Philadelphia, der Public Ledger, welcher nur 1 Cent kostet, setzt 65,000 Exemplare ab. Im Jahre 1850 hatten die täglich erscheinenden Zeitungen einen durchschnittlichen Absatz von 3200 Exemplaren; die dreimal in der Woche erscheinenden von 851, zweimal 1200, einmal 1365 Exemplare. Der Durchschnittsabsatz jedes Blattes stellte sich auf 1785. Die Gesammtzahl derselben stellt sich gegenwärtig auf mehr als 4000. In Nordamerica haben Städte von nur zweitausend Einwohnern ihre täglich erscheinende Zeitung, ja dergleichen erscheinen in manchen Dörfern. In den Städten ist dem Arbeitsmann sein Tageblatt so nothwendig, wie sein Frühstück. Im Jahre 1833 erschien in New-York das erste „Blatt für die Million", dieses Unternehmen scheiterte, aber die Sache wurde bald wieder aufgenommen und gedieh. Die meisten americanischen Zeitungen werden schlecht redigirt und dienen vorzugsweise dem Parteiinteresse, andere sind vortrefflich; alle bringen eine Menge wissenswerther Dinge in Umlauf. Die religiösen Zeitschriften, etwa 120, setzen wöchentlich eine halbe Million Exemplare ab, Harpers Monatsmagazin hat 170,000 Abnehmer

Die Columbiapresse, welche 1816 in den Vereinigten Staaten erfunden wurde, ist dort in Abgang gekommen; vor 1824 war die Napierpresse schon zu New-York im Gebrauch, und 1829 wurde sie von Robert Hoe so verbessert, daß sie 1500 Bogen in der Stunde abwarf; 1839 bauete derselbe Mann eine Presse mit doppeltem Cylinder; sie warf 3000 Bogen in der Stunde ab, wurde 1842 verbessert und lieferte dann 5000, und durch weitere Vervollkommnung seit 1846 schon 10,000 in der Stunde. Die Adamspresse war schon 1838 in Boston im Gebrauch, und gilt für feinen Buchdruck als die geeignetste; sie wirft 2500 Bogen in der Stunde ab und hat einen sehr regelmäßigen Gang. Hoe bauete 1856 eine Cylinderpresse für die Times in London, welche 20,000 Bogen in der Stunde abwirft; sie ist 37 Fuß lang, 18 Fuß hoch, 6½ Fuß breit, hat 10 Cylinder und wird von zehn Menschen bedient.

Der erste Schriftgießer in America war ein Deutscher, der schon oben erwähnte Christoph Sauer zu Germantown in Pennsylvanien, zwischen 1735 und 1739: die Gießerei besteht noch und ist die größte im Lande südlich von New-York. Im Jahr 1851 wurden in 25 Gießereien an 8000 Menschen beschäftigt; der Absatz nach allen Staaten America's ist sehr beträchtlich. Stereotypirt wurde schon 1775 von Benjamin Mecum, einem Neffen Benjamin Franklins, in Philadelphia; eine verbesserte Stereotypie erfand Jakob Perkins zu Newburyport in Massachusetts 1810. Auch das erste Papier wurde von Deutschen verfertigt, und zwar von der Familie Rittenhaus zu Roxborough in Pennsylvanien zwischen 1693 und 1697. Gegenwärtig hat das Land 750 Papierfabriken, deren Waare oft schlecht ist, weil zumeist Baumwollenlumpen verwandt werden. In Frankreich kommen vier Pfund Papier auf den Kopf, in England 4¾, in den Vereinigten Staaten 13½ Pfund.

Nach Jewett's Schätzungen waren um 1845 in den Vereinigten Staaten 10,199 öffentliche Bibliotheken vorhanden. Sie zerfielen in sieben Classen, nämlich: „Staats"-Bibliotheken, „Gesellschafts"-Bibliotheken, jene der Colleges oder höheren Lehranstalten, „Students Libraries", Akademiebibliotheken, solche der wissenschaftlichen und historischen Vereine und jene der Freischulen. Diese letztern hatten 1,552,332 Bände; die Gesammtzahl der Bände in allen diesen Büchereien betrug 3,753,964. Der Census von 1850 giebt 15,615 Bibliotheken mit zusammen 4,436,411 Bänden an. Für die Wissenschaften sind am bedeutendsten jene der Harvard Universität zu Cambridge in Massachusetts mit 89,000 Bänden, die Astorbibliothek in New-York mit etwa 20,000 Bänden, und jene verschiedener Universitäten und Vereine. —d—.

Digitized by Google

Politische Tagescharaktere Italiens.*)

Leopold II. Großherzog von Toscana. — Joseph Garibaldi. — Peter Sterbini.

Leopold II. Großherzog von Toscana.

Zwischen Sardinien und Neapel nimmt Toscana gewissermaßen eine mittlere Stelle ein. Mit dem ersteren theilt es die bessere Vorbereitung für die liberalen Institutionen durch seinen innern Entwicklungsgang, und das frühe, willige Anschließen an dieselben, das überdem bei Toscana von jedem Gedanken des nach außen blickenden Ehrgeizes frei ist. Mit Neapel hat es das Wiederzurückkreten von dem ergriffenen Systeme, die durchgeführte Reaction gemein, die doch in Toscana einen wesentlich milderen Charakter trägt und deren Beschwerden sich weniger um das Haupt des Staates concentriren.

Die Medici, ein an Gaben und Tugenden, wie an Lastern und Leidenschaften reiches Geschlecht, und oft beide in derselben Person vereinigend, hatten sich in der Republik Florenz allmählich zur Obergewalt geschwungen, den Staat zum Großherzogthum Toscana erweitert und, unter manchem Wechsel der Richtungen und Zustände, eine Regierung geführt, die denn doch sowohl den materiellen Interessen, wie den künstlerisch-litterarischen Bestrebungen nicht ungünstig, vergleichsweise mild und aufgeklärt war. Noch vor ihrem Erlöschen theilte der Wille der großen Mächte, für den voraussehenden Eintritt desselben, ihr Erbe dem Herzoge Franz von Lothringen zu, dem es als Ersatz für das von Frankreich begehrte uralte Eigenthum seines Hauses dienen sollte. Damit wurde Toscana zum eigensten Besitzthum des Hauses Lothringen, und es erschien ganz in der Ordnung, daß es als eine österreichische Provinz betrachtet wurde, wie sein Beherrscher den Kaisertron bestieg. Bei der Vermählung seines zweiten Sohnes jedoch mit einer spanischen Infantin wurde es von Spanien zur Bedingung gemacht, daß derselbe ein souveränes Landgebiet besitzen solle, und seitdem wurde Toscana zu einer Secundogenitur des in Oesterreich herrschenden Hauses gestaltet. Die Franzosen vertrieben die Dynastie, ungeachtet sie sich dem Bunde wider sie nicht angeschlossen hatte, gründeten erst das Königreich Etrurien, vereinigten dann Toscana völlig mit ihrem Reiche und schieden es 1809 wieder als Apanage einer Bonapartistischen Prinzessin aus. Der Sturz Napoleons gab ihm seine legitimen Regenten wieder. Die Restauration war mit keiner Reaction verbunden. Leopold I. und Ferdinand IV. waren wohlwollende und einsichtsvolle Regenten gewesen, und schon lange vor der Revolutionsepoche hatte Toscana staatliche Fortschritte gemacht, welche die Anerkennung der damaligen Fortschrittsgeister gewannen und den Neid der Nachbarn erregten. Vor allem waltete ein milder, menschlicher Geist in diesem Staatswesen; Kunst und Wissenschaft blühten; der materielle Wohlstand gedieh; zahlreiche Fremde weilten gern in dem friedlichen und zufriedenen Lande, und oft wurde es als eine glückliche Oase gepriesen.

Das blieb im Wesentlichen auch unter Leopold II. lange Zeit so, dem zweiten, einem früh verstorbenen älteren Bruder gefolgten Sohne des Großherzogs Ferdinand IV., dem er am 3. Oct. 1797 zu Florenz von Luise Amalie von Neapel geboren ward. Er folgte seinem Vater ins Exil nach Wien, wo er schon am 19. Sept. 1502 die Mutter verlor, nach Salzburg und Würzburg, wo der Wille Napoleons dem von ihm geachteten Fürsten neue Throne bereitet hatte, und 1814 in die Heimath zurück. Lehre und Beispiel seines trefflichen Vaters und die bildenden Einflüsse Deutschlands trugen die besten Früchte, und Leopold II., der sich am 28. Oct. 1817 mit der Prinzessin Marie Anna (geb. 15. Nov. 1797), einer Schwester des gegenwärtigen Königs von Sachsen, vermählte und am 17. Juni 1821 seinem Vater in der Regierung folgte, setzte das Regierungssystem seines Vaters und Großvaters in ihrem Geiste und Sinne fort. Traten auch einzelne Beschränkungs- und Ueberwachungsmaßregeln ein, so haben sie doch den wohlthuenden Eindruck des Gesammtsystemes nicht auf, waren gemäßigter Art, wurden mit Milde gehandhabt, und erschienen nicht als aus dem eigenen Sinne des Monarchen geflossen, sondern durch auswärtige, besonders römische Einflüsse aufgedrängt. Viele aus anderen Ländern Italiens vertriebene Gelehrte fanden in Pisa Zuflucht und Schutz. Der Volksunterricht wurde mit Eifer gepflegt. Die Justizreform war im Fortschreiten. Der erste italische Gelehrtencongreß wurde 1839 in Pisa von dem Großherzog selbst eröffnet. Die revolutionären Bewegungen, die den Jubilagen folgten, hatten Toscana unberührt gelassen, und die toscanische Regierung fürchtete nichts für sich. Den Nachharn hatte sie allerdings in den spätern Jahren Concessionen gemacht, welche die Stimmung etwas getrübt hatten, und die Meinung war verbreitet, daß der Großherzog gegen kirchliche Einflüsse nicht immer fest genug sei, besonders nachdem er seine aufgeklärten Minister Fossombroni (gest. 1844) und Corsini (gest. 1845) durch den Tod verloren hatte. Die Bewegung von 1847 ergriff auch Toscana und rief Concessionen hervor, die am 15. Febr. 1848 in einer Constitution ihre Krone erhielten. Zum Unglück für die liberale Sache in Toscana wußte die Bewegung nicht Maß zu halten, fiel immer mehr in die Hände ausschweifender Radicalen, drängte den Großherzog nach und nach zu Annahme eines demokratischen Ministeriums, Einwilligung in ein radicales Wahlgesetz, Theilnahme an dem Kampf gegen Oesterreich, Erklärung für eine italienische Nationalversammlung, und brachte auch im Innern des Landes, namentlich in Livorno, die Zustände vielfach in gährende Auflösung. Der Großherzog ward durch das alles zu dem Entschlusse vermocht, im Februar 1849 das Land zu verlassen, worauf sofort eine provisorische Regierung bestellt und bald darauf die Republik proclamirt ward. Daß aber der Großherzog den Sinn seines Volkes besser vertreten hatte, als dessen angebliche Repräsentanten, ergab sich am 11. und 12. April, wo eine freiwillige Erhebung der von dem Landvolk unterstützten Florentiner die Republik und ihre Partei ohne Kampf beseitigte, und Truppen und Nationalgarden sich für den Großherzog erklärten. Nur Livorno's Unterwerfung bedurfte auswärtigen Beistandes, während sonst die Restauration lediglich durch das toscanische Volk, unter Vorangang des gebildeten Bürgerstandes, bewerkstelligt ward. Der Großherzog ward bei seiner Rückkehr mit Jubel empfangen. Allerdings aber zeigte sich bald, daß das Vorgegangene zwar nicht seinen milden Charakter verändert, wohl aber ihn mit Mißtrauen gegen die liberalen Institutionen und mit Besorgniß vor neuen Revolutionen erfüllt hatte. 1850 ließ das Gerücht ihn sogar mit dem Entschlusse umgehen, die Regierung niederzulegen. Zwar ertheilte er eine ziemlich umfassende Amnestie und hat auch später die davon Ausgeschlossenen, nachdem sie zu schweren Strafen verurtheilt worden, durch Verwandlung der Strafe in Verbannung begnadigt (1853). Die Constitution aber blieb erst suspendirt und ward später (8. Mai 1852) definitiv außer Kraft gesetzt. Auch sonst suchte man die Spuren der Jahre 1847—49 möglichst auszutilgen, und da dies manche Gährungen erzeugte, so behielt man noch längere Zeit 10,000 Oesterreicher im Lande. Namentlich machten sich die kirchlichen Einflüsse in verstärktem Maße geltend, griffen auch

*) Nr. 5 der Europa.

Digitized by Google

in das Unterrichtswesen in früher ungewohnter Weise ein und riefen namentlich die bekannte Verfolgung des Ehepaares Madai hervor, welche ihrer Zeit soviel Aufsehen erregte. Indeß bewies sich doch auch hier der Großherzog der Vermittelung zugänglich und beseitigte die Beschwerde, indem er die Auswanderung der Betheiligten gestattete.

Der Großherzog hatte am 24. März 1832 seine erste Gemahlin verloren und war am 7. Juni 1833 zu einer zweiten Ehe geschritten, indem er sich mit der sicilischen Prinzessin Marie Antonie (geb. 19. Dec. 1814), einer Schwester König Ferdinands II., vermählte, in welcher Fürstin das Gerücht eine wesentliche Stütze der römischen Einflüsse finden will. Aus der ersten Ehe ist ihm nur eine Tochter geblieben, die seit dem 15. April 1844 mit dem Prinzen Luitpold von Bayern vermählte Prinzessin Auguste (geb. 1. April 1825). Von den Kindern der zweiten Ehe sind vier Söhne, die Prinzen Ferdinand (geb. 10. Juni 1835), Karl (geb. 30. April 1839), Ludwig (geb. 4. August 1847) und Johann (geb. 25. Nov. 1852), und zwei Töchter, Marie Isabella (geb. 21. Mai 1834) und Marie Luise (geb. 31. Oct. 1845), am Leben. Der Erbgroßherzog Ferdinand hatte seit dem 24. Nov. 1856 mit der Prinzessin Anna von Sachsen (geb. 4. Jan. 1836) vermählt, die ihm schon am 10. Februar 1859 durch den Tod entrissen ward und nur eine Tochter hinterlassen hat, und die Prinzessin Isabella ist seit dem 10. April 1850 die Gemahlin ihres Oheims, des sicilischen Prinzen Franz de Paula, Grafen v. Trapani.

Joseph Garibaldi.

Der bedeutendste Parteigänger, den die italienischen Patrioten besitzen, ist kein Vollblut-Italiener, sondern ein Nizzarde aus dem reizenden Grenzgebiet am Var, in dem Italienisches und Französisches untereinander gemischt sind. Geboren am 4. Juli 1807 in Nizza, trat Garibaldi früh in die sardinische Marine und stählte seinen Muth im Kampf mit Winden und Wellen. Die kleine Flotte seines Vaterlandes konnte ihm nichts bieten, was seinen Thrgeiz befriedigte oder seiner Lust an Abenteuern zusagte. Es langweilte ihn, Zeitlebens den Zollwächter spielen zu sollen, und aus Unmuth knüpfte er mit dem Jungen Italien an. Der kopflose Savoyer-Zug Mazzini's von 1834, der die Polizei auf viele Entdeckungen leitete, stellte ihn blos. Er floh nach Frankreich, wo er jedoch so wenig Aussicht auf einen Befreiungskrieg für Italien sah, daß er sich bald wieder entfernte und als Flottenoffizier in die Dienste des Bey's von Tunis trat. Nach wenigen Monaten war er seiner Schwede überdrüssig und wanderte nach America aus. Er wählte Montevideo, einen Sammelplatz vieler italienischen Flüchtlinge und Abenteurer. Hier hatte er endlich, was er wünschte, einen Krieg, der nicht nach strategischen Regeln geführt wurde, sondern aus Ueberfällen und Einzelgefechten bestand und der Geltendmachung der Persönlichkeit mithin das freieste Spiel gewährte. Im Anfange befehligte er das Schiffsgeschwader von Uruguay, später, als die französisch-englische Intervention die Argentiner vom La Plata verjagte, errichtete er eine Freischaar, mit der er jahrelang einen kleinen Krieg führte.

Die Nachricht von den Ereignissen des Jahres 1848 erreichte Montevideo nicht so früh, daß Garibaldi, so sehr er seine Heimkehr auch dreilte, in der ersten glücklichen Periode des oberitalienischen Krieges hätte mitfechten können. Seine Rolle begann nach der Räumung Mailands durch die Sardinier und nach dem Waffenstillstand vom 9. August. Der Krieg der Monarchie war beendet, und nun sollte der Krieg der Republik, der Krieg des Volks beginnen. Mazzini kündigte ihn in den wenigen Gebietstheilen an, die sich den österreichischen Waffen noch nicht unterworfen hatten, und ernannte Garibaldi zum Oberfeldherrn. Etwa 5000 Flüchtlinge und Austreiber von österreichischen Regimentern bildeten das republikanische Heer, das aber in drei kleinen Gefechten am Langensee seine Probe schlecht bestand und sich schneller auflöste, als es entstanden war. Ueber die sardinische Grenze zurückgeworfen, bestieg Garibaldi ein Schiff, sammelte in Toscana neue Haufen um sich und drang in den Kirchenstaat ein. Auch dieser zweite republikanische Versuch scheiterte gänzlich. Obgleich General Zucchi, den man den Eingedrungenen entgegengeschickte, säuberlicher mit ihnen verfuhr, als der Oesterreicher Alpre am Langensee, mußten sie doch die Waffen niederlegen und auseinander gehen. Garibaldi eilte nach Sardinien zurück, ließ sich zum Abgeordneten wählen und that sich in der Opposition durch die heftigsten Kritiken des unglücklichen Feldzugs und die übertriebensten Anklagen gegen die Generale des Königs und gegen diesen selbst hervor.

Als der Krieg zum zweiten Male erklärt wurde, wählte Garibaldi Mittelitalien zum Schauplatz seiner Thätigkeit. Seine alten Soldaten fließen alle wieder zu ihm, und auf dem Zuge über Rieti gegen Rom wuchs seine Legion mit jeder Meile an Zahl. Den wohlhabenderen Römern bangte bei dem Anblick der verzweifelten Kerle, allein mit Unrecht, denn Garibaldi hielt die Zucht mit eiserner Strenge aufrecht. Er hatte seine Leute nach antiker Weise in Cohorten, Centurien und Decurien getheilt und aus ihnen eine Legion von 2000 Mann mit etwas Reiterei gebildet. Seine Frau Leonta, eine noch nicht dreißigjährige Kreolin von üppigem Körperbau, mit lebhaften Augen und schwarzglänzenden Haaren, war bei der vierten Centurie eingeschrieben. Man halte das für keine leere Form; die Dame hat wirklich mitgekämpft und bei dem Rückzuge von Rom als Hauptmann ihrer Centurie glänzende Beweise von Muth gegeben.

Garibaldi war in die verfassungsgebende Versammlung gewählt worden und nahm eine Zeit lang an den Berathungen Antheil. In der ersten Sitzung (5. Februar 1849) sollte ein „gesetzlicher" Weg ermittelt werden, der aus dem Papstthum in die Republik hinüberführe. Da erhob sich Garibaldi, vor Ungeduld zitternd, und rief: „Wozu nützt es, die Zeit bei leeren Formen zu vergeuden? Eine Minute zögern heißt ein Verbrechen begehen. Es lebe die Republik!" So wie es offenbar wurde, daß es zu Kämpfen kommen werde, ließ Garibaldi die Abgeordneten reden und widmete sich ganz seiner Legion. Mit der Landung der Franzosen beginnt die kurze Glanzepoche seines Lebens. Nicht genug, daß er eine Thätigkeit und Unerschrockenheit, sowie eine Gewandtheit im Benutzen der augenblicklichen Umstände an den Tag legte, die ihm als Soldaten Ehre machte, verrieth er jetzt einen höheren Charakter, als den des gewöhnlichen Landsknechts. Obgleich er den Kriegsplan der Triumvirn für verderblich hielt, gab er in der gefährlichsten Zeit das Beispiel des unbedingten Gehorsams und erfüllte seine Pflicht mit demselben Eifer, als wenn die Ueberzeugung eines gewissen Sieges ihn angespornt hätte.

Alle Erfolge, die während der Belagerung errungen wurden, verdankte man ihm. Er war es, der das erste unvorsichtige Vorrücken der Franzosen durch einen Flankenangriff in eine Niederlage verwandelte, und seiner fast rasenden Vertheidigung der Stellung am Thor von San Pancrazio verdankte man den Triumph, daß Oudinot sich zu einer förmlichen Belagerung der offenen Stadt entschließen mußte. Wieder war es Garibaldi, der bei den erfolgreichen Angriffen auf die Neapolitaner bei Palestrina und Velletri die Palme davontrug. Zu seiner Truppe gehörten die Tapfern, die sich lieber unter dem Schutt des Casino Quattroventi begraben ließen, ehe sie den ihrer Ehre anvertrauten Posten räumten. In manchem Gefecht fielen alle Officiere um Garibaldi, nur er allein blieb im heftigsten Feuer unverletzt. In den letzten Tagen schlug sich seine Legion blos mit dem Bajonnet, und jedes Gefecht war ein Bürgen. Endlich hatten die Franzosen alle beherrschenden Stellungen inne, und Garibaldi wurde in die ver-

Digitized by Google

fassunggebende Versammlung beschieden, um sich über die Möglichkeit einer Fortsetzung des Widerstandes anzusprechen. Er erklärte, wenn man Trastevere räume und alle Tiberbrücken in die Luft sprenge, könne Rom sich halten. „Wie lange?“ wurde von allen Seiten gefragt. „Einige Tage,“ antwortete er kalt.

Von seinen 2000 Mann hatten 453 bei der Belagerung den Tod gefunden. Mit dem Rest wandte er sich ins Neapolitanische, um dort einen Aufstand zu erregen. Seine Frau begleitete ihn zu Pferde und verrichtete Adjutantendienste. Oesterreichische Truppen verfolgten ihn und brachten ihn in eine so hoffnungslose Lage, daß er in San Marino seine Leute entließ. Mit etwa 200, die sich nicht von ihm trennen wollten, zog er durch das Gebirge nach Cesenatico, wo er sich einschiffte. Bei der Punta maestra wurde seine Absicht, nach Venedig zu gehen, vereitelt. Eine österreichische Flotille verfolgte ihn den Weg und bemächtigte sich der meisten seiner Boote. Er selbst entkam mit seiner Frau, mit dem bekannten Volksredner Giecruacchio und mit mehreren anderen Freunden. Als Fischer verkleidet erreichte er glücklich Genua, aber ohne seine Frau, die auf der abenteuerlichen Flucht den Folgen einer Niederkunft erlegen war.

„Für ihn, der sich mit allen Regierungen, auch mit der sardinischen, verfeindet hatte, gab es in Italien keine Stätte mehr. Er wanderte wieder nach America aus und betrieb in Newyork das friedliche Geschäft eines Kerzenhändlers. Weder dort, noch bei den californischen Goldgräbern, denen er sich zugesellte, hielt er lange aus. 1852 führte er als Steuermann eine peruanische Brigg nach Ghina, im folgenden Jahre nahm er im Heer von Peru Dienste, aber schon 1854 war er wieder in Sardinien zurück. Er hatte seinen Frieden mit der Regierung gemacht. Eine seiner ersten Lebensäußerungen war eine Aufforderung an die Jugend Italiens, sich von Mazzini loszusagen, dessen Politik das Vaterland dem Abgrund näher und näher führen werde. Diese Erklärung scheint ihn isolirt zu haben, wenigstens fühlte er sich unbehaglich und würde seinen oft angekündigten Entschluß, nach Montevideo zurückzukehren, längst ausgeführt haben, wenn die Ermordung eines nahen Verwandten, des Advocaten Garibaldi in Nizza, ihm nicht eine Menge Geschäfte aufgebürdet hätte. Zu Anfang 1859 war er zur Abfahrt bereit, da trat die neueste Entwickelung ein und eröffnete ihm Aussicht auf eine kriegerische Thätigkeit im großen Styl. Die Regierung hat ihn mit der Anwerbung einer Legion von Italienern und Ausländern beauftragt, die, wie es heißt, auf 20,000 Mann gebracht werden soll.

Garibaldi ist ein schöner, etwas romantisch aufgeputzter Soldat. Ein kräftiger Körperbau und ausdrucksvolle männliche Züge verschaffen ihm das mittelalterlich ritterliche Aeußere, das Jedermann im ersten Augenblick für ihn einnimmt. Seine Legion war für ihn begeistert, weil er alle Mühen und Gefahren brüderlich theilte und für jeden Soldaten die aufmerksamste Sorgfalt an den Tag legte.

Peter Sterbini.

Unter den italienischen Bewegungsmännern werden sich wenige befinden, die nicht zugleich Schöngeister wären. Dabei ist es bezeichnend, daß Dichter von Rang, wenn man etwa Tommaseo ausnimmt, unter ihnen nicht vorkommen. Ihr dichterisches Talent ist ein klein wenig größer, als ihre staatsmännische Befähigung. Zum Glück für sie ist die schöne italienische Sprache ein prächtiger Mantel für kleine und dürre Glieder. Es ist bei ihnen Alles Gewandung, und dies gilt nicht blos für ihre Poesie, sondern auch für ihre Staatsweisheit. Sterbini, der uns diese Betrachtungen zunächst einflößt, ist in Rom am Ruder gewesen, und die Welt hat nichts von ihm gesehen, als wortreiche und hohlklingende Aufrufe oder Erlasse, die sich wie schlechte prosaische Umbildungen seiner schlechten gesammelten Gedichte ausnehmen.

Geboren 1795 zu Tosinone im Kirchenstaat, studierte er die Arzneiwissenschaft und dichtete. Durch ein Trauerspiel, die Bestalin, wurde er bekannt, weil es von der Polizei wegen verletzter Anspielungen auf die politischen Verhältnisse des heutigen Roms nachträglich verfolgt wurde. Eine Ode auf die Befreiungsschlacht von Navarin machte ihn vollends verdächtig und zog ihm eine vorübergehende Ausweisung aus Rom zu. Als 1831 der Aufstand der Marken stattfand, war er in Rom, wo damals auch die Königin Hortense mit ihren beiden Söhnen weilte. Sterbini wollte eine Ueberrumpelung der Kasernen ausgeführt wissen, nach deren Gelingen der Papst abgesetzt und die Republik ausgerufen werden sollte. Er bemerkte die Unentschlossenheit seiner Verbündeten frühzeitig genug, um sich nicht weit vorzuwagen. Die Verbannung, die ihn getroffen hatte, wurde zurückgenommen, aber nun wurde er einer der thätigsten Agenten des Jungen Italiens und mußte die Flucht ergreifen. Bis zur Thronbesteigung Pius' IX. lebte er im Auslande, in Corsica und Marseille. Die Amnestie öffnete ihm die Thore Roms, wo er der Gründer der Zeitung Contemporaneo und des Volksclubs wurde. Die Volksgunst erkürte sich für ihn und zwang ihn dem Papste nach dem November-Aufstande von 1848 als Minister des Handels und der öffentlichen Arbeiten auf. Er bekleidet diesen Posten unter der Republik, zu deren Entstehung er mit allen seinen Kräften behülflich war. Obgleich das Triumvirat, das unter Mazzini's Aegide die Geschäfte leitete, Sterbini zu halten bemüht war, mußte es ihn doch nach kurzer Zeit zugehen. Dieser Augenblick trat ein, als der Minister mit leidenschaftlichen Worten einen Antrag unterstützte, der die außerordentlichen Ausgaben durch eine Steuer auf alle Adeligen und Reichen bestreiten wollte. Um seiner schäbigen Kräfte nicht ganz zu entbehren, schuf man für ihn den neuen Posten eines Oberaufsehers der öffentlichen Denkmäler. Seine Entfernung aus dem Ministerium war eine der Maßregeln des Triumvirats, die den gebildeten Classen am besten gefiel. Seine wüthenden Ausfälle auf die Adeligen und Reichen hatten wie eine Ankündigung eines Schreckensregiments gelungen. Während der Belagerung von Rom sah man ihn jeden Tag unter den Straßenrednern, aber nicht einmal auf den Wällen. Er hat sich gerühmt, durch seine Beredsamkeit die Bürgerwehr bestimmt zu haben, sich den Kugeln auszusetzen. Gewisser ist, daß er in einer bewegten Sitzung die Abgeordneten den Schwur leisten ließ, sich lieber unter den Ruinen des Vaterlandes zu begraben, als der republikanischen Staatsform zu entsagen.

Der Einmarsch der Franzosen vertrieb ihn nach Sicilien, und als auch dort die Monarchie siegte, wählte er Paris zum Aufenthaltsort. Eine Ode auf die Belagerung von Sebastopol, die er dichtete, lenkte die Aufmerksamkeit weniger auf ihn, als ein Urtheil der römischen Gerichte, das ihn als Mitschuldigen an Rossi's Morde brandmarken wollte. Die Beweise, die man in Rom gegen ihn gesammelt hat, sind sehr weit hergeholt. Er war ein Schürer und Hetzer, „immer der Erste, der sich zum Söldner der Leidenschaften machte,“ wie Farini in seiner Geschichte des Kirchenstaats von ihm sagt, aber daß er Rossi dem Dolche als Opfer bezeichnet habe, geht aus den Proceßacten, soweit sie veröffentlicht worden sind, nirgends hervor. Immerhin war er in der Deputation, die vor kurzem dem Prinzen Napoleon die Wünsche Italiens vortrug, eine befremdende Erscheinung. Seine Amtsgenossen im Ministerium der römischen Republik waren Mazzinisten wie er, aber ihm allein traute die öffentliche Meinung „Karrieten und Verbrechen“ (pazze e scelerate opere) zu.

Digitized by Google

Chronik.

Die deutsche Musik in Italien.

*. Ergötzliche Schilderungen der ans Unglaubliche grenzenden Unkenntniß von deutscher Musik, in welcher die Italiener auch heutzutage noch leben, entwirft Alfred v. Wolzogen in einer der letzten Nummern der Wiener „Recensionen". Man sollte glauben, daß die Heroen unserer classischen Tonkunst unter dieser „Nation von Sängern" die gleiche Verehrung genössen, welche das Genie allenthalben für sich in Anspruch nehmen darf, doch, um nach Gebühr geschätzt zu werden, müßten sie wenigstens gekannt sein, und das ist eben nur in sehr beschränktem Maße der Fall. Es versteht sich, daß das Musiciren der in Italien sich aufhaltenden Deutschen hier außer Betracht gelassen werden muß; was aber die Eingebornen anlangt, und nicht blos die Laien und Dilettanten der Kunst, sondern auch die eigentlichen Musikbeflissenen und Musiklehrer, so kennen diese von Bach, Händel, Gluck und Haydn kaum den Namen, während man ein Werk von Mozart oder Beethoven auf keiner Bühne und in keinem Concerte jenseits der Alpen mehr zu hören bekommt, und „der ästhetische feine Geschmack, das künstlerische Gefühl und die Fähigkeit, auf das Publicum zu wirken, es zu fesseln und fortzureißen, mit einem Worte: die wahre Seele der Musik, die anima" — den genannten Meistern von italienischen Kunstverständigen rundweg abgesprochen wird. Die alleinige Ausnahme bildet Meyerbeer, insofern dessen Opern auch in Welschland sich eine große Popularität zu erringen wußten, und das darf nicht wunderbar erscheinen, denn darüber sind wir doch jedenfalls einig, daß unter allen seinen deutschen Collegen der erwähnte Componist das Meiste von italienischem Geiste in sich trägt. Die Unkenntniß und Geringschätzung, welche unsere großen Meister aus der classischen Epoche unter südlichem Himmel erfahren haben, hängt genau zusammen mit dem Umstand, daß bei den Italienern in Sachen der Musik einzig und allein die Mode und die Sucht nach dem Neuesten den Antheil des Publicums bestimmt. Selbst Cimarosa und Rossini sind bereits überwundene Standpunkte in ihrer Heimath, wo gegenwärtig — wer weiß wie lange noch? — Verdi dominirt und mit seiner Musik so sehr in das Herz des Volkes gedrungen ist, daß z. B. der Conducteur der Diligence, welche Herrn v. Wolzogen von Siena nach Rom brachte, zur Unterhaltung der Passagiere auf dem zweiunddreißigstündigen Wege nicht wenig beitrug, indem er die ganzen Opern Verdi's von A bis Z mit unbeschreiblichem Enthusiasmus zum Besten gab. — Wir dürfen aber nicht vergessen zu bemerken, daß, wie der genannte Schriftsteller sich ferner äußert, „in gewissem Sinne unsere Musik jenseits der Alpen gar nicht so unpopulär ist, nur daß die guten Leutchen es selber nicht ahnen, wie oft sie sich eine deutsche Weise unter italienischer Firma unbewußt gefallen lassen, ungefähr ebenso wie deutsche Manufacturwaaren, mit dem Stempelfeder oder sonst einem britischen Stempel versehen, in England als vermeintliche Landesproducte hoch geschätzt werden." Wie es in den italienischen Opern mit Hurrah und im Walzertact zum Tode geht, so fanden es auch die Mönche und Nonnen der dortigen Klosterkirchen durchaus nicht zweckwidrig, wenn sie für ihr „Dies irae, dies illa" oder für ihr „Gloria in excelsis" z. B. die von sprudelnder Lebenslust überquellenden, sinnlichheiteren Melodien aus der „Nozze di Figaro" benutzten. Beispiele davon gab uns schon der Legationsrath Kestner in seinen 1850 erschienenen „römischen Studien" und Alfred v. Wolzogen bringt nun noch einige neue herbei. Demselben trat jene seltsam eingeschwärzte Popularität deutscher Melodien in Italien auch noch in anderer Gestalt entgegen, indem er z. B. die Harlekine eines Straßentheaters in Neapel auf der Pickelflöte und großen Trommel nichts Geringeres, als Webers Freischützwalzer, und zwar keineswegs nach Noten, sondern frischweg auswendig, als eine ächte Volksmelodie, spielen hörte. „In den Theatern freilich — meint er in Bezug hierauf — darf man sie nicht suchen, die Schöpfungen unserer Meister, aber als Gassenhauer verschmäht sie selbst der Lazzarone nicht."

Rissel's Heinrich der Löwe.

— Nachdem Raupachs Hohenstaufendramen, diese Schöpfungen des Berliner Räsonnements, von den deutschen Brettern verschwunden waren, lieferte ein Dresdener Dichter Namens Reibisch eine Tragödie Heinrich der Löwe, die ihrer Zeit mit Emil Devrient in Scene ging. Jetzt brachte Dresden das Schauspiel gleichen Stoffes vom Wiener Franz Rissel. Der große Act kniefälliger Demüthigung Friedrich Barbarossa's vor dem stolzen Herzog des vereinigten Sachsen und Bayern ist neuerdings in München, im Auftrag des Königs Max, für die Gallerie geschichtlicher Bilder ein Gegenstand der Malerei geworden. Diese Kniebeugungsscene ist in Rissel's Stück, Act 2, der gelungene Glanz- und Höhepunkt. (Die Scene hatte übrigens in Chiavenna, auf italienischem Boden, gleich nach Abzug des Löwen vom Heer des Kaisers, ihren geschichtlichen Schauplatz; der Dichter verlegt sie willkürlich und ohne Noth nach Deutschland, in den Reichspalast zu Würzburg.) Der ehrsüchtige Wettkampf beider Helden macht auch im weitern Verlauf den Inhalt des Drama's; er endet mit dem Kniefall des geläuterten Heinrich vor dem Hohenstaufen; beide Demüthigungen sind die Angelpunkte in der Composition des Stückes. Der Dichter, der in Handhabung einzelner Momente ungewöhnliches theatralisches Talent verräth, hat auch nicht versäumt, seine beiden Gestalten durch den politischen Hintergrund ihrer Tendenzen zu vertiefen. Der Kaiser will die aufrührerischen Lombarden unterwerfen, während Heinrich für das deutsche Panier nach Norden hin die Mission sieht. Es ist das erste Mal, daß ein deutscher Norden sich vom deutschen Süden trennt und spaltet, beide, nach ihrer Art berechtigt, den Vereinigungspunkt im Bruderfriede nicht finden, bis der Sturz des trotzigen Löwen die Zersplitterung des angestrebten Norddeutschlands herbeiführt. Franz Rissel hat, wie gesagt, die Bedeutsamkeit dieses Conflictes, der in deutscher Geschichte noch heute seine Folgerungen hat, patriotisch herausgefühlt und zum Ausdruck zu bringen gesucht. Allein nicht die Hauptfigur, vielmehr nur der Kaiser ist ihm zu einer in sich fertigen und gelungenen, poetisch und psychologisch gerechtfertigten Gestalt geworden. (Der Dichter hatte zweifelsohne bei Zeichnung dieser Gestalt den Darsteller des Burgtheaters, den Altmeister Anschütz, vor Augen. In Dresden gab Dawison das Gemisch von Hoheit und rührender Milde, von überlegener Majestät und ebenso siegreicher Versöhnungslust mit außerordentlich glücklicher Charakterfärbung.) Auch den Löwen Heinrich hat Rissel aus der materiellen Rohheit, in der ihn Chronisten und Geschichtschreiber schildern, zu einer gewissen Höhe der Reflexion emporheben wollen; diese Figur bleibt aber befangen im Widerstreit von Elementen, aus denen das Drama keine poetische Wiedergeburt, keine psychologisch und dichterisch richtige Persönlichkeit zu schaffen wußte. Des Löwen Gutmüthigkeit bleibt Wankelmuth, sein Trotz aus verletztem Ehrgefühl und geschmälerter Herrschbegier wird knabenhafter Frevel, seine hochfliegenden Pläne für den deutschen Norden stehen im Gegensatz zu seinem Mangel an allem politischen Rechtsgefühl. Er fühlt für den

Digitized by Google

Hohenstaufen, sieht in ihm den Gefährten und Waffenbruder, will aber nur dem Freunde, nicht dem Kaiser Abbitte thun, daß er ihn aus Jähzorn und schlechter Regung in der Noth in Stich gelassen. Dies ist gut gefühlt in der Haltung der Figur. Allein der Fortgang des erneuerten Conflictes ist der wohlfeilen Intrigue der Zwischenredner zu leicht gemacht, die Zuträger und mithelfenden Nebenpersonen im Stücke sind zu unbedeutend gehalten, als daß man sagen könnte, der österreichische Dichter offenbare Talent in Durchführung eines großen politischen Processes, während er die menschlichen Beziehungen im Stoffe, die Regungen beider Männer, die sich hassen und fürchten und doch achten und heimlich lieben, in einzelnen Momenten sehr treffend und schön zum Ausdruck bringt. Es fehlt die Zuthat einer größern dramatischen Intrigue für den Wettstreit des Ehrgeizes; die zwei Frauen im Stücke sind nur beiläufige Zuträgerinnen, die sich mit Phrasen begnügen, wo der Dichter sie lebendig und leidenschaftlich an der großen Sache der Männer betheiligen mußte.

Litteratur.

Das Büchelchen „Schleiermacher. Ein Charakterbild von Dr. C. A. Auberlen“ (Basel, Detloff) bietet den Abdruck eines an dem genannten Orte gehaltenen Vortrags, welcher die Absicht hatte, aus der vor einigen Monaten erschienenen ziemlich weitläufigen Schleiermacher'schen Correspondenz das für die große Menge der Gebildeten Wissenswerthe auszuziehen und zu einem Ganzen zu vereinigen, in dem die bedeutendsten Momente im Leben des großen Mannes bezeichnend in den Vordergrund träten. Die mitgetheilten Proben aus Briefen sind passend gewählt, und in den dazu gegebenen Erläuterungen offenbart sich liebevolle Hingebung an eine Persönlichkeit, welche in Gehalt und Form, in Anlage und Selbsterziehung jedenfalls zu den sittlich reinsten und edelsten gehörte, die die unsere Zeit kennt. Schleiermacher war nicht nur ein musterhafter, zärtlicher Gatte und Vater, er war auch ein ächter deutscher Mann schon damals, als der corsische Eroberer in Deutschland noch viele Sympathien besaß, und das Beispiel seiner unerschrockenen patriotischen Gesinnung, seiner Ueberzeugungstreue in Zeiten der Gefahr ist wahrhaft erhebend zu nennen. Zu dem Allen kommt nun noch seine große geistige Bedeutung, die erst jüngst wieder richtig und nach Gebühr erkannt worden ist. Geirrt hat freilich auch er, indem er z. B. eine so freche Blasphemie, wie Schlegels „Lucinde“, als Evangelium einer neuen Zeit begrüßte; trotzdem aber können seine tiefeingreifenden Verdienste um Wissenschaft und Leben von Niemandem geleugnet werden, es müßte denn einer unserer orthodoxen Theologen dies versuchen, denen Schleiermacher vielleicht zu wenig speifisch Christliches in sich trägt. Leider hat theils auch Auberlen manchmal so einseitig. Für alle Andern aber gehört Schleiermacher zu den großen Männern, welche einen Fortschritt der Weltgeschichte bewirkten, insofern er der Erste war, der nach einer Periode geistiger Trägheit wieder mit Freimuth über religiöse Dinge zu denken wagte und den Muth des Zweifels besaß gegenüber dem blinden Glauben, in welchem die Masse des Volkes noch immer verharrte.

Ein neues Buch **Adolph Stahr's** „Aristoteles und die Tragödie“ wird den heftigen Gegenstand einer Theorie des Drama's zum Inhalt haben. Mit seiner Anlehnung an den griechischen Philosophen dürfte es wenigstens von vornherein nicht auf Sand gebaut sein, wie einige andere vor kurzem erschienene Schriften derselben Art. Die Basis ist, wenn sie sich auf Aristoteles gründet, gut, und das Gebäude theoretischer Erörterungen, welches darauf erbaut werden soll, wird hoffentlich werthvoll und dauerhaft werden.

Theodor Mundt, dem wir sehr pikante Studien über die Physiognomie des zweiten französischen Kaiserthums verdanken, wird nächstens in der gleichen Manier ein Buch über italienische Zustände veröffentlichen, die er auf einer Reise im vorigen Sommer zum Gegenstand eigener Anschauung gemacht hat. Ob seine Betrachtungen sich im Kreise des gesellschaftlichen Lebens halten oder auch in die brennenden Fragen der Politik hinüberreichen werden, steht noch dahin.

Von **Bodenstedt's** litterarhistorisch bedeutender Arbeit über „Shakespeare's Zeitgenossen und ihre Werke“ befindet sich der zweite Band, welcher den Dichter John Ford behandelt, schon unter der Presse. Zur Fortsetzung seiner gelehrten Untersuchungen, die sich im dritten Theil zunächst auf John Lilly erstrecken sollen, wird Professor Bodenstedt während eines ihm bewilligten Sommerurlaubs eine längere Reise nach England antreten.

Ein interessantes Geschichtsbild entwirft der im Druck erschienene Vortrag des Berliner Professors **Trendelenburg**, welchen derselbe als derzeitiger Secretär der Akademie der Wissenschaften bei der Gedächtnißfeier am 27. Januar über „Friedrich den Großen und seinen Staatsminister v. Zedlitz“ gehalten hat. Von diesem originellen und verdienstvollen Manne sollen sich noch viele Briefschaften zerstreut vorfinden, zu deren Sammlung der Sprecher bei der Gelegenheit öffentlich aufforderte.

Wie die Memoiren Richelieu's vor kurzem in einer neuen revidirten Auflage erschienen, so spricht man in Paris nun auch schon von den Memoiren **Talleyrands**, die doch den, von ihm selbst getroffenen Bestimmungen zufolge erst dreißig Jahre nach seinem Tode, d. h. 1868 veröffentlicht werden sollen. Die Erben haben sich aber jetzt bereits mit einigen Buchhändlern in Verkehr gesetzt und denselben Einsicht in das Manuscript gestattet, woraus bekannt geworden ist, daß die Memoiren sehr interessante Aufklärungen über die Kaiserin Marie Louise enthalten und sehr geheime Geschichten vom Hause Oesterreich erzählen werden.

Eduard Tempeltey hat sich in der neuesten Nummer des „Morgenblattes“ zum ersten Mal lyrisch behätigt und einige Lieder gedichtet, die im engsten Raum eine Fülle anmuthiger Gedanken bergen und unbedingt zu dem Schönsten und Zartesten gehören, was wir im Gebiete der erotischen Lyrik kennen. So bewährt sich der junge Mann im Kleinen, wie im Großen als ächter Poet.

Friedrich Marc, einer unserer in London lebenden Landsleute, gab eine Sammlung seiner Gedichte heraus und bewies damit, daß er auch in der Fremde nicht die heimischen Laute und die deutsche Gefühlsweise vergessen hat. Besonders ansprechend ist der Zug des Heimwehs, der durch die warm und schön empfundenen Auswanderungslieder geht.

In Pariser Blättern werden die „Poèmes dramatiques“ von **Elisacin Greeves** sehr gelobt, Poesien, die ihren Namen mit Recht führen, indem sie durch bedeutungsvollen Inhalt und ergreifende Darstellung von dramatischer Wirkung sind. Das Dunkel der Handlung wird in diesen „Nachtstücken aus Athen, Rom und Venedig“ durch die Blitze eines dichterischen Genies erhellt, welches sich oft auf überraschende Weise kund giebt.

Emil Palleske's Werk über Schiller wird, obgleich der zweite Band noch immer auf sich warten läßt, schon jetzt von Lady Wallner ins Englische übersetzt und diese Uebertragung der Königin Victoria gewidmet werden. Ob das Buch in England ebenso viel Glück machen wird, als die Goethe'sche Biographie von Lewes bei uns?

Am 23. Februar starb zu Paris im neunundvierzigsten Jahre seines Lebens der polnische Dichter Graf **Sigismund Krasinsky**. In Deutschland war derselbe wenig bekannt, seinen Landsleuten aber galt er als ein dem verstorbenen Mickiewicz ebenbürtiger Geist, und seine Dichtungen, worunter sich besonders zwei, „die menschliche Komödie“ (als Seitenstück zu Dante's „divina comedia“) und „Irydion“, eine Art Faust-Drama, auszeichnen, erregten in Polen ihrer Zeit gewaltiges Aufsehen.

Digitized by Google

Bildende Kunst.

Die Erfindung der Photographie wird in immer ausgedehnterer Weise dazu benutzt, berühmte Malerwerke für das größere Publicum zu vervielfältigen. So werden jetzt auch die interessantesten Compositionen Karl Friedrich Lessing's in 24 photographischen Nachbildungen wiedergegeben. Unter den Schöpfungen dieses Künstlers aus neuerer Zeit befinden sich vier bisher wenig bekannte Scenen aus dem Leben Luthers, die für ein Prachtwerk über den Reformator bestimmt waren, welches in den verstorbenen Georg Wigands Verlage erscheinen sollte. Den Anschlag der 95 Thesen zeigt das erste Bild, auf dem ein reges, buntbewegtes Drängen und Treiben herrscht. Luther selbst hat sich bereits wieder entfernt, doch schon beginnt seine kühne That auf die Massen zu wirken, die im höchsten Grade animirt und vom lebendigsten Interesse erfüllt scheinen. Die Costüme sind malerisch schön, die Figuren kraftvoll und edel und der Ausdruck in den Gesichtern aufs mannichfaltigste bestimmt. — Luther bei Cajetan ist auf dem zweiten Blatte dargestellt, und zwar sehen wir den Beginn der Unterhandlungen zwischen beiden vor uns, während jener noch in angeborener Ehrfurcht vor dem Kirchenfürsten kniet und dieser mit dem stolzen Bewußtsein seiner Macht und Würde in erhabener Stellung dasteht. — Die Disputation mit Eck bildet den Gegenstand des dritten Bildes, und man erblickt letztern vor einem reichgeschnitzten Katheder, während Luther, gestützt auf ein einfaches Pult, dem Sprecher die gespannteste Aufmerksamkeit zuwendet. Zwischen beiden befindet sich Karlstadt, und oben auf einer Erhöhung Friedrich der Weise von den Großen des Reiches und der Kirche umgeben, die sämmtlich dem Vorgange ihre vollste Theilnahme schenken. — Die Verbrennung der päpstlichen Bulle gab Stoff zu dem vierten Bilde, worauf nächst Luther besonders Melanchthon von großer Bedeutung ist, der neben dem Zubel der akademischen Jugend mit seiner bedächtigen Miene und dem milden Ernste wahrhaft versöhnend wirkt.

Zwei Todesfälle in Künstlerlichen Kreisen betrafen München und Amsterdam. Dort starb an Entkräftung der 91 Jahre alte Prof. Conrad Eberhard aus Hindelang im Allgäu, ein älterer Genosse Overbeck, Schnorrs u. A. aus der Zeit der römischen Vereinigung, seit 1816 bereits an der Münchner Akademie und durch seine einfach schönen, von frommer Weihe durchdrungenen Bildhauerarbeiten für Kirchen oft mit Ehren genannt. Amsterdam dagegen verlor am 11. Februar den Director der akademischen Kupferstecherschule, A. B. B. Laurel, einen Schüler Bervic's, der mit der Eleganz und Zartheit seines Meisters große Kraft der Darstellung vereinigte, doch leider sein Talent fast niemals für umfassende Arbeiten verwendete.

Einer unserer fleißigsten Bildhauer ist Wolff in Berlin, der in der letzten Zeit nicht nur mit der Ausführung des von Rauch hinterlassenen Entwurfes zu einer Statue des betenden Moses beschäftigt war, sondern auch selbständig drei Modelle hintereinander vollendete: die Modelle für ein Standbild Thaers, für eine Statue des Königs von Hannover und für die Gruppe des mit einem Löwen kämpfenden Helden, welche als Gegenstück der Kitz'schen Amazone auf der noch freien Treppenwange vor dem alten Museum in Berlin aufgestellt werden soll.

Die Londoner Kunstfreunde und Kenner sehen mit Begier der Ankunft einer Venusstatue entgegen, welche der Bildhauer Gibson aus Rom einsenden wird, und an der er die für altgriechisch geltende, doch freilich noch ziemlich streitige Sitte der Bemalung neu in Anwendung gebracht hat.

Mit einem neuen künstlerischen Schmuck will der Großherzog v. Weimar die Wartburg bedenken, indem er für sie Statuen der Frauen aufertigen läßt, welche in ihrer Geschichte eine hervorragende Rolle spielten. Wie es heißt, wird ein in Weimar lebender Schüler Rietschels, Dondorf mit Namen, die betreffenden Standbilder modelliren.

Das neue Hofopernhaus in Wien, an dessen Erbauung man doch wenigstens denkt, wenn auch für dieselbe noch keine bestimmte Zeit gefunden worden ist, soll nach dem Muster des Fenicetheaters in Venedig errichtet werden. Der dortige Architekt Meduna hat vom Kaiser von Oesterreich den Auftrag erhalten, nach demselben die Pläne zu entwerfen und sie ihm dann zur Begutachtung einzuschicken.

Zur Errichtung eines Denkmals für den Reichsfreiherrn v. Stein, dem man auch in Berlin ein Monument auf Staatskosten setzen will, bildeten sich gleichzeitig Ausschüsse in Nassau und in Westfalen; doch nahm der erstere den in einer Versammlung unter Vorsitz Helmrich v. Gagerns gemachten Vorschlag an, mit dem westfälisch-preußischen Comité gemeinschaftliche Sache zu machen. Eine Denkschrift des Professor Häusser soll zunächst im Volke verbreitet werden, um die Erinnerung an den großen Mann lebendig zu erhalten.

Die Sammlungen für ein Grabdenkmal des alten Jahn in Freiburg an der Unstrut sind vollendet. Nun erläßt aber noch der Berliner Turnrath eine Aufforderung zu Beiträgen für ein Monument, welches dem Genannten auf dem Schauplatz seiner Thätigkeit, in der Hasenhaide bei Berlin gesetzt werden soll. Die Kosten sind auf 10,000 Thaler veranschlagt, und das Comité macht darauf aufmerksam, daß mit der beabsichtigten Grundsteinlegung im Jahre 1861 sich zugleich eine Feier des fünfzigjährigen Bestehens deutscher Turnschulen verbinden ließe.

Im Mitteipunkt der Stadt Pompeji, nahe beim Amphitheater, wurden vor kurzem zwei außerordentlich schöne und wohlerhaltene Wandgemälde, Orestes und Pylades, sowie Bacchus und Ariadne darstellend, aufgefunden. Da eine Zeichnung derselben dem Professor Zahn nach Berlin gesandt worden ist, so sollen sie noch im letzten, dreißigsten Hefte des bekannten Prachtwerkes pompejanischer Wandgemälde abgebildet werden.

Theater und Musik.

Wilhelm Jordan's „Wittwe des Agis", das für das zweitbeste der Münchner Concurrenzdramen erklärt wurde, ist nun auch in Berlin gegeben und darnach zum ersten Male einem norddeutschen, von dem Ausspruche des Preisgerichts nicht befangenen Publicum bekannt geworden. Wir lasen das Stück und fanden die demselben zu Grunde liegende Idee sehr poetisch, daß „die Liebe, wenn sie in Familienverhältnissen entsteht, die durch Frevel zerrütteten sind, in Conflicte geräth, die nur durch ihren Untergang gesühnt werden können." Auch die Ausführung dieser Idee ist eine von dichterischem Geist beseelte, obschon ihr wesentliche Schwächen anhaften. Der aus dem Plutarch geschöpfte antike Stoff ist zu sehr mit modernen Elementen versetzt, um eine reine Wirkung äußern zu können, und durch das Ganze zieht sich ein sprunghaftes Wesen, das die Handlung zu gewaltsamen Schritten fortreißt und die Charaktere nicht zu der nöthigen Vertiefung kommen läßt. In ihrer fast leidenschaftlichen Spannung und der Nebeneinanderstellung contrastirender Effecte ist die Tragödie von den Preisrichtern selber nicht unrichtig mit einem Stück aus der neuitalienischen Schule verglichen worden. Was ihren theatralischen Erfolg erhöht, zugleich aber dem Verfasser den Vorwurf der Styllosigkeit einträgt, das ist die epigrammatische Schärfe des Dialogs, der, wie in Jordan's „Liebeslengnern", ein wahres Raketenfeuer von feinpointirten Redewendungen zu Tage fördert. So etwas war dort, in einem Intriguenstücke nach Scribe'scher Manier, gewiß ganz am Platze, während es hier, wo uns antikes Leben vorgeführt wird, befremdlich erscheinen muß.

Arthur Müller in Breslau scheint den durch seine „Verschwörung der Frauen" erworbenen kleinen Ruf, der größer zu werden versprach, nicht schnell genug wieder vernichten zu können. Er schreibt voller Hast ein Stück nach dem andern, und jedes letzte ist

Digitized by Google

allemal schlechter, als das vorhergehende. Neuerdings brachte die Friedrich-Wilhelmsstädtische Bühne in Berlin von seiner Hand eine Skizze aus dem Thüringer Volksleben, die er „Eine Dorfgeschichte mit Bildern" nannte. Das Stückchen soll, ohne irgend welchen charakteristischen Vorzug und seinen Humor, in Anlage und Ausführung ganz roh und unbedeutend gewesen sein, sodaß das Publicum sich ärgerlich davon abwandte und die Kritik ihr Verdammungsurtheil aussprach. Es wäre jedenfalls Schade, wenn hier wieder einmal ein vielversprechendes Talent durch eigene Zuchtlosigkeit verwildern sollte.

Zwei Pariser Poeten sind es besonders, die sich jetzt in den Strahlen kaiserlicher Gunst sonnen, und immerhin gereicht es den Protegirenden zur Ehre, daß die, welchen sie ihre Gönnerschaft schenken, den Begabtesten der jetzt lebenden französischen Litteraten beizurechnen sind. Octave Feuillet erhielt vor kurzem von der Kaiserin Eugenie den Auftrag, ein Proverbe zu schreiben, das, für ein Liebhabertheater berechnet, auch für sie selber eine Rolle darbote; Emile Augiers Sittenbild „Un beau mariage" aber ward so lange zurückgelegt, bis Napoleon Zeit erhielt, der ersten Aufführung desselben im Théâtre français beizuwohnen. Das Stück errang sich bedeutenden Erfolg und war ein neuer Beweis für das feingebildete, maßvolle Talent seines Schöpfers. Es schildert die unwürdige Lage eines jungen Mannes, der, um seiner Armuth zu entgehen, nicht aus Neigung, sondern nur des Vermögens wegen einem reichen Mädchen die Hand zum ehelichen Bunde reichte. So wurde er, wie man zu sagen pflegt, „der Mann seiner Frau", die ihm auch eine herrschsüchtige und geldstolze Schwiegermama in's Haus brachte. Doch endlich erwacht sein besseres Selbst, er entreißt sich den gleißenden Verhältnissen, die ihn nicht glücklich machen konnten, und kehrt zu seiner Wissenschaft in die Werkstatt zurück, die er, geblendet vom falschen Schimmer des Goldes, treulos verlassen hatte. Er ist ein Chemiker und trägt sich mit einer Erfindung, die, wenn sie mißlingt, durch Explosion sein Leben gefährdet. Aber das Werk glückt ihm, und als er eine wird, daß seine Gattin, ungesehen in einem Verstecke, Zeugin und Theilnehmerin seines Wagnisses war, hat er doppelten Grund sich zu freuen. In der jungen Frau war eine Ahnung von dem, was wahrhaft männlich ist; seit er seiner Ehre nachgedend den entscheidenden Schritt that, liebte sie den ihr vorher Gleichgültigen; sie sucht ihn in seiner Niedrigkeit auf und theilt, fern von der noch immer nicht gebesserten Mutter, mit ihm das Loos der Armuth und Entsagung. Endlich aber wird auch das harte Herz der Alten weich, sie vereinigt sich wieder mit ihren Kindern, und so gelangt Alles zu einem befriedigenden, glücklichen Abschluß. Das Stück giebt, wie ein Kritiker bemerkte, „eine schöne Idee in schöner Form," und einzelne Stellen sollen von ergreifender Wirkung sein. Namentlich die Scene im Laboratorium mit der darauffolgenden Umstimmung der jungen Frau wird als eine im höchsten Grade spannende gerühmt. Schriftstellerische Beihilfe leistete dem Dichter bei diesem seinem neuesten Werke wieder jener Edward Foussier, der auch bei der Autorschaft der „Lionnes pauvres" betheiligt war.

Ebenso wie Augier einen Genossen seines Erfolges, so hatte Scribe bei dem „Liebestraum" an Bièville einen Gefährten seiner Niederlage. Diese letztere scheint fast auf eine beginnende Reaction im französischen Geschmack hinzudeuten, insofern der Grund dafür nicht das verbrauchte Thema, sondern jenes Gewebe von Intrigen war, das früher von dem Pariser Publicum oft genug bewundernswerth gefunden wurde. Der Dichter mag sich diesmal gar zu sehr haben in die Karte sehen lassen, und wie es scheint, gehört sein neues Stück auch zu jenen Lustspielen, von denen gesagt worden ist, „sie könnten an jeder Stelle aufhören, wenn nur ein Brief zu Ende gelesen, wenn, statt später, jetzt schon an der Thür gehorcht, wenn das Wort, das im dritten Acte gesprochen wird, schon im zweiten oder ersten Acte ausgesprochen worden wäre."

Französische Blätter und Correspondenzen werden nicht müde, uns Wunderdinge von der Oper „Herculanum" zu erzählen. Daß weder die Musik, noch die Handlung, welche „ein mit Kunst in Unsinn verwandelter guter Gedanke" genannt worden ist, das Aufsehen verdient, welches von dem Werke gemacht wird, darüber sind alle Stimmen einig. Vielmehr mußten die poetischen Momente erst vom Decorateur und Balletmeister geschaffen werden. Letzterer, Mazilier mit Namen, wird besonders eines Ballets wegen, in dem die Grazien mit den Musen tanzen, fast überschwenglich gelobt. In diesem Ballete sollen nach dem Berichte M. Hartmanns „die schönsten Gedanken und Phantasien der Hellenen wieder lebendig geworden sein." „Eine Anthropomorphose der griechischen Poesie, ein Traum Hyperions" ist es auch genannt worden, und der erwähnte Correspondent fügt noch die Bemerkung bei, „Mazilier scheine die Antike besser zu begreifen, als das ganze heutige Institut."

Für die neue Oper **Meyerbeer's** sind schon fünf bis sechs verschiedene Titel erfunden worden, und fast sieht es so aus, als würde dieser stete Wechsel des Namens nicht von der Laune des Componisten, sondern nur von den Pariser Journalen hervorgerufen, die mit ihren stehenden Faits-divers so überflüssige Muße haben, allerlei Lügen auszugräbeln. Kaum hieß es, die Oper würde sich „Le val maudit" nennen, als die Nachricht auftauchte, ihr Titel würde „Le pardon de la Folle" sein, da die Hauptperson der Handlung ein junges Mädchen ist, welches über den treulosen Weggang ihres Geliebten wahnsinnig wird, diesem aber schließlich für die erlittene Kränkung Verzeihung gewährt. Ganz neuerdings las es nun wieder, die Oper sollte nicht, wie angegeben, sondern vielmehr „Le pardon de Notre-Dame d'Auray" heißen. Ob auch für diese Variation ein Grund im Texte vorliegt, wissen wir nicht.

Am 4. April wird in Frankfurt a. M. das seltene Fest eines fünfzigjährigen Künstlerjubiläums gefeiert werden. Jubilar ist diesmal der alte, würdige **Leonhard Meck**, der 1787 in Fürth bei Nürnberg geboren wurde und sich zuerst der Handlung widmete, von leidenschaftlicher Lust getrieben, aber 1809 in Regensburg zur Bühne ging. Anfangs spielte er jugendliche Liebhaber, ohne daß es ihm damit geglückt wäre: noch jung an Jahren widmete er sich deswegen schon dem Fache der „Lustspielväter". Er machte es so, wie der verstorbene Lucas in Wien, und erzielte den gleichen Erfolg. Früher eine Mittelmäßigkeit, ward er in dem ihm zusagenden Rollenkreise schnell genug ein Künstler ersten Ranges, der überall, wo er im Verlaufe eines langen Wanderlebens engagirt war oder als Gast erschien, in Hamburg, Bremen, Braunschweig, Magdeburg, Berlin, München, Wien, Aachen, sowie endlich in Frankfurt a. M. sogleich als der erklärte Liebling des Publicums gelten konnte. In der letztgenannten Stadt lebt er seit 1829, und sehr ungern vernimmt man dort, daß er es, wie vor einigen Jahren die berühmte Lindner, machen, d. h. nach der Jubiläumsfeier in Ruhestand treten will. Mit ihm wird einer der letzten Repräsentanten der Schröder-Iffland'schen Schule und ihrer Naturwahrheit von den Brettern verschwinden, ein Schauspieler, an dem nach dem Ausspruche eines Kritikers „Alles Schöne, blanke Prosa war, mit soviel Poesie umhüllt, als die Kunst erfordert."

Verantwortliche Redaction und Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Kiesling'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

Digitized by Google

№ 15. **Europa.** 1859.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 9. April.

Inhalt.

Größere Aufsätze: Möllhausen's Reise vom Missisippi zur Südsee. — Alte englische Gebräuche und Volkslieder. — — **Chronik:** Dr. Karl Christoph Vogel. - Naturwissenschaftliches. - Litteratur. - Bildende Kunst. - Theater und Musik.

Möllhausen's Reise vom Missisippi zur Südsee.

Im Jahre 1853 veranstaltete die nordamericanische Regierung drei Forschungsreisen, um die beste Linie für eine Eisenbahn von Meer zu Meer zu ermitteln. An der Spitze derjenigen dieser Unternehmungen, welcher der Strich unter dem 35. Breitengrade angewiesen war, stand der Lieutenant Whipple, und ihn begleitete als Zeichner und Topograph Herr Möllhausen. Ein Theil des Weges führte durch das Indianergebiet, in dem man die aus den östlicheren Gebieten fortgeführten Cherokesen, Choctaws, Bakos und Wilchitas angesiedelt hat, weiterhin betrat man die unabsehbaren Hochebenen und Steppen, die im Osten der Felsengebirge ziehen, und endlich erreichte man jenseits Albuquerque eine Gebirgslandschaft, die selbst den Jägern und Fallenstellern des fernen Westens wenig bekannt ist. Auf dem größten Theile des Weges giebt es weiter keine Staffage, als Büffel, Prairiehunde, die beim Nahen von Menschen schnell in die unterirdischen Räume ihrer sogenannten Dörfer verschwinden, und hin und wieder Reiterhorden von Comanchen, die auf einem Jagdzuge sind oder irgend eine ferne mexicanische Ansiedelung mit Brand, Raub und Mord heimzusuchen gedenken. Als Zeugen einer nicht fernen Vergangenheit beherbergt die endlose Grassteppe Bauwerke, die mit den Casas Grandes am Gila einerlei Ursprungs sind. Man hat in diesen Denkmälern der Vorzeit, die immer an den unzugänglichsten Stellen stehen und in ihrer ganzen Anlage verrathen, daß ihre Erbauer in ihnen Schutz gegen einen übermächtigen Feind suchten, Erinnerungen an die angeblichen Wanderungen der Azteken sehen wollen, als ob es denkbar wäre, daß ein eroberndes Volk in dem bezwungenen Lande die stillsten Winkel aufsuchen würde, um dort, bis an die Zähne verschanzt, den Eindruck seiner Siege auf die Ureinwohner abzuwarten! Schönheiten haben diese Trümmer nicht darzubieten, und das Interesse, das wir an der Strecke vom Missisippi bis zur Südsee nehmen, wird sich auf die Landschaft beschränken müssen.

Der Sammelplatz der Reisenden war Fort Smith am Arkansas. Nachdem sie den Canadian erreicht hatten, folgten sie dessen Laufe mit einigen durch zu große Flußkrümmungen oder durch Bodenhindernisse verursachten Abweichungen bis in die Nähe der Quellen. Oft hat das Flußthal den Charakter einer Schlucht, die von schroffen, bis zu 1500 Fuß aufragenden Felsenklippen eingefaßt wird. Ein Waldstreifen, dessen südliche Grenze der Brazos in Texas bezeichnet, während der Red Fork des Arkansas sein nördlicher Ausgangspunkt ist, bildet in einer Länge von mehr als hundert deutschen Meilen die Scheidelinie zwischen den zur Cultur geeigneten Ländern und den unfruchtbaren Steppen. Die Bäume sind meistens Eichen, aber von niedrigem Wuchs und blos in der Nähe der Flüsse hoch und kräftig. Die Steppe kündigt sich an durch das wunderſam wechselnde Spiel der Luftspiegelung, das Ergebniß der außerordentlichen Strahlenbrechung am Horizonte. Plötzlich erscheint ein großer See, in weiter Ferne von Baumgruppen und Gebüsch umsäumt, und mitten im Wasserspiegel mit schilfbedeckten Inseln. Tritt eine fliehende Antilope in das Bild ein, so wächst sie zu einem riesigen Büffel an und wird nach und nach zur langen formlosen Gestalt, die in der Mitte allmählich dünner wird und zerreißt, so daß zwei Gebilde sich über einander bewegen. Das untere verschwindet zuerst, das obere kehrt immer mehr zu den natürlichen Formen zurück, bis nach einigen Sprüngen im Kreise der Luftspiegelung weiter die Antilope wieder da ist. Ist man auf der Gypsregion angekommen, so kann das Wüstenbild zu einer Pein werden, denn in diesem ganzen ungeheuren Gebiete findet man nicht einen Tropfen trinkbares Wasser. Wohl giebt es Flüsse, aber sie führen so viel Magnesia und Soda mit sich, daß blos die Thiere in den klaren Wellen ihren Durst stillen mögen. Wäre die Breite dieser Gypsregion nicht blos zehn Meilen und entspräche sie der Länge, die fast hundert Meilen beträgt, so entstünde eine für den Menschen schwer zu durchbrechende Schranke.

Die Antilopenhügel sind die westliche Grenzmarke der Steppe mit bitterem Wasser. Man giebt diesen Namen sechs tafelförmigen Hügeln, die 150 Fuß aus der Ebene aufsteigen und

Digitized by Google

oben mit wagerechten Schichten von Sandstein bedeckt sind. Solche Tafelberge besitzt die Gypsregion auch an andern Orten und außer ihnen noch viele eigenthümliche Gebilde, zuckerhutförmige Hügel, kleinere und größere Säulen, ja selbst natürliche Basen, Alles von Sandstein. Das Bett eines kleinen Flusses, des Dry River, macht es anschaulich, wie diese Sandsteinfelsen ihre heutige Gestalt bekommen haben. Jenes Bett hat eine Breite von mehreren englischen Meilen, obgleich der Fluß unbedeutend ist, und wird von hohen zerrissenen Bänden begleitet. Alle kleinen Bäche, die dem Dry River ihr Wasser zuführen, haben das Land auf beiden Seiten fortgespült. Ebenso ist die ganze Gypsregion von wild stürzenden Wassern untergraben, durchfurcht, zerklüftet worden, und jene seltsamen Sandsteingebilde sind die Reste einer alten Hochebene. Wälder, deren Wurzeln das Erdreich festhalten könnten, sind nicht vorhanden, und der Zerstörungsproceß schreitet fort.

Der ödeste Theil der Steppe, die ausgespählte Ebene (Llano Estacado), wurde kaum berührt. Die völlig wüste Fläche hat ihren Namen daher erhalten, daß die Karawanen, deren Weg nach Santa Fe durch sie führt, die Richtung mit Pfählen und Stangen bezeichnen. Die Vorsicht ist nicht unnütz, denn nirgends erscheint dem Auge eine Landmarke, von der man sich führen lassen könnte. Jenseits der ausgespählten Ebene wurde die Wasserscheide zwischen dem Canadian und dem Pecos überschritten. Man kam nun zu mexicanischen Ansiedelungen und konnte sich an Herbstfrüchten, Melonen, Trauben und Pfirsichen, erquicken. Von dem Thal des Rio Grande wurden die Reisenden sehr enttäuscht. Sie hatten von üppigem Pflanzenwuchs, hochstämmigen Palmen, buntgezackten Farrenkräutern geträumt und sahen eine baumlose Fläche, welche mit ihrer überall vorherrschenden Lehmfarbe und mit ihrem seichten, trüben Flusse eher einer weiten Wüste als einer bevölkerten Niederung glich. Die hier wohnenden angesiedelten oder Pueblo-Indianer bauen noch heute Casas Grandes. Den untern Stockwerken fehlt jeder Eingang, erst das dritte hat Thüren und kleine viereckige Fenster, die man zum Schutz gegen das Wetter mit durchsichtigen Gypstafeln versetzt. Die beiden untern Stockwerke ersteigt man von unten mit Leitern, die Nachts in die Höhe gezogen werden. Im Innern gelangt man durch Oeffnungen in den Fußböden zu den untern Zimmern. Da alle Gebäude eng zusammenstoßen und jedes obere Stockwerk hinter das untere zurücktritt, so entstehen oben zwei über einander liegende Straßen, mittelst deren die Bewohner, falls es unten auf der Erde nicht sicher sein sollte, unter einander verkehren. Wie Herr Möllhausen verkennen kann, daß eine solche Bauart die Abwehr eines schwachen, friedfertigen Volkes gegen wilde Feinde ist, läßt sich schwer begreifen.

Der Rio Grande kann nur zu Bewässerungszwecken benutzt werden. Er ist sehr breit und ebenso seicht. Von seinen Quellen bis zur Mündung ist er nirgends überbrückt, und fast überall können Wagen durch sein seichtes Bett fahren. Bleiben die gewöhnlichen Sommerregen aus, so hört er auf ein Fluß zu sein und besteht, wie die meisten australischen Ströme, aus einer Reihe vereinzelter Lachen. Seine Ufer sind strichweise gut angebaut und ernähren eine Bevölkerung, die sich so lange mit den Indianern vermischt hat, daß von dem ursprünglichen andalusischen Blute wenig mehr wahrzunehmen ist. Die wenigsten Ortschaften des Flußthales haben eine schöne Lage. Auch Albuquerque, wo die Expedition einige Zeit rastete, liegt in einem breiten, von nackten Felsen eingefaßten Thal und bietet mit seinen einstöckigen, von ungebrannten Lehmziegeln erbauten Häusern den Anblick eines Trümmerhaufens dar. Die mexicanische Bevölkerung hat wenig gethan, sich das Leben zu verschönern. Ein weißer Kalkbewurf der Lehmwände ist ein selten vorkommender Luxus, der Fußboden der Zimmer zeigt die nackte, höchstens mit einer Strohmatte belegte Erde des Bauplatzes, die Fenster sind so spärlich vertheilt, als gelte es, Luft und Licht möglichst fern zu halten. Zu der ursprünglichen Bevölkerung hat sich viel des Gesindels gesellt, das an den Grenzen der Civilisation umherzuschleichen pflegt. Mancher Auswanderer aus dem Osten, den die Spielhöllen und Weinhäuser des Orts anlockten, hat seinen Marsch nach Californien hier abgebrochen, und andere sind von ihren bessern Reisegefährten genöthigt worden, in Albuquerque zurückzubleiben. Um die Stadt streifen Apachen und Navajos, an deren Spitze man nicht selten einen Mexicaner sieht, der diesen Räuberbanden den Weg zu einer reichen Niederlassung seiner Heimath zeigt. Selbst die reichen Mexicaner stehen mit diesen Indianern in Verbindung und kaufen ihnen geraubte Christenkinder ab, jedoch nicht, um sie den trauernden Eltern zurückzugeben, sondern um sie als Leibeigene für sich arbeiten zu lassen.

Jenseits Albuquerque harrte der Reisenden der schwierigere Theil der Aufgabe. Ihre Angahl bestand jetzt nach der Ankunft neuer Schutzmannschaften aus 114 Köpfen, für die lebende Ochsen und Kühe, Schafe und Ziegen mitgeführt werden mußten. Die Rinder sollten zuerst geschlachtet, die Schafe und Ziegen, die in unwirthlichen Wüsten leichter Nahrung finden, bis zuletzt aufgespart werden. In der ganzen Umgegend kannte ein einziger Mann, ein in den Steppen und Gebirgen ergrauter Canadier Leroux, den Weg durch das Gebirge, und man mußte ihm wohl die 2400 Dollars geben, die er als Führer verlangte.

Indem man dem Lauf des Puerco des Westens so weit wie möglich folgte, gelangte man an den Fuß der Sierra Madre, des Hauptrückens der Felsengebirge, der die dem Golf von Mexico zueilenden Gewässer von den in das stille Meer mündenden trennt. In der Nähe des höchsten Passes (8250 Fuß über dem Meere) liegt eine Quelle, die einzige auf Stunden in der Runde, in deren Nähe eine glatte Felswand sich erhebt. Viele der Reisenden, die hier vorüberzogen, haben ihre Namen und kurze Bemerkungen eingemeißelt, weshalb der Felsen der Inscription Rock heißt. Alle Namen sind spanische, und die älteste der Inschriften stammt aus dem Jahre 1606. Den Kritzeleien der Indianer, mit denen andere Felsenstellen bedeckt sind, wird eine hieroglyphische Bedeutung beigelegt. Auf der Tafel des Möllhausen'schen Werkes (zu S. 268) sehen sie nicht danach aus, als wenn sie mehr wären, als müssige Spielereien, etwa jenen Inschriften der Seitenthäler des Sinai vergleichbar, mit denen die Alterthumsforscher sich so lange beschäf-

Digitized by Google

tigten, bis es sich zeigte, daß arabische Hirten ihre Urheber seien. Die Natur hat ihre Vergangenheit mit deutlichern Zügen der Erdoberfläche eingegraben. Nach allen Richtungen ziehen unermeßliche Lavaströme, alle von einem Berge, dem Mount Taylor, ausgehend. Seinen blauen, 10,000 Fuß hohen Gipfel sieht man von allen offenen Stellen, und zuweilen umfaßt der Blick noch andere erloschene Vulcane der Sierra Madre, unter ihnen einen, der von drei Nebenkegeln umgeben ist. Einen schönen Anblick gewähren diese Berge in der unfruchtbaren Wüstenei nicht und haben vielmehr etwas Gespenstiges. Möllhausen vergleicht sie gigantischen Leichen.

Diese Gebirgsgegend hat in Albuquerque den Ruf eines unerschöpflichen Goldreichthums. Man erzählt sich in der Stadt der Spieler von Indianern der Sierra Madre, die mit goldenen Kugeln schössen, und zeigt zum Beweise runde Stücke des edlen Metalls, so groß wie Nehposten. Sahen unsere Reisenden weder Gold noch goldene Kugeln, so stießen sie dagegen auf eine andere Merkwürdigkeit, welche vielleicht Herodot's goldsuchende Ameisen zu Ehren bringt. Allerdings sammeln die Ameisen der Sierra Madre keine Goldkörner, aber sie tragen Steinchen für ihre Wohnungen zusammen, unter denen viele Granaten, Rubinen und Smaragden sind. Bei Sonnenschein schießen rothe und grüne Blitze aus den Ameisenhaufen auf und verrathen die edlen Steine. Größere Steine von mehr als dem Umfange einer Erbse konnten die Thiere nicht fortbringen. Daß es solche giebt, zeigen die auffallend schönen und großen Granaten, die von den Zuni-Indianern als Schmuck getragen werden.

Das geologische Wunder der auf die Sierra Madre westlich folgenden Gegend ist ein versteinerter Urwald in einer Schlucht des Rio Secco. Wenn man die Stelle erreicht, glaubt man einen Waldboden vor sich zu haben, dessen Stämme eben gefällt worden sind. Die versteinerten Bäume liegen unregelmäßig umher, und einzelne Stümpfe stehen aufrecht, als ob man sie abgesägt hätte. Mehrere sind sechzig Fuß lang und halten bis zu fünf Fuß im Durchmesser. Auch hohle kommen vor und andere, welche wie verkohlt aussehen. In einigen Blöcken zeigen sich die schönsten Mischungen von Achat und rothem Jaspis, während andere, auf die Regen und Luft stärker einwirkten, in kleine bunte Stückchen zerfallen sind und wieder andere die natürliche Farbe des Tannenholzes vollständig behalten haben. Stößt man gegen diese letzteren, so zerfallen sie in lauter dünne Scheiben, die man mit verwitterten Spähnen verwechseln könnte. Abdrücke von Pflanzen und Blättern enthält der versteinerte Urwald nicht. Was außer den Stämmen noch vorkommt, sind fossile Ueberreste von baumartigen Farnkräutern, abgebrochenen Hirschgeweihen ähnlich. Kleine Bruchstücke dieser Versteinerungen befinden sich im Mineraliencabinet der Berliner Hochschule und sind von Herrn Göppert untersucht worden. Er erkannte in ihnen Coniferen von der Araucarien-Form. Der versteinernde Stoff ist durchweg Kieselmasse, theils hornsteinartig, theils Chalcedon und selbst Jaspis, mehr oder minder durch Eisenoxyd gefärbt.

Vom Colorado Chiquito bis zu den San Francisco-Bergen wird der Boden wieder vulcanisch. Eine trostlosere Gegend kann man sich kaum denken, namentlich für Reisende, die wie die unsrigen, im December sie betreten. Bleifarben hing der Himmel um die weißen Kuppen der Berge, bleifarben waren die Spuren, welche die Hufen der Thiere und die Reifen der Wagen auf dem scharfen, lavaartigen Gestein zurückließen. Auf zwei Tagereisen gab es kein Wasser, und der steinige Boden trug auf wenigen Stellen dünn zerstreute Pflanzen. Näher dem Gebirge tauchen Cedern auf, treten dichter zusammen und bilden endlich, mit Tannen und Kiefern untermischt, Wälder, deren dunkelgrüne Nadeln den Schnee auffangen. In einem solchen Walde feierten die Reisenden, von mächtigen Feuern gegen die Kälte geschützt, das Weihnachtsfest.

Zwischen den San Francisco-Bergen und dem großen Colorado des Westens wohnen Indianer, die auf der niedrigsten Stufe stehen, bis zu der menschliche Wesen herabsinken können. Sie sind scheu, raubgierig, mißtrauisch und treten nie mit Weißen in Verkehr. Die öden Gegenden, in denen sie leben, haben ihnen an Nahrungsmitteln nichts zu bieten, als die süßen Früchte der Cedern, denen auch der graue Bär voll Begierde nachstellt, die ebbaren Nüsse einer Art Tanne, Grassamen und die Wurzel der mexicanischen Agave. Diese Indianer lieben Fleisch besonders, sind aber merkwürdiger Weise so ungeschickte Schützen, daß sie selten ein Wild erlegen. Zuweilen gelingt es ihnen, den Mexicanern oder vorbeiziehenden Jagdgesellschaften ein Maulthier zu rauben. Sie schleichen stets den Reisenden nach, um ihre Pfeile aus sichern Verstecken auf Thiere und Menschen abzuschießen. Sie haben große Köpfe und dicke Nasen, Stirn und Backenknochen stehen weit vor, die Lippen sind aufgeworfen, die kleinen Augen geschlitzt. Von mittlerer Größe und von kräftigem Gliederbau, haben sie eine dunklere Farbe als andere Indianer. Ihre Haare hängen wild und verworren um den Kopf, werden aber hinten in einen Zopf gedreht, den sie mit Zeug und Leder umwinden. Viele tragen nichts als eine Decke und fünf Fuß lange Bogen mit Rohrpfeilen, deren sorgfältig geglättete steinerne Spitzen böse Wunden verursachen.

Ein Gebirgszug, der die trostlose Gegend von Süden nach Norden durchzieht, wurde das Azteken-Gebirge genannt, weil man einige Mauertrümmer und bemalte Scherben fand. Weshalb Herr Möllhausen diese Spuren gerade auf Azteken und nicht auf irgend welche andere Indianer deutete, darüber bleibt er uns die Aufklärung schuldig. Als man von dem Gebirge herabgestiegen war, zeigten sich die ersten Riesencacteen, welche die charakteristischen Pflanzen der Höhen und unfruchtbaren Ebenen bis Californien sind. Wo kein anderes Gewächs fortkommt und nicht ein Theilchen Erde vorhanden ist, da senken die Cacteen ihre Wurzeln zwischen Sand und Steinen ein und trotzen auf Felsen, deren Spitze nicht mehr als einige Quadratzoll Oberfläche hat, den wüthendsten Stürmen. Zwei Formen sind die häufigsten. Die eine hat das Ansehen einer großen Tonne, die andere bildet einen Riesen-Armleuchter. Die letztere Art wird bei 1½ bis 2½ Fuß Durchmesser sechzig Fuß hoch und läßt zwanzig Fuß über dem Boden Nebenzweige ausgehen, welche kugelförmig aus dem Hauptstamme heraustreten, in ihrer Verlängerung nach oben sich

Digitized by Google

umbiegen und in gleicher Linie mit der Mittelsäule ausschließen. Ihre auffallende Widerstandskraft gegen Stürme erhalten die merkwürdigen, aber häßlichen Pflanzen durch innere, sehr starke und feste, bis zur Spitze laufende Rippen. Wenn das Fleisch des abgestorbenen Armleuchter-Cactus verfault ist, stehen die Rippen noch Jahre lang aufrecht da. Die großen weißen Blüthen erscheinen im Juni an den Spitzen der Zweige und des Hauptstammes, die wohlschmeckenden Früchte reifen im Juli und August. Die Indianer stoßen sie mit langen und dünnen Stangen herunter, um sie entweder frisch zu essen, oder sie zu trocknen, oder sie zu einem süßen Fruchtsaft einzukochen.

Auf der letzten Strecke der Reise trat bittere Noth ein. Die Schafsheerde wurde immer kleiner, denn 114 Menschen bezogen aus ihr die Nahrung, welche nicht verkürzt werden durfte, weil die Mehlrationen schon auf die Hälfte heruntergesetzt worden waren. An Wild, das einen merklichen Beitrag zu den Lebensmitteln geliefert hätte, fehlte es gänzlich. In den nahen Gebirgen gab es Bergschafe genug, und zuweilen sah man einen, wie es scheu an den Abhängen hinzuschweben schien, doch in den Bereich der Büchsen kamen diese Thiere nie. Viele der Maulthiere fielen oder mußten erschossen werden, so daß die Zahl der Wagen immer mehr abnahm. Alle nur irgend entbehrlichen Gegenstände wurden nach und nach weggeworfen. Weder Tische noch Stühle waren mehr im Lager zu finden, selbst von den Zelten behielt man nur so viel Leinwand, um gegen Thau und Regen einen nothdürftigen Schutz zu haben. Trotz dieser Verminderung des Gepäcks nöthigten die schwindenden Kräfte der Zugthiere zu ganz kleinen Tagereisen. Den Menschen fielen die Schuhe und Stiefel, von dem scharfen, steinigen Boden zerrissen, stückweise von den Füßen. Gegen diese Unannehmlichkeit halfen die Häute der gefallenen Maulthiere, aus denen die Mexicaner der Reisegesellschaft Sohlen nähten.

Der 19. Februar 1854 war für Alle ein Freudentag — man erreichte den Colorado. Ein lautes Hurrah der Nordamericaner und ein Flintenfeuer der Mexicaner begrüßten den mächtigen Strom. An seinen Ufern wurden die beiden letzten Wagen zurückgelassen, denn man hatte kein Mittel, sie über den Strom zu schaffen. Der Uebergang wurde auf einer Fähre bewerkstelligt, die man mit luftdichten, aufgeblasenen Leinwandsäcken darstellte. Ein Paar Schafe ertranken, die Menschen und die Maulthiere kamen alle glücklich hinüber. Von dem Punkte an, wo die Americaner übersetzten, bis zur Mündung wird der Colorado fast ununterbrochen von Gebirgen begleitet. Für den Anbau bleiben nur Ebenen von geringem Umfang. Nicht einmal für die Schifffahrt wird der Strom von bedeutendem Nutzen sein. Die Spanier überzeugten sich bald, daß er keinen Zugang weit ins Innere gewähre, und vernachlässigten ihn. Der ersten Forschungsreise Fernando Alarchon's von 1540 folgte erst 1746 eine zweite des Padre Gonsago. Beide kamen wegen der reißenden Strömung nicht weit aufwärts. Alarchon brauchte bei der Bergfahrt sechszehn Tage, um eine Strecke zurückzulegen, die bei der Thalfahrt nicht mehr als zwei und einen halben Tag in Anspruch nahm. Die Strömung könnte von den heutigen Dampfschiffen überwunden werden, allein es giebt im Strom ernstlichere Hindernisse, Stromschnellen und Wasserfälle.

Auf dem westlichen Ufer des Colorado beginnt gleich wieder die Wüste. Die Höhen sind dürre Felsen, die Ebenen bestehen aus Sand, und der Landschaftscharakter ist demnach der trostloseste, der sich denken läßt. Abgesehen von einem todten Colibri, der mit ausgebreiteten Schwingen, von der Luft ganz ausgetrocknet, auf dem Boden lag, nahm man keine Thiere wahr, als gehörnte Eidechsen. Mehrfach kam man bei Salzquellen vorüber, einmal an einem trockenen Salzsee, der wie ein weites Schneefeld bis zum Horizonte lief. Das Salz liegt als eine weiße fingerdicke Kruste auf loser Erde auf, abgesonderte Felsmassen ragen wie Obelisken in ihm auf. In einiger Tiefe unter dem Boden stößt man überall auf Wasser, denn der Mohave-Fluß mündet in den Salzsee, der also blos scheinbar trocken ist. Dieses Verschwinden von Wasserrinnen ist in der californischen Wüste, zu der dieser Strich gehört, eine gewöhnliche Erscheinung. Mehrere kleine Bäche versinken einige hundert Schritt von ihrer Quelle, um nie wieder zum Vorschein zu kommen.

Dem Mohave folgend stieß man auf die Auswandererstraße, welche von den Ansiedelungen im San Bernardino-Thal zu dem Asyl der Mormonen am großen Salzsee führt. Man war nun in Gegenden, die allgemein bekannt sind, und konnte sich schneller vorwärts bewegen, bis man am 23. März die Brandung des stillen Meeres hörte und das Ziel erreichte. Der ganze Weg, der zurückgelegt worden war, beträgt 1892 englische Meilen.

Herrn Möllhausens Darstellung macht nicht den Eindruck, als ob eine Eisenbahn auf der Linie des 35. Breitengrades ausführbar wäre. Was wir von ihm über Steppen und Wüsten, Schluchten und Abgründe, ein wahres Gewirr von Bergzügen und vulcanischen Kegeln hören, klingt abschreckend genug. In America scheint man die Dinge günstiger anzusehen. Ein Bericht des Kriegsministers Jefferson Davis bezeichnet die von Lieutenant Whipple erforschte Straße als die geeignetste von allen. Sie führe, sagt der Minister, durch mehr culturfähige Ländereien und werde bis zum Colorado durch einen größeren Wasserreichthum, zwischen diesem Flusse und dem Rio Grande auch durch ausgedehnte Waldungen begünstigt. Der Nachtheil großer Steigungen und Senkungen wird in dem Bericht zugestanden. In der That sind fünf Bergzüge zu übersteigen, deren Meereshöhe von 4198 bis 8250 Fuß beträgt. Also fünf Semmering-Bauwerke, die in Wüsten oder doch in menschenleeren Wildnissen ausgeführt werden müssen! St.

Digitized by Google

Alte englische Gebräuche und Volkslieder.

Im Jahre 1846 vertheilte die Percy-Gesellschaft in England an ihre Mitglieder ein Bändchen Poesien, welches den Titel führte: „Ancient Poems, Ballads and Songs of the Peasantry of England", herausgegeben von Herrn James Henry Dixon. Der Herausgeber hat die frühesten Jahre seines Lebens in den romantischen Bergen Nord-Englands verlebt, wo alte Gebräuche, Gesänge und Balladen noch bis auf diese Stunde unter dem Landvolke im Schwange sind. Dieser Umstand erfüllte ihn frühzeitig mit einer leidenschaftlichen und seitdem nimmer erkalteten Liebe für die Volkslieder seines Vaterlandes, und selbst von der Natur mit poetischem Sinn und Talent ausgestattet, begann er dieselben mit unermüdlichem Fleiße zu sammeln und ihren Quellen nachzuspüren. Der Beifall, den jene erste, zum Privatgebrauche bestimmte Sammlung fand, ermuthigte ihn, derselben im Jahre 1857 eine zweite, öffentliche Ausgabe folgen zu lassen, welche zugleich um die reiche Ausbeute einer zehnjährigen Forschung vermehrt wurde. Ein freundlicher Zufall führte den Schreiber dieser Zeilen gegen Ende des Jahres 1858 persönlich mit Herrn Dixon in der Schweiz zusammen, und von diesem angeregt, unternahm er es, aus jener ihm gütigst mitgetheilten Sammlung Nachstehendes zu übertragen, theils um die deutsche Lesewelt mit dem Wesen einiger altenglischen Gebräuche, von denen ostmals in der englischen Litteratur die Rede ist, genauer bekannt zu machen, theils um einen Einblick in die Gemüthstiefe, Heiterkeit und schalkhafte Laune des englischen Landvolkes zu eröffnen, welche Albion mit Recht den Beinamen des „alten lustigen Englands" erworben haben. Es mögen hier einige Proben dieser Eigenschaften genügen, die in der Sammlung des Herrn Dixon so überaus reich und lebendig zu Tage treten.

I.

Der Schwerttänzer Sang und Zwischenspiel.

Wie sie gegenwärtig um Weihnacht in der Grafschaft Durham aufgeführt werden.

Der verstorbene Sir Cuthbert Sharp bemerkt, daß „es noch während der Weihnachtszeit für Gesellschaften von fünfzehn Personen Gebrauch ist, eine Art Spiel oder Tanz mit Gesang oder Musikbegleitung aufzuführen." Die folgende Lesart des Gesanges oder Zwischenspiels ist aus Sir C. Sharps „Bishoprick Garland" genommen und nach einer handschriftlichen Copie, welche dem Herausgeber (Herrn Dixon) von einem Landmann aus Durham mitgetheilt wurde, verbessert worden. Die Bauern von Devonshire besitzen eine mit dieser fast identische Version, nur bedienen sie sich der Stöcke statt der Schwerter, und werden je nach der Localität einige verschiedene Charaktere eingeführt. Das Spiel „The fool Plough", der tolle Pflug, welches darin besteht, daß eine Anzahl Schwerttänzer unter Musik einen Pflug herumführt, wurde früher im Norden Englands nicht nur zur Weihnachtszeit, sondern auch Anfangs Frühjahr aufgeführt. Wallis meint, daß der Schwerttanz der alte Waffentanz, chorus armatus, der Römer sei. Brand behauptet, daß er aus den Ueberresten verschiedener alter und vergessener Bräuche Englands und anderer Länder entstanden sei. Bei den Deutschen ist der Schwerttanz um Weihnachten und Ostern noch hier und da im Schwange. Der Herausgeber wohnte einst einem solchen Schwerttanze in dem Eifelgebirge bei, welcher dem hier mitgetheilten sehr gleich kam; doch fand dabei kein Zwischenspiel statt.

Die Tänzer, mit Schwertern in den Händen und mit Bändern geschmückt, treten auf. Der **Hauptmann** der Bande trägt einen hohen Hut mit einer Pfauenfeder und der **Narr** oder **Bessy**, der zugleich Cassirer ist, eine Perrücke mit einem Fuchsschwanz.

Der **Hauptmann** zieht mit seinem Schwerte einen Kreis, um den er herumgeht.

Der **Narr** eröffnet das Spiel, indem er singt:

Ihr lieben Herren, gebt wohl Acht und höret,
Was unser Hauptmann singt so hell;
Musik, das war sein Leben vierzig Jahre,
Ihn tränkt' der elegante*) Quell.

Der **Hauptmann** singt, von einer Violine begleitet, die gewöhnlich der Narr spielt:

Sechs Spieler bracht' ich mit mir,
Die Bühne kennt sie nicht;
Ihr Bestes thun sie gerne,
Ein Narr, wer mehr verspricht.

Der Erste, den ich rufe,
Ist eines Junkers Sproß;
Sein Lieb, das läßt ihn sitzen,
So jung ist noch der Schoß.

Doch ob auch grün der Jüngling,
Zum Schwärmen hat er Geld,
Das soll vor seiner Liebe
Hübsch wandern in die Welt.

Chor: Fal-la-de-ral, lal-de-dal, fal-lal-de-ra-ral-da,

von einer Art Symphonie auf der Violine begleitet, während welcher der eingeführte Spieler im Kreise herumgeht und sich so den Zuschauern vorstellt.

Der **Hauptmann**:

Der Nächste, den ich rufe,
Das ist ein Schneider fein;
Was denkt ihr von der Nadel?
Er macht' die Kleider mein.

Hier zeigt der Hauptmann nach allen Seiten seinen Rock, welcher ganz zerlumpt und durchlöchert ist.

*) Der englische Text hat das Wort elegant, welches nach C. Sharp aus Helicon verdorben ist.

Digitized by Google

Nun kommt Herr Fivs*), der Meister,
Und macht sein Compliment;
Die Sorgen zu verscheuchen,
Das ist sein Element.

Chor und Symphonie wie vorher. Der Schneider, von des Junkers Sohn begleitet, macht unterdessen die Runde. Dies wiederholt sich bei jeder folgenden Einführung, wo die neuauftretende Person sich zu den Vorigen gesellt.

Der Hauptmann:

Der Nächste, den ich rufe,
Ist der verlorne Sohn**),
That all sein Gut verprassen,
Die Armuth ist sein Lohn.

Doch ob er's auch verprasste,
Zum Pfluge greift er schnell
Und singt aus voller Kehle
Trotz Einem froh und hell.

Nun kommt ein Schiffer kühne;
Gebt Achtung auf sein Spiel!
Nie hat ein muntrerer Bursche
Getollt auf schwankem Kiel.

Er ist ein braver Knabe,
Nur müßt ihr's recht verstehn;
Sonst tanzt' er auf dem Decke,
Auf'm Land sollt ihr ihn sehn.

Hier kommt, sich anzuschließen,
Ein Kamerad, der nicht dumm;
Ist nüchtern alle Tage —
So lang's ihm fehlt an Rum.

Doch trinkt er Grog auch gerne,
Man sagt, er liebt ihn sehr,
Daß Andere für ihn zahlen,
Das liebt er noch viel mehr.

Zuletzt nun komm' ich selber,
Der Hauptmann von der Schau;
Wollt ihr den Namen wissen?
Ich heiße mich Treu-Blau.***)

Der Narr:

Mein' Mutter ward verbrannt als Hexe,
Mein' Vater ward gehenkt als Dieb,
Und mich, der ich der Narr der Sechse,
Hat darum keine Seele lieb.

Nun beginnt der Tanz, der sehr hübsch und sinnreich ist. Die Schwerter der Tänzer kreuzen sich dabei auf's geschickteste in der verschiedensten Weise, und bilden Sterne, Herzen, Biereck, Kreise u. s. w. Der Tanz erfordert eine sorgfältige Einübung, ein scharfes Auge und Sicherheit in Takt und Melodie. Gegen das Ende lösen sich Anmuth und Elegang in Unordnung auf. Die Spieler fechten miteinander. Nun stürzt sich der Gemeinde-Pfarrer zwischen sie, um Blutvergießen zu verhindern, und empfängt einen tödlichen Streich. Während er auf dem Boden liegt, gehen die Spieler im Kreise um ihn herum und singen nach einer gedämpften, psalmartigen Melodie:

Weh, todt ist unser Pfarrer,
Da liegt er auf dem Grund;
Nun schlägt auch bald wohl Manchem
Von uns die Todesstund.

Gewiß, ich that es nimmer,
Vom Blute bin ich rein;
Mein Hintermann, der that es,
Der schwang sein Schwert so fein.

Gewiß, ich that es nimmer,
Rein bin ich von der That;
Mein Hintermann, der war es,
Der ihn erschlagen hat.

Gewiß, ich that es nimmer,
Ein Schuft sagt, daß ich's war.
Die Augen hatt ich schlossen,
Als fiel der gute Pfarr.

Der Narr singt:

Nur munter, Bursche, laßt das Klagen,
Verliert, ich bitt Euch, nicht den Muth,
Laßt uns nach seiner Kirch' ihn tragen
Und dort begraben, tief und gut.

Der Hauptmann spricht in einer Art von Recitativ:

Oh, einen Doctor!
Einen Zehn-Pfund-Doctor, oh!

Der Doctor tritt auf.

Der Doctor: Hier bin ich.

Der Hauptmann: Doctor, euren Preis.

Der Doctor: Zehn Pfund ist mein Preis. — Doch weil ihr es seid, so will ich mich mit neun Pfund, neunzehn Schilling, eilf Pence und drei Farthing*) begnügen.

Der Narr: Welche Ge-ne-ro-si-tät!

Der Doctor singt:

Ich bin ein Doctor, Doctor selten,
Und reise viel herum zu Hauf,
Jed' Uebel treiben meine Pillen
In Gegenwart und Zukunft aus.

Sie heilen Alles, meine Pillen:
Die Pest, den Nachtschweiß und die Gicht;
Nur nicht den Liebesgram der Mädchen.
Da helfen meine Pillen nicht.

Wendet sich zu einer der Zuschauerinnen:

Habt ihr welchen, schönes Kind? —

Er zieht eine ungeheure Dose hervor und schüttelt deren Inhalt — Mehl — dem Pfarrer in's Gesicht, singend:

*) Das Original nennt den Schneider den „guten Meister Snip". In einem andern von Herrn Dixon mitgetheilten Fragmente eines Schwerttanzes, worin der Narr die Rolle des Hauptmanns spielt, führt er den Namen Obadiah Trim, und ist ein Quäker mit breiträndigem Hute.

**) Statt des „verlornen Sohnes", einem Ueberbleibsel der alten Mysterien und Moralitäten, wird jetzt gewöhnlich ein Matrose eingeführt.

***) In dem zuvorerwähnten Fragmente treten noch eine Dame, Brigitte mit Namen, und ein „närrischer Ritter" auf, von dem gesagt wird, er sei der erste in modischen Kleidern und studiere Tag und Nacht; die Mode sei jüngst von Frankreich herübergebracht und er sei schöner als ein Beau.

*) Also einen Farthing, etwa 4 Pfennige, weniger als 10 Pfd.

Digitized by Google

Nehmt hier aus meinem Riff-Raff
Und steckt's in euren Tiff-Taff.
Steht auf und predigt Gott's Gebot,
Der Doctor sagt, ihr seid nicht todt.

Der Pfarrer niest zu verschiedenen Malen und kommt allmählich zu sich. Alle schütteln ihm die Hand.

Der **Hauptmann** singt zum Schluß:

Das Spiel ist nun zu Ende,
Tischt auf, und thut nicht rar!
Wir wünschen frohe Weihnacht,
Und Glück zum neuen Jahr.

Der **Narr**:

Und in den Taschen Kupfer baar
Und Bier im Keller immerdar.

Ein allgemeiner Tanz endet das Spiel.

II.

Der Schwur-Gesang oder Reim.

Wie er früher in Highgate, in der Grafschaft Middlesex, gesungen oder gesprochen wurde.

Das Sprichwort: „Er hat in Highgate geschworen." Hehas been sworn at Highgate, ist in England mehr verbreitet als verstanden. In seiner gewöhnlichen Bedeutung wird es von einem Menschen gebraucht, der mit allem, was gut schmeckt, wohl bekannt ist, und sich selbst immer zum Besten zu helfen weiß. Es hat seinen Ursprung in einem alten Gebrauche, der noch zu Highgate in Middlesex befolgt wird. Grose in seinem „Classical Dictionary of the Vulgar Tongue," London 1785, sagt: „In den Wirthshäusern von Highgate herrschte früher ein lächerlicher Gebrauch, der darin bestand, daß man alle Leute der mittlern Classe, die dort einkehrten, einen komischen Eid schwören ließ. Der Schwur ward auf ein Paar Hörner geleistet, die an einem Stocke befestigt waren. Der Inhalt des Eides bestand darin, nimmer die Magd zu küssen, wenn man die Herrin küssen könnte; nicht Dünnbier zu trinken, wenn man Porter haben könnte, nebst manchen andern Bedingungen derselben Art, doch alle unter dem Vorbehalt: es sei denn, ihr mögt es so — Unless, you like it best. — Die Person, welche den Eid abnahm, ward von dem Schwörenden stets Vater genannt, und jener von diesem stets Sohn, bei Strafe einer Flasche."

Aus diesem Auszuge erhellt, daß der Gebrauch im Jahre 1785 alt und etwas außer Mode gekommen war. Hone's „Jahrbuch" enthält eine sehr vollständige Erzählung der Ceremonie, nebst allen Eigenthümlichkeiten und Einzelheiten, mit welchen die Einschwörung damals in dem „Fox under the Hill" vorgenommen wurde. Hone behandelt die Ceremonie als ein Stück moderner Narrheit, welche von irgend einem Wirthe „zum Wohl seines Gasthauses" erfunden worden ist und von Andern seines Standes aus gleichen Absichten nachgeahmt wurde. Ein Nachfolger Hone's beweist das Alterthum des Gebrauches und auch, daß er bis lange vor 1782 verfolgt werden kann, wo er in einer Pantomime: „Harlequin-Teague, oder des Riesen Heerstraße", vorkommt, welche Sonnabend den 17. August 1782 auf dem Haymarket-Theater dargestellt wurde. Eine der Scenen stellte eine Gaststube in Highgate vor, in welcher die Einschwörung vor sich ging. Herrn Hone's Correspondent theilt eine Copie des einleitenden Gesanges mit, welche von unserer Version bedeutend abweicht. Die nachstehende wurde Herrn Dixon 1851 von einem sehr alten Manne, einem Hausknecht in Highgate, mit der Bemerkung mitgetheilt, daß die Verse nicht mehr oft angewendet würden, da kein Wirth da sei, der singen könne, und die Herren zu sprechen vorzögen. Auch sagte er, daß die Verse nicht überall die gleichen seien; die Einen recitirten so, die Andern so — die Einen machten sie lang, die Andern kurz. *)

Grose war im Irrthum, wenn er behauptete, daß die Ceremonie nur mit Gästen niederen Standes vorgenommen worden sei; denn dies war selbst zu seiner Zeit nicht der Fall. Später wurde der Eid selbst von Standespersonen und Leuten von höchster litterarischer und politischer Berühmtheit geleistet. Die Einsicht in irgend eines der Registerbücher wird zeigen, daß die Schwörer allen Classen der Gesellschaft angehört und daß die Harrowlaner stets eine hervorragende Rolle gespielt haben. Als die Stellwagen, in Folge der Eisenbahnen, aufhörten die Dörfer zu passiren, verfiel der Gebrauch und ward nur noch in drei Wirthshäusern aufrecht erhalten, welche das „original house", das „old original" und das „real old original" hießen. Zwei derselben haben jüngst Hof zu halten aufgehört, und so beschränkt sich der Gebrauch jetzt auf das Gasthaus zum „Fox under the Hill", wo der Ritus mit strenger Beibehaltung der alten Formen und des Costüms beobachtet wird, und für eine Gebühr, welche, in Uebereinstimmung mit den modernen Ansichten von Oekonomie, nur einen Schilling beträgt.

Byron spielt in seinem Childe Harold auf diesen Gebrauch in Highgate an. Dort heißt es Gesang I., Stanze 70: „Und manche ziehn nach Highgate hin. Fragt ihr, Böotier Schatten, nach dem Grunde? Um das erhabene Horn anzubeten, welches in der heiligen Hand des Mysteriums ruht, in dessen furchtbarem Namen Männer und Frauen **) vereidigt werden und den Eid mit Trinken und Tanzen bis zum Morgen feiern. ***)"

Es tritt auf der Gastwirth in schwarzer Robe und Bäffchen und alterthümlicher Perrücke, gefolgt von seinem Schreiber, der ähnlich gekleidet ist und das Registerbuch und die Hörner trägt.

Wirth: Wünscht ihr in Highgate eingeschworen zu werden?

Kandidat: Ja, Vater.

Schreiber: Amen.

Wirth singt oder spricht:

Silentium! Ja, ihr seid mein Sohn!
Zeigt euch dem Vater denn vorn, Herr;

*) Die hier mitgetheilte Version ist in der That im Versbau sehr ungleich; einzelne Verse sind kurz, andere mehr oder weniger lang.

**) Nach Hone's Jahrbuch wird die Einschwörung sowohl mit Männern als mit Frauen vorgenommen. Leider wissen wir nicht, worauf die Frauen vereidigt wurden.

***) Adolf Böttger's poetische Uebersetzung dieser Stelle giebt keinen rechten Sinn, wahrscheinlich, weil ihm der in Rede stehende Gebrauch nicht bekannt war.

Digitized by Google

Ihr schwört den Eid und reist davon,
So legt die Hand auf dieses Horn, Herr.

Hier legt der Kandidat seine rechte Hand auf das Horn.

Wirth: Den Umgang meidet, achtet es genau,
Mit feilen Dirnen, schurk'schen Wichten;
Vermählt ihr euch, seid lieb zu eurer Frau,
Und treu in allen Schürzenpflichten.

Kandidat sagt: Ich will!

Er küßt das Horn gehorsam dem Gebot des **Schreibers**, der mit lauter, feierlicher Stimme ausruft:

Küßt das Horn, Herr!

Wirth: Und weil ihr schwört, ihr gut zu sein und treu,
Und Schild und Schirm in allen Leiden,
So nehmt auch deß in Achtung sonder Scheu,
Daß ihr, nicht sie, der Herr von Beiden.

Schreiber: Küßt das Horn, Herr!

Kandidat: Ich will!

Wirth: Stoßt nicht zuerst mit Männern an, wenn Frauen schier
Dabei, das zeigt nicht feine Gaben, Herr;
Noch trinkt — ihr zögt's denn vor — statt Porter dünnes Bier,
Noch eßet schwarz Brot, könnt ihr weißes haben, Herr.

Schreiber: Küßt das Horn, Herr!

Kandidat: Ich will!

Wirth: Noch sollt ihr Branntwein trinken, giebt es Wein,
Steht Portwein oder Sherry euch zu Händen;
Doch solltet ihr durchaus zum Schnaps entschlossen sein,
In diesem Fall — mögt ihr zum Schnaps euch wenden.

Schreiber: Küßt das Horn, Herr!

Kandidat: Ich will!

Wirth: Zu küssen, wenn die Herrin schön, die Maid,
Deß werdet Buß' ihr zahlen müssen, Herr:
Doch ist die Zofe schöner, bindet euch kein Eid,
Ihr wolltet denn sie beide küssen, Herr.

Schreiber: Küßt das Horn, Herr!

Kandidat: Ich will!

Wirth: Kehrt ihr zurück je, mögt ihr Eid und Pflicht,
Wie's Ehrenmännern ziemt, erneuen, Herr;
Und bringt mit euch Genossen froh und schlicht,
Die sich vor'm Eid aufs Horn nicht scheuen, Herr.

Nun Herr, seid so gut und zeichnet euren Namen in dieses Buch, und wenn ihr nicht schreiben könnt, so macht euer Kreuz und der Schreiber wird es attestiren.

Der **Kandidat** thut wie ihm geheißen.

Wirth: Die Gebühren betragen eine halbe Krone und für den Schreiber nach eurem Belieben.

Sobald diese wichtige Ceremonie vorüber ist, ruft der

Wirth: Gott segne den König (die Königin) und den Wirth des Hauses!

Schreiber: Amen! Amen!

Die Gebühren werden übrigens stets in Wein, Spiritus oder Porter verwandelt, zu deren Mitgenuß Wirth und Schreiber von dem Kandidaten eingeladen werden.

III.
Lady Alice.

Nach einer mündlichen Mittheilung des Herrn Dixon waren die ihm bekannt gewordenen ältesten Abdrücke dieser Ballade aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts. Die ganze Haltung der Ballade deutet indessen auf eine noch frühere Zeit, und ich denke auf die Zeit vor der englischen Reformation.

Alice kämmt um Mitternacht
Am Fenster ihr goldenes Haar;
Da schwankt vorüber ein Leichenzug,
Ein Jüngling liegt auf der Bahr.

„Wen tragt ihr, o Männer, so traurig stumm,
Wen tragt ihr im dunkelen Schrein?"
Wir tragen Giles Collins zur ewigen Ruh',
Giles Collins, den Buhlen dein.

„O bettet, ihr Männer, so traurig stumm,
Ihn sanft in das grüne Gras,
Wenn morgen die Sonne niedergeht,
Sind meine Wangen blaß.

Begrabt in Mariens Kapelle mich,
Der treuen Liebe zum Lohn,
Von Raut' und Thymian windet mir
Die duftende Todtenkron."

Er ruhet im Osten, Alicen ward
Im Westen bereitet das Grab,
Und Rosen erwuchsen aus seiner Brust
Und schlangen zu ihr sich hinab.

Ein Pfaff' an den Gräbern vorüberkam,
Der schnitt die Rosen entzwei. —
So treue Lieb' gab's nimmermehr,
So treu die Lieb' auch sei.

IV.
Die süße Nachtigall.
Ein altes Lied aus Cornwall.

Herr Dixon schreibt dies Lied dem 17. Jahrhundert zu, und es soll aus dem alten Dialekt des Cornwall übertragen worden sein. Er hörte es zuerst in Marienberg an der Mosel von vier Bergleuten aus jener Landschaft, die zu jener Zeit (1854) in den Zinnminen bei Zell beschäftigt waren. Der Schichtmeister dieser Bergleute, John Stocker, erzählte ihm, daß „die süße Nachtigall" ein Lieblingslied der Bergleute von Cornwall und Devonshire sei; daß er es von seinem Großvater hätte, welcher vor 40 Jahren als ein hundertjähriger Greis gestorben sei und welcher ihm gesagt, daß es sehr alt sei. — Das Lied hatte sich bis dahin nur durch mündliche Ueberlieferungen erhalten. Herr Dixon verdankt seine Version einem Herrn in Plymouth, der jenes Umstandes wegen nicht wenig Mühe hatte, das ganze Lied zusammenzustellen. Die Melodie soll sehr originell, aber etwas klagend sein.

„Komm, lieb Herz, mit mir entlang!
Hörst du nicht den süßen Sang
Die Nachtigall schmelzend erheben?
Wie mit holder Lieder Schall
Auf die süße Nachtigall
Im dämmernden Grunde daneben?
Nicht fürchte dich,
Vorm Schatten dich,
Im dämmernden Grunde daneben,
Im dämmernden Grunde daneben.

„Holde Bethy, komm' mit mir,
Komm', den Eimer trag' ich dir

Digitized by Google

Jn's Haus will heim ich ihn geben.
Höre, wie mit holdem Schall
Ruft die süße Nachtigall
Im dämmernden Grunde daneben!"
Sie fürchtet sich,
Vor'm Schatten sich,
Im dämmernden Grunde daneben,
Im dämmernden Grunde daneben.

„Laß' mich meines Weges gehn,
Kann auch schon allein bestehn,
Kann ohne dich wahrlich schon leben.
Will nicht hören holden Schall,
Nicht die süße Nachtigall
Im dämmernden Grunde daneben.
Jch fürchte mich,
Vor'm Schatten mich,
Im dämmernden Grunde daneben,
Im dämmernden Grunde daneben."

„Setz' dich, süße Bethy, hold,
Auf der Schlüsselblumen Gold,
Die lieblich den Rasen durchweben;
Höre, wie mit holdem Schall
Ruft die süße Nachtigall
Im dämmernden Grunde daneben!
Nicht fürchte dich,
Vor'm Schatten dich,
Im dämmernden Grunde daneben,
Im dämmernden Grunde daneben!"

Und sie folgt' ihm endlich doch;
Schneller war die Hochzeit noch,
Die Kirche, die segnet' sie eben.
Sie fürchtet sich nicht,
Vor'm Schatten sich nicht,
Im dämmernden Grunde daneben,
Weil mit holder Lieder Schall
Ruft die süße Nachtigall
Im dämmernden Grunde daneben,
Im dämmernden Grunde daneben.

V.

Das Gartenthor.

Herr Dixon nennt das Lied eines der hübschesten, welche die englischen Landleute besitzen. Die Melodie ist sehr schön. Er hörte es zuerst in Malhamdale, in Yorkshire, von Billy Bolton, einem alten ländlichen Minstrel, welcher sich dazu auf der Sackpfeife begleitete:

Es sank der Tag, der Mond schien helle,
Die Dorfuhr, die schlug Acht.
Zum Garten lief Mariechen schnelle,
Am Thore hielt sie Wacht.
Doch was war dort, das sie betrübte? —
Die Thür war da, nicht den sie liebte,
Sie seufzte schwer und weinte laut:
„Weh mir, ich bin die ärmste Braut."

Sie ging im Garten auf und nieder,
Die Dorfuhr, die schlug Neun;
Zu seufzen ach! begann sie wieder:
„Bleib, Liebster, ich allein?
Versprachst zu kommen doch um Achte!
Läßt du mich warten? — Nur fein sachte,
Fahr du hin, fahrt ihr Alle hin,
Glaub' nicht, daß ich 'ne Närrin bin!"

Sie ging im Garten wohl voll Harme,
Die Dorfuhr, die schlug Zehn;
Jung Wilhelm hielt sie fest im Arme,
Und ließ nicht mehr sie gehn:
Er war am Tag den Ring zu kaufen,
Und ach! der Weg so weit zu laufen!
Wie hätt' Marie da noch geschmält
Den Liebsten, den ihr Herz erwählt?

Und in der Früh' zur Kirche gingen
Sie mit dem Glockenschlag,
Im ganzen Dorf war Tanz und Singen
An ihrem Hochzeitstag.
Jetzt wohnen beide dort am Bache,
Wo sich das Geisblatt rankt zum Dache,
Und stets noch segnet sie die Nacht,
Da sie so lang am Thor gewacht.

VI.

Des Pächters alte Frau.

(Aus Suffex.)

Solo:

War einst ein alter Bauersmann zu Suffex in dem Land,
(Der Chor wiederholt die Melodie pfeifend.)

Solo:

War einst ein alter Bauersmann zu Suffex in dem Land
Der hatte wohl ein böses Weib, wie allgemein bekannt.
(Der Chor wiederholt pfeifend beide Verse.)
(In derselben Weise werden alle folgenden Strophen vorgetragen.)

Den trat der Satan jüngstens an, als er beim Pflügen war:
„Wohl Einen von den Euren, Freund, den faß' ich nun beim Haar.

„Nicht ist es euer ältster Sohn, den ich jetzt haben mag;
Es steht nach eurem alten Weib für diesmal mein Geschmack."

„O Satan, liebster Satan mein, sei mir willkommen sehr,
Ich hoffe, daß fortan ihr Beid' euch trennet nimmermehr!"

Und Satan auf den Rücken lud, wie 'nen Hausirersack,
Das alte Weib, und juch! davon trug er sie huckepack.

Er trug sie bis an's Höllenthor, und heiß ward ihm vom Lauf;
„Jch bring' des Suffex-Bauern Weib, schreit er, macht auf! macht auf!"

Kaum war sie drin, sie knufft die Brut des Teufels, weh, o Graus!
Daß Einer zu dem Andern spricht: „Kommt, werfen wir sie 'naus!"

Und dreizehn kleine Teufelchen in Ketten sie umschwirr'n,
Ab giebt sie den Pantoffel flugs, einschlägt sie deren Hirn.

Sie schmeißt den alten Satan selbst mit Krachen an den Wall:
„Werft sie hinaus, werft sie hinaus, sie tödtet uns noch all'!"

Und wieder auf den Rücken packt der Satan seine Last,
Und trägt zum alten Ehemann sie heim in voller Hast.

„Ein Qualgeist war ich lebenslang; doch so gequält noch nie,
Als hier von eurem Weibe, Freund, darum behaltet sie."

(Auf diesen Versen beruht Burns' „Carle of Killyburn Braes".) R. S.

Digitized by Google

Chronik.

Dr. Karl Christoph Vogel.

Im Laufe dieses Monats feiert die städtische Realschule zu Leipzig das fünfundzwanzigjährige Jubiläum ihres segensreichen Wirkens. An der Spitze derselben sowie der allgemeinen Bürgerschule steht als Director Dr. Karl Christoph Vogel, einer der verdienstvollsten Schulmänner unseres deutschen Vaterlandes. Er wurde am 19. Juli 1795 zu Stadtlim im Schwarzburg-Rudolstädtischen geboren. Sein Vater war in dieser Stadt, wie früher in Arnstadt, ein geachteter praktischer Arzt, dann russischer Staatsrath und Professor der Medicin an der Universität Kasan, und starb 1840 als Pensionär in Gotha. Der junge Vogel empfing seine erste Bildung auf dem Lyceum zu Arnstadt, bezog 1812 die Universität Jena und widmete sich daselbst, vornehmlich unter Schott und Eichstädt, dem Studium der Philologie und Theologie. Schon im December 1815 erhielt er eine Stelle als Lehrer der Religion und der alten Sprachen an der Langschen Erziehungsanstalt in Tharand, die später nach Wackerbarthsruh bei Dresden verlegt wurde. Hatte er schon früher große Neigung und Liebe zum Berufe eines Lehrers und Erziehers gezeigt, so entwickelte sich dieselbe in seiner gegenwärtigen Stellung immer mehr.

Im Jahre 1820 unternahm Vogel eine wissenschaftliche Reise nach England, Schottland, Frankreich und dem westlichen Deutschland. Nach einer Abwesenheit von beinahe einem Jahre kehrte er in seine früheren Verhältnisse zurück und übernahm 1822 die alleinige Leitung der Anstalt. 1824 folgte er einem Rufe nach Cresfeld zur Uebernahme des Rectorats der dortigen höheren Stadtschule und wirkte daselbst acht Jahre lang. Seit 1832 fand er in Leipzig seinen Hauptwirkungskreis, wohin er als Director der allgemeinen Bürgerschule berufen wurde, und verwaltet nun dieses Amt über sechsundzwanzig Jahre mit Umsicht, Kraft und Erfolg.

Seine Thätigkeit begann er hier mit einer Reorganisation des Bürgerschulwesens in seinem ganzen Umfange. Richtig erkannte er die Forderungen der Zeit, die im zweiten Viertel dieses Jahrhunderts unter dem Einflusse der verschiedenen weltbistorischen Ereignisse wesentlich andere geworden waren als früher. Die Bürgerschule als organisches Ganze theilte er in drei Abtheilungen: 1) in die Elementarschule für Kinder vom sechsten bis achten Lebensjahre, 2) in die eigentliche Bürgerschule für Schüler und Schülerinnen vom achten bis vierzehnten Jahre, 3) in die höhere Bürger- oder Realschule für Schüler vom zwölften bis sechszehnten Jahre. Mehr jedoch als in diesen blos äußerlichen Einrichtungen zeigte sich die Reorganisation in den Bestimmungen, die er hinsichtlich der Abgrenzung des Lehrstoffes für die einzelnen Classen, hinsichtlich der Vertheilung der Lehrgegenstände nach Stundenzahl und hinsichtlich der Methode traf. Dadurch erst schuf er ein wirklich großartiges Ganze, dessen einzelne Theile alle nach fester gemeinsamer Regel arbeiten, so daß nirgends ein Widerstreit, sondern überall harmonisches Zusammenwirken und Ineinandergreifen stattzufinden hat. Glücklich vermied er die gefährlichen Klippen, an denen so manche Reorganisation scheiterte: das Zwieselei und das allzuhohe Ziel. In die Mannichfaltigkeit der Lehrgegenstände brachte er Einheit, indem er die Beziehungen, in welchen dieselben zu einander stehen, auf alle Weise klar und bestimmt hervorhob. Bei der Festsetzung des Lehrziels fragte er vor allem: kann das zu Erlernende wirklich zum geistigen sichern Eigenthume der Schüler gemacht werden, oder fördert es eine höhere geistige Entwickelung, als der Schüler seinem Alter nach haben kann? Feind aller mechanischen Dressur, der bloßen Gedächtnißübung und des todten Formelwesens, Feind jeder Uebertreibung und alles Ueberschwänglichen, drang er mit allem Nachdruck auf Erhaltung der Frische und Natürlichkeit des kindlichen Geistes, auf allmähliche Kräftigung des ganzen geistigen Menschen durch fortgesetzte Uebung. Den Zweck der Anstalt bestimmt er dahin, daß sie „den Söhnen und Töchtern des Bürgerstandes durch allgemeine gründliche Verbildung in Wissenschaften und Fertigkeiten diejenige geistige Reife gebe, welche die spätere Wahl irgend eines bürgerlichen Berufes bei ihnen bedingt oder voraussetzt; sie soll ihre Zöglinge tüchtig für die Erde und würdig für den Himmel machen.“ Es bezeichnen diese Worte zugleich seine Stellung zur Pädagogik der damaligen und der Jetztzeit. Er hält sich gleichweit entfernt von jenen Idealisten, die sogenannte ideale Normalmenschen heranbilden wollen und von den wirklichen Bedürfnissen ganz absehen, wie von den Altilitarieru, die die Vorbereitung auf das praktische Leben unter einseitiger Berücksichtigung blos materieller Interessen über alles andere setzen; er repräsentirt vielmehr diejenige Richtung der Pädagogik, welche auf christlichreligiöser Grundlage durch harmonische Bildung des kindlichen Geistes Vorbereitung auf das praktische Leben anstrebt.

Mit welchem sichern Takte Vogel bei Entwerfung des Reorganisationsplanes verfuhr, beweist sowohl die Unterstützung, die er bei seiner Behörde fand, als auch das Vertrauen, das das Publicum seinen Bestrebungen schenkte, und der gute Ruf, dessen das Leipziger Schulwesen im Auslande sich alsbald erfreute. Im Jahre 1832 machten 750 Schüler und 27 Lehrer die ganze Bürgerschule aus; neben ihr bestanden sechszehn Privatschulen. Jetzt besuchen über 5000 Schüler die (drei) Leipziger Bürgerschulen und gegen 130 Lehrer wirken an denselben, während alle mit ihnen concurrirenden Privatinstitute beseitigt sind. Die Realschule, die erste in Sachsen, rief er 1834 ins Leben; sie wurde mit 27 Schülern eröffnet und zählt deren jetzt gegen 200. — Bei der günstigen Lage Leipzigs konnte es nicht fehlen, daß der großartige Organismus bald in weitesten Kreisen bekannt wurde. Fast alle Länder und Staaten Europa's, die Vereinigten Staaten von Nordamerica, und selbst Brasilien und Peru schickten lernbegierige Lehrer und Schulfreunde oder Schüler nach dieser Stadt; in gar vielen Städten Deutschlands aber wurde das Schulwesen nach Art des Leipziger organisirt, wobei Vogel mit Rath und That unterstützend wirkte.

Um eine engere Verbindung und ein innigeres Zusammenwirken der Schule und des Hauses anzubahnen, gründete er 1842: „Mittheilungen der allgemeinen Bürgerschule an das Elternhaus.“ Die bis jetzt erschienenen siebenzehn Jahrgänge besprechen theils Erziehungsgrundsätze, theils zeitgemäße Verfügungen und wichtige Erfahrungen der Schule in engster Beziehung auf die Leipziger Schulgemeinde.

Als Schriftsteller hat Vogel zunächst das Verdienst, die Methode des Elementarunterrichts und des Unterrichts in der Geographie ihrem Abschluß näher gebracht zu haben. Vogel brach hier die Bahn, indem er selbständig den Pestalozzi'schen Grundsatz von der Anschauung durchführte, aber auch zugleich auf fortwährende Anregung drang, das Angeschaute selbstthätig wiederzugeben und zu verarbeiten in Bild, Laut, Wort und Schrift. So weckte er das kindliche Interesse und machte den Elementarunterricht zu einem raschwechselnden Spiel von Frage und Antwort, von Aufgabe und Lösung, von Einprägen und Wiederholen. Die Methode ist so einfach, als sei sie dem Kinde selbst abgelernt, und hat sich durch den Erfolg bewährt. An „Des Kindes erstes Schulbuch“, von dem bereits die achte Auflage nöthig wurde, schließt sich das nach gleichen Grundsätzen bearbeitete „Des Kindes zweites Schulbuch von Vogel“ (dritte Auflage, 1854), und an dieses sein „Lesebuch für Schule und Haus“ (vierzehnte Auflage, 1856), welches sich besonders die Aufgabe stellt, wahrhaft religiös-sitt-

Digitized by Google

liches Leben in der Jugend zu wecken. Die „Germania" von Bogel (zweite Auflage, 1848) ist ein vaterländisches Lesebuch für die reifere deutsche Jugend, um ächt vaterländische Gesinnung zu wecken und zu nähren, und war das erste seiner Art.

Hinsichtlich des geographischen Unterrichts war es Bogel, der den Gedanken Herbarts, die Geographie sei eine associirende Wissenschaft, die zur Verbindung von mancherlei sonst vereinzelt dastehenden Kenntnissen dienen solle, nicht allein in seiner vollen Bedeutung auffaßte, sondern auch glücklich ausführte. Sein „Schulatlas der neuern Erdkunde für Gymnasien und Bürgerschulen" (achte Auflage, 1855) bringt einestheils die oro- und hydrographischen Verhältnisse, die horizontalen und verticalen Dimensionen der Erdtheile und Länder, anderntheils aber auch in trefflich entworfenen Randzeichnungen das Charakteristische der Pflanzen- und Thierwelt, sowie der Völker, ihrer Abstammung und Entwickelung nach zur Anschauung. Denselben Zweck verfolgte er bei der Herausgabe folgender Werke: „Naturbilder, ein Handbuch zur Belebung des geographischen Unterrichts" (dritte Auflage, 1852), „Geographische Landschaftsbilder" (zweite Auflage, 1856), „Geschichtsbilder" (zweite Auflage, 1851), „Allgemeine Geschichtstabelle auf geographischem Grunde". War schon durch diese Hülfsmittel der Unterricht bedeutend gefördert worden, so geschah dies noch weit mehr durch seinen „Reliefatlas zum Kartenzeichnen für Schulen", auf dem Wege des Wachstuchdruckes hergestellt (vierte Auflage, 1856), und durch seine „Wandkarten auf Wachstuch", gezeichnet von O. Delitsch, womit er zugleich ein von ihm selbst erfundenes neues, sehr nutzreiches Hülfsmittel für den Unterricht in die Schulen einführte. Diese Leistungen auf dem Gebiete der Geographie, zunächst besonders der „Schulatlas" und dann die „Naturbilder", lenkten auch die Aufmerksamkeit Humboldts auf Bogel. Bald gestaltete sich das Verhältniß zu einem wahrhaft freundschaftlichen, das sich später auch auf Bogels Sohn, den kühnen Reisenden in Africa, dessen Schicksal so allgemeine Theilnahme erregt, übertrug.

Alles, was Bogel als Schriftsteller geleistet hat, kennzeichnet ihn als einen Mann, der selbständig Bahn bricht und durch seinen Reichthum an Ideen vielseitig anregt. Dies bekundet auch seine Aufsätze in der „Höheren Bürgerschule", die er 1851 mit Körner in Halle begründete. Diese Zeitschrift, welche 1859 eine neue Folge begann, sollte zugleich eine größere Annäherung der höheren Bürger- und Realschulen in den verschiedenen Gauen unseres deutschen Vaterlandes anbahnen und zur Pflege des Gemeingeistes beitragen. Gleiches bezweckte Bogel, als er gemeinschaftlich mit Grube 1845 zu einer Versammlung aller deutschen Realschulmänner aufrief. Mehrere Jahre fanden diese Versammlungen in den verschiedensten Gegenden Deutschlands statt und wirkten einigend und erfrischend für Geist und Herz der Theilnehmer.

„Leben ist Streben" — das ist das von Bogel sich selbst gewählte Motto, welches im vollsten Sinn bei ihm zur Wahrheit geworden ist. Er besitzt eine Vielseitigkeit wissenschaftlicher Bildung, die nur bei der angestrengtesten Thätigkeit zu erlangen möglich war. Gepaart ist diese Vielseitigkeit des Wissens mit Klarheit des Urtheils, praktischem Scharfblick und ächter Humanität. Seine äußere Persönlichkeit ist Achtung gebietend, seine Gestalt kraftvoll. Mit welch gesegnetem Erfolge er seit einer langen Reihe von Jahren gewirkt, welche Liebe und Achtung er sich durch sein Streben erworben, zeigte sich in wahrhaft erhebender Weise bei Gelegenheit der Feier seines fünfundzwanzigjährigen Amtsjubiläums am 7. October 1857. Alle Lehrercollegien Leipzigs und viele auswärtige Schulanstalten betheiligten sich dabei, bezeigten ihren Dank oder ihre Theilnahme in der verschiedensten Weise, die Behörden sprachen seinem Wirken ihre Anerkennung aus, und Se. Majestät der König Johann verlieh ihm das Ritterkreuz des Albrechtordens für die Verdienste um Bürger- und Realschulwesen.

Naturwissenschaftliches.

Es ist bekanntlich nicht leicht, Eintritt und Verlauf der Sonnen- und Mondfinsternisse zu berechnen; jetzt macht es aber Dr. Drechsler zu Dresden jedem Liebhaber der Astronomie durch die in seinem Werke: „Die Sonnen- und Mondfinsternisse in ihrem Verlaufe" (Dresden 1858) möglich, mit Hülfe einer einfachen geometrischen Methode den ganzen Vorgang dieser Phänomene mit ziemlicher Genauigkeit im Voraus zu bestimmen.

In England fertigt man neuerdings Feuerfeste Treppen, an denen die Stufen aus Thon sind, einem Materiale, das nicht zu kostbar ist und doch eine gewisse Eleganz erlaubt; dabei sind die Treppen leicht, stark, dauerhaft und dem Abnutzen nicht leicht unterworfen. Die häufigen Unglücksfälle bei Feuersbrünsten haben das Bedürfniß nach unverbrennbaren Treppen recht fühlbar gemacht in einer Zeit, wo die meisten Hauseigenthümer den theueren Steinbau vermeiden.

Die Ursache der Meeresströmung führt jetzt Dana, ein Amerikaner, der für die physikalische Geographie schon viel gethan, im Ganzen auf die Einwirkung der Kälte an den Polen und der Wärme am Aequator zurück. Wenn man ein elliptisches mit Wasser gefülltes Gefäß an einer Seite erwärmt und an der andern Seite kalt hält, so treten in dem Wasser, wie Dana zeigt, dieselben Bewegungen und Strömungen auf, wie in den Oceanen unserer Erde.

In den Steinkohlenwerken von Großbritannien verhält sich der Verlust von Menschenleben wie 1 zu je 224 Arbeitern. Da ungefähr 230,000 Personen bei Arbeiten dieser Art beschäftigt sind und die Quantität der jährlich erbeuteten Kohlen ungefähr 70 Millionen Tonnen beträgt, so geht ungefähr auf 68,000 Tonnen ein Menschenleben verloren. Feuer, schlagende Wetter, erstickende Dünste sind schwer oder gar nicht zu beseitigen, werden daher noch fort und fort ihre Opfer fordern; allein die Unglücksfälle, welche durch die Unvollkommenheit der mechanischen Vorrichtungen herbeigeführt werden, müssen sich durch größere Vorsicht vermindern. Wichtig ist in dieser Beziehung das von Anton, einem Besitzer umfangreicher Kohlenwerke in England, erfundene „Sicherheitsförderergefäß". Es ist dies ein Apparat, der verhindert, daß der in dem auf- und niedergehenden Behältniß befindliche Arbeiter herausschmettert wird, wenn eine Kette oder ein Seil reißt.

Der Baumwollenbau gedeiht in Algier nach neuen französischen Berichten vortrefflich. Die afrikanische Baumwollenfaser ist kräftiger und deshalb werthvoller, als die nordamerikanische. Dadurch gewinnt der Baumwollenbau in Algier große Bedeutung; er wurde dort in den letzten Jahren auf mehr als 2000 Hektaren betrieben und entspricht der Sorgfalt, welche ihm der Kaiser und das Kriegsministerium angedeihen lassen. Wird diese weise Sorgfalt fortgesetzt, so wird wahrscheinlich schon in wenig Jahren Algier zum ersten Rang unter den die schönste und von Fabrikanten gesuchteste Baumwolle erzeugenden Ländern erhoben.

Der Stern des „docteur noir", des H. Bries in Paris, ist im Erbleichen. Die Heilungen, die der Wunderdoctor unter den Augen des berühmten Chirurgen Velpeau in einem Hospital an mehreren Krebskranken vollbringen wollte, gingen nicht vorwärts, und so geht das Renommé dieses „Krebsdoctors" sichtlich den Krebsgang. Landolfi's Auftauchen und Verduften ging in Deutschland nicht so rapid vor sich, wie das Furore und Fiasco des „médecin noir".

So bedeutend Lewes als Biograph Goethe's ist, so gewandt ist er auch in der Darstellung naturgeschichtlicher und physiologischer Erscheinungen. Seine „Naturstudien am Seestrande" (übersetzt von Frese, Berlin 1859) zeugen von einem ebenso gediegenen Forscherfleiße, als von einer glücklichen Gabe, dem Laien die Herrlichkeiten und Wunder der Natur aufzuschließen. Er

Digitized by Google

giebt jetzt in gleichem Geiste eine populäre Physiologie heraus, und alsbald nach Erscheinen des ersten Heftchens bewarben sich nicht weniger deutsche Buchhändler um das Recht der Uebersetzung. Der Name Lewes hat nun einmal in Deutschland guten Klang.

Die beiden ersten Hefte von **Panne's** „Panorama des Wissens und der Gewerbe" liegen jetzt der Beurtheilung des Publicums vor und werden jedenfalls einen nicht kleinen Lesekreis finden; denn wenn es auch nicht an Unternehmungen ähnlicher Art fehlt — wir erinnern beispielsweise an den von Reclam redigirten „Kosmos" — so schreiten in unserer Zeit doch die Naturwissenschaften und die Industrie so rasch und vielseitig vorwärts, daß immerhin ein das Verständniß der neueren gewerblichen Errungenschaften vermittelndes Journal als Bedürfniß betrachtet werden muß, sobald es mit reichem Inhalt, in schöner Form, gut illustrirt und — was eine Hauptsache ist — verhältnißmäßig billig auftritt. Dr. Friedrich Hoffmann scheint Redacteur des Journals zu sein.

Die **Stereoskopie** ist eine der letzten Erfindungen unseres entdeckungsreichen Jahrhunderts, aber schon ist man durch Verfolgung dieser Sache dahin gekommen, daß man mittels eines einzigen Bildes die stereoskopischen Erscheinungen hervorbringen kann. **Claudet** hat nämlich einen Apparat, ein **Stereoomeoskop**, angegeben, der in einem schwarzen Kasten besteht; in der Mitte desselben befindet sich ein mattgeschliffenes Glas, auf welches mittels eines hinter dem Kasten angebrachten Lichtes das vergrößerte Bild einer Landschaft oder eines anderen Gegenstandes gewerfen wird. Es ist hiermit ein von der Wissenschaft für unmöglich gehaltenes Problem gelöst, denn dem Beschauer erscheint aus ganz beliebiger Entfernung das auf das mattgeschliffene Glas geworfene Licht vollständig im Relief, als wenn man zwei verschiedene Bilder durch ein Stereoskop betrachtet.

Agassiz erfuhr schon im Jahre 1852 von einem Herrn Jackson, der auf nordamerikanischen Bersten angestellt war, daß in der San-Salitabai in Californien ein Fisch lebe, der lebendige Junge gebäre. Agassiz hielt dies Anfangs für unwahrscheinlich, hat aber doch nun Uebersendung solcher Fische in Spiritus. Vor einiger Zeit sandte auch wirklich ein Herr Cary aus San Francisco drei Fische, welche Agassiz näher untersuchte. Hierbei fand sich allerdings, daß sich Alles so verhalte, wie Jackson gemeldet. Agassiz nannte die Gattung dieser Fische Embiotoca wegen ihrer eigenthümlichen Körperbildung. In einem Exemplare wurden acht Junge entdeckt, die in einem dünnhäutigen Beutel unter dem Bauche lagen.

Das „**Pettotisiren**" ist eine neue Art der **Weinbereitung**, die wir schon im Juni v. J. (Anz. S. 822) näher beschrieben. Unsere Vorbersage hat sich vollkommen bestätigt, denn während bisher das „Gallisiren" als die vortheilhafteste Methode der Weinbereitung betrachtet wurde, wird jetzt von Gall selbst das „Petiotisiren" die weitaus rationellste und den größten Gewinn bringende Methode genannt. „Dieses Urtheil", sagt derselbe, „wird, von mir ausgesprochen, als ein um so vortheilhafteres erscheinen, als das Gallisiren des Mostes durch jene Methode für immer der Vergessenheit überliefert wird." Das Petiotisiren besteht der Hauptsache nach im Uebergießen der schon einmal ausgepreßten Trestern mit Zuckerwasser, welches über denselben nach einigen Tagen der Gährung überlassen und dann abgezogen wird; der besondere Vortheil besteht darin, daß man ein solches Uebergießen und Ansetzen der Trestern mehrmals hintereinander wiederholen kann und jedesmal einen mit dem ganz eigenthümlichen Weingeschmack versehenen Most erhält. Gall agitirt bei den Winzern für diese neue Methode ebenso energisch, wie bisher für sein nun verlassenes „Gallisiren".

In der Domkirche zu Carlyle werden seit kurzer Zeit die Blasebälge der Orgel durch Anwendung hydraulischer Kraft in Bewegung gesetzt. Das Wasser, welches die Maschine treibt, wird zuvor in Behälter genommen. Die Maschine steht unter der Gewalt des Organisten, unter Dazwischenkunft von Klappen und Registern.

Abermals hat Auer, der Leiter der Staatsdruckerei in Wien, eine Erfindung gemacht, die er sich patentiren ließ und die darin besteht, daß die Druckpressen der Buch-, Kupfer- und Steindruckerei mit der Papierfabrikationsmaschine verbunden werden. Durch diese Verbindung gelangt das Papier unmittelbar nach seiner Herstellung im sogenannten „entleimten Zustande" auf die Druckmaschine, und hierauf kann sogleich der Abdruck in der Presse für Buchdruck, Kupferstich oder Lithographie erfolgen. Da man mit Hülfe dieser Erfindung auch das entleimte, an einer Haspel aufgewickelte Papier nach seiner Versendung mit jeder Schnellpresse verbinden kann, so werden hiermit die zum Einlegen der Bogen verwendeten Personen und die Einlegemaschinen entbehrlich.

In einem Londoner litterarischen Institute hält jetzt eine in New-York als Doctor graduirte Dame, **Elisabeth Blackwell**, vor einem Frauenauditorium Vorträge über specielle Abtheilungen der medicinischen Wissenschaft. Sie hat in New-York sieben Jahre lang praktizirt. Schon hat eine englische Dame 8000 Pf. Sterl. angeboten, wenn in London ein Hospital mit weiblichen Aerzten zu Stande käme.

Durch tüchtige Ausnutzung der Maschinenkraft leisten die Engländer namentlich hinsichtlich der **Ausrüstung der Truppen** Erstaunliches. Seit einiger Zeit ist es einem gewissen P. Tait aus Limerick gelungen, mit Hülfe von tüchtigen Dampfmaschinen die vollständige Militärbekleidung herzustellen und zwar in solcher Menge, daß er im Stande ist, in einem Tag 4000 ganze Soldatenuniformen zu liefern. Tait hat es nebst seiner eigenen Erfindungskraft der steten Aufmunterung des Oberkleidungsinspectors Sir Thomas Trenbridge zu danken, daß er soweit in Ausrüstung der Maschinenarbeit gelangte. Er kann nun in der That die ganze englische Armee von Kopf bis zu Fuß bekleiden, denn 250,000 Uniformen werden mit seinen Apparaten bald fertig gemacht. Und wenn es eine dringende Nothwendigkeit erfordern sollte, so könnte er sich anheischig machen, mittels höchster Steigerung der Dampfkraft seiner Maschinen, der Regierung wöchentlich 100,000 fertige Uniformen zu übergeben.

Bad Elster im sächsischen Vogtlande rüstet sich zur bevorstehenden Saison, und wird nun nicht mehr wie früher als junger Emporkömmling in den Reihen der altberühmten Bäder, sondern als völlig gleichberechtigter und fertiger Curort auftreten. Man hat für neue Fassung der Salz- und Johannisquelle gesorgt und hofft bis zum Beginn der Saison damit fertig zu sein, was vorzugsweise für die treffliche Trinkquelle, die Salzquelle, zu wünschen ist. Indem man die Najade der Johannisquelle zähmte, d. h. derselben eine neue Fassung gab, hat sie ihren Charakter einigermaßen verändert und einige unwesentliche Bestandtheile verloren, so daß ihr Wasser in Zukunft nur zum Baden benutzt werden wird.

Wiederum sind bei **Vergiftungen** durch **arsenikhaltige Tapeten** vorgekommen, und zwar geschah dieses im Herzogthum Meiningen, obgleich dort schon vor einigen Jahren das Publicum vom Ministerium durch öffentliche Bekanntmachung verwarnt worden war. Diesmal scheinen es weniger die bekannten grünen Farben gewesen zu sein, welche die Vergiftungen veranlaßten, sondern rothe, denn es wird von der Regierung namentlich das sogenannte **Cochenillerot** als gefährlich bezeichnet, welches zur Anfertigung von Sammettapeten verwendet wird und arsenikfaure Thonerde enthält.

Ein Sklave in Virginien hat ein Gegenmittel gegen den Biß der Klapperschlange entdeckt. Als Belohnung bewilligte ihm die Nationalversammlung von Virginien für die (allerdings wohl noch nicht gehörig geprüfte) Entdeckung die Freiheit und außerdem 1000 Dollars. Das Gegenmittel besteht in dem Safte von Marrubium vulgaris und Plantage (Wegebreit), welcher auf die Wunde gelegt wird.

Digitized by Google

Litteratur.

„Fanny" — der „eine Episode aus dem Leben einer jungen Frau" behandelnde Roman Feydeau's ist nun auch in deutscher Uebersetzung erschienen, hat aber bei uns nicht im entferntesten das Aufsehen erregt, wie in Paris, Dank dem gesünderen Geschmack und der größeren Sittlichkeit des deutschen Publicums. Die vorliegende Erzählung malt die Eifersucht eines jungen Mannes auf den rechtmäßigen Gatten seiner Geliebten mit Meisterschaft in den kleinen Zügen und mit glühenden Farben, wird aber nicht verfehlen, bei jedem gesunden moralischen Sinn sittlichen Abscheu zu erregen.

A. v. Sternberg, von dessen klatsch- und schmähsüchtigen „Erinnerungsblättern" soeben der fünfte Theil erschien, gab zugleich auch einen dreibändigen biographischen Roman „Dorothea von Kurland" heraus. Heldin desselben ist die jugendliche Gattin des alternden letzten Herzogs von Kurland, die feingebildete, lebenslustige Tochter des Reichsgrafen v. Medem, die mit ihrer dichterischen Schwester Elise von der Recke eine sehr hervorragende Persönlichkeit in der noblen Gesellschaft zu Ende des vorigen Jahrhunderts war. In der pikanten, oft sogar frivolen Schilderung dieser Gesellschaft leistete Sternberg von jeher etwas Beträchtliches, wogegen sonst dem neuen Romane auch mancherlei Schwächen in Composition und Charakteristik anhaften. Namentlich Dorothea selber trägt in der hier von ihr entworfenen Zeichnung einen romanhaften, sentimentalen Anstrich, welcher eher der in ihren poetischen Einbildungen lebenden Schwester, als ihr, der Weltdame von reinstem Wasser, eigen gewesen sein kann. Nichtsdestoweniger bildet der Sternberg'sche Roman im Ganzen eine Lectüre, über deren fesselnden Inhalt man sogar verschiedene Salopperien des Styls zu vergessen im Stande ist.

Aus dem neuesten Heft der „Revue des deux mondes" ersehen wir, daß noch im vorigen Jahre eine Sammlung bisher ungedruckter Briefe von Lavater durch Baron Korf in Petersburg herausgegeben worden ist. Es sind dies Briefe, welche der Schweizer Gelehrte über die Unsterblichkeit der Seele an die Gemahlin Pauls des Ersten von Rußland richtete, wobei zu bedauern bleibt, daß die betreffenden Schreiben von ihrer Hand sich nicht gleichfalls erhalten haben. Auf der Hochzeitreise mit dem Gatten, dem sie, als Tochter des Herzogs Friedrich Eugen von Württemberg, in Stuttgart angetraut worden war, kam sie in der Schweiz auch mit Lavater zusammen, und sein Umgang machte auf sie einen so bleibenden Eindruck, daß, als sie viele Jahre später, durch trübe Erfahrungen verdüstert, ihren Sinn vom Irdischen dem Himmlischen zuwandte, sie an ihn die Frage richtete, was wohl er von dem Leben nach dem Tode zu halten geneigt sei. Man wird unwillkürlich an Sophie Charlotte, die „philosophische Königin", erinnert, die sich bei Leibniz Rath und Trost für ihre Zweifel holte. Lavater fand für die Frage seiner erhabenen Freundin eine gestvolle, auf religiösem Grunde ruhende Antwort, welche uns eben die aus dem Besitz des Großfürsten Constantin veröffentlichten Briefe mittheilen. Sonderbar genug hat noch Niemand daran gedacht, dieselben auch dem deutschen Publicum zugänglich zu machen.

Dem ersten Bande der „gesammelten Briefe von Joseph v. Görres" wird, wie es heißt, binnen kurzem ein zweiter nachfolgen. Der erschienene Theil, den Marie Görres zusammenstellte, enthielt Briefe des Genannten an seine Braut und den Jahren 1799—1800, ferner an seine Familie aus den Jahren 1816—48 (worunter sich auch Briefe seines Sohnes Guido befinden), sowie endlich welche an seine Schwiegermutter aus den Jahren 1806—8. Ueber die politische Bedeutung des Mannes lieferte die Sammlung bisher noch keine Aufschlüsse, wohl aber ist in der „historischen Zeitschrift" von Sybel mit Recht gesagt, daß „die starken und schwachen Seiten seines markanten Charakters in diesen vertraulichen Erguießungen heller, als irgend wo anders, hervortreten." — In den schon in beträchtlicher Anzahl bekannt gewordenen Briefschatten Wilhelm v. Humboldts wird nächstens ein neuer Beitrag kommen, indem der Philolog Welcker in Bonn seine Correspondenz mit dem Genannten dem Professor Rudolph Haym in Halle zur Herausgabe überlassen hat.

Während das Buch der Madame d'Harcourt über Helene von Orleans in Deutschland ebenso wie in Frankreich noch immer eifrige und theilnehmende Leser findet, erscheinen bereits wieder neue „Erinnerungen aus dem Leben der Herzogin Helene Luise v. Orleans", aus ihren eigenen Briefen zusammengestellt von Gotthilf Heinrich v. Schubert (München, Cotta). Der greise Verfasser ging dabei von dem Plane aus, ein möglichst vollständiges Charakterbild der edlen Fürstin aus den Briefen zu entwerfen, die sie ihm seit fünfundreißig Jahren, d. h. seit ihrer frühen Jugend bis kurz vor ihrem Tode übersendete. Außerdem erhielt er verschiedene Schreiben der Verstorbenen an eine Freundin, sowie an ihre Mutter, die jetzt noch lebende Fran Erbgroßherzogin von Mecklenburg, von dieser selber zur Veröffentlichung, welche das von Schubert entworfene Porträt noch um viele Züge zu bereichern vermochten.

Eine von den Historikern längst ersehnte vollständige Gesammtausgabe der Schriften Ulrich von Huttens bereitet Eduard Böcking in der Teubner'schen Handlung vor. Sie soll die frühere von Münch an Reichhaltigkeit und correcter Herstellung des Textes weit übertreffen und Vieles enthalten, was bisher noch niemals durch den Druck verbreitet war. Das ganze Werk ist auf sieben Bände berechnet, deren erster die Briefe Huttens aus den Jahren 1506 — 20 enthält.

Mit Angelika Kauffmann beschäftigten sich zu gleicher Zeit ein französischer und ein deutscher Schriftsteller. Der aus der „Revue des deux mondes" bekannte Kritiker Léon de Wailly ließ soeben eine Monographie über sie erscheinen, und Andreas Oppermann wird ihr in einem Reiseverke „aus dem Bregenzerwalde" — der Heimath der Malerin — gleichfalls eine eingehende Betrachtung widmen.

Heinrich Düntzer und Ludwig Eckardt lieferten in ihren Erläuterungen von Goethe's „Jphigenie" und Schiller's „Kabale und Liebe" Fortsetzungen der ziemlich wässerigen und weitläufigen Commentare, welche sie in verschiedenen Exemplaren schon in die Welt geschickt haben. Der Erstere erwarb sich durch sorgfältige, vielverdiente Herausgabe der brieflichen Reliquien unserer Goethe-Schillerlitteratur, sowie durch gründliche biographische Studien über viele noch nicht genugsam bekannte Persönlichkeiten derselben einen geachteten Namen; und ebenso bekundete Eckardt als dramatischer Dichter bereits mehrfach ein rühmliches, nicht erfolgloses Streben. Als Commentatoren aber scheinen beide nichts Hervorragendes leisten zu können, und es fehlt ihnen hier, um in die Tiefen des Genies zu dringen, das Seherauge, welches klarer und weiter sieht, als Andere. Einen erfreulichen Abstand zu ihren oft geradezu überflüssigen und bei allem Umfang oberflächlichen Erläuterungen bildet der von philosophischem Geist durchdrungene „Erläuterungsversuch", welchen Dr. David Asher unter dem Titel „Arthur Schopenhauer als Interpret des Goethe'schen Faust" hat erscheinen lassen. Hier ist doch noch gediegene Forschung bemerkbar, wenn sich auch mit den Resultaten derselben Wenige einverstanden erklären dürften.

Die von François Hugo unternommene franz. Uebersetzung der Shakespeare'schen Dramen wird die erstesein, welche den Versuch macht, den Franzosen alle Schönheiten und Kühnen Züge des Originals zum Verständniß zu bringen. Bisher waren ihnen nämlich die Werke des großen Britten nur aus den fünf- und geschmacklosen Bühnenbearbeitungen bekannt, welche die Pariser Theater von Zeit zu Zeit zu bringen pflegen. Erschienen sind bereits „Les deux Hamlets", d. h. Versionen der verschiedenen Ausgaben des Stücks,

Digitized by Google

wovon die eine dem Jahre 1584 angehört, während die andere erst 1600 vollendet wurde. Sie enthält mancherlei Abweichungen von der früheren, die die inzwischen erlangte größere geistige Reife des Dichters bekunden. Gertrud z. B. war Anfangs in Unkenntniß über die Ermordung des alten Hamlet gelassen, während sie dann zur geheimen Mitwisserin der Frevelthat des Claudius geworden ist und dadurch dem Stücke eine viel tragischere Färbung verliehen hat, als es erst besaß.

F. G. Daumer, der vor kurzem zum Katholicismus übergetretene bekannte Philosoph und Lyriker, fängt bereits an, als ächter Proselyt für seinen neuen Glauben mit der Feder wirksam zu sein, und wird unter dem Titel „die dreifache Krone Roms“ den Versuch einer Charakterisirung des römischen Priester- und Kirchenthums, sowie auch eine Sammlung „Marianischer Legenden und Gedichte“ veröffentlichen, die er nach alten lateinischen, italienischen, spanischen, französischen und deutschen Darstellungen entnommen hat.

Außerdem stehen drei Biographien berühmter Verstorbener in Aussicht. A. B. Marx in Berlin hat ein Werk über Beethoven in Arbeit, an das sich Bemerkungen über den Vortrag von dessen Compositionen knüpfen. Professor Bernhardy in Halle wird, veranlaßt durch das hundertjährige Jubiläum Friedrich August Wolfs, eine Darstellung der Schicksale und des Entwickelungsganges dieses großen Philologen vollenden. Paul de Musset aber endlich will das Leben seines Bruders Alfred in einem Buche beschreiben, dem auch zahlreiche Briefschaften beigegeben werden sollen.

Louise Mühlbach hat sich gleich nach dem Abschluß ihres Monstre-Romans „Napoleon in Deutschland“ an eine neue, ebenso umfangreiche Aufgabe gemacht, d. h. sie will auf die bekannte historisch-romantische Manier nun auch das Leben des österreichischen Erzherzogs Johann in zwölf Bänden behandeln. Die erste Abtheilung des Werkes wird sich „Erzherzog Johann und Andreas Hofer“ betiteln.

Bildende Kunst.

Der in Hamburg geborene und von Cornelius und Kaulbach gebildete Rudolf Lehmann in Rom, jüngerer Bruder des in Paris wohnhaften Henri Lehmann, der sich besonders durch seinen „Auszug des jungen Tobias“ einen Namen erworben hat, erinnert lebhaft, wie kein anderer der jetztlebenden Maler, an den früh verstorbenen genialen Leopold Robert und seine poesievollen Genrebilder aus dem italienischen Volksleben. Die bedeutendste Schöpfung unter Lehmanns bereits sehr zahlreichen Werken dürfte eine Scene aus der „Graziella“ von Lamartine sein, welcher dieser selbst nachrühmte, sie sei schöner, als das ganze Gedicht. Gegenwärtig reifen in dem Atelier des Künstlers vier Gemälde auf einmal der Vollendung zu, eine „Landschaft aus den pontinischen Sümpfen,“ eine „anmuthige junge Bäuerin,“ ein „Schiffbruch“ und „Bettelkinder auf dem römischen Forum.“ Das dritte der genannten Bilder zeigt uns eine Mutter mit dem Säugling auf dem Arm, die den Untergang des Schiffes beweint, welches ihren Mann und ihr ganzes übriges Glück trug. Das zuletzt erwähnte Gemälde aber mit seinen originellen, dem südlichen Straßenleben abgelauschten Gestalten wirkt auch durch den Contrast ergreifend, die Nachkommen der einstigen Herren dieser Welt in Lumpen gehüllt und noch immer umgeben zu sehen von den Ueberresten der großartigen Bauwerke, die ihre Vorfahren aufzuführen die Macht besaßen.

Im Sessionszimmer des Berliner Evangelischen Oberkirchenraths hängt seit kurzem das von Radtcke gemalte lebensgroße Bildniß Friedrich Wilhelm des Vierten, welches der genannten Behörde vom Prinz-Regenten zum Geschenk gemacht worden ist. In höchst gelungener Weise zeigt es uns den Monarchen in seiner Husarenuniform, den Helm in der Hand, während er gerade im Begriff ist, die Stufen zur Friedenskirche bei Potsdam hinaufzugehen. Gewiß war es eine sinnige Idee, den Stifter des evangelischen Oberkirchenraths in einem solchen Momente aufzufassen.

Im Münchner Kunstverein hat Ludwig v. Hagn — treu wie nicht, der Bruder der Charlotte v. Hagn — ein neues Genrebild ausgestellt, welches wieder, wie sein „Conversationsstück“, eine anziehende Scene aus der höhern Gesellschaft des verflossenen Jahrhunderts porträtirt und nicht weniger fein erfunden und zierlich gemalt erscheint, als das frühere Werk. Man sieht eine matinée musicale vor sich, die von einem kleinen Kreise vornehmer Dilettanten auf der schattigen Terrasse eines Parkes veranstaltet worden ist, hinter dem das Schloß im reichen Style jener Zeit sich abhebt.

Das für das Wiener Arsenal bestimmte lebensgroße Bild Radetzky's zu Pferde von Franz Adam wird als ein Werk gerühmt, das man nicht nur in der treuen Wiedergabe der körperlichen Eigenthümlichkeit ein gewöhnliches Porträt, sondern auch in der feinen Erfassung des geistigen Ausdruckes ein treffendes Charakterbild nennen könne.

Von Paul Chevalier, jenem genialen Zeichner, der unter dem Namen Gavarni eine Berühmtheit ersten Ranges geworden ist, erschienen soeben zwei neue Sammlungen seiner keck und geistvoll hingeworfenen Darstellungen aus dem frivolen Pariser Leben, welche hundert „Masques et Visages“ enthalten. Es sind also ebenso, wie die früheren Zeichnungen, die jetzt wohl schon dreißig Folianten füllen würden, hätte man sie sämmtlich beieinander, Producte der Carnevalszeit mit der unvergleichlichen Erscheinung des weiblichen Dobardeurs, jener Lieblingsmaske der Pariser Grisetten, die an koketter Grazie und pikantem Reiz wohl einzig in der Welt dasteht und von der Gavarni für den „Charivari“ so unzählige ergötzliche Variationen erfunden hat.

Der Aeltere der beiden französischen Bildhauer Namens Dantan, Antoine Laurent, dessen jüngerer Bruder, Jean Pierre, der Erfinder der originellen „Chargen“ ist, hat für den Giebel der Bibliothek des Arsenals in Paris eine geflügelte Siegesgöttin, umgeben von kriegerischen Emblemen, vollendet, welche durch einfach schönen Styl und Schwung der Linien an ein Werk der Antike erinnern soll.

Die sächsischen Stände bewilligten auf dem vorigen Landtage jährlich 5000 Thlr. für künstlerische Interessen, welche die Regierung zunächst für öffentliche monumentale Zwecke zu verwenden beschlossen hat. Noch unentschieden ist, ob vorerst der Eingangscorridor des neuen Dresdener Museums, oder die Treppe der Brühl'schen Terrasse in Betracht kommen wird. Wir für unsern Theil freilich fänden es rathsamer, wenn eher noch, als der zwar nicht mit Bildern verzierte, aber doch ganz anständig decorirte Vorsaal, der Aufgang zu jenem berühmten Belvedere eines Schmuckes theilhaft würde, der höhere Ansprüche befriedigen könnte, als die beiden allzu zahmen und regungslosen Löwen am untern Ende der Treppe.

Daß Horace Vernet unter seinen vom Kaiser Napoleon ihm aufgetragenen Bildern aus dem Krimkriege auch den entschiedenden Kampf am Malakofsthurm darstellen wird, ist eine bekannte Sache; nun erfährt man aber auch, daß sein Pariser College Yvon für ein berorstehendes Werk denselben Stoff sich gewählt hat und also in offenbaren Wettstreit mit dem bewährten Schlachtenmaler von Schlachtscenen zu treten gedenkt.

Geronne, der durch das tragisch-effectvolle „Duell nach der Maskerade“ so lebhaftes Aufsehen erregte, entlehnte die Stoffe seiner neuesten, noch in Arbeit befindlichen Bilder der altrömischen Geschichte, d. h. er will den „sterbenden Cäsar“, sowie den „Vitellius auf dem Colosseum“ malen. Die Thiermalerin Rosa Bonheur wird „Hochländer Hirten“ bringen — ein Gemälde, auf dem wahrscheinlich nicht die Hirten, sondern vielmehr die Heerden Hauptsache sein werden.

Digitized by Google

In München starb am 20. März im rüstigsten Mannesalter der Historienmaler Joseph Anton Fischer, der sich außer neueren Werken besonders durch die Illustrationen für die vom König Ludwig dem Cölner Dom geschenkten prächtigen Fenster bekannt gemacht hatte.

Die vor kurzem im Rheinstrom gefundene antike Erzbildsäule wird nächstens im Berliner Museum aufgestellt werden und eine neue Zierde desselben neben dem berühmten betenden Knaben bilden. Noch sind die Kenner nicht darüber einig, ob das schöne Werk als eine Statue des jugendlichen Bacchus oder des Achilles auf Skyros anzusehen ist.

Theater und Musik.

Das nach Julius Bacher's gleichnamigem Roman von ihm selbst bearbeitete Lustspiel „Die Braut schau Friedrichs des Großen" ist in Leipzig mit verhältnißmäßig vielem Beifall gegeben worden. Zugestanden muß werden, daß der Stoff sehr interessante Seiten habe und für eine Komödie besonders geeignet sei, doch bleibt eine feinere Auffassung des anmuthigen Thema's, sowie die Entfaltung eines treffenden Witzes in den an und für sich wirkungsvollen Situationen zu vermissen. Das Stück trägt hier und da einen fast possenhaften Anstrich und hätte doch, der guten Anlage nach, ein künstlerisch abgerundetes, fein ausgearbeitetes historisches Charakterbild werden können. Aus dem Gundling wußte J. Bacher ebenso wenig, wie vor einigen Jahren Frau Birch-Pfeiffer in „Wie man Häuser baut", etwas Anderes zu machen, als eine Charge, und der König Friedrich Wilhelm I. hätte, unbeschadet der dem Lustspiel ziemenden Heiterkeit, mit mehr ernster Würde vor uns hintreten können.

Erst neulich brachte unser Blatt ein Verzeichniß der Stücke, in denen der alte Fritz handelnd auftritt. Auch Bacher's Lustspiel befand sich bereits darunter, wogegen Jul. Mosens nen im Druck erschienenes Drama „Der Sohn des Fürsten" noch unerwähnt blieb. Aus Berlin erfahren wir zudem, daß der als Dichter bisher unbekannte Baron v. Warburg eine Komödie „Zwei Heirathen unter Friedrich dem Großen" vollendet habe, welche sich durch gediegene Charakteristik des unvergeßlichen Königs und der ihn umgebenden historischen Personen auszeichnen soll. Da in Preußen Mitglieder des dortigen Herrscherhauses nur mit Erlaubniß der Regierung auf die Bühne gebracht werden dürfen, so hat Director Wallner bereits Schritte gethan, um sich diese Erlaubniß für das betreffende Stück auszuwirken.

Ein drittes Stück des schon mehrmals von uns erwähnten G. v. Moser, „Krieg oder Frieden", knüpft an die jüngsten Vorgänge der Politik an, indem ein patriotisch gesinnter Vater nur dann erst einem jungen Officier Hand und Herz seiner Tochter zugesteht, als dieser gelobt hat, bei ausbrechendem Kriege muthig gegen den Feind ziehen zu wollen. Ganz abgesehen davon, daß die Wahl dieses Stoffes mindestens eine taktlose zu nennen ist, gab der Verfasser damit auch einen Beweis von der Flüchtigkeit seiner Production, insofern er eine noch schwebende und vorübergehende Stimmung im Volke für ein Bühnenwerk zu verwerthen suchte, dessen Handlung doch niemals blos momentane Geltung haben soll. Dadurch, daß Moser selbst sein Stückchen einen „Gelegenheitsscherz" nannte, ist nichts gebessert worden, und mit Recht meinte ein Berliner Kritiker warnend, „mit der Gelegenheit sei nicht gut scherzen; sie mache Diebe, aber keine großen Lustspieldichter." Hoffentlich wird das schöne Talent des Verfassers nicht ebensalls durch Leichtfertigkeit oder übermäßige Anstrengung zu Grunde gehen.

Breslauer Blätter berichten in anerkennender Weise über das dort aufgeführte Erstlingswerk eines jungen österreichischen Officiers in Brück bei Znaim, der sich Joseph Weilen nennt. Das Stück, welches mit seiner blühenden Diktion und der theatralisch wirksamen, fast spitzfindigen Technik an die Manier Friedrich Halms zu erinnern scheint, dramatisirt, wie schon der Titel „Tristan" besagt, denselben bereits vor sechshundert Jahren durch Gottfried v. Straßburg dichterisch behandelten Steff, welcher neuerdings für Richard Wagner auch Veranlassung zu einer Oper geworden ist.

Das Thaliatheater zu Hamburg, welches gegenwärtig am allerschlechtesten französische Stücke in deutscher Uebersetzung zu bringen pflegt, hat bereits Scribe's „Schwärmereien der Liebe" aufgeführt, und zu seiner Verwunderung erkannte das Publicum in der Handlung des Lustspiels eine fast auffällige Verwandtschaft mit Lederer's „weiblichen Studenten". Beide Stücke schildern nämlich die Conflikte, welche sich aus den überspannten Ideen ergeben, die sich eine junge Frau wegen eines in Wahrheit gar nicht bestehenden und ihr nur eingeredeten Liebesverhältnisses in den Kopf gesetzt hat. Wenn aber Lederer den fesselnden Stoff, der nur eine sehr vorsichtige Behandlung erfordert, mit etwas zu derber Hand angriff, verdient Scribe hingegen den Vorwurf, daß er ihn zu äußerlich faßte und auf Kosten der Intrigue die Charakterzeichnung vernachlässigte, welche bei der vorzugsweise psychologischen Natur der Handlung hätte die Hauptsache sein müssen. So erschien unwahrscheinlich und unmöglich, was bei sorgfältigerer Schilderung wohl annehmbar gewesen wäre. Der Uebersetzer des Lustspiels nennt sich auf dem Titel A. Beckmann, vermuthet Adele Bedmann, die Gattin des Wiener Komikers und frühere Soubrette in der Berliner Königsstadt, zu verstehen sein wird.

A. Beckmann übertrug auch schon Emile Augiers „beau mariage" für das Wallner'sche Theater, welches in Herrn Mittell und Frau Agnes Wallner sehr feine Talente der Repräsentation und Auffassung für die modern französischen Bühnencharaktere besitzt. Mit demselben des Verfassers „armen Löwinnen" debutirte dazegen die Gesellschaft der Herren Briol und Chapiseau bei ihrer Rückkehr nach Deutschland vor dem Berliner Publicum. Dies Stück ließen unsere Ueberseher noch unberücksichtigt, weil sie wohl fürchteten, damit hier zu Lande Anstoß zu erregen. Denn mag es auch die verständige Lebensanschauung, die noble Haltung und den kunstreichen Styl der Augier'schen Werke nicht verlangen, so ist doch der Stoff ein geradezu widerlicher zu nennen. Der demoralisirende Einfluß des herrschenden Luxus auf die putz- und gefallsüchtige Frauenwelt wird uns darin in einem Liebesverhältnisse der intimsten Art geschildert, welches, eben um die Ansprüche einer modischen Garderobe zu befriedigen, die junge Frau eines ehrenwerthen Gatten mit dessen Schwiegersohne unterhält. Hier ist der Punkt, wo die ernste moralische Tendenz in ihr Gegentheil umschlägt, und der Dichter, in der Absicht, sittlich einzuwirken, bewußt oder unbewußt selber unsittlich wird.

Die Parodiensucht der heutigen Franzosen hat sich, wie sast voraussehen war, schon des geistvollen und an schönen Gedanken reichen, doch auch viele Paradoxen enthaltenden Buches von Michelet „über die Liebe" bemächtigt, und dies gab Veranlassung zu einem Vaudeville, welches unter dem Titel „L'amour de Michelette" nächstens im Variététheater zu Paris aufgeführt wird. Ebenso soll der vielbesprochene „schwarze Doctor" zum Helden eines Vaudeville's gemacht werden.

Courabi's Oper „Die Braut des Flußgottes" hat bei ihrer Aufführung im Berliner Opernhause nicht den Erwartungen entsprochen, sondern den Beweis geliefert, daß die Kräfte des Componisten zwar für ein humoristisches Couplet, nicht aber für ein in höherem Style gehaltenes, umfangreiches Tonwerk ausreichend sind. Die Melodien der neuen Oper sollen wenig dramatisches Leben besitzen und nicht im mindesten originell sein, vielmehr nur eine willkürliche, oft nicht einmal geschmackvolle Zusammenstellung aller möglichen Motive von Meyerbeer, Rich. Wagner, Flotow, Humbert u. A. geben. Auch der Text, den Grünbaum, der Uebersetzer der Halevy'schen Opern, geschrieben hat, wird als ein langweiliger und verfehlter bezeichnet.

Digitized by Google

Während neulich verschiedene Zeitungen die Nachricht brachten, Frau v. Bock werde in der „Gartenlaube“ Erinnerungen aus ihrem Leben veröffentlichen, heißt es nun auch, daß ihre Mutter, die einst hoch gefeierte tragische Schauspielerin Sophie Schröder nach München übersiedeln und dort Memoiren schreiben würde. Dieselben können gewiß interessant werden, wenn man auf das bewegte und künstlerisch bedeutende Leben der Greisin zurückblickt. Als Tochter eines Schauspielers Bürger heirathete sie noch sehr jung den Director der Bühne zu Reval, Stollmers, der mit seinem wahren Namen Smets hieß. Ein Kind dieser Ehe war der vor einigen Jahren am Rhein verstorbene katholische Geistliche und Liederdichter Smets, dem man in Aachen ein Denkmal gesetzt hat. Seydlens zweiter Gemahl wurde der Hamburger Tenorist Friedrich Schröder und dieser Verbindung entsprossen drei Schwestern, wovon zwei noch jetzt am Leben sind: Wilhelmine Schröder-Devrient (Frau v. Bock) und die Gattin des Schriftstellers Arnold Schloenbach in Coburg. Damals hatte es Sophie bereits so gemacht, wie in unserer Zeit Marie Seebach, d. h. sie war, auf Kotzebue's Anrathen, vom naiven zum heroischen Fach übergegangen und hatte darin den eigentlichen Wirkungskreis ihres Genies gefunden. Als Davoust zur Zeit der französischen Invasion nach Hamburg kam, wollte er die Künstlerin wegen ihrer laut auf der Bühne geäußerten patriotischen Gesinnung gefangen nehmen lassen, doch floh sie heimlich aus der Stadt und ging nach Wien, wo sie bis 1840 als Zierde des Hofburgtheaters wirkte. Eine dritte Ehe mit dem jetzt noch lebenden Heldenspieler Wilhelm Kunst, dessen sogar Goethe in seinen Werken Erwähnung thut, war nur von kurzer Dauer.

Der Enkel von Sophie Schröder, Friedrich Devrient, den, wie man aus Hannover schreibt, die Rivalität seines Vaters in jugendlichen Rollen von dort verscheucht hat, gastirt jetzt in Berlin und bekundet sich als würdigen Sprossen zweier Künstlergeschlechter, die nun schon drei Generationen hindurch die Augen der Welt auf sich gezogen haben. Aeußerlich das ritterliche Wesen seines Vaters und die Grazie der Mutter in sich vereinigend, ist er auch im Besitz einer glücklichen inneren Begabung, die nur leider zuviel von den „überreifen Koketterien“ seines Oheims, des „schönen Emil“, angenommen hat. Während dieser letztere keines seiner Kinder der Bühne zugeführt hat, während die Tochter Eduard Devrients sehr bald wieder ins Privatleben zurücktrat und sein jetzt in Stuttgart engagirter Sohn Otto nicht eben hervorragende Fähigkeiten für das Theater zu besitzen scheint, ist Friedrich Devrient, der Sohn Karls, derjenige, der den Namen des Geschlechts unter den Berühmtheiten der Bühne lebendig erhalten kann.

Gleichsam zum Ersatz dafür, daß das deutsche Theater in Petersburg unseren Bühnen dann und wann schätzenswerthe Kräfte entführt, wie dies zuletzt noch mit Lisbeth Schönhoff der Fall war, sendet dasselbe von Zeit zu Zeit auch erfreuliche Talente nach Deutschland, deren Existenz bisher bei uns unbekannt war. So gewann Hannover schon an Auguste Bärndorf eine Künstlerin der feinsten Art, und im äußeren Glanz der Erscheinung, wie nicht minder in geistvoller Nuancirung des Spiels mit ihr wetteifernd, erscheint nun auch ihre frühere Collegin, Frau Marie Pollert geb. Jünke in Berlin, wo sich ihr sogleich die lebendigste Theilnahme zugewendet hat. Sie gab zuerst die Hedwig von der Gilden im „Ball zu Ellerbrunn“ — jene einstige Glanzrolle der Charlotte v. Hagn, die Keine wieder so, wie sie, mit dem unnachahmlichsten Zauber weiblicher Liebenswürdigkeit zu spielen verstand. Doch wenn die fremde Künstlerin der zu früh abgetretenen „Königin des deutschen Lustspiels“ an spendender Genialität auch nicht gleich kommt, so besitzt sie doch sicherlich Geist und Gemüth in so hohem Grade, daß die deutschen Theater sich ihres Gewinnes werden freuen können. Ein Gleiches gilt von Frau Lisa v. Bulyowsky aus Pesth, die neulich in Gotha als Maria Stuart zum ersten Male vor einem deutschen Publicum in deutscher Sprache gastirte. Besonders gelang ihr die Scene mit Burleigh, die von unseren Schauspielerinnen über den declamatorischen Uebbrichen des dritten Actes gewöhnlich verunglückt wird. Man schreibt, daß sie „die glänzenden juristischen Auseinandersetzungen mit einer solchen Redeknust, so vielen Schattirungen des Tons, so vielen dämonischen Lichtern geheimen Schmerzes, bittern Grimmes und wilder Entrüstung vorgebracht habe, daß an der Originalität ihres Talentes nicht zu zweifeln sei.“

Ein bemerkenswerthes tragisches Talent scheint in der neunzehnjährigen Elisabeth Jerrmann erfunden zu sein, welche, zeitweilig Mitglied der Mannheimer Bühne, vor kurzem in Cassel gastirte und da den zufällig anwesenden Intendanten v. Hülsen so entzückte, daß er sie sogleich zu sich nach Berlin einlud. Die Genannte ist eine Tochter jenes jetzt eben hoffnungslos erkrankten Berliner Hofschauspielers Eduard Jerrmann, dessen Name einst zu den gefeiertsten in der Kunstwelt gehörte, und der zugleich der einzige deutsche Schauspieler war, welcher mehrere Jahre lang ein Engagement beim Théâtre français in Paris bekleidete. Welche Mühen es ihm gekostet, ehe er das Französische mit einer dem Pariser Publicum genügenden Reinheit sprach, davon entwarf er vor einiger Zeit im Preußischen Museum eine ergötzliche Schilderung. Seit er aber vor beiläufig zehn Jahren nach Berlin kam, ist er, freiwillig oder durch die Verhältnisse gezwungen, von seiner Höhe herabgeeilet, indem er sich nun mit ausdrucklosen Repräsentationsrollen, wie der Doge im Kaufmann von Venedig, Don Diego in Donna Diana u. A. begnügt. — Das erinnert uns an den Vater der jetzt in Leipzig befindlichen, vielversprechenden Leontine Paulmann. Derselbe war einst eines der ersten Mitglieder des hiesigen Schauspiels, und seine Berufung zum Wiener Hofburgtheater durch Laube schien ihm eine große Zukunft zu eröffnen. Es geschah aber das Gegentheil; statt großer Partien übertrug man ihm nur kleine, unwichtige, und jetzt nimmt bereits die Kritik ebenso wenig Notiz von ihm, als von Jerrmann. An wem liegt hier die Schuld? Liegt sie wirklich an dem Director, dem die „Stimmen der Zeit“ in einem geharnischten Artikel vor kurzem den Vorwurf machten, er versolge in seinem Einfluß auf junge Talente eine sehr tadelnswerthe Maxime, indem er sie erst aufzumuntern und heranzuziehen, dann aber über einem anderen zu vernachlässigen pflege? Allerdings wurde — um Beispiele hierfür anzugeben — Frl. Würzburg (die jetzige Frau Gabillon) baldgenug von Marie Seebach aus ihrem ursprünglichen Rollenkreise verdrängt, während Frl. Schäfer, die Nachfolgerin derselben, bereits an Frl. Bognar eine Rivalin gefunden hat und letztere wieder der nächstens mit Auguste Rudloff im Wettstreit kommen wird. Ebenso ward für Rollen der Goßmann vor einiger Zeit auch Frl. Della engagirt, und beide überflügelt vielleicht binnen kurzem ein Frl. Preßburg aus Graz, die Laube bereits zum Gastspiel an der Hofburg eingeladen hat.

In Genua starb Mitte März die Gattin Alexander Dumas des Aelteren, welche in ledigem Stande, als Ida Ferrier, einst eine beliebte Schauspielerin war, die, von Anfang an Soubrette, dann einen plötzlichen Uebergang zum tragischen Fach machte und hierin manchen von den neuen Tragödien nur durch ihr treffliches Spiel beim Publicum durchhalf. Als sie sich verheirathete, trat sie ins Privatleben zurück, doch war ihre Ehe keine glückliche und die Streitigkeiten derselben sind uns durch ihren Gemahl selber geschildert worden. Schon seit lange lebte sie getrennt von ihm in Italien. Kinder besaß sie nicht.

Am 19. März starb in Stuttgart der siebenzig Jahre alte pensionirte Hofschauspieler Gnauth. Soviel wir wissen, ging derselbe mit der Absicht um, eine Geschichte der Stuttgarter Hofbühne zu schreiben, die sich vielleicht — gleichviel ob nur begonnen oder schon vollendet — in seinem Nachlasse vorfinden wird.

Verantwortliche Redaction und Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

Digitized by Google

№ 16. **Europa.** 1859.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 16. April.

Inhalt.

Größere Aufsätze: Ein Streifzug in die Hochalpen. — Die Römerinnen. — **Chronik:** Zur Erinnerung an Iffland. - Genrebilder in der antiken Plastik. - Heilanstalten für Geisteskranke. - Torso und Korso. - Schopenhauer und Goethe's Faust. - William Russell über Lucknau - Beiträge zur Kenntniß des heiligen Landes. - Die Quellen des Nils. - Naturwissenschaftliches. - Gewerbliches. - Litteratur. - Bildende Kunst. - Theater und Musik. — Anzeige.

Ein Streifzug in die Hochalpen.*)

Wir haben schon einmal den Engländer King auf seinen Wanderungen durch die italienischen Thäler der penninischen Alpen begleitet und gesehen, mit welcher Kühnheit er sich, obwohl von seiner Gattin begleitet, in die entlegensten, Reisenden kaum bekannten Gegenden wagt. Damals besuchten wir in seiner Gesellschaft das Cognethal und den Grivola Pik, tief in Savoyen, noch südlich von der Dora Baltea. Für heute lenken wir unsere Schritte wieder nordwärts und machen mit ihm einen Abstecher von Balmuccia im Sesiathale durch das Val Sarmenta über den Egua-Paß in das Anzascathal. Die Reisegesellschaft, alte Bekannte von uns, besteht wieder neben dem englischen Ehepaare aus dem Führer Delapierre und seinem trefflichen Maulthier Nora. Der Weg lenkte vom Sesiathale sehr bald in das Val Piccola ein — ein außerordentlich enges Thal, faßt mehr ein unregelmäßiger Spalt in den Felsen, aber von außerordentlicher landschaftlicher Schönheit, denn der schönste Wald von Wallnuß und Kastanien bekleidete fast überall die Abhänge, über welche dann die Granitwände des Hochgebirges hinausragten. Es war ein herrlicher Septembermorgen, und der Herbst fing bereits an dem Laube einen wärmeren Ton zu geben. Wir lassen von nun an den Reisenden selbst erzählen.

Die Straße von Buccioletto, das erste ansehnliche Dorf, durch welches wir kamen, war so schmal und unregelmäßig wie das Thal selbst und schien von seinen Einwohnern ganz verlassen zu sein. Die männliche Bevölkerung war in den Bergen, und viele von den Frauen hatten wir unterwegs, Lasten von Holz, Kohlen u. s. w. thalwärts tragend, begegnet. Von der nächsten Station Rimasco aus beschlossen wir einen Ausflug nach Rima zu machen, eine der deutschen Niederlassungen, die um den südlichen Fuß des Monte Rosa herumliegen. Wir überschritten den Gebirgsbach auf einer schmalen Brücke. Das Thal, in welches wir jetzt einlenkten, war noch schöner als das Sarmentathal, denn während man dort von langen hohen Bergreihen eingeschlossen war, die nur durch die höheren Spitzen einige Abwechselung erhielten, bildeten hier steil abfallende Felswände und Berggipfel, gleich Gruppen von Thürmen, die malerischsten perspectivischen Combinationen mit ähnlichen Punkten im Hintergrunde, und jeder schmale Rand und Abhang der mit rothen, gelben und grauen Flechten wie angemalten Felsen war mit Buchen, Eschen und Tannen bedeckt, die jeden Gipfel krönten. Dann und wann zeigten sich dann ganz im Hintergrund die unzugänglichen, mit Schnee bedeckten Pits des Monte Carnera, des Taglia Ferro und anderer Alpenriesen. Der klare Bach, an welchem uns der Weg hinführte, war eine Reihenfolge von Wasserfällen und tiefen stillen Becken, in welchen man bis auf den Grund sehen konnte, während üppiges Grün, hohes Farrenkraut und niederes Gebüsch die Ufer umsäumte. Das Ganze bildete eine Landschaft voll Einsamkeit, die an romantischer Schönheit nicht übertroffen werden konnte. Erst wo weiter hinauf das Thal sich etwas öffnete, ist Platz für ein Dorf.

Bei St. Giuseppe, einer Gruppe weit voneinanderstehender Sennhütten, fing der Laubwald zu verschwinden an, und auf der Schattenseite des Thales traten die dunklen Massen des Nadelholzes an seine Stelle, obgleich an dem südwärts gekehrten Abhang sich noch einzelne Buchen durch ihre Größe und Schönheit auszeichneten. Der schmale Pfad am Felsen hin war sehr schlüpfrig, und Nora mußte, um sich auf den Füßen zu erhalten, die wunderlichsten Kunststücke machen, sehr zum Schrecken der Frauen von St. Giuseppe, die das Schicksal des armen Thieres laut beklagten, und zum Entsetzen des Rindviehes, das offenbar den Anblick eines Maulthiers durchaus nicht gewohnt war und nach allen Seiten ausriß, sobald es dasselbe zu Gesicht bekam. Endlich erblickten wir Rima, eine einsame Häusergruppe von ungweifelhaft deutscher Bauart, auf einer grünen Alpe unter der eigenthümlich gestalteten Spitze des Cima di Rima gelegen. Dräuend hingen die Pits des Taglia Ferro und Monte Cucco über dem kleinen Dorfe; die kahlen Felswände auf ihrer Nordseite waren mit Reif und frischgefallenem Schnee bedeckt. Das ganze Thal lag in tiefem

*) Siehe Nr. 6.

Digitized by Google

Schatten, obgleich es erst zwei Uhr war, während die warme Sonne lustig an dem rauhen Absturz des Taglia Ferro vorbei auf die Wälder tiefer unten schien. Von dieser Seite gesehen waren es großartige Berge, kahle bis zu 10,000 Fuß hohe Pyramiden, so fürchterlich steil, daß sie ganz unzugänglich erschienen. Der Taglia Ferro ist auch in der That nur von einer Seite zu ersteigen und zwar auf einem schmalen Pfad, der so sehr wie die Arbeit der Bergmannshacke und der Sprengung durch Pulver aussieht, daß er danach den Namen bekommen hat.

Fast abgesperrt von der Welt, — denn nur zwei oder drei sehr beschwerliche Päße führen in die Nachbarthäler, — Monate lang von dem im Rücken liegenden Hochgebirge des Anblicks der Sonne beraubt und vom November bis in den Mai und Juni im Schnee begraben, blühet die kleine deutsche Colonie Rima mit einer Bevölkerung von 180 bis 190 Seelen. Kaum die Spur eines Baumes unterbricht die Oede der Landschaft, und fürchterliche Lawinen haben von Zeit zu Zeit das Dorf halb vernichtet. Man fragt sich verwundert, was in dieser Gebirgseinsamkeit die Deutschen anlocken konnte, sich hier anzusiedeln, und erst in Macugnaga ist mir das Räthsel klar geworden. Die alte Kirche, erbaut im gothischen Styl des sechszehnten Jahrhunderts, zeigt, daß hier die Muttercolonie ist, und auch die uralte Linde dieses Dorfes dürfte dafür ein Beweis sein. Angelockt durch den Ruf der damals eine reiche Ausbeute gewährenden Pestarena-Bergwerke sind jedenfalls die Deutschen aus dem Wallis über den Moro-Paß herübergekommen und haben sich im hintersten Ende des Thales, das sie noch unbesetzt fanden, niedergelassen. Wie dann ihre Zahl zu groß wurde, um sich an Ort und Stelle zu ernähren, zumal da die Bergwerke von Pestarena in Verfall geriethen, sind sie über den großen Turlo-Paß nach Riva, Alagna, Gressoney und Ayas, und über den kleinen Turlo nach Rima gelangt, überall das hinterste Ende des Thales, das sie noch unbewohnt fanden, besetzend. Nur auf diese Weise läßt sich die vereinzelte Lage der verschiedenen deutschen Niederlassungen erklären.

Eine Gemeinde, die einen größern Gegensatz zu ihrer Umgebung bildet, läßt sich kaum denken. Die Frauen, und mit Ausnahme von Kindern und des Pfarrers schien die ganze Bevölkerung fast nur aus solchen zu bestehen, waren sehr schön und anmuthsvoll, von viel hellerer Gesichtsfarbe als ihre Nachbarn im Val Sesia und vorzüglich bemerkenswerth durch die schön gezeichneten Augenbrauen und Wimpern ihrer mandelförmigen Augen. Auch fehlte es den kräftigen, naturwüchsigen Gestalten keineswegs an Grazie, und die eigenthümliche Tracht, ein kurzer blauer Unterrock mit einem breiten rothen Saume, ein rothes Mieder und dazu Busentuch und Hemd von fleckenloser Reinlichkeit konnte den Eindruck ihrer Schönheit nur erhöhen. Die wenigen Männer, welche wir sahen, waren ebenso kräftig und wohlgebaut, und es war wirklich erquickend, so viel körperliche Schönheit, verbunden mit so viel Energie, unter dem Druck so widriger Verhältnisse wohlerhalten zu finden; auch in geistiger Beziehung waren sie ihren Nachbarn weit voraus, denn hier, wie in Alagna, konnte jeder, der über das Kindesalter hinaus war, geläufig lesen und schreiben.

Die ziemlich große und hübsch gelegene Kirche hatte mehrere Seitenkapellen; auf jeder Seite des Chors verschlossen in Holz geschnitzte Thüren Reliquienschränke, und die Luft war schwer von Weihrauch. An der Außenseite in einem mit einem eisernen Gitter versehenen Bogengewölbe bemerkten wir eine sorgfältig aufgebaute Pyramide von Todtenschädeln, von denen die drei obersten jeder eine verschossene viereckige Priestermütze auf hatten; es waren die Schädel der drei letzten hochgeachteten Pastoren — der jüngste noch nicht fünfzig Jahre alt!

Die Bewohner des Dorfes waren emsig beschäftigt, Heu und Holz für den Winter einzubringen, und die leeren Zimmer und die Balcone, die rund um die Häuser liefen, wurden mit den Vorräthen angefüllt. Ueberall vernahm man das melodische Geläute des Rindviehes, das auf der Alpe weidete, und das ganze Thal war von geschäftigem Leben erfüllt. Erst spät nahmen wir von dem freundlichen Orte Abschied, um noch zur rechten Zeit Rimasco zu erreichen.

Von dort brachen wir am andern Morgen um neun Uhr auf, um in anderthalber Stunde durch das ziemlich einförmige Thal nach Carcoforo zu gelangen. Hier erweiterte sich das Thal zu einer tiefen Bucht, die von einer unregelmäßigen Mauer von fahlen und wilden Bergen umschlossen war; dichter Nebel hing an ihrem Abhang herab und hüllte das Thal fast in Dämmerung. Ein breites Bett von Geröll bedeckte einen großen Theil der Ebene und verrieth, bis zu welcher Fülle der jetzt nur einen schmalen Faden bildende Gebirgsbach anschwellen konnte, wenn der Winterschnee zu schmelzen begann. Der Pfarrer des Ortes trat aus seinem Hause, als er den Hufschlag unseres Maulthieres hörte, und drang in uns, von seiner Gastfreundschaft Gebrauch zu machen. Mir war schon beim Eintritt in das Dorf sein Garten aufgefallen, und er zeigte ihn mit gerechtem Stolze. Obgleich sehr klein, war er trefflich gehalten, und die Unguust des Klima's und der Lage, wo selbst der abgehärtete Lärchenbaum nicht mehr wuchs, war mit geduldiger Ausdauer überwunden worden. Der Pfarrer baute nicht nur Gemüse und Küchenkräuter, wie Schoten, Möhren, Salat, sondern auch einen reichen Blumenflor, der in dieser Alpenlandschaft, 3500 Fuß über dem Meere, wo die Berge drei Viertheile des Himmels aussperren und der Schnee im Winter oft sechs Fuß hoch liegt, überraschen mußte. Die Aştern hätten einem deutschen Garten Ehre gemacht, und ein schöner Busch Türkenbundlilien, über fünf Fuß hoch, stand in prächtigster Blüthe. Den Balcon des Hauses schmückte eine lange Reihe von Töpfen mit den schönsten Nelken. Garten und Haus waren in der besten Ordnung gehalten, und Alles zeugte von einem Sinn für Comfort, der fast englisch war. Das Studierzimmer mit seinen Büchern und andern Gegenständen war ganz in Uebereinstimmung mit dem gebildeten Tone und den einnehmenden Manieren des Pfarrers. „Pater Mauriśco Gevute, Parroco di Carcoforo," wie er mir zum Andenken in ein Buch schrieb, sagte uns, daß er binnen kurzem die Pfarre von Borgo Sesia übernehmen werde, da seine Gesundheit die strengen Winter des Hochgebirges nicht mehr ver-

Digitized by Google

tragen könne. Er hatte blos 500 Francs Gehalt, denn so reich die Kirche in Piemont ist — sie hat ein Jahreseinkommen von siebenzehn Millionen — so schlecht ist die niedere Geistlichkeit bezahlt, und dieser Reichthum kam bis vor kurzem nur den hohen Würdenträgern und den Klöstern zu Gute. Das vor einigen Jahren erlassene Klostergesetz hat diese Zustände in etwas verbessert, wird aber gerade deshalb von der hohen Geistlichkeit aufs bitterste angefeindet.

Der Paß von Cgua und seine Schwierigkeiten und Gefahren, vergrößert durch das ungewisse Wetter, lag noch vor uns, und es war schon halb zwölf, als wir wieder aufbrachen, begleitet von dem würdigen Pater Cevale, der uns bis an die Grenze seines kleinen Kirchspiels das Geleite gab. Er schien es für sehr wahrscheinlich zu halten, daß er uns bald wiedersehen werde, denn er selbst, wie jeder andere, mit dem wir sprachen, bezweifelte sehr ernstlich, daß wir mit dem Maulthier über den Paß kommen würden, und kaum wollten sie glauben, daß eine Dame den Versuch machen könnte. Wir hatten jedoch erfahren, daß häufig Rindvieh den Paß passire, und Delapierre brachte alle Bedenken mit seinem Lieblingsspruch zum Schweigen: „Wo eine Kuh fortkommt, kommt Mora auch fort.“ So lenkten wir denn in ein enges Thal rechts ein, wo uns der Weg erst über steile Weideflächen und dann durch einen dünnbestandenen Wald von verkrüppelten Lärchenbäumen führte.

Einige Holzfäller in dem obern Theil des Waldes, welche die tief hängenden schweren Wolken unseren Augen entzogen, rollten mit mächtigen Stangen als Hebeln Holzstämme den steilen Berg hinab, die mit Donnergepolter und einer Launenhaftigkeit der Richtung, die von den Felsen und andern Hindernissen, auf die sie unterwegs stießen, abhing, von oben herabschossen, so daß das Vorbeireiten sehr gefährlich wurde. Nachdem einer nur wenige Schritte vor mir vorbei gerollt, hielt ich es für hohe Zeit etwas zu thun und gab mit einem lauten Pfiff ein Zeichen, worauf ein Holzfäller aus dem Rebel heraustrat, und als er gesehen, daß Reisende unten vorbei passirten, der Arbeit für eine Zeitlang Einhalt that.

Als wir von Carcosaro aufgebrochen waren, hatten wir geglaubt, das Wetter werde sich günstiger gestalten; aber zu Mittag hatten die Wolken sich immer tiefer gesenkt und umgaben uns jetzt als dichter Nebel, der allmählich zum Sprühregen wurde. Aber da ich Gelegenheit gehabt hatte, einen Augenblick die Richtung des Passes zu sehen, die mir ein Schäfer unterwegs an der Lehne des Berges gezeigt hatte, schlug ich einen Richtweg den steilen berasten Abhang hinauf ein, bis ich eine Hütte von Stein mit einigen Ställen daneben erreichte, die, soweit die Wolken zu sehen erlaubten, auf einem Felsen-Vorgebirge zu stehen schienen. Hier wartete ich eine halbe Stunde, bis meine Frau heraufkam, und suchte ein Obdach in der Hütte, in der sich ein reicher Vorrath von grobem Heu fand, obgleich sie im Uebrigen ganz verlassen war, da das Vieh mit den Hirten schon die tiefer gelegenen Weiden bezogen hatte.

Endlich kam meine Frau und mit ihr ein Mädchen, welches Delapierre in Rimasco gemiethet hatte, um einen Theil des Gepäcks bis auf die Höhe des Passes zu tragen. Mora deren unerwartete Erscheinung alles Vieh von den Weiden tiefer unten verscheucht hatte, wie schon am Tage vorher, war heute ganz unverbesserlich träge und blieb beständig stehen, um ein Maulvoll Gras oder einen Distelkopf, oder selbst, in Ermangelung von etwas Saftigerem, ein Paar dürre Wurzeln zu beknabbern. Selbst Delapierre's Alpstock konnte sie nicht zu rascherem Schritte antreiben, so wenig Zeit wir übrig hatten; aber sie benahm sich so vortrefflich bei dem spätern schwierigen Uebersteigen des Passes, daß sie alles wieder gut machte.

Der Nebel und der Sprühregen wurde jetzt so dicht, daß wir uns alle eng zusammenhielten; denn wenn ich nur einige Schritte vorauskam, konnte ich nur die Stimmen der Nachfolgenden vernehmen, bis ihre Gestalten in ungewissen Umrissen und riesengroß allmählich wieder hervortraten. Ein schmaler Ziegenpfad führte uns rechts von den Hütten beständig am Rande einer tiefen Schlucht hin, aus der zu unsern Füßen die Wolken in Wirbeln emporkochten. Es ging sehr steil in die Höhe, und der Weg war an mehreren Stellen für Mora gefährlich; in der That hätten nur wenig Maulthiere eine Dame hier tragen können, und sie passiren diesen Paß, wie wir später erfuhren, nur äußerst selten. Delapierre mußte an einigen der steilsten Stellen, wo auf dem harten und glatten Gneiß kaum Platz genug für den Fuß war, fast beständig am Kopfe des Maulthieres bleiben. Bei diesen gefährlichen Kletstereien, die nur durch Geistesgegenwart und Kühnheit zu vollbringen waren, konnte ich nichts thun, als zusehen und bereit stehen, um rasch zuzugreifen, wenn ein Unfall geschehen sollte, was ich fast jeden Augenblick erwartete. Aber sowohl das Maulthier, wie die Reiterin, überwand alle Schwierigkeiten, ohne daß meine Frau ein einziges Mal abstieg, und zweiundeinviertel Stunden nach unserm Abschied aus Carcosaro erreichten wir einen Steinhaufen in der Bocchetta oder dem schmalen Einschnitt, welcher die Höhe des Passes bildet.

Ich hatte mich auf die schöne Aussicht des Monte Rosa gefreut, welche dieser Paß gewährt, aber feuchte graue Wolken, hüllten Alles ein, und wir konnten und eben nur noch erkennen, als wir um den Steinhaufen herumstanden.

Leider hatten wir uns in Rimasco nicht genügend mit Lebensmitteln versehen; wir hatten, so hungrig wir waren, nichts bei uns, als rohes Schöpsfleisch und einige Keile hartes schwarzes Brot, und mußten uns mit diesem letzteren begnügen, und als wir es kneten und in dem feuchten Nebel schauerten, hätten wir viel Geld für einen Schluck Wein oder Branntwein gegeben, wovon wir keinen Tropfen hatten. Lange zu bleiben, selbst wenn wir Zeit gehabt hätten, verlockte uns Nichts; und nachdem wir dem Brote noch etwas Schnee nachgeschickt hatten, um den Durst zu löschen, wurde das Extragepäck, welches das Mädchen mit von Rimasco herauf getragen, auf das Maulthier geladen, und meine Frau machte sich fertig, den Weg zu Fuß fortzusetzen.

Unsere hübsche Trägerin kehrte allein nach Carcosaro zurück, und wir sahen sie ohne ein Kopftuch oder einen Ueberwurf in dem kalten Nebel verschwinden, so unbefangen und so leichten

Digitized by Google

Schrittes, als ob sie durch die Gassen ihres heimathlichen Dorfes eilte. So gewöhnt sind diese schönen und kräftigen Frauen an alles Ungemach der Wanderungen in den Hochalpen.

So rasch als möglich begannen wir nun auf einem steilen Abhang aus lockerem Gerölle von Gneiß thalwärts zu steigen; aber wir waren nur eine kurze Strecke gegangen, als der kaum sichtbare Pfad bei einem Felsen am Fuße der höchsten Spitze zu unserer Linken verschwand. Die dicken Wolken von Nebel, Sprühregen und Schneeflocken wurden noch dicker und gestalteten uns nur in äußerst seltenen und kurzen Zwischenräumen einige Schritte vor uns zu sehen; und Delapierre war ganz irre geworden, da er seine frühere Reise über den Paß vor vielen Jahren mit einer Schmuggelbande im Frühling bei hellem Wetter und tiefem festen Schnee gemacht hatte. Unsere Lage wurde schwierig und gefährlich, denn der halbe Nachmittag war schon vorüber und wir hatten weder Lebensmittel noch Wein bei uns, im Falle wir die Nacht im Hochgebirge zubringen mußten, und nicht einmal für meine Frau genug Decken, um ihr auf dem nackten Felsen ein Lager zu bereiten. Es mußte jeder Versuch gemacht werden, den Weg wiederzufinden, und während meine Frau mit dem Maulthier zurückblieb, gingen Delapierre und ich in weiten Bogen vorwärts, uns von Zeit zu Zeit mit unsern Pfeifen Signale gebend, aber wir trafen wiederholt unverrichteter Sache wieder zusammen. Wir fanden nichts als pfadlose Sümpfe oder steinige Einöden, die mit unnahbaren Abgründen endigten, soweit sich dies in dem Nebel erkennen ließ.

Endlich rief mich Delapierre nach einem neuen Versuch an und meldete, daß er einen Pfad unten in der Schlucht gefunden, zu dem wir nun rasch hinabstiegen. Wir verfolgten ihn eine Zeitlang über das Steingeröll; aber die schmale Spur wurde immer schwächer und führte uns in immer wildere Umgebung, bis mich mein Taschencompaß überzeugte, daß wir eine ganz falsche Richtung eingeschlagen hatten. So blieb uns keine andere Wahl als umzukehren. Die Zeit war höchst kostbar, da wir bereits zwei Stunden im Herumsuchen verloren hatten. Ich beschloß daher, lieber über den Paß zurückzukehren und in der steinernen Hütte, die wir unterhalb desselben gefunden, ein Unterkommen zu suchen. Wir kletterten so rasch als möglich wieder hinauf, ernstlich mit der Aussicht auf eine traurige Nacht auf diesen öden Höhen beschäftigt, bis auf die Haut durchnäßt, ohne alle Hülfsmittel uns gegen die Nachtluft und den Regen zu kräftigen, und nur mit einem dürftigen Vorrath Schwarzbrot versehen. Plötzlich glaubte ich weit über uns ein schwaches Geräusch zu hören. Wir blieben stehen, und Delapierre und ich riefen ein lautes Halloh, was zu unserer großen Freude von einem langgezogenen Jodeln beantwortet wurde, offenbar von einem Schäfer. Wir gingen sogleich in der Richtung des Rufes und baten ihn, so laut wir konnten, zu uns herunterzukommen. Er weigerte sich lange, willigte aber endlich ein, nachdem wir ihm eine reichliche Belohnung versprochen und Delapierre ihm vorgeworfen hatte, daß er selbst durch's Feuer gehen würde, um verirrten Reisenden in seiner Heimath zu helfen, und vorzüglich einer Signora.

Selbst jetzt wurde es schwer, uns einander im Nebel zu finden, was uns erst nach vielem Rufen und Pfeifen gelang; nun führte er uns nach dem Felsen zurück, wo meine Frau gewartet hatte, und dann über den Morast und einen kleinen Bach, an derselben Stelle, wo ich ihn überschritten. Hier ganz in der Nähe, nur wenige Schritte von einem meiner Kreise, führte der lange verlorene Weg unmittelbar am Rande eines anscheinenden Abgrundes hin, weshalb ich in dieser Richtung keinen weitern Versuch gemacht hatte. Es schien jetzt seltsam, daß wir ihn hatten verlieren können; aber jeder, der sich einmal in einem so dichten Nebel verirrt hat, weiß, wie verwirrend dies auf die Sinne wirkt, und wie seltsam sich selbst bekannte Gegenstände und Gegenden verzerren.

Das zufällige Erscheinen des Schäfers auf dem wenig besuchten Passe in dem Augenblicke, wo wir uns in der größten Gefahr befanden, war für uns ein wahres Glück. Er hatte früh am Morgen einen Priester, der bei seinen Verwandten in Carcoforo zum Besuch gewesen, bis nach den Sennhütten von Baranta im Val Ollocia gebracht und war jetzt auf dem Rückweg und nur noch eine kleine Strecke von der Höhe des Passes, als ich zum Glück seine Schritte auf dem lockeren Steingeröll hörte. Ohne ihn hätten wir den Weg nicht finden können und hätten wenigstens die Nacht hier oben zubringen müssen. Er sagte uns, er habe jeden Sommer seines Lebens auf diesem Gebirg zugebracht und kenne selbst im dichtesten Nebel jeden Felsen und jede Kluft. Noch eine Strecke begleitete er uns den beschwerlichen Weg hinunter; aber nun mußte er umkehren, um sich nicht selbst zu verspäten, und wies uns vorher noch an, bei einer kleinen Kapelle, eine halbe Stunde tiefer unten uns links zu wenden. Seine Besürchtung, selbst von der Nacht überfallen zu werden, war auch der Grund, weshalb er sich so lange gesträubt, zu uns herunter zu kommen, und ich gab ihm gern die Belohnung, die er für seine rechtzeitige Auskunft verdiente.

Die Spur des Weges wurde, nachdem er uns verlassen, wieder oft so unsicher, daß wir wiederholt stehen bleiben mußten, um uns zu orientiren; hauptsächlich schwer war dies an Stellen, wo das Vieh sich jeden Abend versammelt hatte und Pfade nach allen Richtungen auseinander gingen; aber mit Hülfe des Compasses und einer gelegentlichen Absuchung im Kreise behielten wir doch den richtigen Pfad. Soweit wir erkennen konnten, führte er über ödes Sumpfland, oder eingelne in wilder Verwirrung durcheinander geworfene Steintrümmer, und meistens durch eine sehr enge Schlucht zwischen sehr hohen Gneißfelsen, wahrscheinlich das Bett eines Gießbaches. Am schlimmsten hatte es unsere gute Mora, die schwer beladen den oft steil geneigten Fels hinab mußte. An den bösesten Stellen sahen wir in athemloser Erwartung zu, wie sie von einer Felskante zur andern rutschte oder kletterte, während Delapierre sie mit aller Kraft hinten am Schwanze festhielt, was sie gar nicht übel zu nehmen schien. Obgleich sie auf ganz schmalen Kanten oft mehrere Schritte weit hinunterrutschte, blieb sie doch immer auf den Füßen; aber die Anstrengung griff sie auch so an, daß sie mehrere Tage lang ganz dick geschwollen war.

Endlich zerriß einmal der Nebel für einen kurzen Augen,

Digitized by Google

blick, und wir erblickten die steinernen Hütten von Baranca und ein hölzernes Kreuz auf einer kleinen grünen Alpe unter uns. Als wir sie erreichten, fanden wir sie ganz verlassen und unwirthbar, von ungewöhnlich großen Haufen halbflüssigen Düngers umgeben. Hier liefen wieder nach allen Richtungen Pfade auseinander, und ich war froh, endlich die kleine weiße Kapelle zu entdecken, auf die mich der Schäfer aufmerksam gemacht hatte. Hier zeichneten sich deutlich zwei Pfade in dem kurzen grünen Rasen der Alpe ab. Der eine wendete sich südostwärts und führte jedenfalls nach Tobello im Val Mastalone, der andere links nach dem Val Ollocia. Wir schlugen ihn ein, aber er ging sehr bald wieder nach mehreren Richtungen auseinander, und der abermals dichter gewordene Nebel machte uns vollends irre. Delapierre und ich waren so vollständig über die wahre Richtung uneins, daß wir jeder eine andere einschlugen; aber während er sich rechts zu hoch hielt, kam er mit Mora bald in Fährlichkeiten und mußte mit großer Beschwerde wieder zu uns herunter klettern. Ich hatte mich auf den Compaß verlassen, der sich als richtig erwies und die „Buffole", die uns diesen Tag unschätzbare Dienste leistete, für immer zur Geltung brachte. Delapierre, dem das Instrument etwas ganz Neues zu sein schien, hat mich später oft, es den staunenden Eingebornen als die geheimnißvolle Maschine zu zeigen, welche uns auf dem Col d'Egua das Leben gerettet.

Als sich der Nebel wieder einmal ein wenig aufhellte, fanden wir uns in einem breiten tiefen Thale und erreichten bald darauf eine neue Gruppe von steinernen Sennhütten, wahrscheinlich die Chälets von Lesleitte. Sie waren ebenfalls verlassen, und die nach allen Richtungen auseinander gehenden Pfade führten uns auch hier wieder in die Irre. Delapierre wählte den höher gelegenen Pfad, meine Gattin und ich schlugen uns links und erreichten das erste Gestrüpp, das wir wieder auf diesen Höhen gefunden. Zum Glück hörte ich Leute in demselben arbeiten, rief sie an und erfuhr von ihnen, daß wir auf dem richtigen Wege waren. Delapierre mußte abermals umkehren und auf die andere Seite des Thals kommen. Das Gestrüpp, welches die Leute als Feuerungsmaterial schlugen, war die Alpenerle, die bis 7000, und das Rhododendron ferugineum, das bis 8000 Fuß hinaufsteigt und hier schöne Büsche von mehreren Fuß im Umfange bildet. Allmählich verwandelte sich das halbverkümmerte Gestrüpp in Buschholz und dann in Bäume, und wir traten in einen Wald der schönsten Buchen, Tannen, Ebereschen, mit einem dichten Unterholz von Laburnum.

Aus diesem Walde gelangten wir in ein breites Thal von merkwürdigem Charakter, das wir, da wir jetzt die Region der Wolken und Nebel verlassen hatten, in seiner ganzen Länge überschauen konnten. Auf dem Grunde desselben brauste ein schäumender Gebirgsbach hin, in welchem hier und da noch Bänke des Schnees vom vorigen Winter lagen. Wir mußten auf einem schlüpfrigen Abhang zu ihm hinabsteigen, da der Weg auf der andern Seite weiterführte. Das einzige Uebergangsmittel war eine sehr gebrechliche Brücke aus zwei oder drei langen schlanken Bäumen gebildet, ohne Geländer und ziemlich hoch über dem über große Steinblöcke dahinschießenden Wasser. Delapierre ging mit Mora zuerst hinüber, obgleich sich der schwanke Steg unter ihrer Last auf das gefährlichste bog, und wir folgten.

Unser Weg führte uns am linken Ufer hin am Rande eines Waldes, der den ganzen Bergesabhang bedeckte. Auf der rechten Seite uns gegenüber bot sich unsern Augen fast eine Stunde lang ein merkwürdiges Schauspiel dar. Vom Rande des Gebirgsbaches bis hoch oben in die Wolken sah man nichts, als abgestorbene Tannen und Lärchen, die entweder ihrer Zweige beraubt aufrecht dastanden, oder zu Tausenden entwurzelt auf dem Boden lagen. Es war eine schauerlich großartige Scene der Verwüstung, hervorgebracht durch einen Gewitterſturm, der im vorigen Januar das Thal heimgesucht hatte.

Der Holzreichthum des Ollocialthales, in dem wir uns jetzt befanden, ist unermeßlich. Soweit das Auge reichen konnte, war eine Bergreihe nach der andern, und jedes dazwischen einfallende Thal vom Fuße bis zum Gipfel mit Urwald ohne die mindeste Unterbrechung bekleidet. Zuerst mischten sich Tannen unter schöne Buchen und anderes Laubholz, dann kam ein dunkler Gürtel von Weißtannen und zu allererst Lärchenbäume. In keinem Theile Piemonts hatte ich Aehnliches gesehen. Von unserm Standpunkte aus blickten wir weit hinein bis in die purpurblauen Fernen des Anzascathales und sahen nichts, als endlosen Wald vor uns. Hoch über uns vermischten sich blaue Rauchsäulen aus den Meilern der Kohlenbrenner mit den emporwirbelnden Wolken, und wie die Nacht herabsank, glänzten ihre Feuer wie glühende Oefen hoch in der Luft durch das Dunkel herunter.

Ueberall hörten wir die Holzfäller, die ihre Arbeit mit lautem Geschrei oder Gesang begleiteten, und neben dem Wege waren die Stämme in gewaltigen Haufen auseinander gethürmt, um im Winter auf der Holzbahn thalwärts zu gleiten und über den Lagomaggiore nach Mailand zu gelangen. Ein Holzhändler, den ich später in Ponte grande traf, schlug die Zahl der jährlich gefällten Stämme auf eine halbe Million an; aber dennoch merkt man den Ausfall kaum, und er erscheint wie ein Nichts in den unermeßlichen Strecken pfadloser Waldung, die sich meilenweit ausdehnt.

Es war mittlerweile fast vollständig Nacht geworden, und wir konnten eben noch erkennen, daß wir uns unter schönen Kastanien- und Nußbäumen befanden und an ein Paar Sennhütten vorbeikamen, den ersten bewohnten Orten, seitdem wir diesen Morgen Carcofaro verlassen. Bei der plötzlichen Wendung des Weges schallte aus dem Thale herauf fröhliches Glockengeläute, ein willkommenes Zeichen, daß wir uns in der Nähe menschlicher Wohnungen befanden. Aber immer noch hatten wir einen langen Weg thalwärts vor uns, beschwerlich im Dunkeln, weil er unter hohen Kastanienbäumen, die ihre Wurzeln nach allen Richtungen über den Boden ausstreckten, über große Steinblöcke führte. Wir stolperten in der Finsterniß hin, mit den Alpenstöcken den Weg suchend, bis plötzlich ein blendendes Licht durch die Bäume strahlte. Es war der Kirchthurm von Banio, mit einer Reihe von Lampen illuminirt. Als wir den Eingang in das Dorf suchten, geriethen wir in ein Labyrinth von Hintergebäuden, deren Eigenthümer mit

Digitized by Google

Lichtern herauskamen und über unsere unerwartete Erscheinung in ihren kleinen Gärtchen und Höfen nicht wenig erstaunt waren. Sie lachten jedoch, als sie hörten, daß wir uns verirrt hatten, und ließen uns durch einen Gang auf die dunkle Straße hinaus, die uns auf einen geräumigen Platz mit der Kirche in der Mitte führte. Hier war Alles hell beleuchtet und gedrängt voll von Menschen, während das früher gehörte Glockengeläute immer noch forttönte. Laternen und Feuerpfannen leuchteten unter immergrünen Bogen und Blumenguirlanden und standen auf den Dächern der Häuser und der Kirche. Jedes Fenster war erleuchtet, Viele trugen Fackeln, Feuerwerk ging in allen Richtungen los, Raketen schwirrten in die Luft, und da der Gegensatz zwischen dem dichten Dunkel und der nächtlichen Stille, die wir kaum verlassen, uns ganz verwirrte, so war es kein Wunder, daß Mora alle Selbstbeherrschung verlor und plötzlich nach hinten ausschlug, so daß sie bald einen freien Raum um sich hatte. Die Illumination war zu Ehren des Bischofs von Novara, der des Nachmittags angekommen war, und am nächsten Tage, Sonntag, sollten große Festlichkeiten sein. Wir waren nicht festlich angethan und ließen, nachdem wir das belebte Schauspiel eine Zeitlang angesehen, das Festgeräusch hinter uns, um noch Ponte grande, eine halbe Stunde weiter thalabwärts, zu erreichen, wo wir uns endlich von unsern gefahrvollen Anstrengungen erholen konnten.

Die Römerinnen.*)

Als Alexander der Große in heißer Schlacht den Darius besiegt und nähere Bekanntschaft mit der zahlreichen Familie des Perserkönigs gemacht hatte, da äußerte er in einem nur von den Geschichtschreibern belauschten vertraulichen Gespräche zu seinem Freunde Klitos, die Frauen und Töchter der Perser scheinen ihm weit gefährlicher als diese selbst; trotz seines Heldenmuthes zweifle er sehr, ob er in einem Kampf mit dem schönen persischen Geschlecht Triumphe davongetragen hätte, mit jenen verführerischen Schönheiten, aus deren Augen Geschosse fliegen, die im Herzen unheilbare Wunden zurücklassen. Alexander der Große fühlte seine schwache Seite und senkte seine strahlende Krone vor der persischen Krone der Schönheit. Wer weiß, wenn der berühmte Feldherr erst die Römerinnen von Angesicht zu Angesicht gesehen hätte, wie dann sein Urtheil gelautet! Der große König wäre wahrscheinlich sich selbst als ein kleiner Sterblicher erschienen, und die Römerin, die dem Ideale am nächsten steht, hätte in einem Augenblick das bewunderte Diadem des Makedoniers in den Staub getreten. Die aristotelische Philosophie, in der Alexander so bewandert war, hat unter solchen Umständen keine Macht mehr; auch die Schelling'sche wies sich nicht als stichhaltig, als einer ihrer Anhänger und ein Amtsgenosse Alexanders, der König Ludwig von Bayern, nach Italien gekommen war und es offen erklärte, daß die Römerin nicht Feuer, nein Lava in den Augen hätte, deren heißer Gluth kein Sohn der Erde zu widerstehen vermöchte. Die vulcanische Natur der Römerinnen hat der kunstsinnige Herrscher mit diesem Ausspruch treffend bezeichnet. Sie ist es, die so manchen Fremden beim ersten Anblick erbeben macht, so daß wie beim Ausbruch eines Vulcans der Boden unter seinen Füßen zittert. Wir hatten oft Gelegenheit, die mächtige Wirkung dieser dämonischen Kräfte auf der Straße, auf Spaziergängen, in den Kirchen zu beobachten. Der nordische Hercules, der sich seiner freien Willenskraft rühmte, der selbst dem Feuer in mancher Schlacht getrotzt hat, steht unentschlossen da und zeigt nur noch darin seine eiserne Natur, daß er dem Magnete unwiderstehlich folgt, wo dieser ihn hinzieht. Zahllos sind die Opfer, die an der Tiber gefallen sind, und wenn auch die Römer seit einigen Jahrhunderten kein eroberndes Volk mehr sind, die Römerinnen sind es noch bis auf den heutigen Tag.

Io sono Romana, das sind die ersten Worte, mit denen die Römerin bei der ersten Bekanntschaft den Fremdling begrüßt. Es sind diese Worte zugleich ein Siegesdruf und ein Warnungsruf; ein Siegesruf, der Unterwürfigkeit verlangt, ein Warnungsruf, der dem Zögernden die schnelle Umkehr als sicheres Heilmittel zeigt. Ja, die Wissenschaft muß umkehren, das läßt sich im hohen Norden, wo das Quecksilber unter den Gefrierpunkt fällt, sehr ruhig dociren, aber die Leidenschaft weiß nichts davon, und die Stimme des Bluts siegt über den warnenden Kopf und über das Papier mit allen seinen Lehren. Rousseau sagt: Im Süden war das erste Wort aimez-moi, im Norden aidez-moi. Die Römerin zeigt sich daher ehrlich im Kampfspiel der Liebe, sie verschweigt nicht die Gefahren und erklärt, daß, wer die Rose brechen will, auch die Dornen nicht fürchten muß. Denn die römische Liebe unterscheidet sich dadurch von einer deutschen und einer französischen, daß mit ihr nicht zu spaßen ist. Sie hält sich frei von allen Verirrungen, ist weder Sentimentalität noch Koketterie, weder thränenreiches Schmachten noch berechnende Gefallsucht, sie würde im Unglück weder entsagen noch sofort leichtfertig zu andern Göttern schwören, aber das ist gewiß, sie würde kein Mittel scheuen, um die Schmach und die Beleidigung zu rächen. Die italienische Rache, die den Dolch als ultimo ratio so sicher zu führen weiß, macht hier das Spiel der Liebe zu einem der gewagtesten, es wird blutiger Ernst daraus, und es sind nicht wenige fremde Künstler, die sich hier dauernd fesseln ließen, weil sie nur zwischen dem Tod und der Treue zu wählen hatten. Die Römerin gehört daher durchaus nicht zum schwachen Geschlecht, das Wort „und er soll dein Herr sein" steht nicht in ihrem Gesetzbuch, im Gegentheile, sie ist sich ihrer Herrschaft wohl bewußt und sie kämpft für das „beati possidentes" mit noch größerer Ausdauer als — die preußischen Rittergutsbesitzer. Wer an die Erbsünde glaubt, der kann leicht zu dem Gedanken kommen

*) Aus Hermann Lessings „Torso und Korso". Siehe unten, Spalte 566.

Digitized by Google

daß die geraubten Sabinerinnen, die gewaltsam von den Römern aus ihren freien Bergen entführt wurden, bis auf den heutigen Tag diese Schmach noch nicht vergessen haben, und daß sie jetzt Herz, Kopf und selbst, wenn es nöthig ist, das Leben rauben, um nicht von neuem der Gewalt anheim zu fallen. Waren die Römer die Söhne der Wölfin und wollen ihre geraubten Frauen selbst das rauflustige Geschlecht beherrschen, was müssen das für Frauen sein? Sie müssen den gefährlichsten Raubvögeln gleichen, bei denen, wie die Naturgeschichte lehrt, immer die Weibchen kräftiger gebaut als die Männchen sind.

Und in der That, betrachtet man hier die beiden Geschlechter, so ist die vollkommene Schönheit beiden nicht abzusprechen; bei den Frauen ist aber die Schönheit nicht jene zarte bleiche der Treibhauspflanzen, wie sie in anderen Ländern bei den höheren Ständen sich zeigt: im Gegentheil sie scheint fast die männliche an Kraft und Fülle der Gesundheit zu übertreffen, und man wird beim Anblicke dieser naturwüchsigen Gestalten, die selbst der Fesseln der Mode zu spotten scheinen, immer daran erinnert, daß zwei Frauen es waren, Lucretia und Virginia, die den Römern die Freiheit gaben. Heroische Erscheinungen, wie sie der Pinsel des Künstlers in der Judith verewigt hat, gehören nicht zu den Seltenheiten; sie sind so imponirender Natur, daß es nicht zu verwundern ist, wenn mancher liebeglühende Jüngling darüber den Kopf verliert und ein noch traurigeres Loos als der unglückliche Holofernes zu erwarten hat, indem er nicht wie dieser auf einmal, sondern auf Wochen, Monate lang den Kopf verliert. Die Natur hat die Römerinnen vor allen ihren Schwestern auch darin bevorzugt, daß sie verhältnißmäßig fast immer größer als ihre Männer und Anbeter sind, ja häufig sind sie ihnen in jeder Beziehung über den Kopf gewachsen. Vielleicht erklärt sich dies dadurch, daß die Männer hier seit Jahrhunderten die dienende Pflicht des Cicisbeo ausüben, des cavaliere servente, und jeder Mann ist hier ein solcher, wenn auch nicht bei seiner eigenen Gattin, sondern immer bei der seines Freundes. Ein Cicisbeo hat nun, sobald er mit der Dame seines Herzens in die Oeffentlichkeit tritt und im Salon erscheint, das schwierige Amt, den ganzen Abend hinter dem Stuhle seiner Schönen Posto zu fassen, in dieser gebückten Stellung, die offenbar dem Wuchse nicht zuträglich ist, Stunden lang zu verharren und ihr von oben her ins Ohr zu flüstern und die Zeit zu vertreiben. Es ist bezeichnend, daß „cicisbeo“ eigentlich ein Flüsterer heißt, zugleich aber auch Fächer und Bandschleife bedeutet, und es geht daraus ohne Zweifel hervor, daß ein Cicisbeo ein nothwendiger Gegenstand der weiblichen Toilette ist. Wie doch die Sitten verschieden sind! Wer sich auf den Brettern bewegt, die die Welt bedeuten sollen, hat bei uns ohne Unterschied des Geschlechts einen Cicisbeo, einen Flüsterer, einen Souffleur, der wie Neah im Kasten sitzt und den darstellenden Mimen zu seinem Echo macht. In Italien würde das Publicum, das eine vollständige Beherrschung der Rolle verlangt, einen solchen Kastengeist nicht dulden, weshalb auch hier die wichtige Stellung eines Theatersouffleurs, die bei uns oft als der erste und letzte Anker der Rettung gilt, ganz unbekannt ist; dagegen treten nach dem Fallen des Vorhangs die gleichen Menschenrechte ein, und zwischen der Dame von Welt und der von den Brettern, zwischen Prinzessin und Theaterprinzessin hört in Bezug auf den Souffleur jeder Unterschied auf. Während man bei uns nur den Damen vom Theater in nachsichtiger Milde einen öffentlichen und anerkannten Anbeter gestattet, hat jede römische Dame dieses Privilegium; man spricht ganz offen, selbst die zunächst Betheiligten, von diesem Verhältniß, und bemüht sich nicht, es mit dem Mantel der Liebe zu bedecken, obgleich in der That der Mantel der Liebe hier jedem sichtbar ist.

Sollte nicht das Cicisbeat zu diesem freieren, ungezwungenern Wesen der Römerinnen, das wir selbst in ihrer äußeren Erscheinung wiederfinden, beigetragen haben? Die römischen Ehen sind größtentheils Convenienz-Ehen, die Mädchen aus den höhern Ständen werden im zwölften oder vierzehnten Jahre in klösterliche Pensionate geschickt, wo sie, von frommen Schwestern bewacht, in stiller Zurückgezogenheit leben. Von diesen Fesseln befreit sie nur die Ehe, und jeder Mann, der ihnen von den Eltern bestimmt wird, erscheint wie ein Erretter aus der strengen Zucht und Abgeschiedenheit. Da nun durch die Ehe nicht die Herzen verbunden werden, sondern im Gegentheile die Fesseln gesprengt, so suchen sich die Herzen in anderer Art zu entschädigen, und ein feuriges römisches Herz verlangt sein Recht. Das allgemeine Wahlrecht wird daher hier in so unumschränkter Weise ausgeübt, wie es selbst die freieste Verfassung nicht gestattet, die es immer nur den Männern vindicirt, und der einmal Gewählte genießt weit größere Vorzüge als die Volksvertreter anderer Länder. Dagegen haben diese Bevorzugten auf die Unverletzlichkeit der Deputirten, diesen schützenden Fels jeder constitutionellen Verfassung, durchaus keinen Anspruch; die Wählerin, sobald sie ihre Rechte verliegt glaubt, macht oft sehr kurzen Proceß, bei dem sie sich nicht immer in den Schranken der Gesetze hält, weshalb auch das Amt eines Cicisbeo neben seinen Lichtseiten auch seine unverkennbaren Schattenseiten hat.

Ein Roman wie die Wahlverwandtschaften, von dem selbst die neueste Kritik noch nicht weiß, ob er die Ehe preist oder lästert, ob er, wie man sich ausdrückt, unsittlich ist, bleibt an der Tiber ganz unverständlich, und als wir bei einer geistvollen Römerin den Versuch machten, ihr diese feinen Beziehungen zu erklären, die einen Proceß aus der Welt der chemischen Stoffe auf die der Herzen übertragen, da scheiterte nach langen Debatten unsere Beredsamkeit, und es thürmten sich Hindernisse auf, die selbst die allmächtige Curie durch keinen Machtspruch beseitigen könnte. „Eduard und Charlotte“ würden hier für Tölpel gelten, die einer Satzung zu Liebe sich opfern und die Stimme des Herzens unterdrücken und, anstatt der Natur und dem chemischen Proceß zu folgen, gegen die Natur reagiren. Von einer solchen Reaction hat man hier keinen Begriff, und die römische Regierung hätte nicht nöthig gehabt, das Goethe'sche Werk auf den Index der verbotenen Früchte zu setzen, da solche Gedanken hier keinen Cours haben. Die Bedenken der Gewissen, die eben nicht so viel Bedenken haben, heilen unter dem heitern Himmel weit

Digitized by Google

leichter und werden schnell abgethan, und „ein Herz, das zu genesen fürchtet," wie der Dichter die Grundidee des Romans bezeichnet, ist kein römisches Herz. Unklare Stimmungen machen sich nicht geltend, so wenig wie in der Natur die Dämmerung, und wie Eduard und Charlotte hier nicht empfunden werden können, so würde selbst der melancholische Refrain „Eduard und Kunigunde", der sich in Klagetönen verzehrt, kaum eine gleichgestimmte Seele finden. In einem Lande, wo weder die Männer, und noch viel weniger die Frauen über zu große angestrengte Thätigkeit sich beklagen können, ist das Verliebtsein eine Beschäftigung, und dient nicht nur zur Ausfüllung von Mußestunden. Ein Fremder war einer römischen Dame empfohlen. Sie las den französisch geschriebenen Empfehlungsbrief, ließ ihm aber als Antwort sagen, daß sie sehr bedauere, ihn für's Erste nicht empfangen zu können, wobei sie das entscheidende Wort nur italienisch ausdrücken konnte, parcequ'elle est „innamorata". Amor verlangt hier einen blinden Gehorsam und duldet keine Zerstreuung. Seine Fackel brennt oder erlischt — aut Caesar, aut nihil — und ewige Liebe oder ewiges Verderben, der Genius mit der erhobenen, oder der Genius mit der umgekehrten Fackel, das ist das Dilemma der Leidenschaft, die mit Ausschluß aller feineren Schattirungen nur glühende Liebe oder glühenden Haß kennt. Ist doch selbst Amor nur ein Anagramm von Roma! Die kokette Französin versammelt ein Heer von Anbetern um sich, die einfache Römerin verlangt nur einen Unterthan, aber er muß im höchsten Grade loyal und ergeben sein, sonst trifft den Treulosen die Strafe des Hochverraths.

Wo der Cicisbeo zur Haushaltung gehört und ein gesellschaftlich anerkannter Stand ist, da muß auch sein Opfer, der Hahnrei, der getäuschte Ehemann, kein solcher Unglücksspinsel sein, wie wir ihn uns vorstellen. Schon daß er von vorn herein, indem er das eheliche Band schließt, auf sein Schicksal gefaßt ist, giebt ihm eine gewisse Sicherheit; auch erkauft er sich seine Freiheit außer dem Hause durch die Nachsicht, die er im Hause übt. Er gehört daher nicht zu dem einfältigen Hornvieh, das Jeder verlacht, er ist sich seiner Hörner wohl bewußt und kann nicht betrogen werden, da er das Spiel durchschaut. Wird ihm aber doch die Sache zu arg und er gänzlich bei Seite gesetzt, so findet er Schutz und Trost bei zwei Heiligen, bei St. Giuseppe und bei St. Martino, die sich hülfreich seiner annehmen. Daraus, daß zwei Heilige, zwei Ernetter für ein und dasselbe eheliche Leiden existiren, kann man schließen, daß das Uebel ein ziemlich verbreitetes ist, und daß trotz der großen gesellschaftlichen Concessionen selbst die weit gezogenen Grenzen häufig überschritten werden. Und zeigt sich nicht in dieser Einsetzung zweier Schutzpatrone der ideale Charakter des römischen Volks? Der Geist wird höher geschätzt als der Körper; während jedes Körperleiden immer nur einem höheren idealen Arzt anvertraut wird, wird dem Seelenkranken ein zwiefacher Trost. Wem es recht in der Seele weh thut, findet einen reichen Gnadenschatz; wem es recht in den Gliedern weh thut, wer am Reißen und Rheumatismus leidet, der findet nur einen Schutzpatron, der, wie wir aus dem römischen Kalender ersehen, St. Trosimo heißt und dort als „protettore per la podagra" bezeichnet wird. Vielleicht erklärt sich die Gesundheit und das physisch unverkommene Wesen des römischen Volkes daraus, daß es mehr Heilige hat als Aerzte. Die Heilung durch Sympathie ist jedenfalls weniger gefährlich als die durch Kräuter und Salben.

So frische, kräftige, naturwüchsige Gestalten, wie wir sie täglich auf dem belebtesten Spaziergang, dem Monte Pincio, treffen, solche Frauen, die das Starke mit dem Zarten vereinigen und an die mittelsische Göttin erinnern, wir finden sie in andern Städten kaum in vereinzelten Exemplaren. Die noch nicht raffinirten Künste der Toilette gestatten den Körperformen eine freiere Entwickelung, und der hochgewölbte Busen zeigt und, daß selbst in der Stadt der geistlichen Herrschaft an die Stelle des „pectus facit Theologum" das pectus facit Romanam mit vollem Rechte zu setzen ist. Die noch weniger bekannten Künste der Erziehung lassen den Gesichtszügen ihren natürlichen Ausdruck und geben den Physiognomien nichts Gekünsteltes und Gemachtes. Indem die Römerinnen nicht viel lernen, haben sie auch nichts Angelerntes. Im Auftreten und in der Haltung zeigt sich eine natürliche Unbefangenheit, die doch mit jenem Selbstbewußtsein gepaart ist, wie es der erinnerungsreiche römische Boden jedem seiner Bewohner verleiht. Und alle diese Vorzüge sind nicht etwa ein Privilegium der höheren Stände! Nein, oft sehen wir in unscheinbarer Tracht so vollendete Gestalten, die in ihren Bewegungen, im Gang, im Adel ihrer Züge wie Götterbilder erscheinen, die von ihren Piedestalen herabgestiegen. Das Prädicat „Wohlgeboren" liegt in ihrer ganzen Haltung, und sie brauchen nicht dies bezeichnende Beiwort wie bei uns sich schriftlich geben zu lassen. Wenn Virgil schon im majestätischen Einherschreiten die Göttin der Schönheit preist, so sind seine Worte „vera incessu patuit Dea" noch heute auf die Römerinnen anzuwenden. Und es scheinen die Füße der Majestät bewußt zu sein, die sie zu tragen berufen sind. Die Füße sind wohl gebildet, aber nicht so klein und zierlich wie die der Parisierinnen, auch sind sie nicht wie diese und wie Atalante in der Kunst bewandert, über den Boden zu fliegen, ohne einen Eindruck zurücklassen. Auch die Hände haben ein verhältnißmäßiges Volumen und sind, wenn es die Sitte verlangt, nicht zu eng in Leder eingepreßt; sie sind weiß wie das Mondlicht, aber zeigen nicht jenen Zug geheimen Schmerzes, den der Dichter des „Immensee" an Frauenhänden wahrgenommen, die Nachts auf krankem Herzen liegen. So hat die Römerin Hand und Fuß, und zwar im naturwüchsigen Zustande. Sie weiß die Anmuth mit der Würde zu vereinigen, und der Hals, der sich hoch über die Schultern erhebt, zeigt jene herrlichen Biegungen, welche den Stellungen einen so malerischen Ausdruck verleihen. Der etwas zurückgeworfene Kopf läßt das Feuer des Auges noch brennender erscheinen, und nur die langen seidenen Wimpern und die wie der Regenbogen sich wölbenden Augenbrauen mildern die verzehrende Gluth. Da, wie Winkelmann sagt, die blauen Augen vorzugsweise von den braunen angezogen werden, so läßt es sich wohl erklären, weshalb die Nordländer, namentlich die Skandinavier, bei denen das nordische

Digitized by Google

Colorit sich noch rein erhalten hat, hier noch schneller gefesselt werden als Deutsche und Franzosen; der Reflex dunkler Farben, die bekanntlich die Lichtstrahlen mehr concentriren, schmilzt den Schnee oft in einem Augenblick, und die nordischen Recken vergessen ihre alten und kalten Götter und werden auf römischem Boden die eifrigsten Feueranbeter. Wie bevorzugte Wesen immer außergewöhnliche Contraste vereinigen, so haben die Römerinnen neben der südlichen Farbe ihrer Augen und Haare zugleich jenes feine Incarnat, das sonst nur den blonden Töchtern kälterer Regionen verliehen ist. Das Erröthen und Erbleichen, diese stumme Sprache des Herzens, wechselt schnell in ihren Zügen, welche gleich dem Himmel ihres Landes von Licht durchglänzt sind. Ihre Empfindungen sind sichtbar und werden durch ein lebhaftes Geberdenspiel selbst dem Blindesten einleuchtend; eine prüde Engländerin, deren ganzes Leben ein Kampf mit ihren Gefühlen ist, und eine natürliche Römerin, die keiner Regung sich schämt und in der Beichte von der Last ihres Herzens sich erleichtert, sind die größten Gegensätze. Wo ist mehr Wahrheit, mehr Glück, wo mehr Heuchelei und Unnatur?

Glückliche Römerin, die du selig in das Leben hineinlächelst, die du noch nicht unter dem Druck conventioneller Formen zur Maschine herangebildet oder herabgesunken bist, du hast nur einen unerbittlichen Feind: — das Alter. Das Alter richtet bei den Römerinnen die größten Zerstörungen an, ein Beweis, daß viel zu zerstören ist. Ihre wellenförmigen Formen nehmen dann durch ein um sich greifendes Embonpoint eine Kugelgestalt an, die zwar nach Oken das Sinnbild der Vollkommenheit ist, aber wenigstens in ästhetischer Beziehung nicht so erscheint. Bei dem Anblick solcher massiven Mütter und Großmütter werden wir oft an die Worte des Dichters erinnert: Tantae molis erat Romanam condere gentem! Und die noch im Alter naive Römerin, die Alles über sich ergehen läßt, kämpft nicht wie die Französin durch alle Mittel der Kunst gegen den unerbittlichen Feind; nein, sie räumt dem Gegner ein Terrain nach dem andern und wandelt als Ruine dem Grabe zu. Indem sie sich weniger zu beherrschen versteht, gewinnt das Alter eine schnellere Herrschaft, und selbst in ihrer tiefen Stimme hört jede Modulation auf. Die Römerin trägt ihre Jahre nicht wie einen Kranz auf dem Haupte, sondern wie eine Bürde auf dem Rücken, und ihr Leben ist dann nur eine Station zwischen dieser und jener Welt. Das „non sum qualis eram", das „Ich bin nicht wie ich war" des Horaz, flößt ihr eine tiefe Demuth ein, und das „io sono Romana", das einst mit solchem Stolze gesprochen wurde, ertönt dann nicht mehr von ihren Lippen; Alles erscheint ihr eitel, und die Kirche allein ist für das gebeugte Haupt eine trostreiche Stätte. In einer Stadt, wo die architektonischen unsterblichen Ruinen eine ewige Bewunderung hervorrufen, da erscheinen die menschlichen so klein und gebrechlich, daß sie mehr Mitleid als Ehrfurcht erregen, und wo wir dem Gedanken der Vergänglichkeit so häufig begegnen, da werden die Herzen mehr gleichgültig als weich, mehr fatalistisch als mitfühlend.

Eine Ninon de l'Enclos, die noch im siebenzigsten Jahre gefährlich war, ist unter den Römerinnen nicht möglich. Der Sieg über das eigene Alter ist ihnen versagt, weil ihnen der Sieg über jedes fremde gelingt. Die Wunden, die die Zeit geschlagen, versteht die Römerin nicht durch esprit zu heilen. Sie findet sich in das Unvermeidliche, und denkt am Abend ihres Lebens, daß sie der Ehre, eine Römerin zu sein, nicht unwerth gewesen. Die Frauen ernten an der Tiber noch Lorbeern, während die des starken Geschlechts selbst in den schönen Künsten nur sehr spärlich sind. Alle heidnischen Götter, namentlich die kriegerischen, haben der ewigen Stadt den Rücken gekehrt; die amathusische Göttin ist ihr treu geblieben. Und das Wort, daß ihre Eroberungen denen des Mars den Rang streitig machen, gilt auch hier im vollen Maße.

Quae dat Mars aliis, dat tibi regna Venus!

Chronik.

Zur Erinnerung an Iffland.

s. Am 19. April sind gerade hundert Jahre verflossen, seit August Wilhelm Iffland in Hannover das Licht der Welt erblickte. Der seltene Mann hat es wohl verdient, daß öffentliche Blätter auf das Jubiläum seines Geburtstages aufmerksam machen; besonders aber sollten es sich die deutschen Theater angelegen sein lassen, sein Andenken auf würdige Weise zu feiern. Die Verdienste, welche sich Iffland erwarb, waren doppelter Art. Als darstellender Künstler ist er als Gründer jener jetzt noch besonders in Süddeutschland heimischen realistischen Schauspielerschule zu bezeichnen, auf die, obgleich sie älter ist, als die zu Goethe's und Schillers Zeit in Weimar entstandene sogenannte classische oder ideale Schule, doch immer noch die meiste Hoffnung hinsichtlich einer gedeihlichen Entwicklung unserer Kunstzustände gesetzt werden muß. Wie in der Geschichte der deutschen Schauspielkunst, so hat sich Iffland aber auch in der Geschichte unserer dramatischen Litteratur eine bleibende Stelle erworben, soviel Anfechtungen auch sein Wirken vom Standpunkte der Gegenwart mit Recht zu erleiden haben wird. Er hatte sich gleichzeitig mit Kotzebue als Bühnenschriftsteller ungemeiner Beliebtheit zu erfreuen, und es ist interessant zu sehen, wie seine Stücke zwar ebensalls des idealen Hintergrundes entbehren, und wie er selber zwar auch nicht die Höhe geklärter Objectivität hat erklimmen können, wie er aber sonst ein directes Gegenstück zu Kotzebue liefert. Denn wenn man sagen muß, daß Letzterer sein ohne Zweifel großes und fruchtbares Talent durch Nachlässigkeit und übermäßige Anstrengung zu Grunde gerichtet habe, so begegnen wir bei Iffland vielmehr der sorgfältigsten Pflege einer weniger hervorragenden, minder leicht producirenden Begabung, die jedoch gerade durch die Bedachtsamkeit ihres Schaffens sich frei erhielt von mannichfachen Fehlern in der Technik, welche bei Kotzebue sich oft störend vordrängen; ferner wenn eben dieser eine frivole Natur war, die nur sehr laxe Begriffe von sittlichem Decorum und gesellschaftlichem Anstand hatte, wenn er wie ein Roué erscheint, der die Liederlichkeit des ancien régime auf heimischen Boden verpflanzte, freilich ohne die dort versöhnende gallische Feinheit und chevalereske Gesinnung, so

Digitized by Google

war Ifflaud vielmehr der leibhafte deutsche Philister des govstgen achtzehnten Jahrhunderts mit dessen spießbürgerlicher Moral und hausbackener Sentimentalität. In der That, bei jeder, auch der kleinsten Seitenbewegung werden wir gewahr, daß ihm „der Zopf hinten hängt," indessen ihm „geht das nicht zu Herzen," wie jenem Manne in dem bekannten Chamisso'schen Gedichte, sondern er trägt die gravitätische Zier mit Selbstbewußtsein und mit Behagen. Mit anderen Worten, er leg die Zuschauer in seinen Rührstücken nicht an, wie Kotzebue, der arge Schalk, es that, und er machte sich nicht wie dieser über die Thränen, die er erregt hatte, hinterher lustig, sondern sein eignes Herz war dabei im Spiele, und er schwelgte selber mit in jener Empfindsamkeit, welche ein allgemeines Gebrechen seines Zeitalters war, deren Krankhaftigkeit aber wir erkannt haben und von der wir deshalb ein- für allemal absteben. Die Sentimentalität war von Ifflands Wesen und Dichten unzertrennlich, und nicht blos seine „bürgerlichen Schauspiele", sondern auch die sogenannten Lustspiele sind von diesem schädlichen Stoffe inficirt. Einzelne Figuren derselben tragen zwar einen heiteren Charakter an sich, aber gerade sie sind immer nur episodisch behandelt und geben blos die Staffage ab; die Handlung selber dagegen enthält keine eigentlich scherzhaften Elemente. „Die Hagestolzen", „Der Herbsttag", „Leichter Sinn", „Der Fremde", „Hausfrieden", „Die Reise nach der Stadt" sie alle sind voll von jenem weinerlichen Pathos, mit dem leider seine Ehrbarkeit versetzt ist, das aber auch dadurch zu keiner Berechtigung kommt, daß es, wie gesagt, nicht, wie bei Kotzebue, für unsittliche Stoffe verwandt wird, sondern stets um uns eine an und für sich nützliche Lehre aus dem Büchelchen „Weisheit und Tugend" ins Gedächtniß zurückzurufen. Ja dies macht vielmehr die Sache vor dem Richterstuhl der ächten Poesie nur noch schlimmer. Denn der Dichter soll nicht mit direkten Worten Tugend predigen, und da seine Stätte die Bühne ist, soll ihm nicht nach einem Platze auf der Kanzel gelüsten. Seine Werke sollen sittlichen Gehalt haben und was ewig gut und schön ist auf Erden, durch ihre Kunst feiern — aber man muß die Absicht nicht merken, weil man sonst, wie das Sprüchlein ganz richtig sagt, „verstimmt wird." Iffland dagegen läßt es sich an Andeutungen und sinnbildlichen Darstellungen nicht genügen, sondern nimmt bei jeder Gelegenheit den Mund voll tugendhafter Phrasen und trägt die moralische Färbung, wie man in derber, aber nicht unrichtiger Weise gesagt hat, „faustdick" auf, so daß die Schönheit des dramatischen Gemäldes dadurch zu Grunde geht. Und es ist dies um so mehr zu bedauern, als dasselbe sonst große Vorzüge aufzuweisen hat, und z. B. mit verständigem Sinne angelegt, sowie sorgfältig und mit künstlerischem Ernste ausgeführt ist. — Als das beste Stück Ifflands sind wohl seine „Jäger" anzusehen, denn welche Frische und übersprudelnde Lebenswahrheit liegt nicht darin! Dieser Warberger und seine Frau sind zwei Prachtexemplare aus den deutschen Familienkreisen; dieser Amtmann Jeck kann als ächtes Prototyp der Bureaukratie des achtzehnten Jahrhunderts gelten; dieser Gerichtsschreiber Barth und Jäger Mathes neben den Bauern und Bäuerinnen bilden in der Wirthshausscene ein unübertrefflich gezeichnetes ländliches Tableau; dieses gefallsüchtige Cordelchen neben dem Naturburschen Anton und der zwischen beiden stehenden frei- und edelgebildeten Friederike wirkt so contrastirend, daß wir über die Gelungenheit all dieser Situations- und Charakterzeichnungen lebhafte Freude empfinden müßten, wenn nicht die häufichen Jeremiaden des fünften Actes unsere Stimmung ins Gegentheil verwandelten. Denn ein zeitgemäßes Stück sind „die Jäger" doch nicht mehr, und der Familiensammer in Iffland'scher Auffassung hat sich überlebt. Freilich nur den Genies ersten Ranges ist es gegeben, bahnbrechend zu wirken auf Jahrhunderte hinaus; die Geister zweiten Grades müssen sich damit genügen lassen, für die Dauer der Zeit, in welcher sie leben, sich Geltung und Bedeutsamkeit zu erringen, und unter der Schaar dieser nimmt Iffland zweifelsohne nicht die unterste Stelle ein. Das wollen wir ihm nie vergessen, und in diesem Sinne werden wir am 19. April seiner gedenken.

Genrebilder in der antiken Plastik.

*. Wer sich mit der antiken Plastik nur oberflächlich beschäftigt hat, dem könnte es wohl scheinen, als wären den alten Künstlern diejenigen Gegenstände, welche wir unter der Bezeichnung des Genre's zusammenzufassen pflegen, vollständig abzusprechen. Die erhabenen Züge der griechischen Götter und die großartigen Gestalten der Heroen kennt in der Darstellung durch die hellenischen Bildhauer Jedermann; weniger bekannt aber ist es bisher geworden, daß denselben nicht nur Religion und Mythus, sondern auch die Erscheinungen des täglichen Lebens Stoffe zu meisterlichen Werken darboten, d. h. eben, daß sogenannte Genrebilder nicht erst in der modernen, sondern schon in der antiken Kunst, und da wieder nicht etwa erst in den Zeiten der Entartung, sondern schon in denen der höchsten Entwickelung sich vorfinden. Einen höchst anziehenden, lehrreichen und auch in formeller Hinsicht vollendeten Vortrag über diesen Gegenstand hielt der Professer der Archäologie, Johannes Overbeck, vor kurzem in Leipzig zum Besten der Schillerstiftung. Wir können uns hier natürlich nicht darauf einlassen, aller durch die Ueberlieferungen der alten Schriftsteller uns bekannt gewordenen Genrebilder Erwähnung zu thun, sondern wollen nur an die der hervorragendsten griechischen Plastiker im Folgenden zu erinnern versuchen. Das erste in der kunstgeschichtlichen Folge dürfte die betrunkene Frau von Myron sein, dem Schöpfer der berühmten, nach ihm benannten und in 36 Epigrammen gefeierten Kuh. Myron war nicht der Bildner bedeutenden geistigen Lebens, aber des ächtesten, naturwahrsten physischen Lebens, und er steht damit im Gegensatz zu seinem jüngeru Zeitgenossen, dem idealistischen Phidias, der wohl niemals ein Genrebild vollendete. Dessen Rival, Polyklet von Argos, der das Hereideal stirte, ebenso wie jener das des Zeus, schuf in genrehafter Manier nur einige Athletenstatuen. Die eigentliche Blüthezeit des statuarischen Genre's in der antiken Kunst fällt aber in die Periode der jüngeren attischen Schule, deren Haupt Praxiteles, der Meister der knidischen Aphrodite und des Eros zu Thespiä, war. Von ihm wurden außer seinen zahlreichen Götterbildern besonders eine Stephanusa, d. h. Kranzwindern, sowie die signa flentis matronae et meretricis gaudentis berühmt, d. h. die Statuen einer weinenden Matrone und einer lächelnden Buhlerin. Lysippos aus Sikyon ist vielleicht als Bildner des „betenden Knaben" anzusehen, welcher eines der werthvollsten Stücke des Berliner Museums bildet. Was die Situation des Werkes anlangt, so wird allgemein anerkannt, daß der Knabe bete, und dies steht auch unzweifelhaft fest, da wir wissen, daß der betende Grieche die Hände ausgebreitet nach dem Orte erhob, wo er die Gottheit anwesend dachte, also in der Regel gen Himmel. Sehr anmuthend ist der Zusatz Bisconti's, daß der Betende ein Sieger in irgend einem der für Knaben bestimmten Kampfspiele sei. Die freudige Andacht eines solchen Gebetes spiegelt sich auf dem lieblichen Antlitz, während die Knabenhaften Formen des Körpers bereits den Erfolg der palästrischen Uebungen zeigen. — An einer andern Erzstatue, im Capitol, erklärt sich die Situation ganz von selbst. Ein Knabe hat sich in den nackten Fuß einen Dorn getreten, den er jetzt auf einem Stein im Felde sitzend mit größter Behutsamkeit auszuziehen bemüht ist. Welcker rühmt an der Statue „hohe Wahrheit in der Bewegung, im Charakter des Alters, in den Formen; bewundernswerth ist der Ausdruck von Aufmerksamkeit im Gesicht." Auch die Situation eines Genrebildes im capitolinischen Museum ist von selbst verständlich. Ein

Digitized by Google

prächtiger derber Junge hat eine Gans gefaßt und sucht die sich loszuringen bemühte festzuhalten, wobei die kindliche Kraft in allen Gliedern zur Geltung kommt. Professor Overbeck meinte mit Recht, vollendetere Kinderformen habe weder die alte noch die neue Kunst geschaffen, und das Gesicht des Knaben sei ganz Eifer und Leben. Die genannten drei Werke finden sich in Copien so ziemlich in jedem Museum, denn sie sind eben die berühmtesten der uns erhaltenen Gemreibilder der antiken Plastik. Ebenso aus dem Kreise naiver Unschuld herausgegriffen und ebenso sehr den Geist der Idylle athmend erscheint die Astragalenspielerin in Berlin, ein Mädchen mit dem namentlich auch am Rhein bekannten Knöchelspiele beschäftigt, an der der Ausdruck kindlicher Fröhlichkeit unübertrefflich gelungen ist.

Heilanstalten für Geisteskranke.

p. Guggenbühl's bekannte Heilanstalt für Cretinen auf dem Abendberge hat im vergangenen Jahre viel zu Discussionen Veranlassung gegeben, die schließlich gar sehr zu Ungunsten des sonderbaren Instituts ausfielen. Ein Wiener Arzt nennt dasselbe „den großartigsten medicinischen Humbug". Allerdings steht der medicinische Humbug jetzt überhaupt in voller Blüthe; deswegen fißt er auch auf dem Präsidentenstuhle der medicinischen Walpurgisnacht, welche Berthold Sigismund in seinem poetischen Werkchen: „Asclepias" beschreibt; Faust ruft seinen ärztlichen Collegen zu:

Den Mantel her! Ich sah genug
Die Forscher gehn die saure Bahn,
Die Welt wird greisenhaft und klug,
Doch ewig grünt der Charlatan.

Wenn man das Gutachten der Commission liest, welche in Auftrag der schweizerischen Sanitätsbehörde die Anstalt 1858 untersuchte, so findet man allerdings nage Vernachlässigungen und unzweckmäßige Einrichtungen aufgeführt; es war z. B. die Direction seit langer Zeit abwesend, der Wohnungsraum schlecht gelüftet, die Hülfe des Dienstpersonals ungenügend, das Turngeräth unbrauchbar u. s. w. Die Commission meinte: „daß die Anstalt aller Attribute einer Heilanstalt entbehre." Allein wir möchten Guggenbühl's Thätigkeit doch nicht kurzweg mit dem Worte „Humbug" abthun. Was dieser Arzt bei Gründung seiner Anstalt auf dem Abendberge beabsichtigte, war die Ausführung der Idee eines durchgreifenden Luft- und Klimawechsels; Leidende, deren Krankheit in einer feuchten, lichtarmen Atmosphäre Nahrung fand, wie die Cretins, werden an trockene, lichte Orte versetzt; Guggenbühl dachte an die Höhe des Abendberges, weil er meinte, die tiefen Alpenthäler erzeugen ein den Cretinismus veranlassendes Miasma, das nur bis zu einer gewissen Meereshöhe hinaufsteigen könne. Allein er bedachte nicht, daß die Wohnlichkeit eines in so großer Höhe isolirt liegenden Hauses in vieler Hinsicht beschränkt sein muß, und daß bei so großer Ferne von den Wohnstätten der Menschen viele Hülfsmittel zur Pflege der Zöglinge schwer zu beschaffen sind. Dies sind überhaupt die Nachtheile von Heilanstalten auf bedeutenden Höhen, wie man sie jetzt häufiger als früher begründet; wir erinnern beispielsweise an die freilich blos in der günstigsten Jahreszeit eröffnete Heilanstalt für Schwindsüchtige von Brehmer zu Görbersdorf im Riesengebirge.

In Nordamerica hatte man wirklich vor wenig Jahren einen Humbug, wie man ihn hier vermuthet. Im Staate Kentucky liegt im Kalkgebirge eine meilenlange Höhle, die sogenannte „Mammuthhöhle"; ein Yankee-Arzt, Mitchel aus Philadelphia, fiel plötzlich auf den speculativen Gedanken, die im Sommer und Winter, Tag und Nacht fast gleiche Temperatur dieser Höhle zum „Winteraufenthalt für schwindsüchtige Kranke" zu benutzen. Auf seinen Aufruf füllte sich in der That im September die „beinahe Mammouth-Cave", die in ihren innern Räumen zum comfortabelsten Curort umgewandelt und mit allen möglichen ärztlichen und Wärterapparaten versehen war. Die kleine Schaar Leidender hatte den reßignirten Entschluß gefaßt, sich vier Monate lang in das Erdinnere einzusperren. In den ersten zwei Monaten ging alles gut, man amüsirte sich trefflich, allein bald zeigte sich, daß den Schwindsüchtigen ebensowenig die Tiefe des nicht ventilirten Loches in der Erde, als den Cretinen auf dem Abendberge die luftige, abgelegene Höhe und die Unvollkommenheit der schwer zu beschaffenden Pflege zusagt. Erst traten bei jenen Höhlenbewohnern Augenübel, dann der Tod ein, und als viele gestorben waren, flohen die übrigen im panischen Schrecken Hals über Kopf; schnell kam die Höhle um ihren guten Ruf, der Doctor um seine Speculation.

Eine andere eigenthümliche Anstalt für Geisteskranke soll in Baden gegründet werden. Das Muster für das beabsichtigte, und namentlich vom Irrenarzt Roller der Regierung angelegentlich empfohlene Institut soll die bekannte Irrencolonie Gheel in Belgien liefern. Den meist mit dem Landbau beschäftigten Einwohnern Gheels werden nämlich schon seit Jahrhunderten von allen Seiten Irre in Pension und Pflege gegeben, wobei diese völlig frei umhergehen und fast wie Glieder der Familie betrachtet werden. Man will ihnen den schlimmen Eindruck des engen Asyls, den steten Umgang mit andern Geisteskranken ersparen, aber die Theilnahme an gemüthlichen Freuden und an der ländlichen Arbeit gewähren. Die Sache hat freilich auch ihre Nachtheile in der unvollkommenen Pflege und der mangelnden ärztlichen Beaufsichtigung, worauf namentlich der Irrenarzt Jessen aufmerksam macht. Man müßte eine Auswahl unter den Irren treffen, wie Güntz auf dem Thonberg bei Leipzig neben seiner Irrenanstalt für Reconvalescenten ein ländliches Grundstück bestimmt hat, auf dem sich dieselben ziemlich frei bewegen.

Torso und Korso.

c. Hermann Lessing's Buch „Torso und Korso. Aus dem alten und neuen Rom" (Berlin, Springer) zeichnet sich durch Reichhaltigkeit des Inhalts aus, und die darin gemachten Beobachtungen umfassen einen weiten Kreis, wenn sie auch nicht eben sehr in die Tiefe gehen. Mehr, als antiquarischen Sinn und feines Verständniß für die in der „ewigen Stadt" aufgehäuften Monumente antiker Kunst zu zeigen, kam es dem Verfasser darauf an, mit hellem Auge und geschickter Hand Bilder aus der Gegenwart zu entwerfen, von denen das von uns mitgetheilte Capitel über „die Römerinnen" uns eins der gelungensten zu sein scheint. Ergötzliche Notizen über die „industriellen Bettler" auf der weltberühmten „spanischen Treppe" gehen demselben voran, während in der Folge interessante Nachrichten über die sechs Theater Roms zu finden sind, die zwar, da für sie keine Staatsmittel verwendet werden, im Ganzen ein klägliches Dasein fristen, aber doch noch als die einzigen Orte gelten können, wo dem Römer wenigstens ein Schatten von geistiger Anregung gegeben wird, so sehr auch die Censur diese geistige Quelle destillirt. Das Theater muß hier die mangelnde Presse, die Schule, das Volksbuch, das öffentliche Leben ersetzen, und auf der Bühne giebt es doch noch eine andere Welt außer der der Priester. Die Oper wird jetzt in ganz Italien von Verdi besorgt, während die Sterne Bellini's und Donizetti's schon zu erbleichen beginnen; in den Volkstheatern aber, wo nur Lustspiele und Possen gegeben werden, ist einer der populärsten Helden noch immer der alte Fritz, der oft wie ein deus ex machina erscheint, mit seiner Schnupftabaksdose droht und schon allein durch diese Drohung die Feinde, die Vertreter des bösen Princips, in die Flucht schlägt. Ein Vergleich zwischen Rom und Berlin, der dem Verfasser als geborenem Preußen nahe lag, geht dahin, daß jenes die Stadt der Phantasie und dieses eine Stadt der Kritik genannt wird. Weiter macht uns Lessing Mittheilungen über die Künstlermodelle, die einen ganzen Stand,

Digitized by Google

einen Staat im Staate bilden, der aus der Stadt, der Umgegend und dem Gebirge sich fortwährend neu recrutirt. Den Modellen hat Rom noch den letzten Rest seiner Nationaltrachten zu verdanken, die schon längst unter dem Niveau der modernen Trachten verschwunden wären, jetzt aber für Costümbilder am passendsten zu verwenden sind. Unter den „römischen Spielen" ragt vor Allem die Zahlenlotterie hervor, die, was Demoralisation betrifft, über unsere deutschen Lotterien und Spielhöllen jedenfalls noch den Preis davonträgt. Sie wendet sich vorzugsweise an die „Mühseligen und Beladenen" und stachelt durch die kurzen Pausen immer von neuem die Leidenschaften an. Das Osterfest, die große Zeit Roms mit dem geistlichen Gepränge der Processionen, sowie der Carneval mit seiner heraufschenden Lust werden uns darauf in Capiteln beschrieben, mit denen idyllische Ausflüge in der Umgegend, z. B. nach Arricia, den Ideale der Landschaftsmaler", in wirksamem Contraste stehen. Den übrigen Theil des Buches füllen Wanderungen durch die Museen, Kirchen und Banten der Stadt, welche einen hübschen Ueberblick gewähren, obschon sie gerade das wenigste Neue enthalten mögen.

Schopenhauer und Goethe's Faust.

c. Seit Arthur Schopenhauer selbst nicht mehr zu Gunsten seiner Philosophie die Feder führt, haben besonders zwei Schriftsteller unternommen, für dieselbe Propaganda zu machen: Julius Frauenstädt und David Asher. Ersterer veröffentlichte vor kurzem ein geistvolles, aber wunderliches Buch: „Arthur Schopenhauer als Interpret des Goethe'schen Faust" — ein Erläuterungsversuch des ersten Theils dieser Tragödie, dem er nicht mit Unrecht als Motto die Worte vorschrieb: „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen." Kein dürftigeres Werk, außer der „göttlichen Komödie" und außer „Hamlet", ist wohl schon so oft zu deuten und zu erklären versucht worden, als eben der „Faust" unseres Goethe, und Dr. Asher erinnert selbst daran, daß die Commentatoren, je nachdem sie verschiedenen philosophischen Systemen angehörten, bald Spinozismus, bald Leibnitianismus, bald Hegelianismus, bald Schellingianismus in dem Drama gewittert hätten; ebenso macht freilich er es, und der Unterschied ist nur, daß er darin „Schopenhauerianismus" wittert, während es am Ende doch nur eine volksthümliche Dichtung sein wollte, die „ohne irgend einen bestimmten philosophischen Hintergrund und lediglich an die alte Volkssage anlehnend, diese in vollendeter und hochpoetischer Weise verarbeitet hat." Was Schopenhauer zunächst selbst anlangt, so hat er wenigstens von einer engeren Verwandtschaft seines Systems mit der großen Tragödie der Neuzeit nichts geahnt und nicht geredet. Daß Goethe seinerseits, trotz seines Umganges mit dem Philosophen, dessen Systeme nichts entlehnt haben und von ihm nicht inspirirt gewesen sein kann, dafür bürgen die Data. Von Absicht kann also hier auf keiner Seite die Rede sein, aber Asher will uns ja auch nur eine zufällige Uebereinstimmung nachzuweisen suchen, die freilich niemals, wie er denkt, zu Gunsten seiner Anschauungen sprechen könnte, selbst wenn es ihm gelänge, und dieselbe recht zur Erscheinung zu bringen. Wir für unseren Theil glauben, bei einer solchen Allegorisirung der Personen im Drama könne nichts Ersprießliches herauskommen, und die Tragödie könne nur an Werth verlieren, wenn hinter ihren Figuren voll ursprünglicher, überströmender Lebenswahrheit eine trockene und schemenhafte Personificirung allerlei philosophischer Begriffsbestimmungen gesucht werde. Was soll es uns nützen, wenn Asher in Faust „den Vertreter des über sich und über den Willen zum Bewußtsein gekommenen Intellects" und in Gretchen „die Verkörperung des Willens selbst" sieht, wenn er in frostig allegorisirender Weise meint, ihr Tod zeige uns, wie sie den Zweck alles Lebens, „das Objectiv des Willens" erreicht habe, und wenn er endlich das Wesen des Mephisto mit einer der vier Mütter, denen nach einer jüdischen Sage die Laster ihren Ursprung verdanken, nämlich mit Ingereth, der Einbildungskraft, der unberirrenden Phantasie, zu vergleichen sucht? Wir Deutschen sind doch eine wunderliche Nation, und kein Volk liebt es so, wie wir, durch allerhand spitzfindige Erklärungen und sophistische Denkeleien nachzuweisen, daß auch die ursprünglich schönsten, lebenswahrsten Gestalten unserer Dichter „von des Gedankens Bläße angekränkelt" seien. Das Goethe'sche Gretchen war in der Naivität ihres Empfindens eine holdselige Erscheinung, und nun will Asher nicht blos den Faust und Mephisto, sondern auch sie zu einer reflectirten Gestalt machen. Glaubt er, daß wir ihm dies danken?

William Russell über Lacknau.

William Russell, der bekannte Times-Correspondent, entwirft in einer der neuesten Nummern des Weltblattes eine Schilderung von Lacknau, die in den düstersten Farben angeführt ist. Bis zur Absetzung des letzten Königs war die Hauptstadt von Audh der einzige Ort Ostindiens, wo man noch alte orientalische Pracht und den ganzen Pomp einer despotischen Hofhaltung des Ostens sehen konnte. Jetzt ist dieser Glanz durch den Aufstand und die lange Belagerung zerstört worden. Von den anderthalb Millionen Menschen, die früher in Lacknau wohnten, sind höchstens 300,000 geblieben. Einige wenige Kutschen englischer Beamten nub Officiere, die in der Abendkühle Spazierfahrten machen, ersetzen die prunkenden Aufzüge von Rodschas und Hänptlingen, die sich vordem durch die Straßen bewegten. Vom Kaiserbagh, dieser strahlenden Reihe von Palästen, ist nichts als die äußere vielfach verletzte und völlig unscheinbare Schale geblieben. Der kleinste Theil wird als Kaserne benutzt, im übrigen Theile dringt der Wind durch die leeren Fensterhöhlen und zerschmetterten Thüren ein und pfeift durch alle Säle, Gemächer und Gänge. In dem Grabmal Saadut Ali's, des letzten guten Nabobs von Audh, blicken die vergoldeten Dome und Kuppeln auf wankende, von Geschützkugeln durchlöcherte Mauern herab. Um die entflohenen Reichen zurückzubringen, hat man Jeden, der sich fern halte, mit Einziehung seines Eigenthums bedroht. Sir James Outram hat diese Maßregel gemildert, und man erhebt jetzt von Allen, die den Termin versäumt haben, eine gewisse Abgabe, deren Ertrag dazu bestimmt ist, die Verwüstungen den Blicken zu entziehen. Daß Lacknau zum Untergange verdammt ist, läßt sich nicht verkennen. Die Stadt hat keine günstige Lage, weder Handel noch sonstigen Verkehr, und was sie einst reich machte, ihr verschwenderischer Hof, ihre üppige Aristokratie, ihre zahlreiche Besatzung, ist auf immer dahin.

Beiträge zur Kenntniß des heiligen Landes.

Die Nordamerikaner liefern seit geraumer Zeit schätzenswerthe Beiträge zur Kenntniß des heiligen Landes. Jüngst erschien ein neues Werk eines Geistlichen aus der Union, Heinrich Osborne's „Palästina in seiner Gegenwart und Vergangenheit". Der Verfasser theilt eigenthümliche Hindernisse mit, auf welche die christlichen Bekehrungsversuche stoßen. Die Syrer des Libanons haben ost dagnerreotypiren sehen, aber das Ding nie begriffen. Jetzt wissen sie, woran sie sind. Man dagnerreotypirt, öffentlich oder insgeheim, alle die, welche ein einziges Mal die Schule besucht haben. Bekehren sie sich nicht, oder bleiben sie nicht treu, so wird das Dagnerreotyp schwarz, und in demselben Augenblicke stirbt derjenige, welchen das Bild vorstellt. Eine andere Zauberkraft verbindet sich mit dem Gelde, das die Glaubensboten anstheilen. Sie haben es in ihrer Macht, dasselbe in jedem beliebigen Augenblicke aus den Taschen der Eingeborenen zu sich zurückkehren zu lassen. — Ueber die Einwirkung des Wassers im Todten Meer auf Schuppenthiere stellte Herr Osborne einen interessanten Versuch an. Er versetzte einen See-

Digitized by Google

fisch aus einem Behälter mit Seewasser ins Todte Meer. Nach zwei Minuten fiel das Thier auf die Seite, nach fünf Minuten war es bewußtlos. Im Seewasser erholte es sich, aber Seiten- und Brustflossen blieben gelähmt, und nach einer halben Stunde war es todt.

Die Quellen des Nils.

Herr Miani, ein Venetianer, der zehn Jahre in Kairo gelebt hat und von der Pariser geographischen Gesellschaft wegen Herausgabe einer Karte des Nilthales zum Mitgliede ernannt worden ist, hat den Plan zu einer neuen Nilreise entworfen. Herr Dumas begleitet ihn als Maler, Herr Peyhour, ein Capitän der Handelsmarine, zur Aufnahme der Längen und Breiten und zum Bau von Booten, Herr Pouffel als Secretär, und außerdem gehen ein Botaniker, ein Chemiker und ein Zoolog mit. Die Gesellschaft soll aus hundert Köpfen bestehen und mit Minièbüchsen und Hirschfängern, Geschenken der französischen Regierung, bewaffnet werden. Zum Hauptquartier ist Chartum gewählt worden, und die Gesellschaft wird sich durch Jagdzüge in Nubien, Sennaar und Abyssinien in Afrika eingewöhnen. Von diesem vorbereitenden Theil scheint sich Herr Miani viel zu versprechen, denn er hat in Paris Verträge über die Lieferung von Goldstaub, Kupfer, Korallen, Indigo, Elephantenzähnen und Häuten von Löwen, Leoparden und Tigern abgeschlossen. Nach diesen Jagdzügen sollen die Entdeckungen beginnen, bei denen man den Nilquellen, den fabelhaften Niam Niam und der Zanzibarküste Besuche abzustatten gedenkt. Ganz abenteuerlich klingt, daß die Reisenden zwei Arten von Masken tragen wollen, die eine zum Schutz gegen giftige Insecten, die andere, um rohe Stämme damit zu schrecken.

Naturwissenschaftliches.

Um „auch eine Brücke zu bauen von der schweren Wissenschaft der Psychiatrie hinüber zum größern Publicum," schrieb Bruno Schön, Seelsorger der großen Wiener Anstalt für Geisteskranke, „Mittheilungen aus dem Leben Geistesgestörter" (Pest, Wien und Leipzig, 1859). Die Wiener Anstalt hat einen jährlichen Wechsel von 15—1600 Kranken, bietet also dem aufmerksamen Beobachter, wie Bruno Schön ist, viel Gelegenheit, tiefe Blicke in das Nachtgebiet des menschlichen Lebens zu thun. Auch der Laie, der schon längst an der populairsten Anthropologie Geschmack fand, weil ja das interessanteste Studium des Menschen immerdar der Mensch selbst ist, fühlt das Bedürfniß, neben der normalen auch die krankhafte Thätigkeit des menschlichen Geistes kennen zu lernen. Schön machte es sich nun zur Aufgabe, diesem Bedürfniß zur Ergänzung der Menschenkunde durch Vorführen ebenso zahlreicher als interessanter Beispiele Rechnung zu tragen, dabei auch die Vorurtheile und falschen Ansichten zu zerstreuen, welche noch vielfältig die Schen vor Irren unterhalten. Ferner fehlt es in der Regel den Laien an der rechten Einsicht, wie sie den gezeiten, in den Kreis der Familie und das gesellschaftliche Leben zurückgekehrten Geisteskranken zweckmäßig zu behandeln haben. Schön hat den Vortheil, sich einer dem Laien höchst verständlichen Sprache zu bedienen, die sich nicht mit den nur Psychiatern vom Fach verständlichen Ausdrücken mischt. Auch hat er mit richtigem Takt mehrere zweifelhafte Seelenzustände herausgehoben, welche auf der Grenze zwischen Gesundheit und Krankheit stehen, denn den Laien muß es mehr und mehr klar werden, welche Unterschiede es giebt zwischen den wenig ausgebildeten Formen des Irrsinns auf der einen Seite und den Zuständen excentrischer Leidenschaft, krankhafter Verstimmung oder Unmoralität auf der andern Seite.

„Die Feuchtigkeit der Luft ist die Ursache der meisten Krankheiten." Dies ist ein schon häufig von Aerzten ausgesprochener, wenn auch noch nicht gehörig begründeter Satz. Jetzt findet ein Engländer, Alfred Smee, in der feuchten Atmosphäre die Ursache einer allgemein eingetretenen physischen Entartung des Menschengeschlechts (General debility and defective nutrition, London 1859). Deshalb soll man sich, wie es sagt, überall vom Feuchtigkeitszustand und von der Trockenheit der Räume, die man betritt, stets übergeugen. Um dies zu erleichtern, soll man einen Feuchtigkeitsmesser, Hygrometer, fortwährend bei sich tragen, wie man sich gewöhnt hat, eine Uhr in der Tasche zu haben. Ein solcher portativer Feuchtigkeitsmesser muß freilich in seiner Construction einfacher sein, als die bisher gebräuchlichen Instrumente der Meteorologen. Deshalb giebt Smee einen von Graines erfundenen und dann noch sehr vereinfachten Apparat an, der, wie die bekannten Wettermännchen, den Zeiger durch eine Substanz in Bewegung setzt, welche sich in Berührung mit trockener Luft zusammenzieht, mit feuchter aber ausdehnt.

Ein prächtiges nordafricanisches Thier aus dem Geschlechte der Steinböcke, das Aoudad (Ammotragus Tragelaphus), macht jetzt mit seinen colossalen Hörnern und seinem auffallend großen Barte ebenso bei der fashionablen Welt, die den zoologischen Garten zu London besucht, wie bei den Naturforschern von Fach viel Aufsehen. Allein es scheint sich nach höheren Bergen, als man ihm in dem Garten bieten kann, nach der Trockenheit der Marokkanischen Luft. Man sieht diesem edlen Geschöpfe, das der Herrscher von Marokko als erstes nach Europa gelangendes Exemplar der Königin Victoria geschenkt hat, ein bedeutendes Heimweh nach dem Hochlande des Atlasgebirges an.

Gewerbliches.

Die größte chemische Fabrik ist die von **Tennant** in Glasgow, sie hat auch die größte Dampfesse der Erde. Diese Esse, nach der man schon von weitem mit Staunen blickt, wenn man sich Glasgow naht, wurde 1840—1842 erbaut und ist 450 Fuß hoch, also nur um weniges niedriger, als der Straßburger Münster. Im Fundament hat sie 50 Fuß im Durchmesser, an der Sohle 40 Fuß, und am obern Ende ist sie 14 Fuß weit. Wenige Jahre nach ihrer Erbauung zeigte sich ein gewaltiger Riß an diesem großartigen Bauwerke, sodaß man einen Einsturz befürchtete. Beim Bau hatte man keine Vorrichtung angebracht, um an der Esse hinaufgelangen zu können. Und als man nun eine höchst sinnreiche Maschine construirt hatte, mit Hülfe deren sich ein Mensch selbst hinaufwinden konnte, so hatte man Mühe, Jemand zu finden, der das Wagstück unternehmen mochte. Endlich fand sich ein Mann, der in Zeit von drei Tagen die Spitze der Esse wirklich erreichte; er brachte am obern Rande eine Rolle an, durch welche eine Kette hindurchgezogen wurde, so daß man von nun an mit weniger Schwierigkeit etwas hinaufziehen im Stande ist. Der Riß wurde nun ausgebessert und das ganze Bauwerk mit starken eisernen Reifen in Abständen von 15—20 Fuß umgeben.

Mit der Armstrong-Kanone und ihrer wunderbaren Kraft haben die Engländer eine mächtige Waffe gewonnen; aber ihr Erfindungsgeist ruht noch nicht; ein Herr **Andrew Smith** veröffentlicht jetzt die von ihm gemachte Erfindung eines Gewehrs, welches sechzig Kugeln in der Minute werfen soll. Es ist von großer Leichtigkeit und kann sowohl im Felde, in Batterien, als auch zur See angewendet werden. Ein Behältniß am Gewehr birgt einen genügenden Vorrath von Kugeln und schützt gleich zeitig den Soldaten vor den Schüssen des Feindes.

Litteratur.

Das vor kurzem in London erschienene Buch: „A Decade of Italian Women. By T. Adolphus Trollope" liefert interessante Charakter- und Sittenbilder aus der Geschichte Italiens in der prächtigen und bewegten Zeit des scheidenden Mittelalters, jener Zeit der Renaissanceperiode, wo bereits die Ahnung eines

Digitized by Google

neuen Geistes durch die Welt ging und die abgestorbenen Formen des öffentlichen Lebens in Europa sich wieder zu verjüngen anfingen. Die geschilderten „zehn Frauen" sind zum Theil solche, die, obgleich sehr berühmt in der Vergangenheit, der Gegenwart bereits aus dem Gedächtniß geschwunden waren, und desto mehr Dank muß man es dem Verfasser des betreffenden Buches wissen, daß er uns aufs neue mit denselben bekannt machte. Zuerst erzählt er von der heiligen Catharine von Siena; dann folgen die schöne, kluge und gewandte Catharine Sforza; die hochgebildete, heldenhafte Vittoria Colonna (Gemahlin Pescara's und Freundin Michel Angelo's); Tullia d'Aragona, welche nach dem hier von ihr Mitgetheilten nicht mit Unrecht eine italienische Ninon de l'Enclos genannt worden ist; die gelehrte lateinische Dichterin Olympia Morata; Bianca Capella, Großherzogin von Florenz, die aus königlichem Blut stammende Mörderin; Olympia Pamfili, eine bekannte Feindin des römischen Papstthums, sowie die junge schöne Künstlerin Elisabetta Sirani, für die man den Namen eines „weiblichen Lope de Vega in ihrer Art" gefunden hat. Innerhalb eines Zeitraumes von neun Jahren, von ihrem siebenzehnten bis zum sechsundzwanzigsten Jahre, malte sie nämlich nicht weniger als 115 trefflich componirte und sorgfältig ausgeführte Bilder. Nach ihr kommt im Buche die berühmte Schauspielerin Isabella Andreini, eine Zeitgenossin Shakespeare's, ebenso bewundert wegen ihrer Schönheit, als wegen der Reinheit ihres Charakters und wegen ihrer Kunst; den Beschluß des Ganzen aber macht „La Corilla", das Original für die Corinna des Capitols und der Frau von Staël.

Ulfo Horn in Prag, der von seinem Schlaganfall nun gänzlich wieder hergestellt zu sein scheint, wird nach sechsjährigem Schweigen eine Reihe neuer Erzählungen unter dem Titel „Bunte Kiesel" veröffentlichen. Die Sammlung soll aus fünf Stücken bestehen, die sich einzeln „Gellert in Karlsbad", „Johannesbrunn", „die Wahlkranz", „die schöne Insel" und „Auch noch heute" benennen werden. Das Local dieser Novellen scheint also, wie vom Verfasser der „Böhmischen Dörfer" fast zu erwarten war, wieder Böhmen zu sein. — Alfred Meißner wird „Seltsame Geschichten", zum Theil auch mit seltsamen Titeln, bringen. Die letzteren lauten z. B. „der Spielteufel Peter des Großen", „die Tage des Teufels", „die Schifffahrt des Schneidermeisters Klaus", „Hotel Solitude" und „Was hängt, laßt hängen".

Hoffmann v. Fallersleben hat sich in den letzten Jahren mit anerkennenswerthem Fleiße litterarhistorischen Studien hingegeben und als Früchte derselben bereits eine „Geschichte des deutschen Kirchenliedes", sowie eine „Geschichte der lateinisch-deutschen Mischpoesie" geliefert. Vor kurzem begann er auch ein interessantes Sammelwerk als Beitrag „zur Geschichte deutscher Sprache und Dichtung". Weil er darin vielerlei schon als verloren geltendes oder bisher unbekannt gebliebenes Material zusammentragen will, wählte er dafür den Titel „Findlinge", und von diesen „Findlingen" ist soeben das erste Heft erschienen, während das zweite bald nachfolgen wird. Zugleich war derselbe Gelehrte in Berlin, wo er die letzten Monate verweilte, schon mit den Vorarbeiten zu einem neuen großen Werke beschäftigt, einer „Bücherkunde der deutschen Dichtung bis 1700".

Wie Julian Schmidt und Rudolf Gottschall, will nun auch Robert Prutz eine Litteraturgeschichte der Neuzeit schreiben, zu der er, wie es heißt, gleichfalls seine vielen im „Deutschen Museum" verstreuten Kritiken benutzen wird. Beiläufig sei erwähnt, daß der Genannte, der vor Jahresfrist ungefähr auf etwas auffällige Weise Urlaub von seiner Professur in Halle nahm und in seine Heimath, nach Stettin, zurückging, für diesen Sommer wieder Vorlesungen an der Universität angekündigt hat.

In Frankreich sind in letzter Zeit mehrere sehr werthvolle historische Monographien erschienen, und ihnen wird sich nächstens noch eine neue anschließen, indem Du Plat eine Darstellung des Lebens der Elisabeth von Valois, der Tochter Heinrichs III. und Gemahlin Philipps II. von Spanien, zu geben gedenkt. Es soll viele bisher unbekannte Dokumente und Briefe aus der damaligen Zeit enthalten und besonders auch die zuerst von Prescott gebrachten geschichtlichen Notizen über Don Carlos bestätigen und vervollständigen.

Adolph Streckfuß kündigt einen Cyclus novellistischer Bilder aus der Geschichte des Hauses Hohenzollern an, wovon die zwei ersten, ein abgeschlossenes Ganze bildenden Bände unter dem Titel „Friedrich I. und die Quitzows" nächstens erscheinen werden. Die Quitzows sind ein altes, unbotmäßiges einst sehr mächtiges und durch viele Fehden berühmtes Adelsgeschlecht der Mark Brandenburg, das schon vor zwanzig Jahren ungefähr zu einem bänderreichen Roman „Die Quitzows und ihre Zeit" Veranlassung gab. Mit Friedrich, als Kurfürst von Brandenburg Friedrich I. genannt, begann 1415 die Herrschaft des Hauses Hohenzollern über den Kurstaat Brandenburg.

Georg Pertz, jener talentvolle Sohn des Berliner Historikers, der sein Geschick im Uebertragen fremder Dichter durch seine „Lieder von Robert Burns" auf unzweifelhafte Weise darlegte, ist jetzt mit einer Uebersetzung der Poesien Thomas Moore's beschäftigt.

An Stelle der Wochenschrift „Household Words", die am 30. April ihr Ende erreichen soll, will Charles Dickens wieder eine neue Zeitschrift in derselben Manier, betitelt „All Round the year", gründen, die mit einer Arbeit aus des Herausgebers Feder beginnen soll.

Bildende Kunst.

Der aus Frankfurt gebürtige Ferdinand Heilbuth in Paris arbeitete in neuester Zeit an einem Bilde, welches eine Scene aus dem Leben des italienischen Malers Luca Signorelli darstellt. Derselbe hatte einen Sohn, dessen tragisches Schicksal uns vom Dichter Platen beschrieben worden ist. Er war ein schöner junger Mann, der sich überall die Gunst der Frauen eroberte und dadurch oft in Liebeshändel gerieth, die endlich auch seinen Tod verschulden. Er fiel in der Blüthe seiner Jahre als Opfer der Eifersucht seiner Gegner, und an die Todtenbahre des herrlichen Jünglings führt uns der Künstler in dem obengenannten Gemälde. Der Vater steht dabei, voll Trauer um den Verlust seines Lieblings, und ebenso ergreifend, wie das entflohene Leben in den bleichen Zügen des Erwordeten, ist der gewaltige Schmerz des Alten geschildert, wie er sich der entseelten Hülle seines Sohnes gegenüber steht. Auch die als Staffage dienenden Personen scheinen ergriffen von dem Eindrucke des furchtbaren Ereignisses, und es ist, als wäre selbst die Luft erfüllt von der Schwere der Situation, welche der Pinsel des Malers vor den Beschauer hinzaubert.

Couture, der berühmte Maler der Décadence, hat drei Jahre dazu gebraucht, die Taufe des kaiserlichen Prinzen von Frankreich bildlich darzustellen. Jetzt ist das für die Tuilerien bestimmte Werk endlich fertig, und der Künstler ist sogleich aus Paris abgereist, um nach der solange währenden erschöpfenden Behandlung eines Gegenstandes seinen Geist auf einer Reise wieder für mannichfaltige Eindrücke und Erscheinungen empfänglich zu machen. Dann will er sein riesengroßes Bild „die Werbung der Freiwilligen" aufs neue in Arbeit nehmen.

In Florenz will die Akademie der schönen Künste Italiens größtem Poeten und Patrioten, dem Dichter Dante, ein Denkmal setzen, welches der Bildhauer Enrico Pazzi soeben im Modell vollendet hat. Es ist nach der Zeichnung, die die „Illustrated London News" davon bringen, in edlem Style gehalten, voll energischen Ausdrucks und in der Kleidung einfach in classischem Sinne. Das Antlitz zeigt das gemischte Gefühl von Kummer und Entrüstung, welches dem Dichter das Geschick seines Vater-

Digitized by Google

landes erregen mußte, und er scheint die Bitterkeit des Exiles im Voraus zu empfinden, der er dann auf so rührende Weise in seinen Gesängen Worte verlieh. Das Denkmal soll aus weißem carrarischen, das Piedestal aus buntem Marmor geformt und das Werk auf einem der schönsten Plätze von Florenz, auf der Piazza Maria Antonia, aufgestellt werden.

Im Fernkorn'schen Gußhause zu Wien ist nunlich der Hauptguß des Erzherzog Karl-Monumentes glücklich vollendet worden. Dreißundert Centner Erz nahm die vier Klafter tiefe Grube auf, welche das Metall umschloß, und erst früh am Abend wurde dasselbe flüssig, nachdem das Feuer schon am Mittag entzündet worden war. Außer der Bavaria ward in neuerer Zeit kein so großer Guß vorgenommen, wie dieser.

Auf Anlaß des belgischen Ministers des Innern wird der Brüsseler Park, der jetzt durch Zopfstatuen römischer Cäsaren verunziert ist, in neuer Weise künstlerisch geschmückt werden. Man will darin dreizehn Statuen und fünfzig Büsten berühmter Männer Belgiens aufstellen, ein Unternehmen, welches auf 270,000 Francs veranschlagt worden ist. Außerdem bestimmte man, um dies National-Pantheon im Freien würdig zu vervollständigen, auch noch 50,000 Francs für ein colossales Standbild Belgiens, welches ähnlich der Bavaria ausgeführt werden soll.

Die Verlagshandlung von Manz in Regensburg veranstaltet demnächst von dem Prachtwerke Eduard Steinle's „Officium Mariano" eine Ausgabe mit deutschem Texte unter dem Titel „Taggezeiten von der unbefleckten Empfängniß der allerseligsten Jungfrau Maria." Die acht Bilder dieses schönen Werkes, wofür dem Maler vom Papste eine goldene Medaille zu Theil wurde, hat Franz Keller in Stahl gestochen, während der Text von Dr. Reischl geschrieben ist. — In demselben Verlage erschienen auch sechs der berühmtesten Zeichnungen Overbeck's in Kupferstich, nämlich „Hagar und Ismael", „Salomons Urtheil", „Mosis Auffindung", „Lazarus", „der zwölfjährige Jesus" und „die Tochter des Jairus." Dies Unternehmen wird, wenn die Stiche gelingen, um so dankbarer werden, als die in Privatbesitz befindlichen Zeichnungen dem größern Publicum noch nicht so bekannt geworden sind, als sie verdienen.

Theater und Musik.

Robert Griepenkerl läßt nicht ab, nach Erfolgen auf der Bühne zu trachten, die ihm doch noch nie in durchgreifender Weise zu Theil geworden sind. Seine beiden Dramen aus der französischen Revolutionsgeschichte, „Robespierre" und die „Girondisten", machten vorübergehendes Aufsehen, weil in politischaufgeregter Zeit die politische Phrase darin dominirte; die folgenden Stücke aber, „Ideal und Welt" und „Anna von Walseck", errangen sich gar keine Gunst, weil sich in ihnen eine im höchsten Grade ungesunde und unwahre Auffassung moderner Lebensverhältnisse kundthat. Nun hat sich Griepenkerl aus der noblen Gesellschaft weggewandt zum Genre der Dorfgeschichten, und melodramatisch zu wirken gesucht, indem er, ungefähr wie Motenthal, den Effect durch Musikbegleitung und allerhand scenische Tableaux zu erhöhen trachtete. Doch auch so glückte es ihm nicht. Sein neues in Berlin gegebenes Stück, „Auf der hohen Raa", ist nichts weiter, als ein welchlich verschwommenes, sentimentales Stimmungsgemälde ohne markige Gestaltenzeichnung und ohne dramatisches Leben in der Handlung, die übrigens mit dem Knalleffect einer Verschüttung im Schachte abschließt. Ein zufälliges Ereignis bildet hier also die Katastrophe, die sich doch eigentlich stets aus den Elementen der Charaktere und dem Inhalt nothwendig ergeben soll.

Ein in Krakau lebender Dichter, Dr. Fr. Blum, hat die Volkssage des polnischen Faust in einem Stücke behandelt, welches er „Joseph Twardowski" nennt und an Dawison zur Begutachtung eingeschickt hat. Derselbe, heißt es, interessirt sich sehr für die Aufführung des effectvollen Drama's, besonders, da der Verfasser in demselben eine neue Glanzrolle für ihn abgeben könnte.

In Berlin ist die Gesellschaft des Sadler's-Wells-Theaters aus London angekommen, um auf der Friedrich-Wilhelmsstädter Bühne eine Reihe von Vorstellungen zu geben, die mit „Othello" eröffnet wurden. Diese Wahl kann uns nicht wundern, wenn man daran denkt, daß nach Theodor Fontane's Mittheilung das genannte Stück das populärste des großen Britten in seiner Heimath ist. In dem Vordergrund des Interesses für das Publicum steht natürlich der Director der fremden Truppe, Mr. Samuel Phelps, ein Schüler Macready's, der nach dessen Rücktritt von der Bühne als der vorzüglichste Shakespearedarsteller in England gilt und seinen an Studium ihn übertreffenden Rivalen Kean an ursprünglichem Talente weit hinter sich lassen soll. Mr. Phelps wird uns als eine trefflich ausgerüstete Theaternund Heldengestalt, mit imposanter Figur, ausdrucksvollem Gesicht und mächtigem Organe geschildert. Was den Othello anlangt, so dürfen wir freilich nicht vergessen, daß selbst sehr gewegte englische Kritiker, wie z. B. Lewes, der Biograph Goethe's, unseren Berliner Dessoir, der 1854 mit bei dem deutschen Gastspiel in London war, in der Repräsentation der betreffenden Rolle ihren eigenen Landsleuten unparteiisch vorzogen. Der Vortrag des Mr. Phelps war in den ersten Acten mehr declamatorisch, als charakteristisch, was ohne Zweifel ein Mangel genannt werden muß — dann aber trat in seine Darstellung die volle Naturwahrheit und heißeste Leidenschaft, die sich doch von jenen unkünstlerischen Naturlauten, wodurch Ira Aldridge zu wirken suchte, frei zu erhalten wußte. An Werth und Tiefe überwog dabei der Ausdruck des Zorns den des Schmerzes und der Rührung, wie denn überhaupt die welchern Gefühle weniger im Bereiche der Mittel zu liegen scheinen, über die Phelps zu gebieten hat. — Die Begleiter des Directors scheinen anerkennenswerthe Kräfte zu sein, wenn auch nicht so hervorragend, wie er selber. Miß Margaret Eburn soll eine zu weinerliche, sentimentale Desdemona gewesen sein, und besonders verdrießt man es ihr als geborener Engländerin, daß sie das rührendschöne Liedchen von der Weide nicht mit rechter habe. Mr. Robinson gab den Jago leidlich gewandt, aber ohne Erfindungskraft und Tiefe, zu gutmüthig, während wir dagegen oft genug Jago's zu sehen bekommen, die von Kopf bis zu Fuß, in Maske und Spiel als crasse Bösewichter erscheinen. Aufsehen erregte neben Phelps vor Allen noch Miß Atkinson durch energische Behandlung der bei uns fast stets vernachlässigten und ohne Ausdruck gespielten Partie Emilliens. Die Injectirung des Stückes ließ nichts zu wünschen übrig, und namentlich zeichnete sich die Trink- und Trunkscene im zweiten Acte durch Fluß und freie Komik aus. Gestrichen waren nur einzelne Worte, und die Blanca, die wegzulassen auch bei uns zum guten Tone gehört. Das zweite Auftreten der Gäste fand in „König Lear" statt, und hierin hatte Mr. Phelps eine Glanzrolle, welche noch weit über seinen Othello gesetzt wird. Aeltere Berichterstatter, die Ludwig Devrient in dieser Partie gesehen haben, behaupten, der englische Künstler habe sie auf's lebhafteste an den großen Verstorbenen erinnert, und ebenso vollendet, ehrwürdig und rührend zugleich sei die Maske wie das Spiel gewesen, in allen den verschiedenen ergreifenden Situationen, da, wo der Wahnsinn seine Flügel um das Haupt des greisen Königs schlägt, oder da, wo die Dämonen der Verblendung den Gepeinigten auf Augenblicke lang frei lassen. Neben ihm wird besonders wieder Miß Atkinson als Goneril genannt. Ihr Spiel hatte etwas Großartiges, Dämonisches, wogegen die Cordelia ziemlich schwach war. In keiner Weise ließ dieselbe im ersten Act „jenen Jugendtreß, jene Herbigkeit der Wahrheitsliebe" hervortreten, die sie nach Ad. Stahrs Ausspruch als Lieblingsrolle Lears und damit sie nicht als ganz unschuldiger, d. h. untragischer Charakter gelten dürfe, füglich nicht entbehren kann. Sehr sonderbar und nicht zu billigen er-

Digitized by Google

schien übrigens der Gedanke, den Narren in Lear von einem Kinde, einem noch ganz jungen Mädchen, spielen zu lassen.

Gounod's große Oper „Faust" ist in Paris mit ungemeinem Beifall gegeben worden und findet beim Publicum soviel Theilnahme, daß bereits für die zwölf nächsten Vorstellungen sämmtliche Plätze vergeben sind. Soviel Kunstwerth, wie unseres Spohr's gleichnamiges Werk, mag die Oper des französischen Componisten freilich nicht haben, und es sollen an ihr nicht sowohl die Soli, als nur die Chöre wirksam und bedeutend sein. Mit Genugthuung wird übrigens gemeldet, daß der nach Goethe's Drama von Carré und Barbier gefertigte Text dasselbe wenigstens nicht allzusehr, nicht so sehr, als z. B. der famose Donnerysche „Faust" verunglimpft habe, wenngleich das Ende ein rein äußerliches, auf den Bühneneffect berechnetes geworden ist. Mephisto wird um die Seele Fausts geprellt, ohne daß sich in diesem eine innerliche Läuterung vollzogen hätte, wie bei Goethe am Schlusse seines zweiten Theiles. Der Teufel fährt unter Donner und Blitz zur Hölle, so ungefähr wie Don Juan, Caspar im „Freischütz" oder Bertram in „Robert le Diable"; Faust aber steigt, umgeben von Engeln und guten Geistern, zum Himmel empor, und mit diesem Contraste zwischen den Erscheinungen der Ober- und Unterwelt endigt die Oper.

Friedrich v. Flotow, der seit seiner „Indra" nichts Größeres mehr für die Bühne componirt hatte und dessen letztes Werk das Ballet „die Libelle" gewesen war, hat nach längerer Zeit wieder eine Oper vollendet, die im nächsten Monat zu Hannover gegeben werden soll. Sie betitelt sich „der Müller von Meran", und den Text dazu fertigten in französischer Weise Mosenthal in Wien, sowie Tietz in Berlin gemeinschaftlich. Der erstgenannte dieser beiden schreibt auch an dem Buche für eine Oper, die der bekannte Virtuos **Robert Rubinstein** componiren will; man wird sich dabei erinnern, daß derselbe früher bereits bei Hebbel sich einen Text bestellt hatte, mit dem er aber nicht zufrieden war. Auch der berühmte Tenorist **Duprez** ist mit einer Oper „Jellotte" beschäftigt, die binnen kurzem unter Mitwirkung der Madame van-den-Heuvel, einer Tochter des Componisten, in Lyon aufgeführt werden wird.

Das mit großem Pomp angekündigte Riesenconcert der 5—6000 Ordnenissen in Paris hat nicht den gehegten Erwartungen entsprochen, und die obscuren Sänger sind bereits alle wieder in ihre Provinzen heimgekehrt. M. Hartmann bricht geradezu den Stab über das Unternehmen, welches er als eine Sammlung von allerhand „kranken, schwächlichen, verwachsenen und verbogenen Stimmen" bezeichnet.

Außer der von uns in voriger Nummer in Aussicht gestellten Parodie des Michelet'schen Buches über die Liebe, von welchem gesagt worden ist, „daß es nur wenig Männliches und vom Menschlichen nur das Widerliche enthalte," spielt man jetzt schon in Paris eine Travestie desselben unter dem Titel „L'amour à 3 Francs 50 Centimes." Sie schildert eine Ehe nach Michelets Recept, und da kam denn eine höchst beiläufig bemerkte Posse von selbst zu Stande.

Octave Feuillet hat, wie der Referent der Kölnischen Zeitung meldet, die beste Aussicht, durch seinen „pauvre jeune homme" ein reicher Mann zu werden. Noch immer wird das Stück unter dem größten Zulauf gegeben, und die Tantième beläuft sich nur in Paris schon auf 100,000 Frs., welche mit jeder Vorstellung um circa 500 Frs. steigen. Dazu kommt noch der gesammte Ertrag aus den Provinzen Frankreichs, sowie der Gewinn durch den Buchhandel. Denn schon sind 26,000 Exemplare des Buches abgesetzt, und Feuillet erhält auf seinen Theil für jedes derselben 10 Sous.

Die neue Oper Verdi's „Un ballo in maschera" behandelt, wie schon der Titel besagt, denselben geschichtlichen Stoff, aus dem Scribe und Auber ihren „Gustav oder den Maskenball" machten. In Wien, wo diese Oper „die Ballnacht" heißt, ist aus dem Schwedenkönige ein Herzog Ciaf geworden; noch origineller aber ist das Auskunftsmittel, welches die römische Censur sich ersonnen hat. Dieselbe ließ nämlich dann erst den von Romani bearbeiteten Text ungehindert zur Aufführung gelangen, nachdem die Handlung von Stockholm nach — Boston in America verlegt worden war.

Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.

Richard Heber Wrightson.

Geschichte des neuern Italiens

von der ersten französischen Revolution bis zum Jahr 1850.

Zweite unveränderte Ausgabe. Mit dem Portrait des Papstes Pius IX.

Preis 1 Rthlr.

In dem Augenblick, wo das Wort Italien alle Gemüther beschäftigt, dürfte dies Buch eine Vielen willkommene Erscheinung sein. Die italienische Frage in ihrer Tragweite zu beurtheilen ist nicht leicht. Die Ansprüche der weltlichen und der geistlichen Macht, die Hegemoniebestrebungen einzelner Regierungen, die durch völkerrechtlichen Vertrag verbürgte Fremdherrschaft und das auf angeborenes Recht fußende Ringen nach Nationalunabhängigkeit, das Streben nach staatlicher Einheit und nach Municipalselbständigkeit, das hochfliegende Wollen einer feingebildeten auf einer großen Vergangenheit stolzen Clique und das bescheidene Vermögen eines in einer mehrhundertjährigen Erschlaffung verkommenen Volks, liegen mit einander in beständigem Kampf und halten sich so sehr das Gleichgewicht, daß es schwer ist ihre Bedeutung für die Gegenwart und die Zukunft richtig zu würdigen. Nur an der Hand der Geschichte läßt sich die Lösung des Räthsels versuchen, und das vorliegende Werk ist wohl geeignet dabei Hülfe zu leisten. Es behandelt die Geschichte Italiens seit der französischen Revolution, welche zum Theil die jetzt kämpfenden Interessen hervorrief, zum Theil neu gruppirte. Es giebt eine compendiöse Skizze der Ereignisse, welche zur Entscheidung des Schicksals der italienischen Halbinsel beigetragen und ihren jetzigen Zustand vorbereitet haben. Es bezweckt dem Leser einen Rückblick auf die Vergangenheit darzubieten, der ihn in Stand setzt, die Hoffnungen und Wahrscheinlichkeiten der Zukunft richtig zu würdigen und Fremde vor Einmischung in Fragen zu warnen, die sich nur durch die Einsicht und moralische Kraft des Volks, das sie unmittelbar berühren, lösen lassen. Zugleich will es den Leser in den Stand setzen, trotz der Getheiltheit der Halbinsel in verschiedene Staaten, deren jeder eine eigene Geschichte hat und einen besondern Antheil an den Bestrebungen und Kämpfen von 1848 und 49 nahm, sich einen richtigen Begriff von den gleichzeitigen Acten und Scenen dieses verwickelten Drama's zu machen, und ihm die Mühe sparen, die Einzelheiten aus den zahlreichen und meistens schwer zugänglichen Quellen zusammenzulesen. So hofft es ein Schlüssel zur Kenntniß der politischen Bewegungen der Gegenwart Italiens, und ein willkommenes Buch für Alle zu sein, welche den brennenden Fragen der Zeitgeschichte ihre Theilnahme schenken.

Verantwortlicher Redacteur und Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.

Kiesling'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

Digitized by Google

№ 17. **Europa.** 1859.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 23. April.

Inhalt.

Größere Aufsätze: Londoner Straßenmusikanten. — Aus der Correspondenz Napoleons I. über Italien. — Tscherkessenleben. — **Chronik:** Johann Lucas Schönlein. - Zum Andenken an G. F. Händel. - Oesterreich und Italien. - Die Hamletmaske. - Kurze Nachrichten: Gewerbliches. - Litteratur. - Bildende Kunst. - Theater und Musik.

Londoner Straßenmusikanten.

London ist die Stadt der Gegensätze: neben dem jämmerlichsten Elend macht sich der glänzendste Luxus breit; enge schmutzige Gäßchen mit wackligen Hütten münden in breite Straßen ein, wo die Häuser zu Palästen werden, und in der Nachbarschaft der dichtbewohntesten Quartiere liegen die weitläufigen Parks, welche man so treffend die Lungen der Stadt genannt hat, denn sie allein gestatten den Bewohnern der unermeßlichen Häusermasse frische Luft zu athmen. In diesem Babel ist für alle Unterhaltung, für alle Schauspiele, für alle Genüsse, von den einfachsten bis zu den raffinirtesten, Platz; und selbst was dem einfachsten dient, wird wegen der Größe des Schauplatzes zur großartigen Industrie. So auch die Straßenmusik. Gegen neun Uhr früh, die Zeit wo die Menschenfluth sich durch die Straßen verbreitet, rückt die große Armee der Straßenmusikanten von Spitalfields, Leather-Lane, Holborn, Wapping und Clerkenwell nach den Regionen des Westends aus, und man kann alsdann vor den Thoren der großen Theater, Covent Garden oder Drury Lane, irgend einen weißköpfigen Paganini sehen, der seit einem halben Jahrhundert dieselbe Melodie auf derselben Saite spielt, den meisten gebildeten Ohren freilich eher zur Qual als zum Schmause. Dafür hat diese Musik den Vorzug zu beliebigem Preise Jedem zugänglich zu sein und wird dadurch zum Concert und zur Oper des Armen. Der Geiger ist häufig auch Sänger, und als solcher weiß er alle Saiten des menschlichen Herzens mit seinen Liedern zu berühren. Alte Balladen, die an das großmütterliche Haus erinnern, bilden einen Grundstock seines Repertoirs: „Es war einmal ein Schuhflicker, der wohnte in seinem Laden", „das Gespenst von Cocklane", „die verirrten Kinder im Walde", „Barbara Allen" und ähnliche, rührende Liebesgeschichten, Schauergemälde und Humoresken rufen in den Herzen der Straßenbevölkerung dieselben Empfindungen des Grausens wach, die der vornehme Mann in der großen Oper in dem Finale zum Don Juan oder in den Schauerscenen Robert des Teufels sucht. Andere Lieder sind Klänge aus der Heimath und rufen dem Hochländer oder dem Waleser die phantastischen Nebelbilder seines Hochgebirges, dem Irländer die sonnigen Seen und heiteren Gelände seiner schönen Erins in die Erinnerung zurück. Noch andere appelliren an den Patriotismus und den Heroencultus des Volkes, und Lieder wie „der Tod Nelsons", „Britannia, du Stolz des Meeres", „das Banner mit dem rothen Kreuze", ziehen immer ein zahlreiches Publicum herbei. Das Repertoir wechselt auch nach der Localität, wo der Sänger auftritt, und die Liebeslieder und Romanzen, die er in dem Westend vorzieht, wo Dienstboten das zahlende Publicum bilden, werden im Osten der Stadt in den Quartieren an der Themse zu Matrosenliedern. Auch die von Irländern bewohnten Quartiere haben ihre eigenen Melodien aus dem reichen Schatze der heimathlichen Gesänge. An dem kosmopolitischen Charakter, den London als Weltstadt trägt, nimmt die Musik natürlich ebenfalls Theil. Braune Indier in weißem Turban und weißem baumwollenen Talar klappern vor Frost in dem unwirthlichen Klima und singen ein unmelodisches Lied in der Hindusprache, das sie mit den melancholischen Klängen des Tomtom begleiten. Früher sehr beliebt, sind sie seit dem letzten indischen Aufstand höchst unpopulär geworden. Gelbe Chinesen mit glatt geschorenem Kopf, langem Zopf und schief geschlitzten Augen kratzen auf den Saiten einer Art Mandoline und entlocken ihr Töne, die fast so seltsam klingen, wie der Text den sie dazu singen. Neger in langem blauen Frack mit dem Schwalbenschwanz, einem Hemdkragen, der fast das Gesicht verdeckt, einem großen Lorgnon auf der Brust und in den Ohren Ringe, die fast noch größer sind als das Lorgnon, spielen das Tambourin und den Banjo, haben auch zuweilen vom Neger nichts als die Farbe, welche aus Fett und Lampenruß besteht, denn ihr Gewerbe ist eine gute Speculation und lockt Mitbewerber aus anderen Gebieten heran. Der Vortrag der Niggerlieder, die fast kleine burleske Dramen zu nennen sind, beansprucht übrigens viel komisches Talent, und es giebt Schauspieler, die sich dieses Fach zur Specialität gemacht haben und denen es eine reiche Ernte trägt. Auch böhmische Spielleute in halb berg-

Digitized by Google

männischer Tracht, die zwischen Blechinstrument-Musik und Gesang abwechseln, und tyroler Jodler in der grün aufgeschlagenen Joppe und dem Spitzhut mit dem Gemsbart giebt es unter der bunten Schaar der Straßenmusikanten, welche einen Industriezweig bilden, der viel Menschen ernährt und dessen Ursprung englische Alterthumsforscher bis in die ältesten Zeiten zurückgeführt haben.

Keine geringeren Leute als die alten Minstrels sind die Ahnen der gegenwärtigen Straßenmusikanten. Diese Minstrels waren selbst noch mehrere Jahrhunderte nach der Eroberung in England lauter Normannen. Sie waren sehr geachtet und im Besitz ansehnlicher Vorrechte. Sie hatten ebenso wie Herolde oder Gesandte zu jeder Zeit freien Zutritt zu den Schlössern und den reichen Abteien. Sie wurden sehr gut bezahlt, und dieser Umstand lockte Müssiggänger und lockere Brüder in ihre Reihen, welche das Gewerbe der Minstrels bald in Verruf brachten. In den Schlössern und Klöstern, wohin sie bei gewissen Festlichkeiten in Schaaren strömten, begnügten sie sich nicht immer mit dem, was ihnen die Freigebigkeit ihrer Wirthe darbot, sondern behandelten Keller, Speisekammer und das ganze Haus als erobertes Land. Diese Mißbräuche veranlaßten Eduard II. und Eduard IV. strenge Edicte gegen die Brüder der gaie science zu erlassen, und die frühere Achtung vor der einst so blühenden Kunst der Minstrels sank mit jedem Jahrhundert tiefer. Unter der Regierung Elisabeths kam noch eine andere Ursache des Verfalles hinzu. Die Trouvères blieben der Entwickelung der Litteratur fremd, welche damals in den höheren Kreisen der englischen Gesellschaft sich vollzog, und so mißachtet war bereits das Gewerbe, daß man in einem Pönalstatut der Königin Elisabeth die Minstrels in eine Classe mit den Landstreichern und den Bettlern gesetzt findet. Unter Cromwells Protectorat wurden „diese gemeinhin Geigenspieler oder Menestrels genannten Leute“ mit gleicher Verachtung und gleicher Strenge behandelt. Aber trotz der Strafertasse erhielt sich die Industrie der Minstrels, nur daß sie ihren Sitz aus dem Edelschloß in die Schenke oder auf die Gasse verlegen mußte. So sehen wir sie noch heute in den Straßen Londons als Schatten eines todten Glücks und einer erloschenen Größe herumwandeln, denn die Straßensänger und Musikanten sind, wie sich gar nicht bezweifeln läßt, die Reste einer heruntergekommenen, aber ehemals mächtigen und angesehenen Corporation.

Der Minstrel unserer Tage ist ebenso häufig wie der des Mittelalters zugleich Dichter, Sänger und Musiker; aber noch öfter sind die verschiedenen Zweige seiner Kunst von einander getrennt. Die Dichter, welche für die Straßenlitteratur arbeiten, bilden eine Classe für sich, und die zwei Dichtungsgattungen, die sie mit dem meisten Erfolg bearbeiten, sind die Balladen und die Klage, sorrowful lamentation. Der Straßenautor — street-author — erhält einen Schilling für jedes Gedicht; aber wenn der Verleger mit den Versen oder mit dem Erlös aus dem Verkauf derselben sehr zufrieden ist, so legt er in seiner Großmuth wohl noch einige Pence zu. Vor einigen Jahren war die Straßenballade für die englischen Verleger und Drucker noch eine sehr gewinnreiche Speculation; jetzt ist diese Industrie im Verfall begriffen. Die Straßendichter beschuldigen die singing rooms, wo beim Bier und der Tabakspfeife ein Solosänger mit Pianofortebegleitung komische und ernste Gesangstücke mit dramatisirendem Vortrag zum Besten giebt, ihnen das Gewerbe verdorben zu haben. Die Verleger brauchen ihre Dienste nicht mehr in Anspruch zu nehmen; sie finden es viel einfacher eine fertige Balladensammlung zu kaufen und daraus abzudrucken, was sie brauchen. Auf dem fliegenden Blatt erscheint dann die dem Straßenautor verhaßte, bei dem Publicum aber nie ihre Wirkung verfehlende Empfehlung: „gesungen in den Londoner Concerten“. Da die Nachfrage nach ausdrücklich für die Gasse geschriebenen Gedichten sich in neuester Zeit sehr vermindert hat, hat auch die Zahl der Dichter, welche für dieses Fach arbeiten, sehr abgenommen, und 1852 gab es deren nur noch sechs. Sie schreiben über alle Gegenstände, und ihre Feder ist unerschöpflich. Kriege, siegreiche Schlachten, politische Ereignisse, die Liebe und überhaupt alles was der Minstrel des Mittelalters besang, bietet heute noch dem Straßendichter Stoff für seine Verse. Das liebste Fach jedoch ist ihm die Satyre. Bei aller Fruchtbarkeit wird der Straßendichter nicht wohlhabend, denn der Absatz seiner Werke ist nicht sehr lebhaft, und er kann dem Verleger nicht mehr als zwei oder drei die Woche verkaufen, was ihm zwei oder drei Schillinge einbringt. Von allen, die zur Erhaltung der arbeitenden und der dienenden Classe beitragen, ist er daher in der traurigsten und elendesten Lage. Die meisten dieser Straßendichter verbinden deshalb auch mit ihrer Kunst ein anderes Gewerbe, das sie von Haus zu Haus führt, wie den Zündhölzchenverkauf und ähnliches.

Die geschriebene Ballade wäre ein todtgeborenes Kind, wenn eine andere Industrie ihr nicht Luft, Leben und Bewegung verliehe. Das ist die des Straßensängers. Dieser begleitet sich manchmal selbst auf der Violine, aber oft sind die Rollen getheilt, und der Mann spielt und die Frau singt. Trotzdem giebt es eine große Anzahl vereinzelter Sänger, deren Hauptgewinn in dem Verkauf der Balladen besteht, die sie vortragen. Obgleich diese in den Vorstädten Londons so bekannten wandernden Künstler ihre Stimme jedem Ruhm und jeder Größe widmen, so ziehen sie doch die Gelegenheitsstoffe allen anderen vor. Wenn der politische Horizont von Wolken umzogen und von Ereignissen schwanger ist, hofft ein solcher Sänger, daß das Gewitter sich für ihn in einem Regen von Kupfermünzen auf das Pflaster ergießen werde. Alles, was die Volksleidenschaften aufregt, giebt ihm für den Tag größere Bedeutung. Vor einigen Jahren, bei Gelegenheit der großen antipapistischen Bewegung, war der Straßensänger plötzlich ein wichtiger Mann geworden. Allerdings hatte er ernstliche Kämpfe mit den katholischen Irländern zu bestehen; aber die Püffe fielen auf beiden Seiten ziemlich gleich, während das Geld dem Sänger allein blieb, und er las Sixpencestücke und selbst Schillinge für seine Satyren auf den Papst und den Cardinal Wiseman auf. Zum ersten Mal warfen sogar Geistliche dem armen Straßensänger einen wohlwollenden Blick zu und nahmen ihn unter ihren Schutz. Dieser glückliche Zustand dauerte nur so lange, als bei einem freien Volke die Aufregungen des Augenblicks dauern. Der Straßensänger ist Phi-

Digitized by Google

losesh; er hatte diesen Glückswechsel vorausgesehen und nahm wieder seine Violine zur Hand, um die alten Melodien von neuem zu spielen, bis ein neues Steigen in der Ebbe und Fluth der öffentlichen Meinung eintrat. Ein wahres Californien war für ihn die Ankunft Haynau's in England. Diesmal wendete sich der Sänger hauptsächlich an die Frauen, und die Frauen sind die besten Kunden. Er kann immer sicher auf eine reichliche Ernte in kleiner Münze rechnen, sowie es ihm gelingt, durch die Melodie oder die Worte die Herzen der schwächeren Hälfte des menschlichen Geschlechts zu rühren. Alle öffentlichen Festlichkeiten und Ceremonien geben dem Straßensänger Stoff zur Ausübung seines Talents, und auch die neuliche Vermählung der Prinzessin von England wurde in Versen besungen, die zuweilen nicht blos an das Cynische streiften. Ungebundenheit war der hervorstechende Charakterzug der von den alten Minstrels vorgetragenen Lieder, und an dieser Eigenschaft fehlt es auch den modernen Straßentreubadours nicht. Das Gewerbe des Straßensängers ist keiner Censur und keinem Verbot unterworfen, denn die englische Regierung ist der Ansicht Mazarins und läßt die Leute singen. Fühlt sie sich übrigens nicht stark genug um eine Industrie zu dulden, welche unter einer zuweilen unehrerbietigen Form in keinem Falle Feindseligkeit gegen die Verfassung des Landes oder gegen die regierende Familie verbirgt? Noch bei einer andern Gelegenheit werden die Dienste des Straßensängers angenommen und selbst verlangt: bei den Wahlen. Mit Bandschleifen der Partei geschmückt, der er für den Tag dient, mit einer Violine bewaffnet und mit einer Ballade zum Lobe eines der beiden Candidaten, tritt er kühn in die Schranken. Man kann sich denken, daß die Satyre auf den Gegner seines Gönners nicht gespart ist. Obgleich der Straßensänger mit seinem ganzen Gewicht für den Sieg der Sache wirkt, deren er sich angenommen hat, so fühlt er doch in Wahrheit keine besonders warme Theilnahme für die eine oder für die andere Partei. Seine Stimme und seine Geige gehören aller Welt oder vielmehr dem, der sie bezahlt.

Die Straßenmusikanten Londons spielen meistens die Harfe, die Flöte, das Klapphorn und verschiedene andere Blechinstrumente. Die Drehorgelspieler sind selten Engländer, sondern vorwiegend Savoyarden. Manche Musikanten durchwandern auf eigene Faust die Stadt und die Umgebung, andere bilden förmliche ziemlich zahlreiche Chöre, die aus Deutschen oder Engländern bestehen. Die wandernden Musikanten, die von Stadt zu Stadt durch ganz England ziehen, sind mit diesen nicht zu verwechseln. Der wahre Straßenmusikant verläßt London fast nie, und dann nur im Sommer, um Ausflüge nach den nächsten Seebädern zu machen, wohin er eben auch blos seinem gewöhnlichen Publicum, den Londonern, folgt. Ein eigenthümlicher Charakterzug in dem Leben dieser halb nomadischen Künstler ist die Regelmäßigkeit, mit der sie ihrer Beschäftigung nachgehen. Sie haben die ganze Stadt London districtweise unter sich vertheilt und dulden selten, daß ein Chor dem Revier des andern Abbruch thut. So sind ihre Wanderungen nicht nur eingegrenzt, sondern auch geregelt; sie haben ihre festen Straßen und gewissermaßen ihre bestimmten Stunden für jede Tageszeit. Niemand ist so bekannt wie sie mit allen Schlupfwinkeln der Stadt oder mit denen wenigstens seines Viertels. Mehr als einmal habe ich gesehen, wie sie sich in das verwickelste Straßenlabyrinth wagten und in armen und abgelegenen Gäßchen, dunkelsten und schmutzigsten Höfen und andern Oertlichkeiten, die selbst den Bewohnern von London unbekannt waren, Verdienst suchten. Dieses Gewühl von Gäßchen, Sackgassen und Höfen ist ihnen ebenso bekannt, als dem Vogelsteller der Theil des Waldes, wo seine Hütte steht. Sie wissen die Mauern, die Ohren haben, von denen zu unterscheiden, die keine besitzen; sie legen sich Rechenschaft ab von den Melodien, welche dieses oder jenes Haus, diese oder jene Straße und manchmal ein einzelnes Haus den andern vorzieht. Meistens suchen sie stille Gegenden auf und benutzen die Tagesstunden, wo die Arbeiterbevölkerung ein klein wenig paustirt. Ihre Hauptfeindin ist die Glocke der Schulen oder Fabriken, welche oft mitten im Concert die besten und meisten Zuhörer zur Arbeit wegruft. Meistens sind die Straßenmusikanten anständig gekleidet und zeichnen sich auch durch ihr Benehmen von dem Bänkelsänger aus, mit dem sie nur einen Zug gemein haben: die Liebe zu starken Getränken. Es gilt als Axiom unter ihnen, daß das Blech Durst macht. Obgleich in ihrer Industrie weniger als die Dichter der Straßenballade beeinträchtigt, beklagen sich doch auch die Straßenmusikanten bitterlich über das Umsichgreifen der Concerte in den Musie Halls. „Diese Concerte, sagte einmal Einer zu mir, nehmen uns das Brot weg. Die Liebhaber machen mit jedem Jahre mehr Ansprüche. Kein Bummler würde heut zu Tage fünf Minuten stehen bleiben, wenn der heilige Dunstan selbst die Drehorgel spielte, der, wie Sie wissen, selbst ein wandernder Musikant war und die Drehorgel erfunden hat."

Die einträglichste Zeit für die Straßenmusikanten ist die der Waits, die Zeit der heiligen Wachen, die vierzehn Tage vor Weihnachten beginnen und mit diesem Feste schließen. Alsdann nimmt die Straßenmusik wirklich einen poetischen Charakter an. Es ist Mitternacht: die ganze Riesenstadt ruht, soweit sie überhaupt ruhen kann, und Musikbanden durchziehen die Straßen, ursprünglich um die Weihnachtslieder abzusingen, mit welchen die Engel den Hirten die Geburt des Heilandes verkündeten, gegenwärtig aber nur ziemlich profane Musik zu spielen. Das Orchester besteht meistens aus einer Harfe, einem oder zwei Violoncells, einem Baß und einer Clarinette, und die Ausführung ist nur mittelmäßig; aber die Stunde, die Stille und Unermeßlichkeit der Nacht und das Unerwartete des Concerts machen einen unaussprechlichen Eindruck. Sowie die Instrumente schweigen, wünscht einer der Musikanten mit tiefer Stimme den Bewohnern der benachbarten Häuser, Masters and Mistresses: „Eine gute Nacht, ein fröhliches Weihnachten und ein glückliches Neujahr." Der Londoner Mittelstand, hauptsächlich die kleinen Krämer, haben eine gewisse Schwäche für die Waits, und nennen mit Entzücken ihre Musik eine himmlische, und ich muß gestehen, daß ich bis zu einem Grade die naive Bewunderung dieser Kleinbürger der City theile. Das erste Mal, wo ich, ohne vorbereitet zu sein, vor drei Jahren zwischen ein und zwei Uhr Morgens unter meinem Fenster musi-

Digitized by Google

kalische Töne durch die stille und kalte Nachtluft klingen hörte, wußte ich nicht mehr, in welche Welt mich meine Träume versetzt hatten. Ich wollte wieder einschlafen, als das unsichtbare Concert in geringer Entfernung von neuem begann, denn alle drei Häuser machten die Musikanten Halt. In dem Maße, wie sich die Töne entfernten, wurden sie sanfter und nahmen einen ätherischeren Charakter an, der im Einklang mit der Stille der Natur, dem Schlummer der Nacht und der Schönheit des Mondscheines stand. Ich lauschte und lauschte; aber die Töne, die wie ein Traum gekommen waren, verschwanden wie eine Vision; sie waren erst eine verschwimmende Harmonie, dann ein schwacher Wiederhall, dann nichts.

Der Straßenmusikant und der wandernde Musikant unterscheiden sich blos durch die Ausdehnung ihrer Streifzüge. Eine der merkwürdigsten dieser Excursionen machte vor einigen Jahren ein junger Londoner. Er war von guter Familie und von guter Erziehung; aber im Verdruß über eine unglücklich abgelaufene Herzensangelegenheit kam er auf den Einfall, zur Zerstreuung als wandernder Minstrel herumzuziehen. Er sprach sehr gut spanisch, und dieser Umstand bestimmte ihn bei der Wahl seiner Maske. Von seiner Familie nahm er Abschied, um eine Reise nach dem Festland zu machen, begab sich aber nach London zu einem Juden, kaufte sich einen Mantel, eine sammetne Jacke und ein Paar Beinkleider im castilianischen Schnitt, legte sich den Namen Senor Juan de Vega bei und trat, ausgestattet mit einer englischen Ballade, die ihm einer seiner Freunde eigens zu diesem Zweck gedichtet hatte — sie hieß „der spanische Flüchtling" — muthig seine Reise an. Die spanischen Flüchtlinge standen damals in hoher Gunst in England, und der improvisirte Minstrel glaubte nicht schlecht zu rechnen, wenn er sich als ein Opfer des Bürgerkriegs darstellte. Sein Aeußeres unterstützte den Roman, als dessen Held er auftrat: er hatte schwarze Augen und schwarzen Schnauzbart, eine etwas gebräunte Gesichtsfarbe und eine stolze Haltung. Sein Hauptzweck war, unter dieser Verkleidung England zu sehen, und die Landschaften, die Sitten und die verschiedenen Classen der Gesellschaft kennen zu lernen. Er schlug erst die Straße nach Rochester ein, und durchwanderte dort von Stadt zu Stadt und von Dorf zu Dorf mit seiner Guitarre die ganze Grafschaft Kent. Seine Jugend, seine Stimme, sein Aufzug und sein unglückliches Schicksal erregten überall Theilnahme, und zuweilen sammelte er bis zu acht Schillinge in ein Paar Stunden ein. Aber auch schlimme Tage waren zu bestehen, und Zeiten der Noth wechselten mit den Tagen des Ueberflusses ab. Durch Hülfe seiner Verkleidung fand der junge Abenteurer Zutritt in den Schenken, Gasthäusern und zuweilen auch im Salon, und mehr als eine von dem einförmigen Leben in der Provinz gelangweilte Dame winkte den spanischen Hidalgo unter ihr Fenster, um sich von den fremdartigen Klängen seiner Guitarre zerstreuen zu lassen. Unterwegs machte er Bekanntschaft mit Irländern, wandernden Schneidern, Zigeunern und Bettlern, und Tags darauf vielleicht speiste er als ehemaliger Officier der spanischen Revolutionsarmee mit seinen englischen Kameraden an der gemeinsamen Tafel in der Kaserne. Seine hauptsächlichste Besorgniß war immer, von alten Bekannten erkannt zu werden. In einem der Häuser, wo er hingerufen worden, untersuchte ein sehr hübsches Mädchen die Guitarre, klimperte in den Saiten und bemerkte mit einem Lächeln, daß sie das Instrument gern spielen möchte. Fast hätte sich der verkleidete Gentleman zu einigen galanten Worten oder wenigstens zu einigen verliebten Blicken verleiten lassen, aber der forschende Blick eines Officiers, der sich mit im Zimmer befand und mit dem er in Gesellschaften öfters zusammengetroffen war, erinnerte ihn noch zur rechten Zeit an seine beschiedene Rolle. Die Liebesabenteuer fehlten in diesem Minstrelleben nicht, wie man sich wohl denken kann, aber es waren die Liebesabenteuer eines Zugvogels. Zarte Hände schenkten ihm selbst gestickte Manschetten oder ähnliches im spanischen Geschmack, interessante Andenken, die er in schlechten Tagen manchmal in's Pfandhaus tragen mußte. Zehn Monate hatte Don Juan de Vega in dieser romantischen Weise verlebt und während dieser Zeit einen Theil Englands, sowie Irland und Schottland durchwandert, und es war Zeit, sich wieder an ein geordnetes Leben zu gewöhnen. Der spanische Flüchtling wurde wieder, was er von Geburt war, Mr. Charles Cochrane, aber wenigstens nicht, ohne im Anfang die Tracht und das Leben des wandernden Minstrels schmerzlich zu vermissen. Die Halsbinde und die neumodischen Kleider wurden ihm zur Last. Juan de Vega hatte auf seiner Reise durch Großbritannien und Irland 58 Pfund Sterling eingenommen, die er dem Unterstützungscomité für die spanischen Flüchtlinge überschickte: die beste Weise, die Täuschung wieder gut zu machen, die er sich gegen das Publicum erlaubt hatte. Noch etwas Besseres als Geld brachte übrigens Mr. Cochrane von seiner abenteuerlichen Reise mit nach Hause: er hatte gelernt, Theilnahme für die socialen Nothstände zu fühlen, die er bis dahin nicht gekannt hatte, und die man nur kennen lernen kann, wenn man selbst in Armuth und Noth lebt. Die Lehre ging ihm nicht verloren; er heirathete eine reiche Frau und ist jetzt ein eifriger Förderer aller Pläne, welche die Hebung der materiellen und sittlichen Zustände der nothleidenden Classen im Auge haben.

Aus der Correspondenz Napoleons I. über Italien.

x. Der General und nachherige Consul Bonaparte ging bekanntlich auf Befehl des französischen Directoriums nach Italien, um dieses Land zu „befreien" und die Oesterreicher zu bekämpfen. Die neuen Weltbeglücker kamen über die Alpen, hatten eine lange Reihe von Schlachten und Kämpfen zu bestehen, schufen eine Menge von Republiken, die von heute bis morgen dauerten, erlegten den Italienern Zwangssteuern auf und vertrieben die Landesherren, um an deren Stelle zwei Exoberer aus Frankreich zu setzen, den Kaiser als König von Italien, und den Reiteroffizier Murat als König von Neapel.

Digitized by Google

Das war das Werk der „Befreiung", bis nach den Schlachten von Leipzig und Waterloo die Dinge wieder auf den alten Fuß gebracht wurden.

Ueber die Art und Weise, die Italiener zu beglücken, giebt die vor einiger Zeit in Paris gedruckte Correspondenz des ersten Napoleon sehr interessante Mittheilungen, aus welchen die Leute im Süden der Alpen sich belehren können, wenn sie wollen. Bonaparte kam, wie er sagte, um die Lombardei zu befreien, den Venetianern die Ketten abzunehmen, das Papstthum zu regeln und das Nationalgefühl der Sardinier zu beleben. Die Italiener, sagte er ferner, seien ihm an's Herz gewachsen, aber sie mußten ihre „Rettung" theuer bezahlen. Der Befreier hielt in der einen Hand das Schwert und wies mit der andern auf den Galgen; auch spricht er selbst ausdrücklich die Worte aus, daß seine französischen Soldaten kaum um ein Haar besser gewesen seien als „eine Bande von Straßenräubern." Das Jahr 1796 brachte „Ruhm"; aber nicht für die Italiener, sondern für jene französischen „Brigands". In einem dürren chronologischen Buche, das in Italien gedruckt worden ist, stehen die Worte: „Die Franzosen unter Bonaparte überziehen den Norden Italiens und plündern denselben aus." Diese Befreier fochten die Schlachten von Montenotti, Lodi, Arcola und Rivoli, eroberten Mantua, besetzten Venedig, und im Frieden von Campo Formio nahmen sie die Lombardei für sich, und traten Venedig an Oesterreich ab, als eine Art von Entschädigung für die Niederlande, welche Frankreich sich angeeignet hatte. In Italien erklärte man die fremden Befreier für „Heuschrecken"; sie durchwühlten und plünderten Kirchen und Paläste, schleppten alle Kunstwerke fort, deren sie habhaft werden konnten, raubten in Städten und auf dem platten Lande und thaten den Frauen Gewalt an. Ihr Anführer Bonaparte rief ihnen in einer Proclamation zu: „Ich führe euch in die üppigsten Ebenen der Welt; reiche Provinzen und große Städte werden in eure Gewalt gerathen." Die Soldaten nahmen ihn beim Worte, zu seinem eigenen Schrecken, denn in Lesegno, wo sie unbarmherzig plünderten, mußte er sie darüber schelten; in Mondovi hausteten sie dermaßen mit den unglücklichen Einwohnern, daß er ihnen sagte, sie hätten ärger gewüthet als ein Feind, und in Cherasco trieben sie den Unfug so weit, daß er nicht umhin konnte, einige Exempel zu statuiren und manche „Befreier" todtschießen zu lassen. Bei Tortona sagte er ihnen: „Ihr habt eure Vorbereien durch Feigheit und Verbrechen geschändet," und in Brescia verzweifelte er an der Mannhaftigkeit der Franzosen. Nebenher füllte er freilich selber seine eigenen Koffer voll, nahm in Mailand, Parma, Modena, Piacenza und Bologna Gemälde, Statuen und werthvolles Geräth weg, und drohete den Italienern „Häuser und Dörfer zu verbrennen."

Das alles findet man im ersten Bande der Correspondenz Bonaparte's schwarz auf weiß gedruckt. Der zweite enthält mehr eigentlich militärische Angelegenheiten, aber auch manche charakteristische Züge. An vielen Stellen schreibt er, daß die Soldaten sich schlecht aufführen, weshalb die Italiener sich in Hinterhalte legen und viele Franzosen ermorden. Diese trieben es so arg, daß ein Engländer sagen kann: „Aus so vielen Wunden blutete nicht Spanien zur Zeit des Erbfolgekrieges, nicht Indien in der Zeit, als der bengalische Bauer mit der Luntenflinte hinter dem Pfluge ging, nicht Italien im Mittelalter, als es eine Beute der Condottieri war, sie alle bluteten nicht so sehr als dieses Italien damals, als die erzwungene Bonapartistische Befreiung auf ihm lastete." Im September 1796 richtete Bonaparte an den Senat von Bologna folgenden Erlaß:

„Wehe Allen, welche sich das Mißvergnügen des französischen Heeres zuziehen! Wehe über Ravenna, Faenza und Rimini, wenn sie die Achtung außer Augen setzen, welche sie der siegreichen Armee und den Freunden der Völkerfreiheit schuldig sind! Dummköpfe und Fanatiker werden bestraft werden wie die Verbrecher. Die Zeit ist gekommen, in welcher Italien einen Ehrenplatz unter den mächtigen Ländern einnehmen soll. Die Lombardei, Modena, Reggio, Ferrara, vielleicht auch Rom, wenn es sich würdig zeigt, werden Europa in Erstaunen setzen, und wir werden die glänzendsten Tage Italiens sehen. Eilt zu den Waffen! Was in Italien frei wird, ist auch wohlhabend und volkreich. Handelt so, daß die Feinde eurer Freiheit und eurer Rechte zittern! Ich werde euch im Auge behalten. Republikaner werden euch den Weg zum Siege zeigen; von ihnen werdet ihr lernen, wie man Tyrannen bekämpfen muß. Ich werde eure Bataillone führen, und euer Glück wird theilweise euer eigenes Werk sein. Vor allen Dingen aber mögen die Verblendeten, welche dem Zorn des französischen Volkes zu trotzen wagen, sich erinnern, daß dieses letztere zwar Völker und Religionen beschützt, aber furchtbar ist wie der Würgengel gegen jene Frechen, welche ihm Trotz zu bieten wagen!" Wie viel Alberntheit, Schwulst und anmaßende Ruhmredigkeit liegt in diesen wenigen Worten!

Italien wurde erobert und, der Bonapartistischen Logik gemäß, „frei"; es wurde ausgeplündert und dadurch „reich und wohlhabend." Die französischen Soldaten hatten nun wieder Schuhe und Hosen, sie lebten in Hülle und Fülle, — auf Kosten der Italiener, zunächst und insbesondere auf jene der „befreieten Lombarden." Bonaparte sagt selbst, wie die Dinge getrieben wurden, und in Mailand empfindet er sogar Scham über die Barbarei seiner Soldaten: „Die verübten Schandthaten sind gar nicht mehr zu zählen. Während des Krieges war es mir unmöglich, strenge Ueberwachung zu üben, aber jetzt während meines Aufenthaltes in Mailand will ich eingreifen, und demnächst soll mit einem Dutzend der Anfang gemacht werden. Dann wird das Volk in der Lombardei glücklicher sein, die Last der Armee weniger verspüren und nicht mehr so schwer gedrückt werden. Mit dem unglücklichen Mantua wird es nicht so gut gehen; die Natur schaudert, wenn man an den Schwarm von Schurken denkt, welche jene Gegend verheeren. Ich habe Maßregeln getroffen, um das Unglück zu mildern." Dann meldet er dem Directorium, Bürger Lachese sei ein Hallunke; mit Ausnahme von fünf Commissarien der Armee seien alle andern Diebe und Betrüger; Gosselin sei ein Feigling; er schreibt, der eine stehle, der andere erpresse und mache Unterschleife, und wenn er nur vier Wochen Zeit habe, so werde er diese ganze Hallunkenbande todtschießen lassen. Wäh-

Digitized by Google

rend er den Italienern „Befreiung" verspricht und sie in Proclamationen ermahnt: „Auf, zu den Waffen, organisirt euch, eilt in unsere Reihen! Es ist Zeit, daß Italien eine freie und mächtige Nation werde!" während er sie so lödert, schreibt er an das Directorium: „Rom und Alles was dazu gehört, Triest, Friaul, selbst ein Theil von Neapel wird unsere Beute werden; aber dazu muß ich mehr Soldaten haben." Wohin er kommt, übt er sogleich eine Zwangsherrschaft aus. In Bologna veröffentlicht er folgenden Erlaß:

„Ich bin der Feind aller Tyrannen, vor allem aber bin ich ein geschworner Feind der Schurken, Plünderer und Anarchisten. Ich lasse meine Soldaten erschießen, wenn sie plündern; ich werde auch alle erschießen lassen, welche die gesetzliche Ordnung stören, denn sie sind ein Unglück und eine Schande für die Welt. Volk von Bologna! Willst Du, daß die französische Republik Dich beschützt? Willst Du, daß die französische Armee Dich achtet und sich Glück dazu wünscht, daß sie Italien Wohlthaten erzeigt? Willst Du, daß ich später rühmen kann, Du habest guten Willen bezeigt? Nun dann, so zermalme die nichtswürdige Hallunkenbande (er meint die Gegner der Franzosen); dulde nicht, daß Jemand wegen seiner Meinungen verfolgt werde, und lasse Niemand verhaften, es sei denn nach dem Gesetz. Möge das Eigenthum Schutz finden! Ich lasse eben jetzt einen Dieb erschießen, und so soll es auch den andern ergehen."

Ein andermal schreibt er aus Venedig, die Befreiungsarmee habe im Veronesischen und Bresciansischen kein Weib unbefleckt, keine Kirche ungeschändet, kein Eigenthum unangetastet gelassen. Er konnte dem Uebermuthe dieser Soldaten nicht steuern, denen Augereau damals in's Gesicht sagte: „Ihr seid eine Bande von Feiglingen!" Im Jahre 1797 erklärte Bonaparte, sein Wahlspruch sei: „Freiheit, Republikanismus und Wohlstand"; aber aller Orten, wohin die Franzosen kamen, war unter den Italienern Jammer und Wehklagen von Susa bis zum adriatischen Meere, vom Arno bis Neapel, in der römischen Campagna und in den Maremmen, in den Thälern der Apenninen und an der tyrrhenischen Küste. Ganz schauderhaft wütheten sie in Forli, so arg, daß der Bischof von Rimini, wie wenigstens das Volk behauptete, die an Franzosen verübten Mordthaten für gerechtfertigt erklärte. In Ancona rühmte sich Bonaparte, er sei jetzt nur noch 24 Stunden von Macedonien entfernt; er wolle den Uebermuth des Papstes brechen. Dem Directorium meldet er, es sei seine Absicht, für Frankreich einige hübsche Gebiete zu erzwingen, namentlich die Legationen Bologna, Ferrara, die ganze Romagna, Urbino und die ancenitanische Mark, „denn sie sind die reichsten Gegenden des päpstlichen Gebietes." Die Beute an Geld betrug 18 Millionen Francs; die päpstliche Reiterei mußte alle ihre Pferde an die Franzosen abliefern. Dann folgte der Friede von Tolentino; die Armee hatte stets auf Kosten der Italiener gelebt, 30 Millionen an baarem Gelde waren nach Paris geschickt worden. Bonaparte sagt in einer Proclamation an die Soldaten: „Ihr habt das Museum in Paris mit mehr als dreihundert Kunstwerken bereichert, Meisterwerken des alten und neuern Italiens." So rühmte er sich seines Raubes, welchen er den „befreiten" Italienern abgenommen hatte.

Der dritte Band wird die Geschichte der bonapartistischen „Befreiung" Italiens weiter fortführen.

Wir wollen aus Napoleons Briefwechsel mit seinem Bruder Joseph noch eine Stelle herausheben, welche charakteristisch ist. Jener schreibt: „Keine Gnade! Wenigstens sechshundert Rebellen laß in Calabrien niederschießen. Dreißig Häuser der Ortsvorsteher müssen verbrannt, ihre Habe muß an die Truppen vertheilt werden. Entwaffne alle und jede, und laß fünf oder sechs Dörfer, die sich am schlechtesten aufführen, rein ausplündern. Es sollte mich freuen, von einem Aufstande der Neapolitaner zu hören. Du wirst ihrer nicht Meister, bevor sie eine tüchtige Lehre erhalten. Jedes eroberte Land muß seinen Aufstand haben. Ich würde in Neapel ebenso gern die Insurrection sehen, wie ein Vater an seinen Kindern die Pocken. Beitrage jedes Geschwätz, auch die geringste Aeußerung von Unzufriedenheit."

Tscherkessenleben.

Die halb feudalistischen, halb wilden Bewohner des Kaukasus finden noch immer lebhafte Theilnahme in den Gemüthern der Europäer. Sie kämpfen seit länger als einem halben Jahrhundert mit bewundernswürdiger Ausdauer gegen den moskowitischen Czaren, der ihnen an Streitmacht hundertfach überlegen ist, sie vertheidigen ihre Thalschluchten gegen einen wohlgerüsteten Feind, der über alle Hülfsmittel der neuern Kriegskunst gebietet und nichts unterläßt, um die Bergvölker zu unterwerfen. Bis jetzt sind die meisten frei geblieben, und noch ist der Gesang eine Wahrheit, welchen die Tscherkessen beim Faßmahl anstimmen:

Frei, ja frei sind unsere Lande,
Frei die Felsen, frei die Fluren,
Frei die Faust und frei die Seele,
Frei das freieste Volk des Erdballs!

Aber der gewaltige Moskowiter hat die kaukasische Gebirgsmasse von allen vier Seiten umschlossen; ihm gehören die Küsten des kaspischen Sees und des schwarzen Meeres; die unteren Läufe der Flüsse, welche aus den Alpenrücken und von den Gletschern in's Tiefland hinabrauschen, sind in seiner Gewalt, und schon längst hat er sich mitten durch das Gebirge eine Straße nach dem sonnigen Georgien gebahnt. Die Bergvölker werden immer mehr eingeengt, und vielleicht ist der Kaukasus den Russen unterworfen, bevor unser Jahrhundert zu Ende läuft. Europa wird auch dort Sieger bleiben, die wilde Romantik auf die Dauer ohnmächtig sein gegen die

Digitized by Google

Prosa einer wohlberechneten Politik und der Kanonen. — — Das Hochgebirge zwischen dem großen salzigen Binnensee, den im Norden und Osten die unabsehbare Steppe begrenzt, und an dessen westlichen Fuß der Euxinus brandet, dämmert schon aus der frühen Sagenzeit empor. Prometheus war an den Spitzberg Guamli geschmiedet. Weiter südlich in Armenien, wo Noahs Arche auf den Gipfel des Ararat sich senkte, blinken russische Bajonette, halten Soldaten Wacht, die unter Slawen und Mordwinen oder Tschuwaschen ausgehoben wurden; die Russen sind Gebieter auch am Phasis, von wo Jason mit seinen Argonauten das goldene Vließ des Phryxeus holte. Ueber den massigen langgestreckten Gebirgswall des Kaukasus steigen mächtige Gipfel wie „silberhauptige Giganten“ empor, aber alle überragt der Elbrus, der „glänzende Berg“, die „Eismähne“, welche sich bis zu einer Höhe von fünfzehn- bis sechszehntausend Fuß erhebt. An seinem Abhange hat, wie die Tscherkessen glauben, der Weltbeherrscher und Fürst der Geister, Dschin Padischah, seinen Sitz.

Man hat den Kaukasus ein ethnologisch-anthropologisches Cabinet von einhundertundsieben Völkerstämmen genannt. Nicht mit Unrecht: er wird noch auf lange Zeit eine Fundgrube für die Wissenschaft bleiben, welche fortwährend Neues und zumeist Interessantes aus ihm erbeutet. Das Völkergewirr ist ungemein mannichfaltig und hat sich viel Primitives bewahrt; die Urwüchsigkeit der Menschen ist bis heute nicht verschwunden und wehrt sich gegen die europäische Civilisation, die ihr aufgedrungen werden soll und die doch für sie gleichbedeutend ist mit Unterjochung und Abhängigkeit. Aber der Gehorsam fällt Leuten schwer, die Ruhm und Stolz darin finden, daß sie frei sind wie ihre Väter, und wo der Mann den Namen: Eisenseele, oder Eisen, oder starker Löwe führt. Die drei Tscherkessenvölker: Adige, Kabardiner und Abchasen, sind gleich sehr von Abneigung und Haß gegen die Fremden durchdrungen, und der Name Tscherkesse, welchen zuerst die Nagaizen ihnen beilegten, bedeutet Kopfabschneider. Das erscheint bezeichnend. Sie sind Muselmänner ohne Fanatismus; einst waren sie griechische Christen, und weit und breit liegen Trümmer von Kirchen, Kreuze und christliche Gräber zerstreut; jetzt trägt der Cultus die Spuren des Islam, des Christenthums und des Heidenthums, die zu einem wunderlichen Gemisch vereinigt sind. Doch gewinnt der Mohamedanismus mehr und mehr die Oberhand und dringt tiefer in die Seelen ein, denn die Moskowiter sind ja Christen, und im Kaukasus gilt die Lehre Jesu als gleichbedeutend mit Joch und Knechtschaft.

Der Tscherkesse ist durchschnittlich ein schöner Mensch; seine Stirn erscheint länglich und der Kopf tritt nicht zurück, seine Nase ist hübsch gestaltet und oft adlerförmig, der Mund klein, das Auge meist dunkel, manchmal auch blau, der Wuchs schlank und kräftig. In dem stattlichen Leibe wohnt eine unbändige Seele, in der Brust ein unbeugsamer Stolz und ein Muth, der vor keiner Schwierigkeit zurückbebt; die ganze Haltung dieser Menschen hat etwas Feines und Aristokratisches, das in vollem Einklang zu ihrer übrigen Erscheinung steht. Kein Tscherkesse heirathet eine Tatarin, Tschetschenzin, Lesghierin oder Nogaierin, denn diese Völker sind ihm nicht edel genug, weil sie einige Mischung mit mongolischem Blut erlitten haben. Auch nimmt kein Tscherkessenmädchen einen Mann aus ihnen; wohl aber wird manche Schöne geraubt und muß dann das Blut veredeln.

Die Verfassung des Volks ist aristokratisch-feudalistisch, und die Stände sind gegliedert. Ueber Länderstrecken herrscht mit erblicher Würde ein Sultan, über kleinere Kreise gebietet ein Chan, über einige Dörfer oder Meiereien ein gleichfalls erblicher Pschih. Ein Edler oder Freiherr heißt Work; ein solcher lebt vom Ertrage seines Grundbesitzes und von Frohnarbeit oder den Abgaben seiner Bauern. Gemeinfreie, freie Bauern und Erbpächter heißen Tschokock. Der Ritter hat, gleich den unsern im Mittelalter, seine Knappen, Nucker, welche ihn stets begleiten, ihm die Waffen putzen und beim Mahle vorschneiden; sie sind theils Freie, theils Leibeigene. Diese letztere Classe besteht zumeist aus gefangenen oder geraubten Russen, Nogaiern, Tataren und Kalmücken. Der Barde, der Sänger, Kikoakoa, fehlt nicht; auch hat Tscherkessien Abreken, d. h. begeisterte Büßer, die allen Lebensgenüssen entsagen, sich dem Tode geweiht haben und die Leichen der Gefallenen dem Feind abkämpfen.

Des Tscherkessen liebstes Geräth ist die Waffe. Er führt einen langen zweischneidigen Dolch, an dessen Griff noch ein kleines Messer hängt, einen krummen asiatischen Säbel mit einfachem Griff in bunter Scheide, ein langes Schießgewehr mit gezogenem Lauf von sehr kleinem Kaliber, das er auf eine Stützgabel legt, und ein langes verziertes Pistol. Nicht selten hat er auch einen Wurfspeer, den er vom Pferde herab mit Kraft und Geschicklichkeit auf den Feind schleudert. Die Erscheinung der Krieger, welche an ihren Waffen den Schmuck gern haben, ist stattlich, ihr Lieblingsthier ist das edle Tscherkessenroß von schlankem Wuchs und mit hohen kleinen Hufen, die nie beschlagen werden. Wer ein Pferd stiehlt oder ein Gestützeichen verfälscht, ist der Blutrache preisgegeben, er wird verfolgt und getödtet. Noch immer berechnet man die Zahl der freien streitbaren Männer der drei tscherkessischen Völker auf mehr als viermalhunderttausend Köpfe, die gesammte Volksmenge auf etwa drei Millionen Seelen.

Im Kampfe mit diesen tapferen Söhnen des Gebirges haben die Russen eine schwere Arbeit, und man kann sagen, daß der Krieg eigentlich nie aufhört; denn er entbrennt von neuem in einem Theile des Kaukasus, wenn er in einem andern ruhet. Fast alle Dörfer haben Verschanzungen, und die Russen dürfen immer nur mit großer Vorsicht in's Gebirge rücken. Wir haben die Beschreibung eines Zuges vor uns liegen, an welchem der Arzt Kolenati aus Brünn theilnahm.*) Die Russen zogen am linken Ufer des Kubanflusses über eine mit Kräutern bewachsene Hochsteppe; bei jedem Befehlshaber befanden sich einige mit den Oertlichkeiten bekannte Tscherkessen, die als Späher und erforderlichen Falls als Rathgeber dienten, denen man aber doch nicht trauen durfte. Den Soldaten, welche zum Holzholen befehligt wurden, mußte man allemal eine Bedeckung von fünfhundert Kosaken mitgeben, um sie gegen Ueberfälle zu sichern. Die Russen marschirten über Steppen und Berge, durch Thäler und Gewässer, und über

*) Die Befreiung Circassiens. Dresden, Rudolf Kunze. 1859.

Digitized by Google

Korn- und Maisfelder, um die Saaten zu vernichten. Am Flusse Uruy, wo sie eine Zwingburg aufbauen wollten, leisteten die Tscherkessen zuerst Widerstand. Aus dem Dickicht fielen Flintenschüsse in die Kosaken hinein, die gleich nachher von einer Anzahl Berittener hitzig angegriffen wurden. Sie zogen sich zurück und lockten den Feind aus dem Gehölze. Dieser stürzte sich mit hellem Geschrei auf das Fußvolk, aber durch Kartätschen aus „des Kaisers dicker Flinte", oder wie die Tscherkessen sagen, aus „Tausend Mann" wurden sie zurückgetrieben, gaben jedoch das Scharmützel mit den Kosaken nicht auf. Zuletzt wichen sie und ließen einen Todten in den Händen der Russen, einen jungen schönen Mann. Nach einiger Zeit erschien ein alter Mullah, legte die Waffen ab und bat um die Leiche seines Sohnes. Diese Bitte wurde ihm bewilligt; er ritt zurück, holte Gehülfen, welche den Todten in Empfang nahmen und nach der Stelle hintrugen, an welcher er gefallen war. Dort legten sie ihn auf Teppiche, verrichteten ein Gebet und verschwanden dann im Walde.

Die Russen erwarteten am andern Morgen einen neuen und stärkern Angriff. Sie brachen früh auf, und die Soldaten stimmten keinen Marschgesang an; jede Seitenschlucht mahnte zur Vorsicht. Sie mußten erst ihr Geschütz an Stricken auf eine Höhe ziehen und dann durch eine Bergenge weiter gehen. Aber auf den grasbewachsenen Anhöhen und im Gehölz waren überall Feinde, welche sie Anfangs ruhig gegenüberstanden. Dann fielen vier Schüsse, ein Mullah trat in Schußweite auf einer kahlen Anhöhe hervor und rief: „Vorwärts, vorwärts, gehe, Christenhund!" Die Russen antworteten mit einem Kanonenschusse, der Geistliche verschwand, die kubanischen Linienkosaken wurden zum Angriffe befehligt und mußten absitzen, weil sie mit den Pferden nicht in das Gehölz vordringen konnten. Schuß fiel auf Schuß, die Kugeln der Tscherkessen durchflogen das ganze Thal; von drei Seiten her strömte ihnen Hülfe zu, und als ihre Zahl auf ein halbes Tausend angewachsen war, zeigte auch ihr Fußvolk immer größere Verwegenheit. Sie machten eine Schwenkung, um die Russen einzuschließen, sammelten sich in Gruppen und betreten den Angriff vor. „Da fassen auch unsere Kosaken auf und rückten abermals vor. Zwei derselben wurden jämmerlich von den Tschachten (krummen Säbeln) zugerichtet, aber auch die Tscherkessen litten von dem Gewehrfeuer. Plötzlich stürmten sie, einen Mullah an der Spitze, etwa zweihundert Reiter stark, den Leib fast bis an das Knie herabgebogen, mit gezogener Tschaschka, unter grell durch die Lüfte dringendem Schlachtruf: Hih, hih, hih, einem Ruf, der schon oft der Russen Herz erbeben machte, auf unsere Truppen ein. Ihre Rosse streckten sich, die Mähnen flatterten rückwärts, der Schweif war gehoben; im Galopp umbogen sie unsere Tirailleurlinie, um in das Viereck gegen eine Kanone und den Stab einzubrechen. General Gusko traute auch den bei uns befindlichen friedlichen Tscherkessen nicht. Kugeln pfiffen rechts und links an uns vorbei; plötzlich, donnernd wie eine Wetterwolke, krachte es aus dem an einem Hügel aufgestellten Berggeschütze, und ein Hagel von Kartätschen überschüttete die ungestüm heranrennenden Tscherkessenreiter. Der Boden erbebte, die Erde in der Tscherkessengruppe wurde aufgewühlt und hüllte diese in eine schwarze Wolke. Die Rosse stürzten oder überschlugen sich; die Bergesöhne fielen, oder stoben auseinander. Sie ergriffen die Flucht in's bergende Gehölz. „Schad' blank, Hurrah!" riefen die Schwadronen der kubanischen Linienkosaken; sie riefen auch: „Hussah, slawa bogu!" und stürmten nach. Unter sonnwährenden Blitzen schleuderten unsere Schlünde die Kugeln und Kartätschen in das Gehölz. Die Kosaken machen einen tapfern Anlauf gegen die Anhöhe; Feuerrohr an Feuerrohr, Säbel an Säbel. Wir alle rücken bald nach, die Passage ist genommen. Die Kosaken waren hart mitgenommen, deshalb rückte Fußvolk vor und drang bis in das Gehölz, während der Stab auf der Höhe stand." Das Gefecht war von den Russen gewonnen.

Nach solchen Niederlagen versammeln sich die Tscherkessen, um die Gesänge der Kikaoka's zu hören, die zu wilder Rache und neuen Kriegsthaten auffordern. Herr Kolenati hat solch ein Bardenlied aus dem Munde eines friedlichen Tscherkessen, welchem er ärztlichen Beistand geleistet, gehört. Es ist ganz prächtig, voll wilden Schwunges, voll Begeisterung, Ingrimm und kühnem Muthe. Wir heben einige Stellen aus. Nachdem der Sänger geschildert, daß ihm alle Freude fremd geworden, seitdem der Moskowiter des Nordens Winter gebracht habe und das Volk in blutiger Rüstung hinter dem Pfluge des Friedens gehen müsse, fährt er fort:

Ach, seitdem lacht mir kein Mai mehr,
Kenn' ich nur den Purpurfrühling
Feindesblutgefärbter Schwerter;
Und der Rosse flirrenden Hufschlag,
Der den Feind zu Staub zerwettert,
Ist mir Lerchenschlag im Frühling.

Rache, Brüder, blut'ge Rache!
Sei fortan nur unser Feldschrei.
Denkt an eure eigne Schande!
Wurden in des Kubans Fluthen
Nicht zweitausend eurer Brüder
Von dem Menschikoff ersäufet?
Wurden nicht an hundert Jungfrau'n,
Die nach Stambul friedlich zogen,
Frecher Hunde schnöde Beute?
Welches Loos, o meine Brüder,
Wartet euer auf dem Schlachtfeld,
Wenn ihr todesmatt dahinsinkt?
Schamlos feige Buben trennen
Euch das heil'ge Haupt vom Rumpfe,
Es zu wechseln gegen Gold.
Männer, denkt, daß unsre Todten,
Deren Haupt das Grab nicht decket,
Nimmer Ruh' im Tode finden,
Unstät irren in Verdammniß!
Klagt, ja klagt, Adeghi's Kinder!
Doch zu schwermuthvoller Klage
An den Urußknochen wetzend
Singe drein die scharfe Tschaschka
Ihre lustige Begleitung!
Lockt sie nur durch solche Lieder
Her zu unsern Felsennestern,
Daß mit zähem, blut'gem Leime
Fest wir klammern ihre Krallen.

Digitized by Google

Tapfre Pscheb's und Work's und Usden's,
Auf, ja auf zum blut'gen Werke! —
Auf Baschilbey's, auf Baschagy's,
Tam's, Karatschay's, Kasilbeki's!
Feiert Frühling, Herzensfrühling!
Laßt Schwertlilien eurer Scheiden
Dumpfer Grabesnacht erblühen,
Laßt an allen grünen Halmen
Blut'ge Maienrosen sprossen!
Sä't der Feinde Todtenschädel
In die blutgedüngte Erde;
Aus den öden Augenhöhlen
Mag die Saat der Freiheit sprossen,
Laßt der Tschik's Siegeslerchen
Aus der Mündung blitzend steigen
Und von schwarzer Pulverwolke
In den Feind ihr Siegslied schmettern!

Von nun an steigert sich die wilde Begeisterung des tscherkessischen Barden immer mehr, und man begreift, daß durch solche Gesänge die Krieger in die höchste Aufregung versetzt sind, wild durcheinander toben, den Boden stampfen, den Dolch schwingen, gegenseitig Schwüre leisten, dem Feinde fluchen, und Gelübde thun, sich weder im Leben noch im Tode zu verlassen. Sie schwören, sich nie zu unterwerfen, ritzen sich die Arme auf und lassen Blut herausströmen. Der Barde ruft:

Auf! So wie der Elborus
Sich mit Eis die Brust umpanzert,
Die kein Sonnenpfeil verwundet,
Also gürtet euch in Eisen
Stahlhart für den Dolch der Uruß.
Haltet an einander, Brüder,
Fest und treulich, wie Kaukasiens
Felsenberge sich verketten!
Laßt die hündischen Georgier
Freiheit sich mit Gold erkaufen;
Straft mit Hohn sie und Verachtung!
Eure Münze sei das Eisen,
Feindesblut färb' es zu Golde!
Baut allein auf eure Schwerter.
Denn die brüderliche Hülfe
Von Europa's Nachbarvölkern
Bleibt euch fern wie Mond und Sterne.

Drum, Abeghi's, auf im Bunde!
Laßt der Berge schwarze Schluchten
Särge für die Russen werden,
Särge für Tyrannenherrschaft,
Ueber denen hoch Kaukasiens
Freiheitssonne purpurn leuchte,
Leuchte, wie der Frühlingsmorgen,
Der des Eises letzte Fessel
Sprengt vom lichten Strom der Freiheit!
Mächtig dann im Siegestriumphe,
Wie ein Donner lang verhallend,
Dringe aufwärts euer Jubel,
Von den Bergen zu den Sternen!
Frei, ja frei sind unsere Lande,
Frei die Felsen, frei die Fluren,
Frei die Faust und frei die Seele,
Frei das freiste Volk des Erdballs!

Die Krieger, welche den Bluteid geleistet und einander das Blut aus den Schnittwunden des linken Armes getrunken haben, heißen, wie wir schon sagten, Abreken. Sie schwören, daß bevor sie, ihr Eisen nicht in die Brust der Russen gestoßen, keine Ruhe auf ihr Auge kommen solle, keine Lust in ihre Seele, kein Mädchenkuß auf ihre Lippen:

Wird mein Wort zum Hauch der Lüge,
Bin ich eidvergessen jemals,
Usden's, nehmt mein Schwert der Rache,
Bohrt mir's in den Frevelbusen,
Reißt den Leib in tausend Stücke,
Sä't ihn aus zum ekeln Abscheu,
Zur Bescheerung Wolf und Geiern,
Auf das Feld als Aas, verfluchtes!

Der junge Tscherkesse darf erst um ein Mädchen freien, sobald er mündig ist und mitgefochten hat. Die Eltern nehmen Rücksprache mit einander, die Verlobung wird angesagt, und ein Geschenk gegeben. Oft aber wird die Braut vom kühnen Jüngling entführt. Nie hat ein Tscherkesse mehr als drei Frauen.

Bei einem so stolzen Volke bleibt es eine eigenthümliche Erscheinung, daß viele junge Mädchen von den eigenen Eltern als Sklavinnen nach Constantinopel verkauft werden. Herr Kolenati geht auf diese Sache nicht ein. Die Sitte ist schon alt und entstand, als der Islam mit der ihn begleitenden Vielweiberei im Kaukasus festen Boden gewann. Die frischen und gesunden Mädchen aus dem Gebirge waren den Türken angenehm, und die Begriffe von Glück sind in verschiedenen Ländern verschieden. Bei den orientalischen Völkern trägt die Sklaverei einen weit mildern Charakter, als bei den Römern oder in America; der Sklav ist mehr Hausgenosse und Familienglied, und das ganze Verhältniß hat viel Patriarchalisches. Eine Sklavin, die ihrem Herrn ein Kind gebiert, ist frei, auch das Kind ist frei und geht mit den übrigen in gleiche Erbtheile. Die jungen Tscherkessinnen schwärmen in ihrem Gebirge von dem Glücke, welches ihnen im Harem eines Pascha zu Stambul winkt; dorthin zu kommen ist ihre höchstes Sehnen. Der freie Tscherkesse verkauft also seine Tochter, der Bruder seine Schwester, doch im Allgemeinen nur ausnahmsweise, denn auf den tscherkessischen Sklavenmärkten werden meistentheils nur Kinder tscherkessischer Sklavinnen feil geboten. Herr von Haxthausen erzählt einen sehr bezeichnenden Vorfall. Ein russischer Kreuzer hatte ein mit tscherkessischen Mädchen befrachtetes Schiff genommen, und damals war der Handel mit Sklavinnen noch nicht so streng verboten als jetzt, obwohl die Vorschriften auch jetzt umgangen werden. Man fragte die Mädchen, ob sie Russen heirathen, oder in ihre Heimath zurückkehren, oder nach Constantinopel geschafft werden wollten. Alle, ohne eine einzige Ausnahme, entschieden sich für das letzte. Die Russen suchen diesem Handel nach Kräften zu steuern, hauptsächlich weil ihnen daran liegt, jede Verbindung der Bergvölker mit Constantinopel und den Türken zu verhindern. —d.—

Digitized by Google

Chronik.

Johann Lucas Schönlein.

Am 28. März dieses Jahres verließ Johann Lucas Schönlein seinen bisherigen Aufenthaltsort Berlin, um den Rest seines Lebens im heimathlichen Bamberg mit Ruhe und in Zurückgezogenheit zu genießen. Sein Weggang aus der preußischen Hauptstadt ward in allen Schichten der dortigen Bevölkerung als ein schwer zu beklagender und doppelter, ja dreifacher Verlust empfunden, denn erstlich verlor in ihm das Cultusministerium einen vortragenden Rath, der in allen Medicinalangelegenheiten, die seiner Entscheidung und Beurtheilung anheimgegeben waren, stets nur die Würde der Wissenschaft und das öffentliche Wohl im Auge behielt; dann verlor in ihm die Universität eine ihrer Zierden und den Docenten, der sich als Begründer und Führer der sogenannten naturhistorischen Schule einen Namen von europäischer Berühmtheit erworben hatte; endlich aber verloren in ihm auch hunderte von Familien, von der des Königs angefangen bis hinab zu der des einfachsten Bürgers, einen treuen Helfer in den Nöthen der Krankheit, einen Arzt, der noch mehr war als blos Arzt, und der wohl gar ein Freund seiner Patienten genannt werden konnte.

Schönlein ist am 30. Nov. 1793 in Bamberg geboren. Er bezog 1811 die Universität Landshut und 1813 die zu Würzburg. Schon im Jahre 1819, wo er als Privatdocent an der Universität Würzburg glänzende Vorträge über Krankheitslehre hielt, begann sich sein Ruf unter den Aerzten Deutschlands zu verbreiten. Allmählich wallfahrteten immer mehr Jünger der Heilkunde zur Würzburger Klinik, wo Schönlein zuerst in Deutschland den Leichentisch und die Ergebnisse der Anatomie zum sichern Prüfstein der Deutungen über das Zustandekommen der Krankheitserscheinungen im Leben machte. Schönlein hielt sich namentlich bei seiner Krankenuntersuchung an objective Erscheinungen, die er mit seltenem Scharfsinn so zu verbinden wußte, daß er kaum von einem andern Arzte in Erkennung der Krankheit und in Würdigung ihrer Gefährlichkeit übertroffen werden kann. Das Alles, namentlich aber auch die im Julius-Hospital zu Würzburg von ihm im Jahre 1824 begonnenen praktischen Uebungen am Krankenbett, bei denen er in freier und unvergleichlich lebendiger Darstellung das treugemalte Bild des vollständigen Krankheitsverlaufs seinen Schülern vorzuführen pflegte, übten die mächtigste Anziehungskraft auf die nachwachsende Generation der Aerzte aus. Dabei schuf er ein originelles, freilich später von den Aerzten wieder verlassenes System der Krankheitslehre. Schönlein wollte mit Recht die Heilkunde zur Naturwissenschaft erheben, aber die Naturwissenschaften wurden damals noch völlig von der Naturphilosophie beherrscht; und da kurz zuvor die Botanik, Zoologie ꝛc. ein System mit der Gruppirung in Arten, Gattungen und Classen erhalten hatten, so unternahm Schönlein das mit Geist ausgeführte Wagniß, für die Krankheitslehre durch gruppirende Zusammenstellung des Aehnlichen ein gleiches „natürliches System" zu gewinnen. Schönlein nahm drei Classen von Krankheiten an mit Bezug auf ihren Sitz: erstens Krankheiten des Thierstoffe, der organischen Masse (Morphen), zweitens die des Blutes (Hämatosen), drittens der Nerven (Neurosen). Seine Zuhörer schlossen sich dieser neuen „naturhistorischen Schule", die er hiermit gründete, unbedingt an und wurden später auf den Lehrstühlen der deutschen Universitäten zu enthusiastischen Verbreitern ihrer Lehren; wir nennen unter anderen bedeutenden Namen nur Canstatt, Fuchs, Siebert, Häser, Starck.

Mitten in diese Periode seiner kaum begonnenen wissenschaftlichen Thätigkeit fiel die Sturmperiode der Demagogenverfolgung. Jedes freie Element auf deutschen Universitäten sah sich plötzlich einer quälenden Untersuchung und Nachstellung ausgesetzt. Schönlein mochte nun wohl mit den burschenschaftlichen Verbindungen in keiner Beziehung stehen, auch hatte er in der That nichts Staatsgefährliches geschrieben, doch hatte er sich gewiß offen zu liberalen Grundsätzen bekannt. Da er nun wußte, daß schon das genügte, ihn hinreichend zu gravitren, so entzog er sich schnell durch heimliche Uebersiedelung nach Zürich den von einer fanatischen Partei drohenden Unannehmlichkeiten. Zürich nahm den politischen Flüchtling mit offenen Armen auf, übertrug ihm die Lehrkanzel für Pathologie an der Universität und die Leitung des städtischen Hospitals. So fand er Gelegenheit zur ungehörten Fortsetzung seines ruhmreichen Wirkens als Lehrer, ein großartiges klinisches Material für diesen Zweck, aber auch eine durch das stets wachsende Vertrauen seiner Mitbürger zunehmende Wirksamkeit als praktischer Arzt. Von hier kam er, nachdem die Stelle eines Leibarztes des Königs der Belgier von ihm abgelehnt worden, nach Berlin, und da der alte Heim vor kurzem gestorben war, so folgte ihm Schönlein sogleich in der Gunst des Publicums. Er wurde der erste praktische Arzt Berlins und ist dies auch bis zu seiner Abreise unverändert geblieben. Seine Stellung daselbst sollte aber bald auch noch in anderer Weise wichtig werden. König Friedrich Wilhelm III. ward von der Krankheit erfaßt, die seine letzte sein sollte, und Schönlein, schon damals eine Autorität auf medicinischem Gebiete, wurde darüber gleichfalls zu Rathe gezogen. Dr. Göschen in seiner „deutschen Klinik" erzählt uns, dies sei Anfangs nur mit Widerstreben des greisen Monarchen geschehen, und derselbe, durch stetes Leiden verstimmt, habe kaum von dem Befühlen des Pulses, geschweige denn von einer genaueren körperlichen Untersuchung etwas wissen wollen. Auch habe das rückhaltlose, sichere Auftreten Schönleins zuerst keinen günstigen Eindruck auf den hohen Patienten gemacht — kurz, ihr erstes Zusammentreffen sei kein glückliches gewesen. Es waren damals viele Anekdoten über das Verhältniß der Beiden in Umlauf; bald aber änderte sich das, und der gegenseitige Verkehr gestaltete sich zu einem freundlichen, ja gemüthlichen um. Als Ruß starb, ward Schönlein auch der Leibarzt des jetzigen Königs, und wie treu und gewissenhaft, mit welcher Energie und welchem Freimuth er dies Amt stets und selbst in den kritischen Zeiten der letzten Jahre verwaltete, ist allen unsern Lesern hinlänglich bekannt geworden.

Schönleins Berufung nach Berlin hatte in zweifacher Beziehung etwas Ueberraschendes. Ein früherer politischer Flüchtling, wurde er in seltener Weise mit dem höchsten Vertrauen beehrt und zugleich mit der Stelle eines Universitätslehrers, eines Leibarztes und später mit dem Amte eines vortragenden Rathes für die Medicinalangelegenheiten im Ministerium betraut. Einem Gelehrten, der kaum etwas mehr, als seine Doctordissertation im Jahre 1816 über die Hirnmetamorphose, in Würzburg und einige Gelegenheitsschriften veröffentlicht hatte, wurde die bedeutendste Lehrkanzel für praktische Medicin in Deutschland übergeben. Allein man schätzte in ihm mit Recht den Lehrer, nicht den Schriftsteller. Nichts von dem, was seine Schüler als Inhalt seiner Lehre veröffentlichten, namentlich nicht das von Güterbock herausgegebene und mit Begeisterung aufgenommene Buch: „Schönleins allgemeine und specielle Pathologie und Therapie. Nach dessen Vorlesungen" (St. Gallen, 5. Auflage. 1841), hat Schönlein als wahren Ausdruck seiner Meinung anerkannt. Schönlein verdankt seine Autorität in der gelehrten Welt lediglich seinen mündlichen Vorträgen. Wie belebend und wie maßgebend lange Zeit Schönleins Einfluß war, kann man beispielsweise daraus entnehmen, wie schnell sich die Augen der Aerzte auf seine Anregung einem ganz bestimmten Theil der Krankheitslehre zuwendeten. Als er nämlich im Jahre 1838 so glücklich war, bei einzelnen Krankheiten der Haut und Schleimhaut

Digitized by Google

mitten im krankhaften Gewebe mikroskopische Schmarotzerpflänzchen, sogenannte „Fadenpilze", zu entdecken, verspracb diese Entdeckung in den vierziger Jahren eine merkwürdige Revolution der Heilkunde hervorzubringen. Es galt seitdem eine Zeitlang als nothwendige Bedingung heilkundiger Forschung, nach Kryptogamen, nach Fadenpilzen als Erzeugern der krankhaften Stoffe zu suchen. Und da sich nun schon zuvor eine besondere, wie die Botanik classificirte Krankheitslehre unter Schönleins Händen gebildet hatte, Schönlein selbst auch früher von Keim, Blüthe, Frucht und Fruchtboden der Krankheit gesprochen hatte, so wurde bei den überraschenden Erfolgen, die das Suchen nach Schmarotzern und Parasiten hatte, die Gefahr nicht gering, daß sich die Krankheitslehre durch Aufstellung einer Parasitentheorie auf Irrwege begab. Allein gewiß hat Schönlein die früher aufgestellte Systematik nicht in dem Sinne zu geben vermeint, wie sie Andere auffaßten, auch hatten die Errungenschaften seiner Wissenschaft niemals eine die freie Umschau behindernde Wirkung auf die Schärfe seines geistigen Fernblicks.

Schönleins Talent, Genie und tiefes Wissen in medicinischen Dingen paarte sich mit einem seltenen praktischen Blicke und einem überaus treuen Gedächtniß. Dabei liebte und trieb er die Naturwissenschaften, beschäftigte sich mit Malerei und bildender Kunst so gründlich, daß er eine nicht unbedeutende Kennerschaft in beiden erlangte; von Numismatik und vielen Zweigen der Technik wurde er in hohem Grade angezogen. Als größte Zierde seines Charakters müssen wir seine Humanität hervorheben, die er in gleichem Maße seinen Kranken, wie seinen Collegen zu Theil werden ließ. Sein Benehmen, alle Züge seiner äußern Erscheinung deuten darauf hin, daß er sich stets des geistigen Adels bewußt ist. Das Alles macht es begreiflich, wie sehr man allgemein Schönleins Entschluß beklagt, schon jetzt, noch ziemlich rüstig, seine ruhmvolle, wenn auch höchst beschwerliche Thätigkeit mit dem Stillleben einer selbstgewählten Zurückgezogenheit zu vertauschen. In heilkundigen Kreisen trägt man sich mit der Hoffnung, daß Schönlein die Zeit seiner Muße zum Niederschreiben seiner reichhaltigen Erfahrungen benutzen werde. Die befruchtende Wirkung, welche er bisher auf die Heilkunde unserer Zeit ausübte, würde hierdurch am kräftigsten und nachhaltigsten unterstützt.

Zum Andenken an G. F. Händel.

e. Unter den auffallend vielen Jubiläen, welche uns das laufende Jahr zum Theil schon brachte oder noch bringen wird, befand sich auch das hundertjährige des Todestages von Händel, dem in der Geschichte deutscher Musik die unvergängliche Ehre gebührt, die classische Periode derselben mit begonnen zu haben. Doch nicht von der künstlerischen Bedeutung des Mannes wollten wir hier sprechen, sondern nur einige biographische Notizen geben, die im Ganzen genommen vielleicht weniger bekannt sein dürften, als seine Werke. Georg Friedrich Händel wurde als Sohn eines Barbiers in Halle am 23. Febr. 1685 geboren und war das Kind zweiter Ehe seines Vaters, welche dieser erst in seinem sechszigsten Jahre eingegangen war. Ihm gefiel die früh sich zeigende heftige Lust des Knaben an musikalischer Beschäftigung gar nicht, denn seinem praktischen Sinne erschien das ein reiner Zeitvertreib, und er wünschte, einen tüchtigen Juristen aus dem Jungen machen zu können. Doch letzterer selbst wußte sich auch hinter dem Rücken seines Vaters schon in der geliebten Kunst zu üben und erlangte schließlich sogar die Erlaubniß desselben zu weiterer Ausbildung, seitdem ihn der Herzog von Weißenfels dazu überredet hatte. Als der alte Händel gestorben war, ging der Sohn 1703 nach Hamburg, um sich dort zunächst als zweiter Violinist im Orchester sowie durch Stundengeben eine unabhängige Stellung zu verschaffen. Sein Auftreten war also Anfangs ein sehr bescheidenes, aber sein späterer Ruhm ward doch schon während dieses ersten Aufenthaltes in der Fremde begründet, da er sich bald als ausgezeichneter Orgelspieler und als Componist von Opern vortheilhaft hervorthat. Mit selbstgespartem Gelde ging er 1709 nach Italien, und diese Reise glich auf ihrer ganzen Dauer ebenso sehr einem Triumphzuge seines Genies, wie der sogleich danach angetretene Ausflug nach England, von dem er 1711 nach Deutschland zurückkehrte, um in Hannover als Kapellmeister des Königs Georg I. thätig zu sein. Zwei Jahre später betrat er den britischen Boden schon wieder, und, einige Reisen ausgenommen, hat er ihn seit der Zeit nie verlassen. Zunächst ward er die Stütze der in London neubegründeten italienischen Oper, eine Stellung, die für die erste musikalische in England gelten konnte und ihm viel Ehre und Ansehen eintrug, dann aber auch zu einer Quelle der größten Aergernisse und böswilligsten Angriffe auf ihn von Seiten der engagirten Sänger wurde. Endlich entsagte er der Oper, und nun begann die Epoche seines höchsten Glanzes und Ruhmes, die Oratorienzeit. Sein erstes Oratorium war die bereits 1720 entstandene „Esther"; seine vollendetsten und am liebsten gehörten aber sind das Alexanderfest (1733), Israel in Aegypten (1738) und der in 21 Tagen geschriebene Messias (1741). Wir wollen hier eine Bemerkung einschalten, die wir der neusten über Händel erschienenen Broschüre von G. M. Meyer entlehnt haben. „Man ist im Allgemeinen sehr wenig unterrichtet über die Texte zu Händels Oratorien. Von dem zu Messias aber wissen wir, daß er ihn selber zusammengestellt hat. Ein englischer Bischof hörte von seiner Absicht und ließ ihm sagen, er wolle ihm einen schönen Text liefern. Da ergrimmte Händel: „Glaubt der Mann, er könne bessere Worte schaffen, als in der heiligen Schrift stehen? Oder meint er, ich habe sie nicht so gut inne, wie er?" Und mit wie feinem biblischen und künstlerischen Sinne sind die Worte aus allen Ecken der Schrift zusammengeholt! 36 verschiedene größere und kleinere Stellen sind es; aus den Propheten und Psalmen die meisten; dann aus dem ersten Korintherbriefe, aus der Offenbarung, aus anderen Büchern beider Testamente. Und diese Stellen sind nicht einzeln unter die verschiedenen Musikstücke vertheilt; öfters ist der Text eines Stückes aus mehreren Stellen zusammengelesen. So verdankt die Arie: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt," den ersten Theil ihres Textes dem Buche Hiob, den zweiten dem ersten Korintherbriefe." — Die letzten Jahre seines Lebens, die ihm nach mancherlei Wechselfällen und stürmischen Ereignissen ruhig und sanft dahinflossen, wurden leider durch das Uebel zunehmender Blindheit getrübt, bis er am 14. April 1759 sein Ende nahen fühlte. Am 20. ward seine Hülle in Westminster feierlich zur Erde bestattet. Der Bischof von Rochester hielt die Liturgie, die vereinigten Chöre von St. Paul und Westminster sangen seinen Begräbnißpsalm. Später erhob sich an derselben Stelle ein Marmordenkmal nach der Zeichnung von Roubiliac. Verheirathet ist er nicht gewesen — die Engländer sagen, um keinerlei Fessel zu tragen. Auch von einer vorübergehenden Leidenschaft, von einem flüchtigen Verhältniß zu einem Weibe weiß man nichts — sein ganzes Wesen ging einzig in der Kunst auf, und ihr lebte er ununterbrochen von frühester Jugend bis ins Alter. So ward es ihm möglich, trotz der vielen Geschäfte, die stets auf ihm lasteten, eine unglaublich große Zahl von Werken zu schaffen, die, nach der Angabe Meyers, außer den hunderten von Motetten, Cantaten und Liedern, außer den hunderten von kleinen Instrumentalstücken, den Klavier-Suiten, den Klavierconcerten, den Hoboe-Concerten, den Orgelconcerten, den größeren Symphonien, aus 50 oder 51 deutschen, italienischen und englischen Opern (worunter nur eine komische „der Alchymist"), aus einer großen Anzahl kleiner Psalmen und anderer Kirchenstücke, aus mehr als 20 großen Psalmen, 5 Te Deen, 2 deutschen Passionen und 21 Oratorien bestanden haben sollen.

Welche Verehrung der große Mann sich für stete Dauer in England erworben hatte, das bewiesen die dort abgehaltenen

Digitized by Google

Feste zur Feier seines hundertjährigen Geburtstages 1785. Die Zeitungsnachrichten von diesen Festen erweckten auch in Deutschland den Wunsch, Händels Werke in öffentlicher Aufführung kennen zu lernen. Und es war Adam Hiller, der Begründer der Leipziger Gewandhausconcerte, welcher diesem Wunsche zuerst entsprach. 1786 wurde im Dome zu Berlin der Messias unter Hillers Leitung zum ersten Mal in Deutschland gegeben, und im folgenden Jahre wiederholte sich die Aufführung in Leipzig. Seitdem hat man die Größe seines musikalischen Genies auch bei uns erkannt, und wie ihn das Volk, dem er ursprünglich angehörte, gleichfalls hochschätzt, dafür liefert das Denkmal einen Beweis, welches man ihm in seiner Geburtsstadt Halle zu errichten beschloß.

Oesterreich und Italien.

st. Herr Joseph Lehmann, der ebenso geistvolle als kenntnißreiche Leiter des Magazins für die Litteratur des Auslandes (das jetzt mit der Verlagshandlung Veit u. Comp. nach Leipzig übergesiedelt ist und hier in verjüngter Gestalt erscheint), ist zugleich vorsitzender Director der niederschlesischen Zweigbahn-Gesellschaft. In dieser Eigenschaft wohnte er der General-Conferenz der deutschen Eisenbahnverwaltungen bei, die im September 1858 in Triest stattfand. Die Eindrücke, die er auf der großen Alpenbahn empfing, legte er in einer Schrift nieder: Deutschland, Oesterreich und Italien, deren Bedeutung nicht nach ihrem geringen Umfange von 86 Seiten beurtheilt werden darf. Das Urtheil, das die Lesewelt durch den raschen Ankauf der ersten Auflage gefällt hat, ist nur eine gerechte Anerkennung. Das kleine Buch bietet eine belehrende und anregende Fülle von handelspolitischen, ethnologischen und geschichtlichen Mittheilungen, und versteht seine einzelnen und immer werthvollen Bestandtheile mit landschaftlichen Schilderungen in anmuthigster Weise zu einem Ganzen. Ueber die Zustände der italienischen Kronländer und die Verwaltung der österreichischen Regierung urtheilt der Verfasser sehr günstig. Herr Lehmann steht nicht an, die Italiener in Oesterreich das bevorzugte, da das verzogene Kind der gemeinsamen väterlichen Obsorge zu nennen. Die Lombardei und Venedig werden in ihren städtischen, gewerblichen und anderen Freiheiten vor den übrigen Kronländern begünstigt. Im Unterrichtswesen hat die Regierung durch die Gewährung völliger Lehr- und Lernfreiheit, durch die Einführung des Instituts der Privatdocenten und durch bessere Besoldung der Lehrer Fortschritte eingeführt und mehrere andere vorbereitet. Die französischen Rechtsformen sind größtentheils in Kraft geblieben, die Heerstraßen sicher, Handel und Verkehr blühend, alle Stände vor dem Gesetz gleich. Von der Paß- und Polizeisicherei, von der Unterdrückung der Zeitungen, die an der völkerbeglückenden Seine geübt wird, spürt man in Mailand nichts. Solange Istrien unter venetianischer Herrschaft stand, war es eine Art von Montenegro, wo es keine Sicherheit der Person und des Eigenthums gab. Jetzt ist es eine stattlich gedeihende Landschaft, Dank sei es der civilisirenden österreichischen Herrschaft.

Die Hamletmaske.

e. Mr. Samuel Phelps ist bei seinem Auftreten in der Berliner Friedrich-Wilhelmsstadt als Hamlet äußerlich zu alt befunden worden, abgesehen davon aber traf seine Erscheinung die Intentionen des Dichters jedenfalls besser, als die unserer einheimischen Künstler. Bei den letzteren ist es Sitte geworden, den Hamlet mit einer abgehärmten, übernächtigen Physiognomie, mit jenem interessanten blassen Teint, welcher den Helden des jungen Deutschlands oder der schriftstellernden Frauen aus der Schule der G. Sand und der Ida Hahn-Hahn eigen ist, sowie mit einem modisch zugestutzten, lecken schwarzen Knebelbärtchen vorzustellen, welches sich für einen Lion von heutzutage zweifelsohne besser schickt, als für einen sagenhaften Helden aus dem Saxo Grammaticus. Wie wenig treffend dies Porträt ist, sollte eigentlich in die Augen springen, denn wir werden uns Hamlet vielmehr als blonden Nordlandssohn zu denken haben, von dem überdies seine Mutter sagen konnte, er sei „fett und von knappem Athem". Embonpoint braucht er darum noch nicht zu haben, aber ein wenig behäbig muß er doch erscheinen, als hübscher junger Mann mit hellem Haar und gesundem Teint, den in körperlicher Hinsicht ein nicht übertriebenes Phlegma und in geistiger Beziehung ein gewisser hypochondrischer Anflug ganz angenehm kleidet. Die Frische seiner äußeren Erscheinung mag nur erst nach und nach, unter der Wucht der Ereignisse, etwas welk werden. Wir wüßten von den Hamletdarstellern der Gegenwart in der That keinen, der diese Maske ganz und gar träfe. Emil und Karl Devrient, Dawison, Joseph Wagner, sie alle geben ihn brunett, leichenblaß und legen gleich von Anfang in sein Gesicht einen Zug ironischer Verachtung oder gar lauernder Intrigue, statt ihn als gutmüthigen Träumer vor uns hinzustellen. Am ehesten reicht noch Ludwig Dessoir an unser Ideal, und es ist diesem Künstler auch mehr, als jedem andern uns bekannten, jene Passivität eines hingegeben träumerischen Gemüthes, jene holde Schwermuth eigen, welche nach dem Willen des Dichters einen Grundzug von Hamlets Charakter bilden soll. Wir kommen somit von der äußeren Erscheinung zur Auspräguug des innern Wesens im Spiele. Dawison fegt den grübelnden Verstand, die reflectirende Skepsis in den Vordergrund, ja, mischt dem Bilde sogar eine Dosis mephistophelischen Wesens bei. J. Wagner giebt die Rolle zu grandios. Bei Emil Devrient ist das Unübertreffliche doch nur die zauberisch bestechende äußerliche Grazie, während er im Spiel zuviel von der Excentricität etwa eines Tasso zum Vorschein bringt. Auch ist er zu kokett und in seiner Selbstgefälligkeit zu oberflächlich; mit seinem eleganten, aber spielerischen Vortrag reicht er nicht an die Gedankentiefe der Rolle, und mit Recht meinte einst G. Kühne, den berühmten Monolog über „Sein und Nichtsein" präsentire er den Ophelia wie ein Bonbon auf einem Porzellanteller. Karl Devrient giebt den Hamlet mit einer beinahe nervösen Erregtheit, die zu dem sonst etwas langsamen jungen Mann nicht ganz passen will; er ist beständig in Aufruhr und Bewegung, was wir nicht schicklich finden, obschon diese Bewegungen aufs höchste cultivirt und abgerundet sind. Der Engländer Phelps endlich war nach dem übereinstimmenden Ausspruch der Berliner Kritiker im Allgemeinen zu nüchtern, wenngleich seine Auffassung eine feine und in Einzelheiten überraschende, von der gewöhnlichen abweichende genannt werden muß. Was ihm fehlte, das waren, wie Klein in der „Preußischen Zeitung" sehr bildlich bemerkte, „Thränen in seiner Stimme". Ein Hamlet, der sein Fleisch „schmelzen" lassen möchte und es nicht einmal zu einer schmelzenden Stimme bringt, ist kein Hamlet.

Kurze Nachrichten.

Gewerbliches.

Die Verbindung der Photographie mit dem Holzschnitt, welche es ermöglicht, das photographische Bild sogleich auf den Holzstock zu fixiren, kann in ihrer Bedeutung erst dann vollständig gewürdigt werden, wenn man sich vergegenwärtigt, wie schnell man jetzt alles Neue im Bilde durch Holzschnitte zu verbreiten strebt, und wie große Ausdehnung überhaupt die Illustration durch Holzschnitte gewonnen hat. In dem vergangenen Jahre 1858 brachte beispielsweise nur die Illustrated London News 1323 Holzschnitte außer 22 Tafeln in Buntdruck. Jeder Holzschnitt bedeckt durchschnittlich eine Fläche von 64 Quadratzoll. Das macht also im Ganzen nicht weniger als 84,672 Quadratzoll für sämmtliche von dieser einzigen illustrirten Zeitung gelieferten Holzschnitte.

Digitized by Google

Ein eigenthümliches Verfahren, gedruckte Originale, wie Kupferstiche ꝛc. von ihren Copien zu unterscheiden, hat Prof. Dove in Berlin entdeckt. Es besteht in Betrachtung der Copien und Originale mit einem Stereoskop. Da nämlich die Copien nicht auf der nämlichen Platte wie die Originale gedruckt werden, so sind die Unterschiede, wenn beide zugleich auf den Boden des Stereoskops gelegt und durch dasselbe betrachtet werden, sehr deutlich wahrzunehmen. Dieses Verfahren muß die Entdeckung falschen oder nachgemachten Papiergeldes ungemein erleichtern.

Die Damen sind oft in Verlegenheit, was mit dem Sammet zu thun ist, der vom Regen benetzt wurde. Das Württemberger Gewerbsblatt hilft in diesem Falle mit gutem Rath: Man befeuchte den durch Regen rauh, hart und schmutzig gewordenen Sammet auf der ganzen Rückseite und führe dieselbe über ein heißes Eisen. Die Hitze verwandelt das Wasser in Dampf, der durch die Oberfläche des Sammets zieht und hierbei die verwitterten und zusammengeklebten Fasern trennt. Wohl zu beachten ist: daß der Sammet nicht gebügelt werden darf, vielmehr das Eisen durch irgend eine Vorrichtung festgehalten und der benetzte Sammet mit seiner Rückseite über dasselbe geführt werden muß. Wir wissen, daß manche Schneider schon längst ein ähnliches Verfahren mit Erfolg angewendet haben.

Nichts darf von dem werthvollen Material der Steinkohlen verloren gehen, nichts von dem Staube und Schutt, der sich beim Transport und Aufschütten der Kohlen bildet, nichts selbst von dem Abfall der schlechtern Kohle. Man will jetzt auch diese früher unbeachteten Theile der Kohlengewinnung zum Brennen nutzbar machen und in verkäufliche Waare umgestalten. Am meisten hat sich mit dieser Angelegenheit die Brennmaterialcompagnie „Patent Works Company zu Swansea“ in der Nähe von Sheffield beschäftigt. Sie hat ihrer Fabrication bereits eine solche Ausdehnung gegeben, daß täglich etwa 300– 350 Tonnen Grukohlen verarbeitet werden. Die Anlage ist in großem Maßstabe gemacht und soll über 200,000 Thlr. gekostet haben. Die Gesellschaft erhält die magere Grukohle von einer der Gruben aus der Umgebung von Swansea zu sehr niedrigem Preise und fabricirt dann daraus durch Zumischung von Steinkohlentheer größere Kohlenstücke von solcher Härte und Festigkeit, daß man dieselben nur mit Hülfe eines Hammers zerschlagen kann. Die hierdurch erhaltene Kohle giebt eine ähnliche Flamme, wie die halbfette Kohle, doch rußt sie stärker. — Von gleicher Bedeutung als Brennmaterial ist der Torf, über dessen Gewinnung und Verwerthung sich ein nächstens bei Westermann in Braunschweig erscheinendes, von A. Vogel in München verfaßtes Werk „Der Torf“ verbreiten wird. Es ist dieses ein Material, das uns noch von der gegenwärtigen Schöpfung dargeboten und erzeugt wird, und es scheint, als ob der Reichthum der Erde an diesem Stoffe saß noch größer sei, als die Menge der fossilen Ueberreste, welche vergangene Jahrtausende im Schooße der Erde zurückließen. Die Technik muß sich aber hinsichtlich der Verwerthung dieses neu gebildeten Brennmaterials noch mehr vervollkommnen, wenn die Benutzung eine umfassendere als jetzt werden soll. Eine große Sorgfalt verlangt z. B. schon die Pressung, und in dieser Beziehung dient noch immer die Schafhändt'sche am besten. Allein es müssen auch die Heizungsapparate, die Oefen, für die Feuerung von Torf zweckmäßig sein, und es muß getrachtet werden, dem Torfe durch Pressung eine noch größere Dichtigkeit als bisher zu geben.

Litteratur.

Karl Egon Ebert in Prag, der bekannte Balladensänger und Dichter des national-böhmischen Epos „Wlasta“, hat nach längerem Schweigen auf's Neue zur Leier gegriffen und „fromme Gedanken eines weltlichen Mannes“ zu anmuthigen Liedern geformt. Die Sammlung gehört jener lyrisch-didaktischen Poesie an, welche die Lalenbreviere und Lalenevangelien hervorrief, und nimmt unter der Zahl derselben durch sinnige Anschauung vom Leben und Bildung des Geistes und Herzens eine hervorragende Stelle ein, wenn auch die Individualität, die uns in diesen Gedichten entgegentritt, keine eigentlich bedeutende zu nennen sein wird. Das Buch war eines der letzten, an denen sich, da er es im Manuscript kennen lernte, der edle Barnhagen von Ense noch kurz vor seinem Tode zu erbauen vermochte, und er spendete ihm brieflich ein warmes Lob, dem wir ganz und gar beistimmen können.

Alfred Tennyson, der englische poeta laureatus, der durch Freiligrath's und Herzberg's Uebersetzungen auch dem deutschen Volke bekannt wurde, wird binnen kurzem eine neue Gedichtsammlung unter dem Titel „The King's Idylls“ veröffentlichen, worin die Legende von König Arthur behandelt ist.

Der aus der Provence gebürtige, in der dichterischen Welt bisher noch nie genannte Frédéric Mistral hat ein Epos in provençalischer Mundart „Mireio“ geschrieben, welches Pariser Kritiker für ein Meisterwerk erklären, während Lamartine den jungen Mann gar zu einem zweiten Homer machen möchte. Auf die Uebertragung des Gedichts in die französische Umgangssprache ist man allgemein gespannt.

Paulin Ribeyet, dessen frühere Werke, z. B. „la Chimère“ und „les Veillées de Noël“ (Weihnachtsbilder) sich durch warmes Gefühl und feine, graziöse Haltung auszeichneten, wenn sie auch in der Schilderung von Charakteren oft zu raffinirt und berechnet erschienen, hat neuerdings einen Roman vollendet, dessen Titel „la fille de Goethe“ uns Deutsche in lebhafte Spannung versetzen muß. Wir begreifen noch nicht recht, wer diese „Tochter Goethe's“ sein soll? Daß Ribeyet eine alte Klatschgeschichte aus dem Ulk aus wieder aufgenommen haben könnte, ist nicht recht glaublich, und so denken wir denn, die Heldin seiner Erzählung werde vielleicht das „Kind“ sein, die vor kurzem gestorbene Bettina v. Arnim, die soeben auch ein französischer Kritiker, Eugen Scheguerlet, in seinen „Courriers d'Heidelberg“ zum Gegenstand einer ausführlichen, nur leider allzu ungünstigen Besprechung gemacht hat.

Das bevorstehende hundertjährige Jubiläum von Schillers Geburtstag konnte nicht verfehlen, auch die Theilnahme unserer deutschen Landsleute in America anzuregen. Einen litterarischen Ausdruck dieser Theilnahme wird das „Schiller-Album“ geben, welches die Buchhandlung von Schäfer und Conrad in Philadelphia zu veröffentlichen gedenkt. Es soll aus einer Sammlung von Beiträgen, Gedichten, Aufsätzen ꝛc. zur Verherrlichung Schillers von hervorragenden Deutschen in America bestehen, und die Ausstattung soll eine der deutschen Kunst würdige werden.

Alexander Dumas der Aeltere ist von seiner Reise nach Südrussland und dem Kaukasus zurückgekehrt und will nun in Paris ein neues Journal „le Caucase“ gründen, das ausschließlich der Beschreibung seines Ausflugs gewidmet sein soll.

Ein wunderliches Werk wird nächstens in der französischen Hauptstadt erscheinen, eine Monographie über alle mythisch oder historisch berühmt gewordenen Bastarde der Welt von Hercules an, dem Sprößling des Zeus, bis hinunter zu Emile de Girardin, dem natürlichen Sohn des Grafen gleichen Namens. Diesem ist auch das Buch, als dessen Verfasser sich A. Charguérand nennt, gewidmet, ja er hat zu seinem Erscheinen sogar die Veranlassung gegeben und wird es durch eine Vorrede in der Oeffentlichkeit einführen.

Erst neulich hatten wir Gelegenheit, einer Schrift über Marie Antoinette Erwähnung zu thun; es war das Buch der Gebrüder Goncourt, in dem sich viele bisher unveröffentlichte Documente und Briefe der unglücklichen Königin vorfanden, z. B. ihr letztes an die Schwester gerichtetes Schreiben vor ihrem Tode. Jetzt ist, gleichfalls in Paris, schon wieder ein denselben Gegenstand behandelndes Werk erschienen: „Marie Antoinette et la révolution“ vom Grafen Horace de Viel-Castel. Auch dies Buch hat den schönen Zweck, die schmählichen Verdächtigungen,

Digitized by Google

deren Opfer die Gemahlin Ludwigs XVI. wurde, durch geschichtliche Beweise zu entkräften.

Der Engländer **William Chadwick** hat ein Buch „The Life and Times of Daniel de Foe" geschrieben. Letzterer war der am Schlusse des siebenzehnten Jahrhunderts viel genannte politische Schriftsteller, der, ohne daß er dies wohl selbst geahnt hätte, unsterblich geworden ist durch seine in alle Sprachen übersetzte und als Gemeingut der ganzen Jugend geltende Erzählung von den wundersamen Abenteuern und Fahrten des Robinson Crusoe von York. Beiläufig sei hier erwähnt, daß vor einigen Jahren schon Herrmann Hettner in Dresden eine lesenswerthe Broschüre über „Robinson und die Robinsonaden" herausgegeben hat.

F. Kempe in Dessau hat ein Lebensbild Friedrich Schneiders nach Originalmittheilungen und Briefen entworfen. Bekanntlich verbrachte der Componist des „Weltgerichts" seine letzten Jahrzehnte in Dessau, wo er als Hofkapellmeister angestellt war, und aus den Kreisen derer, die ihm da zunächst standen, kann wohl ein sehr getreues Porträt des originellen Mannes als Mensch und Künstler erwartet werden.

Der aus dem „Morgenblatt" bekannte **Otto Speyer** vollendete den ersten Theil eines auf zwei Bände berechneten Reisewerkes, „Bilder italienischen Landes und Lebens". Besonders von dem mannichfachen landschaftlichen Charakter Italiens erhalten wir darin malerische Schilderungen, die sich bisher mit Toscana, den Apenninen und den Maremmen beschäftigten. Letztere sind wohl noch nie so anschaulich und getreu beschrieben worden, wie hier. Der noch zu erwartende zweite Theil des Buches wird von Rom, Neapel und Sicilien handeln.

Einen neuen, kunsthistorisch bedeutsamen Beitrag zur Goethelitteratur wird der in Bonn zum Druck vorbereitete Briefwechsel des Dichters mit den vor einigen Jahren daselbst verstorbenen Brüdern Sulpiz und Melchior Boisserée darbieten. So verspricht denn auch die nächste Zeit wieder, uns mit mehreren brieflichen Reliquien Goethe's bekannt zu machen, und am Ende bleibt nur seine Correspondenz mit Herzog Karl August sowie mit der Frau Rath unveröffentlicht. Wann aber werden die betreffenden Familien sich entschließen, auch diese nicht mehr dem deutschen Volke vorzuenthalten?

Bildende Kunst.

In **Woronesch** war schon im Jahr 1832 der Plan zu einem Denkmale für Peter den Großen gefaßt worden, jedoch erst 1857 hatte man so viel Geld zusammen, um an die Ausführung denken zu können. Das Modell des Werkes ist ein gelungenes und vielversprechendes. In natürlicher Größe und der Uniform jener Zeit steht der Monarch gebieterischblickend da, die eine Hand auf den Anker gestützt zur Erinnerung an den Flottenbau in Woronesch, mit der andern nach Asow zeigend, das durch diese Flotte unterworfen werden sollte.

Ein zweites, seiner Vollendung entgegensehendes Denkmal in Rußland ist die schöne Reiterstatue des verstorbenen Kaisers Nikolaus, welche in der Hauptstadt Petersburg errichtet werden wird. Auf den am Fußgestelle angebrachten allegorischen Basreliefs, die verschiedene Hauptmomente aus der Regierungszeit jenes Monarchen darstellen, befindet sich auch die Gestalt Görgey's, wie er vor dem Grafen Rüdiger die Waffen streckt.

Daß der **Jeanne d'Arc** in Vaucouleurs, ihrem Geburtsorte, ein Monument gesetzt werden soll, ist bereits früher von uns erwähnt. Bald wird sich das Standbild der Heldenjungfrau auch in Orleans erheben, wo am 7. und 8. Mai zur Feier des 430. Jahrestages der Befreiung der Stadt durch Johanna ein großes Volksfest begangen werden wird. Hauptmomente dieses Festes sollen die Einweihung des restaurirten Thurmes der Kathedrale, sowie die Enthüllung des genannten, vom Bildhauer Pothier angefertigten Denkmals sein.

Beynes in London hat das Modell zur Haoelockstatue vollendet, welches in Trafalgar-Square seine Stätte finden wird. Es zeigt den Helden des indo-englischen Krieges in ganzer Figur und aufrechter, soldatischer Haltung, während die eine Hand sich auf den Säbel stützt und die andere in der Hüfte ruht, wodurch das Sichere, Selbstgewisse der Stellung noch mehr hervortritt. Die ganze Erscheinung ist die eines tapfern, gediegenen, feingebildeten Mannes, sowie der verstorbene General war, und aus den Zügen des Gesichts strahlt die Güte, welche ihm bei Letzteren die Herzen aller Nahestehenden oder Untergebenen gewann. — Beiläufig sei erwähnt, daß in London vor kurzem ein Comité zusammengetreten ist, welches einem der berühmtesten Anatomen des vorigen Jahrhunderts, John Hunter, ein Denkmal zu setzen beabsichtigt. Seine Ueberreste wurden vor kurzem nachträglich in der Westminsterabtei beigesetzt.

Der **Aachener Dom** ist durch das Geschenk eines Privatmannes um eine künstlerische Zierde reicher geworden. Graf Nelleſen hat nämlich für denselben in Berlin ein prächtiges Fenster mit Glasmalereien anfstihren lassen, die der Vetherrlichung des neuen Dogma's von der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria gewidmet sind.

Aufgemuntert durch den großen Beifall, welchen **Theobald v. Oers'** „erste Vorlesung des Räuber" in der Lithographie von Moritz Golde beim Publicum gefunden hat, wird die Verlagshandlung von Rud. Kunze in Dresden ein in seiner Ausführung hoffentlich ebenso gelungenes Blatt von demselben Künstler, „Maria Theresia betend am Grabe ihres Gemahls in der Kapuzinergruft zu Wien" erscheinen lassen. Den Steindruck besorgte diesmal C. Fischer.

Von dem von **Wilhelm v. Kaulbach** im Verein mit A. Kreling veranstalteten Albrecht Dürer-Album wird die binnen kurzem erscheinende achte Lieferung folgende drei Blätter enthalten: „der heilige Joachim umarmt die heilige Anna unter dem goldenen Thore", „die Verkündigung Maria" und „den heiligen Michael im Kampfe mit dem Drachen." Mit dem zwölften und letzten Hefte sind die Abnehmer im Besitz sämmtlicher zwanzig Blätter aus dem Leben der Maria, worauf um so mehr Gewicht zu legen ist, als diese vollständige Reihenfolge Dürer'scher Holzschnitte zu den größten Seltenheiten gehört.

Eine Idee, die vor zwei Jahren ungefähr der Erbprinz Georg v. Meiningen zuerst anregte, soll nächstens in Brüssel wiederholt und in viel größerem Umfange, als damals, verwirklicht werden: eine Cartonausstellung nämlich, an der sich auch Cornelius, Overbeck, Kaulbach u. A. mit verschiedenen ihrer Werke betheiligen wollen. Der Termin der Einsendung erreicht am 1. Mai sein Ende.

Viel kunsthistorisches Interesse wird das von **Hübsch**, dem berühmten Bollender des Speyerer Doms, vorbereitete Bildwerk in Anspruch nehmen: „Die altchristlichen Kirchen nach den Monumenten und älteren Beschreibungen, und ihre Wirkung auf die späteren christlichen Bauarten." Sechszig Tafeln sollen zur Anfnahme der bekanntesten altchristlichen Kirchenbauten, sowie einer Menge bisher noch nicht herausgegebener dienen, und die beigegebenen schriftlichen Erläuterungen nachzuweisen versuchen, „daß die altchristliche Bauweise die Vorbilder für die späteren Bauarten in allen Ländern Europa's und namentlich für den romanischen Styl geliefert habe."

Dem verstorbenen **Ary Scheffer** ist noch nach dem Tode eine poetische Huldigung zu Theil geworden, indem Madame de Seſray in Paris in einem Büchlein, das seinen Namen trägt, seine Werke in zierlichen Versen geschildert und besungen hat.

Wie die Villa mira mare bei Triest, für die Knaur in Leipzig vier Dichterstatuen arbeitet, so beabsichtigt der Erzherzog Ferdinand Max nun auch dem Dogenpalast in Venedig einen neuen künstlerischen Schmuck zukommen zu lassen, indem er bei dem Maler Roy daselbst eine Reihe von Cartons bestellt hat, die die heutige Physiognomie und Geschichte der Stadt in allegorischer Darstellung vorführen sollen.

Digitized by Google

Friedrich Pecht in München hat neben seinen zum Theil ausnehmend schönen und charakteristischen Zeichnungen für die Brockhaus'sche „Schillergallerie" in letzter Zeit auch eine Reihe trefflicher Farbenskizzen vollendet, die auf Befehl des Königs Max von Bayern in einem der Säle des Maximilianeums zur Ausführung gelangen werden, und zwar so, daß jede ein besonderes Feld in Golzhrund einnehmen soll. Sie enthalten die in bedeutsamen oder entscheidenden Lebensmomenten aufgefaßten Figuren Alfreds von England, Karls des Großen, Gustav Wasa's, Richelieu's, Sully's, Wilhelms von Oranien, Friedrich des Großen, Napoleons, Suwarows, des Erzherzog Karl, Blüchers und Wellingtons. Außerdem ist der Künstler mit einem zweiten großen und figurenreichen Goethebilde beschäftigt. Während sein erstes uns den Dichter nach der Aufführung der Iphigenie zeigte, stellt ihn das jetzige dar, wie er am markgräflichen Hofe zu Karlsruhe Scenen aus Faust vorliest.

Theater und Musik.

Die dritte Vorstellung der englischen Schauspieler in Berlin war Hamlet mit Mr. Samuel Phelps in der Titelrolle. Ueber denselben gestatteten wir uns bereits oben einige Bemerkungen, doch sei hier noch von mehreren der Mitspielenden, sowie von der Aufführung im Allgemeinen die Rede. In der Ophelia gab Miß Margaret Eburn nichts anderes als „conventionelles englisches Ladythum", und freilich mag es unendlich schwierig sein, dieser bezaubernden Mischung eine Haltung zu geben, in welcher Eitelkeit, Koketterie, Sinnlichkeit, Liebe, Witz und Ernst, tiefer Schmerz und Wahnsinn sich nach und nach oder auch in demselben Momente zeigen sollen. Auch keine deutsche Schauspielerin kennen wir, die in der betreffenden Rolle an unser Ideal heranreicht, und wir gestehen, daß unsere Vorstellung von Ophelia weder von Frau Hoppe, die die älteren Theaterfreunde, noch von Marie Seebach, die die jüngeren Theaterfreunde vollendet nennen, ganz befriedigt worden ist. Als Laertes gefiel Mr. Robinson durch chevalereske Erscheinung, und Miß Atkinson hinterließ in der Scene zwischen Hamlet und Gertrud einen tiefen Eindruck. Was die Inszenirung des Stückes anlangt, so machte besonders das Umherwandeln des Geistes mächtiges Aufsehen durch täuschende und im höchsten Grade verständnißvolle Bewältigung des anderwärts oft genug sehr ungefügigen Gespensterapparates. Näheres hierüber findet sich in der früher (1858, Nr. 39) besprochenen Broschüre von Theodor Fontane über die Londoner Theater, und wir empfehlen die dort gegebene Beschreibung allen Leitern deutscher Bühnen aufs angelegentlichste. Auffällig war, daß auch die Engländer die zur Abschließung des Ganzen so nothwendige Rolle des Fortinbras gestrichen hatten; ja sogar die Gebetscene des Königs, eine innig mit dem Gang der Handlung verflochtene Episode, blieb weg, ohne daß ein genügender Grund dafür gefunden werden könnte. — Die gute Meinung von der Künstlerschaft des Herrn Phelps, die durch seinen Hamlet einigermaßen erschüttert worden war, befestigte aufs neue sein Shylock im „Kaufmann von Venedig". Er lieferte den interessanten Beweis, daß die tragische Auffassung der ursprünglich komisch angelegten Rolle sich auch in der Heimath des Dichters eingebürgert habe. Freilich entspricht dieselbe dem Geiste unserer Zeit, und so kann die Kritik, selbst wenn sie wollte, füglich keine Einwendungen mehr dagegen machen. Genug, daß Mr. Phelps in seinem tragischen Gemälde den rechten Ton traf; d. h. man sah den Unglücklichen, der den Fluch von Jahrhunderten auf dem Nacken trägt und nur allein im materiellen Besitz seine Stütze findet; doch nicht in sentimentaler Elegie trat dies Geschick vor uns hin; der Zorn dieses Shylock war groß und hart und frei von allem pathetischen Enthusiasmus. Aeußerlich erschien der englische Künstler statt des bei uns gebräuchlichen Judenbartes mit schwarzem Knebelbart, und seine ganze Haltung hatte nichts Gemeines, Schmutziges und Kriechendes an sich. Er ging stolz und aufrecht einher, wie bei uns Dawison und Döring auch thun, während z. B. Grunert mehr von den niedern Manieren des Ghetto zur Anschauung bringt. Eine besonders ergreifende Stelle bildete in der Leistung des Mr. Phelps noch die letzte Scene mit Jessika, wo er fast instinctiv zögerte, ihr die Schlüssel seines Hauses zu überlassen. Miß Atkinson gab die Portia mit Grazie und Humor in den ersten Acten, ohne je die Grenzen der Weiblichkeit zu überschreiten. Miß Eburn zeigte als Nerissa, daß sie für die Komödie besser passe als für das Drama, und ebenso wie sie, schien auch Mr. Robinson erst bei dieser Vorstellung recht in seinem Elemente. Der Jago war für ihn zu schwer, den Bassanio aber gab er mit edler und schöner Empfindung, während die genannte Dame ein schalkhaft liebenswürdiges, fast ausgelassen muthwilliges Zöfchen war. Die Prinzen von Arragon und Marokko sehlten zum Erstaunen Aller, doch glauben wir nicht, daß das in London auch der Fall sei; vielleicht kam hier nur die Lückenhaftigkeit des Personals in Betracht. Das finnige Liebesspiel im letzten Acte, dessen zarte poetische Färbung auf unsern Bühnen oft genug verwischt wird, gehörte mit zu dem Besten, was die Engländer bisher geboten haben.

Die Gesellschaft der Herren Brisi und Chaplsean, deren Anwesenheit in Berlin mit der der Londoner Gäste zusammenfällt, tritt gegen dieselben aus doppelten Ursachen in den Hintergrund. Einmal üben natürlich die Meisterwerke des Britten viel größere Anziehungskraft auf das gebildete Publicum, als die Stücke der modernen Pariser Dramatiker; denn so verdorben ist der Geschmack der Gegenwart doch noch nicht, daß Shakespeare's gigantische Dichterkraft vor den kleinen Gernegroßen der neuesten französischen Litteratur die Segel streichen müßte. Dann aber befriedigt auch das Personal diesmal nicht im Geringsten so viele Anforderungen wie früher, und es findet sich darunter kein einziger Name von Bedeutung.

In Bezug auf Gounod's „Faust" erfährt man noch nachträglich, daß die Oper ihre begeisterte Aufnahme nicht sowohl der Musik in den pathetischen oder tragischen Scenen des ersten und letzten Actes zu danken hat, sondern den im höchsten Grade reizenden, naiven Melodien bei der Promenade am Ostertage und bei dem Kirchgange Gretchens. Die in Musik gesetzte schnippische Antwort auf Faust's dreiste Frage soll von unbeschreiblicher Schönheit sein und erregt stets Jubel unter den Hörern. Auch die Ueberlegung der Worte, obgleich sie von dem eigenthümlich poetischen Duft des Goethe'schen Originals viel wegnimmt, ist doch charakteristisch und dem Ohre schmeichelnd. Sie lautet:

Je ne suis demoiselle,
Ni belle,
Et je n'ai pas besoin,
Qu'on me donne la main.

Die neue Oper Giacomo Meyerbeer's ist mit dem schließlich ihr octroyirten Titel „Le Pardon de Ploërmel" nun endlich in Paris gegeben worden und wird als ein Werk gerühmt, das seines Componisten höchst würdig sein soll. Noch vielerlei gab es zu überwinden, ehe alles zur Aufführung Nöthige vorhanden war. Keiner der französischen Maschinisten arbeitete zur Zufriedenheit des Maestro, so daß er endlich den in seinem Fache rühmlich bekannten Mühldorfer aus Mannheim berief und dieser denn auch wirklich wahre Wunderdinge der Scenerie zu Stande brachte. Er ließ z. B. das ganze Podium verschwinden und machte daraus ein tiefes Thal, in dem eine Prozession auf- und niedersteigt. Ein anderer gewaltiger Effect war es, als die wahnsinnige Dinora, die Heldin der Oper, eine hoch über Gebirgsschluchten gelegte Brücke betritt und diese mit ihr in die Tiefe eines schäumenden Gießbaches stürzt. Die vielbesprochene Ziege aus der Bretagne scheint ihre Sache gleichfalls ganz gut gemacht zu haben, jedoch nicht besonders beachtet worden zu sein. Was braucht eine Oper solche Kunststückchen und Wunderlichkeiten, die von der ersten bis zur letzten Note ein Meisterwerk der Musik sein soll? Meyerbeer

Digitized by Google

ist bereits 63 Jahre alt, und doch heißt es, schreibe sich von dieser Schöpfung eine neue Periode seiner Thätigkeit, eine neue Entwickelung seines Talentes her. Die Effecthascherein der vorigen Werke, das Opernglockling mit italienischer Manier und die Häufung der Instrumentation hat er zum Glücke wieder bei Seite gelassen und eine Oper geschaffen, die selbst „die Hugenotten" und „Robert den Teufel" leicht an Werth übertreffen könnte. Wie die Referenten sämmtlicher Blätter, so ist auch M. Hartmann, ein sonst sehr nüchterner Beurtheiler modischer Erscheinungen, ganz und gar begeistert von dieser Musik und berichtet unter Anderm von einem Processionsliede, das schon während der Ouvertüre hinter dem Vorhang gesungen wird, hier und da wieder auftaucht und groß und breit den dritten und letzten Act beschließt. Nach seiner Meinung gehört dasselbe zu dem Schönsten und Andächtigsten, was die religiöse Kunst geschaffen hat; „wahrhaft wunderbar, unsäglich geheimnißvoll und magisch" aber nennt er die Melodie der Legende, die Dinora im zweiten Acte singt. „Das klingt, wie ein Lied aus einer andern, oder uralten, verlorenen Welt," und fast möchte man behaupten, daß ähnlich wie in den „Hugenotten" „Eine feste Burg ist unser Gott", hier eine altpanische, maurische oder jüdische Volksmelodie vom Componisten verwendet worden sei. Eine bretonische Melodie ist es nach dem Ausspruche des in dieser Hinsicht jedenfalls competenten Berichterstatters wenigstens nicht, obgleich das Local der Handlung darauf hindeuten könnte. Der Text der Oper, den Carré und Barbier, die Bearbeiter des Gounod'schen „Faust", gemeinschaftlich fertigten, wird als langweilig und armselig bezeichnet, doch auch ihn soll die Meyerbeer'sche Musik in Vergessenheit bringen. — In Deutschland wird die „Wallfahrt nach Ploermel" zuerst auf dem Stuttgarter Theater gegeben werden, wo seiner Zeit auch der „Nordstern" die erste Aufführung erlebte. Nach dem Schlusse der Oper berief Louis Napoleon den Componisten in seine Loge, und die Kaiserin Eugenie meinte, nun werde wohl kein Grund mehr sein, die „Africanerin" länger zurückzuhalten. „Doch," antwortete Meyerbeer, „es fehlt mir noch etwas." — „Nun, was denn?" — „Ach, Majestät, nur — die Africanerin!"

Die von Rossini componirte Operette, welche er zwar nicht für die öffentliche Bühne, aber doch zur Aufführung in seinem Salon bestimmte, heißt „le Prélude de l'avenir" und enthält in ihren humorvollen Melodien eine reizende Parodie der Zukunftsmusik. Sie kommt gerade zur rechten Zeit, da Liszt und sein getreuer Partisan Hans v. Bülow soeben in Paris angelangt sind.

Ueber Joseph Weilen's „Tristan" verstummen noch immer nicht die bewunderuden Stimmen, und das Gerücht, daß darin ein neues großartiges dramatisches Talent aufgetaucht sei, scheint sich in Wahrheit zu bestätigen. Von allen Seiten wird der ethische Reiz des Stückes, die zarte Kenschheit der Empfindung, die Schönheit der Sprache und Bilder, sowie die vollendete Technik gerühmt, welche „die überschwenglichsten Probleme der mittelalterlichen Liebesmystik in die engsten scenischen Möglichkeiten ordnete." Man ist sogar soweit gegangen, das Drama nicht für das Werk eines Anfängers zu halten, sondern hinter dem Namen Joseph Weilen keinen Geringeren, als Friedrich Halm oder gar den alten Grillparzer suchen zu wollen. Dies Versteckenspielen ist jetzt in Oesterreich sehr Mode, wie man weiß, aber Joseph Weilen existirt wirklich; er ist Lieutenant in der kaiserlichen Armee und Lehrer an der Militärakademie zu Bruck bei Znaim. Interessant war es uns zu erfahren, daß der junge Mann sein Stück bereits vor Jahr und Tag an alle möglichen Bühnenvorstände geschickt, jedoch von keinem derselben eine zustimmende Antwort erhalten habe. Der unbekannte Name schreckte sie sämmtlich ab, bis denn die Breslauer Direction endlich sich mit dem Trauerspiele hervorwagte. Nun wird der Verfasser die Genugthuung erhalten, sein Werk doch noch allerwärts aufgeführt zu sehen, und bereits geht Heinrich Laube damit um, es an der Wiener Hofburg gleichfalls einzustudieren. — Die Hauptrolle giebt, um dies beiläufig zu bemerken, in Breslau jener aus Ungarn gebürtige Louis von Ernest, welchen die scheiternde Schilderhebung seines Vaterlandes auf die deutsche Bühne brachte. Die Mittel, die er zu dem neuen Berufe mitbrachte, sind uns von früherher schon als imponirend schön bekannt; doch wußte er damals mit denselben noch nicht künstlerisch genug umzugehen. Es war uns daher lieb, zu hören, daß seine technische Bildung inzwischen als vollendet anzusehen sei. Ist dies wirklich der Fall, so geht Ernest noch einer glänzenden Zukunft entgegen.

Ungewöhnliche Anziehungskraft übt auf das Pariser Publicum gegenwärtig ein neues Stück „Le Jeu de Sylvia". Das Spiel, von dem in diesem Titel die Rede, erlaubt sich eine Schauspielerin mit den Herzen ihrer Anbeter, und alle die kleinen Grausamkeiten und raffinirten Koketterien, mit denen ein weiblicher Satan leichtgläubigerhörte Männer zu plagen und in Schach zu halten weiß, versteht der Dichter in seinem Stücke auf virtuose Weise zu schildern. Freilich muß der Aufwand von Geist und die pikante Manier des Dialogs den Mangel ästhetischen Feingefühls und sittlicher Schönheit ersetzen, der sich in dem Ganzen kundgiebt.

Latour de St.-Ybard, der sich früher durch einige Dramen in der antijesuitrenden Manier Ponsards bekannt machte, ist letzterem nun auch aufs Gebiet der Komödie nachgefolgt. Sein vor kurzem in Paris gegebenes Lustspiel „Le droit chemin" dreht sich, wie des genannten Dichters „Honneur et Argent", um den fixlichsten Punkt der modernen Gesellschaft, um das Geld nämlich, und der Inhalt ähnelt dem in Balzac „Mercadet", welcher einst den Reigen jener „Komödien des Schwindels und der Speculation" eröffnete. Ein durch seine Verschwendung arm gewordener Baron will sein zerrüttetes Vermögen durch eine Heirath wieder befestigen, die seine Tochter mit einem reichen Manne von bürgerlicher Abkunft schließen soll, doch dieser Plan findet bei der adelstolzen, aristokratisch gesinnten Mama so energischen Widerstand, daß er trotz vieler Intriguen und Mühen endlich aufgegeben werden muß. Man rühmt an dem Stücke die gewählte Sprache und die treue Zeichnung nach dem Leben.

Auch das Palais-Royal in Paris hat bereits eine Parodie des Michelet'schen Buches über „die Liebe" gebracht: „C'est l'amour, l'amour, l'amour" von Dumanoir (dem bekannten Verfasser der „femmes terribles") und Hippolyte Lucas. Die Idee dazu ist drollig genug. Zwei Exegeten, von denen der eine ein enthusiastischer Verehrer, der andere ein abgesagter Feind des betreffenden Werkes ist, gerathen im Verlaufe des Stückchens so sehr in Verwirrung mit ihren beiderseitigen Ansichten, daß die Vorliebe des Ersteren sich in Abneigung, und das Vorurtheil des Zweiten sich in Bewunderung verwandelt. Der Dialog, der, wie es heißt, in geistvollem Raisonnement und ergötzlichen philosophischen Spitzfindigkeiten mit Michelet wetteifert, hält die Posse fortdauernd in der Gunst des Publicums.

In Paris wird sich nächstens der Violinist Alexandre Boucher von neuem öffentlich hören lassen. Derselbe ist jetzt gerade so alt, wie Humboldt oder Arndt, und es entsteht die Frage, ob sich von einem Greise die Inhörer noch ebenso gern werden hinreißen lassen, wie von den Wunderkindern, an denen unsere Zeit so überreich ist. Neunzigjährige und neunjährige Virtuosen — wahrlich, die Extreme berühren sich nirgends schroffer, als in der Kunst.

In Autenil bei Paris starb am 31. März in seinem siebenundsechzigsten Jahre Musard der Vater, dessen unzählig viele Quadrillen ihm den Namen des französischen Strauß verschafften. Wie dieser in den Localitäten des Sperl zu Wien, so war jener in dem Jardin Mabille auf den Pariser Champs Elysées der musikalische Dirigent, nach dessen Tactstock die jungen Schönheiten aus der demi-monde hundert und tausend Mal getanzt haben.

Verantwortliche Redaction und Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Rieck'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

Digitized by Google

№ 18. **Europa.** 1859.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 30. April.

Inhalt.

Größere Aufsätze: Bierstudien von 1575. — Die Zitterfische. — Dingelstedt's Gedichte. — **Chronik:** Herzog Karl von Braunschweig. - Irland. - Legner's „Parnaß". - Geisteskrankheit als Ehescheidungsgrund. - Die Entstehung der Polka. - Geldschränke und Schlösser. - Erfindung für Flakerbesitzer. - Das neue Paris. - Der letzte Groß-Mogul. - Freytags „Fabier". - Die Auerochsenjagd. - Kurze Nachrichten: Litteratur. - Bildende Kunst. - Theater und Musik.

Bierstudien von 1575.

Der Zufall führte mir neulich einen kleinen Quartband zu: „Fünff Bücher von der göttlichen und edlen Gabe, der philosophischen, hochthewern und wunderbaren Kunst, Bier zu brawen." Der Verfasser ist Heinricus Knaustius, beider Rechte Doctor, kaiserlicher, gekrönter, laureirter Poet, Comes und Miles des Hoffs zu Lateran, also eine Standesperson. Das hindert ihn übrigens nicht, grob zu sein und die Gegner, welche die erste Auflage seines Buchs gefunden hat, in der Vorrede zur zweiten ohne Umstände als „Rotzleffel" zu bezeichnen. Nach dem, was er beiläufig von seinem Leben erzählt, war er ein Hamburger Kind und kam im nördlichen und östlichen Deutschland weit herum. Aus Berlin holte er sich seine Frau, eine Jungfrawen weiß, in Bremen diente er, ohne Jactantz und ungebührlichen Ruhm zu melden, dem Thumcapitel, Prälaten, Ritterschaft, Städten und gemeiner Landschafft etliche Jahre als Syndicus generalis. In der königlichen Stadt Danzig lag er legationis weise ein gantz halb umbgehendes Jahr und wurde dann Syndicus des Raths in Demmin. Wie er endlich nach Erfurt verschlagen wurde, wo er sein Buch geschrieben hat, theilt er nicht mit, aber er versichert ein Mal über das andere, daß es ihm dort wohl gefalle, denn es brawet nicht nur dort, sondern auch in etlichen Dörffern und Flecken, desgleichen auf Hoffhöfen und Juncker Gesessen gute Biere.

Mit der Schöpfung ist Heinricus Knaustius nicht ganz zufrieden. Bekanntlich ist auch Herr Professor Hinrichs in Halle der Ansicht gewesen, daß dem lieben Gott mancherlei besser gelungen sein würde, wenn er vorher Goethe erschaffen und ihn zu Rath gezogen hätte. Charles Fourier geht sogar in's Einzelne ein und weist verschiedene mißlungene Schöpfungen (éclosions contremoulées) nach, die beim Werden des Alls mit untergelaufen sind. Am Nordpol hat der Weltenschöpfer die Lichtkrone, analog den Ringen des Saturns, die Licht und Wärme verbreiten würde, in der Eilfertigkeit des Schaffens vergessen, Sibirien hat auf Orangen einen billigen Anspruch, der leider unberücksichtigt geblieben ist, und das Meerwasser sollte kein unsreundliches und ungenießbares Element sein. Es kostete ja so wenig, einen bloßen Strahl des neuen Lichts, um es in eine Flüssigkeit, lieblicher als Limonade, zu versetzen. Unser laureirter Poet hat an der Schöpfung das auszusetzen, daß die ersten Menschen gezwungen waren, von Kraut und Wasser zu leben. Gott hatte gemeint, daß Leute, die er auf diese Zuchthauskost gesetzt habe, demüthig und unterwürfig bleiben würden, aber wie irrte er sich! Nach der großen Fluth sah Gott den begangenen Fehler ein und gab dem menschlichen Geschlecht, welches durch die Sündfluß zuvor gar geschwächt und geknäcket war, die Weinrebe, damit es zuneme und zu Kräfften komme, und die Oerter, welche keinen Weinwachs hatten, segnete er mit einer andern Gabe und lehrete sie, von Weitzen und Gersten einen Tranck zu machen, der gesund und lieblich zu trincken were, daß sie es nach der Sündfluß auch etwas besser haben sollten, denn es ihre Väter für der Sündfluß gehabt hetten.

Daß die Deutschen zuerst so gescheut waren, zu begreifen, wozu es Hopfen und Gerste in der Welt gebe, geht aus sprachlichen Zeugnissen hervor, die man nur richtig verstehen muß. Setzt man für das Pinum, das bei Aristoteles und Athenäus vorkommt, die bessere Lesart Pirum, so hat man das deutsche Wort Bier fast in seiner Reinheit. In dem Namen Ceria, den Plinius aufbewahrt hat, ist ebenfalls ein einziger Buchstabe zu ändern, und man erhält Beria, Bier. Aus Beria leitet sich wieder das thracische Britum und aus diesem das ägyptische Zithum ab, kurz alle Welt hat die deutsche Erfindung mit dem deutschen Namen genannt, der allerdings etwas entstellt worden ist. Diese Depravirung und Verkehrung setzt Heinricum Knaustium keineswegs in Verwunderung, denn es ist ihm wohl bekannt, wie gar oft mit Fremdwörtern umgesprungen wird, so daß man ihren Ursprung gar nicht mehr erkennt. Um so unbegreiflicher ist ihm, daß nur ein einziger Deutscher über das Bier geschrieben, und dieser Einzige, der hochgelahrte Doctor Johannes Placotomus, es in Latein gethan hat.

Digitized by Google

Die Studien, die Knauft über die Biere seiner Zeit gemacht hat, müssen wir als sehr achtbare bezeichnen, besonders die praktischen. Seine vielen Geschäftsreisen in Deutschland waren immer zugleich Bierreisen. Hörte er irgendwo, daß seitab von der Straße ein guter Trunk verzapft werde, so ließ er sich den Umweg nicht verdrießen und überzeugte sich persönlich, ob das Bier einen fürtrefflichen Geschmack habe, viel Nutriment gebe und ohne Verletzung und Schaden des Ventriculi oder Magens getrunken werden könne. „Ich habe fast alle Biere", rühmt er sich, „darvon ich hie in diesem Büchlein (rede), selbst getrunken, und ihre Tugend, Krafft und Wirkung persönlich erfahren, und hat die Gelegenheit mit meinem Leibe, daß wenn mir ein Bier wohl bekömpt, so kann es ein anderer auch wohl trincken und erfahren." Je mehr Bier er getrunken hat, ein um so unbedingterer Verehrer des Getränks ist er geworden. Das Bier ist ihm eine große unaussprechliche Gabe Gottes, erzeugt große und starke Leiber, ist selbst den Kindern und ihren Ammen bequem und nützlich, und sucht den Menschen weder mit Gichtseuchen, noch mit Podagel- an Händen und Füßen heim. Wenn das Bier nicht wäre, was wollten die Leute dann trinken? Ihnen bliebe nichts als Wasser, das an manchen Orten gar schlecht, item der Natur Vieler zuwider ist und vor der Sündfluß zu solcher Unlust, zu so mancherlei Büberei und Unzucht angeschüttet hat, daß Gott sprach: Poenitet me, fecisse hominem, mich gereuet, daß ich den Menschen gemacht habe.

Gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts brauten Danzig und Hamburg am besten. Hamburg hatte die Königin der Weißbiere, Danzig die Königin der Braunbiere. Das Hamburger Bier konnte nirgends nachgemacht werden, wenn man auch dasselbe Wasser, Malz und Hopfen nahm und Brauknechte aus Hamburg kommen ließ. Das Urtheil, das der Cardinal Reimundus über dieses Bier fällte: „O wie gerne möchtest du Wein sein!" war wohl nicht als Lob gemeint, obgleich Heinricus Knaustius sich auf dasselbe beruft. Nach seiner Meinung machte das Hamburger Bier schöne Leute, gab ein gut Geblüte und gesunde Farbe, worin der Grund lag, daß man in Hamburg täglich nicht allein gar schöne und feine Frawen und Jungfrawen von Farben, sondern auch gar herrtliche und wohlgestalte feine junge Gesellen und Männer sah. Nahm Jemand desselbigen Biers zu viel und überflüssig, ohne alle Maß, zu sich, so verstellete das Bier das Angesicht des Menschen schendlich und machte es ungeschaffen mit rothen Flecken und aufgelauffen Tuberculen und Beulen, denn von wegen seiner Hitze stieg es gemeiniglich in die Höhe und fuhr am Angesicht herauß. In Hamburg wollte man zur Abwechslung auch einen andern Trunk haben und bauete das Cimbecker Haus, ein gewaltig königliches Gebäude, in dem man zur Ergetzung des Kaufmanns und anderer fremdden Herren und guten Leute Cimbecker, ein fürnehm gesundes Sommerbier, Danziger, Rostocker und Bernauer vom Zapfen laufen ließ.

Das Danziger Braunbier, das alle andern weit übertraf, hatte eine gute schöne Farbe, guten Geschmack, guten Geruch, gute Substanz und ein durchweg gutes Temperament. Das Tafelbier (Hausbier) in dieser hochlöblichen Stadt war stärker, denn anderswo das rechte Bier (Doppelbier), und Mißbrauch durfte man mit ihm nicht treiben. In diesem Falle strafte es den Unmäßigen mit einer übernatürlichen Röthe im Gesicht, mit bösen und rothen Augen, mit Podagra, Zipperlin, Gichtbruch und andern viel mehr Gebresten und Krankheiten. In Pommern hatte Stralsund das vornehmste Bier, das weit und fern zu Wasser in die Lande verführt wurde, und das nächste im Range war das Stettiner. In Greifswalde litt der Rath wegen der Studenten blos ein schwaches Bier, damit den Musensöhnen nicht die Köpfe zu sehr verturbiret und sie dadurch in ihren studiis gehindert würden. Diese weise Fürsorge hatte die gute Folge, daß Bürger und Studenten beim Trunk nicht gegen einander aufstützig wurden.

Für seine Person ist unser Heinricus der Meinung, daß die Obrigkeiten die weiseren waren, welche in den Universitätsstädten ein starkes Bier brauen ließen. Er tadelt den Herzog Julius von Braunschweig, daß er die Schule der Jugend, die er in Gandersheim, einer mit trefflichen Brauereien gesegneten Stadt, errichtet hatte, nach Helmstedt transferirte, doch gesteht er zu, daß den Professoren auch in Helmstedt das Bier angenehm und lieb zu trinken sein werde. Er zweifelt nicht daran, daß Wittenberg in Zukunft fortfahren werde, gesunde Weisheit, göttliches Wort, auch alle guten Künste und Sprachen zu lehren, weil das gute Bier noch zum Zapfen geht und von seiner Art, gut Geblüt und Gewissen zu machen, so leicht nicht lassen wird. Von Jena rühmt er, daß bei seinem Bier mancher ehrliche Gesell erzogen, zugerichtet und zu einem Mann geworden sei. Auch die große Gabe guten Weines habe man dort, der lange vor der römischen Zeit schon gepflegt worden sei, denn Jena sei vor Zeiten eine uralte Wohnung und Sitz des israelitischen Volkes gewesen.

Von dem Raumburger Biere ging der Spruch

Raumburger Bier
Ist der Thüringer Malvasier.

Zerbst bereitete schon damals das dunkle Bier, das sich noch heute gegen die Uebermacht des bayerischen zapfer behauptet und selbst ausgeführt wird, die Braunschweiger Mumme ging nach beiden Indien, nach den atlantischen, Ostsee- und Mittelmeerhäfen und wurde deshalb Schiffsmumme genannt. In der Mark hatten die Biere von Bernau und Ruppin den besten Namen, die Mecklenburger waren auf ihr Rostocker Bier stolz, das in Kopenhagen und vielen andern Seestädten getrunken wurde. Die wichtigste geschichtliche Rolle war dem Biere der bischöflichen Stadt Münster beschieden. Man höre nur: „Daß diß Bier ein gut Bier sey, ist wol zu glauben, weil es die Widertäuffer daselbst, mit ihrem König, Johan von Leiden, und Herzog Knipperdölling so gerne getruncken und dabey die Stadt Münster, in so gewaltiger Belagerung und böser Sach, eine gantze lange Zeit aufhalten können. Groß Wunderwerck ist in dieser großen gewaltigen Stadt bey dem guten Münsterischen Bier geschehen, daß sich alle Nachkommen über viel hundert Jahr (so anders die Welt so lange stehen wird) verwundern werden, denn es faßt unglaublich, aber doch wahre Geschichten und Dinge seyn." In Corvey zeigte man das größte Bierfaß, welches mehr als 20 Mummenfässer hielt.

Digitized by Google

Der Witz unserer Vorfahren geßel sich darin, den Bieren seltsame Namen beizulegen. Die Bedeutung der meisten versteht man, bei einigen ist sie nicht klar. Das Bier von Stade hieß Kater, weil es den Menschen, der sein Gläschen zuviel getrunken hatte, des Morgens im Kopf kratzte. In Dornburg braute man Stürz den Kerl, in Bolzenburg Biet (beiß) den Kerl, also starke Biere, die nicht mit sich spaßen ließen. Den Namen Broihan erklärte man daher, daß die Stadtbiere, die ihn führten, von wegen ihrer Natur heiß genug seien, um einen Hanen (Hahn) daran broien (brühen) zu können. Unser Autor bestätigt, daß dieser Broihan ein stark und heiß Bier sei, das einem die Hörner schmieren und warm machen könne, derwegen es mäßig getrunken sein wolle. Wahrscheinlich wurde das Bier nach seinem Erfinder benannt. Das Lüneburger Benkchen war ein klein wenig gut (bene), und man konnte wenigstens den Durst darin löschen. Der Lübecker Israel leitete seinen Namen von seiner Kraft her, denn er rang mit den Leuten, wie der Erzvater Jacob mit dem Engel gerungen hat, daher Jacob von dem Engel Israel genannt worden ist. Das Magdeburger Bier hatte den Beinamen Filz, das Limbacher hieß O wie, das Wernigeroder Lump, das Breslauer Schöps, das Angermünder Kuhschwanz, das Erfurter Schlunz, das Halle'sche Puff, das Brandenburger Alter Claus, das Leipziger Raster (von rastrum, Karst oder Hacke). Den Bätern der Städte waren solche Ekelnamen durchaus nicht gleichgültig. Als die Schelcke der guten Stadt Bautzen in der Schleße dem dortigen rothen-(braunen) Bier einen wunderbarlichen Namen gaben und es Kloßmilch nennten, zog man den ersten Authorem darumb gefänglich ein. Heinricus Knaustius tadelt alle solche Namen, denn sie thun nichts zu den Sachen, helffen auch nichts zu Erkentniß der Temperamente der Biere, derwegen sie auch nicht zu setzen, viel weniger zu schätzen oder zu beschreiben, ist auch nit von nöthen, daß man sie deuten oder auslegen wolte.

Die Bierfässer wurden wie heute theils gepicht, theils geschwefelt. Von Bier, das auf einem hart gepichten Faße gelegen hatte, glaubte man, daß es dem Haupt oder der Brust durch die Schärfe seiner aufsteigenden Dünste Schaden thue. Der medicinische Gebrauch, der vom Biere gemacht wurde, war ein vielfacher. Mit Weißbier wuschen sich die Frauen und Jungfrauen, um ihre Haut schön und blauck zu machen. Müde Fußreisende wuschen ihre Füße und Beine mit warmem Bier und legten Tücher darauf, die in heißem Bier genetzt waren. Noch einmal mit Hopfen aufgekocht und möglichst heiß in den Mund genommen, half das Bier gegen Zahnschmerzen. In den Seestädten war es, mit Ingber getrunken, eine köstliche und täglich gebrauchte Magenarznei; mit Kümmelpulver, oder mit frieſischer Butter, oder mit Oel vermischt und Morgens nüchtern getrunken, half es gegen Unterleibsbeschwerden. Das englische Bier, das man vielfach nachahmte, war eine Universalarznei, wie Dr. Knaustius selbst gefunden hat, als er in Danzig saß übel zu Paße gewesen.

Die Vorliebe der Zeit für gewürzte Sachen bethätigte sich beim Weine wie beim Biere. Man würzte das letztere mit Fenchel Anis, Eichenblättern, Kirschen, Lavendel, Ochsenzungenwurzel, Ysop, Wachholder, Hirschzungenkraut, und legte jeder Art Würze eine besondere Kraft bei. Bei dem Wermuth-, Salweien- und Rosemarien-Bier zählt unser Quartant so viele Krankheiten auf, die davon vertrieben wurden, daß das lange Verzeichniß gleicher Art, das man den Schächtelchen mit Schneeberger Schnupftabak aufklebt, dagegen wie nichtssagend aussieht. Augentrost-Bier machte Leute, die lange blind gewesen waren, inwendig eines Jahres wieder sehend. Mit Ochsenzungen-Bier wurde sogar der Wahnsinn geheilt.

Lagerbiere waren alle diese alten Biere nicht. Man brauste sie obergährig und mußte viel Sorgfalt anwenden, um ihr Sauerwerden zu verhüten. Weil die Biertrinker in diesem Punkte nie eine genügende Garantie und Beruhigung erhielten, so waren sie im Herbst und Winter fleißig bei der Hand und tranken so gewaltig, daß die Gerstenpreise geschwind theuer wurden. So oft Gott ein gutes Jahr werden ließ, gab es ein Schlemmen und Demmen, da mußte sowohl der Reiche als der Arme toll und voll sein, da dachte Niemand der alten guten Sprüche: „Sparet man, wenn man hette, so fünde man, wenn man suchte; helt man S. Marten, so muß man darnach S. Niclassen wieder fasten." Zum Lohn wurden die Trinker von Krankheiten befallen und klagten über Gicht und Flüsse. Dieses Lamento behandelt Heinricus Knaustius mit Hohn und weiß es mit den strafenden Reimen ab:

Ließen wir unser Gießen,
So ließen die Flüsse ihr Fließen.
Denn die übrigen Güsse
Machen die übrigen Flüsse,
Machen den Menschen ungestalt,
Machen ihn grau und alt,
Blind und zum Kind.

Bayerisches Bier erwähnt unser Erfurter nirgends, nicht einmal der Name Bayern kommt bei ihm vor. Zwei fränkische Biere, Bamberger und Würzburger, nennt er obenhin mit dem Wunsche für Würzburg, daß die dortigen Brauer, denen die Noth, das heißt ein längerer Mißwachs des Weins, Wege und Künste gezeigt habe, mit der Zeit lernen möchten, ein besseres Bier zu brauen, und bei Bamberg mit der hochmüthigen Bemerkung, man könne sich dieses Bier nach der Gelegenheit, die es in den Weinlanden mit Bier habe, gefallen lassen.

Heute ist dieses bayerische Bier, das vor 284 Jahren keines Wortes würdig gefunden wurde, zur Selbstherrscherin aller Biere geworden. Die weiße Königin von Hamburg und die braune Königin von Danzig liegen versunken und vergessen unter ihren Thronen, Biet den Kerl und Stürz den Kerl haben sich trotz ihrer bramarbasirenden Namen aus dem Felde schlagen lassen, es giebt keinen Schöps und Alten Claus, keinen Kuhschwanz und kleinen Schlunz mehr, und was sich aus der alten Zeit erhalten hat, besteht in einigen wenigen Bastarden des Geschlechts derer von Broihan, in Döllniger Gose, Berliner kühlen Blonden und ähnlichen Aspiranten auf einen weinähnlichen Geschmack. Mit seinem vollständigen Siege im Vaterlande nicht zufrieden, hat das bayerische Bier eine Reise um die Welt angetreten. Es segelt nicht ganz so schnell wie Cook oder La Peyrouse, aber seine Fortschritte sind sicher, und wo es einmal seine braungelbe Fahne in den Boden ge-

Digitized by Google

stoßen hat, läßt es sich weder von Cognac, Whisky oder Wein, noch von dem Maine-Liquor-Law oder dem Gebot des Korans wieder vertreiben. Wie weit müßte heute ein Bierreisender von dem Schlage des wackern Heinrieus Knaustius gehen, um alle die Orte kennen zu lernen, wo man die philosophische, hochtheure und wunderbare Kunst, Bier zu brauen, ausübt! Und wer könnte in unserer Zeit ein Buch über alle Biere schreiben und mit Recht von sich sagen, daß er sie alle selbst getrunken und ihre Tugend, Kraft und Wirkung persönlich erfahren habe? St.

Die Zitterfische.

Als Jobson im Jahre 1620 den Gambiafluß befuhr, fand er einen Fisch, dessen wunderbar betäubende Kraft ihn in das größte Staunen versetzte. Einer seiner Matrosen wollte einen auf dem Verdeck liegenden Fisch in die Hand nehmen, fuhr aber bei der Berührung desselben wie von einem Schlage getroffen erschreckt zurück. Ein anderer sah das, lachte über seinen Collegen und griff mit beiden Händen den Fisch an, allein auch ihn durchzuckte ein gewaltiger Schlag; die ganze Schiffsmannschaft wurde dann zusammengerufen und überzeugte sich von der eigenthümlichen Wirkung und Kraft dieses Fisches. Es war der Zitterwels, der wie mehrere später entdeckte Fische in den betäubenden Schlägen, die er willkürlich ertheilt, eine Waffe von unwiderstehlicher Gewalt besitzt, wie sie die Natur keinem anderen Thiere verliehen hat. Denn ohne besondern Aufwand von Kraft können die Zitterfische Thiere von gleicher Größe tödtn; ja mehrere derselben sind im Stande, größere Thiere, wie Pferde, die in ihr Fahrwasser kommen, zu Tode zu quälen. Außer dem Zitterwels (Malapterurus), der hauptsächlich im Nil wohnt, sind die Zitterrochen (Torpedo), die man im Mittelmeere, im atlantischen Ocean und in den indischen Gewässern findet, sowie die weit kräftigern Zitteraale, die bekanntesten Zitterfische. Der Zitteraal kommt in den südamerieanischen Sumpfwässern vor Die Bekanntschaft mit den Zitterwelsen machte im Jahre 1751 am Senegal der Naturforscher Adanson, der ihren Schlag sogleich mit dem einer Leydener Flasche verglich; es war ja die Entdeckung dieses wunderbaren Instruments gerade in der Zeit gemacht worden, als er Paris verließ. Von da an glaubte man auch allgemein, daß die Ursache der jenen Fischen eigenthümlichen Kraft eine Wirkung der Elektricität sei, die die Fische zu entwickeln vermögen. Mit Bestimmtheit wies allerdings erst Walsh, der zwanzig Jahre später mit den Zitterrochen zu La Rochelle Versuche anstellte, nach, daß in der That Elektricität im Spiele sei, denn der Schlag des Fisches setzte sich durch siebenundzwanzig mit den Händen zu einer Kette vereinigte Personen fort, wenn diese den Fisch in den Kreis ihrer Kette einschlossen; auch leiteten die Leiter der Elektricität den Schlag fort, während die Isolatoren seine Mittheilung hinderten. Es folgten nun Galvani's und Volta's herrliche Entdeckungen, worauf es jedoch erst im Jahre 1830 J. Davy möglich wurde, nachzuweisen, daß es galvanische Elektricität sei, welche die elektrischen Fische erzeugen. Denn Davy beobachtete die Ablenkung des Multiplicators, die Magnetisirung eines Stahlstabes, deutliche Funken und die Zersetzung des Wassers durch die Einwirkung des Fisches.

Sämmtliche elektrische Fische besitzen elektrische Organe, die man schon längst als solche betrachtete; sie liegen beim Zitterwels und Zitterrochen zu beiden Seiten des Vordertheiles des Thieres, beim Zitteraal aber nehmen sie den größten Theil des Schwanzes ein. Allein wie dieselben zur Entfaltung ihrer Wirkung gelangen, blieb bis jetzt ein Räthsel, das durch die Entdeckungen der letzten Jahre nur zum Theil gelöst werden konnte. Wohl fand schon vor längerer Zeit Matteucci, der sich außerordentlich viel mit der Naturgeschichte der Zitterfische beschäftigte, daß die Elektricität gerade ebenso durch die Nerven vermittelt werde, wie willkürliche Bewegung in den Muskeln. Auch entdeckte er, daß alle Einflüsse, welche unsere Muskeln zur Zusammenziehung reizen, dann, wenn sie auf das elektrische Organ der Zitterfische wirken, eine Entladung zur Folge haben. Aber erst im Jahre 1857 gelang es Dubois Reymond in Berlin, mit Hülfe der sinnreichsten Apparate einigen Fischen Antworten abzuzwingen über die verborgenen Kräfte und die eigenthümlichen Organe, welche die Natur ihnen als bevorzugten Wesen schenkte.

Die Frau des Missionärs Anderssou in Africa hatte nach England im Jahre 1857 an Dr. Goodsir drei Zitterwelse gesendet. Dort aber sah man wohl, daß Niemand auf der Erde geeigneter sei zum glücklichen Experimentiren mit diesen seltenen Exemplaren als Dubois Reymond in Berlin, der sich durch die glänzendsten Entdeckungen über das elektrische Verhalten der Nerven vor einigen Jahren einen ungemeinen Ruf erworben hatte. Nachdem er die Fische erhalten hatte, ging er methodisch auf Ergründung der dunkelsten Erscheinungen los. Zuerst mußte man freilich die Lebensweise der Fische studieren, um sie möglichst lange in einem Aquarium am Leben und bei gutem Muthe zu erhalten; auch starb gar bald der eine derselben. Dann aber wurden die Fische mit Apparaten in Verbindung gesetzt und zu einer ebenso langen als ergiebigen Reihe von Versuchen benutzt. Sie erhielten eine Metallkappe aufgesetzt, durch welche man die von ihnen ausströmende Elektricität willkürlich auffangen konnte. So zeigte sich denn, daß beim Zitteraal der elektrische Strom im Wasser vom Kopf zum Schwanz, beim Zitterwels aber vom Schwanz zum Kopfe geht.

Dann wurde eine Vorrichtung erdacht und hergestellt, die Kunde davon geben mußte, wann und wie oft eine elektrische Entladung beim Fische eintritt. Der Fisch und das Wasser, in dem sich derselbe befand, wurden nämlich in Verbindung mit dem Schenkel eines Frosches gebracht. Denn man weiß, daß ein präparirter Froschschenkel sich mehrere Tage frisch erhält und sehr energisch auf Einwirkung der Elektricität zusammenzieht; ja man hatte schon längst als das allerfeinste Prü-

fungsmittel für die zartesten elektrischen Ströme Froschschenkel in Anwendung gebracht. Jedes Zucken des im Apparate zwischen den Verbindungsdrähten hängenden Froschschenkels wurde nun das Signal für eine erfolgte elektrische Entladung. Und um den Fisch selbst, mit dem man experimentirte, besser im Auge behalten zu können, wurde an dem Froschschenkel eine Glocke angebracht, deren Läuten dem Beobachter die Pausen kund gab, die zwischen den einzelnen Entladungen des Fisches lagen. Es wurde also künstlich die elektrische Entladung in eine Muskelbewegung umgesetzt, welche eine mechanische Leistung vollzog. War der Fisch sehr gereizt und kräftig, so geschah es, daß in Folge der krampfhaften Contractionen des Froschschenkels ein fast ununterbrochenes Läuten eintrat. Veranlaßte man aber den Fisch zu sehr häufigen Entladungen, so wurden dieselben nach und nach immer schwächer, und nur nach längerer Zeit der Erholung zeigte sich der Fisch in den Stand gesetzt, wiederum kräftigere Schläge auszutheilen. Schon aus Humboldt's Ansichten der Natur hatten wir erfahren, wie die Eingeborenen Südamerica's diese allmählich eintretende Ermattung des Zitterfisches beim Fange desselben benutzten. Man treibt Pferde in die Sümpfe, in denen Zitteraale hausen; kaum merken letztere die Anwesenheit der unwillkommenen Eindringlinge, so lassen sie ein förmliches Gewitter von elektrischen Schlägen los, durch welche allerdings viele Pferde betäubt und wohl auch getödtet, die Fische selbst aber ihrer außerordentlichen Kraft beraubt werden. Hat nun das Gewitter im Wasser ausgetobt, so ist der Fang der Fische gefahrlos. Wir haben hier also eine ähnliche Erscheinung, wie die nach großen Anstrengungen eintretende Erlahmung der Muskelkraft. Auch der durch langdauernde und heftige Bewegung übermäßig in Anspruch genommene Muskel bedarf zu seiner Erholung einer gewissen Zeit, bis er zur frühern Wirksamkeit zurückgebt; auch er muß eine Zeitlang durch die Ernährung die jedenfalls bei dem Kraftaufwande verbrauchten Stoffe wieder ersetzen, um die verlorene Fähigkeit, sich kräftig zusammenzuziehen, wieder zu erlangen. Es bedarf übrigens keineswegs der Ernährung, um ermüdete Nerven wieder functionsfähig zu machen, sondern es reicht für sie die bloße Ruhe aus. Das ist an Nerven, die man aus dem Körper herausgeschnitten hat, unzweifelhaft dargethan worden; denn ein jedes Nervenstückchen wird, wenn man es vielfach zu Experimenten benutzt, leistungsunfähig, indem es auf angewendete Reize nicht mehr reagirt und den mit ihm in Verbindung stehenden Muskel nicht zur Zusammenziehung veranlaßt; seine Fähigkeit, diese Verrichtung zu vollbringen, kehrt aber unter sonst günstigen Verhältnissen nach einiger Ruhe wieder.

Eine ganz unvergleichliche Erscheinung versetzte Anfangs die Naturforscher in lebhafte Aufregung. Der Zitterwels wurde offenbar im Augenblicke des Schlages vom elektrischen Strome durchflossen. Und dennoch wurde er sonderbarer Weise durch seinen eigenen Schlag zu keiner Muskelbewegung veranlaßt. Ja, nach Humboldt fühlt der Zitterwels den Schlag nicht, der von Seinesgleichen ausgeht. Noch mehr, Dubois Reymond leitete elektrische Ströme durch das Wasser, in dem sich der Zitterwels befand. Andere Fische, die gleichzeitig im Wasser herumschwammen, wurden durch diese Ströme völlig gelähmt, — aber der Zitterwels blieb ganz unbelästigt. Nur als die elektrischen Ströme außerordentlich verstärkt wurden, schien der Zitterwels dieselben zu merken, er wurde unruhiger und suchte sich scheinbar der kleinen Incommodität durch Hin- und Herschwimmen zu entziehen; doch theilte auch er seinerseits dem Störer seiner Ruhe gegenüber kräftige elektrische Schläge aus, gleichsam als wollte er ein „Auch' io!" als Antwort dem seine Natur mit unangenehmen Fragen belästigenden Forscher zurufen. Hieraus geht hervor, daß die Zitterfische völlig unempfindlich gegen den elektrischen Strom sind, wodurch sie ja auch allein im Stande sind, ihre wunderbare Kraft als Waffe zu gebrauchen.

Der Bau der elektrischen Apparate erinnerte schon durch das äußere Ansehen an die Aehnlichkeit mit galvanischen Säulen, die durch Glasstäbe oder Glaswände getrennt und abgeschlossen sind. Es wurde hierdurch wahrscheinlich, daß hunderte von kleinen galvanischen Batterien von der Natur in diesen Apparaten zusammengestellt waren. Man hielt die honigwabenförmig nebeneinanderliegenden, zum Theil mit Nervenmasse versehenen Räume mit zellgewebigen Scheidewänden für die einzelnen Volta'schen Säulen. Doch erst im vergangenen Jahre wurde die innere Zusammensetzung der Werkzeuge und ihre Verbindung mit den Nerven durch das Mikroskop deutlicher erkannt. Ein Naturforscher, der sich schon seit Jahren in Aegypten aufhält, Doctor Bilharz, und Andere widmeten sich dem Studium dieser Theile, deren Beschreibung ohne bildliche Darstellung ungenügend ausfallen würde.

Nur so viel wollen wir hier mittheilen, daß allerdings eine säulenartige Anordnung der Elemente in den elektrischen Organen stattfindet, und daß die elektrischen Gegensätze zwischen den einzelnen Elementen jedenfalls durch die zu jedem derselben hinlaufenden Nervenfäden hervorgerufen werden. Der jedes Element elektrisch erregende Nerv spielt hier also dieselbe Rolle, wie die Säure bei den Elementen der Volta'schen Säule. Am Gehirn der Zitterfische findet sich ein besonderer Lappen, der mit den zum elektrischen Organ laufenden Nerven in Verbindung steht. Er scheint also die Aufgabe zu haben, die elektrischen Organe in Thätigkeit zu versetzen. Am elektrischen Organ zertheilen sich dann die Nerven in verschiedene Fäden, welche sich an ihren Enden in Platten von reiner Nervensubstanz ausbreiten. Jede solche Platte kann man als Theil des elektrischen Elements betrachten.

Wir sagten, daß Dubois Reymond schon vor seiner Bekanntschaft mit den Zitterfischen das elektrische Verhalten der Nerven erschlossen, mithin Leben und Elektricität in eine gewisse Verbindung gebracht hatte. Ja, er hatte auf das unwiderleglichste gezeigt, daß der elektrische Zustand der Nerven und Muskeln sogar die Ursache ihrer Function ist, d. h. daß ein elektrischer Vorgang den Nerv befähigt, Empfindung und Willen zu vermitteln, die Muskeln zu einer Zusammenziehung und zur Bewegung anzuregen. Freilich sind die hierbei in Frage kommenden Ströme nicht in der Weise aufzufassen, wie die elektrischen Ströme in den Telegraphendrähten. Nur bei dem Uebergang aus dem erregbaren Zustand in den erregten

Digitized by Google

und bei der Rückkehr aus dem erregten Zustand in den erregbaren sind an den Nerven elektrische Ströme wahrzunehmen. Und diese Ströme sind noch dazu so schwach, daß sie nur mit den empfindlichsten Apparaten wahrgenommen werden können. Wir selbst haben gesehen, wie sich der elektrische Strom vom lebenden Menschen, der die Leitungsdrähte eines Multiplicators in der Hand hält, durch die Bewegungen bemerklich macht, die sich an der hin- und herschwankenden Magnetnadel des Multiplicator-Apparats zeigen. Wenn wir selbst also durch unsern Willenseinfluß elektrische Erscheinungen hervorrufen und auslösen, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir bei gewissen thierischen Wesen, denen die Natur eine elektrische Batterie mitgab, förmlich elektrische Entladungen vorkommen sehen.

Der Mensch sucht immerdar die Naturerscheinungen zu seinem Nutzen auszubeuten. Schon die Alten fielen auf den Gedanken, die Zitterfische mit ihren elektrischen Entladungen als Heilmittel anzuwenden. Es fällt dies in eine Zeit, wo man noch keine Ahnung von einem elektrischen Princip hatte, allein die merkwürdigen Heilungen von Kopfweh, Podagra u. s. w., von denen schon Galen spricht, sind jedenfalls die ersten Spuren der neuerdings so vervollkommneten Elektrotherapie. Noch jetzt vollbringen die Eingebornen von Guiana an sich selbst elektrische Kuren mit Hülfe der Zitterfische. Bei ihrem rohern Verfahren mag es wohl unter ihnen elektrotherapeutische Virtuosen geben, wie bei uns in Europa, wo erst in unsern Tagen namentlich Männer, wie Duchenne in Paris, die Elektricität zum mächtigen Heilmittel erhoben haben.

Die Entdeckungen, welche die letzten Jahre über die Zitterfische brachten, sind in mehrfacher Hinsicht von großer Bedeutung. Insbesondere bezeichnen sie einen abermaligen Fortschritt in Aufschließung der geheimnißvollen Nervenkräfte. Wir haben erkannt, daß auch bei diesen sonderbaren Thieren nur dieselben elektrischen Vorgä ge in den Nervenfäden stattfinden, wie bei der ganzen übrigen Thierwelt. Die Nervenfäden, welche die Verbindung zwischen den empfindenden Sinneborganen und dem Organe des Bewußtseins, dem Gehirn, und wiederum zwischen diesem und den Bewegungsorganen, den Muskeln, vermitteln, sind für uns jetzt nichts anderes, als die Leitungsdrähte, die mit Hülfe der Elektricität an dem einen Ende melden, daß überhaupt am andern Ende etwas geschah. Ob es eine mechanische Berührung war, welche stattfand, ob ein Schall, ein Lichtstrahl, eine chemische Einwirkung das Ende traf, berichtet der Nerv nicht. In dieser Hinsicht sind nur die beiden Enden des Nervs wichtig; denn nur durch die Apparate, mit denen sein Ende versehen ist, wird er befähigt, etwas Besonderes, von andern Nerven Verschiedenes zu sein und zu leisten. Nur dadurch, daß der Augennerv an seinem Ende im Auge eine „Stäbchenschicht" hat, welche die zarten Stöße der mannichfach gestalteten Lichtwellen aufzufangen im Stande ist, leistet er Eigenthümliches; denn in das Gehirn berichtet er doch nur, daß er so und so oft in der Secunde ein Wellenstößchen empfangen habe. Nur die eigenthümliche Ausbreitung und Endigung des Nervs im Ohre macht denselben zum Gehörnerv, denn nur ein Apparat, der zum Empfangen und Aufnehmen von Schallwellen geschickt ist, unterscheidet ihn vom Gefühlnerv, der an seinem Ende mit ganz besonders geformten „Tastkörperchen" versehen ist. Auch die Nerven, welche die Befehle an die sich bewegenden Muskeln austheilen, haben nur die Bedeutung der Leitungsdrähte; die Art ihrer Umkleidung mit einem besondern Organe macht allein ihre Wirkung zu einer besondern. Das Glühwürmchen, das willkürlich seinen Leuchtapparat in Wirksamkeit und außer Thätigkeit setzt, erregt die elektrische Erscheinung des Leuchtens im Leuchtorgan durch den elektrischen Strom, den es von seinem Gehirn zum letztern durch die Nerven hinlaufen läßt. Die Thränen, welche man weint, der Schweiß, welcher bei Gängsteten ausbricht, das Wasser, das uns beim Gedanken an gewisse Speisen im Munde zusammenläuft, werden durch die Ströme in den Nerven vermittelt, aber nur die Einrichtung der an ihren Enden liegenden drüsigen Organe erzeugt die specifische Beschaffenheit von Thränen, Schweiß und Speichel. Ebenso wirken die Nervenfäden der Zitterfische bei Austheilung von elektrischen Schlägen in so eigenthümlicher Weise nur durch den diesen Thieren eigenen Apparat, dessen genaues Studium einen Ring mehr in die Kette nervenphysiologischer Erscheinungen zu schließen erlaubt. Diese Kette, in deren Bereich auch das schon ein klein wenig gelüftete Dunkel des Vorgangs im Gehirn liegt, wird immer fester zusammengefügt, und wir können schon von der nächsten Zukunft weitere Aufschlüsse über die körperlichen Vorgänge beim Empfinden und Wollen erwarten. Die Vorbereitungen sind in letzter Zeit so getroffen, daß unsere Hoffnung mit großer Bestimmtheit auftreten darf, und wir möchten die Untersuchungen an den Zitterfischen für einen wesentlichen Theil dieser Vorbereitungen halten. Denn auch bei ihnen findet ein Empfinden und Wollen statt, das sich nur deshalb durch eine andere Kraftäußerung, als bei andern thierischen Wesen geltend macht, weil das Werkzeug am Ende des Nervs ein anderes ist. In wie weit aber das Denken auf mechanische und physicalische Vorgänge zurückgeführt werden wird, läßt sich kaum ahnen, vielleicht nicht einmal hoffen. Dennoch sind auch hier schon vorbereitende Schritte geschehen. Denn wir wissen schon, daß die „Ganglienzellen" im Gehirn die Organe sind, welche die höhere Seelenthätigkeit vermitteln. Diese Ganglienzellen werden von den Empfindungsnerven, sobald dieselben aus dem erregbaren Zustande in den erregten übergehen, d. h. in eine elektrische Spannung gerathen, unmittelbar beeinflußt; sie werden hierdurch selbst Sitz einer Spannung, die sie wiederum auf andere Nerven übertragen können; letztere vermitteln dann je nach der Beschaffenheit der Organe, die an ihren Enden liegen, eine Kraftäußerung. So übertragen daher die Ganglienzellen im Gehirn die Erregung wieder auf andere Leitungsbahnen, so daß wir uns nur durch ihre Vermittelung den Uebergang aus dem Empfinden in das Wollen, das große Geheimniß der Seelenthätigkeit, möglich denken. Ihre Lage und ihre Verbindung mit einzelnen Nerven läßt den Ganglienzellen nur bestimmte Eindrücke von besonderer Qualität zukommen. Denn ein Theil der Ganglienzellen empfängt die langsamer auf einander folgenden Schallwellen, ein anderer Theil die schnell folgenden Lichtwellen u. s. w.

Die innere Mechanik der Nerven reiht sich hiermit den allgemeinen Naturerscheinungen und ihren Gesetzen ein. Sie beruht auf einer Molecularthätigkeit, die sich in ihrem Verhalten zur Elektricität, zum Chemismus, zur mechanischen Bewegung unter das große Princip von der Erhaltung der Kraft stellt, welches durch Helmholtz in das allgemeine Bewußtsein der Naturwissenschaften eingeführt worden ist. Dieses Princip stellt, wie einer unserer neuern Forscher sagt, das Band dar, welches die verschiedenen Reiche der Natur an einander fesselt, einem allgemeinen Gedanken die ganze Welt des Geschehenden unterordnend, doch gestattet es auch bei größter Strenge die einfachste Behandlung der Probleme. „Gleich dem Principe von der Erhaltung der Materie muß es darum an theoretischem Werthe noch über das von Newton aus den Kepler'schen Wahrheiten abgeleitete Gravitationsgesetz gestellt werden, welches uns zum Theil wegen der Erhabenheit seines Gegenstandes so große Ehrfurcht einflößt."

Aber wohin gerathen wir mit unserer „Mechanik der Nerven"? Laufen wir nicht Gefahr, mit dem Materialismus eines La Mettrie zu behaupten, das Gehirn habe ebenso seine Denkmuskeln, wie die Beine Muskeln zum Gehen? Oder mit dem famosen Système de la nature zu meinen, daß diejenigen, welche ihre Seele von ihrem Leibe unterscheiden, nur ihr Gehirn von ihrem Körper unterschieden? Oder stehen wir nicht im Begriff, die Phosphor-Gedanken der modernen Materialisten zu adoptiren? O nein! Mag die physicalische und chemische Physiologie immer weitere Aufklärung über die Maschinerie der Hirn- und Nerventhätigkeit bringen! Sie trägt damit auch unserm geistigen Bedürfniß Rechnung; aber es wird ihr mit ihren „Erklärungen" niemals gelingen, alles Spirituelle auf das Materielle zurückzuführen.

Dingelstedt's Gedichte.

— Franz Dingelstedt's Gedichte (bei Cotta) sind in einer zweiten Auflage erschienen, ziemlich spät nach dem Erscheinen der ersten Sammlung, wie der Dichter in der Zueignung selbst es sagt und singt:

Just zwanzig Jahre wird es heuer,
Seitdem ich in der blinden Nacht
Kurhessens mein Poetenfeuer
Zum ersten Male angefacht.
In Achtzehnhundert acht und dreißig
Zog ich mit meinem Blumenstrauß,
Schier allzu früh und allzu fleißig,
Zu Markt und in die Welt hinaus.

Dingelstedt ist eine virtuose Künstlernatur. Er führt uns in sein Atelier, und während er singt, belauschen wir ihn in der Werkstatt seines Bildens; seine Lyrik giebt uns die Studien seiner Künstlerschaft, wenn auch, oft ebenso glücklich, die Memoiren seines Lebens und Fühlens als Mensch. Er ist zugleich eine Salonfigur, und wenn er, vom Strom der Zeit erfaßt, volksthümliche Stimmungen anschlägt, wie in seinen anonym gebliebenen, der Sammlung nicht beigefügten politischen Nachtwächterliedern, dann klingt etwas demokratische Rache hindurch für die Positionen am Hofe, zu denen ihm in Stuttgart, München, Weimar sein Amt als Lector, Dramaturg und Intendant die Nöthigung gab, eine Nöthigung, zu der er Talent und Humor genug hatte, um sie mit Behagen festzuhalten. Die neue, stark vermehrte Auflage bringt Alles, was er seit der ersten in seinen Stuttgarter und Münchener Episoden gedichtet. Zu dem Buch seines Lebens gehören mehrere seiner „Denkmäler", namentlich die Verse vor Goethe's Standbild in Frankfurt, am Grabe Chamisso's, unter Platens Büste, eine Rheinfahrt mit Uhland, Erinnerung an Lenau, zu Beethovens Denkmal, das aus der Münchener Erzgießerei nach Boston wanderte. Dingelstedt hätte auch seine Theaterprologe und das Weimarische Festspiel, zur Einweihung des Schiller- und Goethedenkmals, nicht ausschließen sollen, wollte er seinen ganzen Menschen, wie er sagt, in Versen abspiegeln. Neu sind die erzählenden Dichtungen; doch verrathen sie weniger Erfindung, als vielmehr die Tendenz, das nächstgelegene Menschenleben, das der Tag bringt, zu besingen. Der Dichter sagt im Epilog:

Mir ist, dem Menschen, Menschliches nicht fremd,
Und näher als das Ritterwams mein Hemd.
Deswegen such' ich in der Ferne nie,
Nur in der Näh' das Gold der Poesie.
Ich wasch' es lieber aus dem tiefsten Schlamm,
Als daß ich's nehme, wo's vorüberschwamm.

Zur Grazie seines Humors gesellt sich oft auch eine üppige Phantasie, die sich bei erotischen Stimmungen in sehr plastisch-freien Schilderungen gefällt. Die Perlen der Sammlung sind seine „Hauslieder". Sie besingen sein Ehegespons (Jenny Lutzer) und seine Kinder; die einfache Innigkeit häuslicher Friedensliebe ist selten so poetisch ausgedrückt. Wir heben das erste davon hervor, und geben von den ältern Liebesliedern ein anderes.

Neues Leben.

In stiller Abendstunde
Hat sie mir anvertraut
Die sorgenschwere Kunde,
Den wunderbaren Laut.

Ich stürzte ihr zu Füßen
Entzückt und demuthsvoll,
Indeß von Engelsgrüßen
Die Brust mir ahnend schwoll.

Nie war mir so zu Muthe,
So bang und doch so groß;
So selig niemals ruhte
Mein Haupt in ihrem Schooß.

Ich sprach: Nun ist vollendet
Des neuen Hauses Grund;
Die letzte Weihe sendet
Der Himmel unserm Bund.

Mein Lied soll nun verhallen,
Wie zu der Zeit der Brut
Der Sang der Nachtigallen
In ernstem Schweigen ruht.

Digitized by Google

Gefallen ist die Blüthe
In rascher Monde Flucht:
Du junge Mutter, hüte
Und reife nun die Frucht!

Meerleuchten.

Wann laue Sommerlüfte wehn,
Und späte Nacht die See verdunkelt,
Dann könnt ihr in der Brandung sehn,
Wie jede Welle glänzt und funkelt.

Ein Ruderschlag, ein Griff der Hand
Erweckt die hellsten Farbenspiele,
Und goldne Furchen bis zum Strand
Zieh'n hinter dem geschwinden Kiele.

Meerleuchten heißt dies Phänomen;
Der Kenner will es expliciren:
Er läßt's elektrisch bald entstehn,
Und bald von Weich- und Wasserthieren.

Er irrt, wie denn die Wissenschaft
Die Wahrheit niemals ganz getroffen;
Nur vor des Dichters Sehekraft
Liegt auch dies lichte Räthsel offen.

Er spricht: Die hellen Wellen sind
Die letzten, liebenden Gedanken
Von allen denen, die in Wind
Und Wetter sanken und ertranken.

So oft der Wind zum Lande steht,
Geschieht's als ob er ihnen riefe;
Ein Regen und Bewegen geht
Durch ihres Kirchhofs feuchte Tiefe.

Ihr Geisterblick starrt unverwandt
Nach der geliebten Heimath Küsten;
Ein Fuß erhebt sich, eine Hand,
Wie wenn sie sie erreichen müßten.

Doch mit Polypenarmen hält
Das Meer zurück, was es genommen;
Des Abgrunds dunkler Vorhang fällt,
Sie können nicht nach oben kommen.

Nur ihrer Sehnsucht Grüße trägt
Die See mitleidig an's Gestade,
Wo sie sich leuchtend überschlägt
Auf der verlor'nen lieben Pfade.

Und aus dem Schaum scheint ein Gesicht,
Ein bleiches, traurig aufzutauchen,
Ein flehendes: Vergiß mein nicht!
Im Nachtwind leise zu verhauchen.

Chronik.

Herzog Karl von Braunschweig.

†. Die sogenannte Revolution in Braunschweig vom September 1830 wird bald ihren dreißigjährigen Geburtstag feiern und beschäftigt noch immer publicistische Federn. Durchaus gegenständlich, ruhig, ohne Parteilichkeit sind die Regierungsweise des vertriebenen Herzogs und der Schloßbrand, sammt dem was in den nächsten Jahren darauf folgte, erst in einem Buche behandelt worden, das vor einiger Zeit bei Otto Wigand in Leipzig erschien, seltsamer Weise mit Beschlag belegt wurde, nun aber frei gegeben worden ist. Der Titel lautet: „Der Aufstand in der Stadt Braunschweig am 6. und 7. September 1830 und der bevorstehende Anfall des Herzogthums Braunschweig an Hannover"; 336 Seiten. Die ruhige Schilderung gewährt einen tiefen Einblick in jene, man kann sagen, beispiellosen Vorgänge. Sie schließen eine Menge von widerwärtigen Schmutzereien, Rechtsverletzungen, Willkür, Spionenwesen, Umtrieben, Brandstiftungen, Schwächen und Treulosigkeiten aller Art ein; man kann sich kein unerbaulicheres Intriguenstück denken als jenes, das in den Jahren 1823 bis 1833 in dem kleinen Herzogthume aufgeführt wurde. Ein Skandal drängte den andern, und viele Verbrecher blieben unbestraft. In staatsrechtlicher Beziehung verdient das Buch große Beachtung; das Bestreben des Verfassers geht dahin, evident nachzuweisen, daß dem Herzoge Karl sowohl von Seiten der Agnaten wie des Bundestages unrecht geschehen, und daß er jedenfalls berechtigt sei, die Regierung anzutreten, falls der jetzige Herzog Wilhelm vor seinem ältern, aus seinem welfischen Lande vertriebenen Bruder mit Tode abgehen sollte. Jeder Jurist wird die Ausführungen des Verfassers mit großem Interesse lesen, aber auch in weiteren Kreisen wird man dem Buche Aufmerksamkeit schenken, weil es eine Fülle pikanter Mittheilungen enthält. Die ganze Schilderung trägt den Charakter eisiger Ruhe an sich; die Beweisführungen rücken langsam, wuchtig und in geschlossenen Reihen heran, wie ein Regiment Soldaten, und stampfen alle Einwendungen nieder. Ueberall giebt das Juridische den Ausschlag; von Parteinahme ist gar keine Rede, und der Herzog Karl wird nicht etwa vertheidigt, sondern seine Irrthümer und Verirrungen, seine Mißgriffe und willkürlichen Handlungen, sein Mangel an ruhiger Thatkraft, sein kleinliches Verfahren und seine Rancunen werden mit derselben Geradheit beurtheilt, wie die Dinge, welche in den nächsten drei oder vier Jahren nach dem Schloßbrande sich ereigneten. Ueber diesen ist nie eine ernstliche Untersuchung veranstaltet worden, und die Amtsiftet blieben straflos. Sehr beachtenswerth sind die Enthüllungen über das Treiben der geheimen Polizei, welche nach 1830 von einem in den Adelstand erhobenen Assessor, Namens Koch, der zum Ministerialrath ernannt wurde, eingerichtet und mehrere Jahre lang geleitet wurde. Auch über Verletzung des Briefgeheimnisses wird allerlei mitgetheilt. Kurzum, es war eine Menge Schmutz auf allen Seiten. Allmählich nahmen dann in jenem kleinen Herzogthume die Sachen eine günstige Wendung, und dasselbe gehört unter dem Herzoge Wilhelm, der an den Herren v. Schleinitz und v. Gypso trefflliche Minister fand, zu den bestregierten Ländern in Europa; es hat die Entfernung des Herzogs Karl nicht zu bedauern, wohl aber die Art und Weise, wie es dessen ledig wurde. Das Buch enthält auch Beweise von der höchst mangelhaften Art, in welcher dieser Fürst erzogen worden ist; als er vierundzwanzig Jahre alt war, konnte er noch nicht einmal richtig Deutsch schreiben. Es gereicht seinem Vormunde nicht zur Ehre, daß die Prinzenlehrer nicht besser zu ihrer Pflicht angehalten wurden. Ein Privatbrief, den er im November 1826 an eine durch Geist und Charakter hochstehende, mit ihm verwandte Prinzessin schrieb, nachdem diese ihn liebreiche Vorstellungen gemacht hatte, giebt dafür den Beweis. Er schreibt von „so bewanthen" Umständen, und sagt: „Zept sei es mir gestattet mein langes Epistel zu schließen — das ohnehin schon lang genug gerathen ist, indem ich mich untherzeigne" ꝛc. Ohne

Anlagen war jener Herzog offenbar nicht, man hatte aber versäumt sie angemessen zu leiten, seinen Charakter zu bilden, und so wurde er einerseits eigensinnig und starr, andererseits verzagt und mißtrauisch; er war auch nicht generös. An eine fürstliche Verwandte schreibt er: „Davon bin ich fest überzeugt, daß Güte bei Uns fast immer als Schwäche und Dummheit ausgelegt wird, und das mag ein anderer ertragen, ich bin es müde und werde es beweisen; es soll schon noch ganz besser kommen. — Bei so bewandten Umständen, jung, hübsch, reich, mächtig und gänzlich unabhängig, mir allein selbst überlassen. Wäre es kein so großes Wunder, wenn ich etwas verderben würde, und es wäre wohl mehr den Umständen als mir selbst zuzuschreiben. — Wenn Du mich wirklich etwas gern hattest, so solltest Du Dich freuen, daß ich nicht noch mehr verführt worden sei, was doch leicht der Fall hätte sein können, wenn ich alle dem gefolgt wäre, was ich auf meinen weiten großen Reisen gehört und gesehen habe, was dort zum bon ton appartenirt."

Iffland.

Mit Hinblick auf den 19. d. Mts., den hundertsten Geburtstag August Wilhelm Iffands, gab die Bühne zu Dresden das Birchpfeiffersche Stück: „Iffland", nebst einem Festprolog von Julius Pabst, der in schwungvollen Stanzen die Bedeutung des Tages feierte. Iffands Verdienst für deutsche dramatische Litteratur und Kunst besteht wesentlich in der Ergänzung des Realismus, welche dem Kothurn des deutschen Drama's noththat, sollte Lessings Basis für das Theater nicht ganz verloren gehen. Schillers Anerkennung der Iffland'schen Richtung und Leistungen (im Briefwechsel mit Goethe) ist beschränkt und bedingt genug, beweist aber eben den Antagonismus seines Kothurns seit dem Wallenstein, sein Abschweifen vom Lessing'schen Styl. — Das Schauspiel der Frau Charlotte Birchpfeiffer nennt sich „Zeitbild." Es giebt Scenen im Vaterhause Iffands zu Hannover (1777), die mit jener Sentimentalität, welche die englischen „Elegien auf dem Kirchhof" so beliebt machte, den Widerstreit zwischen dem Theologen und dem „Komödianten" aufdecken. Der vom Vaterhause scheidende Jüngling bricht am Grabe der Mutter in den zeitgemäß prosaisch abgefaßten Monolog Hamlets über Sein oder Nichtsein aus, und das bürgerliche Familienzerwürfniß giebt uns sehr treffend gleichsam die Quelle und auch die beengte Grenze der Iffland'schen Kunst und Poesie. Der folgende Abschnitt aus Iffland's Leben (1793) zeigt und zu Mannheim unter Dalberg den Menschen und den Künstler im Verein mit den Genossen Beil und Beck, während die Kanonen des französischen Revolutionsheeres die Stadt bedrängen. Iffands Berliner Wirkungskreis versetzt uns mit zwei Acten in das Jahr 1808, wo der uneigennützige Patriot in der tiefsten Drangsal des preußischen Königshauses für die Ehre deutscher Kunst leiblich und geistig kämpft. Die Feier des Geburtstages der Königin Luise — Iffland und Friederike Bethmann erschienen im Theater mit Rosen geschmückt, und das Publicum begleitete diese stumme Huldigung mit lautem Jubel, — machte ihn zum Gefangenen des französischen Gouverneurs von Berlin, des Marschalls Victor, der dem Märtyrer deutscher Empfindung mit einer Kugel droht und ihn, auf Grund seiner Vertheidigungsrede, mit dem Zeugniß eines deutschen Starrkopfs, aber zugleich eines Ehrenmannes, von seinem Tribunal entläßt. Die treffliche Scene hat den greisen Vater Iffands zum Zeugen und die Aussöhnung mit dem Sohne zur Folge. In Unzelmann, Beschort, Rebenstein u. A. sind die Genossen der Iffland'schen Schauspielzeit flüchtig, aber anprechend vorgeführt mitten im Druck der französischen Fremdherrschaft. Das interessante Fest- und Gelegenheitsstück ist zugleich für den Schauspielerstand eine geschickte und beredte oratio pro domo.

Tegnér's „Parnaß".

„Der Ort, wo ein großes Genie lebt und wirkt, gestaltet sich zu einer heiligen Stätte. Alles was sich dort findet, vom Größten bis zum Kleinsten, lenkt unsere Aufmerksamkeit auf sich, weil es im höheren oder geringeren Grade ein Beitrag zur Geschichte derjenigen Person ist, die dem Orte sein Interesse verleiht. Wie Viele haben nicht mit Pietät das Gefängniß eines Tasso, das Schiffswerkzeug Peters des Großen, den Hut des alten Fritz, den grauen Ueberrock Napoleons, das berühmte Dintenfaß Luthers, die Schreibmaterialien Goethe's betrachtet!" — Mit diesen Worten leitet der schwedische Schriftsteller C. Alderspparre in seinen Gedenkblättern die folgende Beschreibung des Studierzimmers des Dichters der Frithjofssage ein.

Der Theil von Tegnér's Wohnung, den er persönlich benutzte, bestand aus drei Zimmern; das hintere war als Schlafkammer, das vordere zur Bibliothek und zum Empfangzimmer eingerichtet. Zwischen beiden lag der Parnaß, woselbst er seine hinreißenden Meisterwerke gedichtet hat. Dieses Zimmer war länglich und ziemlich groß. Beim Eintritt in dasselbe erscholl nicht allein des Dichters Willkommen, sondern auch der Gruß anderer Sänger, nämlich zweier Canarienvögel, die Tegnér selbst fütterte und in deren Gesellschaft er sang, accompagnirt von seinen beflügelten Freunden. An der Wand, der Thür gegenüber, hingen drei Porträts: von Lynnes, Goethe und Walter Scott. Die beiden letzteren waren Geschenke von dem deutschen und dem englischen Bruder in Apoll. Fast inmitten des Zimmers stand der Schreibtisch, bedeckt mit Manuscripten und Papieren, und auf demselben befand sich wiederum eine aufgeklappte Chatulle, an welcher er schrieb. Am Schreibtische fand ich keinen Stuhl. Tegnér ging nämlich, wenn er dichtete, in der Regel mit schnellen Schritten im Zimmer auf und ab und bildete bald singend die Verse, die er alsdann stehenden Fußes niederschrieb. Es ist bemerkenswerth, daß die Manuscripte, die in dieser Weise entstanden, selten einer Veränderung oder Berichtigung unterzogen wurden, und wenn solches geschah, gewann das Gedicht nicht dadurch. Auf dem Tische vor einem großen Spiegel standen zwei marmorne Figuren, die Luther und Melanchthon vorstellten; auf einem andern Tische befand sich eine Büste von Geijer.

Geisteskrankheit als Ehescheidungsgrund.

p. Die noch immer nicht genügend gelöste Frage, ob Geisteskrankheit einen Ehescheidungsgrund abgeben dürfe? wurde bei Gelegenheit der Vorlage des Ehescheidungsgesetzes in den preußischen Kammern wieder angeregt und gab zu lebhaften Discussionen unter Juristen, Theologen und Aerzten Veranlassung. Sie hat auch nach den verschiedenen rechtlichen, religiösen und medicinischen Standpunkten höchst abweichende Beantwortungen erfahren, und in den ganzen Verhandlungen selbst spiegelte sich die größte Mannichfaltigkeit der Ansichten ab. Die Stellung der Kirche zum Staate und zahllose praktische Bedenken stellen sich der Durchführung eines christlichen Ehescheidungsgesetzes entgegen. Die Bibel läßt bekanntlich nur Ehebruch als Scheidungsgrund gelten, aber christliche Gerichte scheiden auch bei böswilligem Verlassen und bei lebensgefährlicher Nachstellung. Das alte preußische Ehescheidungsgesetz endlich löst auch bei Geisteskrankheit des einen Ehegatten die Ehe; die Regierung wünschte jedoch durch ihre Gesetzesvorlage diesen Ehescheidungsgrund für die Zukunft aufzuheben. Es giebt bei näherer Betrachtung des Gegenstandes ganz überraschende und schwer zu beseitigende Conflicte. So wurde unter Anderm der Fortbestand der Seele in dem unheilbaren Wahnsinnigen in Frage gestellt und diesem Falle eine Existenz geistiger Gemeinschaft als nicht denkbar erklärt, daher auch die Ehescheidung für nothwendig gehalten, wenn der Irre für unheilbar gehalten werden muß. Dies führte die Irrenärzte unmittelbar wieder zur Erörterung der Fragen, ob

oogle

man Geisteskranken die Seele absprechen dürfe, und welche Zuverlässigkeit die Aussprüche über Unheilbarkeit der Geisteskranken haben? Die Seelenthätigkeiten dauern aber jedenfalls auch bei Irren fort, weshalb Jessen sagt: „Alle Diejenigen, welche eine selbständige Seele annehmen, müssen dieselbe auch den Idioten zuschreiben." Und was die Unheilbarkeit des Wahnsinns anbetrifft, so will zwar der Irrenarzt Martini auf statistische Beobachtungen sich stützend behaupten, daß nach zweijähriger Dauer des Wahnsinns nur noch selten Genesung zu erwarten ist; allein Jessen macht wiederum geltend, daß in einzelnen Anstalten für Unheilbare sogar 10 Procent genesen. Einer der tüchtigsten Psychiater, Damerow in Halle, sprach sich dahin aus, daß Wahnsinn und Raserei nicht als solche alleiniger Scheidungsgrund sein können, am wenigsten nach der Bestimmung des Landrechts: „wenn die Geisteskrankheit über ein Jahr ohne wahrscheinliche Hoffnung auf Besserung fortdauere." Die Ehescheidung kann aber nach Damerow durch den individuellen Krankheitsfall und durch die Bestimmbarkeit der Unheilbarkeit mitbedingt werden. Vielleicht könnte aber eine zeitweilige, d. h. eine bis dreijährige Trennung gesetzlich eingeführt werden, um die erheblichsten Bedenken und Folgen zu beseitigen, sowie die etwaige Unheilbarkeit bestimmen zu können.

Die Entstehung der Polka.

r. Wen gäbe es unter uns, der nicht die Polka, jenen Lieblingstanz unserer Zeit, kennte und an ihren kecken Touren und graziösen Schwingungen sich erfreut hätte? Die Polka wurde so schnell populär und Gemeingut aller Völker, daß man ganz und gar vergaß, nach ihrem Ursprung zu fragen. Es ist ja eine gewöhnliche Erscheinung im Leben, daß man vor lauter Hast im Aneignen einer Erfindung an den Erfinder selbst gar nicht denkt und seinen Namen unbeachtet läßt. So muß uns erst jetzt Alfred Waldau in seinem Büchelchen über „die böhmischen Nationaltänze" (Prag, Dominikus) darüber belehren, daß den letzteren, deren er übrigens nicht weniger als neunundsiebenzig namentlich aufzuführen vermag, eben auch die Polka beizuzählen ist. Die Sache verhält sich folgendermaßen. Zu Anfang der dreißiger Jahre tanzte ein junges Bauernmädchen, das in Elbeteinitz bei einem Bürger in Dienst stand, eines Sonntag Nachmittags zur eignen Erheiterung einen Tanz, den es sich selbst erdacht hatte, und sang hierzu eine passende Melodie. Der dortige Lehrer Joseph Neruda, der zufällig anwesend war, schrieb die Melodie nieder, und der neue Tanz wurde bald danach zum ersten Mal in Elbeteinitz öffentlich getanzt. Ums Jahr 1835 fand er in Prag Eingang und erhielt dort, wahrscheinlich wegen des in ihm waltenden Halbchrittes, von dem böhmischen Worte pulka, d. h. die „Hälfte", den Namen „Polka". Vier Jahre später wurde er durch ein Prager Musikchor unter Kapellmeister Pergler nach Wien gebracht, woselbst Musik und Tanz sich außerordentlichen Beifall errangen. Im Jahre 1840 tanzte zuerst Raab, ständischer Tanzlehrer in Prag, diese böhmische Polka auf dem Odeontheater zu Paris mit ausgezeichnetem Erfolge, worauf derselben mit staunenswerther Schnelligkeit der Eingang in die eleganten Salons und Ballsäle von Paris gestattet wurde. Die alle Dinge der Mode verbreitete sich der lebhafte und aufregende Tanz von hier aus, wenn auch mannichfach modificirt, beinahe über alle Länder Europa's und fand sogar in America freundlichen Willkommen. Alle Kreise der Gesellschaft bereiterten sich gleichmäßig, ihm mit Vorliebe zu huldigen, und dies geschieht noch bis zu dieser Stunde. Die erste Polka, die im Musikalienhandel erschien, war von Franz Hilmar, Lehrer in Kopidlow, componirt; gute, ächt nationale Polka's lieferten in der Folge vorzugsweise Labitzky, Liebmann, Prochaska, Swoboda und Titl. Das Mädchen aber, das diesen weltberühmten Tanz erfunden hat, soll jetzt im Dorfe Konetopp verheirathet leben.

Auch von der Geschichte einiger anderen Nationaltänze weiß uns Alfred Waldau zu berichten. So liegt nach seiner Meinung der Ecossaise ein schottischer Tanz zu Grunde, der im 17. Jahrhundert von französischen Balletmeistern für das Theater umgestaltet und dann in die Salons eingeführt wurde. Von Frankreich gelangte die Ecossaise nach Deutschland, wo sie früher häufig, wie jetzt die Polonaise, die Bälle eröffnete, nun aber nur noch selten getanzt wird. Die Allemande ist nicht, wie ihr Name anzudeuten scheint, ein eigentlich deutscher Tanz, sondern sie wurde mit unwesentlicher Benutzung nationaldeutscher Motive von der französischen Tanzkunst zur Zeit Ludwigs XIV. erfunden und soll sammt Musik aus dem Elsaß stammen. Ihre Einführung am Versailler Hofe schien eine Art von künstlerischer Einverleibung der neuerworbenen deutschen Provinzen. Später, in der Napoleonischen Kaiserzeit machte die Allemande auf den Pariser Theatern großes Furore. — Der eigentliche und wohl auch einzige deutsche Nationaltanz aber ist und bleibt der auch dem österreichischen Ländler entstandene Walzer. Dieser ist mit seinen bald ruhigen, bald stürmischen Bewegungen so recht ein Abbild des mittleren, gemischten Charakters, welchen unser Volk und die Liebe unseres Volkes an sich trägt. Daß der Walzer ebenso wohl in langsamem Tempo gehalten sein, als sich in heftigen, leidenschaftlichen Rhythmen vorwärts bewegen kann, ist das Eigenthümliche an ihm. Beethoven componirte den sogenannten „Sehnsuchtswalzer", durch den wirklich ein Hauch sehnsüchtigen Verlangens und milder Zärtlichkeit zu gehen scheint. Die Wiener Walzer dagegen, die besonders Strauß und Lanner gerade hin zu einer stürmischen Galopade umformten, haben ein südlich lebendiges, aufregendes und ausgelassen heiteres Gepräge.

Geldschränke und Schlösser.

Man wird sich erinnern, wie der berühmte Schlosser Hobbs Alles in Erstaunen setzte, als er 1851 auf der Industrieausstellung zu London die künstlichsten aller englischen Schlösser ohne Schlüssel öffnete. Diese Fertigkeit, die er vor vielen Augen glänzen ließ, hatte etwas Unheimliches. Dabei war der vielbesprochene americanische Künstler selbst der größte Meister in Erfindung diebessicherer Schlösser, die allen Dietrichen Trotz bieten sollen. Seine großartige Schlossfabrik in London beschäftigt in einem vierstöckigen Gebäude 150 Leute, und eine Dampfmaschine bewegt das ganze Werk; die Kellerräume der Fabrik sind voller Vorräthe von Kasten-, Koffer-, Pult-, Gefängniß-, Geldschrank- und Hängeschlössern. Eine fast ebenso bedeutende und seltenswerthe Fabrik ist die von Chubbs. Möchten doch unsere deutschen Schlosser diese Etablissements studieren, denn leider haben dieselben noch gar keinen Begriff von den Fortschritten in der methodischen Arbeit, welche ihr Gewerbe anderwärts während der letzten Jahrzehnte vorwärts gethan. Bei dieser niedern Stufe des Handwerkes ist es wichtig, daß Herr Price über Geldschränke und Schlösser (Leipzig bei Weber) Mittheilungen aus der englischen Fabrikation bringt, die derselbe durch eigene Anschauung und namentlich auch im Umgange mit dem berühmten Hobbs kennen lernte. Des Letzteren bewundernswerthe Thaten führt er uns ausführlich vor, weil sich an sie eine Epoche für die Erfindung höchst sinnreicher Schlösser knüpft. Im Schaufenster der weithingenannten Firma Bramah u. Comp. hing schon seit fünfzig Jahren herausfordernd ein noch nie geöffnetes Schloß; noch Niemand hatte es zu Stande gebracht, den Preis von 200 Guineen zu verdienen, den Bramah auf das Oeffnen dieses geheimnißvollen Schlosses gesetzt hatte. Da erschien eines Tages Hobbs und machte sich anheischig das Werk zu vollbringen; Bramah bewilligte ihm dreißig Tage zu Versuchen, und siehe da! in sechszehn Tagen hatte Hobbs das räthselhafte Schloß geöffnet. Er erhielt nun zwar durch Spruch der Schiedsrichter die Summe von 210 Pfund Sterling, allein dieselben glaubten doch nicht,

Digitized by Google

daß Hobbs seine Aufgabe wirklich gelöst habe. Price beschreibt in seinem Buche ausführlich, wie Hobbs bei Eröffnung des Schlosses verfuhr. Hobbs selbst behauptet, nur 20 Stunden 27 Minuten auf Anfertigung der Dietriche des Schlosses verwendet zu haben. Als er es aber einmal aufgebracht und die Stellung der Schieber gemerkt hatte, machte er es dreimal in einer Stunde vor den Augen der Schiedsrichter auf. Nur ein einziges Schloß vermochte der Meister noch nicht zu öffnen. Es ist dies ein ihm im Jahre 1854 von Edwin Cotterill in Birmingham zum Oeffnen präsentirtes höchst künstliches, doch auch nach Bramah's Princip gebautes Schloß, das unter dem Namen Patent climax detector lock bekannt ist. Dieses Schloß bietet also wohl auch die größte Sicherheit vor Dieben.

In einem Aufsatz im neuesten Heft von Dinglers Journal sucht H. Kessel zu beweisen, daß Chubbs', Bramah's ꝛc. Schlösser, trotz ihrer sinnreichen Einrichtung durch ein überall anzuwendendes Verfahren geöffnet werden können, das auf Reibung beruht. Ja, er giebt eine ganz genaue Beschreibung dieser Vorrichtung, mit Hülfe deren jedes Bramah-Schloß sich öffnen läßt. Wenn man aber dergleichen Instrumente veröffentlicht, so giebt man nicht blos den Gewerbsleuten etwas Nützliches, sondern auch den Dieben etwas höchst Gefährliches in die Hand. Wir stimmen aber mit Kessel in dem Wunsche überein, daß der Industriezweig der Schlossfabrikation, der bisher nur in England und Frankreich sich hob, auch in unserm Vaterlande einigen Aufschwung erhalten möge.

Erfindung für Fiakerbesitzer.

p. Eine Vorrichtung, welche es den Fiakerbesitzern ermöglicht, ihre Kutscher hinsichtlich der den Tag über gemachten Fuhren und Einnahmen auf das genaueste zu controliren, hat der Uhrmacher Zachariä in Leipzig ersonnen. Die Maschine leistet in der That das, was nun schon auf den mannichfachsten Wegen vergeblich angestrebt wurde, ja noch mehr als das, denn sie giebt durch schriftliche Notiz an, wie lange und zu welcher Zeit der Wagen leer gestanden, wenn 1, 2, 3 oder 4 Personen ein- oder ausgestiegen und wie lange jede derselben im Wagen gesessen; ja sie meldet Abends dem Herrn des Wagens, damit er sich nicht über die Zahl der gefahrenen Personen täusche, ob eine oder mehrere Personen während der Fahrt den Sitz gewechselt haben. Dadurch nämlich, daß jedes Niedersitzen, jedes Belasten eines der vier Sitze im Wagen durch die Person des Eingestiegenen eine Feder niederdrückt, wird durch Drähte, welche wie Klingelzüge von den einzelnen Sitzen zur Maschine auf den Kutscherbock laufen, je einer von vier Stiften auf einen Papierstreif niedergedrückt. Dieser Papierstreif läuft, wie beim Morse'schen Schreibtelegraphen, fortwährend durch zwei von einem Uhrwerk in Bewegung gesetzte kleine Walzen. Das Aufdrücken des Stiftes, welches auf dem Papier eben solche Spuren in linienförmigen Vertiefungen zurücklässt wie der Schreibtelegraph, dauert gerade so lange, als die Person auf dem einmal eingenommenen Sitze bleibt, so daß der Fiakerherr beim Nachhausekommen des Wagens an der mit einem kleinen Maßstab abzumessenden Länge der Striche auf dem Papierstreifen die Dauer des Sitzenbleibens förmlich ablesen kann. Da jeder Sitz seine Vertretung auf dem Papierstreifen in einer besondern Linie hat, so kann man in dem abwechselnden Auftreten dieser Striche auf dem Papier sogleich wissen, wie abwechselnd und wie lange die Sitze benutzt wurden. Die Dauer jeder einzelnen Fahrt notirt in seinem eigenen Interesse der Kutscher, indem er eine besondere Feder niederdrückt, um einen fünften Stift zu veranlassen, einen Strich auf dem Papiere zu vermerken; so kann der Wagenbesitzer wissen, um welche Zeit die Fuhren begonnen und wann sie aufgehört, und wird einen notirten bloßen Sitzwechsel nicht für den Beginn einer neuen Fuhre halten. Der Kasten, in welchem Uhrwerk, Stifte, Papier und die das Papier fortbewegenden Walzen befindlich sind, ist ½—¾ Elle hoch, nimmt also wenig Platz ein. Man kann berechnen, daß viele Fiakerbesitzer mehrere hundert Thaler jährlich durch Unterschlagung verlieren. Mit einer Capitallage von etwa 40 Thlrn., denn so viel wird die Maschine ungefähr kosten, kann dieser verhältnißmäßig große Verlust beseitigt, die Jahreseinnahme gesteigert werden.

Das neue Paris.

c. Die seit Jahresfrist in der europäischen Presse besprochene großartige Localangelegenheit, welche in der Entwicklungsgeschichte der französischen Hauptstadt Epoche machend dasteben wird, ist seit dem 9. Februar eine vollbrachte Thatsache. An diesem Tage nämlich unterzeichnete der Kaiser das Decret, wonach die Grenzen von Paris bis zur Außenlinie der Festungswerke ausgedehnt worden sind. Laut den Bestimmungen dieses Decrets umschließt das Weichbild der Stadt nunmehr nicht allein die Gesammtheit der Festungswerke, sondern auch noch einen Gürtel von 750 Fuß Breite, der durch das Gesetz vom 3. April 1841 bereits zu den Vertheidigungswerken hinzugeschlagen wurde. Demnach sind die Gemeinden Passy, Auteuil, Batignolles, Monceaux, Montmartre, La Chapelle, La Villette, Belleville, Charonne, Bercy, Baugirard und Grenelle aufgehoben, und die Gebiete dieser 12 Gemeinden, sowie auch diejenigen der 13 Gemeinden Neuilly, Clichy, St. Ouen, Aubervillier, Pantin, Prés-St. Gervais, St. Mandé, Bagnolet, Ivry, Gentilly, Montrouge, Banvers und Issy, welche innerhalb des äußern Gürtels der Festungswerke liegen, zu Paris hinzugeschlagen. Die neue Gemeinde Paris ist in 20 Stadtbezirke, die ebenso viele Friedensgerichtssprengel bilden, eingetheilt, und der Gemeinderath besteht fortan aus sechzig vom Kaiser selbst ernannten Mitgliedern, von denen auf jeden Bezirk zwei Gemeinderäthe kommen. Auch erhält jeder Bezirk noch einen Maire und zwei Beigeordnete. — Was die Fortschritte anlangt, welche die Bevölkerung der Umgebung von Paris gemacht hat, so wohnten nach einem Ministerialberichte an den Kaiser im Jahre 1806 nur 13,229 Seelen in dem jetzt der Stadt einzuverleibenden Gürtel. 1841, als der Festungsbau begann, war die Zahl bereits auf 114,315 gestiegen, und 1856 gelangte man gar zu der Summe von 351,596 Menschen, wovon auf Montmartre 36,000, auf Batignolles 44,000 und auf Belleville 58,000 Einwohner kommen. Der Flächeninhalt von Paris beträgt, nach Abzug des Seinebettes, für 1,114,346 Bewohner nur 3285 Hektaren, der des Gürtels zwischen der Octroimauer und der Festungslinie aber, nach Abzug des strategischen Weges und der Festungswerke, für 351,189 Einwohner 3500 Hektaren.

Der letzte Groß-Mogul.

x. Wie tief ist er gesunken! Von dem Glanze, in welchem einst der „Beherrscher des Weltalls" strahlte, ist auch nicht das allermindeste übrig geblieben. Noch im vorigen Jahre wurde wenigstens noch einiger äußere Anstand gegen den Kaiser zu Delhi beobachtet, aber durch seine Theilnahme an der indischen Rebellion, in welcher ihm eine hervorragende Stellung aufgezwungen wurde, hat er jede Rachsicht verwirkt. Vorher wurde er als großer Monarch behandelt, der englische Resident mußte seine Fußbekleidung ablegen und gebeugten Hauptes eintreten, um Gehör zu finden; dasselbe geschah von Seiten des Befehlshabers der englischen Truppen, welche scheinbar eine Art von Ehrengarde bildeten, in der That aber vorhanden waren, um den Monarchen zu überwachen. Und in welcher Lage befindet er sich, seitdem die Rothröcke wieder in den Besitz von Delhi gekommen sind? Er lebt wie ein Gefangener, mit welchem man keinerlei Umstände macht; alle frühere Etikette ist dahin. Russell, welcher im Laufe des verflossenen Sommers bei ihm eingeführt wurde,

Digitized by Google

fand ihn in einem armseligen Gemache. Er war krank und litt an Erbrechen. Im Vorzimmer lag auf einer Matte ein junger magerer Mann, der ein weißes Mousselinkleid und einen blau und gelben Gürtel trug; ohne den großen Mund hätten seine Gesichtszüge etwas Edles gehabt, und das Auge hatte lebhaften Glanz. Auch dieser Mann, Dschamwa Bachi, ein Abkömmling des Kaisers von Hindustan, war krank; er zog die Decke über den Kopf, um sich nicht sehen zu lassen. In demselben Zimmer befand sich auch ein dreizehnjähriger Knabe, der jüngste Sohn des alten Groß-Mogul; doch ging das Gerücht, daß die Vaterschaft einem andern Manne gebühre. Der alte Kaiser war in elendem Zustande; er leuchte, sein Auge war matt, die Lippe hing abwärts, der Mund des weit über siebenzig Jahre zählenden Greises ist zahnlos. Persönlich konnte ein so tief herabgekommener Mann der Rebellion keinen Vorschub leisten, aber man benutze seinen Namen und seine Würde. Er besaß damals noch eine Civilliste, die ihm als Pension ausgezahlt wurde, in seinem weit ausgedehnten Palaste wohnten mehr als fünftausend Menschen, welche alle vom Hofe abhingen. Dreitausend derselben behaupteten kaiserliches Blut in den Adern zu haben und von Timur abzustammen. Diese Verwandten Sr. Majestät waren zu stolz um irgend etwas zu arbeiten, und sie lebten von den Almosen des Monarchen, der oft von der Zudringlichkeit dieser edlen Bettler in hohem Grade belästigt wurde. Diese alle schlossen sich dem Aufstande mit ganzem Herzen an, weil sie durch denselben ihre Lage verbessern zu können glaubten. Der alte Kaiser sagte den Engländern, welche ihn besuchten, er sei recht krank; zwölfmal hinter einander habe er sich erbrechen müssen. Das war eine sehr prosaische Bemerkung von Seiten eines Groß-Mogul, der Poet ist und von welchem man zwei starke Bände Liebesgedichte hat. Selbst in seinem Gefängniß hat er Verse gemacht und sie mit Kohle an die Wand geschrieben. Hinter einem Vorhange wurde gestikulirt; dort hielten sich einige neugierige Frauen seines Haremé auf. Das Gesicht des Kaisers hat einen gemeinen Ausdruck, der Schädel weicht nach rückwärts und hat eine unedle Form, und die Nase ist ohne Würde. Der Bart ist voll und stark, aber er erinnert an jenen der jüdischen Bettler. Dagegen waren Hände und Füße klein und wirklich aristokratisch. In solcher Verkommenheit lebt der letzte Nachfolger jenes Kaisers, welcher am 12. August 1765 der britischen Kaufmannsgesellschaft die volle Souveränetät über die Provinzen Bengalen, Behar und Orissa abtrat, und ihr den Besitz ihrer Eroberungen im Dekan und im Karnatik bestätigte. Seit 1809, als längst seine Macht völlig gebrochen war, erhielt er ein Jahresgehalt von 120,000 Pfund Sterling, das später dann und wann vermehrt wurde. Aber der Groß-Mogul durfte die Umgebungen von Delhi nicht verlassen, und die Prinzen wurden als Privatleute betrachtet und behandelt. Jener durfte sich aber noch Herr des Weltalls, Souverän der indischen Compagnie und Besitzer des Landes zwischen beiden Meeren nennen. Der Groß-Mogul machte Verse. Als die Engländer sein Zimmer verlassen hatten, lief eine Frau auf den Residenten zu und rief ärgerlich: „Ich will aus dieser Gefangenschaft heraus. Der alte Dummkopf da (sie bezeichnete damit ihren Herrn und Gemahl, den alten kranken Groß-Mogul) gebärdet sich immer noch als Kaiser und will befehlen. Aber er ist nichts mehr, und ich will nicht länger bei ihm bleiben. Er zankt in einem fort, und das wird mir zu viel!“ So sprach die Frau eines indischen Kaisers. Wohl kann dieser die Worte, welche einer seiner Vorfahren gedichtet, auf sich anwenden: Der Sturm des Unglücks ist über mich hereingebrochen und hat mich niedergeworfen, er hat meinen Ruhm hinweggeweht und meinen Thron in die Lüfte geschleudert. Ich bin in einen Abgrund gerathen, aber ich hoffe Barmherzigkeit beim Allmächtigen.

Freytags „Fabier“.

e. Eine Dichtung, welche schon vor ihrem Erscheinen viel von sich reden machte und lange vergeblich erwartet wurde, ist endlich vollendet der Oeffentlichkeit übergeben worden, Freytags neues Drama „Die Fabier“. Die Nachricht, daß der Autor, der in seinen frühern Werken ein jungdeutsches Element in sich nicht verleugnen konnte, jetzt auf einmal der altrömischen Geschichte sich zugewandt und ihr den Stoff zu einer Tragödie entlehnt habe, mußte billig Wunder nehmen. Wird Freytag, der Schöpfer so moderner Gestalten, wie Georg Winegg und Graf Waldemar, auch den Geist der Antike wieder lebendig machen können — das war eine Frage, die vor der Lectüre seiner „Fabier“ unwillkürlich in uns laut wurde, der wir aber nun, nach der Lesung, eine durchaus befahende und befriedigende Antwort ertheilen können. Ein Hauptvorzug der neuen Tragödie ist es, daß sie, ohne sich aus dem Kreise altertümlicher Anschauungen zu entfernen, doch auch unserem Bewußtsein nicht fremd bleibt und durch Innigkeit der Behandlung, wie durch das Hervorheben allgemeinmenschlicher Beziehungen uns auch mit einem der Zeit nach weit abliegenden Stoff vertraut zu machen weiß. Und so, wie wir also in ideeller Hinsicht von dem Drama einen durchaus reinen, einheitlichen Eindruck empfangen, so zeigt sich allenthalben auch im Technischen und namentlich in der Sprache der gewählte Geschmack und die sichere Hand des Meisters, welcher nicht, gleich vielen Andern, flüchtig und leichtfertig producirt, sondern ein jedes seiner poetischen Werke treulich und sorgsam austrägt und zur Vollendung bringt. — Das Stück schildert uns einen jener Conflicte zwischen Patriciern und Plebejern, wie sie die Geschichte Roms so zahlreich aufzuweisen hat, und hier drängt sich uns sogleich die Bemerkung auf, daß der Dichter in der That, wie es im Liede heißt, auf einer höhern Warte stand, als auf der Zinne der Partei. Es wird von ihm nicht ein Standpunkt einseitig festgehalten, sondern den Repräsentanten beider widerstrebenden Ideen ihr Recht zugesprochen. Die Selbstsucht, welche den Nutzen des Einzelnen mit dem Wohle des Staates verwechselt, ist es, die beide verblendet und zu Falle bringt. Der Ackerbürger Roms will aus dem allgemeinen Gewirr den Angehörigen seines Standes für zukünftige Zeit die Ehe mit der adligen Jugend auswirken, während die Fabier, ein nach Hunderten zu zählendes stolzes und mächtiges Patriziergeschlecht, in der Ueberfülle ihrer Kraft sich zur Verachtung der Volksgewalt, zum Frevel gegen das Heil des Vaterlandes hinreißen lassen und den Tribun, der das Recht der Niederen vor den Uebergriffen der Edlen zu schützen wagt, meuchlings im Schlafe ermorden. Das ist eine tragische Schuld, die vom Schicksal gesühnt werden muß, und diese Sühne bringt der Schluß des Drama's auf erhebende Weise zu Stande. Der alte Fabius nämlich hat das Verbrechen seiner Söhne und Neffen heimlich in Erfahrung gebracht, und wie er ein Abkömmling jenes Brutus ist, der einst das Leben seiner schuldig gewordenen Söhne ohne Klage hingab, so lebt in ihm auch etwas von der Seele dieses heroischen Mannes. Er will seinen Stamm von dem Blute eines römischen Bürgers wieder rein waschen, er will die zürnenden Götter wieder versöhnen, und doch durch ein Entdecken der unbekannt gebliebenen Frevelthat nicht die Ehre der Familie öffentlich brandmarken. Da sinnt er sich einen ungeheuern und grosartigen Plan aus. Die Bejenter haben Einfälle in das Gebiet der Stadt und einen Streifzug gegen die Besitzungen des Adels gewagt; das Recht, sie dafür mit Waffengewalt zu züchtigen, bittet er sich von der Volksversammlung und vom Senat für sein Geschlecht aus, und so ziehen denn die Fabier insgesammt, gehorsam dem Winke ihres Oberhaupts, zum Kriege mit den viel stärkern Bejentern, aus welchem keiner von ihnen lebend wiederkehrt. Das Verbrechen des Meuchelmordes, welches sie alle entehrte, büßen sie alle mit ihrem Tode. — Was die beiden Liebenden des Stückes anlangt, so verhalten sie sich zwar ziemlich passiv, aber die Schil-

Digitized by Google

derungen ihrer gegenseitigen Neigung gehören mit zu dem Schönsten und Zartesten, was die Tragödie in sprachlicher Hinsicht uns bietet, und dann verstand es der Dichter auch, durch die Stellung, welche sie inmitten der Parteien einnehmen, auf sie ein so eigenthümliches Licht zu werfen, daß sie allein schon deswegen aus der Masse der Nebenpersonen hervortragen.

Die Auerochsenjagd.

Der Auerochse, der früher die deutschen Urwälder bevölkerte, ist jetzt für Europa eine Seltenheit; selbst in Littbauen, bis wohin er durch die Civilisation verdrängt wurde, war er vor kurzem nahe daran auszusterben. Das Thier ist also zugleich eine naturgeschichtliche und historische Merkwürdigkeit. Deshalb beauftragte das Wiener physikalische Kabinet sowohl, als auch die württembergische Regierung den Regimentsarzt Dr. Müller, nach Rußland zu gehen, dort für sie je ein Exemplar zu erlegen und das Skelett desselben nach Deutschland zu senden. Müller berichtete der geographischen Gesellschaft zu Wien in diesem Monat den Erfolg seiner Mission. Er fand noch Auerochsen in ziemlicher Anzahl vor. Damit nämlich der Auerochse nicht absterbe, waren die strengsten Strafen, sogar Verbannung nach Sibirien auf das Erschießen eines solchen Thieres gesetzt. Sogleich vermehrte sich der Auer wiederum so bedeutend, daß ganze Heerden im Winter die Dörfer überfielen, den Bauern förmlich die Hütten stürmten und alle Fruchtvorräthe aufzehrten. Die Strafe der Verbannung wurde jetzt auf 150 Silberrubel herabgesetzt. Um alle Thiere zu erlegen, bot Müller eine Jagd von sechszig Schützen auf. Das erste Thier brach beim ersten Schuß zusammen; das zweite jedoch, das nur einen Streifschuß erhielt, schleuderte den Schützen in die Luft, und erst ein zweiter Schuß streckte es nieder. Bei der Präparation der Thiere zeigte sich, daß sie vierzehn Rippen haben, während die übrigen Rinder deren nur dreizehn aufweisen. Der Auer gehört demnach zur Gattung des americanischen Bison, von dem der Prinz von Württemberg mehrere Gerippe von seiner Reise mitgebracht hat, und der sich ebenfalls durch vierzehn Rippen auszeichnet.

Kurze Nachrichten.

Litteratur.

Georg Hesekiel in Berlin, der Mann der Aristokratie und des Rococo, hat soeben unter dem etwas gesuchten Titel „Lilienbanner und Tricolore“ eine Anzahl „kleiner Geschichten aus Frankreich“ erscheinen lassen. Außer einem westfranzösischen Skizzenbuch in fünfzehn Abtheilungen findet man darin noch sechs einzelne Erzählungen, die sämmtlich sehr lockende Namen an sich tragen. „Kleine Füße, eine Rococogeschichte,“ heißt die erste, und ihr folgen „Ein Ritter der Beute“. „Der unbekannte Leichnam“, „Die Wiege der Chouannerie“, „Der Templerhof in Paris“ und „Die Prophezeihung des Cagotte.“ G. Hesekiel hat viel Anhaltslust mit A. v. Sternberg, der ja auch so ziemlich für dasselbe Publikum schreibt. Letzteres findet bei beiden Alles, was es sich in der Lectüre wünscht: ein wenig Chronique scandaleuse, ein wenig Liederlichkeit, ein wenig Grausen und Gespensterwirthschaft, daneben nichts Großartiges, wahrhaft Tragisches, keine ächte Poesie, aber viel Zierlichkeit, etwas Sentimentalität und pikantes Wesen.

An den „parallelochromatischen Tafeln zum Studium der Geologie“, welche von Professor J. A. Lorenz in Fiume bei Perthes in Gotha herausgegeben wurden, gewinnt man ein schätzbares Hülfswerk für das elementare Studium der Bodenkunde. Diese Wissenschaft muß bei den Fortschritten, welche die Ausbeutung der in der Erde verborgenen Schätze jetzt macht, den Laien möglichst zugänglich gemacht werden; jene Tafeln vermitteln aber das Verständniß sehr gut und geben in augenfälliger Weise Einsicht in Schichtung, Lagerung und Bau der Gebirgsarten. Das Ganze besteht aus zehn Folioblättern mit einem erläuternden Büchlein.

Heinrich Pröhle, der Sittenschilderer des Harzes und Dichter der anmuthigen „Walddrossel“, hat seine Gymnasialtehrerstelle in Mühlheim an der Ruhr aufgegeben und ist nach Berlin übergesiedelt, wo er sich fortan nur mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigen wird. Dieser Abschnitt in seinem Leben soll zunächst durch das Erscheinen von lyrischen „Gedichten“ und eine Sammlung kleinerer Aufsätze bezeichnet werden. Ein Leben Gleims hat der fleißige Verfasser, der ja auch schon der Biograph des alten Turnvaters Jahn geworden ist, bereits seit längerer Zeit unter der Feder.

Auch die deutschen Kritiker in Paris fangen nun an, den poetischen Werth des provençalischen Epos „Mirèio“ von Frédérik Mistral zu bestätigen. Mireio heißt „das Wunder“ und bedeutet einen Mädchennamen. Das Gedicht schildert zwar nur eine kleine unglückliche Liebesgeschichte, aber „das einfache Zusammenleben, die ländlichen Beschäftigungen, die Sitten und Gewohnheiten des poetischen Landes an den Ufern der untern Rhone und am Fuße der Alpen spiegeln sich darin mit der schönsten epischen Breite und Ruhe, manchmal mit wahrer antiker Einfachheit ab.“ So berichtet M. Hartmann in der Kölnischen Zeitung, und demnach scheint also wirklich, und nicht blos in der Einbildung Lamartine's, etwas vom alten Homer in Mistral zu sein, wie sich dieser denn selber in der Anfangsstrophe seines Epos „einen demüthigen Schüler“ des griechischen Sängers genannt hat. Seine Dichtung ist bedeutsam auch durch das Streben, einen Theil des Reichthums der Provençalen an Volkssagen und Legenden darein zu verflechten, so daß man, wie der erwähnte Referent weiter sagt, „nach Lesung der Mireio alle Mysterien der geheimnißvollen Provence kennt und in das Herz dieser Heimath der Poesie sehen kann.“

Eduard Grenier ist ein junger französischer Dichter, der sich durch mehrjährigen Aufenthalt in Deutschland viel von unseren poetischen Gewohnheiten angeeignet hat. Lieder von Heinrich Heine hat keiner seiner Landsleute so getreu in Sinn und Sprache übersetzt, wie er. Die von ihm neu erschienenen „Petits Poèmes“ enthalten unter andern den schon von früher her bekannten „Tod des ewigen Juden“, sowie das Gedicht „L'Elkovan“, worin die unglückliche Liebe eines Gondoliers vom Bosporus zu einer Odaliske geschildert wird. Solche kleine romantische Epen besaß die französische Litteratur bisher noch nicht, und Grenier scheint mit seinem weichen, gemüthvollen Wesen und der Musik in seiner Sprache recht geeignet, diese anmuthige Mischgattung aus Deutschland nach Frankreich hinüberzupflanzen.

Apologien berühmter Verstorbener, über welche das Urtheil der Geschichte sich verdammend ausgesprochen hat, enthalten zwei vor kurzem in Paris erschienene Bücher: „Histoire de Mme. de Maintenon et des principaux événements du régne de Louis XIV.“, par M. le Due de Noailles“ und die „Histoire d'Elisabeth de Valois, reine d'Espagne, par M. le Marquis du Prat.“ In dem letzteren Buche ist es natürlich nicht die unglückliche Königin, welche der Verfasser im Gedächtniß der Nachwelt zu rehabilitiren brauchte, sondern ihr Gemahl Philipp II. Zunächst bemüht sich du Prat nachzuweisen, daß derselbe seinen Sohn, den Infanten Don Carlos, nicht zum Tode verurtheilt, sondern ihn nur der öffentlichen Sicherheit wegen gefangen gehalten habe; er soll auch keineswegs eifersüchtig auf ihn gewesen sein und seine Gattin, gleichfalls nicht der Freiheit beraubt haben, mit der er stets in höchst glücklicher Ehe zusammengelebt hätte. Die Inquisition ist nach du Prat's Meinung kein tadelnswerthes, barbarisches Institut, sondern sie war nur die Bewahrerin der Gesetze und ein Schutz des Staates vor den Religionskriegen, welche gleichzeitig den Boden der Nachbarländer mit Blut tränkten. In dem ersten der beiden Bücher ist, wie gesagt, Frau v. Maintenon die Person, welche ihr Biograph mit großem Eifer und Talent in günstigem Lichte zu zeigen strebt. Gewiß war sie, was den Geist anlangt, eine ungewöhnliche, hochbegabte Frau, doch ihr Charakter verdient nicht im Entferntesten die gleiche Bewunderung. Man braucht

nur an die durch ihren Einfluß bewerkstelligte Aufhebung des Edicts von Nantes und die grausamen Folgen derselben zu denken, um das Urtheil über sie festzustellen. Derlei Bücher sehen trotz des geschichtlichen Materials fast wie Romane aus, und daß sie sich bei so verkehrten Resultaten mit historischen Studien brüsten, macht die Sache nur noch schlimmer. Wenn man Charaktere, wie den der Marie Antoinette, reinzuwaschen versucht von den Verdächtigungen, die eine fanatisirte Menge auf sie häufte, so dünkt uns dies ein sehr würdiges Beginnen für einen Historiker. Frau v. Maintenon aber und Philipp II. sind der Glorie von Seelengröße nicht werth, welche man ihr sie in Bereitschaft hielt, und es ist eine Frevel zu tadelnde Umkehrung der Geschichte, welche die beiden französischen Schriftsteller versucht haben.

Etwas Aehnliches wie von den oben erwähnten Büchern gilt von der Einleitung zu den „Oeuvres inédites de Piron", welche **Honoré Bonhomme** jetzt zum ersten Mal herausgegeben hat. Alexis Piron war ein Altersgenosse Crébillons, Greffets u. A., ein ächter Sohn jener ungestorteten, verdorbenen Zeit des vierzehnten und fünfzehnten Ludwig. Das bewies er durch seine Epigramme, seine humoristischen Epistetn und kleinen schlüpfrigen Liebesromane, die unter dem Namen der Poésies badines bekannt geworden sind. Bonhomme meint nun, diese seien erst nach seinem Tode gedruckt und sein Beweis vorhanden, daß er wirklich ihr Autor sei. Nur die Métromanie, sein Meisterwerk, worin er seine dichterische Leidenschaft selbst zum Gegenstand der poetischen Darstellung machte, möchte Bonhomme seinem Günstlinge zugestehen. Was bisher noch in Prosa und Versen von Piron unveröffentlicht war, meint der Herausgeber, sei von dem Verleger der 1776 erschienenen „Oeuvres complètes" mit Rücksicht auf damals noch lebende Persönlichkeiten zurückgehalten worden. Beigefügt sind dem Buche die Abdrücke verschiedener noch im Manuscript vorhandener Briefe, welche Doris Quinault, die durch Brachvogels „Narcis" aufs neue bekannt gewordene Schauspielerin vom Theatre français, sowie Fräulein de Bar an Piron richteten. Sie waren seine Geliebten, und die letztere wurde schließlich noch seine Frau.

Sehr gespannt darf man auf die Memoiren des 1822 gestorbenen englischen Dichters Percy Bysshe Shelley sein, welche seine Schwiegertochter, Lady Shelley, der Oeffentlichkeit zu übergeben gedenkt. Bereits befinden sie sich unter der Presse, ebenso wie ein Werk der Mrs. Ellis, „The mothers of great men." Das könnte eine höchst fesselnde, vielleicht anregende historische Studie werden, wenn der Inhalt wirklich alles das, was der Titel verheißt, geben sollte. Von weniger allgemeinem Interesse, aber für den Fachmann wichtig wird eine in Paris erwartete Monographie „La Satire en France au moyen âge" sein.

Der bekannte Reisende J. G. Kohl verlebte den Sommer 1855 bei dem Stamme der Ojibbewäs und wird nun als Beitrag zur Charakteristik der amerikanischen Indianer die Erlebnisse seines dortigen Aufenthalts unter dem Titel „Kitschi-Gami oder Erzählungen vom Obern See" dem Publicum mittheilen.

Von „Paul Morphy, eine Skizze aus der Schachwelt," ist soeben der zweite Theil erschienen, welcher über die Kämpfe des jungen transatlantischen Helden in Paris, vornehmlich mit deutschen Meistern, Bericht erstattet. Der Professor der Mathematik, Adolph Anderssen z. B., konnte es nicht erwarten, bis der Amerikaner vielleicht zu ihm nach Breslau gekommen wäre; er suchte ihn selber in der französischen Hauptstadt auf und bißte seine Ungeduld mit einer Niederlage von zwei gegen fünf Gewinnspielen. Als Autor des anonymen Buches hat sich der als Schachvirtuos bekannte Jean Dufresne zu erkennen gegeben.

Von **Theodor Mundt's** Reisewerke über „Italienische Zustände" ist der erste Band unter dem besondern Titel „Skizzen aus Piemont und Rom" bereits erschienen, während der zweite, „Rom und Pius IX." sich noch unter der Presse befindet. Land und Leute in Piemont, und namentlich die jetzt so vielbesprochenen Persönlichkeiten des Turiner Hofes sind darin in der bekannten anregenden, wenn auch vielleicht mehr geistvollen, als wahren Weise des Verfassers geschildert worden.

Bildende Kunst.

Der Pariser Porträtmaler **Gustav Ricard** scheint selbst Winterhalters Ruf noch überflügeln zu wollen. Er gilt bereits als der beste Porträtmalerin Paris, und wodurch er schnell „une des gloires de France" wurde, war einzig und allein ein Bild der als Sängerin bekannten Madame Unger-Sabatier. Man spricht in allen Ateliers von der „Wiederauffindung der italienischen Farbe", und die Maler eilen schaarenweis herbei, um das Werk zu bewundern und daran zu studieren, wenngleich sie dies letztere natürlich nicht laut sagen mögen. Früher schuf er bereits den sogenannten deutschen Studentenkopf, den vielgerühmten und besprochenen weiblichen Rothkopf, das Zigeunermädchen, den gefallenen Engel, die unheimliche Dame, ein Bild, welches sogar Ursache zu einem französischen Romane geworden ist. Auch die schöne Frau v. Calergi, von der uns Heinrich Heine erzählt hat, saß dem Künstler zwei Mal, ein Mal, wie sie, das andere Mal, wie er wollte.

Der aus der französischen Schweiz gebürtige **Benjamin Vautier**, einer der jüngsten Glieder der Düsseldorfer Schule, welcher in dem 1853 erschienenen Buche über dieselbe von Wolfgang Müller nur noch als hoffnungsvoller Zögling erwähnt wurde, war in letzter Zeit mit drei Bildern beschäftigt, deren einen, die Ausnahme eines neuen Schülers in eine Dorfschule", gegenwärtig in Cöln ausgestellt ist. Denselben Stoff behandelte schon Hasenclever, aber Vautier besaß Humor genug, um dem hübschen Gegenstand neue Seiten abzugewinnen und in der Charakteristrung der einzelnen Gestalten sich nicht zu wiederholen. Die zwei anderen Gemälde stellen „Holzsammler im herbstlichen Walde" und Schneller dar, „die vom Lehrer eben ins beschneite Dorf entlassen werden". Genrebilder, wie diese, waren auch die früheren Werke des Künstlers, von denen namentlich „die Hochzeit im Schwarzwalde", der „Jahrmarkt mit einem Quacksalber", der „Anblick einer Dorfkirche während der Predigt", sowie die „Scene auf einem Rheindampfschiffe" den Ruf des jungen Mannes schnell verbreiteten und sicher stellten. Schon aus der Wahl der Stoffe erkennt man die glückliche Erfindungsgabe Vautiers, und sagt man noch hinzu, daß er auch in der Ausführung seiner Motive sich überall als höchst feiner, humorvoller und treuherziger Schilderer des Volkes bekundet hat, so darf man von ihm in Zukunft gewiß noch viel Schönes erwarten. Er dürfte von dem jüngeren Nachwuchs der Düsseldorfer Schule neben L. Knaus, seinem Freunde, das bedeutendste Talent im Genre sein.

In Wien zieht jetzt ein Bild des Malers **C. Boutibonne** aus Pesth durch effectvolle Darstellung einer ergreifenden Scene die Beschauer an. Im Volke geht die Sage, daß Maria Theresia in jungen Jahren einst ein armes krankes Weib mit ihrem Säugling auf der Straße getroffen und dieselbe, um ihre Noth zu lindern, reich beschenkt habe. Doch die unglückliche Mutter rief: O, wenn sich dies Gold doch in Milch verwandelte für mein Kind! — und als die Kaiserin das hörte, zögerte sie nicht, sondern reichte dem durstigen Kleinen alsbald ihre eigene Brust. Boutibonne verherrlichte durch sein Bild diese edle That der erhabenen Frau.

Die **Glasmalerei**, einst so beliebt und blühend in Deutschland, kommt in unserer Zeit besonders durch die Restauration verschiedener mittelalterlichen Dome und Bauten wieder zu unverhofftem Ansehen. Schon mehrere Beispiele konnten wir in früheren Nummern hierfür anführen, denen wir heute ein neues anreihen. Der Gemeinderath in Wien hat nämlich beschlossen, zu der nächstens bevorstehenden 500jährigen Feier der Grundsteinlegung des gothischen Theiles des Stephansdomes zwei Fenster mit Glasmalereien aus der heiligen Geschichte darin zu stiften.

Digitized by Google

Von den Steinmetzlehrlingen der Cölner Dombauhütte hat, wie im Mittelalter, so auch in jüngster Zeit wieder schon mehr als Einer frühere als Bildhauer sich Ruhm erworben. Der Letzte, der auf diese Weise vom Handwerk zur Kunst übergieng, war wohl der 1829 in Mühlheim an der Ruhr geborene Peter Fuchs. Seit 1844 am Cölner Dom und dann am Bau der Hamburger Nicolaikirche als Steinmetz thätig, wurde er nachmals, besonders von dem Drange nach Höherem, ein Schüler René's in Speyer, der noch den Unterricht Schwanthaler's empfangen hatte. Bereits existiren von Fuchs mehrere treffliche Werke der Sculptur. So schuf er für die Kirche zu Quedlinburg eine heilige Familie und die Statue der Kaiserin Mathildis, Gemahlin Heinrichs des Vogelstellers; für die Burg Argenfels am Rhein meißelte er ferner die Standbilder von Gottfried von Bouillon, Richard Löwenherz und der Jungfrau v. Orleans. Ganz verschieden in der Auffassung ist aber seine neueste Arbeit, die Richarde, der Cölner Kunstmäßen, im neuen Museum seiner Vaterstadt aufstellen lassen will. Es ist ein humoristisches Genrebild sehr sinniger Art, Prinz Carneval im Triumphe über die bösen Feinde der Faschingszeit. In der Linken den gestülpten Pocal, steht der Schalk leichtfüßig, wie Fortuna, und angethan mit der mittelalterlichen Narrenkappe, auf der Erdkugel, während unter ihm, besiegt durch die Macht seiner Peitsche, eine Anzahl gnomenhafter Wesen sich duckt, die leibhaftig wie Personificationen der Schreckniß und Grillenhaftigkeit aussehen. Im Gesichte des Helden, um den keck aufgestutzten Bart herum, spielt ein fragliches Lächeln über die Ohnmacht der Ueberwundenen.

Heidel in Berlin vollendete noch eher, als die Händelstatue, für die neuerbaute Trinkhalle zu Wildbad im Württembergischen ein kunstreiches Relief, welches mit sinniger Beziehung auf das Local die Sage vom Liebesfall Eberhards des Greiners nach Uhlands bekannter Ballade darstellt. Gleichzeitig arbeitete der Künstler an einer colossalen Base mit den allegorischen Figuren der preußischen Provinzen.

Hans Gasser in Wien, der Schöpfer des Wielandenkmals zu Weimar, ist mit einer Statue für den verstorbenen Feldmarschalllieutenant Welden beschäftigt, welche auf dem Schloßberge in Graz aufgestellt werden soll. Der genannte General war Gouverneur der Stadt und erwarb sich um ihre Verschönerung und ihren Wohlstand viele Verdienste, wofür ihm nun die Bürgerschaft auf so schöne und bleibende Weise den Dank abstatten will.

Das aus dem dreizehnten Jahrhundert stammende Denkmal des Kaisers Otto vom alten Markte in Magdeburg — eine Reiterstatue mit zwei dazu gehörigen weiblichen Figuren und zwei Wappenhaltern — befand sich behufs gründlicher Ausbesserung seit längerer Zeit in Berl.n. Jetzt ist mit der Vergoldung die dem Bildhauer Eduard Holbein übertragene Restauration des alterthümlichen Werkes vollendet, und es wird, nachdem es durch Eisenverbindungen und Wiedereinsetzung losgebrochener Stücke neuen Halt gewonnen, gleichsam verjüngt auf seinen schon seit fünf Jahrhunderten behaupteten Platz zurückkehren.

Die in Brüssel zu Ehren der belgischen Constitution errichtete Säule soll auf ihrer Basis mit vier allegorischen Figuren umgeben werden, deren zwei Professor Geefs von der Antwerpener Akademie zu fertigen übernahm, nämlich die Personificationen der Freiheit des Unterrichts und der Freiheit der Presse. Letztere liegt in der neuesten Nummer der „Illustrated London News" in einer Abbildung vor uns, welche die Vorzüge des Werks deutlich hervortreten läßt. Wir sehen eine hohe und stattliche weibliche Gestalt mit ernsten Gesichtszügen und in ruhiger, aber stolzer und selbstbewußter Position. Ein weites und faltenreiches Gewand umfließt die Formen ihres Körpers, die dadurch noch an Fülle gewinnen. Die eine auf ein Buch sich stützende Hand hält einen Blumenkranz, gleichsam zum Zeichen, daß unter dem Scepter der Freiheit Alles grünt und blüht, während sich in der andern Hand, nicht minder symbolisch bedeutsam, Stücke einer zerbrochenen Kette befinden, die auch unter den Füßen der Figur sichtbar werden. Das Haupt ist mit Lorbeern umflochten, und inmitten der Krone erglänzt der Stern der Unsterblichkeit.

Theater und Musik.

Im „Macbeth" trat Mr. Samuel Phelps so weit hinter Miß Atkinson, daß das Stück kühnlich hätte „Lady Macbeth" genannt werden dürfen. Der Künstler fand sich nur höchst selten aus einem monotonen Pathos heraus, welches dem Charakter der Rolle widersprach, und das Bild, welches er gab, reichte durchaus nicht an die wundervolle Leistung, mit der unser Dawison z. B. sich neben den englischen Gast stellen kann, an die Gestalt voll Majestät und gigantischer Kraft im Verfolgen seiner ehrgeizigen Pläne, und dabei doch voll einer zauberisch einnehmenden Weichheit der Empfindung in den freilich nur kargen Aeußerungen der Gattenliebe. Was Phelps bot, blieb ohne durchgreifenden Erfolg, während Miß Atkinson als Lady Macbeth wahre Triumphe feierte und das Urtheil über sich feststellte, daß in ihr etwas vom Genie einer Rachel oder Ristori gelegen sei. Aeußerlich ein schönes Mädchen von hoher prächtiger Gestalt, edelgeformtem Gesicht und großen dunkelblauen Augen, ist sie im Spiele einer Energie der Empfindung und einer fast dämonischen Gluth der Leidenschaft fähig, die oft geradezu hinreißend wirkt. Wir besitzen in Deutschland jetzt kaum eine oder zwei Darstellerinnen, welche sich an die Bewältigung einer so riesenhaften Aufgabe, wie Lady Macbeth, wagen können; desto werther hat sich die fremde Künstlerin unserem Publicum mit ihrer meisterhaften Leistung gemacht. Das Arrangement des Stückes ließ Manches zu wünschen übrig, und namentlich war die Tafelscene mit der Erscheinung des ermordeten Banquo ungeschickt und dürftig, was um so mehr auffallen muß, als die Engländer sich an frühern Abenden so bewandert im Hervorbringen scenischer Effecte zeigten. Gestrichen war, wie es auch bei uns der Fall ist, die Rolle der Lady Macduff und von einzelnen Stellen besonders die humoristische Rede des Pförtners im zweiten Acte. — Buiwers „Richelieu" ließ das Haus leer, obgleich Mr. Phelps darin eine sehr glänzende Bühnenfigur gab und Miß Atkinson den Pagen François mit Feuer und Lebendigkeit spielte. — Die Vorstellung der „lustigen Weiber von Windsor" lieferte den Beweis, daß im Gebiete des humoristischen die Truppe des Sadlers-Wells-Theaters im Ganzen noch Hervorragenderes leistet, als in der Tragödie. Die vielen komischen Gestalten des unvergleichlichen Lustspiels kamen sämmtlich zu ihrem Rechte, und das war in den bisher gespielten Dramen keineswegs durchaus der Fall. Die Damen Atkinson und Eburn waren die lustigen Weiber, und wenn die Erstere als Mrs. Ford so natürlich munter und gewandt scherzte, daß aus ihrer anmuthigen Plauderei auch nicht ein Ton kam, der an Lady Macbeth erinnerte, so übertraf die Zweite als schelmische Mrs. Page ihre weinerlichen Liebhaberinnen in der Tragödie so sehr, daß sie gleichfalls eine ganz andere zu sein schien. Falstaff hätte äußerlich ein wenig jünger, in den Bewegungen lebendiger sein können, aber sonst stand er auf gleicher Höhe mit den bedeutendsten Leistungen des Mr. Phelps. Es war eine höchst originelle Gestalt, mit einer Behäbigkeit, die fast als Würde gelten konnte, ohne narrenhafte Uebertreibungen und doch, gerade durch das Fernscheinen aller komischen Absichtlichkeit, nunausgesetzt zum heitersten Gelächter anregend. — Mit einer Wiederholung des „König Lear" schloß in Berlin der Cyclus der Vorstellungen, welche zunächst im Wiener Karltheater und dann auch in Leipzig wieder begonnen werden sollen.

Die Joedand „Wittwe des Agis" in Berlin, so errungen Paul Heyse's „Sabinerinnen" an der Hofburg zu Wien nur einen sogenannten succès d'estime. Paul Heyse ist ein feines Talent voll höchster Bildung in der Form und seltener Meisterschaft in der psychologischen Begründung einzelner Charakterzüge, aber der Verstand überwiegt bei ihm das Gemüth, und diese Eigenthüm-

Digitized by Google

lichkeit, um nicht zufage n, dieser Mangel in seiner Begabung muß natürlich besonders im Drama, wo es gilt, große tragische Leidenschaften zu zeichnen, sich bemerkbar machen. Auch in den „Sabinerinnen" tritt die Berechnung vor die Inspiration, und das erkältet die Herzen der Zuschauer. Will ein Dichter sich einen Stoff aus dem Alterthum herholen, — wir werden kein Wort dagegen sagen, wenn er nur die sittlichen Voraussetzungen jener Zeit mit unserm Bewußtsein zu versöhnen weiß. Das verstand aber P. Heyse nicht, und sein Stück schwankt, wie „die Wittwe des Agis", zwischen antikem und modernem Wesen mitten inne. „Stoff und Behandlung laufen — so schrieb ein Wiener Kritiker — wie zwei parallele Linien nebeneinander her, die sich in aller Ewigkeit nicht berühren." Neben der primitivsten Sitte herrscht die raffinirteste Empfindung, und für eine ächt vorweltliche Brutalität der Thatsachen finden wir die modernste Begründung.

Daß „Mondecaus" ein Rückschritt **Brachvogels** sei, wird Niemand leugnen wollen. Die schon im „Narciß" bemerkbare Sucht nach dem Pikanten, Blendenden, Ueberraschenden, mit Aufgebung des sittlich Gehaltvollen und psychologisch Glaubhaften, ist in dem neuen Stücke sogar im Uebermaße vorhanden. Wie der Held in jenem ersten, so ist auch der in diesem zweiten eine ganz hohle, schwankende Gestalt, der durch feinen Aufwand von Geist auf die Beine geholfen werden kann. Nichellen ist ohne jede historische Wahrheit, ein Zerrbild, wie die Pompadour im „Narciß." Die Frauenrollen sind höchst unbedeutend, und nur auf den Brabamant concentrirt sich das Interesse des Publicums. Eine ästhetisch schöne Figur ist dieser Tangenichts von Gascogner zwar auch nicht, aber es ist doch wenigstens Humor und Frische in der Zeichnung, die sich sonst allenthalben vermissen lassen. — Beiläufig erwähnen wir, daß Brachvogel jetzt wieder an einem mehrbändigen Roman schreibt.

Professor Friedrich **Bodenstedt** hat ein Lustspiel geschrieben, welches im Laufe des Mai auf dem Münchener Residenztheater zur Aufführung kommen soll. Der Titel lautet „*des Königs Autharis Brautfahrt*", und es ist, so viel wir wissen, der erste Versuch des sonst schon vielfach bewährten Dichters im Bereiche der Komödie. In demselben war auch der Cabinetsrath **G. v. Meyern**, der Besitzer des „Heinrich von Schwerin", Neuling mit seinem in Gotha gegebenen Scherze „*Wie man zu einem Lustspiel kommt*"; doch soll der Genannte schon wieder ein anderes größeres Stück heiteren Genres, „*die Heldin wider Willen*", im Manuscript fertig haben. Wenn Männer, wie Guzkow, Benedix, Hackländer, das Gebiet des Lustspiels aufzugeben scheinen, so thun es nun so mehr Noth, daß bemselben neue Kräfte zugeführt werden. — Sonst sind von in Aussicht stehenden Komödien nur zwei kleinere zu erwähnen, mit denen nne Baliners Sommertheater bekannt machen wird. Der unermüdliche **G. v. Moser** hat dafür in dialogischer Form einen Prolog „Wallner vor Gericht" und Frau Luise **Mühlbach** eine dramatisirte Scene aus dem Leben des alten Fritz geschrieben. Zur Eröffnung ändert die genannte Bühne ein Volksstück der Charlotte **Birch-Pfeiffer** ein, welches „*Leyerfriedel*" betitelt und speciell für die Größen des betreffenden Personals geschrieben ist.

Anton Langer, jetzt wohl der populärste von den Wiener Volksstheaterdichtern, wird seine zum Theil recht effectvollen und nicht ganz werthlosen Stücke gesammelt dem Drucke übergeben. Auch das norddeutsche Publicum kann sich dafür interessiren, da der in Berlin mit so ungeheurem Erfolg gegebene „Actiendividender" sowohl, als „Berlin wie es weint und lacht" von Kalisch nach Langer'schen Possen bearbeitet worden sind. Jener beißt im Original „Der Actiengreisler" und dieses „Ein Wiener Dienstbote".

Die Pariser Dramatiker hören nicht auf, für die bereits in den Sechzigen stehende **Virginie Déjazet** sogenannte Schuhlenstücke mit Tricotrollen zu fertigen. „Der kleine Richelieu", „Napoleon zu Brienne", „Voltaire in den Ferien", „Der Oberst von achtzehn Jahren" — sie alle haben sich nur durch die pikante Erscheinung dieser ewig jungen Heldin des Vaudevilles auf dem Repertoire erhalten. Das neueste Stückchen der Art, „Le Capitaine Chérubin", liefernten **Dumanoir** und **Thibault** gemeinschaftlich, und es enthält natürlich wieder alle jene kecken und ergötzlichen, oft freilich an der Grenze des Erlaubten vorbeistreifenden Situationen, worin die virtuose Manier der Déjazet glänzen kann. In diesen kleinen Bühnenspielen läßt sich immer Einzelnes ganz so an, daß es das Gefühl des Zuschauers verletzt, in Bausch und Bogen aber ist der Eindruck doch der vollendeter Liebenswürdigkeit.

In London gewann sich ein Lustspiel von **Stirling Coyne** großen Beifall, an dem vor allem die wirksame, aus dem Leben gegriffene Charakterzeichnung der Hauptrolle gerühmt wird. Das Stück heißt „Everybody's Friend", was wir etwa mit „Allerweltsfreund" übersetzen könnten, und schon daraus sieht man, zu welcher heutzutage sehr verbreiteten Gattung von Menschen die Titelfigur sich rechnen läßt.

Als die älteste jetzt lebende deutsche Schauspielerin nennen Berichte aus Berlin die daselbst wohnhafte Frau **Johanna Brand** geb. Reinhard, welche am 28. März d. J. bereits ihr neunzigstes Wiegenfest feierte. Sie stammt aus Gardelegen in der Altmark und betrat die Bühne zuerst unter Director Butenop bei einer reisenden Gesellschaft. Dann spielte sie auf dem damaligen Nationaltheater zu Magdeburg, dessen Leiter Döbbelin war, erste Liebhaberinnen, sowie später in Breslau dargirte Rollen, wie die Orsina und Lady Milford. Zuletzt war sie langjähriges Mitglied der Leipziger Bühne, und nun lebt sie schon seit zwanzig Jahren von einem Gnadengelde, welches Berliner Hofschauspieler und einige Privatpersonen für die alte Frau zusammenschießen.

Zu München beging der Heldenspieler **Friedrich Dahn** vor kurzem in aller Stille sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum. Er kam an das dortige Hoftheater aus Hamburg, wo er unter dem alten trefflichen Schmidt seine Laufbahn begonnen, und gehört seit geraumer Zeit mit ungeschwächter Kraft zu den bedeutendsten Künstlern seines Faches. Obgleich er schon Veteran ist, merkt man ihm doch noch nicht die geringste Abnahme seiner schönen Mittel an. Seine erste von ihm geschiedene Gattin, Frau Constanze Dahn, sowie seine jetzige Gemahlin, Frau Marie Dahn-Hausmann, sind, wie er selber, Zierden der Münchener Hofbühne, während sein Sohn erster Ehe als Dichter des Drama's „Verstrickt und gelöst" sich vortheilhaft bekannt machte.

Die für den Monat Juni anberaumte Feier des **Schiller-Jubiläums** im **Weimarer** Theater ist laut einer Bekanntmachung der Intendanz in Folge eines Handschreibens des Großherzogs abgesagt worden — ob mit Rücksicht auf die drohenden Zeitereignisse, oder aus Nachgiebigkeit gegen die fromme Partei, welche bereits eine Aufführung der „Räuber" am Pfingsttage für ein sündliches Beginnen erklärt hatte, wagen wir nicht zu entscheiden.

Der bisher nur als Kirchencomponist bekannte **F. A. Gevaert** hat eine komische Oper geschrieben, deren Text ihm Michel Carré aus Walter Scotts Roman „*Quentin Durward*" zusammenstellte. Das Werk ist in Brüssel bereits aufgeführt worden und hat ungemein gefallen. Niemand hätte es für möglich gehalten, daß Gevaert, der ernste, weihevolle, so plötzlich eine gelungene Schwenkung ins Gebiet des Heiteren, Humoristischen würde machen können. Man sagt, die Oper erinnere an die besten Schöpfungen der Italiener, z. B. an Donizetti's köstlichen „Don Pasquale".

Franz Liszt ist durch Marie Seebach veranlaßt worden, zur Declamation im Concertsaal für sie Bürgers „Lenore" melodramatisch zu bearbeiten. Einzelnes an der Musik, besonders der Geisterritt und der Todesreigen auf dem Kirchhof, soll von ergreifender Wirkung sein, und was man auch über das Zwitterwesen solcher Melodramen denken mag, der Erfolg beim Publicum scheint uns schon im Voraus ein gesicherter zu sein, wenn zwei mit dem modernen Geschmack so vertraute Talente, wie Liszt und Fräulein Seebach, ihre Kunst vereinigen, um Effecte zu erzielen.

Verantwortliche Redaction und Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Rieck'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 19. **Europa.** 1859.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 7. Mai.

Inhalt.

Größere Aufsätze: Dickens und Thackeray. — Die Entstehung thierischer Wesen. — Eine Reminiscenz an Kotzebue. — **Chronik:** Der Tod Adolf Schlagintweit's. - Tocqueville †. - Lady Morgan †. - Die Lorette als dramatische Person. - Die toscanische Maremme. - Das Innere Australiens. - Berühmte Reußenländer. - Der Selbstmord in England. - Die Hühnerologie. - Wo liegt Tripolitsa? - Kurze Nachrichten: Litteratur. - Bildende Kunst. - Theater und Musik. — Anzeige.

Dickens und Thackeray.

Eine kritische Studie.

Bekanntlich hat Thackeray vor einigen Jahren der vornehmen und schönen Welt Londons eine Reihe von Vorlesungen über „die englischen Humoristen“ gehalten, die auch später im Druck erschienen sind. Von Allen, die das Buch in der gerechten Erwartung zur Hand nahmen, über das so außerordentlich interessante und schwierige Thema hier von einem Schriftsteller, der selbst zu den Humoristen gezählt wird, gründlich belehrt zu werden, wird wohl kaum Einer sein, der es nicht im höchsten Grade unbefriedigt wieder aus der Hand gelegt hätte. Daß diese Vorlesungen so mangelhaft ausgefallen sind, hat zwei Ursachen. Einmal war es an sich unüberlegt von Thackeray, ein solches Thema vor einem solchen Publicum abzuhandeln. Nahm er es mit seinem Gegenstande ernst, so verdarb er es mit seinem Publicum, bezeigte er diesem die schuldige Rücksicht, konnte er seiner Aufgabe nicht gerecht werden. Denn der Humor hat es gar oft mit sehr wüsten und rohen Gesellen zu thun, und le rire est un enfant nu, sagt Balzac — Bassermann'sche Gestalten aber und nackte Kinder gehören nicht in aristokratische Cirkel. Sodann aber ist der beste Praktiker oft ein schlechter Theoretiker, und einen humoristischen Roman schreiben und auseinandersetzen, wie ein humoristischer Roman geschrieben wird, sind zwei himmelweit verschiedene Dinge. Daß Thackeray das Eine kann, wird Niemand so leicht in Abrede stellen, daß er zu dem Zweiten fähig ist, steht nach seinen Vorlesungen sehr zu bezweifeln. Vergebens suchen wir in dem ganzen Buche nach einer Stelle, die uns über das Wesen des Humors einen Aufschluß gebe; nirgends wird auch nur ein Versuch gemacht, die Idee desselben philosophisch zu begründen oder nachzuweisen, wie in den einzelnen Schriftstellern, die so ohne weiteres in dieselbe Kategorie gebracht werden, diese oder jene Seite des humoristischen Genius besonders hervortritt. Und doch mußte dies geschehen, wenn die Arbeit ein wirkliches Resultat haben sollte, während wir jetzt nichts erfahren, als den rein subjectiven Eindruck, den die Lectüre Sterne's, Fielding's ꝛc. auf den Vortragenden machte, und eine Menge allerdings sehr schätzbarer biographischer Notizen, die sich hoffentlich recht bald ein anderer Bearbeiter der ebenso anziehenden wie verwickelten Aufgabe zu Nutze machen wird. Die folgende Skizze macht in keiner Weise daranf Anspruch, diese Aufgabe zu lösen; sie ist nichts und will nichts sein, als bescheidene Kärrnerarbeit zur Herbeischaffung von ein Paar Steinen, die der Meister, welcher den Bau selbst in die Hand nimmt, gebrauchen oder verwerfen mag, wie er es für gut findet.

Was nun zuerst den subjectiven Eindruck betrifft, den die Individualitäten der beiden Dichter auf den unbefangenen Leser machen, so möchte dieser bei Allen so ziemlich derselbe sein. Dickens wird überall als der reicher begabte, glänzendere Genius angesehen; Thackeray, später in die Schranken tretend, weniger blendend, weniger fruchtbar, hat sich mit dem zweiten Preise begnügen müssen. Dickens verlangt Leser von lebhafter Phantasie und warmem Herzen und erscheint prosaischen Naturen leicht überspannt, ja fratzenhaft, während Thackeray mehr den gereifteren Verstand befriedigt und poetischen Gemüthern nicht selten steif, hölzern und langweilig vorkommt. Die beiden Schriftsteller gleichen sich wie zwei Brüder, bei denen trotz des verschiedenen Charakters eine gewisse Familienähnlichkeit unverkennbar ist: Thackeray älter, kälter, klüger, — sehr verständig, genau, fast karg mit dem Seinigen; Dickens jugendlicher, feuriger, unbesonnener, — heiter bis zur Ausgelassenheit, freigebig bis zur Verschwendung. Der Eine fordert durch seine mannhaften Eigenschaften, seinen Haß gegen alles Kleinliche, Unwürdige, Niedrige unsre Hochachtung, den Andern achten wir nicht weniger, aber wir lieben ihn mehr. Wer es in Goethe's Tasso mit dem Antonio hält, wird Thackeray den Vorzug geben; aber die Freunde des Dichterjünglings werden Dickens den Kranz ertheilen.

Das Feld, das sie bearbeiten, scheint auf den ersten Augenblick genau dasselbe. Es ist der sogenannte humoristische Roman, wie er von ihren großen Vorgängern und Meistern, den vielgepriesenen und wenig gelesenen Schriftstellern des vorigen Jahrhunderts, Fielding, Smollet, Sterne, Goldsmith, bis zu

Digitized by Google

einem gewissen Abschluß gebracht wurde, für den mit ihnen eine neue Epoche eingetreten ist. Zwar haben sie, Dickens im Barnaby Rudge, Thackeray im Henry Esmond, auch dem historischen Roman den pflichtschuldigen Tribut gezahlt; aber ihr eigentliches Feld ist doch das every-day life; ihr eigentliches Geschäft, nicht sowohl ihrem Jahrhundert, als dem Jahrzehnt, ja dem Jahre, in welchem sie schreiben, den Spiegel vorzuhalten: es ist ihnen am wohlsten, und so hören auch wir ihnen am liebsten zu, wenn sie aus dem Clubzimmer, dem drawing-room, aus einer Wahlversammlung, einem Straßenauflauf nach Hause gehen und mutatis mutandis schildern können, was sie gesehen und gehört haben. Und freilich: nicht genug können sie ihrem guten Genius danken, der es ihnen möglich macht, so viel zu sehen und zu hören! Diesen Vorzug eines bei allen Schäden doch großartigen öffentlichen Lebens haben die englischen Romanschreiber vor den deutschen voraus, und aller Fleiß und alles Talent unserer Schriftsteller kann diesen Vortheil nicht einbringen. Welche Objecte der Beobachtung beten sich Lichtenberg dar, wenn er in Göttingen an seinem Fenster stand und sich scheu zurückzog, sobald ein Bekannter die Straße heraufkam? Und wen überschleicht nicht ein wehmüthiges Lächeln, wenn ihm in Wunsiedel in den lauschigen Straßenwinkel das kleine Häuschen gezeigt wird, in welchem unser größter Humorist das Licht der Welt — und, lieber Himmel, für ihn, welcher Welt! — erblickte? Freilich sind seitdem auch für uns andere Zeiten gekommen, freilich sind die alten gichtbrüchigen Postwagen, deren Schneckenlangsamkeit, nach Lichtenbergs witziger Bemerkung, eine Entführung in einem deutschen Romane unmöglich machte, in die Rumpelkammer gestellt; aber Jean Pauls Wunsch ist noch immer nicht erfüllt, daß in Deutschland doch ein oder der andere Ort sein möchte, der Allen so bekannt wäre, daß ihn der Romanschreiber frank und frei als Bühne für seine Geschichten benutzen könnte. Noch immer geht es unsern Romandichtern wie den Directoren wandernder Komödiantentruppen. Sie müssen bald hier, bald da ihre Bühnen aufschlagen; haben nirgends Zeit, sich festzusetzen; sie nennen, wie Goethe in seinen Romanen, am liebsten gar keine Ortsnamen, oder erfinden sich welche, oder umschreiben sie: Hünenecк für Rolandseck, die Stadt des Kirchenfürsten anstatt Cöln u. dgl., weil sie noch immer ein Grauen vor der Wirklichkeit haben und stets fürchten, irgend ein zärtliches Gewissen zu beleidigen.

Wie anders bei dem Engländer! Er hat ein stehendes Theater, ein altehrwürdiges Schauspielhaus. Auf der Bühne dieses Hauses haben seine Vorfahren vor hundert Jahren schon ihre Stücke aufgeführt; das Publicum, das damals zischte und Beifall klatschte, ist todt und begraben, aber die Bühne ist noch da, und die Bühne ist — London; London, die Weltstadt, wie sie Dickens in seinem Barnaby Rudge so trefflich schildert, London, wo man nur einen kleinen Kreis zu ziehen braucht, um in seinem Umfang jedes Ding mit seinem Gegensatz und Widerspruch zu haben, wo Reichthum und Armuth, Laster und Tugend, Schuld und Unschuld, seiste Uebersättigung und nagendster Hunger in unmittelbarer Nähe zusammentreten. Diese überreiche Welt, dieses Chaos von Erhabenem und Lächerlichem, Schönem und Häßlichem liegt ausgebreitet da vor dem englischen Dichter, und will erfaßt, begriffen, wiedergegeben sein; in diesem Charivari von Tönen soll er noch die einzelnen Stimmen unterscheiden, das Rasseln der Wagen ihm nicht das Wimmern des kranken Kindes, das Donnern der Dampfmaschinen das Flüstern der Liebe übertönen. Dazu bedarf es sehr scharfer Organe der Beobachtung, und es ist auch in der That fast wunderbar, wie genau diese englischen Dichter sehen, wie leise Ohren sie haben; wie ihnen keine Runzel im Gesicht und kein Fältchen im Hemdkragen entgeht, wie sie gleich gut zu Hause sind in dem eleganten Clubzimmer und in der Fuhrmannskneipe, wie sie die verschiedenen Classen der Gesellschaft belauscht haben, daß sie Jeden können sprechen lassen in seiner Sprache. Daher haben auch ihre Gestalten eine Wahrheit, daß wir mit ihnen verkehren können, wie mit Menschen von Fleisch und Blut, daher kommt es, daß wir uns nach Jahren an diesen oder jenen Dickensschen Charakter erinnern, wie an einen alten Universitätsbekannten. Man vergleiche einmal der Curiosität halber den Copperfield dieses Dichters mit dem Titan Jean Pauls, zwei Romane, die wenigstens darin übereinkommen, daß sie die Bildungsgeschichte eines Menschen von den zartesten Kinderjahren an bis zum Abschluß des Jünglingsalters behandeln, und stelle David neben Albano, Steerforth neben Roquairol, Dora neben Liane, Agnes neben Idoina! Man fragt sich erstaunt: existiren so verschiedene Wesen in derselben Welt? Nein, aber in den sehr verschiedenen Welten, die der in sein Museum gebannte deutsche Dichter „in seines Geistes Aug'" erschaute und die der englische Schriftsteller sehr leibhaftig und real vor sich sah, wenn er Oxford-Street oder Pall-Mall hinaufschlenderte.

Diese glücklichen englischen Dichter! Ihre deutschen Collegen schreien nach Stoffen, wie die jungen Raben nach Speise, und sie brauchen nur hineinzugreifen in's volle Menschenleben und haben Stoff die Hülle und Fülle, unerschöpflichen Stoff für zehn, für zwanzig Romane, wenn sie nicht müde werden, zu erzählen, und das Publicum, ihnen zuzuhören. Aus diesem vollen englischen Leben nun schöpft Dickens so gut wie Thackeray; die Welt, die der eine schildert, ist genau dieselbe überreiche, buntscheckige, zerbröckelte, unschöne Welt, die der andere zeichnet. Wenn nun ihr Material dasselbe ist, und doch die Werke, die sie aus diesem Material bilden, einen so sehr verschiedenen Eindruck machen, worin kann das seinen Grund haben? Offenbar nur in der Ungleichheit des Mediums, durch welches sie diese Welt anschauen, offenbar nur in der Verschiedenheit der Behandlung, die sie dem Stoffe zu Theil werden lassen. Man hat die Schärfe und Correctheit von Thackeray's Zeichnungen bewundert, man hat Dickens auf der andern Seite vorgeworfen, daß er in seinem Bestreben nach origineller Charakteristik die Beschiedenheit der Natur oft verletze (trotzdem man zugab, daß des Ersteren Methode viel geringere Wirkungen erziele, als die des Letzteren), und hat nicht bedacht, daß jener gerade wegen seiner allzu daguerreotypartigen Genauigkeit in der Prosa stecken bleibt, und dieser, weil er den Muth hat, die Häßlichkeit bis zum Extrem zu treiben, wahrhaft poetisch

wirkt. Dickens' Gestalten sind Caricaturen; wohl! aber das Häßliche ist nur als das zugleich Komische erträglich, und Komik ohne Caricatur ist ein Messer ohne Klinge, an dem der Griff fehlt: das ewig-Gestrige, das ganz-Gemeine, und würde es mit noch so minutiöser Sorgfalt, mit noch so bewunderungswürdiger Technik abgezeichnet, wird uns im Bilde ebenso langweilen, wie in der Wirklichkeit.

Denn, uns zu befreien von dem Elend dieses ganz Gemeinen, ewig Gestrigen, diese Aufgabe hat alle Kunst; und jeder Künstler, so lange er überhaupt Anspruch macht auf den vielgeschändeten Namen, muß nach diesem einzigen Ziele aller Poesie streben, er mag nun die Thaten der Helden vor Troja besingen, oder die Abenteuer der Mitglieder des Pickwick-Club. Zwei Wege nun führen zu diesem Ziel; der eine ist der, welchen der schöne Künstler geht, der andere der, welchen der humoristische einschlägt; beide aber erreichen ihren Zweck durch dasselbe Mittel. Bevor wir indessen dies letztere genauer betrachten, müssen wir noch einen Augenblick bei dem ersteren verweilen und den Punkt aufsuchen, wo die durch dasselbe Mittel zu demselben Ziele führenden Wege auseinandergehen.

Wie befreit uns die schöne Kunst von dem Gemeinen? Dadurch, daß sie die, sich in den Individuen brechenden Strahlen der Idee in einem Brennpunkt sammelt. Dieser Brennpunkt ist das Ideal, d. h. das schöne Kunstwerk. Zu ihm flüchten wir aus der kahlen Wüste des ganz Gemeinen, wie zu einer grünen Oase, es ist uns die rettende Insel in dem öden Meer des ewig Gestrigen. Wir verstricken uns in dem unsäglichen Liebreiz der Venus von Milo, und vergessen, daß nicht alle Töchter Eva's schön sind; wir schauen bewundernd zum Apoll von Belvedere empor, und vor uns steht der Jüngling, nein die Jugend selbst — in ewiger, unendlicher Herrlichkeit. Somit negirt das Ideal die Wirklichkeit, d. h. alle Individuen, ohne Ausnahme. Die schöne Kunst ist deshalb durchaus aristokratisch, ihre Schöpfungen sind, wie die Götter des Olymp, erhaben über den Pleb gewöhnlicher Menschheit. Apollo ist der Jüngling κατ' ἐξοχην, und neben ihm ist jeder Lebende häßlich; Aphrodite das Weib par excellence, und vor ihr hört die Schönste der Schönsten auf, schön zu sein.

Dieser exclusive Charakter des Ideal-Schönen ist aber auch zugleich seine Achillesferse. Es hat sich zum einzig möglichen, weil einzig würdigen Gefäß der Idee gemacht; zerbräche nun dieses Gefäß, so scheint die Idee rettungslos verloren. Dieser Fall tritt nun aber ein in der Tragödie. In der Tragödie gewinnt das Ideal-Schöne seinen höchsten Ausdruck und zugleich seinen Abschluß; denn in ihr geht der Held, d. h. der Träger der Idee, unter, und mit ihm (so scheint es) auch die Idee; d. h. die ideale Kunst kann die Idee nicht retten, da sie nur das Ideal als Vertreter derselben kennt, und dieses unter der Last seiner Aufgabe erliegt.

Hier nun, an dieser Grenze angekommen, steht der Geist, der sich bis dahin dem Ideal gläubig anvertraute, still. Wohin flüchtet die durch den Untergang des Helden verwaiste Idee? Zu ihm, dem ewig Gestrigen. Er sieht, daß die liebe Frau von Melos keine Arme hat und ihm nicht helfen kann, und daß er sich selbst helfen muß; er, der ganz Gemeine. Es geht ihm wie den Hasen, von denen das Volkslied singt:

> Als sie sich besannen,
> Daß sie noch leben thaten,
> Liefen sie von dannen.

Und eben diese Besinnung, daß die Idee ja doch unsterblich sei, und zwar deshalb, weil sie in allen ihren Individuen gleicherweise lebt (die ja nur eben dadurch ihre Individuen), die Besinnung, daß wir die eigentlichen Träger der Idee sind, so daß jeder Einzelne Theil hat an der Herrlichkeit der Idee, ja daß die Idee schließlich ohne ihre Individuen so wenig existiren kann, wie diese ohne sie, diese Besinnung ist — der Humor.

Jetzt ist das Gemeine zum zweiten Male besiegt, aber viel gründlicher, als das erste Mal; ja, daß überhaupt dieser zweite Kampf nöthig wurde, ist der beste Beweis dafür, wie wenig vollkommen der erste Sieg — der des Ideal-Schönen — war. Die ideale Kunst macht uns alle zu häßlichen Heloten, damit ihre Werke schön sein könnten; die humoristische Kunst verjagt die dreißig Tyrannen, auf daß Alle Theil haben an der Herrschaft. Deshalb ist sie durchaus demokratisch, wie jene aristokratisch war.

Das sind die beiden Wege, auf denen der ideale und der humoristische Künstler zu ihrem Ziele gelangen: uns zu befreien von dem Elend und der Last der Gemeinheit. Wir behaupteten oben, daß die Methode, das Mittel, welches der Eine und der Andere anwende, auf zwei allerdings sehr verschiedenen Wegen zu demselben Resultat zu kommen, im Grunde dasselbe sei. Dies Mittel ist kein anderes als das Idealisiren. Schiller beschreibt dies Geschäft (XII., 349) folgendermaßen: „Eine nothwendige Operation des Dichters ist Idealisirung seines Gegenstandes, ohne welche er aufhört, seinen Namen zu verdienen. Ihm kommt es zu, das Vortreffliche seines Gegenstandes (mag dieser nun Gestalt, Empfindung oder Handlung sein, in ihm oder außer ihm wohnen) von gröbern, wenigstens fremdartigen Beimischungen zu befreien, die in mehreren Gegenständen zerstreuten Strahlen von Vollkommenheit zu einem einzigen zu sammeln, einzelne das Ebenmaß störende Züge der Harmonie des Ganzen zu unterwerfen, das Individuelle und Locale zum Allgemeinen zu erheben." Auch der humoristische Künstler muß diese Idealisirung verstehen (ohne welche er nicht mehr Künstler bleibt), nur daß er genau das Gegentheil von dem thut, was der schöne Künstler vornimmt, nur daß er „das Häßliche seines Gegenstandes (denn das Häßliche ist sein Bereich) von aller Beimischung befreit, die das Ebenmaß störenden Züge erst recht hervorhebt, und sich wohl hütet, das Individuelle und Locale zu verwischen."

So wäre es also die Aufgabe des schönen Künstlers, das Ideal-Schöne, die des humoristischen, das Ideal-Häßliche zu erzeugen.

Das Erstere giebt Jeder zu; das Letztere wird der Uneingeweihte in die Dialektik des Begriffs des Schönen für ein Paradoxon erklären. Ein Beispiel mag ihm die Sache veranschaulichen. Wir sehen sehr häufig ein Gesicht, das und, wir wissen selbst nicht weshalb, mißfällt. Wir erklären es

für häßlich; aber dies Häßliche bedrückt und ängstigt uns, wie alles Natur-Häßliche. Jetzt tritt der humoristische Künstler herein, zeichnet mit ein Paar Strichen das Gesicht aufs Papier, wir sehen es an und — lachen. Die Häßlichkeit ist nicht mehr beängstigend für uns, sondern lächerlich, wie es alles Ideal-Häßliche sein soll. Was aber hat der Künstler gethan, um das Natur-Häßliche in das Ideal-Häßliche zu verwandeln? Er hat es idealisirt; er hat, anstatt den das Ebenmaß störenden Zug (die allzugroße Nase) der Harmonie des Ganzen zu unterwerfen (was der schöne Künstler gethan haben würde und wodurch das Gesicht ein schönes geworden wäre), ihn erst recht hervorgehoben; er hat das Häßliche seines Gegenstandes erhöht. Und genau durch diesen Proceß hat er es auch vernichtet; d. h. der Geist, der durch das Natur-Häßliche die Idee verrathen sah, und sie so zu sagen verloren hatte (das eben ängstigte ihn), sieht sie jetzt durch das Ideal-Häßliche befreit, findet sie in demselben durch das Gesetz des Contrastes wieder. Genau auf dem Punkte, wo das Häßliche durch Verzerrung ganz unleidlich zu werden drohte, schlägt der Blitz der Idee hinein und verzehrt es. Das Lachen ist — man verzeihe uns das Bild — gleichsam der physische Donner, von dem dieser geistige Blitz begleitet wird, und die plötzliche Heiterkeit in unserer Seele beweist, daß die trüben Dünste, mit denen das Natur-Häßliche unsern Blick umflorte, durch jenen Blitz verzehrt sind, und die Sonne der Idee wieder hell in unser Herz scheint.

Wenn dem Leser der Pfad, den wir ihn bis hierher geführt haben, nicht allzu dornenvoll erschienen ist, so wollen wir ihn bitten, uns noch ein Paar Schritte weiter zu begleiten, bis zu einem Punkt, von welchem wir ihm den Weg, der uns noch zurückzulegen bleibt, so genau zeigen können, daß er denselben getrost allein weiter gehen mag.

Wir sahen oben, daß der Humorist die Idee, welche nach der Zertrümmerung des Ideals hinausgeworfen schien in das Nichts, zurückführt in ihre eigentliche Heimath, die Wirklichkeit, die ganz gemeine, ewig gestrige, und so, diese mit jener vermählend, die Idee wirklich und die Wirklichkeit ideell macht. Aber diese Vereinigung zweier so heterogenen Wesen zu Stande zu bringen, gelingt nicht Vielen, und diesen Wenigen auch meistens nur auf kurze Zeit, für immer vielleicht Keinem. Sehr viel häufiger ist der Fall, daß die Gegensätze in der äußersten Spannung bleiben, die Wirklichkeit von der Idee der Gemeinheit bezichtigt, die Idee von der Wirklichkeit als leer und nichtig verhöhnt wird. Dieser klaffende Widerspruch ist die Satyre; diesen unversöhnten und scheinbar unversöhnbaren Gegensatz aufzudecken, des Satyrikers eigentliches Geschäft. Deshalb verhält sich der Satyriker zum Humoristen wie der Vorläufer zum Meister. Der Satyriker ist der Prediger in der Wüste: Thuet Buße und bessert euch! Der Humorist der Erlöser: Gehe hin, deine Sünden sind dir vergeben! Jener spricht: Du bist gerichtet! Dieser: Du bist gerettet! Der Humorist hat eine unendlich schwierigere Aufgabe, als der Satyriker, aber auch eine unendlich dankbarere. Er soll die Wunden verbinden und heilen, die jener schonungslos aufdeckt. Der Satyriker ist scharfsinnig, aber der Humorist ist tiefsinnig, und der Scharfsinn trennt, aber der Tiefsinn vereinigt. Der Satyriker muß ein heller Kopf sein, der Humorist ein Herz haben: „reich wie Pluto's Schacht.“ Der Satyriker stößt das Individuum verächtlich bei Seite, als unwürdiges Gefäß der Idee, der Humorist will, daß auch das Kleinste nicht verloren gehe, sondern Theil habe an dem ewigen Leben der Idee. Dem Satyriker ist nichts reinlich, und wäre es von Asbest, der Humorist sieht an dem schleimigen Schalthier nur die unschätzbare Perle. Der Satyriker klagt, daß es nichts Großes giebt auf Erden, der Humorist antwortet mit: Vive la bagatelle!

Deshalb ist der Eindruck wahrhaft humoristischer Werke stets ein versöhnlicher, friedlicher, der satyrischer immer schneidend und herbe. Auf dies subjective Kriterium kann man sich bei der Entscheidung, ob ein Werk dieser oder jener Gattung angehöre, mit vollständiger Sicherheit verlassen. Wenn manche Werke weder den einen noch den andern Eindruck ungemischt hervorbringen, so beweist dies nichts gegen die Richtigkeit der von uns aufgestellten Regel, sondern nur, daß der Dichter weder reiner Humorist, noch reiner Satyriker ist, sondern, wie es meistens geschieht, bald mehr nach dieser, bald mehr nach jener Seite neigt.

Wenn sich der Leser nun den Eindruck, welchen die Lectüre der Dickens'schen und Thackeray'schen Schriften auf ihn machte, vergegenwärtigen will, so wird er wohl keinen Augenblick darüber in Zweifel sein, in welche Kategorie er den Verfasser des Pickwick-Club und in welche er den Autor von Vanity fair bringen soll. Freilich ist der Erstere nicht so sehr Humorist, daß er nicht manchmal in der bloßen Satyre stecken bliebe, freilich ist der Letztere nicht so ganz Satyriker, daß er sich nicht oft zum reinen Humor erhöbe; freilich gefallen sich Beide nur zu oft in der plattesten Prosa, aber wenn wir von den Oscillationen absehen und die Richtung im Ganzen und Großen in's Auge fassen, so scheint uns der Beruf Dickens' zum Humor ebenso ausgesprochen, wie der Thackeray's zur Satyre.

Der Humor versöhnt und will versöhnen: Dickens' sämmtliche Schriften sind nur eine lange Paraphrase des Testamentes des Johannes: Kinderchen, liebet euch untereinander! Das dramatische Interesse gipfelt sich bei ihm immer in dem Kampf des Ormuz: Liebe mit der Ariman: Selbstsucht und in dem endlichen Sieg des Lichtes über die Finsterniß. Denn die Idee, welche für Dickens die Centralsonne seines Weltsystems ist, heißt Liebe, und wenn Dickens den Menschen destiniren sollte, so würde er ihn ein Geschöpf nennen, welches lieben kann und soll. Die „Heiligen und Reinen, die nicht fühlen und nicht weinen,“ sind ihm sehr gleichgültig, aber die Thiere liebt er, weil er in ihnen die Menschen wiederfindet (man denke an Mr. Toot's Hund in Dombey, an den Raben in Barnaby ꝛc.), und selbst die sühllosen Dinge weiß er noch zu beseelen (man erinnere sich an gewisse Dickens'sche Wanduhren, Lehnstühle, Postchaisen u. s. w.). Die Menschen selbst aber classificirt er nicht nach dem Grade ihrer geistigen Cultur, sondern nach dem Mehr oder Weniger von Liebe, das in ihnen mächtig ist. Deshalb nimmt er sich der geistig Armen

Digitized by Google

und Einfältigen gegen die Geistreichen und Klugen an; deshalb ist er der Kämpfer für die Unterdrückten, der Rächer jeder Unbill, jedes Unrechts, es mag an Individuen begangen werden oder ganzen Classen. Und indem er nun so in das schlechte Gefäß den kostbaren Inhalt füllt, indem er in dem Endlichen, Beschränkten, Armseligen die ewige Liebe sich nicht nur fortbehaupten, sondern erst recht ihren Wohnsitz aufschlagen läßt, verklärt er diese Sphäre des „ganz Gemeinen", und läßt sie Theil haben an der Herrlichkeit der Idee. In diesem Doppelscheine, dieser wechselnden Beleuchtung, die bald die dürftige Hülle, bald den innern Reichthum hervortreten läßt, liegt zum großen Theil das Geheimniß des Zaubers, mit dem uns Dickens für Personen zu interessiren weiß, die auf der untersten Stufe gesellschaftlicher und geistiger Cultur stehen, ja selbst für Blödsinnige, wenn er will.

Auf der andern Seite, je mehr sich das Individuum durch eine Besonderheit von den übrigen unterscheidet, je mehr es durch seine Laune, seine Schrulle aus der Gemeinschaft der andern heraustritt, desto größer ist der Triumph der Liebe, durch die sich der Sonderling wieder vollkommen eins mit den Vielen, und als Bruder seiner Brüder zeigt. Dies ist die große Schaar jener wunderlichen Heiligen, die in der Dickens'schen Welt an jedem Kreuzweg stehen, jener Sonderlinge und Steckenpferdreiter, über die wir alle so oft und so herzlich gelacht haben.

In diesen beiden Classen, den Einfältigen und den Sonderlingen, ist es die liebenswürdige Persönlichkeit, die uns mit der unliebenswürdigen Form aussöhnte, und das Interesse an ihnen beruht vor allem auf diesem Widerspruch, den der humoristische Dichter (sehr absichtlich!) bis aufs Aeußerste treibt. Der Sieg der Idee ist in diesem Falle äußerst leicht, denn ihr Kampf mit der Endlichkeit war eigentlich nur ein Scheinkampf.

Anders ist es bei einer dritten Classe von Charakteren, die schon auf der eigentlichen Grenze der Schlechtigkeit stehen und heimlich von der Idee abgefallen sind. Hierher rechnen wir die Sippschaft der Heuchler, die Dickens so gern verführt, um die ächte Liebe durch ihr Zerrbild noch liebenswürdiger zu machen. Der Dichter ist ganz außerordentlich glücklich in der vollendeten Ironie, mit welcher er die Nichtigkeit und Hohlheit dieser Creaturen aufdeckt. Es sind Gespenster, die verschwinden, wenn man ihnen lustig eine glückliche Reise wünscht; Spukgestalten, die sich in heulende Buben verwandeln, sobald man nur den Muth hat, ihnen die nöthigen Prügel zu verabreichen.

Nun aber rückt die Phalanx der eigentlich Bösen auf die Wahlstatt, und muß geworfen und vernichtet werden. Hier ist nun zu bemerken, daß der humoristische Dichter in der Schilderung des Bösen weiter gehen kann, als jeder andere. Er darf und muß die Idee forttreiben bis zu ihrem äußersten Gegensatz, weil er ihr in die Breite des realen Daseins folgt, wo sie sich der vornehmen Abgeschlossenheit, die sie im Ideal hat, freiwillig entäußert, um desto lebenskräftiger, oder besser ausgedrückt, um unzerstörbar zu sein. Die Stickluft, die im geschlossenen Raume tödlich ist, wird unschädlich, wenn sie sich in der Atmosphäre verbreiten kann. Das weiß der Humorist sehr wohl, und deshalb scheut er auch vor der Berührung mit dem Unreinen nicht zurück, dem der ideale Künstler so sorgsam aus dem Wege geht. Er ist der Chemiker, der aus zum Theil sehr widerlichen Stoffen die köstlichsten Wohlgerüche hervorzaubert; er eilt an den Wohnungen, die zum Einzug der Schönheit festlich geschmückt sind, vorüber, bis er an die schmutzige Kneipe zu Castcheap kommt, aus der ihm der wilde Lärm eines tollen Bacchanals, freches Lachen und Fluche und Zoten entgegenschallen. Da klopft er an und begehrt Einlaß, denn er weiß es wohl: die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, aber die Kranken. Deshalb die massenhafte Production des Bösen, die wir bei Dickens antreffen; deshalb die Fülle dieser scheußlichen Gestalten, die der Wurm, der nicht stirbt, die crasse Selbstsucht, zu gespenstischen Larven ausbohlt (der Jude in Oliver Twist, Ralph in Nikolas Nickleby, Carker in Dombey ꝛc. ꝛc.); deshalb dieser Abgrund von Scheußlichem in Bleak-House und Hard Times. Daß er diesen Abgrund vor uns eröffnet, können wir dem humoristischen Dichter also nicht zum Vorwurf machen. Er muß mit uns hineinspringen in den finstern Schlund, muß uns zeigen, daß der Becher der Liebe selbst dort nicht verloren ist; aber freilich, er muß uns auch wieder hinaustragen ins rosige Licht; wehe ihm und uns, wenn ihm der Athem, d. h. der Humor ausgeht; wenn der Liebling der Grazien sich zu dem griesgrämigen Philosophen setzt, und Dickens und Schopenhauer zu denselben Resultaten kommen!

Wenn wir so mit dem Humoristen rechten, weil er die Scheidewand zwischen Idee und Wirklichkeit nicht niederreißt, wie er uns versprach, so verargen wir es dem Satyriker, der die Kluft zwischen den beiden Gegensätzen nicht so tief wie möglich macht. Denn eines von beiden muß man doch schließlich sein: Optimist oder Pessimist; entweder ansehen, was geschaffen ist, und Alles gut und vollkommen finden, oder mit Mephisto der Meinung sein, daß „Alles, was entsteht, werth ist, daß es zu Grunde geht." Sollen wir an das unsterbliche Leben der Idee glauben, so darf uns die Wirklichkeit nicht allzu Yahu-mäßig geschildert werden, sollen wir die Menschen wirklich für Liliputaner halten, so muß uns die Idee auch incommensurabel, schlechterdings übermenschlich erscheinen. Und daß sie bei Thackeray keineswegs so erscheint, gerade das ist, was wir diesem Schriftsteller vorwerfen, denn dieser Mangel bricht seiner Satyre die Spitze ab. Er ist nicht genug erfüllt von der Herrlichkeit des Tempels; er geräth nicht in heiligen Zorn, wenn er ihn entweiht sieht; er treibt sie nicht hinaus mit geschwungener Geißel, die Käufer und Verkäufer, sondern er geht, die Hände auf dem Rücken, zwischen den Tischen der Wechsler und der Taubenverkäufer auf und ab, und zuckt mitleidig die Achseln, seufzt vielleicht einmal, wenn er ganz besonders ergriffen ist. Deshalb ist Thackeray weder Optimist noch Pessimist, weder kalt noch warm, weder Humorist noch Satyriker, sondern der Verfasser von verschiedenen mehrbändigen Romanen, die man mit jenem unbehaglichen Gefühl aus der Hand legt, das uns nach jeder resultatlosen Arbeit beschleicht.

Daß Thackeray's Satyre so sehr zahm ist, ist freilich nicht ganz seine Schuld. Wir sagten oben, der englische Romanschreiber habe eine bestimmte Bühne; er hat aber auch ein bestimmtes Publicum, von dem er genau weiß, was es verlangt, und

Digitized by Google

was er ihm bieten darf. Stoff und Behandlung sind ihm bis zu einem gewissen Grade vorgeschrieben. Dies hat seine großen Vortheile, ohne Zweifel, aber auch nicht unerhebliche Nachtheile. Zwar wird dem Schweifen in's Unbestimmte, Maßlose so eine heilsame Schranke gezogen; aber ebenso eine größere Kühnheit im Aufstellen der Probleme, in der Zeichnung der Charaktere saß unmöglich gemacht. Man vergleiche nach dieser Seite hin z. B. Steerforth im Copperfield mit Necquairel im Titan! Thackeray selbst weiß recht gut, wo ihn der Schuh drückt. Er beklagt sich in der Vorrede zum Pendennis bitter über die Prüderie seines Publicums, das ihm durchaus nicht gestatten wollte, einen freieren Ton anzuschlagen. Und worin bestand dieser freiere Ton? Darin, daß er seinen Helden sich in eine Portierstochter verlieben ließ, und die Portierstochter sich in seinen Helden! Das war zu viel, die Subscribenten verließen ihn schaarenweis, und er war gezwungen einzulenken, wollte er nicht sein Stück vor leeren Bänken zu Ende spielen. „Seit der Verfasser des Tom Jones begraben ist," ruft er aus, „ist es keinem unserer Dichter erlaubt gewesen: to depict to his utmost power a MAN!" Mag sein; aber es ist darauf zu erwiedern, daß der Schriftsteller wohl der Sohn seiner Zeit ist und sein soll, aber nicht — ihr Sclave.

F. Sp.

Die Entstehung thierischer Wesen.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß Wasser, welches man einige Tage mit Moos, Heu, Blumen ꝛc. stehen läßt, von einer Welt unsichtbarer organischer Geschöpfe belebt wird, deren frappante Formen und Bewegungen uns alle gewiß schon manchmal bei Betrachtung durch das Mikroskop in Erstaunen gesetzt haben. Ebenso bekannt ist es nun, welche Massen von Infusionsthierchen dazu gehört haben, ehe ihre Kieselwanzer die mächtigen Kreidelager gebildet haben, denn die Kreide besteht nur aus den festen Ueberresten der Millionen schon längst abgestorbener kleiner Thiere. Das Bergmehl, jene weiße Erde, welche die Armen in Zeiten der Hungersnoth unter ihr Brot mischten, löst sich unter dem Mikroskope des Forschers in kieselschalige Leiber von Infusorien auf; und den Kieselguhr, der an manchen Orten aus der Erde quillt, hat Ehrenberg als die leeren und zerbrochenen Schalen todter Thierchen erkannt, wie derselbe auch das Torflager, auf dem ein großer Theil Berlins ruht, uns als ein Gemisch von Pflanzenresten und kieselschaligen Infusionsthierchen kennen lehrte. „Denkt man sich", sagte einst dieser Naturforscher, „die Ueberreste der mikroskopischen Thierchen von der Erdoberfläche hinweg, so verschwänden ein ansehnlicher Theil Rußlands an der Wolga von derselben, und würde zu einem wahrscheinlich tiefen See, desgleichen von Polen. Die Insel Rügen würde mit einem Theile von Pommern und Mecklenburg, und dem größten Theile von Dänemark verschwinden. Ein großer Theil des südlichen Englands mit London, Dover, Brighton würde tief unter das Meeresniveau versinken, wie das nördliche Frankreich, der größte Theil Siciliens und vielleicht das ganze libysche Africa mit Aegypten und einem großen Theile des nordwestlichen Asiens." In jedem Quadratzoll des Biliner Polirschiefers sind vierzigtausend Millionen jener winzig kleinen Thiere zusammengebäuft. Wie viele derselben mögen also beigetragen haben, um mit ihren Leibern die Masse von Erde zu bilden, die wir uns beispielsweise wegdachten?

Aber dieses geheimnißvolle Wirken der Natur aus dem Kleinen in das Große ist es ebenso wenig, was uns hier beschäftigen soll, als der unheimliche Gedanke, daß auch die Luft, in der wir athmen, die lebenden und todten Körper unendlich vieler Individuen mit sich führt, welche weit kleiner als die flimmernden Sonnenstäubchen sind. Jeder Sumpf, jede Lache, in der sich Infusorien gebildet hatten, ja jeder Blumenasch, der in unserm Fenster steht und im nicht erneuerten Wasser dergleichen Wesen beherbergte, dauchte beim allmählichen Verdampfen der Flüssigkeit ein unsichtbares Weltbürgerthum aus, das sich dem Treiben der Winde überläßt und seine Colonien dort aufschlägt, wo es neue Wohnplätze, einen neuen Tümpel, neue Nahrung findet. Das Leben und die Wanderungen dieser interessanten Geschöpfe wollen wir nicht verfolgen, sondern die oft aufgeworfene Frage in das Auge fassen, wie dieselben entstehen? Sind sie die unmittelbaren Erzeugnisse der auf einander einwirkenden Substanzen, des Wassers und der vegetabilischen Stoffe? Darf man ihre Bildung unter gleiche Gesichtspunkte bringen, wie die Erzeugung von chemischen Niederschlägen oder von Krystallen? Oder muß man, wie auf der andern Seite behauptet wird, annehmen, daß die in den Flüssigkeiten auftretenden Thiere von außen in dieselbe gelangten, weil sich kein Thier von selbst bilden könne, sondern jedes ein Sprößling von Eltern gleicher Art sei? Dieses sind Fragen von der größten Wichtigkeit, weil ihre Beantwortung nicht blos den Ursprung der Infusionsthierchen enträthselt, sondern auch tiefe Blicke in die Schöpfungsgeschichte der gesammten Thierwelt eröffnet.

Jetzt sind die meisten Physiologen überzeugt, daß Thiere nur aus Keimen oder Zellen sich entwickeln, welche von anderen Thieren herrühren. Nur noch wenige Forscher halten an dem Glauben fest, daß unter sonst günstigen chemischen Bedingungen ein Thier sich bilden könne, das seinen Ursprung keinem mütterlichen Keime zu verdanken habe. Von Jahr zu Jahr verringert sich das Häuflein derjenigen, welche an einer solchen Entstehungsart festhalten. Da auf diesem Gebiete der Naturwissenschaften von beiden Seiten die Beweisführung außerordentlich schwierig ist, so wird es nicht verwundern, wenn unter den Zoologen jene Fragen immer wieder zur Discussion gelangen. Nur an der Hand des Experimentes, dieses sichern Führers auf den dunkelsten Pfaden der Natur, kann man auch hier vorwärts dringen; allein so hoffnungsvoll man sich in der Blüthezeit der Magie mit der Aussicht auf den Homunculus trug, so sicher hat man jetzt durch ein strenges Experimentiren erkannt, daß nicht einmal das unvollkommenste, das am einfachsten organisirte thierische Wesen sich ohne Beihülfe einer

Digitized by Google

fortpflanzungsfähigen Zelle entwickle. Wie sorgfältig und mit wie großer Vorsicht die Experimente angestellt werden müssen, um jeder möglichen Täuschung zu entgehen, werden unsere Leser nur dann begreifen, wenn wir sie in die jüngst gepflogenen Verhandlungen einer gelehrten Körperschaft führen.

Auch in diesem Jahre erstand nämlich wiederum ein Vertheidiger der Theorie von der freiwilligen Erzeugung von Infusionsthierchen in Aufgußflüssigkeiten. Mit einer großen Zuversicht auf die Beweiskraft seiner Entdeckungen trat Pouchet vor die Akademie der Wissenschaften zu Paris, damit sie urtheile und — sich überzeuge. Hatte er doch mit eignen Augen die Infusionsthierchen spontan in der Flüssigkeit entstehen sehen, und hatte er doch, wie er meinte, alle Vorkehrungen getroffen, daß die von ihm zum Experiment benutzte Flüssigkeit und die mit derselben in Berührung stehende Luft unmöglich Infusionsthierchen oder deren Keime und Eier enthalte! Auch er wußte, daß in der Atmosphäre überall Tausende und Abertausende der für das bloße Auge unerkennbaren Keime schweben können, welche zur Fortpflanzung der Art am geeigneten Orte beitragen. Er glaubte jedoch fest, daß diese stäubchenähnlichen Keime der Flüssigkeit fern geblieben waren, die zu seiner eignen Ueberraschung nach Verlauf weniger Tage von einer kleinen Infusionsschaar bevölkert wurde. Keines der von ihm erzeugten Infusorien war in die Flüssigkeit zufällig gerathen und in derselben aus seinem Scheintode wieder zur Lebensthätigkeit erwacht; denn er war überzeugt, Alles gethan zu haben, um dies zu verhüten. So sagte er denn der Majorität und Autorität jener berühmten Naturforscher, welche in der Akademie der Wissenschaften sitzen, seine Opposition an.

In mancher Beziehung hatte Pouchet allerdings bei seinen Versuchen noch größere Vorsicht und strengere Maßregeln als seine Vorgänger angewendet, um die Möglichkeit fern zu halten, daß in die Untersuchungsflüssigkeit Infusionsthierchen oder deren Keime von außen gerathen. Er hatte Wasser ausgekocht, es der Berührung mit der Luft entzogen, unter reinen Sauerstoff gestellt und dann getrocknetes Heu hinzugefügt, das er zuvor in einer Flasche eine halbe Stunde lang einer Hitze von 100 Grad ausgesetzt hatte. In der so behandelten Flüssigkeit sah er nach einigen Tagen sich Infusorien entwickeln. War hiermit aber der Beweis geführt, daß in dem benutzten Wasser und in dem erhitzten Heu die Keime von Infusorien ihre Lebens- und Entwicklungsfähigkeit eingebüßt haben? Pouchet glaubte es, weil die Fortpflanzungskeime die Sporen eines mikroskopischen Pilzes, Penicillium, in kochendem Wasser sich zersetzten und weil also anzunehmen sei, daß auch die Infusorienkeime im kochenden Wasser zerstört werden. Allein Milne Edwards erinnerte die Akademie der Wissenschaften daran, daß manche organische Substanzen, welche, unter Wasser gesetzt, einer hohen Temperatur nicht widerstehen können und zerstört werden, im getrockneten Zustande eine große Hitze ohne Nachtheil ertragen. Auch die Keime der Infusionsthierchen verlieren unter dem von Pouchet angewendeten Verfahren ihre Lebens- und Entwickelungsfähigkeit nicht. Schon vor längerer Zeit hatte Milne Edwards gesehen, daß die niedrigen Thiere und ihre Keime unter einem solchen Hitzegrade absterben, welcher das in ihrem Gewebe befindliche Eiweiß zur Gerinnung bringt; waren sie aber vorher ausgetrocknet, so geschah dies nicht jedesmal. Und schon vor 15 Jahren sah Dovère, daß gewisse niedere Thiere, gut ausgetrocknet, trotz hoher Hitze leben blieben, während sie bei weit geringerer Temperatur, als die ist, welche Pouchet anwandte, bei Anwesenheit von Feuchtigkeit absturben. Getrocknete Thiere hielten eine Hitze von 140 Grad aus, im feuchten Zustande waren sie schon bei 120 Grad todt. Da Pouchet nun nicht bewiesen hat, daß die thierischen Keime in dem von ihm zum Versuch benutzten Heu wirklich zerstört waren, so bietet sein Versuch keine Stütze für die Hypothese der Generatio aequivoca.

Wie Milne Edwards bei seinen Beobachtungen nur in solchen Infusionen Thierchen erzeugen konnte, welche vor dem Hinzutritt von Infusionsthierkeimen nicht unbedingt geschützt waren, im Gegentheil aber keine Infusionsthiere entstehen sah, wo alle Vorsichtsmaßregeln getroffen waren, um die Keime abzuhalten, so hatte auch Payen für vegetabilische Keime festgestellt, wie hoch der Hitzegrad ist, der ihre Entwickelungsfähigkeit aufhebt. Die Sporen des mikroskopischen Pilzes Oïdium aurantiacum, welche im Jahre 1843 zum großen Schrecken der Bevölkerung plötzlich auf dem Brote erschienen und sich schnell weiter verbreiteten, hielten, ohne ihre Keimfähigkeit einzubüßen, eine Temperatur von 120 Grad aus, während sie ebenfalls, eine Stunde lang unter einer Hitze von 140 Grad gehalten, nicht blos Farbe und Gestalt völlig verändert hatten, sondern auch nicht mehr keimfähig waren. Um nun aber eine spontane Entwickelung von Thieren leugnen und vielmehr behaupten zu können, daß jedes Thier von einem elterlichen Ei oder Keime herstamme, ist es nöthig, unwiderleglich den Nachweis zu führen, daß sich in der atmosphärischen Luft ungählige thierische und vegetabilische Keime befinden, die sich unter günstigen Bedingungen außerordentlich rasch entwickeln. Als Quatrefages mit Bouffingault den Staub genau untersuchte, der auf dem Filtrirpapier aus durchgeseihtem Regenwasser sich abgesetzt hatte, so war er erfaunt über die Myriaden von Pilzkeimen, Infusionsthierchen und insbesondere von gewissen rundlichen Körpern, die den Beobachter unwillkürlich auf den Gedanken bringen, hier ein außerordentlich kleines Ei vor sich zu haben. So ist Quatrefages dahin gelangt, ebenfalls die Lehre von der Generatio aequivoca zu verwerfen, mit Hinblick darauf, daß uns Ehrenberg schon vor längerer Zeit mit der wahrhaft wunderbaren Schnelligkeit bekannt machte, mit welcher sich die Infusorien tausendfach vermehren. Früher hielt man dafür, daß auch die Eingeweidewürmer sich spontan in Därmen und Geweben ihres Wohnthieres erzeugen, wenn die Umstände für ihre Entstehung nicht ungünstig sind. Allein van Beneden, Siebold, Küchenmeister, Leukart u. A. m. haben hinlänglich diese mysteriöse Anschauung beseitigt, indem sie zeigten, daß immer die Einwanderung eines befruchteten Eies nöthig sei, wenn sich das Thier nach den Grundsätzen des „Generationswechsels“ weiter entwickeln soll. Sind also auch hier die Ritter der „spontanen Erzeugung“ aus dem Felde geschlagen, so ist ihnen von dem ganzen großen Thierreiche nur das Gebiet der Infusionsthierchen zur Vertheidigung ihrer Be-

Digitized by Google

hauptungen übrig geblieben, also solcher Behauptungen und Annahmen, für welche Analogien wie Beweis vollständig fehlen.

Der Physiolog Claude Bernard brachte vielmehr noch unzweideutigere Beweise gegen diese Behauptungen bei, indem er bei seinen Versuchen über die Entwickelung des Gährungspilzes, jener mikroskopischen Vegetabilien, die sich aus zuckerigen Flüssigkeiten bilden, Resultate erhielt, die der Lehre von der „spontanen Erzeugung" sehr ungünstig waren. Im September 1857 that er in zwei Glasflaschen ein und dieselbe dünne Auflösung von Gelatine, der er eine bestimmte Menge Zucker beimischte. Dann kochte er die Flüssigkeit in beiden Flaschen eine Viertelstunde lang. Er ließ darauf die beiden Flaschen unter gleichen Bedingungen stehen, nur daß in der einen Flasche die Flüssigkeit mit gewöhnlicher atmosphärischer Luft, in der andern mit überhitzter Luft in Berührung war. In jener Flasche, die gleichzeitig gewöhnliche atmosphärische Luft enthielt, sah man nach 10—12 Tagen auf der Oberfläche der Flüssigkeit Vegetationen, d. h. sehr charakteristische Schimmelpilze (Penicillium glaucum), hingegen zeigte sich die Flüssigkeit in der Flasche mit überhitzter Luft rein und ungetrübt. Nach einem Monat hatte sich der Schimmel in der Flasche mit gewöhnlicher Luft sehr vermehrt, die Flüssigkeit in der andern Flasche war unverändert. Nach sechs Monaten, d. h. im März 1858, war der Schimmel in der ersten Flasche noch ganz so vorhanden, wie erst, und die Flüssigkeit der andern ebenso rein wie zuvor. Mit der atmosphärischen Luft der ersten Flasche waren also jedenfalls Keime des Schimmelpilzes in die Flüssigkeit gelangt; die Flüssigkeit in der andern Flasche bot ihrer chemischen Zusammensetzung nach dieselben günstigen Bedingungen für die freiwillige Entstehung von organischen Wesen, da sie aber nur mit überhitzter Luft in Berührung war, in welcher sich keine lebensfähigen Keime mehr befanden, so blieb sie auch frei von Organismen.

Ganz gleiche Resultate erhielt Dumas, der Chemiker, welcher diese Frage schon vor 30 Jahren genau studiert hatte und sich schon zu jener Zeit bestimmt gegen die Generatio aequivoca erklären mußte. Niemals sah er thierische oder pflanzliche Organismen entstehen, wenn zum Versuche nur organische Stoffe benutzt wurden, die auf 120—130 Grad erhitzt worden waren; wenn er ferner als Flüssigkeit künstlich aus Sauerstoff und Wasserstoff bereitetes Wasser nahm, und wenn er endlich nur künstlich dargestellte, keine gewöhnliche atmosphärische Luft in den Hals der Flaschen einströmen ließ, deren Glas kurz zuvor bis zur Rothglühhitze erhitzt worden war. Sollte es eine keimlose und freie Entstehung von Thieren geben, so ist die Frage, warum sie nicht auch trotz solcher Vorsichtsmaßregeln zur Abhaltung von Keimen bei diesem Versuche zur Bildung von Infusorien führt, die doch sonst so leicht entstehen, wenn man nur eine der angegebenen Vorsichtsmaßregeln außer Acht läßt?

Die wichtige Frage, über welche wir hiermit eine Reihe bedeutender französischer Forscher abgehört haben, hängt eng mit den schönen Entdeckungen unsers Jahrzehnts über die Fortpflanzung und Entwickelung der Thiere zusammen. Es ist überall eine Zelle, aus der ein neues Thier entsteht, und nur aus Zellen baut sich der Thierkörper auf. Ob sich die Zelle, aus welcher unter weiterer Zellenbildung das neue Thier entsteht, durch Knospung ohne vorausgegangene Befruchtung vom Muttertbiere loslöst, ob eine Befruchtung der Keimzelle stattfindet, immerdar ist es doch nur eine Zelle oder ein Zellenhaufen, der die Grundlage zur neuen Organisation abgiebt. Ganz eigenthümliche Thatsachen hat die Naturforschung jetzt bei genauer Beobachtung des Fortpflanzungsvorgangs entdeckt; wir erfuhren, daß es im Thierreich Wechselgeburten (Generationswechsel), Jungfernzeugungen (Parthenogenesis) und eine Metagenesis giebt. Diese mannichfachen und von einander gar sehr abweichenden Vorgänge lassen sich aber gewiß unter einen einheitlichen Gesichtspunkt bringen, wie es ja überhaupt in der Natur Gesetze giebt, welche stets eine Gruppe von Erscheinungen beherrschen. Die Fortpflanzungsgesetze, welche bei Entstehung der Thiere in Frage kommen, fallen gewiß in den meisten Punkten mit den erst jüngst erkannten Gesetzen der allgemeinen Zellenbildung, des Wachsthums zusammen. Deshalb sagt Lewes in seinen „Naturstudien" ganz richtig: Ob das Thier Zellen hervorbringt, die sich zu Knospen oder zu Eiern gestalten, der Vorgang ist derselbe; ob das Ei sich unter dem Einflusse der Befruchtung entwickelt, — der Vorgang ist derselbe; überall begegnet uns das Ei im Gesetz der Fortpflanzung — das Grundgesetz alles Wachsthums — als letzte Thatsache, als abschließendes Geheimniß, und die einfachste Form, unter der wir diesen Vorgang kennen, ist die Selbsttheilung der Zelle. Wir können mit Goethe sagen:

Alle Gestalten sind ähnlich und keine gleichet der andern,
Und so deutet das Chor auf ein geheimes Gesetz,
Auf ein heiliges Räthsel. —

P.

Eine Reminiscenz an Kotzebue.

Dem hundertjährigen Jubiläum des Geburtstages von Iffland folgt am 4. Mai die Säcularfeier des Geburtstages von August v. Kotzebue. Derselbe hat das Schicksal gehabt, welches oft schon Dichtern zweiten oder dritten Ranges, die eine Zeitlang auserwählte Lieblinge des Publicums waren, widerfahren ist, d. h. es trat ein Rückschlag in der öffentlichen Stimmung ein, und wie sich früher Alt und Jung, Vornehm und Gering an seinen Stücken erlustigte und erbaute, so gehört es jetzt, besonders bei den Kritikern vom Fache, zum guten Ton, ihn zu schmähen und zu verachten; von seinen Werken aber sind nur die wenigsten noch Eigenthum der Bühnen geblieben, und auch diese nur, weil sie entweder Paraderollen berühmter Schauspieler enthalten, oder das leichter zufrieden zu stellende Sonntagspublicum dann und wann massenweise in's Theater locken können. Blos aus diesen Gründen wurden neulich die alten „Kreuzfahrer" in Mannheim wieder einmal gegeben, während das „Exigramm" zugleich in Berlin, Wien und Hamburg neu einstudiert worden ist, um Friedrich Haase, Fichtner und Hun-

gar als Hauptmann Klinker sich zeigen zu lassen. — Gegenüber nun manchen durchaus absprechenden Urtheilen, die wir in letzter Zeit über Kotzebue haben hören müssen, dürfte es bei der hundertjährigen Wiederkehr seines Geburtstages für uns keine unwürdige Aufgabe sein, darzuthun, welches die rechte Mitte sei bei einer Schätzung seines künstlerischen Werthes. Daß er des classischen Drama's nicht mächtig war, und seine Trauer- und Schauspiele nichts weiter sind, als Conglomerate plumper Bühneneffecte und sentimentaler Phrasen, muß freilich zugestanden werden. Damit ist der Stab gebrochen über die eine Hälfte seines Wirkens; die andere größere aber, die dem Komödienschreiber Kotzebue angehört, verdient weit mehr Beachtung. Er war jedenfalls im Besitze eines höchst bedeutenden und vielseitigen Lustspieltalentes, das ausgiebig genug erschien, um nicht nur viele unterhaltende Kleinigkeiten zu schaffen, wie z. B. „den Freimaurer", „die Rosen des Herrn v. Malesherbes" u. a. — Stückchen, welche wirklich allen an ihr untergeordnetes Genre zu stellenden Forderungen Genüge leisten, sondern auch um eine Anzahl zwar keineswegs vollendeter, aber durch mannichfache Vorzüge ausgezeichneter, den Abend füllender Lustspiele hervorzubringen. Er bewies sich darin als Meister des heiterbelebten, pointenreichen Dialogs, sowie unerschöpflich im Erfinden spaßhafter Scenen, worunter ihm vor allen die gelangen, wo, wie im „Wirrwarr" und den „Pagenstreichen", ein ausgelassener junger Bursch alle seine Umgebungen mit Neckereien plagt und den polternden Alten, die gestrenge Frau Tante, den aufgeblasenen Modegecken, den ergrauten Hagestolz, der trotz seiner Jahre noch auf Freiersfüßen einherschreitet und die hübsche Tochter vom Hause zu gewinnen trachtet, sammt und sonders nach seiner Pfeife tanzen läßt. Kotzebue saß aber nicht blos die Komik des Wortspiels und der Situation, sondern er war hier und da voller Humor auch in der Charakterzeichnung, und man kann aus seinen besseren Lustspielen eine ganze kleine Gallerie burlesker Figuren zusammenstellen, von denen freilich einige Caricaturen sind, andere aber getreu dem Leben und zwar dem deutschen Leben entnommen, sowie von Kotzebue zuerst auf die Bühne gebracht wurden. „Don Ramudo de Colibrados" und seine erhabene Gemahlin Olympia, in welchen beiden der Adelstolz im Bettlerkleide erscheint, verdanken freilich nicht ihm, sondern dem Dänen Holberg ihr Dasein, und „der Verschwiegene wider Willen" ist nur die Nachbildung eines älteren französischen Stückes „le Tour à Versailles". Originale sind dagegen z. B. die drei Klatschschwestern in den „deutschen Kleinstädtern" (woraus der Name Krähwinkel populär wurde), ferner der Pachter Feldkümmel, der Schneider Fips, Eliaß Krumm, endlich auch Peregrinus, der „Vielwisser", dessen Gestalt eine meisterliche Parodie der pedantischen Stubengelehrsamkeit sein würde, wenn nicht durch einen argen Makel in seiner sittlichen Bildung uns alles Behagen und aller Spaß schließlich noch vertrieben würde. Denn wenn es zwar ungemein lächerlich ist, zu sehen, wie der aller Künste und Wissenschaften kundige und alle mögliche Sprachen sprechende Peregrinus nicht einmal so viel vermag wie sein Bruder, eine biederherzige „Einfalt vom Lande"; d. h. nämlich, wie er nicht einmal eine von letzterem mit ein wenig Mutterwitz leicht zu Stande gebrachte Versöhnung zwischen zwei alten Herren bewerkstelligen kann: — so wird uns doch dieser bisher durchaus ergötzliche Mensch schnell verächtlich und hassenswerth, sobald wir erfahren, daß er sich gegen ein rechtschaffenes Mädchen eines Treubruches schuldig gemacht hat, und statt der von Anfang an sehr heiterm Stimmung, in die das Stück uns versetzte, überfällt uns schließlich eine arge Mißstimmung.

Damit sind wir bereits bei den Schattenseiten Kotzebue's angelangt, die wir, wollen wir gerecht sein, nicht übersehen dürfen. Daß er einen seltenen Grad von Productionskraft besessen, wird Niemand leugnen, aber er hat mit dem ihm verliehenen Pfunde auf schlimme Weise gewuchert. Aus einem tieferen Bedürfniß heraus hat er nie geschrieben, sondern das Motiv seines Dichtens war immer die Speculation. So ist er ein Vielschreiber geworden und hat alle Sünden eines solchen begangen und alle seine Fehler besessen. Um nur immer Neues zu bringen, hat er sein Talent in nichtssagenden dramatisirten Anekdoten zersplittert, und auch mit den auf größeren Umfang berechneten Stücken sich fast niemals gehörige Zeit gelassen. Dieser Flüchtigkeit entsprangen viele Mängel und Schwächen: die schablonenhafte Anlage der Handlung, die Wiederholung und Dehnung der Exposition, die Langweiligkeit und Hohlheit der Monologe, überhaupt die Salopperie in der Sprache, die nicht im Geringsten gewählt ist und jedes Aufschwunges entbehrt. Auch bei ihm passen Form und Inhalt zu einander, denn seiner Komik geht ja gleichfalls Feinheit und Idealität ab; sie ist theatralisch wirksam, aber sie gehört nur dem niederen Genre an und trägt blos die gröberen, possenhaften Elemente in sich. Es fehlt überhaupt bei ihm jede Erhebung aus der Alltäglichkeit, und was im höheren Sinne Poesie, poetische Anschauung und Empfindung genannt wird, ist ihm gänzlich versagt gewesen. Seelenadel ist bei Kotzebue nicht zu finden, und ob wir auch wohl mehrere hundert zum Theil sehr ergötzliche Figuren aus seinen 98 Stücken kennen lernen, so ist darunter doch keine einzige wahrhaft bedeutende Individualität, keine in sittlichem Sinne tadellos schöne Natur. Gemit kommen wir auf den schwersten Vorwurf, den man ihm machen muß: das moralische Bewußtsein im weitesten Sinne des Worts ist ihm abgezangen. Patriotismus und Ehrgefühl sind gelftige Güter, die er nie besaß, und an der Stelle einer gesunden Sittlichkeit stand bei ihm eine feinen innersten Kern aushöhlende Obscönität. Diese letztere hat ihr Mäthchen besonders in zweien seiner Lustspiele gefühlt. „Die beiden Klingsberge" sind in formeller Hinsicht wohl eines der manierlichsten Stücke von Kotzebue, der Kern darin ist aber auch verdorben. Wir wollen zwar nicht den Moralisten spielen und dem jungen Grafen seinen Leichtsinn hoch anrechnen; doch dadurch, daß der Vater trotz grauer Haare und Podagra noch immer jeder Schürze nachläuft und Schurke genug ist, selbst das Mädchen, welches der Sohn sich zum Weibe erkoren, versuchen zu wollen, geht unsere gute Laune, die im Lustspiele nimmer von uns weichen sollte, unwiederbringlich verloren, und sie kehrt auch dann nicht zurück, wenn der alte Sünder einen Augenblick voller Pietät an seine verstorbene Gattin zurück-

Digitized by Google

denkt, oder wenn wir ihn überall abgewiesen und von seinem Sohne überflügelt sehen. In noch viel leichtfertigerer Weise springt Kotzebue im „Rehbock“ mit den sittlichen Begriffen um, und ganz unbegreiflich schelut, wie der ehrliche Albert Lortzing aus diesem Stücke gerade eine Oper machen konnte. Es macht sich darin wieder einmal jene bekannte „Stimme der Natur“ geltend, und wenn dieselbe auch anderwärts schon Vieles, was unverantwortlich war, laut werden ließ, so darf man doch behaupten, es sei mit ihr nirgends schnöderer Mißbrauch getrieben worden, als hier von Kotzebue. Das Ganze läuft auf den undelicaten Spaß hinaus, daß verheirathete Männer fremden Weibern nachstellen, und ihre Frauen dagegen sich von Hausfreunden, Dienern, oder gar vom ersten besten Unbekannten die bedenklichsten Caressen gefallen lassen, daß aber schließlich diese wie jene entweder als die nächsten Blutsverwandten, z. B. als Brüder, oder als verkleidete Personen desselben Geschlechts sich herausstellen. So bleiben sie insgesammt, wie auch der zweite Titel des Stückes besagt, obgleich „schuldbewußt“, doch „schuldlos“, und es tritt also gerade das Gegentheil von dem Ende der Goethe'schen „Mitschuldigen“ ein. Aber wenn auch, die Lüsterneit hat sich doch weiblich vergnügen können, und zwar außer an der im buchstäblichen Sinne zweideutigen Handlung auch noch an dem Dialog, welcher fast auf jeder Zeile ein schlüpfriges Wortspiel enthält, und mit dem verglichen, jener auch von Kotzebue herrührende unziemliche Einfall, im „Landhaus an der Heerstraße“ die der Mutterschaft vorangehende zeitweilige Deformität der Frauen zu einem komischen Bühneneffect zu benutzen, doch noch immer wie ein sehr harmloser Gedanke erscheinen kann. E. Kn.

Chronik.

Der Tod Adolf Schlagintweit's.

st. Wie man sich erinnern wird, unternahmen die Brüder Adolf, Hermann und Robert Schlagintweit, die sich durch ihre Untersuchungen der bayerischen und schweizer Alpen, insbesondere des Mont-Rosa, bereits einen classischen Ruf erworben hatten, in den Jahren 1855 bis 1857 eine Reise nach Ostindien, um das Himalaya-System, das riesenhafteste Asiens, in seinen wunderreichen Formen und Erscheinungen näher zu erforschen. Nachdem die Hauptaufgabe unter außerordentlichen Mühen, Entbehrungen und Gefahren, zum Theil in Höhen weit über der Schneelinie, gelöst war, kehrten zwei der Brüder nach Europa zurück, während sich Adolf noch einmal in den Himalaya wandte, um Detailbeobachtungen über Magnetismus, physikalische Eigenschaften der Himalaya-Gletscher und andere Erscheinungen mehr zu machen. Er erweiterte diesen Plan, weil er Nachrichten erhielt, daß die politische Bewegung, welche die mohamedanischen Grenzländer im Westen von China ergriffen hat, sein Vordringen begünstigen werde. Nicht lange darauf verbreitete sich die Trauerkunde, daß er in einem Gefecht der Bewohner von Yarkand mit den Chinesen seinen Tod gefunden habe. Später erwachte die Hoffnung, daß er noch am Leben sei, und Henry Stirbey theilte der Londoner geographischen Gesellschaft sogar günstige Einzelheiten mit, die wegen des Gewährsmannes, der in Ostindien als Vermesser lebt, Glauben verdienten. Danach war Schlagintweit mit Türkenstämmen, die bei ihren Angriffen auf die Chinesen Niederlagen erlitten hatten, gegen Norden gezogen, und es ließ sich erwarten, daß er bei den russischen Vorposten im Araallande wieder zum Vorschein kommen werde. Leider hat sich nicht diese, sondern die frühere Todesnachricht bestätigt. Zwei seiner Begleiter, Abdulah und Mahommed Amit, haben sein Schicksal erzählt. Nachdem er mit großer Mühe die Stadt Yarkand erreicht und dort eine freundliche Aufnahme gefunden hatte, ging er in nordwestlicher Richtung nach Kokand weiter, gerieth bei Kargasch (41° nördl. Br. und 72° 50′ östl. Länge) unter einen Haufen fanatischer Mohamedaner und wurde auf Befehl ihres grausamen Anführers Synd Wulli Khan im Angesicht dieser Stadt enthauptet. Man giebt sich der Hoffnung hin, daß es den englischen Behörden gelingen werde, von den Eingebornen einige seiner Notizbücher zu bekommen.

Tocqueville †.

z. Der „Montesquieu unserer Zeit“, Alexis Charles Henri Clérel de Tocqueville, ist, nachdem er von der Times schon früher todt gesagt worden war, am 16. April wirklich gestorben. Als Sprößling einer legitimistischen Familie, des berühmten Geschlechtes der Malesherbes, im Jahr 1803 geboren, war er unter der Restauration Beisitzer richterlicher Collegien, bis eine Reise nach America, wohin er, um das dortige Gefängnißwesen zu studieren, von Staatswegen geschickt worden war, für ihn auch insofern von höchster Wichtigkeit wurde, als sie ihm zu seinem Werke über „die Demokratie in America“ Veranlassung gab. Er gewann damit den großen Monthyon'schen Preis und ward Mitglied der französischen Akademie. Die Neigung zu politischen und historisch-philosophischen Studien, deren erstes gediegenes Resultat das genannte Buch war, lebte in ihm schon seit früher Jugend, und er schritt nun auf der einmal von ihm eingeschlagenen Bahn mit um so größerem Eifer und Erfolge fort. Sein zweites Werk: „l'ancien régime et la révolution“, eine höchst scharfsinnige Untersuchung über die Ursachen des Umsturzes von 1789, machte noch viel mehr Aufsehen, als das frühere, und er war seitdem eine berühmte Person, der sich auch das öffentliche Vertrauen zuwandte und die im Staate bis zu den höchsten Würden emporstieg. Seit 1839 Deputirter für La Manche, nahm er auf den Bänken der Opposition Platz. Nach der Februarrevolution ward er Mitglied der constituirenden und legislativen Versammlung, und in dem Cabinet vom Juni 1849 übertrug ihm General Cavaignac das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Der Napoleonische Staatsstreich brachte jedoch auch ihn zu Falle, und er büßte seine getreue Theilnahme an der politischen Entwickelung seines Vaterlandes mit dem Gefängniß. Seitdem lebte er in Paris von öffentlichen Geschäften zurückgezogen. Aus seinen übrigen Werken ragen besonders eine Abhandlung „du système pénitentiaire aux Etats-Unis“, sowie die „Histoire critique du règne de Louis XV.“ durch gründliche Forschung und freisinniges Urtheil hervor.

Lady Morgan †.

z. Eine sechsundsiebzigjährige Greisin, die der jetzigen Generation schon fast aus dem Gedächtniß entschwunden war, deren Name aber einst zu den bekanntesten in der Litteratur sich rechnen ließ, hat seit dem 13. April zu leben aufgehört: Lady

Morgan, die Zeitgenossin Byrons und Thomas Moore's. Das Jahr ihrer Geburt hielt sie selber stets geheim, doch ist wahrscheinlich, daß sie 1777, und zwar auf einem Schiffe mitten in der See zwischen England und Irland geboren wurde. Ihr Vater war der aus einem alten irischen Adelsgeschlechte stammende Mac Owen, welcher später aus Liebe zur Kunst unter dem Namen Owenson Schauspieler wurde und von Dublin an das Coventgardentheater nach London kam. Hier vermählte er sich mit Miß Hill, einem jungen und schönen Mädchen von vornehmer Abkunft, und das erste Kind der beiden war eine Tochter, die nach einem in ihrer Heimath nicht ungewöhnlichen Gebrauch den Männernamen Sidney erhielt. Früh schon erwachte in der Kleinen die vom Vater ererbte Lust an Dichtung und Musik, besonders an volksthümlichen Gesängen, und sie schuf deren selbst in einer Sammlung lyrischer Poesien, die sie unter dem Titel „Lay of the Irish harp" noch vor Th. Moore's Epoche machendem Beispiel herausgab. In ihren späteren Romanen, z. B. in „St. Clair", „The novice of St. Dominie", „The wild Irish girl", „O'Donnell" u. s. w., schilderte sie Sitten und Gebräuche in Irland auf geistreiche Weise, und der Erfolg dieser Werke war um so natürlicher, als auch das poetische Interesse in ihnen nicht schwach vertreten war. Sie gehörten eine lange Zeit zu den am liebsten gelesenen Romanen in England. Das offene Auge und das gesunde Urtheil, welches ihr für Beobachtung von Land und Leuten zu Theil geworden war, zeigte sie dann auch noch in ihren Reisewerken über Frankreich und Italien, welche Länder sie an der Seite ihres Gemahls, des Arztes Sir Charles Morgan, während der Jahre 1816—1823 durchwandert hatte. Noch auf verschiedenen andern Gebieten der Litteratur war die begabte, kenntnißreiche Frau thätig. So schrieb sie ein Buch über „The life and times of Salvator Rosa", und unter dem Titel „The woman and her master" eine philosophische Geschichte des Weibes. Segar an der Politik nahm sie Theil, insofern sie z. B. in den Jahren 1847—1848 den revolutionären und reformatorischen Bestrebungen Italiens ihre eifrigstes Interesse zuwandte und an den Papst Pius IX. eine Ansprache richtete, worin sie ihn mit Feuer und Nachdruck ermahnte, den politischen Fortschritten des Landes möglichst Vorschub zu leisten. In einen Federkrieg verwickelte sie schließlich noch der bekannte Cardinal Wiseman, der einige ihrer Angaben über den Stuhl Petri in Rom für unwahr erklärt hatte, durch ein offenes Schreiben seiner Gegnerin aber vollständig besiegt und widerlegt wurde. Seit 1843 Wittwe, verlebte Lady Morgan ihre letzten Jahre zu London im Genusse einer Staatspension, und so sehr war sie bereits den Blicken des Publicums entschwunden, daß man fast erstaunte, als sie vor einigen Monaten noch ihre Autobiographie herauszugeben begann. Man hatte sie schon für todt gehalten, ehe sie wirklich starb. Die englischen Blätter erneuern nun ihr Andenken aufs würdigste und sprechen von ihren Verdiensten um die Literatur in den wärmsten Ausdrücken.

Die Lorette als dramatische Person.

e. In einem lesenswerthen Aufsatz des „Magazins für die Litteratur des Auslandes" über die dichterische Feier der Prostitution auf der heutigen französischen Bühne ward mit Recht darauf hingewiesen, daß die poetische Lorette eigentlich keine moderne Erfindung sei, sondern ihren Ursprung noch aus der griechisch-römischen Verfallzeit herleite. Die Erscheinung ist interessant genug, um jenem Aufsatze einige ergänzende Bemerkungen beizufügen. Allerdings spielen Bußterinnen in den Komödien des Plautus und Terenz öfters die Hauptrolle, ja, die Scene ist häufig sogar in öffentlichen Häusern, ohne daß die Zuschauer daran Anstoß genommen haben mögen. Mit welch naivem Sinne bewegen sich aber auch die römischen Dichter in so bedenklicher Sphäre, und mit welcher komödienhaften Leichtigkeit führen sie uns über das Unmoralische des Locals und der Gestalten hinweg. Diese Unbefangenheit des Sinnes verstößt auch mit der nicht eben seltenen Erscheinung der Courtisane bei Shakespeare. Denn nicht nur Dorichen Lakenreißer, die Freundin Falstaffs, lernen wir durch ihn kennen, wie der Verfasser des obigen Aufsatzes zu meinen scheint, sondern auch die schöne Witwe Julia in der „Komödie der Irrungen", welche dem von der eifersüchtigen Gattin aus dem Hause gesperrten Antipholus gefällig ist, ferner die arme Bianca im „Othello", die den zierlichen Zant Cassio mit ihrer Liebe verfolgt, sowie endlich Phrynia und Timandra, die Geliebten des Alcibiades im „Timon von Athen". Daß eine derselben zur Hauptrolle in seinen Stücken gelangt wäre, ließ freilich der sittliche Ernst Shakespeare's nicht zu; sie erscheinen vielmehr alle nur in Episoden, die in der Entwickelung der Handlung einen nothwendigen Platz einnehmen. — Bei uns Deutschen haben die Opfer der Prostitution gar kein Bürgerrecht im Reiche der dramatischen Poesie erlangt; in desto ausgedehnterem Maße ist dies jedoch bei den Franzosen geschehen, und zwar auf eine Art und Weise, die das Gewagte der Sache doppelt schlimm und gefährlich macht. Jene Naivität, die anderwärts fast rechtfertigte, was an und für sich verwerflich scheinen muß, geht den französischen Dichtern in der Charakteristik ihrer Loretten ganz und gar ab, und statt dessen findet man eine im höchsten Grade reflectirte, sentimentale Auffassung der Verhältnisse, welche ebenso unsittlich ist, als die geschilderte Person selbst, indem sie eben nichts Geringeres erstrebt, als eine Beschönigung dieser Unmoralität. Hier muß die Humanität und Duldsamkeit unserer Zeit ihr Ende erreichen, will sie nicht in einen Abgrund sittlich unklarer Begriffe versinken. Das Liebäugeln mit dem Laster, welches jetzt Mode ist, schuf jene gefallenen Mädchen und ehebrecherischen Frauen, welche in einem verlorenen Leben, in einem Dasein voll Unehre und Schmach sich immer noch eine unglaubliche Reinheit ihrer Seele bewahrt haben. Das ist wohl der Gipfel aller Unnatur, welche aber von dem durch Rührung verwirrten Publicum keineswegs als solche empfunden wird. Je mehr derlei französische Stücke und Romane in neuester Zeit auch in Deutschland durch Uebersetzungen Eingang gefunden haben, desto entschiedener thut ein Aufdecken der darin eingeschlagenen verwerflichen Tendenz Noth.

Die toscanische Maremme.

st. Im Mittler'schen Verlage in Berlin sind Bilder italienischen Landes und Lebens von Otto Speyer erschienen, denen wir die weiteste Verbreitung wünschen. Der Verfasser setzte sich die Aufgabe, ein möglichst vollständiges Bild des landschaftlichen Charakters der ganzen Halbinsel mit Einschluß Siciliens zu zeichnen. Die Ausführung seines Gedankens ist ihm so vorzüglich gelungen, daß sein Buch, soweit die Physiognomik der italienischen Landschaft in Frage kommt, alle früher erschienenen übertrifft. Im ersten Theile nimmt die Schilderung der toscanischen Maremme die erste Stelle ein. So bekannt die gefährliche Luft dieser am Meere hingestreckten Ebene ist, haben die Naturforscher doch erst in neuester Zeit den Charakter der geheimnißvollen Einflüsse erkannt, die schon von den Römern empfunden und beklagt wurden. Eine Hauptrolle bei der Erzeugung der bösen Luft spielt die Mischung von süßem und salzigem Wasser, die sich in den Sümpfen und Lagunen längs der Küste vollzieht. Algen, die im Seewasser unschädlich faulen, verbreiten, wenn ihre Zersetzung in dem gemischten Lagunenwasser erfolgt, üble Dünste, die wie Miasmen wirken. Sehr gefährlich ist ferner eine Wasserpflanze von der Gattung Chara, die in den Seen und Lachen der Maremme wächst. Wenige Exemplare, die in einem engen Raume verwesen, reichen hin, die Luft so zu verpesten, daß sie sich nicht mehr athmen läßt. Wo es weder Lagunen noch Lachen giebt, sind es die Ausdünstungen des mit Natron geschwänger-

Digitized by Google

ten Bodens, welche die Luft ungesund machen. Je höher die Sonne im Sommer steigt, um so stärker werden die Ausdünstungen, und jeder Regen zersetzt schädliche Stoffe, die nach dem Wiedereintritt guten Wetters selbst dem Geruchsinn bemerkbar werden.

Vom Jahre 1825 an hat die toscanische Regierung Arbeiten unternommen, um die Maremme gesund zu machen. Sie hat große Dämme gezogen, um die Ufersümpfe vom Meere zu trennen, die Flüsse regulirt, eine Menge Sümpfe und kleinerer Seen ausgetrocknet, das System der holländischen Polders mit Glück angewendet und die höheren Ländereien mit Colonisten bevölkert, deren regelmäßiger Ackerbau den Charakter des Bodens umgewandelt hat. Von 1825—1837 sind für diese Riesenarbeiten 8,322,567 Lire (etwa 1,852,000 Thaler) verausgabt worden. Gegenwärtig stocken diese Arbeiten, denn der toscanische Schatz ist erschöpft, und die Bevölkerung denkt viel zu sehr an andere Dinge, als daß man ihr Opfer für Unternehmungen zumuthen dürfte, die ja nicht den ruchlosen Tedeschi Schaden, sondern dem eigenen Vaterlande Nutzen bringen würden. Sollte diese angeblich patriotische Stimmung sich erhalten, so würden die ausgeführten Werke bald in Verfall gerathen. Dies wäre um so mehr zu beklagen, als die Maremme wirkliche Schätze birgt. Sie besitzt Kupfer, silberhaltiges Blei, Eisen, Galmei, Quecksilber, Antimon, Schwefel, Alaun, Borax, Salz, Steinkohlen, vielfarbigen Marmor, Jaspis, Achat, Chalcedon, Pozzolanerde, und die meisten dieser Mineralien kommen in großen Mengen vor. Trotz dieser Reichthümer ernährt die Maremme auf der Geviertmeile nur 590 Menschen, von denen die meisten im Frühling die pestbauchende Fläche fliehen. Dann steigen arme Arbeiter von den Apenninen herab, um die Aecker nothdürftig zu bestellen, und in der Erntezeit kommen sie noch einmal. Die Mehrzahl nimmt das Malariafieber in die Berge mit, und ein hohes Alter erreicht keiner dieser Unglücklichen.

Das Innere Australiens.

st. Als man den fünften Welttheil entdeckte und die Küsten auffallend dünn und von halb verkommenen Menschen bevölkert fand, vertröstete man sich auf das Innere, das wie größere Ländermassen gewöhnlich schöner und fruchtbarer sein werde. Nachdem man von den Ufern weiter in's Land hinein gelangt war, sah man sich in seinen Erwartungen so getäuscht, daß man annehmen zu dürfen glaubte, die Mitte des Landes sei nichts als eine Wüste, an die sich nach dem Meere zu ein breiterer oder schmalerer Streifen mit einem etwas besseren Boden ansetze. Die neuern Forschungsreisen haben auch diese Ansicht wieder verändert und im Innern einen Wechsel von Wüste, Steppe und Buschland nachgewiesen, der, unterstützt von dem an vielen Punkten goldhaltigen Boden, eine theilweise Besiedlung gestatten wird. Im Norden ist Gregory allerdings auf eine Wüste gestoßen, die sich weit von Osten gegen Westen erstreckte und gegen Süden unabsehbar fortlief; aber er hat auch viele zur Viehzucht geeignete Stellen, hügelige und mit vielen Pflanzen bedeckte Landschaften und nie versiegende Flüsse gefunden. Westlich vom Torrenssee haben Hack, Swinden, Babbage und Warburton Entdeckungen gemacht. Alles Land, das sie durchreisten, war entweder Grasebene oder Busch, und in der nassen Jahreszeit nicht ohne Wasser. Nördlich vom Torrenssee ist Stuart, ein Zeichner, vorgedrungen und hat eine Strecke von 40,000 englischen Geviertmeilen bereist. Aus seinen Angaben scheint hervorzugehen, daß das westliche Australien seiner ganzen Länge nach von fruchtbaren Strichen durchzogen oder doch mit einer Kette von Oasen besäet ist. Ein Theil besteht sogar aus herrlichem angeschwemmten Lande, voll von schönen Gebüschen, Kockatus, Curus und Kängurus. Unter dem 29. Grad südlicher Breite fand Stuart die schönste Wasserschlucht, die ihm in Australien noch vorgekommen war, voll von Fischen und an beiden Seiten schön bewaldet. Für die Viehzucht sind die neuentdeckten Theile meistens geeignet, und weiden einmal große Heerden in ihnen, so wird auch eine langsame Verbesserung des Bodens eintreten.

Berühmte Neußenländer.

st. Unter diesem ungewohnt klingenden Titel ist eine biographische Sammlung von Eduard Heyden erschienen, welche die merkwürdigsten Persönlichkeiten der reußischen Länder aus älterer und neuerer Zeit behandelt. Der Verfasser nennt seine Landsleute Reußenländer, denn Reuß sei der Name der herrschenden Familie, und wie die Sachsen sich nicht Wettiner, die Braunschweiger sich nicht Welfen nennen dürften, so habe auch der hochfürstlich reußische Unterthan auf den Namen eines Reußen keinen Anspruch und müsse sich vielmehr nach seinem Lande, also einen Reußenländer nennen. 54 solcher Reußenländer sind es, die Herr Heyden als berühmt oder merkwürdig vorführt. Allgemein bekannt sind nur wenige derselben, etwa die Gräfin Zinzendorf, Böttiger, der Erfinder des Porzellans, der Dichter Steckfuß und Schütz, der erste deutsche Operncomponist. Ursprünglich zum Rechtsgelehrten bestimmt, ging er mit Unterstützung durch den Landgrafen Moritz von Hessen-Cassel nach Venedig, bildete sich unter Johann Gabrieli aus und schrieb fünfstimmige Madrigale, später auch Motetten und andere cantationes sacras. Die erste deutsche Oper, die er componirte, war Rinuccini's Daphne, die von Martin Opitz übersetzt und 1627 in Dresden aufgeführt wurde. Aber nicht nur den ersten deutschen Componisten, sondern auch den Mann, von dessen Bemühungen der Wiederbeginn des neueren musikalischen Drama's in Deutschland datirt, hat das kleine Reußenland erzeugt. Es ist dies der Schauspieldirector Heinrich Gottfried Koch, der besonders für Leipzig von Einfluß gewesen ist. Interessante biographische Notizen werden unsere Leser in dem kleinen Buch viele finden.

Der Selbstmord in England.

p. Buckle hatte in seiner „Geschichte der Civilisation" die Behauptung aufgestellt, daß „Selbstmörder gleich andern Verbrechern in constanter Quantität vorkommen." Aber der Selbstmord unterliegt, wie Quetelet gefunden hat, einem Gesetze, das wesentlich von dem statistischen Gesetze der Criminalfälle verschieden ist. Dieser Statistiker sagt in seiner Naturgeschichte der Gesellschaft: „Der Hang zum Selbstmorde, der schon von Kindheit an mehr oder weniger entwickelt ist, wächst merklich bis gegen die Altersreife und dauert stetig zunehmend fort bis in das höchste Greisenalter." Dies findet in den offiziellen Ausweisen Englands volle Bestätigung. In den fünf Jahren von 1852 bis 1856 waren im Vereinigten Königreiche 5415 Fälle von Selbstmord vorgekommen. Durchschnittlich werden in jedem Jahr tausend Selbstmordfälle verzeichnet; die größte Zahl aber fiel auf das Jahr 1856, nämlich 1182. Vergiftungen kommen sehr gewöhnlich vor, namentlich durch Arsenik, Opium, Blausäure, Bittermandelöl. Fünfzig Procent kommen auf das Erhenken, demselben zunächst kommen Halsabschneiden und Ertränken. Selbsterstickung in Kohlendampf ist in England weit seltener, als in Frankreich. Am häufigsten ist Selbstmord in der Altersclasse von 35 bis 45 Jahren. Doch befanden sich in jenen fünf Jahren unter den Selbstmördern auch 33 Kinder von 10 Jahren und 14 Personen, die ihr 84. Lebensjahr hinter sich hatten.

Bei dieser Gleichenheit machen wir auf ein soeben erschienenes Werkchen: „Der Selbstmord, eine psychiatrische Skizze von Otto Müller in Petersburg" (Harburg 1859) aufmerksam; hier wird die Neigung zum Selbstmord zum großen Theil aus geistigem und körperlichem Kranksein abgeleitet. Zunahme der Seelen-

Digitized by Google

störungen und der Entkräftung des Menschengeschlechts in unserer Zeit sind nach Müller die Ursachen, daß die Zahl der Selbstmörder jährlich steigt.

Die Hühnerologie.

p. Es wird Niemand entgangen sein, daß in den letzten Jahren sich die Hühnerzucht ungemein gehoben hat. Hervorragende Symptome dieser Fortschritte waren die vielfältigen Hühnerausstellungen, so die zu Paris 1856, zu Wien 1857, die Vorliebe der Königin von England und der englischen Aristokratie für merkwürdige Hühnerracen, die Bildung „hühnerologischer Vereine" in England, Frankreich und Deutschland, wo schon seit längerer Zeit dergleichen Vereine zu Görlitz und Dresden bestehen. Frankreich und Irland sind die größten Eierproducenten und Eierlieferanten für den Handel; der Umsatz auf diesem Gebiete beträgt viele Millionen, und hieraus erhellt die hohe Bedeutung der Hühnerzucht. Diese wird am besten auf besondern Geflügelhöfen gefördert. Den zweckmäßigsten solcher Höfe legte 1858 der k. k. Rath Neumann zu Breitensee bei Wien auf seinen Besitzungen an. Das Gasthaus und die Meierei sind in hübschem Schweizerstyl ausgeführt. Es ist alle Vorsicht getroffen gegen den Einbruch von Raubthieren; deshalb besteht z. B. das Dach aus Blech. Im Innern giebt es zehn verschiedene Räume für besondere Geflügelgattungen, und außerdem vier dunkle Kammern für brütende Hennen. Eine Luftheizung erwärmt sämmtliche Stallungen sehr gleichmäßig. Das große Viereck des Hofraumes ist mit Sandwegen und Rasenplätzen, sowie mit Bassin und Springbrunnen versehen, letztere zum Tränken des Landgeflügels, während die Wasservögel täglich zum Teich getrieben werden. Das Geflügelhaus bietet Raum für 450 Stück Geflügel und kann als Musteranstalt gelten.

Wo liegt Tripstrill?

e. Auf der Landkarte freilich wird man darnach vergeblich suchen, aber Tripstrill existirt doch wirklich, ebenso wie Buxtehude. Nach einer Notiz in der „Modenzeitung" ist es eine Merkwürdigkeit des Zabergauthales im schwäbischen Oberamte Brackenheim, ein kleiner, verödeter, einst aber bedeutender Marktflecken. Erbaut wurde Tripstrill von dem römischen Hauptmann Trepho, den der Kaiser Probus um das Jahr 278 n. Ch. G. in jene Gegenden entsendet hatte. Nach seiner Gemahlin Trutlla nannte derselbe den neuen Ort Trephonis Trutlla, und daraus wurde durch vernachlässigte Aussprache das deutsche Tripstrill. Der Flecken wurde mehrmals, und zuletzt vom Pfalzgrafen Ruprecht im Städtekriege, zerstört. Jetzt stehen davon nur noch die Ruinen. Nicht weit liegt übrigens die Mühle, welche die Volkssage zur sogenannten „Altenweibermühle" machte, weil, wie man sagte, die alten Weiber darin wieder jung gemahlen würden.

Kurze Nachrichten.

Litteratur.

Hofrath **Hackländer** in Stuttgart, der soeben an Wild's Stelle zum königlichen Bau- und Gartendirektor ernannt worden ist, hat unter dem Titel „Krieg und Frieden" zwei Bände Erzählungen und Bilder herausgegeben, die jedoch nur denen, welche seine „Hausblätter" nicht gelesen haben, bisher noch unbekannt blieben. Den Abdruck eines zuerst in einer Zeitschrift, der „Berliner Revue", erschienenen Werkes bietet auch **Georg Hesekiels** historischer Roman „vor Jena". Die Manier dieses überaus fleißigen und in gewissen Stunden sehr gern gelesenen Autors charakterisirten wir erst in voriger Nummer. Hackländers launige und lebendige Schilderungen bedürfen ebenso wenig noch einer ausführlichen Besprechung, da die Art und Weise dieses beliebten, doch leider zu flüchtigen Schriftstellers schon hinlänglich bekannt geworden ist. Wo er sich nicht an mehrbändige Romane wagt und es mit kleineren Bildern und kurzen Erzählungen genug sein läßt, vermag sein Talent, das weniger ein Compositionstalent, als ein beschreibendes zu nennen ist, am vollständigsten zu befriedigen.

Heinrich v. Kleist's sämmtliche Werke, die im Jahr 1821 zum ersten Male, bevorwortet von Ludwig Tieck, erschienen, sollen binnen kurzem neu durchgesehen und mit biographisch-kritischer Einleitung herausgegeben werden. Da der Verleger Georg Reimer in Berlin ist, bei dem auch K. Haym's „Preußische Jahrbücher" erscheinen, so denken wir, werde mit der neuen Ausgabe jener Gelehrte betraut sein, aus dessen Feder die genannte Zeitschrift vor einiger Zeit einen trefflichen Aufsatz über Kleist mittheilte.

Zu den verschiedenen deutschen **Shakespeare-Übersetzungen** ist unlängst eine neue gekommen, welche einen preußischen Husarenrittmeister, **C. Heinichen** mit Namen, zum Verfasser hat. Er gab bereits den Coriolan, Cymbeline und das Wintermärchen, doch darf man nach diesen Proben sagen, daß seine Lust zur Uebertragung viel größer zu sein scheint, als die Fähigkeit dafür.

In den italienischen Reisebeschreibungen, die sich bisher immer mit Rom und Florenz am allermeisten beschäftigten, ist durch die politischen Ereignisse der Gegenwart das sonst wenig beachtete Sardinien plötzlich in den Vordergrund getreten. Bereits veröffentlichte Theodor Mundt seine „Skizzen aus Piemont und Rom", und nun bringt auch **Alfred Meißner** in einem soeben erschienenen Buche „Durch Sardinien" Bilder vom Festland und der Insel, die mit geschickter Hand und fesselnder Lebendigkeit entworfen sind. Der Verfasser schildert zunächst das Leben am Lago Maggiore und in den piemontesischen Alpen, um sich dann in die große Welt nach Genua und auf die Insel Sardinien zu begeben.

Ferdinand Gregorovius aus Königsberg, der sich in Italien ganz einzubürgern scheint, hat ein neues Zeugniß seiner gelehrten antiquarischen Studien abgelegt, indem er bei Cotta den ersten Band einer „Geschichte Roms im Mittelalter vom 5. bis 16. Jahrhunderte" herausgab. Als einen begabten und geistig sehr fähigen Historiker des Papstthums offenbarte er sich schon früher durch seine werthvolle Studie über „die Grabmäler der römischen Päpste".

Unser deutscher Landsmann **Friedrich Kapp** in Amerika, dessen interessantes Buch über den General Steuben auch in v. Bl. seiner Zeit besprochen worden ist, arbeitet an einer „Geschichte der deutschen Einwanderungen in die Vereinigten Staaten", welche eine sehr fühlbare Lücke in der betreffenden Litteratur ausfüllen dürfte.

Von **Lamartine** wird nächstens in Edinburg ein Werk in englischer Sprache erscheinen, eine Biographie der Maria Stuart nämlich, für die derselbe sehr umfangreiche und gründliche Forschungen gemacht haben soll. Nachdem mehrere französische Geschichtschreiber erst vor kurzem noch höchst anfällige Beispiele von falschen Urtheilen über historische Persönlichkeiten abgaben, muß man um so mehr darauf begierig sein, wie der romantische Herr v. Lamartine der romantischen Königin von Schottland gegenüber sich zu stellen weiß.

Die drei ersten Bände einer neuen Lebensbeschreibung Peters des Großen von dem russischen Historiker **Ustrialow** sind soeben in Petersburg erschienen und haben dort großeres Aufsehen gemacht, als irgend ein anderes Geschichtsbuch in Rußland seit Karamzins Meisterwerke. Die Erzählung geht noch nicht weiter, als bis zum Ausbruche des Krieges mit Schweden, aber durch bisher ganz unbekannte Documente und andere schriftliche Quellen ist auf die besprochenen Ereignisse und Personen soviel neues Licht geworfen worden, daß das Werk alle früheren Biographien des Schöpfers des russischen Staates weit übertreffen wird. Die fast abgöttische Verehrung des Volkes für diesen größten Mann, den

Rußland bisher besessen, gab übrigens neuerdings auch der kaiserlichen Hofbuchhandlung Veranlassung dazu, eine Sammlung aller Bildnisse und Schilderungen seines Gesichtes und seiner Gestalt zu unternehmen, welche jetzt bereits nicht weniger als 240 Nummern zählt.

Der neue Roman, welchen **Dickens** für seine Zeitschrift „All the year round" schreibt, betitelt sich „A tale of two cities". während das erste Buch „Recalled to life" genannt ist. Beiläufig sei erwähnt, daß die litterarische Streitigkeit, welche die Gründung des neuen Journals und das Aufhören des alten, der Household Words, erregte, einer der Londoner Bühnen Stoff zu einer Gelegenheitsposse, „Household Words round all the year" gegeben hat.

Unter der Liste neuer Bücher, welche die letzte Nummer des Athenäum mittheilt, lesen wir auch die Ankündigung eines neuen Werkes von **Martel**, „Love Letters of Eminent Persons."

Bildende Kunst.

Das eine Zeitlang in Dresden ausgestellte Modell des Rietschel'schen **Lutherdenkmals für Worms** hat bei allen Beschauern die höchste Bewunderung erregt, und vielfach ist die zuerst von einem Kritiker der Augsburger Allgemeinen Zeitung ausgesprochene Meinung adoptirt worden, seit dem unvollendet gebliebenen Entwurfe Michel Angelo's für das Grabmonument des Papstes Julius II. sei kein Werk der Plastik geschaffen, welches an Größe der Intentionen und Tiefinnigkeit der leitenden Idee mit diesem Denkmale des deutschen Reformators von der Hand Ernst Rietschels wetteifern könne. Der Gesammtumfang desselben nimmt eine Fläche von ungefähr 40 Fuß Durchmesser ein, und von dem Boden ab hebt es sich zunächst durch einen granitenen Unterbau, der in Gedanken und Ausführung lobhaft an ähnliche Unterbaue der altheidnischen Tempel erinnert. Er trägt das Postament der Hauptstatue, sowie mehrere dieselbe umgebende Standbilder von Schützern und Förderern der protestantischen Lehre, d. h. nämlich von Friedrich dem Weisen und Philipp von Hessen, sowie von Reuchlin und Melanchthon. Auch drei sitzende, mauergekrönte Städtepersonifikationen befinden sich daneben noch auf dem Unterbau, das trauernde Magdeburg, das protestirende Speyer und Augsburg mit der Friedenspalme. Das Postament ist 17—18 Fuß hoch und theilt sich in einen Sockel und zwei Würfel. An ersterem sind die Wappen von sechs Fürsten und zwei Städten, welche die Augsburger Confession unterschrieben, angebracht, und die vier Ecken boten Platz für die sitzenden Statuen der Vorreformatoren Huß, Savonarola, Peter Waldus und Wiclef. Am unteren Würfel des Postaments sind auf Reliefs die wichtigsten Ereignisse und Errungenschaften der Reformation dargestellt, nämlich der Anschlag der Thesen, der Reichstag zu Worms, die Bibelübersetzung, das Predigtamt, das Abendmahl in beiderlei Gestalt und die Priesterehe. Am oberen Würfel dagegen befinden sich Inschriften, und unter denselben je zwei Porträtmedaillons der bedeutenderen Personen von denen, die in das Werk der Reformation fördernd eingriffen, zu deren statuarischer Darstellung aber kein Platz vorhanden war. Zwingli, Calvin, Franz v. Sickingen, Ulrich v. Hutten u. m. A. sind unter dieser Zahl. In der Mitte des Ganzen erhebt sich das 10 Fuß hohe colossale Standbild Martin Luthers. Maßgebend für den Ausdruck des Gesichts und die ganze Haltung war natürlich das auf dem Wormser Reichstage gesprochene kühne Wort Luthers: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir!" Mit festem und begeistertem Blick schaut der Reformator gen Himmel empor und hält in der linken Hand die Bibel, auf die sich die geschlossene Rechte nicht zornig, aber bewußtvoll und sicher als auf den unverletzlichen und unentreißbaren Hort seines Lebens und Strebens niederlegt. Bekleidet ist die volle, gedrungene Gestalt mit dem wallenden Talar des protestantischen Geistlichen, gleich wie zum Zeichen, daß der Geist der neuen Zeit und Religion allem einengenden Formenwesen entrathen wolle und mit der katholischen Mönchskutte nichts mehr gemein habe.

An der Ostfronte der Münchener Glyptothek haben nun in sämmtlichen Nischen die für sie bestimmten Bildnißstatuen moderner Bildhauer ihre Stätte gefunden. Im vorigen Jahre noch wurden Canova, Thorwaldsen, Rauch und Tenerani hier aufgestellt, und diesen schließen sich seit einigen Tagen als die zwei letzten in der Figurenreihe die Standbilder Gibsons und Schwanthalers an, welche von **Friedrich Brugger** modellirt und von **Lassow** in Marmor ausgeführt worden sind. Ihr Costüm ist das antike in idealer Behandlung, und neben Schwanthaler erblickt man im Kleinen das Modell seiner Bavaria.

Wilhelm Achtermann in Rom, jener aus Münster in Westfalen gebürtige Bildhauer, der bis zum dreißigsten Jahre seines Lebens als einfacher Landmann hinter dem Pfluge herging und dann erst, mit erfolgreichem Eifer, sich der Kunst zuwandte, hat für den Dom seiner Vaterstadt eine große Gruppe, die Kreuzabnahme Christi, vollendet. Joseph von Arimathia bildet die Mitte und hält die irdische Hülle des Erlösers, um dessen Haupt die Mutter Maria sanft ihre beiden Hände legt, während sie mit ihrer Wange die Stirn ihres Sohnes leise berührt. Magdalena kniet zu Füßen und sammelt frommen Sinnes das aus der Kopfwunde tropfende Blut des Heilandes.

Eduard Magnus in Berlin, der einst mit Krüger und Begas das Kleeblatt der berühmtesten Porträtmaler daselbst bildete, hat neuerdings zwei Oelgemälde von seiner eigenen Erfindung im königlichen Akademiegebäude ausgestellt, einen Orpheus, der die Eurydice wieder aus dem Hades hervorholt, sowie eine bläßende Maria Magdalena. An beiden erregt die Schönheit der Malerei, die effektvolle Farbengebung und Feinheit der Gestaltenzeichnung allenthalben die Freude der Beschauer, wogegen die Auffassung nicht so harmonisch wirkt und von verschiedenen Seiten besonders deshalb angefochten wird, weil in den dort antiken und hier biblischen Stoff ein gewisses fördendes Element moderner Anschauungsweise, ja sogar kokettes Reizes und sinnlichen Effectes gekommen ist.

Die diesjährige Pariser Kunstausstellung im Industriepalaste, über die wir später noch ausführlicher berichten werden, ist im Ganzen von 1673 Künstlern, d. h. 1518 männlichen und 155 weiblichen Künstlern beschickt worden. Darunter befinden sich 1250 Maler, 221 Bildhauer, 106 Stahl- und Kupferstecher, 42 Steindrucker und 54 Architekten. Die Anzahl der eingesendeten Werke belief sich auf 8000, doch wurden gegen 5000 von der Jury zurückgewiesen, so daß die Ausstellung nur ungefähr 3000 Nummern zählt.

Ein von Prof. Zimmermann in Bologna aufgefundenes, unzweifelhaft ächtes Gemälde **Raffael's**, die heilige Cäcilie darstellend, ist vom König Ludwig von Bayern für die Münchener Pinakothek angekauft worden.

„Die Anbetung des Lammes" in der Kathedrale zu Gent, vielleicht das berühmteste Werk, welches Belgien von den Gebrüdern **van Eyck** besitzt, geht seiner Zerstörung entgegen, indem es anfängt, sich abzublättern. In holländischen Zeitschriften wird daher eine Restauration dieses ersten Meisterbildes der altniederländischen Schule aufs dringendste befürwortet.

In München ist ein Gedenkblatt für die Förderer der vorjährigen allgemeinen und historischen Kunstausstellung erschienen. Die Vignette dazu wurde nach einem Entwurfe **Moritz v. Schwind's** ausgeführt. In Mitten der allegorischen Darstellung thront die Geschichte und hält in der Linken eine Wage, auf der sie die Kränze für die Künstler wägt. Neben ihr, etwas zurück, steht die Schönheit mit einer Sternenkrone und die Wahrheit mit einem blanken Schwert. Die Geschichte greift mit der Rechten dahin, sei es, daß sie das richtende Schwert für das Schlechte, oder die Ehrenkrone für das Gute erfassen will. Die Inschrift

des Gedenkblattes spricht sich über Zweck und Erfolg der Ausstellung aus.

Wie Eduard Bloch ein „Album der Costüme“ mit den Porträts Berliner Künstler, so giebt **Constantin Schwenke** photographische Abbildungen der Dresdener Hofschauspieler in den Costümen ihrer Hauptrollen heraus. Gleichzeitig veröffentlicht der genannte Photograph auch ein **Dawison-Album**, welches aus fünf Heften mit vierzig Blättern bestehen soll. Bis jetzt sind die zwei ersten Hefte erschienen, welche Dawisons Porträt enthalten und uns den Künstler als Thorane im „Königslieutenant“, Narciß, Bonjour in den „Wienern in Paris“, Harpagon in Molière's „Geizigen“, Richard III., Hanofizge, Alba in „Egmont“, Carlos in „Clavigo“, Heinrich in „Lorbeerbaum und Bettelstab“, als ältern Graf Klingsberg und als Shylock, sowie endlich in den drei verschiedenen Rollen der Kotzebue'schen „Unglücklichen“ darstellen.

Theater und Musik.

Zur würdigen Begehung der hundertjährigen Geburtstagsfeier Iffland's fand außer in Dresden, wober wir den betreffenden Bericht schon für die vorige Nummer empfingen, auch noch in Breslau, Königsberg, Mannheim, sowie im königlichen Schauspielhause zu Berlin eine Festvorstellung statt, welche hier, wo der Verstorbene zuletzt gelebt und gewirkt hatte, geradezu eine Pflicht der Pietät geworden war. Die Feier wurde ebenso, wie dort mit einem schwungvollen Prologe des Secretärs Dr. Julius Padst, mit einer von Hermann Hendrichs gesprochenen Festrede eröffnet, welche die Verdienste Iffland's in gewählten Ausdrücken zur Erinnerung brachte und den Regisseur Düringer zum Verfasser hatte. Jene Büste Iffland's von Friedrich Tieck, welche auf Befehl Friedrich Wilhelms III. in der Vorhalle des Concertsaales im königlichen Schauspielhause zu Berlin aufgestellt worden ist, hatte für diesen Abend ihren Platz auf der Bühne gefunden, und sie wurde am Schlusse des Prologs von den drei ältesten Mitgliedern des Hoftheaters mit Lorbeerkränzen geschmückt. Das waren die noch unter Iffland's Direction engagirten Herren Stawinsky und Gern — letzterer sogar ein Schüler Iffland's — sowie Frau Crelinger, welche als Auguste Düring in den „Fagestolzen“ von Iffland vor nun beinahe fünfzig Jahren zum ersten Mal vor dem Berliner Publicum debutirt hatte. Es folgte eine Aufführung der „Jäger“, worin vor allem die Meisterschaft Dörings und der Frau Friedl-Blumauer bewundert wurde. Des Ersteren Oberjäger ist uns aus eigener Anschauung bekannt, und wir wissen, mit welcher staunenswerthen Naturwahrheit der Künstler den biedern, raschen Charakter darzustellen und mit welch ergreifender Wirkung er die Uebergänge vom kosenden Hausvater zum zürnenden Gatten, vom heitern Gesellschafter zum strafenden Geschäftsmann, vom glücklichen Vater zum Ausbruche des tiefsten Schmerzes zu markiren weiß.

Friedrich Bodenstedt's neues Lustspiel „König Authari's Brautfahrt“ spielt am Ende des 16. Jahrhunderts und beruht auf der Erzählung des Paulus Diaconus von der Werbung des Longobardenkönigs Authari um die bayerische Prinzessin Theodelinde. **G. v. Meyern's** Komödie „die Heldin wider Willen“ entlehnte dagegen ihren Stoff der uns näher liegenden Zeit der Befreiungskriege.

Leopold Laluné, dessen Lustspiel „Au printemps“ sich durch Anmuth in der Erfindung und zierliche Glätte des Dialogs zahlreiche Freunde erwarb, hat im Odeon zu Paris ein neues heiteres und graziöses Bühnenspiel in Versen, „Le poème de Claude“, aufführen lassen. Dasselbe stellt einen Jüngling mit weißem Kopf in Contrast zu einem Greise mit schwarzen Haaren. Claude ist siebenzig Jahre alt, Octave aber nur fünfundzwanzig; letzterer ist erst seit zwei Monden vermählt und liebt schon seine Frau nicht mehr, während jener bereits zehn Jahre Wittwer ist und sein Weib immer noch liebt, sowie er sie bei ihren Lebzeiten liebte. Er will seinen jungen Freund von der Blasirtheit heilen, und dies gelingt ihm durch eine lustige Intrigue, insofern das bekannte Hausmittel der Eifersucht ihm dazu diennen muß, die Kälte des Neuvermählten gegen seine Gemahlin in warme Liebe für sie zu verwandeln. Man rühmt an dem Stücke den frischen Sinn und die gefällige Form des Ganzen, sowie besonders die fein nuancirte Charakterzeichnung des lebenslustigen Alten, einer Figur, die überhaupt, was immerhin ein gutes Zeichen für den Geschmad des französischen Publicums ist, zu den Lieblingen desselben zu gehören scheint. Es giebt schon mehrere Lustspiele, in denen diese Gestalt des Bonhomme auftritt, so vor allen das durch Uebersetzung auch bei uns bekannt gewordene Proverbe „Ein prächtiger alter Knabe“.

Ein bisher noch nie erprobter Effect ist vor kurzem im Pariser Variététheater mit einem Vaudeville von **Cogniard** und **Clairville**, „Le pays des échasses“, erzielt worden. Der Stoff desselben ist ein schon oft behandelter, denn die Pointe besteht einfach darin, daß ein alter Hagestolz, der trotz seiner Jahre noch auf Freiersfüßen geht, um die Hoffnung, ein hübsches frisches Mädchen als Weib heimzuführen, durch allerhand lustige Scheimereien betrogen wird. Neu an dem Stücke war aber, daß das gesammte Personal auf der Bühne mit Stelzen erschien und auf denselben sich von Anfang bis Ende bewegen mußte. Durch einen bäurlichen Nationaltanz wurde der Schluß noch vollständig in's Gebiet des Ballets hinübergezogen. Das steht fast so aus, als sollte die italienische Pantomime nach Paris versetzt werden — ein erster Versuch, der, wie es scheint, durchaus gelungen und unter fortwährenden Bravo's vor sich gegangen ist. Einer der Acteure, Henjey mit Namen, soll sich so sehr als Meister in der Kunst, auf Stelzen zu gehen, bewährt haben, daß die Clowns zu einem Circus es ihm kaum nachthun könnten.

Unter den zahlreichen Maßregeln welche die Vergrößerung des Terrains der Stadt Paris nach sich zieht, werden besonders auch die vielen kleinen **Theater der äußeren Vorstädte** zu leiden haben. Bisher galten dieselben als Provinzialbühnen, und sie durften daher gleichzeitig mit den Theatern der innern Boulevards dieselben Stücke aufführen. Nun aber sind sie alle, gleichviel ob im Guten oder Bösen, „Pariser Kunstinstitute“ geworden und haben so die Erlaubniß verloren, das Repertoire der Porte St. Martin, des Gymnase, des Vaudevilletheaters ꝛc. sich anzueignen. Natürlich reichen ihre Mittel nicht dazu hin, sich ein eigenes Repertoire zu begründen; sie werden in der Mehrzahl geschlossen werden müssen, und damit können hunderte von armen Leuten ihren Erwerbes verlustig gehen. Auch eine Schule für Schauspieler, die wegen der unmittelbaren Nähe und der fortwährenden Berührung mit dem wirklichen Leben nicht zu verachten war, geht durch den Schluß dieser Volkstheater zu Grunde. Der berühmte Bressan vom Théâtre français begann z. B. auf einem derselben seine Laufbahn, und einem andern gehörte in der ersten Zeit sogar die nachmals hochgefeierte Rachel an.

Das **Händeljubiläum** am 14. April entbehrte seinen eigentlichen, größten Glanz, insofern die für Halle bestimmte Statue des Altmeisters deutscher Musik wegen Krankheit des Bildhauers Heidel nicht zum betreffenden Tage fertig werden konnte. Wie lebendig aber die Erinnerung an den großen Mann im Volke war, bewiesen die zahlreichen, fast in allen bedeutenderen Städten stattgefundenen Aufführungen seiner Oratorien. Der „Messias“, der „Samson“, „Israel in Aegypten“, „Judas Makkabäus“, „Saul“ — sie versammelten alle in Kirchen und Sälen eine andächtige Menge, die aus ihren gewaltigen Harmonien, ihren von frommer Weihe beseelten Tönen künstlerischen Genuß und religiöse Erbauung zu gleicher Zeit schöpfen konnte. In London dachte man des Meisters natürlich auch, und die weiten Räume von Exeter Hall am Strand füllten sich von oben bis unten mit Verehrern seines „Messias“.

Einer der ältesten und vormals berühmtesten Sänger Italiens, der vierundachtzigjährige **Nicolo Tachinardi**, ist Mitte April in

Google

Florenz gestorben. Er soll ein höchst origineller Mensch gewesen sein. Früher mag seine Stimme wunderbaren Klang und Wohllaut besessen haben, aber eben's, wie sie schön, war seine äußere Erscheinung häßlich. Als er vor dem Pariser Publikum seiner Zeit zum ersten Mal debutirte, brach dieses über ihn in schallendes Gelächter aus, er aber blieb ruhig und sagte laut und vernehmlich: „Meine Herren, ich bin hierher gekommen, um mich hören, nicht um mich sehen zu lassen!“ Auch als Lehrer seiner Kunst erwarb sich der Verstorbene großen und verdienten Ruf, und seine eigene Tochter, die Sängerin Fanny Persiani, war zur Freude des Vaters eine seiner gelehrigsten und talentvollsten Schülerinnen.

Ein anderer Todesfall im Reiche der Musik betraf die hannöversche Hofkapelle. Dort starb nämlich nach vierundfünfzigjähriger Wirksamkeit der bekannte Flötenvirtuos Heinemeyer, der, wie man sagt, von der Pike auf gedient und ganz von unten auf sich zu den Höhen der Kunst emporgearbeitet hatte. Er war zuerst nichts weiter, als ein gewöhnlicher Pfeifer beim Militär, als „Trommeln und Pfeifen“ noch nicht von der Janitscharen- und vollständigen Messingmusik verdrängt worden waren. In dieser untergeordneten Stellung machte er z. B. die Schlacht bei Waterloo mit. Nach geschlossenem Frieden blieb er dem einmal gewählten Instrumente treu, nur ging er zu einer kunstvolleren Form desselben, zur Flöte nämlich, über und brachte es allmählich soweit, daß er als eine Hauptzierde der unter Marschners Direction stehenden, weltberühmten Kapelle zu betrachten war.

An den schädlichen Folgen des rauhen nordischen Klima's starb in Petersburg am 11. April die Sängerin Angiolina Bosio, vielleicht die beachtenswertheste und gediegenste Nebenbuhlerin der Marietta Alboni in modernitalienischer Gesangskunst. Sie war erst dreiundzwanzig Jahre alt und hatte den Abschluß ihrer künstlerischen Entwickelung, die Zeit ihres höchsten Glanzes und Ruhmes noch nicht einmal erreicht. Zu Ostern wurde sie als Primadonna in London erwartet, wo Gye noch kurz vor ihrem Tode mit ihr Contract abgeschlossen hatte.

Zu der schon vor einigen Monaten annoncirten Tonkünstlerversammlung in Leipzig ist soeben, unterzeichnet vom Redacteur und Verleger der „neuen Zeitschrift für Musik“, das Programm ausgegeben worden, wonach dieselbe nebst dem damit verbundenen Musikfest in den Tagen vom 1.—4. Juni abgehalten werden soll. Am Vorabende, den 31. Mai, wird im Theater Schumann's „Genovefa“ gegeben; am 1. Juni findet ein großes Concert mit Werken von Schumann, Schubert, Mendelssohn, Berlioz, Wagner und Liszt statt; der folgende Tag soll eine Festmesse von Liszt, der 3. Juni Sebastian Bach's hohe Messe, ausgeführt vom Riedel'schen Verein, und der 4. eine Matinée für Kammermusik bringen. Am Abend desselben Tages wird eine Aufführung des Byron'schen „Manfred“ mit der Schumann'schen Musik, gegeben im Theater zu Leipzig, sowie am 5. Juni ein Orgelconcert im Dome zu Merseburg die ganze Feier beschließen. Die freien Vormittage sollen zu Verhandlungen und Anträgen benutzt werden. Von den letzteren erwähnen wir nur den Antrag auf Gründung eines deutschen Musikvereins aller Parteien zu dem Zwecke gemeinsamer Förderung der Kunst und ihrer Angehörigen, sowie den Antrag auf Gründung einer festen Form für die protestantische Kirchenmusik analog der katholischen Messenform.

Zwei neue Opern stehen vom Wiener Kapellmeister Barbieri und vom preußischen Oberstruchseß, Grafen v. Redern, in Aussicht. Letzterer, dem Eduard Tempelten, der Dichter der „Klytämnestra“, den Text lieferte, machte sich als geschickter Dilettant in der Kunst bereits durch mehrere Festmärsche und Tänze für den Hof bekannt. Der Ersteenannte betitelt sein Werk „Carlo und Carlin“. — Verdi, der fruchtbarste und unermüdlichste aller italienischen Operncomponisten, hat neuerdings glänzende Anerbietungen von Petersburg und Rom ausgeschlagen, und behauptet, nach seinem „Maskenball“ nichts mehr schreiben zu wollen. Was man so nennt, ausgeschrieben hatte sich Verdi allerdings schon längst.

Das Théâtre français zu Paris gab die Racine'sche „Athalia“, auch während die Rachel noch lebte, bisher stets ohne die Chöre, obgleich man denken kann, daß Mendelssohn's großartig schöne Composition derselben in Frankreich nicht unbekannt geblieben sein mag. Jetzt hat nun ein gewisser J. Cohen eine neue Musik dazu geliefert, und diese ist wirklich mit Beifall ausgeführt worden. — Beiläufig mag daran erinnert werden, daß der nachmals in Kopenhagen gestorbene Kapellmeister Schulz schon vor sechszig Jahren für die Tragödie Racine's eine begleitende Musik schrieb, und daß Friedrich Wilhelm IV. eben in der Erinnerung an diese Mendelssohn zu seiner Composition veranlaßte.

Illustrirte Prachtausgabe von Adolf Thiers'

Geschichte der französischen Revolution, des Consulats und des Kaiserreichs.

Deutsch von Dr. Ed. Burckhardt und Dr. Fr. Steger.

Mit gegen 100 apart gedruckten Illustrationen in Tondruck nach Vernet, Raffet, Steuben u. a. berühmten Meistern, 80 gestochenen Karten gezeichnet von C. v. Sydow und 250 Abbildungen in dem Text.

6 Bände von zusammen circa 4000 Seiten Imperial 8. gespaltene Columnen. Velinpapier.

Wenn dies Werk überhaupt die vollständigste und interessanteste Schilderung der ewig denkwürdigen Periode von 1789—1815 bietet, so ist namentlich diese deutsche Ausgabe durch Beigabe der vortrefflichen Karten und der Illustrationen eine reichere, als selbst die französische Litteratur sie aufzuweisen vermag.

Das Werk bildet 2 Abtheilungen.

I. Geschichte der Französischen Revolution. 2 Bde. XII. u. 512; VIII. u. 484 S. Imp. 8. gesp. Columnen, 21 Illustr. in Tondruck, 30 Karten u. 120 Abbildungen in dem Text (erschien vollständig). Preis 10 Thlr.

II. Geschichte des Consulats und des Kaiserreichs. I.—III. Band. VIII. 599; VIII. 434; VIII. 834 S. Imp. 8. gesp. Columnen. Mit 40 apart gedr. Illustrationen in Tondruck, 27 Karten u. 100 in den Text gedr. Abbildungen. Preis 14 Thlr. 16 Ngr. (Der 4. Schlußband erscheint im Laufe des Jahres 1859.)

Verantwortliche Redaction und Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 20. **Europa.** 1859.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 14. Mai.

Inhalt.

Größere Aufsätze: Wie der Krieg entstand. — **Chronik:** Franz Liszt. - Friedrich Hebbel. - Der Plan zur Erweiterung Wiens. - Die Wasserversorgung großer Städte. - Der zoologische Garten in Frankfurt. - Variationen auf das Thema der Donna Diana. - Kurze Nachrichten: Litteratur. - Bildende Kunst. - Theater und Musik.

Wie der Krieg entstand.

Geschichtlicher Ueberblick der Europäischen Verwickelungen seit dem Pariser Frieden.

Am 16. April 1856 schlossen Frankreich, Oesterreich und England unter einander einen Bündnißvertrag zum Schutz der Integrität des türkischen Reichs ab; drei Jahre später, fast an demselben Tage, rücken die Heere Oesterreichs und Frankreichs zum Kampfe gerüstet einander entgegen, um durch die Entscheidung der Waffen Differenzen zur Ausgleichung zu bringen, die ihren ersten Ausgangspunkt in der orientalischen Frage fanden, welche Oesterreich und Frankreich zu Verbündeten gemacht hatte. So rasch ist in der durch den Pariser Frieden geschaffenen Gruppirung der Großmächte eine vollständige Aenderung eingetreten.

Der Friede von Paris hatte Frankreich an die Spitze der europäischen Großmächte gestellt. Während des Krieges selbst war vor seiner militärischen Machtentfaltung die Englands sehr in den Schatten getreten; in den Augen der öffentlichen Meinung gebührte vor Allen Frankreich der Ruhm, das lange von ganz Europa gefürchtete Rußland gedemüthigt zu haben, und wie es England während der Anstrengungen eines zweijährigen blutigen Krieges als treuer Verbündeter zur Seite gestanden, hatte es sich Oesterreich dadurch tief verpflichtet, daß es die Rolle, die dieser Staat an der Donau zu spielen berufen ist, selbst übernommen und durch seine Anstrengungen das Czarenreich aus seiner die Donau beherrschenden Position zurückgedrängt hatte. Außerdem hatte es Schweden durch den Vertrag vom 21. Novbr. 1855 aus dem Kreise des russischen Einflusses heraus und in den westmächtlichen hineingezogen und Sardinien eine Anwartschaft auf einen Sitz unter den Großmächten in Aussicht gestellt. Selbst Rußland hatte noch Grund ihm dankbar zu sein, indem Frankreich ihm durch bereitwilliges Eingehen auf dessen Friedensanerbietungen gegen die Neigung Englands größere Demüthigungen ersparte. Während Napoleon III. dem Auslande gegenüber in so beherrschender Stellung dastand, hatte sich auch im Inlande seine Macht wesentlich befestigt. Daß Frankreich als Haupt eines europäischen Bundes zum Schutz der völkerrechtlichen Verhältnisse und zur Wiederherstellung des von Rußland bedrohten europäischen Gleichgewichts dastand, und daß der Kaiser diese Aufgabe siegreich und mit Glanz gelöst hatte, brachte ihm die Bewunderung der großen Mehrzahl des französischen Volks ein, und sicherte ihm wenigstens die Achtung auch der Parteien, welche ihm den Verlust aller bürgerlichen Freiheiten bis dahin noch nicht hatten verzeihen können. So waren auch im Inland alle Oppositionsgedanken verstummt.

Nächst Frankreich schien Oesterreich am meisten gewonnen zu haben. Ohne am Kriege activ Theil zu nehmen, hatte es durch Demonstrationen und geschickte Diplomatie die Entfernung Rußlands von der Donau und die Neutralisirung des schwarzen Meeres erlangt, ein Ziel, nach dessen Erreichung es sich vor länger als einem halben Jahrhundert wohl gesehnt, das es aber kaum zu erstreben gewagt hatte. Daß es als Gegner Rußlands aufgetreten, hatte ihm in Deutschland die öffentliche Meinung ganz gewonnen, und sein alter Nebenbuhler Preußen, das allerdings unter der Herrschaft des Ministeriums Manteuffel in der europäischen Politik überhaupt nicht zählte, war vor ihm in tiefsten Schatten zurückgetreten. Diese Stellung war jedoch vielmehr glänzend als solid, und hatte ihre tiefen inneren Schwächen. Der Eintritt in das westmächtliche Bündniß war keineswegs in dem Maße die Folge eines freien und kräftigen Entschlusses gewesen, wie es den Anschein hatte. Im allerersten Anfang des orientalischen Conflicts hatte das Wiener Cabinet sogar Neigung gezeigt, sich auf Rußlands Seite zu stellen, und erst als sein Antrag auf Abschluß eines Neutralitätsbündnisses in Berlin verworfen worden, trat es in nähere Beziehungen zu den Westmächten, aber mit der schlecht verhehlten Tendenz, der Action derselben einen Hemmschuh anzulegen. Es schloß den Vertrag vom 2. Decbr. 1854 mit Frankreich und England ab; es manövrirte die Russen aus den Donaufürstenthümern heraus und stellte dort und in Galizien ein gewaltiges Heer auf, das jedoch mehr zur Beschützung Rußlands als zur Bedrohung desselben bestimmt zu sein schien; denn als Frankreich und England Anstalt machten, ihre Streitkräfte gegen Bessarabien zu

richten, und Oesterreich aufforderten an dem Angriff Theil zu nehmen, legte Oesterreich dagegen ein entschiedenes Veto ein, und die westmächtlichen Verbündeten sahen sich genöthigt, den Entscheidungskampf auf einem viel ungünstigeren Schlachtfelde, in der Krim, zu suchen. Noch deutlicher zeigte sich diese Stellung auf den Wiener Conferenzen, wo Oesterreich bei der Berathung über den dritten Garantiepunkt einer Deutung desselben Eingang zu verschaffen suchte, welche Rußlands Uebergewicht im schwarzen Meere ganz unberührt ließ. Da dieser Antrag, der einen der Hauptzwecke des Krieges unerreicht gelassen hätte, nicht die Zustimmung der Cabinete von St. James und den Tuilerien fand, so gingen die Conferenzen resultatlos auseinander, und Oesterreich entwaffnete wieder, um so aller Welt sichtbar zu machen, daß es mit den letzten Zielen der westmächtlichen Politik nicht einverstanden sei. Zwei Momente bestimmten es dann, später auf diesem Wege wieder umzukehren. Das enge Bündniß, das Sardinien mit den Westmächten abgeschlossen hatte, legte die Besorgniß nahe, daß Frankreich diesen ehrgeizigen Staat benutzen könnte, der ohnedies übermäßig schwierigen und kostspieligen Stellung Oesterreichs in Italien neue und größere Gefahren zu bereiten, und die französische Diplomatie wußte diese Besorgniß geschickt zu nähren und zu erhöhen. Daneben erfuhr das Wiener Cabinet, daß Rußland durch den Minister eines deutschen Mittelstaates in Paris Versuche gemacht hatte, Verhandlungen über einen Separatfrieden mit Frankreich anzuknüpfen, dessen Abschluß natürlich Oesterreich mit einem Schlage um alle diplomatischen Eroberungen der letzten Jahre gebracht hätte. Diese so unmittelbar drohende Gefahr, zwischen Frankreich und Rußland ganz isolirt stehen zu bleiben, brachte Oesterreich zu dem Entschlusse, die auf den Wiener Conferenzen zur Berathung gezogenen vier Garantiepunkte wieder aufzunehmen und sie in einer bestimmteren und entschiedeneren Fassung Rußland als Ultimatum vorzulegen. Namentlich der dritte Punkt, in Bezug auf welchen es sich auf der Wiener Conferenz noch entschieden auf Rußlands Seite geneigt hatte, war jetzt ganz im Sinne der Westmächte gefaßt und stellte die Neutralisation des schwarzen Meeres, das heißt den Ausschluß der Kriegsflotten aller Nationen, und in erster Reihe der russischen, und das Verbot der Errichtung von Seearsenalen an seinen Ufern, als Bedingung auf. Obgleich Rußland durch die Annahme dieser Bedingung den Gewinn, den ihm mehr als hundert Jahre diplomatischer und kriegerischer Anstrengungen eingetragen hatten, zum Opfer brachte, und sich mit eigener Hand des mächtigsten Mittels, die europäische Türkei unter seinen Einfluß oder unter seine Herrschaft zu bringen, entäußerte, so war es doch vom Kriege zu sehr erschöpft, um sich der Gefahr aussetzen zu dürfen, durch den mächtigen Kaiserstaat die Zahl seiner Gegner noch vermehrt zu sehen. Es willigte ein, den Congreß zu beschicken. Aber man vergaß in Petersburg nicht, daß der Druck, sich diesen demüthigenden Bedingungen zu fügen, zunächst von Oesterreich ausgegangen war, und daß es alte Freundschaft und geleistete Dienste über der Hast, die von seinem ehemaligen Verbündeten an der Donau geräumten Positionen einzunehmen, ganz und gar aus den Augen setzte. Der Dank, welchen Oesterreich für seinen Schritt von den Westmächten erntete, war auch nicht groß, denn man sah zu deutlich, daß der Anschluß an die westmächtliche Politik kein freiwilliger und tendenziöser, sondern ein von dem Druck der Verhältnisse aufgezwungener war. Dadurch ward auch die Stellung bedingt, welche es auf dem Congreß einnahm; denn da es sich einmal mit Rußland tödtlich verfeindet hatte, mußte es dieses thunlichst zu schwächen und so viele Garantien als möglich gegen das Unsichgreifen seiner Macht zu erlangen suchen; ebenso sehr lag es in seinem Interesse, den Westmächten, die an seiner Aufrichtigkeit zweifelten, durch verdoppelten Eifer eine Gewährschaft für die Loyalität seines Auftretens und seiner Haltung zu geben. So bewogen es die Verhältnisse sich näher an England anzuschließen.

Dieses mächtige Inselreich war nämlich durchaus damit nicht einverstanden, daß der Friede so schnell abgeschlossen werden sollte. Es war bei der Kriegsführung mehr in den Hintergrund getreten, als für seine Stellung als Großmacht ersprießlich war. Es hatte sich nur langsam zum Kriege entschlossen, weil es, einmal in denselben verwickelt, Frieden nur unter der Bedingung einer gründlichen Schwächung der Macht Rußlands schließen wollte und ebenso sehr die ungeheuren Opfer scheute, die es zur Erreichung dieses Zweckes hätte bringen müssen, wie auch an der Bereitwilligkeit seiner Verbündeten zweifelte, einem so weit gesteckten Ziele nachzutrachten Aus Gründen, deren Auseinandersetzung hier nicht am Platze wäre, kann England seine militärischen Hülfsmittel nur langsam, alsdann aber auch mit großer Nachhaltigkeit entwickeln, und es scheint fast, als ob eine Bedrängniß ernstester Art dazu gehörte, um den ganzen Heroismus der englischen Nation und den fast unerschöpflichen Reichthum der Hülfsquellen ihrer Macht zur Erscheinung zu bringen, wie es auch wieder der letzte indische Aufstand bewiesen hat. Dieser Wendepunkt im orientalischen Kriege war jetzt für England gekommen. Während der ersten beiden Feldzüge war Frankreich auf dem Meere fast ebenso mächtig als England erschienen, und zu Lande war letzteres der großartigen Machtentfaltung seines Nebenbuhlers gegenüber ganz in Schatten getreten und beinahe in die Stellung einer bloßen Hülfsmacht zurückgedrängt worden. Dies war um so demüthigender für England, als es bei einem Conflicte über die orientalische Frage, deren glückliche Lösung viel mehr für Großbritannien, als für Frankreich eine Entscheidungsfrage für seine Stellung als Weltmacht war, als Hauptmacht und Frankreich als Hülfsmacht hätte auftreten müssen, während gerade jetzt das Gegentheil der Fall war. Rechnen wir dazu noch, daß mit ihrer Gewohnheit unbeschränkter Freiheit die englische Presse schonungslos alle wirklichen und eingebildeten Fehler und Nachlässigkeiten der Politik, der Kriegführung und der Armeeverwaltung enthüllt und, indem sie mit ihrer gewöhnlichen Taktik die nachtheiligen Seiten mit größerem Nachdruck hervorhob als die vortheilhaften, die öffentliche Stimmung und die Regierung zwar zur größten Energie angefeuert, im Auslande aber einen geringschätzigen obgleich sehr falschen Begriff von der Macht Englands in Cours gebracht hatte. So stand England in der öffentlichen Meinung Europa's mit gemindertem Ansehen gerade zu einer Zeit da, wo seine finanziellen Kräfte noch un-

Digitized by Google

angegriffen waren, während die Frankreichs sich schon erschöpft hatten, wo es durch die Aufstellung einer gewaltigen Flotte der Welt zeigen konnte, daß ihm auf der See doch auf die Länge keine Macht gewachsen sei, und wo es selbst durch Anwerbung von Fremdenlegionen und die Organisation seiner Milizen über eine sehr ansehnliche Streitmacht zu Operationen auf dem festen Lande zu verfügen hatte. Gerade in diesem Zeitpunkte zog es sein Verbündeter Frankreich vor, durch die Annahme der Friedensanerbietungen Rußlands sich diesem wieder zu nähern, und es zeigte sich immer mehr, daß der Kaiser von Frankreich gar nicht nach einer ernstlichen Schwächung der Macht Rußlands, sondern nur nach einem glänzenden diplomatischen Siege getrachtet hatte, der ihn als Sonne erscheinen ließ, um die sich die andern Monarchen Europa's gewissermaßen als Planeten bewegten.

Die Differenzen, welche in dieser Weise zwischen den verschiedenen gegen Rußland verbündeten und auf dem Congreß vertretenen Mächten bestanden, wären jedenfalls schon während der Verhandlungen offen an den Tag getreten, wenn man nicht nach ächter Diplomatenweise vorgezogen hätte, einige der wichtigsten Fragen unerledigt zu lassen und ihre definitive Ordnung Commissionen zu überweisen, oder ganz außerhalb des Congresses zu verlegen. Es waren dies die Fragen über die von Rußland an der Donau zu machende Gebietsabtretung, über die Regelung der Donauschiffahrt und über die Organisation der Donaufürstenthümer. Gerade an diesen Fragen entzündete sich aber die Zwietracht, welche das von den Westmächten und Oesterreich gegen Rußland geschlossene Bündniß nach kurzem Bestehen wieder löste und zwischen den ehemaligen Verbündeten den Grund zu der tiefen Verstimmung legte, aus welcher die Ereignisse des letzten Vierteljahrs entstanden sind.

Die Grenzregulirungsfrage zeigte zuerst den beginnenden Zwiespalt zwischen den Verbündeten und den Anfang der Annäherung Frankreichs an Rußland. Die Karten, nach welchen der Congreß die Hauptpunkte der neuen Grenze bestimmt hatte, waren bei einem dieser Punkte unrichtig gewesen. Der zwanzigste Artikel des Vertrags von Paris setzte fest, daß diese Grenzlinie, am schwarzen Meere einen Kilometer östlich vom See Burna-Sola beginnend, senkrecht auf die Straße von Ajjermau stoßen, dieser Straße bis zum Trajanswalle folgen, südwärts von Bolgrad vorbeilaufen, den Fluß Jalpuk hinauf bis auf die Höhe von Saratsika gehen und bei Katamori am Pruth enden sollte. Als die Grenzcommissare an Ort und Stelle kamen, fanden sie, daß es zwei Bolgrad's gab, von denen keines auf der Stelle lag, welche die Karte ihnen anwies. Das eine lag ganz nahe am See Jalpuk, das andere nordöstlich von demselben in einer Entfernung von etwa einer Stunde. Welches Bolgrad sollte nun Rußland verbleiben?

Rußland selbst verlangte das am Jalpukfee gelegene Bolgrad und bezog sich auf die Protocolle, nach welchen seine Bevollmächtigten ihre Zustimmung zu der neuen Grenzlinie erst gegeben, nachdem sie sich vergewissert hatten, daß die von Rußland in Bessarabien begründeten bulgarischen Colonien dadurch nicht gefährdet würden; und Bolgrad am See sei gerade der Hauptort dieser bulgarischen Colonien und könne daher selbstverständlich allein gemeint sein, während der andere Ort für gewöhnlich gar nicht Bolgrad, sondern fast immer Tabak genannt werde. Aber Rußland verlangte nicht nur Bolgrad am See, sondern auch einen Theil des Sees selbst, weil die Bewohner des Orts sich nur durch Fischerei im Jalpuk ernähren könnten.

England und Oesterreich wendeten dagegen ein, daß der Congreß bei Festsetzung der neuen Grenze hauptsächlich den Zweck im Auge gehabt habe, Rußland den Zutritt zu der Donau ganz zu verwehren; daß man es zu diesem Zwecke nicht nur von den Ufern dieses Flusses, sondern auch von den ziemlich zahlreichen mit demselben in Verbindung stehenden Seen entfernen müsse; daß, da der See Jalpuk mit einem der Hauptarme der Donau in Verbindung stände, der Zweck des Vertrags in diesem Punkte umgangen sei, wenn man Rußland gestatte, eine Flotille auf diesem See zu halten. Frankreich schlug vermittelnd eine Grenzlinie zwischen dem Jalpuk und Bolgrad am See vor, die, da der Ort fast unmittelbar am Ufer lag, so gut wie imaginär war, und war der Meinung, daß selbst der Besitz eines Theils des Sees die Freiheit der Donau nicht beeinträchtigen könne, da die Oertlichkeit der Errichtung einer Flotillenstation wenig günstig sei. Zwei andere Streitfragen kamen noch zu dieser Einen. Im schwarzen Meere liegt eine kleine unbewohnte Insel, die Schlangeninsel, welche die Donaumündung beherrscht. Sie gehörte eigentlich zur Türkei, aber die Pforte hatte sich nicht um dieselbe gekümmert, und Rußland hatte seit Jahren einen Leuchtthurm auf dem Felsen errichtet und betrachtete ihn als sein Eigenthum. Der Pariser Vertrag hatte die Schlangeninsel ganz und gar vergessen, und erst, als nach dem Frieden die Russen von Odessa aus Materialien zur Wiederherstellung des Leuchtthurmes hinschickten, wurde man auf die vergessene Insel aufmerksam, und es entstand die Frage, wem sie gehören solle. Nach dem Wortlaut des Vertrages mußte sie, da dieser gar nicht darüber verfügte, bei Rußland bleiben, das im factischen Besitz war; nach dem Geiste des Vertrags, der die von Rußland bisher ausgeübte Beherrschung der Donaumündungen beseitigen sollte, mußte die Insel der Türkei zurückgegeben werden. Nicht geringere Meinungsverschiedenheit herrschte darüber, ob das von Rußland abgetretene Gebiet zum Fürstenthum Moldau gehören, oder unter die unmittelbare Herrschaft der hohen Pforte kommen sollte. Der erste Paragraph des einundzwanzigsten Artikels sprach dieses Gebiet dem Fürstenthum Moldau zu, aber England und Oesterreich machten dagegen geltend, daß dasselbe niemals zu jenem Fürstenthume gehört habe und daß es von Rechtswegen dem früheren Besitzer, der Türkei, zurückgegeben werden müsse; daß es ferner für die Türkei eine Frage von hohem politischen Interesse sei, daß sie unmittelbar die Herrschaft über die Donaumündung ausübe. Rußland führte in beiden Punkten den Wortlaut der Verträge für sich an, erklärte aber hinsichtlich der Schlangeninsel und des abgetretenen Gebiets nachgeben zu wollen, wenn man die Frage über Bolgrad nach seiner Ansicht entscheide. Diesen Vorschlag wies man aber ebenso wohl in London wie in Wien zurück, und England weigerte sich, bis zur Entscheidung seine Flotte aus dem schwar-

Digitized by Google

gen Meere zurückzuziehen, während Oesterreich die Donaufürstenthümer besetzt hielt.

Um diese Meinungsverschiedenheit auszugleichen, bot sich kein anderes Mittel dar, als den Congreß von neuem zusammentreten zu lassen; Rußland, unterstützt von Frankreich, schlug eine Zusammenberufung desselben vor; es sollte jedoch diesmal nicht nach Stimmeneinheit, sondern nach Stimmenmehrheit entschieden werden, worüber man sich auch nach langem Hin- und Herverhandeln und anfänglichem lebhaften Widerspruch Englands und Oesterreichs noch vor Eröffnung der Conferenzen schließlich einigte. Abermals übernahm jetzt Frankreich eine Vermittlerrolle. Es gab die zuerst vorgeschlagene Demarcationslinie auf und schlug eine neue vor, die der alten bis zu dem Punkte folgte, wo sie den Trajanswall verließ und sich südlich wendet. Anstatt dieses zu thun, folgte die neue Grenzlinie dem Wall bis zum Flusse Jalpuk und gab Rußland am obern Jalpuk einen ansehnlichen Landstrich mit vielen bulgarischen Colonien, die es nach der früheren Abgrenzung verloren hätte, als Entschädigung für Bolgrad. Die Frage über die Schlangeninsel und die noch ernstere über das Donaudelta wurden dagegen zu Gunsten der Pforte entschieden. Rußland gab diesem Vermittelungsvorschlag seine Zustimmung, und da auch England und Oesterreich ihn annehmbar fanden, so hatte die Conferenz, als sie in den ersten Tagen des Januars 1857 wieder zusammentrat, nur einem bereits im Voraus abgemachten Uebereinkommen formell ihre Zustimmung zu geben. Zu gleicher Zeit kam man überein, daß die Arbeiten der neuen Abgrenzung so schnell als möglich betrieben werden sollten. Man wünschte die Räumung des schwarzen Meeres und der Donaufürstenthümer sowol als möglich zu beschleunigen, und so die schon zu lange aufgeschobene Ausführung einer der wesentlichsten Bestimmungen des Friedensvertrags zu sichern. Man nahm den 30. März 1857, den Jahrestag der Unterzeichnung des Friedensvertrags, als letzten Termin an, an welchem die Grenzlinie festgestellt oder wenigstens abgesteckt, die abgetretenen Gebietsstrecken übergeben, die Fürstenthümer und die Gewässer des türkischen Reichs von den österreichischen Truppen und dem englischen Geschwader geräumt sein müßten.

Die zweite wichtige Frage, worüber bald Differenzen entstanden, war die Regelung der Donaudampfschifffahrt. Schon im Monat August 1854, als Frankreich, England und Oesterreich die vier Punkte, welche die Grundlage ihrer Politik in der orientalischen Frage bilden sollten, untereinander feststellten, war als eine der Friedensbedingungen der Satz formulirt worden: „daß die Schifffahrt auf der Donau bis zu ihren Mündungen von jedem Hemmniß befreit und nach den in den Acten des Wiener Congresses niedergelegten Principien geregelt werden müsse." Im December desselben Jahres sprach eine dem Bevollmächtigten, Rußlands, dem Fürsten Gortschakoff von den Vertretern Frankreichs, Englands und Oesterreichs in Wien übergebene Denkschrift aus: „daß, um die Freiheit der Donaudampfschifffahrt die Entwickelung gewinnen zu lassen, deren sie fähig sei, es rathsam sei, die untere Donau von dem Punkte an, wo sie zwischen den beiden Uferstaaten Rußland und der Türkei gemeinsam werde, der durch den dritten Artikel des Vertrags von Adrianopel begründeten Territorialgerichtsbarkeit zu entziehen. Jedenfalls, fügten die drei Mächte hinzu, könne die freie Schifffahrt auf der Donau nicht für gesichert gelten, so lange sie nicht unter die Controle einer Syndikatsbehörde gestellt werde, welche mit den nöthigen Befugnissen ausgestattet sei, die an den Mündungen dieses Flusses vorhandenen oder später etwa entstehenden Hindernisse zu beseitigen."

Das österreichische Ultimatum vom December 1855 hatte durch die Bedingung, die Grenze Rußlands ganz von der Donau zu entfernen, die Frage über die Territorialjurisdiction beseitigt, und man kam überein, „daß die Freiheit der Donau und ihrer Mündung wirksam gesichert werden solle durch europäische Institutionen, in welchen die contrahirenden Mächte vorbehältlich der besonderen Stellung der Uferstaaten, welche nach den in der Wiener Congreßacte aufgestellten Principien über die Flußschifffahrt geregelt werden sollten, gleichmäßig vertreten sein müßten." Ebenso ward für jede der contrahirenden Mächte das Recht gefordert, an den Mündungen des Flusses ein oder zwei leichte Kriegsfahrzeuge zu stationiren, um die Ausführung der auf die Freiheit der Donau bezüglichen Bestimmungen zu garantiren.

Bekanntlich nahm der Pariser Congreß die Bedingungen dieses Ultimatums als Friedenspräliminarien an, und seine Verhandlungen über die Donaufrage gingen von diesem Standpunkte aus. Ihre Resultate sind in den Artikeln 15 bis 19 des Vertrags vom 30. März 1856 niedergelegt. Artikel 15 bestimmt: „Da die Wiener Congreßacte die zur Regelung der Schifffahrt auf den Flüssen, welche durch mehrere Staaten fließen oder die Grenze zwischen verschiedenen Staaten bilden, dienenden Principien festgestellt hat, so kommen die contrahirenden Mächte unter sich überein, daß in Zukunft diese Principien auch auf die Donau und ihre Mündungen Anwendung finden sollen. Sie erklären, daß diese Bestimmungen von nun an ein Theil des europäischen öffentlichen Rechts sein sollen, und stellen denselben unter ihre Garantie." Die Artikel 16 und 17 errichten zwei Commissionen, eine europäische von begrenzter Dauer, und eine permanente, in welcher nur die Uferstaaten vertreten sind. An der ersten nehmen Frankreich, Großbritannien, Oesterreich, Preußen, Rußland, Sardinien und die Türkei je mit einem Abgeordneten Theil. Ihr Amt war „die zur Freimachung der Donaumündung von Ismaila abwärts und der angrenzenden Theile des Meeres von Sandbänken und andern Hindernissen nothwendigen Arbeiten zu bezeichnen und ausführen zu lassen, um diesen Theil des Flusses und die bezeichneten Theile des Meeres so schiffbar als möglich zu machen." In der zweiten Commission saßen Abgeordnete Oesterreichs, Bayerns, der Türkei und Württembergs, wozu noch Commissarien der drei Donaufürstenthümer kommen sollten, ernannt mit der Genehmigung der Pforte. Ihr Auftrag war: „erstlich Reglements über die Schifffahrt und die Flußpolizei auszuarbeiten; zweitens alle Hindernisse, welche die Anwendung der Bestimmungen des Wiener Congresses auf die Donau noch verwehrten, zu beseitigen; drittens die auf der ganzen Länge des Flusses nothwendigen Arbeiten anzuordnen

Digitized by Google

und ausführen zu lassen; viertens nach der Auflösung der europäischen Commission über die Erhaltung der Schiffbarkeit der Donaumündungen zu wachen."

Der 18. Artikel setzt den beiden Commissionen für die Vollendung der in den vorhergehenden Artikeln erwähnten Arbeiten eine Frist von zwei Jahren; er fügt hinzu, daß die unterzeichneten Mächte, in Conferenz zusammengetreten und von der Vollendung der Arbeiten unterrichtet, nachdem sie davon Act genommen, die Auflösung der europäischen Commission aussprechen werden, und daß von diesem Augenblick an die vermanente Commission der Uferstaaten mit denselben Befugnissen ausgestattet sein solle, welche bis dahin die europäische Commission besessen. Der 19. Artikel wiederholt nur die Bestimmung des Ultimatums über die Stationirung von zwei leichten Kriegsschiffen von Seiten jeder der contrahirenden Mächte an den Donaumündungen.

So dehnte der Pariser Friedensvertrag das Princip der freien Schifffahrt, das man Anfangs blos auf die Mündung der Donau anwenden wollte, auf den ganzen Lauf des Stromes aus, nicht ohne Widerspruch der österreichischen Bevollmächtigten, die erst ihre Zustimmung gaben, als sie in Wien um neue Instructionen eingekommen waren. Frankreich befürwortete auch die Zulassung Bayerns und Württembergs in die Commission, zum Theil wohl mit dem Hintergedanken, sich in guter Erinnerung bei diesen beiden Staaten zu erhalten, deren Cabinete sich zu allen Zeiten der neuen kaiserlichen Regierung geneigter gezeigt hatten, als die der andern deutschen Staaten.

Die Mitglieder der Uferstaatencommission kamen in Wien im Laufe des Jahres 1856 zusammen und verhandelten unter österreichischem Vorsitz. Im Monat October 1857 unterzeichneten sie ein allgemeines Reglement unter dem Titel einer Schifffahrtsacte. Der erste Artikel bestimmte, daß die Schifffahrt auf der Donau von der Stelle, wo dieser Fluß schiffbar wird, bis zum schwarzen Meere und umgekehrt für den Handel vollkommen frei sei. Der fünfte Artikel erklärte die Schifffahrt aus dem offenen Meere nach jedem der Donauhäfen, und von jedem dieser Häfen in das offene Meer frei für die Fahrzeuge aller Nationen. Diese Fahrzeuge waren demnach ermächtigt, nach einander in jedem in der Richtung ihrer Reise gelegenen Hafen anzulegen. Bei der Bergfahrt konnten sie in jedem Hafen ganz oder zum Theil die Reisenden landen oder die Güter ausladen, welche sie vom Meere mitgebracht hatten. Ebenso konnten sie bei der Thalfahrt in jedem Hafen unterwegs die nach dem offenen Meere bestimmten Passagiere und Waaren aufnehmen. Dagegen war die eigentliche Flußschifffahrt, d. h. der Verkehr zwischen den verschiedenen Donauhäfen unter einander, den Fahrzeugen der Uferstaaten ausdrücklich vorbehalten, so daß also ein preußisches oder englisches Schiff von Constantinopel nach Wien segeln und die von seinem Abfahrtsort mitgebrachten Reisenden und Waaren in den dazwischen liegenden Häfen Galatz, Ibraila, Giurgewo, Belgrad, Pesth ꝛc. landen konnte, aber in keinem dieser Häfen nach dem andern mitnehmen durfte. Diese letztere beschränkende Bestimmung erregte sofort Einsprache bei den Großmächten, was um so natürlicher war, als sie gegen bereits bestehende Specialverträge verstieß, wie z. B., um nur einen zu nennen, der preußischen Flagge das Recht der Cabotage zwischen den verschiedenen Donauhäfen in den Fürstenthümern lange vor dem letzten orientalischen Conflict von der Pforte vertragsmäßig zugesichert war, und jetzt durch den Beschluß der Uferstaaten einseitig aufgehoben ward. Trotz dieser schweren Verletzung erworbener Rechte galten die ersten Einwendungen nur einer Formfrage, indem die beiden letzten Artikel der Schifffahrtsacte bestimmten, daß sie am 1. Januar 1858 in Kraft treten und zu diesem Zwecke spätestens binnen zwei Monaten ratificirt sein sollte. Diese Bestimmungen deuteten die Uferstaaten so, daß die von ihnen abgefaßte Acte sofort und ohne vorherige Genehmigung der Pariser Conferenz ausführbar werde. Diese vorherige Zustimmung der Conferenz verlangten aber sämmtliche Mitunterzeichner des Pariser Vertrags, welche nicht Uferstaaten waren, und erklärten einstimmig, daß die in Wien ausgearbeitete Donauschifffahrtsacte nicht blos durch die Ratification der Uferstaaten Gesetzeskraft erlangen könne, daß nach den Bestimmungen des Vertrags von Paris die Commission blos befugt sei das neue Reglement auszuarbeiten, daß dagegen der Conferenz das Recht zukomme, die einzelnen Bestimmungen zu prüfen und nach Genehmigung der Acte ihr Kraft zu geben. Das Wiener Cabinet, als Sprecher der Uferstaaten, sträubte sich lange diesen Einwendungen Gehör zu geben und wollte nur von einem Rechte der verschiedenen Mächte wissen, einzeln ihre Bemerkungen den Uferstaaten mittntheilen und mit ihnen die Abänderungen zu besprechen, welche in der Schifffahrtsacte wünschenswerth seien. Nach seiner Ansicht hatte sich die Conferenz auf die Unterfuchung zu beschränken, ob die Acte mit den 1815 auf dem Wiener Congreß festgestellten Principien übereinstimme. Erst als die Uferstaaten die Ratificationen unter einander ausgetauscht hatten, kam es durch gegenseitiges Nachgeben zu einer Verständigung. Die Conferenz beschränkte sich darauf die in der Acte erforderlichen Abänderungen zu bezeichnen und überließ der Commission der Uferstaaten die Sorge der endgiltigen Redaction. Die früher erworbenen Rechte wurden durch neue Specialverträge zwischen den betheiligten Staaten gewahrt.

Die Stichhaltigkeit der Gründe, welche bei dieser langen Verhandlung die sich gegenüberstehenden Parteien für ihr Verfahren anführten, näher zu erörtern, dürfte hier kaum am Platze sein, da die Frage nicht nach den Geboten der Logik, sondern nach diplomatischer Convenienz gelöst ward. Beide Theile riefen für sich die Bestimmungen der Wiener Conferenzacte über die Beschiffung der verschiedenen Staaten gehörigen Flüsse an, die natürlich beide Theile in ganz entgegengesetzter Weise deuteten. Wichtiger zum Verständniß der späteren Verwickelung war die Stimmung, welche Oesterreichs Auftreten bei den übrigen Mächten erregte. Sie war eine dem Wiener Cabinet entschieden ungünstige. England und Frankreich hatten mit Aufwendung ihrer ganzen Macht die Lösung des orientalischen Conflictes in die Hand genommen, und mit unermeßlichen Opfern an Blut und Geld die Freiheit der Donau von Rußland erkämpft; Oesterreich hatte während dieser ganzen Zeit

by Google

Gewehr in Arm im Hintergrund gestanden und hatte erst Partei ergriffen, als der Feind halb besiegt war und die Gefahr nahe trat, daß die orientalische Angelegenheit, und namentlich die Donaufürstenthümerfrage, ohne seine Zuziehung geregelt werden könnte. Jetzt wollte es die von dem Schwerte Anderer befreite Donau für sich und die Uferstaaten confiscieren, und denjenigen Mächten, welchen die Befreiung dieses Stromes allein zu verdanken war, eine schlechtere Stellung in dem Verkehr auf demselben bereiten, als sie vor dem Kriege eingenommen hatten.

Die gerechtfertigte Mißstimmung gegen das Wiener Cabinet, welche dieses Verfahren bei den übrigen Mächten erregte, wußte Kaiser Napoleon für seinen langgehegten Plan, eine vollständige Isolirung Oesterreichs herbeizuführen, mit großem Geschick zu benutzen. Bei der Regelung der wichtigsten auf dem Pariser Congreß offen gelassenen Frage, der Frage der Donaufürstenthümer, trat dieses Bemühen am deutlichsten hervor. Der Congreß hatte bekanntlich blos ihre internationale Stellung der Pforte und Europa gegenüber geordnet. Der 22. Artikel des Vertrages vom 30. März besagte, daß die Fürstenthümer unter der Oberlehnsherrlichkeit der Pforte und unter der Garantie der contrahirenden Mächte die Privilegien und Immunitäten zu genießen fortfahren sollten, in deren Besitz sie sich bis dahin befanden. Keine der garantirenden Mächte sollte ein ausschließliches Schutzrecht über sie ausüben. Ebenso wenig sollte ein Einzelrecht der Einmischung in die inneren Angelegenheiten der Fürstenthümer gestattet sein. Die folgenden Artikel, die sich gleichmäßig auf die Moldau und Wallachei bezogen, bestimmten, daß ihre Gesetze und Statuten revidirt werden sollen, und setzen die Form dieser Revision fest. Gleich nach dem Frieden beabsichtigten die Mächte eine besondere Commission mit dem Auftrag zu ernennen, die Zustände der Fürstenthümer zu untersuchen und die zu ihrer Reorganisation nothwendigen Vorarbeiten vorzunehmen. Im 24. Artikel versprach der Sultan in jeder der beiden Provinzen sofort einen Divan ad hoc einzuberufen, der durch seine Zusammensetzung alle Classen der Gesellschaft gewissenhaft vertrat. Diese Divans hatten sich über die Wünsche der Bevölkerung über die endgültige Reorganisation der Fürstenthümer auszusprechen. Diese Bestimmungen sollten jetzt zur sofortigen Ausführung kommen.

Schon zur Zeit der Wiener Conferenzen im Jahre 1855 hatte die französische Regierung den Gedanken an eine Union der beiden Fürstenthümer laut werden lassen. In letzterm hatte derselbe vielen Anklang gefunden, aber die Diplomatie wollte nichts davon wissen, obgleich dieser Unionsplan, wenn man ihn näher ins Auge faßt, sehr viel für sich zu haben scheint. Die Diplomatie litt auch diesesmal wieder an den nothwendigen Folgen der falschen Stellung, die sie zu Anfang des Krieges eingenommen hatte. Anstatt offen zu gestehen, daß sie den Krieg nur begonnen, um eine so wichtige europäische Frage, wie die orientalische war, an deren Regelung eben dieser Wichtigkeit wegen alle europäischen Mächte Theil nehmen mußten, von Rußland nicht eigenmächtig und einseitig entscheiden zu lassen, hatten sie Sorge für die Integrität der Türkei vorgeschützt und, um ihre Uneigennützigkeit recht hell leuchten zu lassen, erklärt, daß sie die Türkei von nun an als einen integrirenden Theil des durch das öffentliche Recht zwischen den verschiedenen europäischen Staaten festgestellten Systems betrachteten. So sehr sich nun auch im Verlauf des Krieges gezeigt hatte, daß die Zustände des türkischen Reichs durch und durch verrottet waren und ein allmähliches Hinsterben desselben unvermeidlich sei, konnte man doch nicht bei den Friedensverhandlungen durch ein Eingehen auf den Unionsplan, dessen Ausführung ein directer Angriff auf die Integrität des türkischen Reichs war, so offen von den einmal aufgestellten Principien abgehen, zumal da die Gesandten des Staates, den man alsdann als einen unheilbar Kranken behandelt hätte, in den Conferenzen als gleichberechtigte Mitglieder neben den übrigen saßen. So verbot diplomatischer Anstand auf einen Plan einzugehen, für den sonst sehr viel sprach. Daß die türkische Herrschaft auf der europäischen Seite der Dardanellen über kurz oder lang zum Sturze kommen muß, wird wohl kaum Jemand mehr leugnen. Um so nothwendiger ist es zur rechten Zeit Vorkehrungen gegen die unvermeidlich erscheinende Krisis zu treffen, und unstreitig ist es europäisches Interesse einen festen Kern zu organisiren, an den sich dann die sich allmählich von dem Türkenreich ablösenden Glieder anschließen können, anstatt die zerfallenen Trümmer herrenlos liegen zu lassen, bis sie die Habsucht der Nachbarn erregen und einen Kampf herbeiführen, der nur zu leicht zu einem europäischen Krieg werden könnte. Die zu einem solchen Krystallisationskern nöthigen Eigenschaften schienen die Moldau und Wallachei zu besitzen. Einem Stamme angehörend, dieselbe Sprache sprechend, Kinder einer und derselben Kirche und von Institutionen und Gesetzen regiert, die, wenn überhaupt, nur sehr wenig von einander abwichen, war die Vereinigung der beiden Fürstenthümer selbst im Interesse der Türkei ein sehr nahe liegender Gedanke; denn vereinigt waren sie stark genug, um im Donausystem des osmanischen Reiches eine wichtige Rolle zu spielen. Unbegründet war die Furcht der Türkei, daß die Fürstenthümer, einmal vereinigt, nach Unabhängigkeit und dann nach Vereinigung mit Rußland streben würden. Denn so lange die Pforte überhaupt bestand, hatte sie die Garantie der europäischen Mächte für sich, und die Fürstenthümer zeigten überdies durchaus keine Neigung, das kaum fühlbare Lehnsverhältniß zur Pforte mit der Unterwerfung unter russische Hoheit zu vertauschen, indem ihnen die Last des russischen Schutzrechts schon schwer genug geworden war.

Es war auch weniger Gefühl für diplomatischen Anstand, was einige der Mächte bewog, dem Unionsplan Widerstand zu leisten, sondern Absichten, die sie selbst auf die Fürstenthümer hatten. Die Pforte, welche die Waffen der Verbündeten von dem ihr aufgedrängten russischen Schutzverhältniß befreit hatten, wollte die günstige Gelegenheit benutzen, um ihre Rechte auf die Fürstenthümer auszudehnen, und ihre Suzeränität vielleicht mit der Zeit in Souveränität verwandeln. Oesterreich dagegen, außerdem daß es Pläne hegen konnte, bei dem Eintreten des Zerfalles des türkischen Reiches seine Besitzungen an der Donau zu erweitern, war es jedenfalls unangenehm, wenn sich an seinen südlichen Grenzen ein jetzt halb und später vielleicht

Digitized by Google

ganz unabhängiger Staat bildete, der genug Elemente der Selbständigkeit in sich besaß, um in Zukunft den Kern zu einem südslavischen Nationalstaate zu bilden, der auf seine Stammverwandten im Kaiserstaate eine bedenkliche Anziehungskraft ausüben konnte. Von diesen beiden Staaten ging daher auch der Widerstand gegen die französischen Unionspläne aus, dem sich auch Englaud anschloß, theils weil es bereits gegen das sich schon jetzt Rußland immer mehr nähernde Frankreich mißtrauisch zu werden anfing, theils weil es glaubte, die Fürstenthümer würden auch nach ihrer Vereinigung zu schwach bleiben, um nicht, gleich Griechenland, nach Kräftigung durch weitere Vergrößerung zu streben, und würden sich, eben auch wie Griechenland, bei diesem Streben nach Vergrößerung auf die Macht stützen, deren traditionelle Politik sich von jeher wenig um die gewissenhafte Beobachtung der europäischen Verträge bekümmert hatte und die ihnen außerdem stamm- und glaubensverwandt war, also auch auf Rußland. Auf Frankreichs Seite standen dagegen in dieser Frage Preußen, Rußland und Sardinien. Ersteres, weil es aufrichtig glaubte, durch die Union die europäischen Interessen am besten zu wahren; Rußland wohl hauptsächlich, weil es sich gegen Frankreich gefällig zeigen, dieses dadurch an sich heranziehen und dadurch das bereits nicht mehr allzufeste westmächtliche Bündniß lockern wollte; möglicherweise auch weil es die Stimmung in den Fürstenthümern, die sich entschieden für die Union aussprach, nicht gegen sich reizen wollte; Sardinien endlich, weil Oesterreich seine Interessen für gefährdet durch die Union hielt.

Es dauerte lange, ehe die Commission, welche sich mit der Organisation der beiden Fürstenthümer beschäftigen sollte, in Bukarest zusammentreten konnte. Die Commissarien waren längst ernannt, sollten aber ihre Verhandlungen erst an dem Tage beginnen, wenn die österreichischen und türkischen Truppen, welche die Moldau und Wallachei besetzt hielten, dieselben geräumt hätten. Diese Räumung sollte zwar sechs Monate nach dem Friedensschluß stattfinden, war aber durch die Meinungsverschiedenheiten, die bei der Regelung der Grenzfrage zu Tage kamen, verzögert worden. Wie England seine Flotte nicht aus dem schwarzen Meere ziehen wollte, bevor nicht der Streit über die Schlangeninsel entschieden, ebenso wollte Oesterreich erst die Fürstenthümer räumen, wenn der Streit über Bolgrad ausgeglichen und die neue Grenze Bessarabiens festgestellt sei. Die Commissarien, die sich bereits in Constantinopel befanden, mußten dort mehrere Monate in Unthätigkeit verweilen und begannen ihre Arbeiten an Ort und Stelle erst im Monat April 1857. Unterdessen hatte sich die Frage der Donaufürstenthümer schon erheblich verwickelt.

Die Pforte war von vorn herein bemüht gewesen, die Unionsfrage gar nicht zur Verhandlung kommen zu lassen. Zuerst hatte sie sogar die Berechtigung der Cabinete angezweifelt, sich mit dieser Frage zu beschäftigen; dann verlangte sie, daß es den Divans, welche die Ansichten und Wünsche der beiden Provinzen über ihre künftige Organisation aussprechen sollten, verboten werden solle, etwaigen Unionswünschen einen Ausdruck zu geben, und versuchte alle derartigen Bedingungen in den Entwurf des Firmans aufzunehmen, der die Befugnisse dieser Divans und das Wahlverfahren regelte. Darin fand sie jedoch selbst von Seiten Englands und Oesterreichs so wenig Unterstützung, und der Druck, den der energische Vertreter Frankreichs in Constantinopel, Thouvenel, auf das dortige Ministerium ausübte, war so stark, daß der Firman schließlich eine Fassung erhielt, welche der öffentlichen Meinung erlaubte, sich frei über die Frage der Union auszusprechen.

Die Pforte, auf diesem Terrain geschlagen, gab demungeachtet den Widerstand noch nicht auf und versuchte durch Einwirkung auf die Wahlen eine der Union ungünstige Erklärung von den Divans zu erlangen. Zweifel über die Auslegung mehrerer Bestimmungen des das Wahlverfahren regelnden Firmans, welche die Commissarien erhoben, gaben ihr einen Anlaß dazu. Der Kaimakan Fürst Ghika zögerte mit der Abfassung der Wahllisten, bis die Auslegung des Firmans festgestellt war. Vogoridès dagegen, der Kaimakan der Moldau, der ein bekannter Gegner der Unionsidee war, erklärte, daß man nicht auf die von den Commissarien in Constantinopel verlangte Auslegung zu warten brauchte, und daß die Wahllisten veröffentlicht werden müßten, um sofort zu den Wahlen zu schreiten.

Beide Parteien unter den Mächten, die Unionisten und die Antiunionisten, suchten diesen Zwischenfall zur Durchführung ihrer Ansichten zu benutzen. Die Gegner der Vereinigung der Fürstenthümer hielten es ihrem Interesse für gemäß, dem Kaimakan Vogoridès, der alle Maßregeln getroffen hatte, um Wahlen in, ihrem Sinne zu Stande zu bringen, und für den Erfolg einstand, freie Hand zu lassen, und der englische Gesandte, Lord Stratford, und der österreichische Internuntius, Prokesch von Osten, wirkten zu Gunsten dieser Ansicht auf den Pforteminister Reschid Pascha ein. Die Vertreter Preußens, Frankreichs, Rußlands und Sardiniens dagegen waren der Meinung, daß der übertriebene Eifer des Kaimakans der Moldau, die Wahlen zu Gunsten der Antiunionisten zu verfälschen, ebenso sehr den Wünschen des Congresses wie dem Geiste des Wahlfirmans widerstreite, und die Bedenken, welche sie in diesem Sinne ihren Collegen vorlegten, hatten soviel Gewicht, daß diese ihre Einwilligung zu einer Conferenz gaben, welche am 30. Mai 1857 stattfand und eine Verständigung über die geeignetsten Mittel, den Kaimakan der Moldau zu einer gewissenhaften Ausführung des Wahlfirmans zu nöthigen, zum Zweck hatte. Zu dieser Conferenz kam man überein, daß die Bukarester Commission im Einverständniß mit dem Kaimakan der Wallachei die zweifelhaften Punkte auslegen und diese Auslegung dem Kaimakan Vogoridès mittheilen solle, um in dieser Weise den Firman vorbehältlich der besonderen Fälle für die Moldau demgemäß auszuführen. Vogoridès aber hatte das Ergebniß der Berathungen der europäischen Commission gar nicht abgewartet, sondern ehe es noch in Jassy bekannt war, die Wahllisten veröffentlicht und alle Mittel unerlaubter Beeinflussung, Bestechung und selbst Gewalt angewendet, um Wahlen nach seinem Sinne zu Stande zu bringen. Das Land protestirte fast einstimmig gegen ein solches Verfahren, und die Vertreter Frankreichs, Preußens, Rußlands und Sardiniens in Constantinopel konnten nicht umhin, die Pforte an ihre Pflicht zu er-

Digitized by Google

innern, die von der Conferenz vom 30. Mai vereinbarten Beschlüsse gewissenhaft in Ausführung zu bringen. Sie verlangten zu diesem Zwecke, daß die Wahlen auf 14 Tage verschoben würden, und daß die Zwischenzeit zur Berichtigung der Wahllisten nach den in Bukarest angenommenen Grundsätzen benutzt werde. Die Pforte fügte sich diesem Verlangen, und ein Ministerrath hatte bereits den entsprechenden Beschluß gefaßt und denselben dem französischen Gesandten mitgetheilt, als die Vertreter Englands und Oesterreichs dazwischen traten und den großen Einfluß, den sie auf Reschid Pascha besaßen, benutzten, um den gefaßten Beschluß rückgängig zu machen. Gleichzeitig zeigten sie der Pforte officiell an, daß sie die Verantwortlichkeit für ihre Weigerung die Wahlen aufzuschieben auf sich nähmen.

Die entschiedene Oppositionsstellung, welche auf diese Weise England und Oesterreich gegen die übrigen Mächte einnahmen, konnte nicht verfehlen, auf letztere einen sehr verletzenden Eindruck zu machen. Das Pfortenministerium hatte die Verpflichtungen hintangesetzt, die es übernommen hatte; die Vertreter Englands und Oesterreichs waren einseitig von der von der Conferenz vom 30. Mai getroffenen Uebereinkunft abgegangen; sie hatten außerdem auf die Pforte einen Druck ausgeübt, der einem herrischen Protectorat nur zu ähnlich sah. Der Zweck des orientalischen Krieges, die Türkei nicht unter das einseitige Protectorat von einer oder zwei Mächten gerathen zu lassen, dessen Erreichung Frankreich allein 60,000 Soldaten gekostet hatte, war in Frage gestellt und die Würde der remonstrirenden Mächte durch die beleidigende Nichtbeachtung ihrer Vorstellungen tief verletzt. Sie waren es sich selbst schuldig, dafür Genugthuung zu fordern, und konnten jetzt nicht blos die Vertagung der angefochtenen Wahlen, sondern mußten die Annullirung derselben verlangen. Diese Forderung stellten die Vertreter Frankreichs, Preußens, Rußlands und Sardiniens gemeinsam als Ultimatum an die Pforte.

Der Sturz des Großveziers Reschid Pascha war die erste Folge dieses Schrittes. Die remonstrirenden Cabinete konnten damit aber noch nicht zufrieden sein, denn es handelte sich um keine Personen-, sondern um eine Prinzipienfrage, und die Pforte, berathen von Lord Stratford und Herrn Prokesch von Osten, weigerte sich immer noch standhaft die Wahlen für ungültig zu erklären. Frankreich, Preußen und Sardinien brachen daher am 5. August ihre diplomatischen Beziehungen mit der Pforte ab, und Rußland folgte am 6. August ihrem Beispiel. So war das Bündniß, welches England, Frankreich und Oesterreich zur Aufrechterhaltung der Integrität der Türkei am 15. April 1856 mit einander abgeschlossen, nach kaum sechszehnmonatlichem Bestehen thatsächlich gelöst, und Frankreich stand mit seinem alten Gegner Rußland seinen ehemaligen Verbündeten England und Oesterreich gegenüber.

Damit schien auch das ohnehin schon sehr gelockerte Bündniß der beiden Westmächte, welches während der orientalischen Krisis die europäische Politik beherrscht hatte, zum Zerfall reif zu sein. Ein Besuch des Kaisers Napoleon bei der Königin von England in Osborne heilte jedoch den Bruch wieder. Die Frage der Union wurde vor der Hand offen gelassen, und das englische Cabinet für die Ansicht der remonstrirenden Mächte gewonnen, daß die Wahlen annullirt werden müßten. Oesterreich, das nun vollkommen allein stand, mußte sich ebenfalls eines andern besinnen, und Lord Stratford und Herr Prokesch von Osten erhielten von ihren Höfen neue Verhaltungsbefehle, in Folge deren die Pforte ihren Widerstand gegen die Ungültigkeitserklärung der Wahlen aufgab. Es wurden demgemäß neue Wahlen in der Moldau ausgeschrieben, die gleich denen in der Wallachei im Allgemeinen günstig für die Union ausfielen. In dem in Bukarest zusammengetretenen wallachischen Divan fehlte es nicht an radicalen Elementen, die, Theilnehmer an der Revolution von 1848 und vor kurzem erst mit Erlaubniß der Pforte aus der Verbannung zurückgekehrt, sich sehr geneigt zum politischen Experimentiren zeigten. Sie gewannen viel Einfluß auf die Versammlungen, und daher kam es, daß der Divan, der seine Arbeiten am 26. December 1857 beendigte, der Lösung praktischer Fragen aus dem Wege ging und sich mit der Aufstellung allgemeiner Prinzipien begnügte. Er faßte sie in vier Punkten zusammen. „Erstlich: Garantie der Autonomie und der internationalen Rechte, wie sie in den in den Jahren 1393, 1460 und 1513 von den rumänischen Ländern mit der hohen Pforte abgeschlossenen Capitulationen niedergelegt sind, und als Consequenz Neutralität des moldau-wallachischen Gebiets; zweitens Vereinigung Rumäniens zu einem Staate unter einer und derselben Regierung; drittens Erhebung eines auswärtigen Fürsten aus einer der regierenden Familien Europa's auf den Thron unter der Bedingung der Erblichkeit und der Annahme der Landesreligion von Seiten seiner Nachfolger; viertens Einführung einer constitutionellen Repräsentativverfassung, den alten Herkommen des Landes gemäß organisirt und begründet auf eine einzige allgemeine Versammlung gewählt auf breiter Grundlage, so daß die allgemeinen Interessen der rumänischen Bevölkerung vertreten sind."

Auch der moldauische Divan begann mit der Aufstellung allgemeiner Prinzipien, welche seiner Meinung nach der Reorganisation des Landes zu Grunde liegen müßten und welche, obgleich in fünf Paragraphen getheilt, mit den von dem Divan der Wallachei angenommenen identisch waren. Daneben gingen aus seinen Berathungen noch eine ganze Reihe von Sätzen hervor, die sich auf die Regelung der verschiedenartigsten politischen und socialen Fragen bezogen. Alle diese Vorlagen hatte die europäische Commission zu prüfen und zu vervollständigen; nach Beendigung dieser Arbeit verfaßte sie einen Bericht, der, am 7. April 1858 in Bukarest unterzeichnet, von dem französischen Commissär Herrn von Talleyrand nach Paris gebracht ward, um dort der Conferenz vorgelegt zu werden.

Die Pariser Conferenzen, die am 4. Juli von neuem zusammentraten und am 28. August ihre letzte Sitzung hielten, hatten sich definitiv über den Abschluß der Arbeiten der von den Mächten ernannten Commission auszusprechen. Sie regelten die noch obschwebenden Differenzen über die Donauschiffahrtsacte in der schon früher angedeuteten ausgleichenden Weise; ihre vornehmste Beschäftigung aber war der Abschluß der Convention über die definitive Organisation der vereinigten Donaufürstenthümer. Am 19. August unterzeichnet,

regelte dieses Actenstück den Hauptpunkt, an den sich später die Verwickelung anknüpfte, die Oberhauptsfrage, in der Weise, daß die Versammlungen und die beiden Fürstenthümern gemeinschaftliche Centralcommission die Hospodare für jedes wählte, und Graf Buol rühmte von der Arbeit der Conferenz in einer Circulardepesche, daß sie die Union der Fürstenthümer nicht blos für den Augenblick fern halte, sondern auch ausreichende Bürgschaften dafür gebe, daß die Union nicht das Ergebniß der fortschreitenden Entwickelung in den Institutionen beider Länder werde. Somit schien der Sieg der österreichischen Politik gesichert, und als die Ratification der Donaufürstenthümeracte am 2. October 1858 in Paris ausgewechselt worden, konnte man nicht nur diese Frage, die seit so langer Zeit ein gespanntes Verhältniß zwischen Frankreich und Oesterreich unterhielt, sondern auch alle anderen durch die orientalische Frage entstandenen Differenzpunkte für geschlichtet halten. Auch versicherten noch officiöse Mittheilungen der österreichischen Regierung im December, daß die Beziehungen zwischen Frankreich und Oesterreich nichts zu wünschen übrig ließen.

In der langen Zeit aber, während welcher sich die Pariser Conferenzen mit der Wiederherstellung des Friedens beschäftigten, war auf allen Seiten bereits eine reiche Zwietrachtsaat wieder im Aufkeimen begriffen und die Stellung der verschiedenen Mächte zu einander hatte sich erheblich geändert. Die Gruppirung, wie sie unmittelbar nach dem Abschluß des Aprilvertrags gewesen, wo England, Frankreich und Oesterreich fest vereint zum Schutze der Türkei dem gedemüthigten Rußland und dem kaum beachteten Preußen gegenüberstanden, war ganz und gar verschoben, und neue Combinationen waren schon an ihre Stelle getreten, oder begannen sich anzubilden. Frankreich hatte zu diesen Veränderungen den Anstoß gegeben. Schon während der Pariser Conferenzen hatten sich die Beziehungen zwischen Rußland und Frankreich sehr bald wieder freundlicher gestaltet, und Ludwig Napoleon schien fast nur darauf bedacht zu sein, dem großen nordischen Staate durch einladendes Entgegenkommen die erlittene Demüthigung vergessen zu machen. Nach dem Friedensschluß war dieses Bemühen noch auffälliger an den Tag getreten. Der auszeichnende Empfang, den der französische Gesandte in Petersburg und ebenso der russische in Paris gefunden, die Begünstigung der Einsprüche Rußlands gegen die von dem Congreß vorgeschlagene Grenzregulirung, das beständige Zusammenstehen beider Mächte in der Unionsfrage den ehemaligen Verbündeten Frankreichs, England und Oesterreich, gegenüber, erschienen als ebenso viele Symptome, daß der Kaiser systematisch bemüht sei, durch seine Bestrebungen Rußland aus seiner Isolirtheit hervorzuziehen, es sich ebenso sehr zu verpflichten, als er sich England durch seine entscheidende Theilnahme an dem orientalischen Kriege, und Oesterreich durch die Wärme, mit welcher man um sein Bündniß geworben, gewonnen hatte. Dies hatte zur nächsten Folge eine Erkaltung der Beziehungen zu England, und ein näheres Anschließen dieses Staates an Oesterreich. Gemehrt wurde diese Erkaltung durch die rohe Freude, mit welcher viele französische Blätter die Bedrängnisse der Engländer in dem immer gewaltigere Dimensionen annehmenden Sepoy-Aufstande bejubelten, und den nahe bevorstehenden Umsturz der englischen Herrschaft prophezeiten; Aeußerungen, die in einem Staate mit freier Presse blos als merkwürdige Zeichen der sittlichen Verwilderung der sich so Aussprechenden betrachtet worden wären, deren Verantwortlichkeit in dem stark regierten Frankreich, wo Verwarnungen und beziehentlich Unterdrückungen rasch jedes mißliebige Wort der Presse treffen, doch in letzter Instanz auf die Regierung fällt. Diese Lockerung des englischen Bündnisses und Annäherung an Rußland gewann außerdem allmählich einen sehr bedeutenden Einfluß auf die Stellung des Kaisers zu Frankreich selbst, dessen Stimmung ein entscheidendes Motiv zu der später eintretenden Schwenkung der kaiserlichen Politik wurde. Die Sympathien der gebildeten Classen Frankreichs, welche Ludwig Napoleon sich durch die Art der Begründung seiner Herrschaft gründlich entfremdet hatte, und die er sich auch durch sein bisher brobachtetes Regierungssystem nicht hatte gewinnen können, wendeten sich ihm wieder zu, als er mit einer Entschiedenheit und Folgerichtigkeit, die man in der auswärtigen Politik Ludwig Philipps mit Schmerz vermißt hatte, ein System verfolgte, dessen Zweck, die Demüthigung Rußlands, und dessen Mittel, das Bündniß mit England, diese Classen, die in dem ersteren den Feind der Civilisation und der Freiheit Europa's, und in dem letzteren das Ideal ihrer politischen Hoffnungen sahen, gleichmäßig begeisterte.

Andere Classen, die dieser politischen Richtung nicht angehörten, deren republikanische Gesinnungen aber bisher dem Absolutismus der kaiserlichen Herrschaft widerstrebt hatten, waren durch den Waffenruhm versöhnt, den sich Frankreich in dem glücklich durchgeführten Kriege erworben hatte. Während desselben schwiegen daher die oppositionellen Parteien und näherten sich sogar dem Kaiser. Als man aber nach dem Frieden allmählich zu entdecken anfing, daß es Ludwig Napoleon weder um ein großes politisches Princip, noch lediglich um Frankreich zu thun gewesen war, sondern daß er die schweren Opfer des Kriegs an Geld und Menschen ganz wie der erste Napoleon nur gefordert hatte, um seinem Hause eine glänzende Stellung unter den Dynastien Europa's zu geben, erkalteten diese Sympathien ebenso schnell als sie entstanden waren. Auch die große Handelskrisis, welche, in dem letzten Viertel des Jahres 1858 in America beginnend, ihre Wirkung allmählich über alle am Welthandel betheiligten europäischen Staaten ausdehnte, trug zur Erhöhung der Mißstimmung bei. Sie zeigte die Hohlheit des materiellen Glücks, das Ludwig Napoleon Frankreich zum Ersatz für die verlorne Freiheit geboten hatte, und machte die große Masse der Zufriedenen, welche das unter der kaiserlichen Regierung zur üppigsten Blüthe aufgeschossene Börsenspiel an die bestehenden Zustände fesselte, stutzig, wie sie nicht minder einen tiefen Blick in die sich bis in die höchsten Kreise erstreckende Corruption gestattete. So gefesselt die französische Presse ist, wußte sie doch auf indirecte Weise dieser Unzufriedenheit Ausdruck zu geben, die sich noch deutlicher bei den Wahlen zum gesetzgebenden Körper im Juni 1857 zeigte, wo die constitutionelle Partei eine Coalition mit der altrepublikanischen Partei schloß und das Organ der ersteren, das Jour-

Digitized by Google

nal des Débats, die Candidatur Cavaignacs unterstützte. Frucht dieser Taktik war die Wahl von acht Kandidaten der republikanischen Partei (unter 268 Abgeordneten), ein Resultat, das trotz seiner Geringfügigkeit die Regierung sehr unangenehm berührte, und sie zu weiteren Repressivmaßregeln gegen die Presse veranlaßte. Auf der Bahn einer solchen Politik giebt es keinen Stillstand, und das Attentat, welches der italienische Geheimbündler Orsini mit einigen Genossen am 14. Jan. 1858 gegen den Kaiser unternahm, beschleunigte ihre Entwickelung nur. Das Sicherheitsgesetz, das Leben und Freiheit jedes Franzosen der Willkür der Polizei preisgab, die Ernennung eines Militärs, des Generals Espinasse, zum Minister des Innern, die Eintheilung von ganz Frankreich in fünf Militärbezirke, welche die fünf energischsten Marschälle als Generalgewaltige regierten, waren der reinste und ungeschminkteste Ausdruck der Säbelherrschaft. Nur der Wille des allmächtigen Kaisers sollte gelten und schweigend vollzogen werden. Der ganze Apparat von Zwangs- und Gewaltmaßregeln verfehlte aber seine Wirkung. Die öffentliche Stimme schwieg eine Zeitlang betroffen und eingeschüchtert, aber Ruhe kehrte in die Gemüther nicht zurück. Selbst in der so gefügigen gesetzgebenden Versammlung fand sich eine Opposition von 15 bis 20 Abgeordneten zusammen, und es wurden in ihrem Schooße sehr scharfe Kritiken gegen die verschwenderische Finanzverwaltung der kaiserlichen Regierung laut. Im Lande selbst erzeugten die neusten Maßregeln das Gefühl eines permanenten Ausnahmezustands, und brachten alle von einem solchen unzertrennlichen Uebel mit sich, wie z. B. die immer neu auftauchenden Gerüchte über Verschwörungen, Attentate, geheimnißvolle Verhaftungen, die wahrscheinlich meistens sehr übertrieben waren, aber trotzdem nur zu viel Glaubige fanden und das Publicum nicht zur Ruhe kommen ließen. Mit der Ersetzung des Generals Espinasse durch einen Minister bürgerlichen Standes suchte man zwar ein wenig von dieser Bahn gewaltsamer Politik abzulenken, aber eine Thatsache trat mit jedem Tage unzweifelhafter an's Licht: der Erwählte von 9 Millionen sing an in Frankreich allein zu stehen.

Die in Folge des Attentats ergriffenen Maßregeln verwickelten auch die Verhältnisse zu dem Auslande. Aus England, dem Asyl politischer Flüchtlinge aller Farben, waren die Meuchelmörder gekommen, welche das Leben des Kaisers bedroht hatten. An England ergingen daher Forderungen, das Asylrecht zu beschränken, und als diese zurückgewiesen wurden und hyperloyale Militäradressen auf diese Weigerung mit der Aeußerung antworteten, „daß dieses Nest von Meuchelmördern ausgenommen werden müsse," entstand ein solcher Sturm der Entrüstung gegen Frankreich in der öffentlichen Meinung Englands, daß Lord Palmerston nicht einmal seine, unter den obwaltenden Umständen sehr gerechtfertigte, Bill zur bessern Bestrafung von Attentaten gegen auswärtige Monarchen durch das Parlament bringen konnte und darüber zu Falle kam. Die Freisprechung eines der Mitschuld an dem Attentat Verdächtigen, des Dr. Bernard, durch die Londoner Geschworenen, obgleich juristisch gerechtfertigt, erweiterte nur die Kluft. Mit Eifer geförderte ausgedehnte Rüstungen in den französischen Seearsenalen schienen auf einen bevorstehenden Bruch mit dem Inselstaate hinzudeuten, und die Einweihung des Kriegshafens von Cherbourg vom 4.—8. August, zu welcher die Königin von England eingeladen war, schien trotz des besondern Nachdrucks, den der Kaiser in seiner Tischrede auf die Erhaltung der englischen Allianz legte, fast nur bestimmt zu sein, England den großartigen Umfang der französischen Angriffsmittel gegen die Nachbarinsel vor Augen zu führen. Trotz aller gegentheiligen Betheuerungen von beiden Seiten blieb das Verhältniß zwischen den beiden Regierungen ein gespanntes. Mißtrauisch beobachtete England seinen alten Verbündeten, und sah sich sogar bei zwei Gelegenheiten veranlaßt, vor dem Einfluß desselben auf eine Weise zurückzutreten, die seinem Stolze wenig schmeichelhaft sein konnte. Dies war bei der Cagliarifrage und bei der portugiesischen Verwickelung der Fall. Das Dampfboot Cagliari fuhr am 25. Juni 1857 von Genua ab, um über Cagliari nach Tunis zu gehen. Einige Stunden nach der Abfahrt bemächtigten sich fünfundzwanzig Passagiere durch Ueberfall des Capitäns, zwangen die Mannschaft das Schiff nach der Insel Ponza zu lenken, befreiten die dortigen Gefangenen und fuhren dann nach Sapri, um auf neapolitanischem Gebiet einen Aufstandsversuch zu machen, der ein sehr rasches Ende fand. Der Capitän, nachdem er endlich wieder freigegeben war, steuerte auf Neapel los, um dem dortigen Vertreter Sardiniens von dem Vorfall Anzeige zu machen, wurde aber auf dieser Fahrt von zwei neapolitanischen Fregatten angehalten und festgenommen. Die neapolitanische Regierung wollte die Mannschaft des Schiffes als Mitschuldige des Complotts bestrafen und den Cagliari nicht wieder herausgeben, was zu langen und gereizten Verhandlungen zwischen der sardinischen und neapolitanischen Regierung führte, und erst im Juni 1858 mit der Freilassung der Mannschaft und der Herausgabe des Cagliari endete. An und für sich von geringer Wichtigkeit, erlangte dieser Handel vornehmlich dadurch Bedeutung, daß Sardinien, von England nur lässig, von Napoleon III. dagegen mit großem Nachdruck unterstützt, sich von da an immer mehr an Frankreich anschloß, während es früher sich mehr zu England geneigt hatte, dem es durch seine Institutionen und durch seine Interessen eigentlich näher stand.

Die portugiesische Verwickelung wurde geradezu zu einer sehr deutlichen Demonstration gegen England benutzt. Das französische Schiff Charles et George hatte im Widerspruch mit den von den portugiesischen Colonialbehörden darüber erlassenen Vorschriften innerhalb des Gebietes der africanisch-portugiesischen Besitzungen Neger angeworben und ausgeführt. Am 29. October 1857 wurde es angehalten, nach Mozambique gebracht, der Capitän Rouzel vor Gericht gestellt und, des Sclavenhandels überführt, zu zwei Jahren Kettenstrafe, das Schiff dagegen zur Confiscation verurtheilt. Der Capitän legte gegen dieses Urtheil Appellation ein und wendete sich an die Behörde in Lissabon, wohin das Schiff mittlerweile geführt worden war. Ohne darauf Rücksicht zu nehmen, daß die Frage ordnungsgemäß den Gerichten zur Entscheidung verlag, schickte die französische Regierung ein Geschwader nach dem Tajo und verlangte von Portugal die sofortige vollständige

Digitized by Google

Freigebung des Schiffes und des Capitäns und eine Entschädigung für den Letztern. Vergeblich schlug Portugal vor, die Entscheidung des Lissaboner Appellationsgerichts abzuwarten, eventuell einer dritten unbetheiligten Macht die schiedsrichterliche Entscheidung zu übertragen. Es ging ein französisches Ultimatum nach Lissabon ab, welches der portugiesischen Regierung nur vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit gab, und wenn sie sich den französischen Forderungen nicht fügte, mit der Abberufung der Vertreter Frankreichs und der gewaltsamen Wegnahme des Charles et George, oder in Ermanglung desselben mit der Beschlagnahme portugiesischer Schiffe als Pfand drohte. Von England, dessen politische Wirksamkeit durch den indischen Aufstand noch zu sehr gelähmt war, im Stich gelassen, fügte sich Portugal der herrischen Forderung unter Protest. Dieses Verfahren zeigte nicht nur, wie rücksichtslos Frankreich gegen Schwächere von seiner Uebermacht Gebrauch zu machen geneigt war, sondern traf auch England, welches zu Portugal factisch fast in dem Verhältniß einer Schutzmacht steht, an seinem verwundbarsten Fleck. Es zeigte aller Welt, daß so lange Englands militärische Kräfte von dem indischen Aufstand in Anspruch genommen waren, es selbst dann den ruhigen Zuschauer spielen mußte, wenn in der eigentlichen Domäne seines Einflusses seinem treuesten Bundesgenossen die Gesetze des Stärkern diktirt wurden.

Wo suchte Kaiser Napoleon seine Allianzen, wenn sich das Bündniß mit England lockerte? Allem Anschein nach in Rußland. Immer intimer wurden die Beziehungen zu dieser Macht. Auf den Besuch bei der Königin von England in Osborne im August 1857 war nur einen Monat später die Zusammenkunft mit dem Kaiser von Rußland am Hofe von Stuttgart gefolgt, und man sprach schon von einem neuen Tilsit. Im October begab sich Prinz Napoleon, nachdem er mehrere deutsche Höfe besucht, nach Warschau. Schon im April desselben Jahres war der Großfürst Constantin, der Bruder des Czaren, in Toulon gelandet und hatte den Hof der Tuilerien besucht, um sich länger als einen Monat in Frankreich aufzuhalten, und sich erst dann zu der Königin von England nach Osborne zu begeben. Im December des folgenden Jahres kehrte er wieder, nachdem er in der Zwischenzeit die Beziehungen Rußlands zu Sardinien in auffälliger Weise cultivirt und durch Hülfe dieses Staates und im Einverständniß mit Frankreich Vorbereitungen getroffen hatte, der russischen Flotte eine Station im Mittelmeere zu erwerben. Die Freundschaft mit diesem italienischen Staate zeigte gerade die Richtung, in welcher sich die Politik der beiden Großmächte vereinigen sollte: in der Opposition gegen Oesterreich. Die Ursachen der Mißstimmung des Tuilerienecabinets gegen diesen Staat haben wir schon mehrfach berührt und haben nur noch hinzuzufügen, daß der Wiener Hof auch in anderer Weise versäumt hatte, seine Allianzen auszudehnen. Mit Preußen namentlich, ohne dessen Hülfe er Deutschlands Beistand nicht erlangen konnte, stand er schon seit den diplomatischen Siegen des Fürsten Schwarzenberg in den gespanntesten Verhältnissen, und die Reibungen zwischen den beiden Mächten hatten nicht aufgehört, zumal da Oesterreich beständig mit seinen Versuchen fortfuhr, in das natürliche Machtgebiet Preußens hinüberzugreifen. Es beging sogar den schweren Fehler, in einer Frage, die dem Herzen des Königs Friedrich Wilhelm sehr nahe lag, in der Neuenburger Verwickelung, der Action der preußischen Politik Hindernisse in den Weg zu legen, während der Kaiser von Frankreich diese Gelegenheit sehr geschickt benutzte, um durch seine entgegenkommende Vermittelung einen in jeder Hinsicht für Preußen sehr verdrießlichen Handel ehrenvoll zu vergleichen, und darin Gelegenheit fand, gerade dem Staat eine Gefälligkeit zu erweisen, der sich bis dahin gegen Berührungen mit der französischen Politik von allen am sprödesten verhalten hatte. Selbst die günstige Gelegenheit zum Einlenken, die sich ihm durch die Ernennung des Prinzen von Preußen zum Prinzregenten und die damit eintretende Cabinetsveränderung darbot, ließ Oesterreich unbenutzt, obgleich es von dem neuen Ministerium nicht die, in großen Dingen gefügige und nur an kleinen Differenzen nergelnde Politik des Cabinets Manteuffel, wohl aber eine in allen deutschen Fragen entschiedene und kräftige, dabei aber auch, bei aufrichtigem Entgegenkommen, zuverlässige Politik erwarten mußte. Im Gegentheil leistete es in der Rastatter Besatzungsfrage, in welcher Preußen nur die Bestimmungen der Bundesmilitärverfassung und sein gutes Recht wahrte, dem Berliner Cabinet hartnäckigen Widerstand und suchte es gestissentlich zu kränken. Nur mit England blieb es in gutem Einvernehmen, aber dieser Staat, noch an den Nachwehen seiner ostindischen Bedrängniß leidend, konnte ihm keinen nachdrucksvollen Beistand leisten. Trotzdem gab sich das Wiener Cabinet einem Gefühle der Sicherheit hin, das es sogar vermochte, das Heer beträchtlich zu reduciren, um damit einen ersten Schritt zu der sehr nöthigen Ordnung der Finanzen des Staats zu thun.

So standen die Sachen, als die Welt von dem Neujahrsgruß des Kaisers von Frankreich an den Freiherrn von Hübner, den österreichischen Gesandten am Tuilerienhofe, in Bewegung gesetzt ward. In solcher Spannung befanden sich die politischen Verhältnisse Europa's, daß wenige Worte von Paris aus die bedrohlichsten Aussichten für die Zukunft des halben Welttheils eröffneten. Sie lauteten: „Ich bedaure, daß die Verhältnisse mit Ihrer Regierung nicht so gut sind, wie in der Vergangenheit, aber ich bitte Sie, dem Kaiser zu sagen, daß meine persönlichen Gefühle für ihn sich nicht verändert haben." Es waren Worte, denen man keine sehr harmvolle Bedeutung beilegen konnte, deren Eindruck gegar offeiöse und offizielle Versicherungen des Tuilerienecabinets abzuschwächen suchten, die aber sehr bald bedenkliche Commentare erhielten. Die Plänkeleien gegen Oesterreich hatten in der französischen inspirirten Presse in Folge der Aufregung begonnen, welche der Montalembert'sche Proceß und verwandte Ereignisse in Paris und den Departements hervorgerufen und die den todtgeglaubten politischen Parteien neues Leben eingeflößt hatte. Eine Note im Moniteur vom 4. December hatte ihnen damals ein Ende gemacht. Jetzt begannen sie von neuem, um nach wenigen Tagen strafend gerügt zu werden, ohne daß sie deshalb aufhörten. Man konnte sie daher wohl als einen Versuch betrachten, die Aufmerksamkeit der Franzosen von den innern Angelegenheiten ab und auf das Ausland hinzulenken. Doch

Digitized by Google

erfuhr man bald, daß zwischen Ludwig Napoleon und dem Wiener Cabinet wirklich Differenzen schwebten. Seit mehreren Monaten hatten zwischen Oesterreich und Frankreich wegen Italien Unterhandlungen stattgefunden. Der französische Kaiser hatte den lebhaften Wunsch ausgedrückt, Reformen, namentlich im Kirchenstaat, eingeführt zu sehen. Er hatte die österreichische Regierung dringend ersucht, ihren Einfluß dafür beim Papst und beim König von Neapel aufzubieten, und sich bereit erklärt, die eigenen Truppen aus Rom zurückzuziehen, vorausgesetzt, daß auch die Oesterreicher die von ihnen besetzten Punkte räumten. Oesterreich hatte wenig Neigung gezeigt, auf diese Vorstellungen einzugehen. Selbst die Truppen, welche Oesterreich an den Grenzen Serbiens gesammelt hatte, wo man Anstalten traf, sich von der Pforte factisch unabhängig zu machen, waren ein Beschwerdepunkt für Napoleon, der ein einseitiges bewaffnetes Einschreiten Oesterreichs zu fürchten vorgab. Auch die vor der Hand fehlgeschlagene Union der Donaufürstenthümer konnte er sichtlich noch nicht verschmerzen. Alles dies waren Differenzen, über welche man sich durch aufrichtiges Entgegenkommen leicht verständigen konnte. Versteckten sich aber nicht vielleicht hinter ihnen tiefer greifende Meinungsverschiedenheiten? Damals glaubten Viele, daß dem nicht so sei, und schmeichelten sich mit der Hoffnung, daß eine Trübung der politischen Verhältnisse, hervorgegangen aus der Mißstimmung zweier mächtigen Herrscher, von keiner langen Dauer sein werde. Bald aber entwickelten sich die Ereignisse in einer Weise, welche zeigte, daß dem Verhalten des französischen Kaisers ein von langer Hand vorbereiteter und wohlorganisirter Plan zu einem Angriff auf Oesterreichs Stellung zu Grunde lag, der die italienische Frage zum Ausgangspunkt nahm. Sardinien war bestimmt, in demselben das Vordertreffen zu bilden.

Nach den schweren Niederlagen, die dieser Staat 1848 und 49 durch Oesterreichs Waffen erlitten, hatte er sich mit anerkennenswerthem Eifer dem Ausbau seiner neuen constitutionellen Verfassung, der Heilung seiner finanziellen Schäden und der Hebung seiner materiellen Interessen gewidmet. Als constitutioneller Staat stand er in natürlichem Gegensatz zu seinen italienischen Nachbarn und vornehmlich zu Oesterreich, dem großen Hort der absolutistischen Regierungen der apenninischen Halbinsel, das durch Umsichgreifen liberaler Tendenzen mit dem Zusammensturz seines politischen Systems auf derselben bedroht war. Eine gereizte Stimmung zwischen den beiden Nachbarn war nur natürlich, und es hatten zahlreiche Reibungen stattgefunden, von denen mehrere fast bis zum vollständigen Bruche führten. Beim Ausbruche des orientalischen Krieges hatte Sardinien, sich über gewichtige Bedenken hinwegsetzend, die kühne Politik befolgt, an der Seite der Westmächte an dem Krimfeldzuge Theil zu nehmen, und sich dadurch die Sympathien und den Schutz derselben und einen Platz unter den Großmächten auf den Pariser Conferenzen verschafft. Diese Gelegenheit hatte es benutzt, um vor den widerwilligen Ohren Oesterreichs die Beschwerden Italiens zur Sprache zu bringen, und gezeigt, daß der Druck, den Oesterreich auf die übrigen Staaten der Halbinsel ausübe, die Grundursache der Uebelstände derselben sei. Graf Walewski hatte wenigstens in Bezug auf den Kirchenstaat anerkannt, daß eine Regierung, die sich nur durch die Anwesenheit einer fremden Truppenmacht in ihrem Fortbestand halten könne, in einer abnormen Lage sei, und im Namen der französischen Regierung deren Bereitwilligkeit erklärt, die französischen Truppen aus Rom zurückzuziehen, wenn Oesterreich dasselbe thue. Lord Clarendon ging noch weiter und suchte das Uebel in seiner Grundlage anzufassen. Die Entfernung der fremden Truppen genüge nicht, sondern die Verwaltung müsse gründlich umgestaltet werden, um die Ursachen der nur zu berechtigten Unzufriedenheit des Volkes zu entfernen. Rußland und Preußen hielten sich zurück; Oesterreich behauptete, die Beschwerden des Grafen Cavour seien unbegründet, mußte aber doch das Wünschenswerthe der Räumung des Kirchenstaates zugeben.

Diese kurze Besprechung der italienischen Frage auf dem Congreß bildete den Anknüpfungspunkt zu Verhandlungen zwischen dem Wiener und dem Pariser Cabinet. Graf Walewski eröffnete sie im Juni 1857 durch eine Note, in welcher er Oesterreich für den Kirchenstaat Säcularisirung der Verwaltung und Bildung eines Staatsraths von Laien mit berathender Stimme bei der Gesetzgebung, Errichtung einer Consulta zur Vertretung der Landesinteressen und Bewilligung des Budgets, Errichtung von Provinzialräthen, gerichtliche Reform durch ein bürgerliches Gesetzbuch und Ordnung des in heillose Verwirrung gerathenen Steuersystems vorschlug. Oesterreich beantwortete die Note durch einen Gegenvorschlag, der die beantragten Reformen in bloße Scheinconcessionen verwandelte. Die Sache blieb nun liegen, bis sie, wie oben erwähnt worden, Ludwig Napoleon gegen Ende des Jahres 1858 wieder gegen den österreichischen Gesandten zur Sprache brachte.

Während die Diplomatie über eine ordnungsmäßige Regelung der italienischen Frage nicht einig werden konnte, hatte Ludwig Napoleon sie in Italien selbst und in bedenklichster Weise angeregt. Die Veröffentlichung des letzten Briefes des Mörders Orsini, in welcher dieser dem Kaiser die Erfüllung der revolutionären Hoffnungen der italienischen Patrioten an's Herz legt und ihn gewissermaßen zu seinem Testamentsvollstrecker macht, konnte schwerlich ohne Mitwissen der französischen Regierung geschehen sein, und dieser Schritt steigerte die schon seit langem in Italien gährende Erbitterung gegen die österreichische Präponderanz auf's Aeußerste. Alle Bemühungen des Wiener Cabinets, wenigstens unter der Bevölkerung des lombardisch-venetianischen Königreichs eine bessere Stimmung hervorzurufen, erwiesen sich als erfolglos. Selbst daß der den Italienern günstig gesinnte Generalgouverneur, Erzherzog Ferdinand Maximilian, die Härten der Militärherrschaft zu mildern suchte und an die Behörden ein Rundschreiben erließ, welches großes Wohlwollen gegen die italienische Bevölkerung athmete, mit Schärfe gegen gewisse Mängel der Verwaltung, herrschsüchtige Bevormundung und weitschweifiges Formelwesen sich aussprach, die edelsten Grundsätze verkündete und strenge Rechtlichkeit und Gesetzlichkeit zur Pflicht machte, wollte wenig helfen. Einerseits gerieth er darüber mit der Militärpartei in Zwist, die durchaus in der alten Weise fortherrschen wollte, andrerseits wußten die Italiener ihm kaum Dank dafür, schonten höchstens

Digitized by Google

seine Person, vergaßen aber nicht ihren alten Haß gegen die Oesterreicher. Die Steigerung der Preise der kleinen Lebensbedürfnisse, welche durch die Verhältnisse des Münzfußes hervorgerufen wurde, und ein neues Conscriptionsgesetz, das drückender als das bisherige war und erst in der größten Stunde abgeändert ward, steigerten die Gährung so weit es möglich war, und Flugschriften und Zeitungen aus Piemont sorgten dafür, daß die Flammen des Hasses und die Hoffnung auf Erlösung durch Sardinien lebendig blieben. Zündend wirkte im November eine angebliche Anrede des Königs von Sardinien an seine Officiere, welche für das Frühjahr Krieg verhieß, wogegen ein Rundschreiben des Grafen Cavour einige Wochen später die Gerüchte von einem nahen Bruche zwischen Oesterreich und Turin vollständig widerlegte und erklärte, daß nichts vorgefallen sei, wodurch die zwischen beiden Mächten herrschende Kälte in offene Feindschaft verwandelt werden könnte.

Dagegen schlug die Neujahrsrede Ludwig Napoleons wie ein Blitz ein, und der Zorn der Italiener gegen die österreichische Oberherrschaft loderte heller als je. In Sardinien sprach man nur noch von Krieg, aber, anstatt daß 1848 die Losung gelautet hatte: „Italia farà da se," wollte man jetzt nur im Verein mit Frankreich und Rußland kämpfen, um Italien zu befreien! Mittlerweile diplomatisirte Oesterreich in Paris, schickte aber nach Italien 30,000 Mann seiner besten Truppen als Verstärkung, und der Generalgouverneur Erzherzog Ferdinand Maximilian ging auf Urlaub. Während die Welt zwischen wiederholten Friedensversicherungen des Moniteurs, hervorgerufen durch die sich sehr entschieden äußernde Unlust der französischen Bevölkerung gegen jeden Krieg, und der aus Italien heraufballenden kriegerischen Begeisterung zweifelnd hin und her schwankte, eröffnete am 10. Januar der König von Sardinien die Kammern in Turin mit einer Rede, an deren Schluß er sagte: „Der Horizont, in dessen Mitte das neue Jahr aufsteigt, ist nicht der heiterste. Gekräftigt durch die Erfahrung der Vergangenheit lassen Sie uns den Geschicken der Zukunft entgegenschreiten. Diese Zukunft wird glücklich sein, da unsere Politik auf der Gerechtigkeit und auf der Freiheits- und Vaterlandsliebe beruht. Unser an Umfang kleines Land hat in den Berathungen Europa's Bedeutung erworben, weil es groß ist durch die Idee, welche es repräsentirt, durch die Theilnahme, welche es einflößt. Diese Lage ist aber nicht frei von Gefahr, da wir, während wir die Verträge respectiren, deswegen nicht unempfindlich sind für den Schmerzensschrei, der aus so vielen Theilen Italiens zu uns dringt. Stark durch Eintracht, vertrauend auf unser gutes Recht, erwarten wir mit Klugheit und Entschlossenheit die Beschlüsse der göttlichen Vorsehung."

Diese Rede stimmte schlecht zu den beruhigenden Versicherungen, die von Paris aus nach allen Seiten gingen. Dort hatte man wohl auch wirklich die Lust am Kriege verloren, gegen den sich die öffentliche Meinung mit großer Energie aussprach, von dem die patriotische Aufregung, welche die französischen Drohungen jenseit des Rheins hervorgebracht hatten, abrieth; vielleicht hatte man nicht einmal den Krieg gewollt, sondern hatte nur durch Demonstrationen eine Concession von Oesterreich erlangen wollen, und hätte sich, da dieses nicht wich, gern wieder zurückgezogen, wenn man einen ehrenvollen Vorwand dazu gefunden, und wenn man sich nicht mit Sardinien zu weit engagirt gehabt hätte. Ludwig Napoleon hatte sich, trotz seiner absolutistischen Politik im eigenen Lande, immer mit dem Gedanken der Befreiung Italiens beschäftigt. Ebenso wie der erste Napoleon im Grunde seines geistigen Charakters viel mehr Italiener als Franzose, hatte er warme Sympathien für die Sache Italiens, und schon in seiner Jugend sah man ihn für dieselbe unter revolutionärer Fahne kämpfen. Schon dieser Umstand mußte sein Auge auf Sardinien lenken, als er nach einem Mittel suchte, sich mit Oesterreich auf dem diplomatischen Schlachtfelde zu messen. Der sardinische Staat hatte sich durch die ruhige und gedeihliche Entwickelung, die er seit seiner Reorganisation genommen, im Ganzen die Sympathien Europa's gewonnen. Wie man auch immer von seiner Berechtigung, als Vorkämpfer der italienischen Nationalität aufzutreten, und von der Art, wie er diese Rolle 1848 und 1849 durchführte, denken mag, immerhin läßt sich nicht leugnen, daß er für seine oppositionelle Stellung gegen Oesterreich die Entschuldigung der Pflicht der Selbsterhaltung hatte.

Die Machtstellung der verschiedenen italienischen Staaten hatte sich durch die Abmachungen des Wiener Congresses wesentlich verändert. Vor der französischen Revolution war Sardinien, durch den Besitz der wichtigsten Alpenpäße die Zugänge zu Oberitallen beherrschend, der einflußreichste Staat auf der Halbinsel, wo Oesterreich damals nur das von seinen übrigen Besitzungen getrennte mailändische Gebiet besaß. Die Umgestaltung der Karte aber verlieh ihm auch noch das venetianische, und mit dieser wohl abgerundeten Ländermasse drückte es jetzt auf den Nachbar, und als es sich zum Vollstrecker der Gebote der heiligen Allianz machte und sein Wort und seine Heere in Italien die Throne sicherten und die Verfassungen umstürzten, war Sardinien nicht blos nicht mehr der einflußreichste Staat auf der Halbinsel, sondern war selbst in Abhängigkeit von Oesterreich gerathen. Die Umgestaltungen der Jahre 1848 und 1849 trennten Sardinien von dem österreichischen System und gaben ihm die Selbständigkeit wieder; aber Oesterreich übte noch auf andere Weise einen Druck auf dasselbe aus. Es hatte 1847 mit Parma und Modena Verträge abgeschlossen, welche ihm erlaubten, im Falle von Unruhen, auch ohne die Aufforderung der betreffenden Fürsten abzuwarten, in diese Länder einzurücken, und im Fall eines Krieges sie ganz wie sein eigenes Gebiet zu behandeln. Wohl kann man sagen, daß durch diese Verträge Parma und Modena in allem Wesentlichen ihre Souveränitätsrechte aufgaben und factisch zu Besitzungen Oesterreichs wurden. Damit umschloß aber der Kaiserstaat Sardinien vollständig, rückte seine Grenzen bis wenige Märsche von Genua vor und sah sich in Stand gesetzt, im Kriege alle Vertheidigungslinien seines Nachbars von Süden aus zu umgehen. Daß Sardinien gegen ein solches Umsichgreifen Oesterreichs, womit dieses über alle durch die Verträge von 1815 garantirten Rechte weit hinausging, protestirte, war nur natürlich, und wenn Ludwig Napoleon diesen Protest unterstützte, konnte kein Staat Europa's etwas dagegen einwenden.

Digitized by Google

Der andere Hebel, den Frankreich durch Sardiniens Hülfe gegen Oesterreich in Bewegung zu setzen gedachte, waren die inneren Zustände von Italien überhaupt. Die chronisch gewordene Anarchie im Kirchenstaate, die unbefriedigenden Zustände der Staaten Mittelitaliens sind weltbekannt, und Jedermann giebt zu, daß die Abneigung der Regenten dieser Staaten, auch nur den allerbilligsten Wünschen ihrer Unterthanen für eine bessere Sicherung ihrer Rechte und eine Besserung der innern Verwaltung nachzugeben, der Revolution viel mehr Anhänger wirbt, als Mazzini mit allen seinen Brandschriften. Dieses Widerstreben der italienischen Fürsten gegen jede Reform entsteht aber lediglich aus dem Bewußtsein, daß sie im schlimmsten Falle stets auf die Unterstützung österreichischer Bajonnete rechnen können. Europa kann es aber keineswegs gleichgültig bleiben, daß Zustände, welche die Revolution geradezu herausfordern, erhalten bleiben, und jeder Versuch, durch ein billiges Maß von Reformen die Gemüther in Italien zu versöhnen, muß seinen Beifall finden, ja sein Interesse gebietet ihm sogar, mit Nachdruck auf solche Reformen zu dringen.

Wir wissen nicht, ob Ludwig Napoleons Pläne von Haus aus dieses billige Maß einhielten; dem Scheine nach thaten sie es, und es ist möglich, daß er von Sardinien weiter fortgerissen wurde als er selbst wünschte. Graf Cavour reiste bereits im Herbste 1858 nach Plombières, wo sich damals der Kaiser aufhielt, hatte dort lange Unterredungen mit ihm und kehrte sehr befriedigt nach Turin zurück. Schon damals soll die Verheirathung der sardinischen Prinzessin Clotilde mit dem Prinzen Napoleon, dem Vetter des Kaisers, verabredet worden sein. Die italienische Politik des Kaisers war überhaupt prononcirter geworden, seitdem er sich seinem Vetter, mit dem er längere Zeit gespannt gewesen, wieder genähert hatte. Prinz Napoleon Hieronymus hatte sich immer offen zu revolutionären Sympathien bekannt. In der legislativen Versammlung hatte er dem Berge angehört. Im Palais Royal fuhr er fort, sich mit radicalen Elementen zu umgeben, und er durfte sich ungestört eine Sprache erlauben, die Niemand sonst in Frankreich wagen konnte. Eine Zeitlang war davon die Rede, ihn als Vicekönig nach Algerien zu exiliren. Das unterblieb, und er erhielt als Minister der Colonie und Algerien einen Sitz im Cabinet. Von da an that sich in der Politik Frankreichs eine Strömung kund, die mit der officiellen Politik des Cabinets häufig in Widerspruch kam. Diese war immer dem Frieden geneigt, jene wollte beständig zum Kriege treiben, und in diesen beiden entgegengesetzten Strömungen zeigte der Kaiser nicht die Festigkeit, die man ihm früher immer nachgerühmt hatte.

Soviel zur Situation im Allgemeinen. Die Thronrede des Königs von Sardinien hatte Oesterreich veranlaßt, neue Truppenverstärkungen nach Italien zu schicken und sich im Auslande nach Mitteln zum Kriege umzusehen, da im Lande ohne außerordentliche Maßnahmen kein Geld zu bekommen war. Man versuchte in London eine Anleihe von sechs Millionen Pfund, die Finanzwelt war aber bereits so mißtrauisch gegen die Haltbarkeit der österreichischen Zustände geworden, daß kaum eine Million Nehmer fand. Mittlerweile traf man auch Kriegsvorbereitungen in Turin. Das Ministerium legte am 5. Februar ein Project zu einer Anleihe von fünfzig Millionen Francs vor und sagte zur Begründung seiner Forderung, „die außergewöhnlichen Rüstungen Oesterreichs in der Lombardei, seine an den Grenzen des Po und Tessin concentrirten Truppen, die Befehle zur Verproviantirung einer Menge Localitäten nahe den Grenzen und die kürzlich gemachte Anleihe, was alles wenig friedliche Neigungen Oesterreichs verriethe, hätten die öffentliche Meinung in Aufregung versetzt. Das Ministerium habe Vertrauen in den Patriotismus der Kammer und hoffe, sie werde die nöthigen Ausgaben bewilligen, um die Freiheit und nationale Unabhängigkeit zu beschützen." Diese Worte waren, wenn nicht gerade herausfordernd gegen Oesterreich, doch kriegerisch genug. Außerdem hatte am 31. Januar in Turin die Vermählung des Prinzen Napoleon mit der Prinzessin Clotilde stattgefunden, ein Ehebündniß, durch welches sich Frankreich noch mehr als bisher mit der sardinischen Politik zu identificiren schien, und General Niel, ein ausgezeichneter und dem Kaiser besonders nahestehender Kriegsmann, hatte eine militärische Rundreise durch Sardinien gemacht und die Festungen besichtigt. Lauter bedenkliche Zeichen.

Am 7. Februar hatte auch Ludwig Napoleon die Session der Kammern eröffnet. In seiner Rede hob er mit Nachdruck hervor, daß es ihm gelungen sei, die Allianz mit England zu befestigen, und beglückwünschte sich wegen der guten Beziehungen zu Rußland und Preußen. In Bezug auf Oesterreich und die Kriegsbesorgnisse äußerte er sich auf eine Weise, welche fast allgemein, selbst von den officiösen Organen des Wiener Cabinets, im friedlichen Sinne ausgelegt ward. Man fand darin eine starke Geneigtheit des Kaisers angedeutet, aus der gefährlichen Stellung, in welche er sich eingelassen, sich zurückzuziehen, und gab der Ueberzeugung Raum, daß die einmüthigen Erklärungen Englands und Deutschlands gegen jeden Friedensstörer und jede Friedensstörung auf ihn Eindruck gemacht hätten.

Unterdessen hatte sich die Verwickelung durch einen neuen Knoten noch mehr verschürzt. Die Union der Donaufürstenthümer, welche die Pariser Conferenzen zur vordern Thür hinausgeführt hatten, kam zur hintern Thür wieder herein. Den Divans der beiden Länder war die Wahl der Hospodare überlassen worden, und sie wählten beide eine und dieselbe Person, den Fürsten Cusa, einen der Union eifrig ergebenen Mann. In London, Paris und Berlin zeigte man sich geneigt, die Wahl als eine vollendete Thatsache anzuerkennen, Oesterreich remonstrirte dagegen, ging aber den vom englischen Cabinet gemachten Vorschlag ein, die Frage der Pariser Conferenz zur Entscheidung zu überlassen, mit ausdrücklichem Ausschluß der italienischen Angelegenheiten von der Verhandlung. Der Tag für die Eröffnung der Conferenzen ward auch wirklich angesetzt, und die Diplomaten der Mächte, deren Heere mit halbgezogenem Degen einander gegenüberstanden, schienen unterdessen berufen zu sein, friedlich mit einander zu unterhandeln.

Das Seltsame an der ganzen Lage war, daß dem Anscheine nach eine bloße Mißstimmung der Cabinete gegen ein-

ander Anlaß zu der drohenden Kriegsgefahr gab, daß aber keines derselben Forderungen stellte, welche sich nicht durch diplomatische Verhandlungen hätten ausgleichen lassen. Den beiden Mächten England und Preußen, die bei dem Streit nicht direct betheiligt waren und die nicht wünschen konnten, daß ein localer Hader sich zu einem europäischen Kriege ausdehne, mußte vor allem daran liegen, Klarheit in die Situation zu bringen und die Mißstimmung auf bestimmt formulirte Forderungen zu reduciren. Lord Cowley, der englische Gesandte in Paris, begab sich, nachdem er sich über die Absichten Ludwig Napoleons Gewißheit verschafft, im Auftrage seines Hofes nach Wien, um die Ansichten des dortigen Cabinets kennen zu lernen, und dann zwischen Wien und Paris direct das Vermittelungswerk mit nachdrücklicher Unterstützung Preußens zu beginnen. Während er noch unterwegs war, schien eine der Hauptschwierigkeiten sich ganz von selbst beseitigen zu wollen, indem der Papst durch seinen Staatssecretär Cardinal Antonelli am 22. Februar dem französischen und österreichischen Gesandten anzeigte, daß er (der Papst) sich für hinreichend stark in seinen Staaten halte, seinen Thron selbst zu sichern und den Frieden zu erhalten. Deßhalb sei er bereit mit beiden Mächten ein Abkommen über die baldigst thunliche Räumung des päpstlichen Gebiets Seitens der österreichischen und französischen Truppen zu treffen. Lord Cowley traf am 27. Februar in Wien ein und verabredete mit dem dortigen Ministerium die Grundlagen zu Unterhandlungen, durch welche man einen befriedigenden Mittelweg für die Ordnung der italienischen Zustände ausfindig, und die Erhaltung des Friedens möglich zu machen glaubte. Sein Aufenthalt in Wien, der sich bis zum 10. März verlängerte, fiel in eine Zeit, wo die sehr entschiedenen Erklärungen aller Parteiführer im Parlamente gegen jede aggressive Politik, die Haltung Preußens und Deutschlands, die bedeutende Machtentfaltung Oesterreichs in Italien und die Demonstrationen zu Gunsten des Friedens im eigenen Lande, die so weit gingen, daß der gesügige Senat bei Gelegenheit der dem Prinzen Napoleon zu verwilligenden Dotation sich sehr kräftig gegen einen für Frankreich fremde Interessen zu führenden Krieg ausgesprochen, eine friedliche Rückströmung der Politik der Tuilerien zu Wege gebracht hatten.

Der Moniteur mußte am 5. März einen friedenverheißenden Artikel in die Welt schicken und war naiv genug zu glauben, daß man seinen Versicherungen, Frankreich habe gar nicht außerordentlich gerüstet, Glauben schenken werde; Prinz Napoleon trat den 8. März aus dem Ministerium, wodurch der eigentliche Führer der Kriegspartei beseitigt zu sein schien, Frankreich erklärte Sardinien blos im Falle eines Angriffs von Seiten Oesterreichs vertheidigen zu wollen, in Paris und in Wien fand man die von Lord Cowley empfohlenen Verhandlungsunterlagen annehmbar, und Alles gab sich der Hoffnung auf Erhaltung des Friedens hin, obgleich Oesterreich auf die Unanfechtbarkeit der Verträge bestand, die es nach 1815 mit den einzelnen Staaten von Italien abgeschlossen, und Sardinien die Kriegsbereitschaft der österreichischen Armee mit der Einberufung seiner Contingente erwiderte und von Freiwilligen und Deserteuren aus den anderen italienischen Staaten Freischaaren zu bilden anfing. Da verwandelte sich die Verhandlung, die unter der Vermittlung Englands und Preußens blos zwischen den beiden Hauptbetheiligten Frankreich und Oesterreich stattfinden sollte, um keine neuen Verwickelungen durch auftauchende Nebenfragen entstehen zu lassen, am 22. März auf Rußlands Vorschlag plötzlich in einen Congreß der Mächte, der in einer neutralen Stadt zusammentreten sollte, um den Verwickelungen zuvorzukommen, welche, durch die Zustände Italiens herbeigeführt, die Ruhe Europa's stören konnten. Frankreich stimmte sofort bei, gleich darauf auch England und Preußen, und auch Oesterreich erklärte seine Bereitwilligkeit, den Congreß zu beschicken, unter der Bedingung, daß Sardinien seinen außerordentlichen Rüstungen einstelle und der Congreß nach den Grundsätzen des Aachner Congreßprotocolls vom 15. November 1818 zusammentrete, wonach die Großmächte die besonderen Angelegenheiten anderer Staaten nur auf den Antrag derselben und nach Anhörung ihrer Vertreter ordnen konnten.

Diese Nachricht von der vorläufigen Einigung der Großmächte erregte in Turin große Bestürzung, und Graf Cavour reiste den 25. März stracks nach Paris, um dort die Interessen Sardiniens zu wahren. Sein Wunsch, daß dieser Staat gleichberechtigt unter den andern Mächten auf dem Congreß seinen Sitz einnehme, konnte nicht in Erfüllung gehen, und er mußte in diesem Punkte unverrichteter Sache nach Turin zurückkehren. Am 31. März ward gemeldet, daß sich die fünf Großmächte auch über das aufzustellende Präliminarprogramm des Congresses verständigt hätten, und am 7. April begannen in Paris die Verhandlungen der Conferenz über die Donaufürstenthümer. Aber dennoch hörten die Rüstungen weder in Frankreich noch in Oesterreich auf, und neue Weiterungen entstanden über die Entwaffnungsfrage. Das Wiener Cabinet verlangte zuerst allgemeine Entwaffnung, wollte sich aber dann blos mit der Zusage derselben begnügen, ohne den Zusammentritt des Congresses so lange hinauszuschieben, bis die Entwaffnung thatsächlich stattgefunden habe. Frankreich machte den Gegenvorschlag, für die Entwaffnung Piemonts sorgen zu wollen, wenn Sardinien und alle andern italienischen Staaten eingeladen würden, an dem Congreß Theil zu nehmen. Da Oesterreich sich dazu nicht verstehen konnte, suchte Rußland den Congreß ohne Oesterreich zu Stande zu bringen, ganz wie man es 1840 mit Frankreich gemacht hatte, doch wurde sein diesfallsiger Antrag von Preußen und England mit gebührender Entschiedenheit zurückgewiesen. Sardinien wollte nur das Princip der allgemeinen Entwaffnung annehmen, wenn es auf gleichem Fuß wie die Großmächte zum Congreß zugelassen würde, erbot sich dagegen, wenn Oesterreich keine neuen Truppen nach der Lombardei schicke, seine Rüstungen nicht auszudehnen und eine rein defensive Stellung zu behalten. Diese Erklärung gab es an England ab und formulirte dabei zugleich seine Wünsche in Bezug auf Italien, wobei es die Rechtsbeständigkeit der Verträge von 1815 ausdrücklich anerkannte. So standen die Sachen, als am 12. April Erzherzog Albrecht in außerordentlicher Sendung in Berlin eintraf.

Digitized by Google

Die Stellung Preußens und Deutschlands zu der brennenden Frage des Tags ist eine sehr complicirte. Der deutsche Bund ist keine Macht, deren Beruf es ist, eine offensive Rolle in der europäischen Politik zu spielen, denn er ist ein Verein von Staaten zu rein defensiven Zwecken. An der Regelung europäischer Fragen kann er blos Theil nehmen, wenn er von den beiden Großmächten, die zum Theil außer ihm stehen, dazu veranlaßt wird. Dagegen hatte Preußen als europäische Großmacht darüber zu wachen, daß das Gleichgewicht der Macht in Italien nicht zum Nachtheil Deutschlands gestört werde, den Zeitpunkt aber, wo es bei einer etwaigen Verschiebung dieses Gleichgewichts einzuschreiten hatte, ganz nach eigenem freien Ermessen zu wählen, ohne sich von irgend Jemand eine Rolle aufdringen zu lassen.

Allerdings konnte Preußen, wenn es im Verein mit Gesammtdeutschland sein militärisches Gewicht für Oesterreich in die Wagschale warf, Frankreich vom Kriege abhalten, aber nur unter der Bedingung eines Bündnisses mit England, wegen der Wehrlosigkeit der deutschen Seeküsten, und der Neutralität Rußlands, um während seines Einschreitens gegen Frankreich nicht im Rücken angegriffen zu werden. Das Bündniß mit England war sehr precär, weil die dortige öffentliche Meinung viel mehr für Sardinien als für Oesterreich war; die Neutralität Rußlands sehr zweifelhaft, wenn man die Haltung in Erwägung zieht, welche dieses Reich in der letzten Zeit gegen Frankreich und Oesterreich eingenommen hat. Preußen blieb daher nur die wenig dankbare Rolle des Vermittlers übrig. Diese war um so schwieriger durchzuführen, als in Süddeutschland viele unklare Sympathien für Oesterreich herrschen, welche leidenschaftlich auf ein actives Einschreiten drangen, und als Oesterreich bereits mit Umgehung Preußens bei verschiedenen Bundesstaaten vertraulich angefragt hatte, welches Verfahren sie im Fall eines Krieges zwischen Oesterreich einerseits und Frankreich und Piemont andererseits beobachten würden. Antworteten diese Staaten im Sinne einer activen Theilnahme am Kriege, so wurde wahrscheinlich der Angriff von den Besitzungen Oesterreichs in Italien ab und auf Deutschland gelenkt, das durchaus kein Interesse hatte, den Hader um die Ausdehnung der österreichischen Machtsphäre in Italien auf seinen Feldern ausfechten zu lassen. Ein solches Hereinziehen Deutschlands in den Krieg durfte Preußen durchaus nicht dulden, so unpopulär es sich dadurch in einem Theile Deutschlands machte. Aber schlugen sich Oesterreich und Frankreich in Italien, so konnte leicht das deutsche Bundesgebiet verletzt werden, und dann mußte Preußen zum Einschreiten bereit stehen. Dazu traf es auch in aller Stille Vorkehrungen. Bereits am 13. März hatte es Bayern, Württemberg und Baden auf die Nothwendigkeit aufmerksam gemacht, die in ihrem Gebiet liegenden Bundesfestungen in Vertheidigungszustand zu setzen, und diesen Staaten wegen der Dringlichkeit der Zeitverhältnisse vorgeschlagen, nicht den langsamen Weg der Beschlußnahme des Bundestages zu gehen, sondern es vor der Hand auf eigene Kosten zu thun. Dieser kürzere Weg wurde jedoch nicht beliebt, und Preußen setzte nun wenigstens Luxemburg in die nöthige Verfassung und that für Mainz soviel an ihm lag. Auch die Kriegsbereitschaft seiner drei Bundesarmeecorps war bereits beschlossen.

Der Erzherzog Albrecht brachte nach Berlin die Nachricht von dem Entschluß Oesterreichs, an Sardinien ein Ultimatum zu stellen binnen drei Tagen zu entwaffnen, und suchte für diesen Schritt die Unterstützung des Berliner Cabinets zu gewinnen. Dieses erklärte ihm unverhohlen, in welchen genau gemessenen Grenzen sich seine Politik bewegen würde, und rieth sehr entschieden von dem Ultimatum ab, da es sich nach Ablauf weniger Tage klar herausstellen müsse, ob es Frankreich aufrichtig um Erhaltung des Friedens zu thun sei, und da das Ultimatum umsomehr als ein bloßer Ausfluß der Erbitterung gegen Sardinien erscheinen werde, als Oesterreich ja erklärte, die Verhandlung über die gegenseitige Entwaffnung mit Frankreich fortsetzen zu wollen. Es engagire durch seine Aufforderung an Sardinien Frankreichs Ehre in der Kriegspolitik und erreiche nicht einmal den Vortheil, rasch aus der seine finanziellen Kräfte aufzehrenden Ungewißheit herauszukommen, ob es vor einem Angriffe Frankreichs sicher sei. Das Berliner Cabinet durfte sich mit der Hoffnung schmeicheln, daß seine Vorstellungen Eingang gefunden hätten, und hatte mittlerweile im Verfolg seiner früher gefaßten Pläne in Frankfurt die Kriegsbereitschaft des Bundesheeres beantragt, und dieselbe selbst für drei seiner Armeecorps angeordnet. Der Erzherzog Albrecht hatte Berlin nur wenige Stunden erst verlassen, als daselbst die überraschende Nachricht eintraf, daß Oesterreich am 22. April doch noch das Ultimatum an Sardinien hatte ergehen lassen. Dadurch kam Preußen wegen der Gleichzeitigkeit seiner Anträge auf Kriegsbereitschaft und der österreichischen Sommation in den unangenehmen Verdacht, seine Vermittlerrolle nur als Deckmantel benutzt zu haben, um Oesterreich zur vollständigen Entwickelung seiner Streitkräfte in Italien Zeit zu verschaffen. Es verwahrte sich zwar sehr bestimmt dagegen, aber die Gefahr, wider seinen Willen und wider Deutschlands Interesse in den Krieg verwickelt zu werden, war um vieles näher gerückt. Wie Preußen legten auch England und Rußland gegen das von Oesterreich eingehaltene Verfahren Verwahrung ein, aber die Kriegswürfel waren gefallen. Am 23. April wurde das österreichische Ultimatum in Turin überreicht, am 26. Abends um 5½ Uhr übergab Graf Cavour die verneinende Antwort Sardiniens, und am 29. April erschien das Kriegsmanifest Oesterreichs, worauf von Paris aus sofort Befehl erging, eine französische Armee zur Unterstützung Sardiniens in Italien einrücken zu lassen. Von nun an hat nur noch das Schwert über den Fortbestand der österreichischen Herrschaft in Italien zu entscheiden, denn auch der Kaiser Napoleon hat erklärt, den Degen nicht eher in die Scheide stecken zu wollen, als bis er Italiens Unabhängigkeit bis zur Adria geschient.

Digitized by Google

nenswerthe, womit er den Zauber der Geige Paganini's noch überbot, weil er die tiefsten und größten Ensemblestücke der deutschen Orchesterinstrumentation auf die Tasten des bis zur Universalität ausgedehnten Piano's, freilich oft mit launenhafter Willkür, aber immer mit titanenhafter Gewalt übertrug. Er stiftete damit zugleich den Unfug und die Ausartung der ihm nachfolgenden „Klavierbusaren", die die fehlende innere Musik mit Janitscharenlärm zu ersetzen suchten.

In seiner zweiten Periode verwarf Liszt, wie erwähnt, seine bisherigen Compositionen, in denen der Ton den Gedanken erzeugen, und versuchte Schöpfungen, in denen der Gedanke den Ton hervorrufen sollte. Er eröffnete sich als Symphonist einen neuen Spielraum. Wagner glaubte an die Endschaft der Instrumentalmusik, indem er nachwies, daß Beethoven mit seiner letzten Symphonie das Bereich der Töne durchbrach und zum Worte, zum Schillerchor von der Freude, griff. Ton und Wort suchte Wagner in einem neuen musikalischen Drama zu verschmelzen. Liszt propagandirte den Tannhäuser, den Lohengrin; aber er arbeitete für sich selbst in anderer Weise am Fortschritt der rein instrumentalen Musik. Wir meinen nicht seine Sonaten und Polonaisen, nicht seine Messe, in der er gedanklich den Gefühlsinhalt der Musik neu schaffen wollte; wir meinen seine Programm-Musik. Der bloße Ton soll hier nicht nur etwas andeuten, sondern einen concreten Inhalt, einen Gegenstand und eine Gestalt, vollständig und ohne Hülfe der Poesie malen, beschreiben, fest hinstellen und erschöpfen. Damit begann dann der „geistreiche Lärm", der mehr als Musik sein will und soll. Die Musik unternimmt das Wagniß, Gestalten selbständig zu entwickeln, den Inhalt, den die Poesie giebt, nicht blos zu illustriren, sondern mit eignen bloßen Tonmitteln zu erledigen. Hier liegt der Irrthum der Richtung. Die beigegebenen Programme sollen nur Nothbehelfe sein, um den Text, den die Musik nicht mehr braucht, zu ersetzen, thun aber dem Hörer sehr nüchtern und trocken mehr Zwang an, als wenn sich die Musik bescheidet, die Gestalten der Poesie zu begleiten.

So schuf Liszt seine Faust-Symphonie und seine zwölf symphonischen Dichtungen. Wir zählen sie der Reihenfolge nach auf, wie sie seine staunenswerthe Arbeitsamkeit im Laufe der Jahre hervorrief: 1) Ce qu'on entend sur la montagne; die sogenannte Bergsymphonie. 2) Tasso, mit dem Beisatze: lamento e trionfo, der richtiger ist als der anmaßliche erste Titel, weil die Tonkunst wohl die Klagen der Seele, ihren Himmel und ihre Hölle schildern, aber keine concrete Gestalt Tasso zeichnen kann. 3) Préludes. 4) Orpheus. 5) Prometheus. 6) Mazeppa. Hier gefällt sich die Musik sogar darin, das Schnauben und Wiehern des durchgehenden Rosses zu malen; selbst den Hufschlag sollen wir donnern hören, die Funken sprühen sehen, während Wölfe und Schakale, vereint mit den Raben, als Chor den in Todesangst betäubten festgebundenen Jüngling auf dem Rosse begleiten. Solche äußerlichen Momente sind aber ein blos sinnliches, lärmendes Thema, der Seelenschmerz für Musik ein weit tieferes und dankbareres. 7) Festklänge. 8) Heldenklage. 9) Hungaria. 10) Dante. Auch hier wird Fegefeuer und Hölle geschildert, aber nicht die Gestalt Dante's faßlich hingestellt. Die Tonkunst ist ohnmächtig, will sie die Poesie überflügeln und übertreiben; sie kann nicht Plastik sein, sie kann die Welt auflösen, aber nicht neugestalten; sie kann die gegebene Welt nur illustriren. 11) Schillers Ideale. 12) Hamlet. — Daß die neue Schule es unternimmt, die höchsten Fragen der ganzen Menschheit musikalisch zu lösen, ist ein Wagniß. Wagnisse des Geistes sind immer bedeutend, namentlich der ärmlichen Beschränkung gegenüber, die der Geist ängstlich sich selber stellt. Der Theoretiker Hauslick hält die Musik für ein bloßes mathematisches Spiel mit Formen und Formeln. Auch Lazarus nimmt ihr allen Widerschein absoluter Ideen. Allein wenn die Musik, statt Widerschein der Ideen zu sein, die Ideen selber geben, statt die Gestalten zu illustriren, die Gestalten selber zeichnen will, so verkennt sie in diesem Uebernehmen ihrer selbst ihre Function, ihr Wesen und ihre Aufgabe. „Brechen mit der Schablone!" ist der Wahlspruch der Schule. Mit Geist und Muth ausgerüstet, wird sie ihren Kampf gegen den Schlendrian alter Richtungen siegreich weiterfechten. Allein sie wird sich um ihren positiven Beruf bringen, wenn sie mit den Grenzen zugleich die Ziele ihrer Kunst verkennt und überschreitet. Der Streit über Liszt's symphonische Dichtungen ist sehr lebendig. Manche Gegner sprechen ihm allen Beruf zur Composition ab, Elterlein schreibt ihm blos musikalischen Esprit zu. Die Gegner nennen seine Compositionen eine Sammelei von Bizarrerien, halbbrechenden Modulationen, ohrengeißelnden Dissonanzen, formlosen Periodenhäufungen, betäubenden Massenwirkungen. Die Schule selbst sagt, Keiner habe wie Liszt das melodische, harmonische, rhythmische und contrapunktische Element der Musik so zu einen und alle Elemente durch charakteristische Färbung zu gleicher Blüthe und Höhe zu heben gewußt. Sub judice lis est. Wo aber Liszt, wie in seinen fünfzehn ungarischen Rhapsodien, seine Nationallieder musikalisch wiedergeschaffen und in Kunstformen gestaltet hat, da kann, unserer Meinung nach, kein Streit darüber sein, ihn als eigenthümlichen Schöpfer in seinem Styl anzuerkennen.

Friedrich Hebbel.

-l. Denken wir uns ein Felseneiland mitten im Sturm des Meeres, mit all den furchtbar großen Phänomenen, die es in der Elementarwelt offenbart, aber auch mit all der Unwirthlichkeit für Seiche, die sich traulich dort ansiedeln möchten: so haben wir vielleicht ein Bild von Hebbels Natur in seinen Dichtungen vor uns. Es fehlt ihm zwischen den granitnen Gebilden seiner Formation an Vegetation, die bei ihnen ausdauern läßt. Hebbels Leben gleicht seiner Dichtung in den Aeußerungen einer groß und kräftig angelegten, aber in sich isolirten Natur, welcher Kampf ein Bedürfniß ist und die nur in gewaltsamem Ringen und Streben Befriedigung findet. An seiner Wiege ward es nicht gesungen, daß er einst ein vielgenannter Mann werden sollte, denn sie stand unter dem Dache eines einfachen Dithmarsischen Bauern zu Wesselburen, dem der Knabe Christian Friedrich am 18. März des kriegerischen Jahres 1813 geboren ward. Ein Widerstreit feindlicher Kräfte, wie er damals auf weltgeschichtlichem Grund und Boden ausgefochten wurde, begann schon früh auch in seinem Innern sich zu regen. Zweiundzwanzig Jahre hindurch mußte es sein hochstrebender Sinn in dem abgeschlossenen Kreise seiner ländlichen Heimath, in einem Winkel der Erde, wo die Strömung der Zeit kaum hindrang, sich gefallen lassen, und mancher abenteuerliche Plan, von dem er Erlösung aus den engen Umgebungen hoffte, blieb durch die Macht der Verhältnisse unerfüllt. Damals erhielt er auch die Eigenheit des Autodidakten, der alles sich selbst verdankt, aber hartnäckig und halsstarrig seine Eigenart gegen alle Welt festhält und vertheidigt. Hebbel ward Schreiber, und sein Secretariat im Kirchspiel seines Ortes mit der einförmigen Beschäftigung des Protocollirens und Registrirens staub im starken Gegensatz zu seinem Drang nach großen weltweiten Gedanken. Er warf einige Gedichte auf das Papier, die er an Amalie Schoppe in Hamburg zur Prüfung schickte, und diese vor kurzem in America verstorbene Schriftstellerin erwarb sich das Verdienst, den unbekannten jungen Mann zuerst in die Oeffentlichkeit einzuführen, indem sie seine Poesien in ihr Modeblatt aufnahm und ihn selber zu sich nach Hamburg einlud. Er blieb dort und gab sich mit Eifer gelehrten Studien hin, welche ihn mehrere Jahre später reif machten, die Universität zu Heidelberg zu beziehen. Hier im Kreise lustiger Freunde genoß er zum ersten Male sein Leben, und wie man sagt, mit stürmender Leidenschaftlichkeit, kehrte aber schon ein Jahr nachher zum Ernste und Fleiße zurück, widmete sich vornehmlich der Geschichte

infernalis an sich. Der Grundfehler bleibt bei ihm der, daß sein Wesen der Harmonie entbehrt, und wunderbar genug zwei gemeinhin getrennte Mächte, eine unbändige Naturkraft und ein grillenhafter Verstand, in seiner Dichtung einen Bund geschlossen haben, aus dem nothwendig ästhetische Mißgeburten hervorgehen mußten. Was würde er leisten können, wenn seine Vorliebe für das Bizarre und Paradoxe Raum gäbe einem innerlich friedvolleren Zustande des Schaffens, in dem sein dichterisches Gemüth sich weniger von der zersetzenden Dialektik seines Verstandes beeinflussen ließe, und wenn er aufhören wollte, abnorme Erscheinungen des Seelenlebens und künstlich verschlungene, unlösbare Probleme des Geistes und Herzens zum Gegenstand der Poesie zu machen, die doch einzig von dem singen und sagen soll, was allgemein menschlich und verständlich ist. Man muß ihm zugestehen, daß seine neuesten Dramen und Werke ein Nachlassen des früheren tumultuarischen Treibens bekunden, und daß er sich in dem Epos „Mutter und Kind", sowie in seinen „Gedichten" (worunter sich besonders die Balladen und Epigramme auszeichnen) einer inneren Läuterung fähig gezeigt hat, welche die schönsten Hoffnungen rege machen könnte, wenn er nicht in theoretisch-kritischem, ja sogar in polemischem Sinne einige Male so laut und entschieden, so eigensinnig calculirend und spitzfindig erklärend für seine Paradoxien in die Schranken getreten wäre. Wir verweisen in dieser Hinsicht auf die Vorreden zu mehreren seiner Stücke, und auf die Einzelschrift „Mein Wort über das Drama", in der er den Satz aufstellte, „es sei gar kein Drama denkbar, welches nicht in allen seinen Stadien unvernünftig oder unsittlich sei." Diesen Hang zum Wagniß theilt er mit Shakespeare; nur mit dem Unterschiede, daß dieser das Ungeheuerste, das alle Kreise der Sitte und des Herkommens Ueberschreitende als menschenmöglich darstellt und menschlich glaublich macht.

Der Plan zur Erweiterung Wiens.

h. Der Grundplan für die Erweiterung von Wien, dessen Befestigungswerke seit Monaten demolirt werden, ist, nachdem für denselben bekanntlich ein Concurs ausgeschrieben war, nun von der Ministerialcommission festgestellt. Es wurde das Förster'sche Project in etwas veränderter Gestalt adoptirt, und bald wird dieser Plan öffentlich ausgestellt werden. Der Architekt Förster hatte schon im Jahre 1836 in weiten Kreisen für die Erweiterung der Kaiserstadt gewirkt, aber seine damaligen Ideen unterscheiden sich sehr von dem, seinem jetzigen Entwurfe zu Grunde liegenden Gedanken. Jetzt hat man gleichzeitig eine Verschönerung der Stadt und nach erfolgtem Wegfall der Stadtmauern eine Eröffnung vieler Verkehrslinien zu gewinnen beabsichtigt, die Förster früher nicht in's Auge faßte. Wer Wien in seiner jetzigen Gestalt kennt, wird verstehen, wie umfassend die Veränderungen sind, welche die Zukunft bringen soll. Ein Hafen am Kaiserswasser, welches zweckmäßig regulirt werden soll, eine das ganze künftige Weichbild Wiens umschließende Kreisbahn, welche die Bahnhöfe mit einander verbindet, mit verschiedenen Aufnahmestationen und einer Centralpersonenhalle am Invalidenhause, sind wesentliche Punkte des Förster'schen Plans. Aber der Angelpunkt des ganzen Projects liegt in der Anlage des Quai's und des Boulevards. In Bezug auf letztern hatte Förster ganz andere Grundsätze, als die übrigen Einsender von Plänen (von der Rüll, von Siccardsburg u. s. w.). Sein Boulevard, der gegenüber der Franz-Joseph's-Kaserne in den Quai mündet, hat eine doppelte Alleenreihe und vierzig Klaftern Breite; er bewegt sich in großen regelmäßigen Linien bis zum Paradeplatze mitten über die Glacisgründe zwischen Häuser- und Gartenanlagen, die zwischen der heutigen innern Stadt und dem Wienflusse liegen. Durch diesen Boulevard werden die Vorstädte der innern Stadt näher gerückt und viele Bauplätze zu Wohnungen gewonnen. Der Donauquai setzt eine Regulirung der Donaulinie voraus, und die Quaistraße führt zu einer großen Defensivkaserne. Ueber den gleichfalls zu regulirenden Donaukanal werden viele neue Brücken gelegt; vor dem Kopfe der größten derselben beginnen die neuen Stadtanlagen, die den Glanzpunkt des Förster'schen Projects bilden. Dort soll sich das neue Stadthaus befinden, auf einem Platze, in welchen elf Straßen münden werden; in der Nähe dieses Stadthauses liege dann an Stelle des heutigen Arsenals eine große Markthalle. Hinter der Votivkirche werden sich, nach dem Plane, die Universität, ein Priesterseminar und die Probstei der Votivkirche erheben. Der Paradeplatz wird mit einer Gebäudemasse nach der Stadt zu abgegrenzt, deren Hauptfront das Generalcommando und die Stadtcommandantur bilden. An Stelle des Stallgebäudes kommt das Burgtheater, und prächtige Gartenanlagen werden zwischen Burgplatz und Paradeplatz, zwischen Stuben- und Kärntnerthor, auf der rechten und linken Seite der Mondscheinbrücke und vor dem Arsenal-Leibgarde-Hof (mit Circus) hergestellt. Diese Gartenanlagen werden mit den vergrößerten Gärten der Hofburg 19,672 Quadratklafter betragen. Bei dem jetzt herrschenden Mangel an Wohnungen in Wien ist es höchst werthvoll, daß nach dem Plane Raum für 500 bürgerliche Wohnhäuser gewonnen wird.

Die Wasserversorgung großer Städte.

h. Im März dieses Jahres wurde in London der erste öffentliche Brunnen gefaßt, und Anfang April hielt die „Gesellschaft für Beschaffung von Trinkquellen und Brunnen zu London" ein Meeting in St. James unter Vorsitz des Lord Carlisle ab. Lord Shaftesbury, Lord Ashemarle, Lord John Russel und viele andere Mitglieder der britischen Aristokratie betheiligten sich bei dieser Versammlung, und in kürzester Zeit wurden vorläufig über 1000 Pf. Sterl. gezeichnet. Die Bewegung für diesen Zweck verbreitet sich rasch unter den Einwohnern Londons, denn nur zu lange war diese mächtige Stadt mit dem abscheulichsten Wasser versorgt. London hat jetzt zehn Wassercompagnien, die sämmtlich unabhängig von einander arbeiten. Die Themse und der Fluß Lea sind die Hauptquellen ihres Wasserbezugs; erstere liefert fünf Gesellschaften täglich etwa 350 Millionen Pfund Wasser, der Fluß Lea giebt zwei Gesellschaften 410 Millionen Pfund, und die übrigen Gesellschaften beziehen ihren Wasserbedarf von 45 Millionen Pfund aus dem Flusse Ravensbourne, aus Teichen und einigen Quellen von Hampstead. Dampfkraft zum Pumpen und Vertheilen benutzt man an 7245 Pferdekräfte. Die Länge der Haupt- und Zweigröhren sämmtlicher Gesellschaften beträgt 2050 Meilen; der Flächenraum des Filterbodens beträgt vierzig Acker. Hiernit bekommt man einen kleinen Begriff von dem Umfange dieser großartigen Anstalten, welche 325,561 Häuser täglich mit über 800 Mill. Pfund Wasser versorgen. Allein diese Versorgung mit filtrirtem Flußwasser ist in gesundheitlicher Beziehung ganz verwerflich. Denn selbst die in den Jahren 1852 und 1854 vorgenommenen Verbesserungen, wo zwei Compagnien erst ihre Schöpfwerke an eine außerhalb der Cloakenverunreinigung liegende Stelle der Themse verlegten, war durchaus ungenügend. Hassall's Mikroskop hatte nachgewiesen, daß das an jenen Stellen geschöpfte Flußwasser von den abscheulichsten Bestandtheilen und unzähligen Infusionsthierchen bevölkert ist und in solchem Zustande den Bewohnern großer Districte Londons geliefert wird; Snow's statistische Berechnungen hatten ferner bewiesen, daß gerade in diesen mit unreinem Wasser versorgten Districten die Cholera nicht blos, sondern auch der Typhus in so hohem Grade herrschen, daß die Mortalität dort weit größer als in anderen Theilen Londons ist; und John Simon endlich, der Vorsteher des Gesundheitsrathes (General Board of Health) hatte dem Parlamente und Volke Londons zugerufen: „Hätte man schon 1852 die Wasserversorgung Londons, wie gewünscht wurde, verbessert, so wären viele

Digitized by Google

männliches Ideal gebildet, an das noch Keiner heranreichte, bis in Graf Leo sich endlich findet, was sie so lange vergeblich suchte. Weniger Lob, als in der Anlage der Charaktere verdienen freilich die in Rede stehenden deutschen Lustspiele in der Ausführung des Einzelnen, insofern der Dialog bei Wilhelmi ziemlich oberflächlich und wenig geistvoll, die Diction bei Jordan dagegen so pointenreich ist, daß des Guten sogar zu viel gethan scheint. Denn in der That, das Kreuzfeuer der witzigen und spitzfindigen Wortbataille zwischen Leo und Aurora, zuerst lustig genug anzuhören, knallt so unaufhörlich, daß uns zuletzt die Ohren summen und wir das Ende herbeiwünschen, um so mehr, da nicht jeder Schuß trifft, sondern viel Munition unnöthig verpufft wird.

Kurze Nachrichten.

Litteratur.

„Advocat Schnobeles" (2 Bde., Leipzig, Herbig) ist eine jener Erzählungen aus dem Ghetto, wie sie neuerdings in Oesterreich, und namentlich in der Judenstadt Prag ziemlich häufig erschienen sind. Leopold Kompert mit seinen poesievollen Märchen und Geschichten gab für sie das classische Muster ab. Der Verfasser des vorliegenden Werkes, Julius Gundling mit Namen, hat früher schon viel geschrieben, z. B. den Spitzbubenroman „Verworfen", und die Soldatengeschichten „Fez und Tschako" und „deutsche Hiebe" — nichts von dem Allen aber ging über das Niveau des Gewöhnlichen, und der Autor stand bisher noch nicht höher, als unter den für den täglichen Bedarf der Leihbibliotheken sorgenden Romanschreibern. Sein „Advocat Schnobeles" ist vielleicht der Anfangspunkt einer bedeutsameren Entwickelung seines Talentes. Es hat derselbe mehrere Charaktere mit glücklich abgetauschten Zügen nach dem Leben aufzuweisen, wie denn gleich die Titelfigur selbst solch ein Charakter genannt werden kann. Weiter ist der schlaue jüdische Speculant Löw Zucker eine höchst komische Persönlichkeit, und die uralte Frau Effeles mit der leidenschaftlichen Liebe für ihren verlorenen Sohn Benjamin eine originelle Gestalt. In der Zeichnung des Schauspielers Faverty ist wenigstens Mehreres von Belang und Interesse. Die schöne Sarah endlich wird in dem Kampfe ihres Herzens zwischen doppelter Neigung und in den Scenen ihrer Wiedervereinigung mit dem Gemahl nicht ohne Poesie und Wärme geschildert, und sie nimmt, wo immer sie erscheint, die Theilnahme jedes Lesers für sich in Anspruch. Der Roman im Ganzen könnte noch viel größerer Anerkennung gewiß sein, wenn in der Darstellung von Einzelheiten neben kräftigen, ausdrucksvollen Farben auch der feinere Reiz zarter Behandlung und ästhetischer Schönheit sich geltend machte.

Franz Liszt wird mit einem Buche über „die Musik der Zigeuner" nächstens wieder einmal als Schriftsteller von sich reden machen. Das Thema mag ihm schon durch seine Herkunft vertraut und bekannt sein. Während Liszt's frühere litterarischen Versuche, französisch geschrieben waren, wird das in Aussicht stehende Werk zugleich in französischer, deutscher und ungarischer Sprache erscheinen.

Adolf Stahr in Berlin wird, aufgemuntert durch den Beifall, welchen sein Werk über Lessing gefunden hat, nun auch eine Biographie und Charakteristik Schillers schreiben. Zwar existiren Bücher über denselben schon in Masse, immer aber fehlte es noch an einem, das in Trefflichkeit und Gediegenheit der Forschung und des Urtheils mit den Werken von Rosenkranz oder von Lewes über Goethe wetteifern konnte. Auch Emil Palleske befriedigt keineswegs alle Anforderungen, und namentlich macht sich in seinem Buche die rhetorische Phrase doch gar zu breit. Hoffen wir, daß Adolf Stahr die betreffende Lücke nun endlich ausfüllen werde.

Der bekannte Volks- und Jugendschriftsteller Heinrich Schwerdt hat zwei neue Erzählungen erscheinen lassen, „die Spinnstube" und „das Vogelschießen", denen er zusammen den Titel „Thüringer Dorfgeschichten" verlieh. Sie bilden mit ihren aus dem Leben gegriffenen Gestalten und ihrer populären Darstellungsweise eine sehr lesbare und vergnügliche Lectüre für die mittleren Stände, denen zu Liebe der Verfasser zu überhaupt zu schreiben pflegt. Man kann ihn etwa mit dem pseudonymen O. W. v. Horn, dem bekannten Herausgeber des Almanachs „die Spinnstube" vergleichen. Poetischen Fond, wie Otto Ludwig, der Thüringer Dorfgeschichtenerzähler par excellence, besitzt Schwerdt nicht.

Der Elsässer Alexander Weill, seit Jahren schon in Paris wohnhaft und dort den französischen Schriftstellern sich zugesellend, hat eine Novelle „Emeraude" erscheinen lassen. Er gab früher bereits mehrere Erzählungen aus dem Bauernleben, die, abgesehen von einigen Nachlässigkeiten in der Form, in der Einfachheit und Frische ihrer Schilderungen ganz angenehm zu lesen waren. Dies gilt auch von der neuen Dorfgeschichte, die, indem sie eine ziemlich feine Analyse einer weiblichen Liebesleidenschaft enthält, stellenweise einen tiefen Eindruck macht. Die litterarischen Erfolge Alexander Weills würden ohne Zweifel noch größer sein, wenn er sich im Styl und in der Sprache mehr Sorgfalt aneignete.

Die von der Revue des deux mondes mitgetheilte Novelle „Elle et Lui", worin Georges Sand ihr einstiges Liebesverhältniß zu dem verstorbenen Alfred de Musset schilderte, hat zu einer novellistischen Entgegnung aus der Feder Paul de Musset's, des Bruders, Veranlassung gegeben. Sie trägt im Gegensatz zu jener den Titel „Lui et Elle" und sucht natürlich das Recht nicht auf der Seite der noch Lebenden, sondern auf der des Todten. Derlei Familienscandale, sei es durch poetische Behandlung oder in Memoirenform, vor die Oeffentlichkeit zu bringen, lieben die Franzosen von heute auszunehmend, und das Publicum macht sich ein besonderes Vergnügen daraus, in solchen Streitigkeiten Partei zu ergreifen.

Ein junger Gelehrter in Paris, Deltour mit Namen, hat eine interessante litterarhistorische Monographie herausgegeben, „les Ennemis de Racine au XVII. siècle". Es werden uns darin nicht nur verschiedene bisher noch wenig bekannte Einzelheiten aus dem Leben des französischen Classikers mitgetheilt, sondern in gedrängter Form ein Gesammtbild der litterarischen Zustände seiner Zeit nach allen ihren Licht- und Schattenseiten vor Augen geführt. Viele zum Theil sehr schwer zugängliche Briefsammlungen und Memoiren aus jener Epoche sind von dem Verfasser mit Sorgfalt durchforscht worden, und haben mancherlei neue und kurze, aber wichtige Notizen hergeben müssen. Ein Sammelfleiß macht sich in dem Buche kenntlich, der auch noch größeren Aufgaben gerecht werden könnte.

„The Life of John Milton, by David Masson," entwickelt mit großer Sachkenntniß und höchst verständigem Urtheil die Bedeutung, welche der Dichter des „verlorenen Paradieses" nicht nur für die Poesie, sondern auch für die Politik und Kirchengeschichte seiner Zeit gehabt hat. — Von mehreren andern Werken, die sich in London unter der Presse befinden, erwähnen wir heute nur noch einen neuen Beitrag zur reichhaltigen Shakespearelitteratur: es wird nämlich binnen kurzem eine „Psychology of Shakespeare, by Bucknill" erscheinen.

Das Buch der Madame d'Harcourt über die Herzogin von Orleans ist, wie früher schon in's Deutsche, nun auch von einer Mrs. Austin in's Englische übersetzt worden. Diese Dame war selbst mit der hohen Frau noch in ihrem Exile bekannt und hatte öfters Gelegenheit, sich mit ihr in bedeutsamer und eingehender Weise namentlich über die Erziehung des Grafen von Paris zu unterhalten. Das Inhalt dieser Gespräche theilt Mrs. Austin in der Form ergänzender Bemerkungen zu ihrer Uebersetzung mit.

Bildende Kunst.

Daß Steinle's Entwürfe zu den Fresken für das neue Kölner Museum an maßgebender Stelle wenig Beifall und Beachtung gefunden haben, ist in diesem Blatte schon früher er-

Der von G. v. Moser gedichtete Prolog, womit das neue Wallner'sche Sommertheater in Berlin eröffnet worden ist, setzt einen hübschen, sinnigen Gedanken in Scene. April und Mai erscheinen in allegorischen Gestalten vor dem Throne Jupiters und verklagen den Director Wallner, weil er sich Eingriffe in ihr Recht und ihre Herrschaft erlaubt hätte, indem, noch während sie in der Welt regierten, von ihm schon ein Sommertheater errichtet worden sei. Der so zur Verantwortung Gezogene vertheidigt sich jedoch aufs glänzendste damit, daß sein neues Haus von allen Seiten geschlossen werden und den Einflüssen und Launen der Witterung bestens trotzen könne.

Die Karlsruher Bühnenmitglieder begingen vor kurzem unter lebendiger Theilnahme des Publicums die Erinnerungsfeier an das vor vierzig Jahren erfolgte erste öffentliche Auftreten ihres Directors Eduard Devrient. Am 25. April 1819 sang derselbe im Berliner Opernhause den Masetto im „Don Juan“ als Debut; später machte er, wie man weiß, eine Schwenkung von der Oper zum Schauspiel, und während er früher die Repräsentationsrollen des tiefen Bassistes innegehabt hatte, so wurden ihm nun die Partien jugendlicher Liebhaber in Komödien und recitirenden Dramen übertragen. Er gab z. B. in der Blüthezeit der Charlotte v. Hagn neben ihr meistens die Rollen derer, die in den Stücken als ihre Anbeter erschienen, und mußte sich dabei freilich von seiner glänzender begabten Collegin nachsagen lassen, er sei auf dem Theater ein äußerst nüchterner und langweiliger Liebhaber. In Dresden ging er dann zum älteren Fache über, worin er durch würdiges Auftreten und feine, von jedem Effekthaschen freie Zeichnung sehr Beachtenswerthes leistete. Der Nathan besonders ward eine Glanzrolle für ihn. Unvergeßlicher aber als das, was er selbst darstellend wirkte, wird das bleiben, was er als Geschichtschreiber des deutschen Theaters und als Dramaturg für die Hebung des vaterländischen Bühnenwesens gethan hat.

Am zweiten Osterfeiertage wurde zu Prag das Neustädter-Theater feierlichst eröffnet. Der Bau, welcher circa 160,000 Gulden gekostet haben soll, wird sowohl hinsichtlich seines Aeußern und Innern, sowie namentlich betreffs der günstigen Akustik gerühmt. Eigenthümer sind die Herren Sieger und Thomé. Das alte ständische Theater, dessen man nun nicht mehr bedarf, wird bereits abgetragen.

Die Dresdner Stadtverordneten haben, auf Antrag des dasigen Stadtrathes, für das Denkmal, welches demnächst zu Ehren Karl Maria von Webers in Dresden hinter dem Hoftheater errichtet werden soll, als Beisteuer zu dem vorhandenen Fond die Summe von 1000 Thlrn. aus der Stadtkasse bewilligt und damit eine Ehrenschuld abgetragen. Am 5. Mai soll nun auch Seitens der königlichen Kapelle im Hoftheater zu demselben Zweck ein Concert abgehalten werden, für welches die Mitwirkung der Frau Bürde-Ney, sowie der Herren Dreyschock, Tichatschek und Mitterwurzer in Aussicht gestellt ist. Somit darf man hoffen, daß die zur Herstellung des betreffenden Denkmals erforderliche Geldsumme endlich beisammen ist, da es sich dem Vernehmen nach nur noch um ein Defizit von einigen hundert Thalern handelte.

Gustav Kühne wird nicht der Letzte gewesen sein, der den Torso des Demetrius zu vollenden suchte. Eine junge Poldamerin, Agnes le Grave, die dem greisen August Böckh einen Band lyrischer Gedichte widmete, arbeitet gleichfalls an einer Fortsetzung des großartigen Entwurfes, während Friedrich Hebbel seiner eigenen Erklärung zufolge „bei einem neuen Drama „Demetrius“ den Schiller'schen Grundgedanken adoptiren, sonst aber seinen selbstständigen Weg gehen will.“

Von Georges Sand wird das Gymnasetheater zu Paris nächstens ein neues dreiactiges Stück, „Marguerite de Sainte-Gemme“, bringen, worin die Frau des Directors, Rosa Chéri, nächst der Dejazet und nach dem Hintritt der Rachel jetzt der erklärteste Liebling des Publicums, die Hauptrolle spielen und der junge Pierre Berton, ein Enkel des berühmten Samson und Sohn des fast ebenso berühmten älteren Berton, in der Partie des Liebhabers debutiren wird. Vom Inhalt des neuen Drama's ist noch nichts weiter bekannt, als daß es sich auch wieder im Genre der ländlichen Gemälde halten wird, welchem G. Sand's frühere Werke fürs Theater gleichfalls angehörten. Nachdem sie in ihren Erzählungen ganz und gar der romantischen Mode mit allen ihren Unarten und Capricen gehuldigt hatte, begann sie in jener nachmärzlichen Zeit, wo sich eine allgemeine Reaction gegen die herrschenden litterarischen Tendenzen geltend machte, mit der Dramatisirung ihres „François le Champi“ und mit ihrem Schauspiel „Claudie“ eine neue Epoche ihres schriftstellerischen Wirkens, welche durch die Sehnsucht, aus den raffinirten Erfindungen und monströsen Gebilden der frühern Zeit zur Einfachheit und Natürlichkeit zurückzukehren, bezeichnet ist. G. Sand war eine der Ersten, welche die ursprünglich deutsche Dorfgeschichte in der französischen Litteratur einbürgerte, und sie ist derselben namentlich in ihrer Thätigkeit für die Bühne bisher stets treu geblieben.

Der englische Dichter Webster ist auf die Idee gekommen, den bekannten humoristischen Roman des Franzosen Le Sage: „le diable boiteux“, zu einem Bühnenstück mit allerhand Verwandlungen, Erscheinungen und scenischen Effecten zu verarbeiten. Tony Johannot gab die Entwürfe für die Decorationen, Costüme und Maschinerien, und das Adelphitheater in London nahm das Werk in sein Repertoire auf, indem es damit bereits mehrere volle Häuser machte. Englische Blätter berichten, daß von dem komischen Inhalt des Romans nichts verloren gegangen sei und das Ganze in seiner geschickten Zusammenziehung einer tollen Zauberposse gleiche, die doch nicht ernster moralischer Beziehungen entbehre.

Wie in Paris, so scheinen nun auch in London die dramatisirten Parodien antiker Stoffe und Dramen Mode zu werden, ohne daß man freilich Ursache hätte, dies als einen besonders glücklichen Gedanken zu bezeichnen. Das Haymarkettheater brachte neuerdings eine von Frank Talfourd verfaßte Travestie einer der berühmtesten Sophokleischen Tragödien unter dem Titel „Electra in a new Electric Light“, worin auch der Muttermörder Orestes nebst seinem Freunde Pylades als burleske Figuren erschienen. Beide wurden von jungen Damen dargestellt. Der Schwerpunkt der Parodie lag darin, daß die Katastrophe des gräcisirenden Drama's umgedreht war. Nicht durch Sohnes Hand wird der Frevel gesühnt, sondern das verbrecherische Paar verglitzet sich gegenseitig bei einem Maskenball.

Das in Berlin von Clise Schmidt gegebene Beispiel, classische Dramen vorzulesen, ahmt jetzt in London Miß Edith Herand nach und findet dabei, wie es scheint, ebenso viel Beifall, als jene. Die genannte junge Dame ist die Tochter eines in England vortheilhaft bekannten Dichters und Schriftstellers, und als dramatische Künstlerin selbst schon viel gerühmt. Wie vielseitig ihr Talent sei, mag daraus hervorgehen, daß zu ihren Glanzrollen nicht nur Shakespeare's Julia, sondern auch Lady Macbeth zählt, d. h. also, daß sie ebensowohl als sentimentale Liebhaberin, wie als Heroine Ausgezeichnetes leistet.

Wagner's „Tannhäuser“ hat nun auch auf dem neuen Continent eine Aufführung erlebt. Sie fand im Stadttheater zu New-York Anfangs April dieses Jahres statt, und zwar, wie berichtet wird, unter großem Beifall. Jedenfalls verdankt das Werk diesen Erfolg zunächst dem ihm innewohnenden sinnlich erregenden Element; denn daß die Americaner die höhern Eigenschaften einer Kunstschöpfung zu würdigen vermögen, davon haben sie bis jetzt noch wenig Beweise geliefert.

Verantwortliche Redaction und Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Kiel'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

Digitized by Google

№ 21. **Europa.** 1859.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 21. Mai.

Inhalt.

Größere Aufsätze: Alexander von Humboldt. — Die russische Lyrik in der Neuzeit. — Deutsche Feldherren: Franz Joseph, Kaiser von Oesterreich; Erzherzog Albrecht; Prinz Karl von Bayern; Herzog Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha; Graf Franz Gyulai; Ludwig von Benedek. — Anzeigen. — **Chronik:** Berthold Auerbach's „Barfüßpruch". - Die Paradepferde unserer Virtuosen. - Statistik und Frequenz der deutschen Universitäten. - Lamartine über Deutschland und Goethe. - Was bedeutet der Sommernachtstraum? - Eduard Jermann †. - Die Dampfquellen von Monte Cerboli. - Die künstliche Fischzucht. — Kurze Nachrichten: Litteratur. - Bildende Kunst. - Theater und Musik.

Alexander von Humboldt.

Soeben läuft an elektrischem Drahte mit Blitzesschnelle die Trauerkunde durch ganz Europa, daß Alexander von Humboldt sein Haupt zur Ruhe gelegt habe. Der größte Mann unseres Jahrhunderts, einer der gewaltigsten Geister, welche je auf Erden gelebt, ist nicht mehr. Bis in ein Alter von fast neunzig Jahren hat er sich die volle Frische des Denkens und seinen klaren Blick bewahren können, und er starb mit dem vollen Bewußtsein, daß seine Größe und seine Verdienste auf beiden Erdtheilen gleichsam um die Wette vollkommen gewürdigt und anerkannt wurden. Niemand hat ihm den Ruhm bestritten, daß er in dem Jahrhundert, welches in Zukunft, wenn es geehrt werden soll, nach ihm zu benennen ist, unbedingt der Erste sei. Schon Goethe, selbst ein geistiger Gigant, hat gesagt, daß er Keinen mit Alexander von Humboldt vergleichen könne, der immer wie ein frisch quellender Born sei, Alles wisse, und Alles immer gründlich wisse.

Humboldt war ein glücklicher Mensch, und die Natur hatte eine unendliche Fülle reicher Gaben an einen wahrhaft würdigen gespendet. Welche Zeiten hat er erlebt, und welche Begebenheiten sind an ihm vorübergegangen! Seine Geburt fällt in das Jahr 1769, in welchem so viele hervorragende Männer das Licht der Welt erblickten, Wellington, Napoleon, Ernst Moritz Arndt und so manche andere. Er hatte noch Friedrich den Großen von Angesicht zu Angesicht gekannt, und war Zeitgenosse Lessings, dem er an Klarheit der Auffassung und Schärfe des Geistes sich würdig zur Seite stellen konnte. Mit vollem Verständniß durchlebte Humboldt eine so wichtige Uebergangszeit, wie die Menschheit sie nur in den ersten Jahrhunderten des Christenthums und zu Ende des Mittelalters durchgemacht; einmal, als die alte Welt aus den Fugen ging und die geistige Thätigkeit in ganz neue Bahnen gelenkt wurde, und dann, als die Entdeckung des Seeweges nach Indien, die Eroberung der westlichen Erdhälfte und die große Kirchentrennung im Abendlande, eine völlige Umwandlung aller Verhältnisse nach sich zogen. Humboldts frühe Jugendzeit war jene des nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieges; dann schritt das weltererschütternde Drama der französischen Umwälzung mit seinen Blutströmen, kriegerischen Thaten und mit seiner Anarchie, welche zu eiserner Zwangsherrschaft führte, an ihm vorüber. Aber während das tausendjährige deutsche Reich in Trümmer ging und ein Stück deutschen Landes nach dem andern in die Gewalt eines kühnen Eroberers fiel, durchwanderte der junge Edelmann aus der Mittelmark die Wiesensteppen am südamerikanischen Orinoco oder bestieg die Vulcane der Andesketten. Als er nach neunjähriger Abwesenheit in seine Vaterstadt zurückkehrte, fand er diese in der Gewalt fremder Soldaten.

Bekanntlich ist nicht Vielen beschieden, ungestraft unter Palmen zu wandeln und die Gluth der tropischen Sonne in feuchten Niederungen ohne Schaden für Gesundheit oder Leben zu ertragen. Zu den Wenigen gehörte, außer Heinrich Barth, Alexander von Humboldt. Auch die Kälte des Ural und des sibirischen Altai hat dem sechszigjährigen Manne so wenig geschadet, wie einst dem Jünglinge die Hitze zwischen den Wendekreisen. Nichts hinderte ihn, der sich von früh an in günstiger Lage und in unabhängigen Verhältnissen befand, seinen Genius frei und ungehindert zu entwickeln, und schon als Jüngling kam er in die Genossenschaft der besten Männer unseres deutschen Vaterlandes.

Humboldt verband mit einer wunderbaren Klarheit des Denkens eine ungewöhnliche Schärfe der Auffassung und sichern Blick; sein glückliches Combinationsvermögen ist nur selten erreicht worden, außer etwa von Aristoteles oder Leibniz; sein Gedächtniß war ebenso rasch als treu und ließ ihn niemals im Stiche. Wer so glücklich gewesen ist, ihn zu hören (wie wir, als er im Spätjahr 1827 seine geographischen Vorträge in Berlin hielt) erinnert sich mit Freude daran, daß von seinen Lippen die Rede strömte wie aus dem Munde des alten Nestor; er sprach ebenso gewandt als klar, und nie hat ihm das passende Wort für die Sache gefehlt. Und so wie er sprach, war auch seine schriftliche Darstellung, immer einfach und durch-

Digitized by Google

sichtig, gleichviel in welcher Sprache er sich ausdrückte. Sein Wissen war unermeßlich, und er besaß zugleich das Talent, auch die Kenntnisse und die Arbeitskraft anderer Gelehrten für seine riesenhaften Arbeiten nutzbar und ersprießlich zu machen. Von ihm gilt in vollem Maße, was er einmal über seinen, ihm vorangegangenen Freund Leopold v. Buch äußerte: „Ueberall wo er auch nur im Vorübergehen weilte, hinterließ er leuchtende und lichtvolle Spuren; überall wußte er das Wesentliche herauszufinden und den Zusammenhang der Erscheinungen zu entdecken.“ Er stand unter uns Sterblichen ganz unvergleichbar da; Goethe hatte mit seinem Ausspruche vollkommen Recht.

Wer einst Alexander von Humboldts Leben und Wirken darstellen will, wird damit auch die Geschichte der Naturwissenschaften und der Erdkunde während der letztverflossenen sechzig Jahre zu schreiben haben. Die Geographen erkennen ihn als ihren Großmeister, die Geschichtsforscher gesteben willig zu, daß ihre Wissenschaft ihm viel verdanke, und den Philologen hat er über so Manches Licht gegeben, was ihnen bis dahin im Alterthum dunkel gewesen. Nicht viele Gebiete oder Zweige der Wissenschaft sind ohne Bereicherung durch Humboldt geblieben, selbst die Kirchenväter hat er von ihrer ästhetischen Seite beleuchtet. Gleich uns Deutschen rechnen auch die Spanier, Engländer und Franzosen diesen wunderbaren Mann zu ihren classischen Stylisten; denn neben sehr correctem Latein schrieb er die Sprachen jener Völker mit derselben Gewandtheit, Meisterschaft und Kraft wie seine eigene Muttersprache. Vor etwa vierzig Jahren hielt er in Paris öffentliche Vorträge, und die Franzosen mußten eingestehen, daß Aehnliches an Klarheit, Correctheit und Fülle der Mittheilungen ihnen auch von ihren größten Landsleuten nur selten geboten worden sei.

Humboldt war in der That der Mann beider Welten; seine wissenschaftliche Heimath war nicht blos die ganze Erde, sondern sein Erkennen umfaßte neben unsrem Planeten, in dessen gesammten Thätigkeiten und Beziehungen, auch das Weltganze, den Kosmos. Er selber schrieb einst von sich: „Wenn durch äußere Lebensverhältnisse und durch einen unwiderstehlichen Drang nach verschiedenartigem Wissen ich veranlaßt worden bin, mich mehrere Jahre, und scheinbar ausschließlich, mit einzelnen Disciplinen: mit beschreibender Botanik, mit Geognosie, Chemie, astronomischen Ortsbestimmungen und Erdmagnetismus als Vorbereitung zu einer großen Reiseexpedition zu beschäftigen, so war doch immer der eigentliche Zweck des Erlernens ein höherer. Was mir den Hauptantrieb gewährte, war das Bestreben, die Erscheinungen der körperlichen Dinge in ihrem allgemeinen Zusammenhange, die Natur als ein durch innere Kräfte bewegtes und belebtes Ganze aufzufassen. Ich war durch den Umgang mit hochbegabten Männern früh zu der Einsicht gelangt, daß ohne den ernsten Hang nach der Kenntniß des Einzelnen alle große und allgemeine Weltanschauung nur ein Luftgebilde sein könne. Es sind aber die Einzelheiten im Naturwissen ihrem innern Wesen nach fähig, wie durch eine aneignende Kraft sich gegenseitig zu befruchten. Die beschreibende Botanik, nicht mehr in den engen Kreis der Bestimmung von Geschlechtern und Arten festgebannt, führt den Beobachter, welcher ferne Länder und hohe Gebirge durchwandert, zu der Lehre von der geographischen Vertheilung der Pflanzen über den Erdboden, nach Maßgabe der Entfernung vom Aequator und der senkrechten Erhöhung des Standortes. Um nun wiederum die verwickelten Ursachen dieser Vertheilung aufzuklären, müssen die Gesetze der Temperaturverschiedenheit der Klimate, wie der meteorologischen Processe im Luftkreise erspäht werden. So führt den wißbegierigen Beobachter jede Classe von Erscheinungen zu einer andern, durch welche sie begründet wird oder die von ihr abhängt. Es ist mir ein Glück geworden, das wenige wissenschaftliche Verstreben in gleichem Maße mit mir getheilt haben: das Glück, nicht blos Küstenländer, wie auf den Erdumsegelungen, sondern das Innere zweier Continente in weiten Räumen und zwar da zu sehen, wo diese Räume die auffallendsten Contraste der alpinischen Tropenlandschaft von Südamerica mit der öden Steppennatur des nördlichen Asiens darbieten. Solche Unternehmungen mußten, bei der eben geschilderten Richtung meiner Bestrebungen, zu allgemeinen Ansichten anfmuntern; sie mußten den Muth beleben, unsere dermalige Kenntniß der siderischen und tellurischen Erscheinungen des Kosmos in ihrem empirischen Zusammenhange in einem einzigen Werke abzuhandeln. Der bisher unbestimmte Begriff einer physischen Erdbeschreibung ging so, durch erweiterte Betrachtung, ja nach einem vielleicht allzu kühnen Plane, durch das Umfassen alles Geschaffenen im Erd- und Himmelsraume in den Begriff einer physischen Weltbeschreibung über.“

So entstand das letzte von Humboldts großen Werken, der Kosmos, das Riesenwerk eines achtzigjährigen Greises, welcher an demselben bis kurz vor seinem Tode fortgearbeitet hat. Stets wirkte er anregend durch das lebendige Wort wie durch die Schrift, und das Studium hat er in ungemein fruchtbringender Weise gefördert bis an den späten Abend seines unendlich reichen Lebens. Auch an öffentlichen Angelegenheiten hat der große Mann in vielen Beziehungen sich betheiligt, und er, welcher den Untergang des deutschen Reiches gesehen, erlebte es, daß das neue Deutschland nach neuer Gestaltung, nach Einheit und Freiheit ringt, für welche er seine innige Theilnahme nie verleugnete. Denn Humboldt war eine durch und durch liberale Natur; und ein so erleuchteter Geist, ein so klarer Denker, ein Kopf, dem jede Beschränktheit zuwider war, mußte dem Fortschritte, wie in der Wissenschaft so auch im Staatsleben, durchaus gewogen sein. Aber für eine unmittelbar politische Thätigkeit eignete sein Naturell sich ebenso wenig, wie das von Goethe, und die Wissenschaft darf sich dazu Glück wünschen.

Wenn neben dem ungeheuern Umfange seiner Kenntnisse uns an ihm noch etwas in Erstaunen setzen kann, so ist es der unübertroffene Fleiß und die wunderbare Thätigkeit, welche diesen großen Mann auszeichneten. Schon im Alter von achtzehn Jahren stand sein Entschluß fest, das americanische Festland in möglichst großer Ausdehnung zu bereisen, und was er bis zum dreißigsten Jahre gearbeitet, betrachtete er, wie er

Digitized by Google

selbst angedeutet hat, als Vorbereitung, um eine große Aufgabe als Reisender in fernen Erdtheilen zu lösen und die Wissenschaft zu bereichern. Einen unauslöschlichen Eindruck hatten die Schilderungen unseres Georg Forster aus der Südsee und Bernardin St. Pierre's reizendes Gemälde „Paul und Virginie" auf ihn gemacht; ja beide Männer und deren Werke gaben früh dem eindruckfähigen Gemüthe sein eigentliches Gepräge, leiteten ihn in seine Richtung, und bis an sein Lebensende hat er mit rührender Herzlichkeit nie eine Gelegenheit versäumt, seiner dankbaren Erinnerung für sie Worte zu geben. Den Knaben und Jüngling mit der reichen Einbildungskraft zog die üppige Pflanzenwelt der Länder zwischen den Wendekreisen an; er wanderte im Geiste durch die dichten Wälder mit den Riesenbäumen, die in aller Fülle tropischer Pracht mit Schlingpflanzen und dem saftigen Laube ungähliger Gesträuche durchwoben sind. Er sah die Schneeberge und die hohen Tafelebenen der Andes vor sich liegen, stieg von ihnen hinab in die Grasfluren, in jene Llanos, welche sich in der Ausdehnung von einigen hundert Meilen erstrecken und von so gewaltigen Wasserläufen wie dem Orinoco durchströmt werden. Das alles durchwanderte er im Geiste, mente peragravit, um mit dem alten Lucretius zu reden; und wie er dann später das alles mit dem wirklichen Auge geschaut und in welcher Weise er die Eindrücke in sich aufgenommen, das hat er in wunderbar anziehender Weise in seinen „Ansichten der Natur" geschildert. Es gab nie einen größern Landschaftsmaler als Alexander von Humboldt.

Mehr als sechzig Jahre lang hat er in Berührung und geistigem Austausch mit allen bedeutenden Männern der Wissenschaft gestanden, und sein Briefwechsel wird ohne Zweifel durch Reichhaltigkeit und Bedeutung die Welt in Erstaunen setzen. Kein anderer Mann hat so umfassende Verbindungen gehabt, Niemand so viele hervorragende Menschen persönlich gekannt. Wir sehen ab von den letzten vierzig Jahren und werfen einen Blick in das vorige Jahrthundert. Wir finden Alexander von Humboldt, als er eben in das Alter des Jünglings trat, auf der Bergakademie zu Freiberg, wo er Lehrer wie Werner und Freieslehen fand, und mit Leopold von Buch, welchen er mit Recht den größten Geognosten unserer Zeit nennt, in einem Freundschaftsbunde, der bis zum Tode niemals eine Unterbrechung erfuhr. In Göttingen ist er ein fleißiger Student in Heyne's philologischem Seminare und schreibt eine lateinische Abhandlung über die Webervei bei den Griechen; zugleich hört er naturwissenschaftliche Vorträge bei Blumenbach, und Technologie bei dem vortrefflichen und grundgelehrten Beckmann. Er verkehrt mit Link, Heeren, Schlözer, Lichtenberg, mit Schlegel und Oelsner. In die Botanik wird er von seinem geringern Mann als Willdenow eingeführt. Er geht nach Hamburg um Büsch zu hören, von welchem er über den Gelbumlauf und in den Comptoirwissenschaften unterrichtet wird; auch verkehrt er mit dem trefflichen Geographen Ebeling, dessen Werk über Nordamerica noch heute seinen Werth behauptet. Er lernt dort Klopstock, Joh. Heinrich Voß, den Wandsbecker Boten Claudius und die Stolberge kennen. Mit Georg Forster macht er die Reise den Rhein hinab nach Brabant und England; in Jena, das damals seinen Höhepunkt erreicht hatte, trat er in Berührung mit allen dort verweilenden und wirkenden Männern, insbesondere auch mit Goethe und Schiller, und durch Loder lernte er die Zergliederungskunst. In Washington war er Jefferson's Gast, und nach seiner Rückkehr aus der westlichen Erdhalbe hat er dann, wie schon hervorgehoben wurde, mit allen bedeutenden Männern der Wissenschaft in Verkehr gestanden. So empfing er auch auf diese Weise ununterbrochen eine unermeßliche Fülle verschiedenartiger Anregungen und Eindrücke; aber er wußte sie stets mit seinem klaren Geiste zu bewältigen, wie er denn Alles, Großes wie Geringes, rasch einzuordnen verstand. Bei ihm schoß jedes geistige Partikelchen sogleich krystallinisch an das große Gefüge, um mit diesem ein untrennbares Ganze zu bilden.

Humboldt hat vieler Menschen Städte gesehen, und Bräuche, Sitten und Geschichte der Völker erkundet. Sein Studierzimmer war ihm ein Heiligthum der Arbeit, aber sobald er aus demselben hinaustrat, stand er allemal im grünen, frischen, vollen Leben, und ging mit rüstigem Sinn und Muth durch die Strömungen. Bei ihm fanden Wissen und Leben eine volle Durchdringung; der Natur wußte er überall, wo er auch sein mochte, mit seiner feinen, klaren und eingehenden Beobachtungsgabe interessante und oft neue Seiten abzugewinnen, und gewiß ist er alle Zeit in sich bestrebigt gewesen. Denn stets war er rastlos im Weiterstreben, und jeder Tag brachte ihm neuen Gewinn.

Wir finden ihn von früh an unter allen Klimaten geschäftig, lernend und beobachtend, bald am Harz, dann am Rhein; in den Niederlanden, in Frankreich, in England, im sächsischen Erzgebirge, in Böhmen und fünf Jahre lang als Bergmeister in einem kleinen Hüttenort in Franken. Von dort aus besuchte der praktische Beamte Oberbayern, die Salzburger Alpen, Galizien, Preußen und Polen. Mitten in diese Reisen hinein fällt ein diplomatischer Auftrag, dessen er sich zu Frankfurt a. M. entledigen muß, und bald nachher durchwandert er Tyrol, das venetianische Gebiet, die Lombardei und die Schweiz. Als er im Jahre 1796 seine Mutter verliert und dann frei über sich selbst verfügen kann, tritt der Drang, die weite Welt zu durchwandern und wissenschaftliche Ausbeute zu gewinnen, mit unwiderstehlicher Kraft an ihn hinan. Er hat sich darüber selbst in folgender Weise ausgesprochen: „Ich hatte von meiner ersten Jugend an eine brennende Begierde empfunden, in entfernte, von Europäern wenig besuchte Länder zu reisen. Diese Begierde charakterisirt einen Zeitpunkt unseres Lebens, in welchem uns dieses wie ein Horizont ohne Grenzen erscheint, wo nichts größern Reiz für uns hat, als die starken Bewegungen unserer Seele und das Bild physischer Gefahren. In einem Lande erzogen, welches seine unmittelbare Verbindung mit den Colonien beider Indien unterhält, und nachher ein Bewohner von Gebirgen, die, entfernt von den Küsten, durch ausgedehnten Bergbau berühmt sind, fühlte ich in mir die lebhafte Leidenschaft für das Meer und für lange Schifffahrten fortschreitend sich entwickeln. Die Gegenstände, die wir nur

Digitized by Google

durch die belebten Schilderungen der Reisenden kennen, haben einen besondern Reiz; unsere Einbildungskraft gefällt sich in Allem, was unendlich und unbegrenzt ist; die Genüsse, welche wir entbehren müssen, scheinen uns größere Vorzüge zu haben als die, welche uns täglich im engen Kreise einer sitzenden Lebensweise zu Theil werden."

Es scheint, als ob Humboldts Drang in die Weite zunächst nicht auf ein festes Ziel gerichtet war. Er ergriff die Gelegenheit, wie sie sich darbot; er war jung und die Lebenszeit des kräftigen Mannesalters lag noch vor ihm. So faßte er einen Plan, welcher durch ungünstige Zwischenfälle vereitelt wurde; er wollte 1798 mit Lord Bristol nach Oberägypten reisen. Er gedachte dann mit Baudin die Erde zu umsegeln. Auch diesem Plane stellten sich Hindernisse entgegen, aber während Humboldt sich noch mit dessen Verwirklichung beschäftigte, führte ihm ein glückliches Verhängniß einen Mann zu, mit welchem er innige Freundschaft schloß; er lernte Bonpland kennen, der ihm treuer Gefährte blieb und gleich ihm zu hohen Tagen gelangt ist; er starb erst im vorigen Jahre zu San Borja in der La Plataregion. Mit diesem wißbegierigen und wacker vorgebildeten Naturforscher ging er über die Pyrenäen, um von Spanien aus nach Nordafrica zu gelangen. Aber die Kriegswirren traten hindernd entgegen, und die beiden Freunde begaben sich nach Madrid an den Hof, um dort die Erlaubniß zum Bereisen der spanischen Colonien America's zu erwirken. Diese wurde ihnen willig ertheilt und den strebsamen jungen Männern mancherlei Vorschub geleistet. Im Jahre 1799 traten sie von Coruña aus die Fahrt nach Südamerica an und betraten in Cumaná den Boden der neuen Welt.

Von dort aus durchmaß der kühne und gründlich vorgebildete Deutsche die Ebenen und Gebirge der heutigen Republik Venezuela. Glücklich entging er dem Mordanfall, welchen ein schwarzbrauner Mischling gegen ihn und Bonpland unternahm; er bestieg von Caracas aus den Silla, den höchsten Gipfel in der Küstenkette von Venezuela, und drang in die Provinz Barinas vor. Er schiffte den Orinocostrom aufwärts bis zu der Gabeltheilung, dem Cassiquiare, durch welchen derselbe, vermittelst des Rio Negro, mit dem gewaltigen Amazonas in Verbindung steht. Er ging von Augustura wieder durch die Llanos nach Cumaná, schiffte hinüber nach Cuba, der Antillenperle, und zurück nach der Terrafirma, auf welcher er durch das Thal des Magdalena bis zum Tafellande der Cordillere hinaufstieg, wo einst die Muyscas einen wunderbaren theokratischen Staat gegründet und Cundinamarca ein Brennpunkt urthümlicher altamericanischer Gesittung war. Auch durchforschte er die majestätischen Einöden von Quito, im heutigen Ecuador, wo er fünf Monate verweilte und den Chimborazo bestieg. Ueber den kalten und stürmischen Páramo, die Hochwüste von Assuay, drang er in die Quinnimwälder von Loxa nach dem westlichen Abhang hinunter und erreichte bei Truxillo, wo einst Pizarro verweilt hat, die Südsee. Er schiffte an der Küste des stillen Weltmeeres entlang, wagte sich durch die peruanische Wüste und befand sich in dem Lande, wo so viele Trümmer an die untergegangene Welt der Inka's erinnern, welche Humboldt uns in lebensvollen Schilderungen heraufgezaubert hat. An der Südsee fuhr er nach Norden hin bis Guayaquil, und von dort nach Acapulco in Mexico, 1803.

Auch hier fand er eine ungemein ergiebige Ausbeute, und durch ihn erhielt die Welt die erste alleitige und zusammenhängende Darstellung des alten wie des spanischen Mexico; er schilderte die Denkmäler, welche aus den Zeiten der Tolteken und Azteken noch übrig und der wilden und wüsten Barbarei der fanatischen Christen entgangen sind. Auch seine Werke über Mexico werden ihren unschätzbaren Werth behaupten, wenn auch neuere Forschungen einige Ansichten Humboldts, zum Beispiel über die Wanderung der Azteken aus dem weiten Norden, als unhaltbar erwiesen haben. Er durchzog das Land nach allen Richtungen hin, bestieg die Vulcane, maß die Höhen, beobachtete die Temperaturverhältnisse, sammelte Pflanzen, und nachdem er dort wie überall eine reiche Ernte gehalten, kehrte er über Cuba und die Vereinigten Staaten von Nordamerica nach Europa zurück, von wo er zweiundsechzig Monate abwesend war.

Sogleich begann er den massenhaft gesammelten Stoff zu bearbeiten, und die Wissenschaft erhielt seitdem von ihm in jedem Jahre Bereicherungen, die in ihrer Gesammtmenge wahrhaft ungeheuer sind. Humboldt wählte zwanzig Jahre lang Paris zu seinem Wohnsitz, und sah dort ein großes Beispiel geschichtlicher Gerechtigkeit, den donnernden und jähen Sturz des corsischen Gewaltherrschers. In Zwischenräumen unternahm er naturwissenschaftliche Reisen, insbesondere mit Gay Lussac nach Italien; auch besuchte er die Schweiz; wir finden ihn in England, auf den Congressen zu Aachen und Verona; aber den größten Theil seiner Zeit widmete er der Ausarbeitung seiner großen Werke.

Erst seit 1827 sahen wir ihn wieder im deutschen Vaterlande. Aber der Drang in die Weite hatte sich auch in dem nun fast sechzig Jahre alten Gelehrten und Forscher nicht abgeschwächt. Sein Sinn stand nach Indien, nach dem Himalaya und nach Tibet, wo der Papst der buddhistischen Welt, der Dalaï Lama, auf dem Vaticane der ostasiatischen Welt, dem Buddha La bei Hassa, thront. Humboldt studierte damals die persische Sprache, ein Hauptmittel der Verständigung unter den gebildeten Classen in Oberindien. Aber ein Wunsch des Kaisers von Rußland lenkte die Thätigkeit unseres Landsmannes nach anderen Gegenden hin, nach Sibirien. Mit Rose und Ehrenberg reisete er im Jahre 1829 von Moskau nach dem Jekaterinburger Ural, besuchte die Platinawäschen von Nischni Tagilsk, ging nach Berchoturie und Tobolsk, nach Barnaul im Altaï, nach dem Schlangenberge, zum Kolywan-See und bis zu den chinesischen Grenzposten in der Dsungarei. Der Rückweg führte durch die Ischimsteppe, zu den Kirgisen, nach Omsk, Orenburg, durch das Land der Kalmücken an der Wolga. Binnen neun Monaten hatte Humboldt in Gemeinschaft seiner beiden trefflichen Begleiter eine Strecke von 2320 deutschen Meilen zurückgelegt.

Und damit schloß er seine Reisethätigkeit auf Erden, aber er hat seitdem dreißig Jahre lang ununterbrochen für die Wissenschaft gewirkt, und für diese trieste sein reiches Leben

von vollem Segen, der hundert Gebiete befruchtete. Humboldt entdeckt die Keimkraft, welche das Chlor auf Pflanzensamen ausübt, er beobachtet kryptogame Pflanzen, schreibt über Grubenwetter, erfindet eine nicht verlöschende Bergmannslampe und wird durch Galvani's Arbeiten zu Forschungen über die gereizte Muskel- und Nervenfaser angeregt. Er macht astronomische Studien und Sextantenbeobachtungen; wendet der Hydrographie der Oceane seine Aufmerksamkeit zu, und entdeckt, daß in der Nähe einer Sandbank im Meere diese durch Abnahme der Temperatur sicherer angezeigt wird als durch das Senkblei. In Peru wendet er auch den Bestandtheilen des Luftkreises große Aufmerksamkeit zu; er macht magnetische Declinationsberechnungen; er findet die Punkte auf, an denen er auf der mittelamerikanischen Landenge eine Canalverbindung zwischen beiden Oceanen für möglich hält; er beschreibt die Palmen, stellt überall Höhenmessungen an, er entwirft die Grundzüge der Pflanzengeographie, stellt die Verbreitungssphäre mancher Thiere fest, vertieft sich in archäologische Untersuchungen, faßt die Bodencultur vielseitig in's Auge, entwirft statistische Tabellen, läßt sich keine neue Entdeckung in Physiologie, Anatomie, überhaupt im ganzen durch ihn selbst unermeßlich erweiterten Gebiete der gesammten Naturforschung entgehen; arbeitet unablässig im Bereich der Erdkunde, der Geognosie und Mineralogie, studiert fortwährend die alten Classiker, denen er eine neue Seite abgewonnen hat, und hört als 65jähriger Mann im Collegium mit den Studenten in Berlin bei Böckh griechische Litteraturgeschichte und bei Ritter Erdkunde!

Es ist nicht unsere Absicht, Humboldts Werke aufzuzählen. Es mag nur angeführt werden, daß allein sein großes Buch über die Reise in Amerika 17 Bände in Folio und 11 Bände in Quart umfaßt. Es handelt über Pflanzengeographie, Zoologie, vergleichende Anatomie, es giebt eine mit prächtigen Farben entworfene Darstellung der Tropenwelt und widmet insbesondere der Klimatologie große Sorgfalt. Es bringt Ansichten der Cordilleren und schildert die altperuanischen Denkmäler, es enthält eine politische Schilderung Mexico's und Cuba's und schließt ab mit einer Schilderung der Reise, welche in der Wissenschaft Epoche macht und, wenn wir so sagen dürfen, in Bezug auf Beobachtung und namentlich auch auf Darstellung den Ausgangspunkt für die neuere Schule der Reisebeschreibung bildet, die unter uns Deutschen ihre besten und würdigsten Vertreter gefunden hat, wie Spix und Martius, Pöppig, Tschudi, Schomburgk, Meyen, Erman, Ehrenberg, Eichwaldt und so manche andere. Die asiatische Reise hat Humboldt in den Bruchstücken über die Geologie und Klimatologie Asiens dargestellt; dann erschien sein Meisterwerk historischer Forschung; wir meinen die „Kritischen Untersuchungen über die historische Entwickelung der geographischen Kenntnisse von der neuen Welt und die Fortschritte der nautischen Astronomie im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert." Wir wüßten, so weit unsere litterarische Kunde reicht, diesem Buche kein anderes von so umfassender Erudition an die Seite zu setzen.

Ein Exemplar der ganzen Sammlung von Humboldts Werken über America in der großen Ausgabe kostet jetzt über zehntausend Francs. Die 1300 Kupfertafeln, welche dasselbe umfaßt, sammt Papier und Druck, kosteten 42,000 Friedrichsd'or, und das große Unternehmen wurde lediglich mit Hülfe der Gunst des Publicums zu Ende geführt, während für die große französische Beschreibung Aegyptens von Denon die französische Regierung drei Millionen Francs vorschießen mußte.

In einem Greisenalter von 74 Jahren, da andere Gelehrte ausruhen, und ein volles Recht haben, auszuruhen, steigerte Alexander von Humboldt, der glückliche Mann, seine geistige Thätigkeit. Er begann sein letztes Werk, den Kosmos, am späten Abend eines vielbewegten Lebens, und es ist ihm vergönnt gewesen, eine kolossale Arbeit zu vollenden, deren Umrisse ihm ein halbes Jahrhundert lang vor der Seele schwebten. Als Abschluß seiner Forschungen wollte er darlegen, wie er alles Geschaffene im Erd- und Himmelsraume in den Begriff einer physischen Weltbeschreibung gefaßt habe.

Mit diesem in der Litteratur aller Zeiten einzig dastehenden Werke, das in die Sprachen sämmtlicher gebildeten Völker übersetzt worden ist, hat der gewaltige Geist seine ruhmreiche und ehrenvolle Laufbahn geschlossen. Ein gütiges Geschick hat ihm erlaubt, auch diese prächtige Arbeit fertig abzuschließen. Wahrlich, er hat „den Besten seiner Zeit genug gethan und lebt für alle Zeiten."

Humboldt war durch und durch human, und fast allzugütig; aber diesen Fehler wird man dem herrlichen Manne gern verzeihen. Wir wiederholen es noch einmal, er war ein glücklicher Mann sein ganzes Leben hindurch. Und auch darin hatte er sich einer hohen Gunst des Geschickes zu erfreuen, daß ihm ein Bruder verliehen war, der in anderen geistigen Gebieten ebenso bedeutend war und in manchen Beziehungen fast noch mehr hervorragte, als er selbst. Beide Brüder, Wilhelm, der schon seit einem Vierteljahrhundert den Lebenden entrückt ist, und er, waren durch ein Band inniger Freundschaft mit einander verbunden; sie stehen da als hellstrahlende Dioskuren, welche sich trefflich ergänzten. Alexander hat Jenen lange überdauert und neun Jahrzehnte durchlebt, aber die Namen beider geistigen Heroen sind für alle Zeiten unzertrennlich. Sie bilden leuchtende Sterne im reichen Strahlenkranze deutscher Wissenschaft und haben den hohen Ruhm unseres deutschen Namens über alle Welt verbreitet.

Wir schreiben diesen Nachruf für den großen Mann unter dem ersten Eindrucke der Todesnachricht, die zwar seit einigen Tagen in Aussicht stand, nichts desto weniger aber tief wirkte, als sie eintraf. In dieser Stunde läuten die Sterbeglocken in Berlin, und der Mann, welcher Kaiser war im Gebiete der Wissenschaft, wie keiner vor ihm, wird in die Gruft gesenkt. Sein Wirken wie sein Name sind unsterblich.

Leipzig, 10. Mai. K. A—er.

Digitized by Google

Die russische Lyrik in der Neuzeit.

Enthusiastisch klangen die Rufe Aller, als Alexander II. dem Wort und der Schrift mehr Freiheit zu geben versprach. Alle, die damals in Moskau waren, erinnern sich wohl des bis dahin in Rußland ungesehenen, ja unmöglichen Schauspiels, nämlich eines Litteratendiners mit obligaten Reden und Toasten. Es versammelten sich alle in Moskau anwesenden Schriftsteller bei Chevalier, dem ersten Restaurateur Moskau's, um durch ein Zweckessen die Krönung des Kaisers zu feiern, dessen Regierungsantritt eine freiere geistige Bewegung in Aussicht stellte, als bisher in Rußland erlaubt war. Das Beispiel fand Nachahmung, und diesem Feste folgten bald ähnliche, unter denen eins der bemerkenswerthesten durch die dort gehaltenen freisinnigen Reden das der gewesenen Studenten und Professoren der Universität Kasan war, die in Petersburg das fünfzigjährige Bestehen dieser Universität feierten. Die Erwartungen jener Zeit spricht ein damals im Russischen Boten erschienenes kleines Gedicht eines der jüngeren Dichter Rußlands, A. Schemtschuschnikow, aus. Er sagt:

Im Staube gestreckt wir lange Zeit blind
Und taub und gedankenlos lagen,
Uns schien's wir verwesen in Särgen, es sind
Die schweren Deckel verschlagen.
Da glühte aus Dunkel die Fackel hervor,
Es klangen Reden voll Sinnen;
Wir fuhren so lustig, so freudig empor,
Wir sahen ein schönes Beginnen.
Das Leben erstand, laut pochte die Brust,
Da jetzt sich die Nebel verloren,
Wir grüßten des Himmels Gaben voll Lust, —
Ward Wort und Licht doch geboren.

In der That macht sich schon längere Zeit in der russischen Litteratur eine neue Richtung bemerklich. Bisher war es meistens eine von Litteraten für Litteraten geschriebene, dem Volke ganz fremd bleibende Litteratur, und selbst bedeutende Dichter, wie Puschkin und Lermontoff, kannten das eigentliche Rußland nur wenig. Sie und die andern Sterne geringerer Classe am poetischen Horizont hatten, nachdem sie ihre frühefte Erziehung von französischen Gouverneurs erhalten, ihre Studien in Lyceen, Cadettencorps ꝛc. beendigt, das russische Volk kannten sie folglich nicht, denn Petersburg ist keineswegs Rußland, und das russische Volk vergalt ihnen diese Unkenntniß damit, daß es sie nicht kennen wollte. Nur Unglück und Verbannung haben später Puschkin und Lermontoff dem Volke wieder genähert, und Beide trafen leider Gegnerskugeln in Duellen gerade zu der Zeit, als sie volksthümlich werden wollten und konnten. Der Byronismus, der Weltschmerz, der Grundzug der Dichtungen Puschkin's und Lermontoff's, ist an und für sich schon ein Product der Hypercultur und kann nie volksthümlich werden.

Mehr Aussicht dazu hat die neue Richtung, die, angeregt durch die vom Kaiser angebahnte sociale Reform, vielleicht auch zum Theil ein Nachklang der vor einem Jahrzehent in Frankreich und Deutschland herrschenden socialistischen Richtung, in das Volk hinabsteigt, und in den Freuden und Schmerzen seines Lebens Stoffe für die Poesie sucht. Von den Vertretern dieser Richtung ist es H. Nekrassow, der am vielseitigsten die wunden Stellen des socialen Lebens seines Vaterlandes berührt hat. Sein Leben, das sehr bewegt war, hat ihn die verschiedensten Classen kennen gelehrt, und er selbst hat sich aus bitterer Armuth und Noth mühsam emporringen müssen. Daher sympathisirt er auch mehr mit dem Volke, als die vornehmen Herren und Gardelieutenants, aus denen sich bisher die russische Litteratur meistens recrutirte. In seinem „Dichter und Bürger" spricht er sich über das Ziel, das einem Dichter der Jetztzeit vorschweben soll, aus. Sein Bürger, unter diesem Namen personificirt er sich selbst, kommt zu einem Dichter, der, weil er sich unverstanden meint, oder zu träge ist zu arbeiten, oder, wie er am Ende sagt, weil seiner Muse nur ein Dornenkranz auf Erden beschieden, auf seinem Canapee schlummert. Der Bürger will ihn aufrütteln.

Schäm' dich! Zeit ist es aufzustehen.
Du weißt welch' Zeiten angebrochen . . .
In wem noch Pflichtgefühle kochen,
Wer unbestechlich und gerad
Im Herzen ist, Talente hat
Und Kraft und Schärfe, der darf jetzt
Nicht schlafen.

Dichter.

Wirklich! Nun gesetzt
Ich sei solch' eine Seltenheit —
Doch muß ich erst noch wissen, was
Ich thun soll.

Bürger.

O! die Neugkeit!
Du hast zu thun! — Du weißt ja, daß
Du eingeschlafen bist auf kurze Zeit;
Erwache denn und ziehe kühn
Auf Laster und Verbrechen hin!

Der Dichter entschuldigt sich durch einige Zeilen Puschkin's, in welchen dieser sagt:

Es ist und nicht Gewinn von Röthen,
Und Sturm nicht, nicht der Schlachtendrang,
Geboren sind wir um zu beten,
Und für Begeisterung, süßen Klang.

Der Bürger fährt fort und sagt: in solch' einer inhaltsschweren Zeit, wie die unsrige, dürfe der Dichter nicht allein seine Liebeslieder singen, er müsse Hand anlegen an's Werk, wie die übrigen, und sagt es in schönen Versen voll Harmonie, die ich dem Original so getreu als möglich zu übersetzen suchen werde.

Es schweigt der Sturm, die Wogen sind
Am Glanze gleich dem Himmelsraum,
Und schläfrig-freundlich ist der Wind,
Bewegt die leichten Segel kaum.
Es eilt das Schiff dahin so schön,
Es fürchten sich die Wandrer nie,
Als ob auf fester Erde sie
Und nicht auf einem Schiffe stehn.
Doch Donner rollt, mit wilder Stärk'

Digitized by Google

Stöhnt Sturm, zerreißt das Takelwerk
Und beugt des Schiffes Masten nieder.
Es ist nicht Zeit, jetzt Schach zu spielen,
Nicht Zeit zu girren Liebeslieder.
. . . . . .
. . . . Zugegeben, Du bleibst treu
Deiner Bestimmung, aber sprich:
Ist deinem Vaterland dabei
Denn leichter, wo ein jeder sich
Anbetend vor dem eignen Ich
Nur niederbeugt? Die edlen Seelen,
Den'n heilig ihre Heimath, die
Kann man ja an den Fingern zählen . . .
Doch Dichter, Du, der auserwählt
Vom Himmel bist, der unsrer Welt
Die ew'gen Wahrheiten verkündest,
Glaub nicht, daß wo Du Armuth findest,
Daß wo das täglich Brod selbst fehlt,
Es nicht sei werth, daß Du die Saiten
Dort deiner Lyra lässt erschallen.
Glaub nicht, daß Menschen ganz gefallen,
Es starb nicht Gott noch bei den Leuten,
Glaub', daß der gläub'gen Seele Schmerzen
Verständlich immer sind den Herzen.

Hast Du geendigt? sagt der Dichter. Davon verstehst Du nichts, Du bist kein Dichter, bist ein Bürger nur, Du kannteſt, Gott sei Dank, die Musen nie. Der Bürger giebt ihm zur Antwort:

Du wärest, dacht' ich, besserr Richter,
Es ist erlaubt zu sein kein Dichter,
Doch Bürger muß ein jeder sein.
Was ist ein Bürger? Zweifelssohn
Des Vaterlandes würd'ger Sohn.
Wo ist er? Wer ist nicht Senator,
Nicht Dichter, Held, nicht Handelsherr,
Nicht Adelsmarschall, nicht Plantator?
Wer ist der Heimath Bürger? . . .
. . . . . .
. . . . . .
Es ist nicht selbst des Dichters Brust
Sein mächt'ges Ideal bewußt.
Doch ist er zwischen uns hienieden,
Wie weint er bitter, hoffnungslos!
Ein schweres Kreuz ist ihm beschieden,
Doch sieht er nicht um bessres Loos.
Trägt, wie die eignen, alle Stunden
Er seines Vaterlandes Wunden.

Es würde uns über unser Ziel hinausführen, noch weitere Auszüge aus diesem schönen Gedichte zu geben. Was wir mitgetheilt haben, genügt, die Tendenz des Dichters zu zeigen, die auch in den meisten Gedichten der nicht compendiösen Sammlung der Poesien H. Nekrassow's durchblickt. Wie er sagt, ist kein Schauspiel für ihn zu niedrig, niemandem versagt er seine Theilnahme. Bald ist es ein armer, hungriger Schelm, der auf der Straße ein Brot bei einem Brothändler gestohlen hat, bald ist es eine arme Frau, deren Sohn unter die Soldaten geht, bald ist es das Urübel des russischen Pöbels, der Branntwein, von dem er spricht, und auf den er wieder in einem andern Gedichte zurückkommt. Er zeigt uns darin einen jungen Burschen, der sich zum ersten Mal betrinkt, um die ihm angethane Schmach zu vergessen, indem ihn der Dorfschulz hat durchpeitschen lassen, ohne daß er etwas verbrochen. Das Gedicht hat zum Titel:

Branntwein.

Ohne Schuld vom Schulzen geschlagen,
Weiß es selbst nicht, wie mir da geschah,
Bin kein Edelmann, muß ich wohl sagen,
Doch das erste Mal war es ja.
O wie schwarz war mir's auf dem Herzen,
Zittre, denke ich nur daran, —
O wie geh' mit dem Liedchen ich scherzen,
Wie blick' ich die Leute jetzt an?
Lang hab' ich auf dem Ohre gelegen,
Aß nicht, schwieg und hatte nicht Ruh';
Reden unvernünftig verwegen
Raunt des Nachts der Teufel mir zu.
Früh bin trüb ich vom Ofen gekrochen,
Wollt' beten, doch konnte ich's nicht.
Hab' mit niemand ein Wort gesprochen,
Schlug kein Kreuz, ging mit finsterm Gesicht.
Willst Du, Bruder, nicht Branntwein? hört ich;
Dies rief mir die Schwester hinaus,
Eine ganze Flasche wohl leert' ich —
Ging den Tag nicht mehr aus dem Haus.

Und der Bursche fällt von dem Tage an immer tiefer die Bahn des Trunkes hinab.

Wir schließen mit einem Gedicht Nekrassow's, das uns einen Blick in das Leben der russischen Bauern gestattet. Ein ganzes Dorf harrt auf die längstversprochene Ankunft des Gutsherrn, wie auf den Messias, denn er soll allen Mißbräuchen ein Ende machen, er wird ein Vater seiner Bauern sein.

Das vergessene Dorf.

I.

Großmütterchen Renila hat bei Wlaß, dem Scholz,
Um ihre Hütte auszubessern, etwas Holz.
„Ich hab' kein Holz für dich," spricht er mit strengem Blicke.
— Es kommt der Junker bald zu uns in's Dorf zurücke,
Denkt sich die Alte, dieser läßt sich wohl erweichen,
Sieht wie alt meine Hütte ist, läßt Holz mir reichen.

II.

Ein gier'ger Wucherer, der Bauern Nachbarsmann,
Riß sich von ihrem Land ein gutes Stückchen an,
Und hat es zugemessen sich ganz ehrvergessen.
— Bald kommt der Junker! Er läßt unser Land vermessen.
Die Bauern denken, er braucht nur ein Wort zu sagen,
Und gleich wird unser Land uns wieder zugeschlagen.

III.

Natascha heiß ein freier Ackerbauer liebt.
Ein Deutscher doch, der oberste Verwalter, giebt
Ihr nicht Erlaubniß! — „Warte, theuerster Ignascha,
Es kommt der Junker bald zu uns!" So spricht Natascha.
Und Groß und Klein, so oft sie sich um etwas streiten,
— Der Junker kommt, so sagen sie zu allen Zeiten.

IV.

Es ruht Renila lange schon in ihrem Grab,
Das Feld des Nachbarn hundertfache Ernte gab,
Die frühern Knaben sind mit Bärten schon, mit langen,
Ignascha unter die Soldaten ist gegangen,
Natascha selbst träumt nicht von Hochzeit mehr und Schimmer,
Der Junker ist nicht da — es kommt der Junker nimmer.

Digitized by Google

V.

Einst endlich rollt ein Wagen auf der Landstraß' hin,
Es ist ein Leichenwagen, den sechs Pferde ziehn;
Im Leichenwagen ist ein Eisensarg enthalten,
Drin liegt der Junker, und der neue folgt. Den alten
Begrub man. Und der neue trocknet seine Thränen
Und eilt nach Petersburg zurücke voller Sehnen.

Ein anderer Dichter der jüngeren Schule ist Nikitin, der sich den in Rußland berühmten Volksdichter Kolzow zum Vorbild genommen hat, doch findet man bei ihm auch viele schöne, selbständige Sachen. Seine Erzählungen sind in ihrem Stoffe meistens dem Kreise des Bauernlebens entlehnt. Nehmen wir z. B. den eigensinnigen Bater, der im Versmaß der russischen Volksmärchen gehalten ist. Dieser eigensinnige Bater, vom Reichthum eines Wittwers geblendet, giebt ihm seine einzige Tochter, die einen Müllerssohn liebt, zur Frau, der Wittwer erweist sich als Trunkenbold, der bald seinen Schwiegervater aus seinem Hause jagt, und bald stirbt die Frau an seiner schlechten Behandlung. Das Ende besonders ist schön,

. . . . als er stand an der Tochter Gruft,
Senkt er den Kopf auf den Busen in tiefem Schmerz,
Als aber auf den Sarg die schwarze Erd'
Rollte mit dumpfem Lärm in Schollen hin,
Lief über seine Knochen ein Frösteln her,
Aus den Augen spritzten die Thränen heiß,
Und den Lärm der fallenden Erde oft
Er vernahm in schlaflosen Nächten dann.

Die Bauern, um den ihren Gutsherren und der Regierung schuldigen Zins zu erschwingen, verdingen sich im Winter oft, wenn sie keine Feldarbeit haben, um Waaren aus einer Stadt in die andere, besonders nach Moskau und Petersburg zu führen. Das Weib eines solchen Fuhrmanns, dessen einziger Reichthum seine drei Pferde sind, mit denen er im Sommer auf dem Felde, im Winter als Fuhrmann arbeitet, harrt auf ihren Gatten, der von seiner Reise heimkehren muß.

Ruh' herrscht in der Hütte,
Bald schlägt's Mitternacht,
In dem Schornstein heulet
Nur die Windsbraut sacht.

Und der Kienspan brennet
Leise knisternd, er
Gießt sein Licht, das bleiche,
Zitternd rings umher.

Ein schläfriger Knabe sitzt neben der spinnenden Mutter, und die Mutter sucht den Knaben zu überreden, sich schlafen zu legen. Warum, fragt aber der Knabe.

Warum sitzest, Mutter,
Selbst Du nur beim Licht,
Spannest gestern Abend
Und schläfst jetzt auch nicht?

Hab nicht Kraft, mein Söhnlein,
Ich zu spinnen jetzt,
Bin so traurig, Gottes
Welt mich nicht ergötzt.

Schon zu Ende gehet
Jetzt die fünfte Woch',
Und dein Vater sandte
Mir kein Briefchen noch.

Und sie erzählt, sich selbst mehr als dem Knaben, die traurige Geschichte ihrer Jugend, wie, weil sie nicht so flink war, wie die Schwestern, und schwächlich dabei, sich nicht mit Feldarbeit, sondern nur mit der Wirthschaft beschäftigen konnte, sie Alle — nur die Mutter nicht — im Hause verachteten.

Wie die Mutter sterbend
Ihr gelispelt leise:
Warum muß nur lassen
Ich Dich, arme Waise?

Wie wirst mit dem Manne
Nur Du leben, wie
Wirst Du tragen können
Arbeit, Sorg und Müh?

Warum warst geboren
Du so zart, so gut?
Deine ältern Schwestern
Sind ja Milch und Blut.

Sie erzählt dann:

Wie des Fuhrmanns Weib sie
Ward, gedachte dann,
Wie der Schwiegervater
Auch sie liebgewann.

Es sind viele Züge darin, die dem Fremden entgehen, die aber jeder, der das russische Leben kennt, äußerst treffend finden wird. Ueberhaupt ist „des Fuhrmanns Weib" ein gedrungenes, treffendes Bild des russischen Bauernlebens. Doch ich fahre in der Erzählung fort. Es klopft an die Thür. Vater ist's, ruft der erwachende Knabe. Nein! Es ist ein Nachbar, der mit dem Vater zugleich sich als Fuhrmann nach Moskau verdang, und jetzt hereintritt.

Der Thür einen kräftgen
Stoß der Bauer gab,
Trat ein in die Hütte,
Nahm die Mütze ab.

Auf der Brust drei Kreuze
Schlug er an der Thür; —
Kratzte seinen Nacken
Und sprach dann zu ihr.

Ja, erzählte er ihr, es sei ihr Mann, der Fuhrmann, in Moskau erkrankt, gestorben und hätte ihn gebeten, ihr, der Wittwe, die ihm gehörigen drei Pferde zuzustellen.

Und die arme Wittwe
Schluchzte auf voll Gram,
Als des Nachbars Worte
Sie entsetzt vernahm.

Mit gesenkten Aermchen
Stand das Söhnchen bleich,
Voll Entsetzen zitternd,
Einer Espe gleich.

Der ungebildete Bauer fühlt, daß er Unrecht gehabt, so ganz ohne sie dazu vorzubereiten, ihr die Hiobspost mitzutheilen, er hat Mitleid mit ihr und tröstet sie auf seine Art. Er murmelt vor sich hin:

Doch es thut das Weib mir
Leid! ich muß gestehn —
Sie wird bald bei Leuten
Müssen betteln gehn.

Nachbarin, Dich liebte,
Scheint's, der Aermste sehr,
Selbst im Sterben nannte
Deinen Namen er.

Welch' ein trauriges, aber wahres Bild von dem Leben des größten Theils des russischen Volkes, das bis jetzt trotz der Billigkeit der ersten Producte nur von Tag zu Tag leben kann, dem aber eine bessere Zukunft bestimmt zu sein scheint.

Ogarew ist der dritte Kämpfer auf der russischen Wartburg, doch er ist nicht wie der Plebejer Nikitin, oder der sich zu viel mit dem Plebs abgebende arme Edelmann Nekrassow, nein, er ist ein Cavalier, der es recht gut weiß, daß seine Stelle in einem Boudoir oder Salon sei. Doch auch in ihm blickt das volksthümliche Element oft durch, obgleich er sich schon sehr, freilich nicht so ganz wie Maikow, Seth, Thur und Andere, zum reinen, wenn ich mich so ausdrücken darf, kosmopolitischen Lyrismus neigt. Dieser letztern Richtung folgt er zum Beispiel in folgendem hübschen Gedichte:

Feucht und neblig ist das Thal,
Schwarze Wolken eilen,
Traurig blickt die trübe Welt,
Winde traurig heulen.

Fürchte, Wanderer, dich nicht,
Alles kämpft hienieden,
Doch es lebet in dir Kraft
Und Geduld und Frieden.

Zuweilen steigt aber Ogarew auch zum Volksleben hinab, wie in folgendem Gedichte, wo ein armer Bursche sein betrogenes Hoffen in Branntwein ertränken will, aber auch da nicht Vergessen findet. Es ist:

langweilig und eitel auf Erden sei. Bald ist es eine Mutter, die an ihres Kindes Wiege sitzt, der Dichter liest schon einen ganzen Roman in des Kindes Zukunft, aber als er näher tritt,

. . . . . in der Wiege
Sah todt das arme Kindchen ich,
Kopfschüttelnd saß die Mutter, Frösteln
Lief schnell und eisig über mich.

Bald möchte er das, was ihn quält, einem Freunde beichten, weiß aber nicht, womit er beginnen soll.

Doch schäm' ich mich zu klagen, und
Ich kann es nicht verhehlen,
Was zauberisch lebt im Herzensgrund,
Ist schwierig zu erzählen.

Dann beschreibt er das Leben eines Landfräuleins, das

. . . in einem Dorfe blühte
So frisch, bescheiden, rein,
Im Herzen kindlich zart, und glühte
Gleich einem Maienblümelein.

Von ihren Eltern bewundert und verwöhnt, von der übrigen Menschheit abgesondert, von den Wenigen, die auf ihrer Eltern Gut kommen, ebenfalls mit Schmeicheleien überhäuft, fließt ihre Jugend so glücklich dahin, doch dauert diese goldene Jugendzeit nicht ewig, — der Dichter hat das schöne, gebildete, sentimentale Dorffräulein aus den Augen verloren und er fragt sich, welche Wendung wohl ihr Leben genommen habe. Hat sie sich verheirathet? Was für einen Mann kann aber ein nicht reiches Landfräulein im tiefen Innern von Rußland, wo die Bildung noch auf einer so tiefen Stufe steht, finden? Der gebildete Adel strömt nach Petersburg und Moskau, um eine Carriere zu machen, und

Mit diesem Herzen, kindlich-reinen,
Und dem verwelkenden Gesicht?

Sein Bruchstück „die Winterreise" ist auch eine Reihe von Skizzen aus dem adligen Dorfleben. Es beginnt mit einer Beschreibung der russischen Steppenlandschaft:

Die Kibitka fliegt und knarrt
Auf dem fest gefrornen Schnee.
Der Weg ist glatt. An Himmelshöh
Ist hell der Silbermond, es facht
Ein Licht voll Schweigen durch die Nacht.
Kalt ist die Luft von Frost und starr,
Die Birke schmückt der frische Reif;
So unbeweglich glänzt, so klar
Die Ebne, liegt als Silberkreis
Und blickt mit bläulich-rothem Glanz.
Sie haucht mit starrer Kälte an,
Und unwillkürlich folgt alsdann
Das Auge trüb dem bleichen Kranz,
Der trennt die graue Himmelshöh
Von einem Wüstenland von Schnee.

Er führt an lauter bekannten Plätzen vorbei. Es ist Nacht, er wünscht allen ruhigen Schlaf, auch dem Bauer:

Es sei dein Schlummer fest und leicht
Im Rauche deiner dumpfen Hütte,
Du der dich ewig plagst und mühst,
Doch unbedacht und träge bist;
Du Bauer, der mit kühner Bitte
Das Schicksal nie befäst'gen wirst.

In diesen Worten sieht man den Cavalier, denn großes Unrecht ist es, den Bauer unbedacht und träge zu nennen, ohne zu bedenken, daß gerade der Druck, den der Adel so lange auf den leibeigenen Bauer ausgeübt hat, diesen sorglos und arbeitsscheu macht.

Noch will ich hier zwei Dichter erwähnen, deren Gedichte noch nicht gesammelt erschienen sind, aber zu den besten und volksthümlichsten Rußlands gehören. Zuerst Schewtschuschnikow, den ich im Anfang dieses Artikels erwähnt habe und von dem ich noch ein kleines Gedicht mittheile, in welchem er die gefühllose Frömmelei brandmarkt.

Die Bettlerin.

Wir haben auf offnem Weg sie getroffen
Im eisigen Froste. Nicht alt
War sie. Doch Krankheit, betrogenes Hoffen
Und Hunger, der Armuth Gewalt,
Vielleicht auch der Kampf zwischen Laster und Tugend
Ihr brachen die Kräfte in frühester Jugend.
Kaum war von Lumpen die Blöße verborgen,
In Lappen gewickelt ihr Kind,
Von ihr erwärmt mit Mühe und Sorgen,
Schlief still am Busen und lind.
Doch findet, wenn sich nicht Leute erbarmen,
Erwachend sie Nahrung am Busen der Armen?
Die Hand war erhoben, es murmelten Bitten,
Die Lippen von Kummer erfüllt,
Doch pfeilschnell flog dahin unser Schlitten,
Wir waren in Pelze gehüllt.

In Staub wand der Schnee sich auf eisiger Glätte,
Wir eilten in's nahe Kloster zur Mette.

Nikolaus Pawlow ist der andere. Er hatte früher einige Novellen geschrieben, in denen er die Hand auf gewisse wunde Stellen des socialen Lebens legte. In der einen beschrieb er die Schicksale eines Leibeigenen, der großes musikalisches Talent zeigend, von seinem Besitzer, um später verwerthet zu werden, die Erlaubniß erhält, dieses Talent auszubilden. Einmal aber setzt ihn sein Herr, der schon alles verspielt hat, auf eine Karte und verspielt auch ihn. Später trat Herr Pawlow auch mit einigen Gedichten hervor, von denen eins den Schluß dieses Artikels bilden mag. Es bezieht sich auf die Unsitte, unter dem Vorwande, wohlthätigen Zwecken zu dienen, seiner Genuß- und Zerstreungssucht zu fröhnen, eine Unsitte, an der in Rußland so gut wie anderwärts die vornehme Welt krankt. Das Gedicht ist betitelt:

Der Wohlthäter.

Ich habe auf unschuldigen Festen,
Theater, Lotterie und Ball,
Vergnüget zu der Armen Besten
Mich, meine Frau, die Töchter all'.

Für Brüder, die in Armuth sinken,
Müht' ich mich über jedes Maß,
Ich tanzte für die, welche hinken,
Für Hungrige ich trank und aß.

Ward Kaufmann ich für Ruinirte,
Für Nackte kleidete ich mich,
Mein ganzes Haus aufs Neu möblirte
Für arme Abgebrannte ich.

Die Töchter auch, die hübschen, netten,
Hab' ich der Menschlichkeit geweiht,
Saschok tanzt schön mit Castagnetten,
Mariens Polka alle freut.

Voll Mitleid in den frühsten Jahren
Für Kinder, die verwahrlost sind,
Aß Annchen krank auf den Bazaren
An Früchten sich, das arme Kind.

Um armen Blinden auch zu dienen,
Trat ich mit vielem Beifall auf,
Ich sang für Taube Cavatinen,
Für Krüppel glitschte ich darauf.

Wir sind nicht Türken, sind nicht Heiden!
Wer trocknet gern nicht eine Thrän'?
Wenn unsre jüngern Brüder leiden,
Warum auf einen Ball nicht gehn?

Der Himmel will Progreß im Leben,
Es schreitet alles vor geschwind,
Tagtäglich wird's mehr Arme geben,
Die ohne Brot und Obdach sind.

Mit großem Durst nach schönen Werken
Geh, wahrend dieses heil'ge Glühn,
Ich, um der Armen Gut zu stärken,
Auf Ball, Rout, in's Theater hin.

P.

Digitized by Google

Deutsche Feldherren.

Franz Joseph, Kaiser von Oesterreich. - Erzherzog Albrecht - Prinz Karl von Bayern. - Herzog Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha. - Graf Franz Gyulai. - Ludwig von Benedek.

Franz Joseph, Kaiser von Oesterreich.

Im Jünglingsalter auf einen der ältesten und glänzendsten Throne der Welt, an die Spitze der gewaltigen Staatenmasse einer europäischen Großmacht berufen, würde der jugendliche Beherrscher von Oesterreich seine Aufgabe schon durch dieses Verhältniß erschwert gefunden haben. Doch wie mächtig wurde diese Schwierigkeit durch die Zeit, in welcher, die Umstände, unter denen seine Erhebung erfolgte, vervielfacht! Sie geschah nicht im Wege der natürlichen Erbfolge, die ihn erst in Zukunft auf den Thron berufen hätte, sondern nach doppelter Verzichtleistung, wie sie von dem Inhaber der Krone und von dem Nächstberechtigten, dem Vater des neuen Kaisers, erfolgt war. Sie trat ein inmitten der gährenden Bewegungen einer auf den Zugen gebrachten Zeit, nachdem nur eben die Revolution im Mittelpunkt des Reichs mit blutigen Waffenthaten niedergeschlagen, in Italien ein gefährlicher Krieg ruhmvoll aber mühsam bestanden war, während in Ungarn der Aufstand bereit war, sich völlig von Oesterreich loszusagen und es Macht gegen Macht zu bekämpfen, und während die altgewohnten Beziehungen zu den Nachbarlanden und vor allem zu Deutschland gelockert und ungewiß geworden waren. Immerhin bewährt es ein großes Zutrauen, das die damaligen Berather des Kaiserhauses zu der Willenskraft und Festigkeit des Prinzen gehabt haben müssen, daß in solcher Zeit ein erst achtzehnjähriger Jüngling auf den Thron gehoben ward, ihn wieder zu festigen und von da aus die österreichische Monarchie vor Zerstückelung und Entkräftung, vor inneren und äußeren Feinden zu retten.

Franz Joseph Karl wurde am 18. August 1830 dem Erzherzog Franz Karl Joseph, dem zweiten überlebenden Sohne Kaiser Franz I. von Oesterreich, von dessen Gemahlin, der Prinzessin Sophie von Bayern, geboren, und stand erst im fünften Jahre, als sein kaiserlicher Großvater starb (2. März 1835) und sein Oheim Ferdinand den Kaiserthron bestieg. Da jedoch die Ehe des Letzteren kinderlos war, so wurde von früh an die Erwartung gehegt, daß Franz Joseph einmal an die Spitze der Regierung treten werde, und bei der Erziehung des Prinzen, auf welche namentlich seine geistvolle und strebende Mutter Einfluß übte, die aber speciell von dem Grafen Bombelles geleitet ward, sorgfältige Rücksicht auf jene Bestimmung genommen. War es auch natürlich, daß eine nähere Kunde von den Erfolgen dieser Bemühungen nicht so bald in weitere Kreise dringen konnte, so ward es doch früh bekannt, daß der junge Erzherzog einen lebhaften, reichbegabten Geist entwickelte, und namentlich die Gewandtheit, mit der er frühzeitig zu repräsentiren und dabei die verschiedensten Nationalitäten des an solchen so reichen Staatenstaates in ihren Sprachen zu begrüßen wußte, erregte Erstaunen.

So fand man es auch nicht zu früh, daß er im April 1848, nachdem die politische Bewegung bereits gefegt hatte, bestimmt ward, als Statthalter in Böhmen an die Stelle des nach Ungarn versetzten, in Böhmen so beliebt gewesenen Erzherzogs Stephan zu treten. Indeß blieb es hier im Wesentlichen bei der Ernennung, da gerade in Böhmen die Verhältnisse sehr rasch einen Charakter annahmen, dessen Behandlung zunächst dem künftigen Thronfolger zu überlassen nicht rathsam erschien. Der Prinz, der für den Augenblick nirgend in den deutschen Erblanden eine Stätte zum Wirken für sich fand und das Unheimliche und Gefahrdrohende der allgemeinen Zustände tief empfand, suchte Oesterreich da, wo es noch ganz und unversehrt war, in dem Feldlager Radetzky's, wo sein Erscheinen ein freudiges Zeichen war, daß das Kaiserhaus anderst dachte, als die damaligen Machthaber, die die Siegestrophäen ihrer tapfern Streiter verheimlichten, weil sie über Revolutionsmänner gewonnen waren! Franz Joseph bewährte in den Schlachten Radetzky's, denen er beiwohnte, persönlichen Muth und nahm, als er zu einem höheren Berufe zurückkehrte, die in dem siegreichen Heere gewonnenen Eindrücke mit. Inzwischen ward auch in Wien die Revolution durch Windischgrätz und Jellatschitsch niedergeworfen, der Reichstag nach Kremsier, das Hoflager nach Olmütz verlegt, und hier wurden die Beschlüsse gefaßt, welche eine neue Kräftigung der Monarchie bezweckten, indem sie eine jugendlich kräftige und durch nichts Vorhergegangenes gebundene Persönlichkeit an die Spitze stellten. Am 1. December 1848 wurde Franz Joseph für volljährig erklärt. Am 2. leistete sein Vater, der Erzherzog Franz Karl, Verzicht auf die Thronfolge und legte Kaiser Ferdinand seine Kronen nieder, die nunmehr ordnungsmäßig auf seinen Neffen übergingen.

Der junge Monarch trat in schwierige und bedeutungsvolle Aufgaben ein. Es galt, von den Werken der Revolution, die in einem Staatsgebäude, an dem man sich so lange geschaut hatte irgend eine organische Aenderung vorzunehmen, tiefer gegriffen hatte als sonstwo, das zu erhalten, was wahrhaft zur Begründung eines kräftigeren Staatslebens, zu besserer Benutzung der reichen Hülfsquellen des Landes, zu mehrerer Befriedigung zahlreicher Volksclassen zu dienen versprach, ohne doch die Machtstellung der Regierung zu schwächen und die innere Einheit ihres Wirkens zu gefährden, dagegen rückgängig zu machen, was den Grundprincipien widersprach, die man auch ferner in den Zuständen und Aufgaben Oesterreichs begründet glaubte. Daneben drohte ein neuer Krieg in Italien, erschien ein Kampf in Ungarn unvermeidlich, und blieben die Beziehungen zu Deutschland ungewiß und bedrohlich. Der italienische Krieg gab allerdings die wenigste Besorgniß, da jetzt alles geschehen konnte und geschah, Radetzky die Unterstützungen zu schaffen, deren Dürftigkeit vorher seine größte Bedrängniß gewesen war. Nach Ungarn, das den Thronwechsel nicht anerkannte und sich völlig von Oesterreich lossagte, begab sich der Kaiser wenigstens zum Anfange selbst und wohnte der Erstürmung von Raab bei (28. Juni 1849). Eine Zusammenkunft mit Kaiser Nikolaus in Warschau (21. Mai) bereitete den Einmarsch der Russen vor, und die Siege Haynau's entschieden (August 1849) die Unterwerfung Ungarns. In Betreff der inneren Politik bedurfte es einiger Zeit, bevor man dem System, das wohl von Anfang an in den höchsten Regionen bezweckt war, mit voller Entschiedenheit folgen konnte. Solange Graf Stadion im Ministerium wirkte, schien eine Beibehaltung constitutioneller Formen auch für den Gesammtstaat und eine gemäßigte Fortführung des Provinzialsystems, wenn auch nicht in seiner früheren Schärfe, in Absicht zu sein. Wie er durch Krankheit den Geschäften entzogen ward und Bach an seine Stelle trat, ließ man die Constitution des Gesammtstaats in ihrem repräsentativen Theile ohne Ausführung, und hob sie schließlich ganz auf (20. August 1851), und wurde das gleichförmige Centralisationssystem, dessen Annahme in bestimmten, dringend nöthigen Punkten wohl allseits als Fortschritt betrachtet ward, in einer Weise durchgeführt, welche Vielen wohl mit Grund als zu scharf erschien. Unversehrt erhalten blieben jedoch die großen agrarischen Reformen, die Befreiung des Landbaues und des Landvolks. Justiz und Verwaltung wurden im Geiste der Jetztzeit reorganisirt, und das Unterrichtswesen im Sinne der deutschen Bildung zu einer Bürgschaft für das geistige Leben entwickelt, deren Fortdauer einen Theil der Besorgnisse hebt, die durch das Concordat, den mißlichsten Schritt, welchen Oesterreich in neuerer Zeit gethan hat, erweckt worden sind. In der Gewerbs- und Handelspolitik huldigte man mehr und

Digitized by Google

mehr befreienden Grundsätzen, und selbst das berüchtigte österreichische Paßsystem ist gefallen. In der deutschen Angelegenheit war die energische Politik des Fürsten Felix Schwarzenberg vom Erfolg begünstigt.

Solange dieser jedenfalls kühne und kräftige Staatsmann lebte, der allen seinen Unternehmungen einen großartigen Stempel gab, schrieb man ihm einen wesentlich bestimmenden Einfluß auf den jungen Kaiser zu, der ihn wie einen Vater geehrt haben soll. Mit seinem Tode (5. April 1852) begann in höherer Entschiedenheit das selbständige Wirken des Kaisers. Einflüsse, von denen wohl auch noch gesprochen worden, scheinen wenigstens nur vorübergehend und für Einzelnes gewaltet zu haben. So sollen Personen, die in den kirchlichen Angelegenheiten bedeutsam waren, in der orientalischen Sache gescheitert sein, in welcher Oesterreich eine allerdings gewundene, aber wohl durch seine Verhältnisse bedingte Politik zuletzt doch mit Erfolg behauptet hat. Viel Einfluß wird dem Generaladjutanten des Kaisers, Grafen Grünne, zugeschrieben, der in jüngster Zeit selbst den Grafen O'Donell, den Retter des Kaisers, wie am 18. Februar 1853 der Ungar Libenyi ein Attentat auf sein Leben machte, verdrängt haben soll. Doch mag sich auch dieser Einfluß nicht über das Militärische und Personalfragen erstrecken.

Im Allgemeinen herrscht die Meinung, daß der Kaiser sich vorzugsweise für das Militärwesen interessire, und soweit man sich dabei auf ein „vorzugsweise" beschränkt und nur die rein persönliche Vorliebe im Sinne hat, die doch immer unter dem Zügel des Pflichtbewußtseins steht, mag die Sache ihre Richtigkeit haben. Der Kaiser hat jedoch bewiesen, daß er auch hierbei nicht mehr beansprucht als nöthig, und hat im Heerwesen jederzeit Reductionen eintreten lassen, wenn die Verhältnisse es erlaubten. (So z. B. am 27. Oct. 1857.) Aber auch sonst hat er nach vielen Seiten hin große Thätigkeit entfaltet, bei seinen öfteren Reisen durch seine Staaten für alles Bedeutsame Interesse und Verständniß an den Tag gelegt, und dies auch sonst bekundet, wo sich Gelegenheit darbot. Ueberhaupt scheint sich bei ihm mit der Festigkeit, die ihn jedenfalls bezeichnet, eine von jedem einseitigen Extrem entfernte Mäßigung zu paaren, und oftmals hat er, in allgemeinen und besondern Maßregeln, taktvolle Milde geübt. (Amnestie vom 12. Juli und 2. Dec. 1856 und vom 8. Mai 1857.) Die strenge Schule, die er bestanden hat, und die schwere Verantwortlichkeit, die so früh auf seine Schultern gelegt worden, hat seinem Wesen einen männlichen Ernst und eine würdevolle Zurückhaltung verliehen, bei denen sich scheuer erkennen läßt, wie weit auch ihm das gemüthliche Element innewohnt, das einen so bezeichnenden Zug des österreichischen Kaiserhauses bildet. Gewiß scheint, daß ein hohes Gefühl für die Würde und Ehre seines Reiches, ein Gefühl, das doch frei ist von übergreifender Herrsch- und Eroberungssucht, den Kaiser belebt, und die Gegenwart scheint bestimmt zu sein, dieses Gefühl sich in entscheidenden Thaten offenbaren zu lassen.

Der Kaiser hat sich am 24. April 1854 mit der Tochter des Herzogs Maximilian Joseph von Bayern, Elisabeth Amalie Eugenie (geb. 24. Dec. 1831), zu einer von reiner Herzensneigung bestimmten Ehe vermählt. Das älteste Kind derselben, die Erzherzogin Sophie, geb. 5. März 1855, ist schon am 29. Mai 1857 wieder verschieden. Nach ihr wurden die Erzherzogin Gisela (12. Juli 1856) und der Erzherzog-Kronprinz Rudolf Franz Karl Joseph (21. August 1858) geboren.

Erzherzog Albrecht

ist der erstgeborne Sohn des Erzherzogs Karl, des berühmten österreichischen Feldherrn, welcher Napoleon bei Aspern schlug, und der Prinzessin Henriette von Nassau-Weilburg. Geboren den 3. August 1817, durchlief der junge Erzherzog, wie im habsburgischen Hause üblich, frühzeitig die militärische Stufenleiter, ward 1830 zum Obersten und Regimentsinhaber ernannt, trat aber erst 1837 in den eigentlichen praktischen Militärdienst ein und zwar als zweiter Oberst bei dem Infanterie-Regiment Wimpffen, von welchem er jedoch 1839 in gleicher Eigenschaft, um den Dienst der Reiterei zu erlernen, zu dem Kürassier-Regiment Mengen versetzt wurde. 1840 rückte er zum Generalmajor, 1843 zum Feldmarschalllieutenant und 1845, nachdem er sich im Jahre zuvor mit der Prinzessin Hildegarde von Bayern vermählt hatte, zum commandirenden General von Oesterreich ob und unter der Enns, wie auch von Salzburg vor. Ein äußerst leutseliges Wesen, gegründet auf eine hohe Geistes- und Charakterentwickelung, ebenso ein reger Pflichteifer, der den Erzherzog sogar zum Schriftsteller über Vorpostens-, Lager- und Felddienst machte, diese Eigenschaften gewannen ihm im hohen Grade die Anhänglichkeit seiner Untergebenen, deren militärische theoretische wie praktische Ausbildung ihm die höchste Aufgabe war. Das bewegungsreiche Jahr 1848 sollte nicht vorübergehen, ohne den Erzherzog in seine Conflicte hineinzuziehen. Als Montag den 13. März die Gährung Wiens aufs Höchste gestiegen war und sich wie alle ähnlichen revolutionären Volksbewegungen mit Angriffen auf das Militär entzündete, sollte der Erzherzog, als Landescommandirender, den Befehl zum Gebrauche der Feuerwaffe gegeben haben. Das Widersinnige dieser Behauptung — da es nicht Sache des commandirenden Generals sein kann einzelne Compagnien und Bataillone anzuführen, — scheint es weniger als das Ungerechte solcher öffentlichen Anklage gewesen zu sein, was den Erzherzog bewog, den Tag darauf seine Stelle niederzulegen. Nachdem er von seinen Truppen in einem Generalbefehl Abschied genommen und seine Güter bereist hatte, begab er sich als Freiwilliger nach Italien zur Armee Radetzky's. Hier zeigte er namentlich in der Schlacht bei Lucia eine außerordentlich ensschlossene Haltung, so daß ihm Marschall Radetzky, den er in den meisten Gefechten begleitete, nach Beendigung des Feldzuges das ehrende Zeugniß gab: „nicht allein durch persönlichen Muth, das Erbtheil seines Hauses, sondern auch durch Aufmunterung und Aneiferung aller Untergebenen und Eindringen in den Geist der Bewegungen in Schlachten, somit in die Vorschule seines einstigen Wirkens, seines hohen Berufes sich würdig gezeigt zu haben." — Als im Jahre 1849 Sardinien noch einmal das Waffenglück gegen Oesterreich versuchen wollte, erhat sich der Erzherzog ein Commando, das ihm auch bei dem Corps des Feldzeugmeister d'Aspre zu Theil wurde. Der Zufall wollte es, daß während des kurzen, nur sünftägigen glänzenden Feldzugs, welcher die österreichische Armee mit neuem Ruhme umgab, es gerade das d'Aspre'sche Corps war, welches die meisten Lorbeeren einerntete. Am 18. März erfolgte der Uebergang der Oesterreicher über den Ticino bei Pavia, und schon am folgenden Tage hatte das Corps d'Aspre's bei Gravellone mit dem Feinde zu kämpfen. Am 21. schlug es ganz allein die Schlacht bei Mortara, die um so bemerkenswerther ist, als sie erst spät am Nachmittage begann und mit der vollkommenen Auflösung des Feindes endigte. Erzherzog Albrecht, welcher die Mitte der Oesterreicher befehligte, führte diese mit unerschütterlicher Ruhe und Tapferkeit zum Sturme, überall der Erste, wo Gefahr drohte, oder seine Gegenwart den Muth der Truppen beleben konnte. Der Preis des Sieges gebührt ohne Zweifel dem Oberst Benedek von Gyulay Infanterie, der Mortara stürmte, aber der Erzherzog hatte das Verdienst, jenen aus mißlichster Lage zu befreien, in der er durch seine Tapferkeit gerathen war. Die Krone seiner Verdienste errang sich aber der Erzherzog Albrecht bei Novara am 23. März. Die Oesterreicher, welche die Aufstellung der sardinischen Hauptarmee nicht kannten, stießen an diesem Tage unerwartet bei Novara auf des Feindes Hauptmassen, welche 54,000 Mann zählten. Das d'Aspre'sche Corps, in allem kaum 15,000 Mann stark, hatte die Vorhut der Oesterreicher, welche in weit getrennten Colonnen marschirten, um den Feind zu suchen. D'Aspre stieß auf ihn, und noch heute ist es ein

Digitized by Google

Gegenstand der Bewunderung, wie die Division des Erzherzog Albrecht sich drei Stunden in einem beispiellos hartnäckig und von den Sardiniern tapfer geführten Kampfe gegen solche Uebermacht halten konnte, ohne vollständig aufgerieben zu werden. Während der Erzherzog sich so in verzweifeltem Kampfe vergeblich abmühte, Fortschritte zu machen, und fortwährend in Gefahr schwebte, überflügelt zu werden, gewannen indessen die übrigen Corps der Oesterreicher Zeit heranzukommen und dem ungleichen Kampf ein Ende zu machen. Die Sardinier wurden schließlich aus ihrer festen Stellung geworfen und verloren die Schlacht, deren mangelhafte strategische Anlage zugleich zum Verluste des ganzen Feldzuges führte. „Nur Gerechtigkeit wäre es," berichtete Marschall Radetzky, „diesen Prinzen des Hauses mit dem Ehrenerworben zu schmücken." In Erwiederung darauf übersendete der Kaiser dem Erzherzog durch dessen Bruder Erzherzog Wilhelm das Kreuz des Militär-Maria-Theresia-Ordens, die höchste militärische Auszeichnung in Oesterreich, und fügte später auf den Antrag des Ordenscapitels das Commandeurkreuz bei.

Nach Beendigung des kurzen aber glorreichen Feldzuges ward Erzherzog Albrecht zum Oberbefehlshaber des dritten Armeecorps in Böhmen und zum Gouverneur der Bundesfestung Mainz ernannt. 1851 erhielt er den wichtigen Posten eines Generalgouverneurs und commandirenden Generals in Ungarn, eine der bedeutendsten Stellungen in der österreichischen Monarchie, welche der Erzherzog noch gegenwärtig bekleidet. Gleichzeitig führt derselbe als wirklicher General der Cavallerie das Commando der dritten Armee mit dem Hauptquartier Ofen-Pesth und und befehligte diesen großen Truppenkörper, als derselbe während des orientalischen Krieges 1854—55 unter Heß an die russisch-türkische Grenze rückte. Daß trotz mancher Zuckungen die stürmisch aufgeregten Wellen Ungarns sich verhältnißmäßig schnell besänftigt haben, ist unstreitig ein Werk der milden und gerechten Verwaltung des Erzherzogs, der gleich nach seinem Amtsantritt als der erste kaiserliche Prinz eine Rundreise durch die ihm anvertrauten Länder unternahm. Er genießt die Hochachtung aller Parteien, vor allem aber das Vertrauen des Kaisers von Oesterreich, welches sich noch kürzlich durch die im April 1859 ihm anvertraute Sendung an den preußischen Hof ausgesprochen hat. Der Erzherzog scheint mit Glück und Geschicklichkeit auch hier aufgetreten zu sein und das Band gemeinsamer Interessen zwischen den beiden deutschen Großmächten fester zusammengeknüpft zu haben. — Gewiß ist seine Persönlichkeit eine der hervorragenden in den deutschen Fürstenfamilien, geziert durch Tapferkeit, Adel der Gesinnung, wissenschaftliche Bildung und Humanität.

Prinz Karl von Bayern.

Prinz Karl Theodor Maximilian August von Bayern ist den 7. Juli 1795 zu Mannheim geboren. Er ist der zweitgeborne Sohn des Herzogs Maximilian Joseph von Bayern, nachherigen Kurfürsten von Pfalz-Bayern und seit 1806 Königs von Bayern. Seine Mutter war Wilhelmine Auguste, Tochter des regierenden Landgrafen Ludwig von Hessen-Darmstadt. Der junge Prinz erhielt eine tüchtige militärische Ausbildung und ward, nachdem er die dienstlichen Obliegenheiten aller Grade durchgemacht hatte, am 25. Juni 1813 zum Generalmajor und Brigadier der Infanterie ernannt. Sein Vater übergab ihn dem General Wrede, an dessen Seite der Prinz als Commandant der ersten Brigade der Division Rechberg die Befreiungskriege durchfocht. Obgleich den 9. Nov. 1813 zum Divisionsgeneral ernannt, blieb er doch an der Spitze seiner Brigade, die unter seiner Leitung eine Reihe glänzender Gefechte bestand. Die hauptsächlichsten derselben, denen der Prinz seinen Ruhm verdankt, sind folgende. Nach dem Rieder Vertrag rückte die Division Rechberg vom Inn nach Würzburg, bei dessen Beschießung und Einnahme den 24. Oct. der jugendliche Führer zum ersten Male ins Kugelfeuer kam. An der Schlacht von Hanau, welche den althewährten Ruf der Tapferkeit der Bayern wieder erneuerte, nahm er keinen Antheil, da seine Division zur Besetzung von Frankfurt entsendet war. Hier kam es am 31. Oct. beim Rückzuge der Franzosen zu einem lebhaften Brückengefechte, in dem der Prinz seinen Truppen durch Tapferkeit vorleuchtete. Nach dem Rheinübergange den 22. Decbr. 1813 erhielt die Division Rechberg den Befehl, Befort einzuschließen, ward aber bald darauf wieder zum Wrede'schen Corps herangezogen, welches bekanntlich einen Hauptantheil an dem nun folgenden wechselvollen und höchst beschwerlichen Feldzug in der Champagne nahm. Während der Schlacht von Brienne, an welcher sich Wrede aus eignem Entschlusse betheiligte und den Sieg herbeiführte, befand sich Prinz Karl stets in den vordersten Reihen der Kämpfenden, obgleich seine Division in Reserve stand, ebenso in dem blutigen Kampfe um Rosnay den 2. Febr. Seine Hauptwaffenthat bleibt aber die Schlacht von Arcis, den 20. März 1814, in welcher die Bayern in einer halbkreisförmigen Stellung vor dieser Stadt den Uebergang Napoleons auf das linke Ufer der Marne gegen dessen ganzes Heer 12 Stunden lang verhinderten. Die Brigade des Prinzen Karl war hierbei auf den Höhen von Chaudray aufgestellt und avancirte bis in die Höhe des Dorfes Torcy le grand, welches die österreichische Brigade Bolkmann besetzte. Um diesen Punkt entwickelte sich das Hauptgefecht. Die tapferen Oesterreicher wurden hier mehrmals von den feindlichen Massen angegriffen und mußten nach hartnäckigstem Widerstande das Dorf endlich räumen. Prinz Karl, dessen Brigade unthätig fortwährend im feindlichen Artilleriefeuer ausharren mußte, griff mit Einsicht in das Gefecht ein und ließ, ohne Befehl abzuwarten, das Dorf von den Bayern wiedernehmen. Erst am Abend ward der Rückzug angetreten. Die tapfere Brigade wurde dabei von feindlichen Reitermassen förmlich eingehüllt. Aber dies vermochte den schachbrettförmig angetretenen Rückzug der festgeschlossenen Carrés nicht zu hindern, und diese entschlossene Haltung bewog den Feind endlich von seinen Angriffen abzustehen. Auch bei Fère la Champenoise betheiligte sich der Prinz an Wrede's Seite bei den Angriffen, die derselbe mit russischer Reiterei auf die feindlichen Divisionen unternahm, und legte dabei glänzende Tapferkeit an den Tag. Für die ausgezeichnete Führung seiner Brigade in allen Gefechten erhielt der Prinz das Ritterkreuz des bayrischen Militär-Max-Josef-, des österreichischen Maria-Theresia-Ordens und die vierte Classe des russischen St. Georgen-Ordens — Auszeichnungen, welche statutengemäß nur auf dem Schlachtfelde erworben werden können.

Nach dem ersten Pariser Frieden eilte Prinz Karl in die Heimath und begleitete hierauf seinen Vater zu dem Wiener Congreß. Nach Napoleons Rückkehr von Elba 1815 wurde eine bayrische Armee von 60,000 Mann bei Mannheim zusammengezogen, und Prinz Karl übernahm bei derselben das Commando der ersten leichten Cavallerie-Division (24 Schwadronen). Doch ehe die Bayern die französische Grenze überschritten, ward Napoleon bereits bei Waterloo geschlagen. Die Bayern rückten nun in Eilmärschen auf Paris, um die Engländer und Preußen zu unterstützen. Die Abdankung Napoleons beendigte den Krieg.

Nach der Rückkehr des Heeres nach Bayern übernahm der Prinz Karl das Generalcommando in München, legte aber diese Stelle 1822 nieder, da mehrere seiner Verbesserungs-Vorschläge, die er mit Wrede und Raglovich gemeinschaftlich gethan, wie es hieß aus administrativen Rücksichten abgelehnt worden waren. Der Prinz Karl ward in Gnaden mit dem Range eines Generals der Cavallerie entlassen und lebte von da an nur seinen Studien, bis ihn der Tod Wrede's an die Spitze der bayrischen Armee rief. Unter dem 16. Jan. 1841 zum Feldmarschall und General-Inspecteur der Armee ernannt, hat der alte Held seitdem im Geiste seines Vorgängers fortgefahren, die militärische Tüchtigkeit seiner Truppen in einer Weise zu erhöhen, welche die bayrische

Digitized by Google

Armee gegenwärtig als eines der trefflichsten deutschen Bundescorps erscheinen läßt. Mit Vertrauen kann es daher der Führung seines schlachtenbewährten Feldmarschalls entgegensehen, welcher kürzlich auf königlichen Befehl den Oberbefehl des siebenten deutschen Bundesarmeecorps (bayerischen Contingentes) übernommen hat.

Herzog Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha.

In den Kriegsgefahren der Gegenwart und seit von Aufstellung des Bundesheeres zur Kriegsbereitschaft die Rede gewesen, hat man vielfach den derzeitigen Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha als den wahrscheinlichen Bundesfeldherrn bezeichnet, und an diesem Votum der Presse hat, neben den bedeutsamen Familienverbindungen des Herzogs, neben seiner persönlichen Verknüpfung mit einer gefeierten Waffenthat des schleswig-holsteinischen Krieges, jedenfalls die von dem Herzog mehrfach an den Tag gelegte deutsch-patriotische Gesinnung, sowie die große Popularität ihren Theil gehabt, die er besonders in den Kreisen jener Partei genießt, die von einer seiner Residenzen den Namen führt. Auch seine Reise nach Berlin während der Anwesenheit des Erbherzogs Albrecht daselbst wurde bedeutungsvoll gefunden, wie man ihm überhaupt in den letzten Jahren mehrfach persönliche Betheiligung bei wichtigen politischen Verhandlungen zugeschrieben hat.

Ernst August Karl Johann Leopold Alexander Eduard, als Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha Ernst II., in der Speciallinie Coburg-Saalfeld Ernst IV., wurde zu Coburg am 21. Juni 1818 dem Herzog Ernst I. von Sachsen-Coburg-Gotha von dessen erster Gemahlin, der Prinzessin Luise von Sachsen-Gotha, als das erste Kind geboren, worauf ihm nur noch ein Bruder gefolgt ist, Prinz Albert, der Gemahl der Königin Victoria. Die Ehe der Eltern war keine glückliche. Die Herzogin trennte sich schon 1824 von ihrem Gemahl, und 1826 erfolgte förmliche Scheidung, worauf die Herzogin sich 1827 mit einem Lieutenant v. Hanstein, der darauf zum Grafen v. Polzig erhoben ward, vermählte, der Herzog aber seinen Kindern 1832 in der noch lebenden Prinzessin Marie von Württemberg eine zweite Mutter gab. Die Erziehung der Prinzen war eine ungemein sorgfältige, welche nicht blos eine vielseitige Bildung, verbunden mit einem regen Sinne für Wissenschaft und Kunst, einer lebendigen Empfänglichkeit für alle geistigen Interessen, sondern auch einen acht humanen, wohlwollenden, volksfreundlichen Sinn entwickelte. Nach Beendigung der Vorbildungsstudien und nach einer Reise der Prinzen durch England, Frankreich und Belgien bezogen sie 1836 die Universität Bonn und widmeten hier gemeinsam einige Jahre den ihrem Beruf und ihrer Neigung entsprechenden Studien. Dann trennten sich ihre Lebenswege, und Prinz Ernst trat zuerst als Rittmeister in die königlich sächsische Armee ein, und fand in Dresden eine Bildungsstätte, die sowohl für seine militärische Ausbildung, wie für seine künstlerischen Interessen ungemein fruchtbar war. An dem Könige Friedrich August II. fand er einen väterlichen Freund, dem er stets eine dankbare Anhänglichkeit bewahrt hat. Sein reger, nach wechselnder Thätigkeit verlangender Sinn trieb ihn übrigens auch von Dresden und mehrfach auf größere Reisen, die sich nach Spanien, Italien, Portugal, Afrika erstreckt hatten, bevor er Sachsen mit dem Range eines Generalmajors (jetzt Generallieutenants) verließ, um sich mit der Prinzessin Alexandrine, einer Tochter des Großherzogs Leopold von Baden, geb. 6. Dec. 1820, zu vermählen (3. Mai 1842) und nun seinen Wohnsitz in seinem Erblande zu nehmen. Der Tod seines Vaters berief ihn schon nach zwei Jahren (29. Januar 1844) zur Regierung dieser Erbbesitzungen jenes jüngsten Zweiges der ernestinischen Linie des Hauses Wettin, den eine besondere Fügung in einzelnen Gliedern auf die Throne von Großbritannien, Belgien und Portugal verpflanzt hat, während schon die Staatsbesitzungen unter der Regierung seines Vaters durch den Anfall von Gotha, für welches das wesentlich kleinere Saalfeld abgetreten ward, beträchtlich erweitert worden waren. Freilich hatten sich damit auch die Schwierigkeiten des Regimentes vermehrt, da beide jetzt vereinigte Fürstenthümer, Coburg und Gotha, mit getrennter Verfassung und Verwaltung nebeneinander bestanden. Zudem waren in Coburg, wo die ständische Verfassung auf die Basis des damaligen deutschen Constitutionalismus übergeführt worden war, seit Jahren Verfassungsstreitigkeiten im Gange. Der versöhnliche Sinn des jungen Herzogs wußte diese jedoch sehr bald auszugleichen und, unter Festhaltung des monarchischen Standpunktes, doch den billigen Ansprüchen der Stände so entgegenzukommen, daß mit den Gesetzen vom 8., 23. und 29. Decbr. 1846 im Wesentlichen das politische Bedürfniß der Coburger befriedigt schien und zwischen Regierung und Ständen ein vertrauensvolles Zusammenwirken eintrat. Auch sonst beeilte sich der Herzog, einigen das Volk in der That beschwerenden Mißständen, namentlich dem Uebermaße der Bildhegung, ein Ende zu machen, und sein persönliches Verhalten war überall gewinnend.

Die Bewegung von 1848 ging gleichwohl auch an Coburg-Gotha nicht spurlos vorüber, zumal in Gotha in dem Fortbestehen der feudalständischen Verfassung ein unmittelbarer Zielpunkt des Reformstrebens nahegelegt war. Dem Herzog gelang es jedoch, durch den Eindruck seiner Persönlichkeit, durch ein frühes Eingehen in solche Forderungen, die man theils selbst als zweckmäßig erkannte, theils wenigstens unter den damaligen Umständen als unabweisbar ansehen mußte, durch Herbeiziehen populärer Männer und durch energisches Einschreiten gegen die ärgsten Ueberschreitungen die Bewegung in leidlicher Ordnung zu halten. Auch zogen sich die Verfassungsverhandlungen in die Länge und kamen erst in einer Zeit zum Abschluß, wo die Regierungsgewalt wieder allseitig befestigt war. In der Zwischenzeit hatte der Herzog mehrfach in populärem Sinne gewirkt. In dem dänischen Kriege, von dem Reichsverweser mit einem selbständigen Commando betraut, fügte es sich, daß die Batterien, welche am 5. April 1849 bei Eckernförde zwei dänische Kriegsschiffe zur Ergebung nöthigten, unter seinem Oberbefehle standen, so daß dieser Vorgang sich wenigstens mit seinem Namen verknüpfte. Ebenso wirkte er, nach dem Scheitern der Frankfurter Bestrebungen, für die preußische Unionsidee, und soll den damals in Berlin gehaltenen Fürstencongreß veranlaßt und sich auf demselben mit Wärme für diese Sache ausgesprochen haben. Auch im eigenen Lande benutzte er den Umstand, daß das Verfassungswerk noch 1852 in Verhandlung war, keineswegs dazu, es auf den vormärzlichen Standpunkt zurückzuführen; vielmehr hatte das Staatsgrundgesetz vom 7. Mai 1852 immer noch in manchen Punkten, namentlich in der beigegebenen Wahlordnung, die Grundsätze von 1848 beibehalten, und das ganze Werk enthielt einiges, was die Regierung schon bald zu ändern wünschen mußte. In Folge agnatischen Protestes wurden in der That die über die Domainen getroffenen Bestimmungen 1855 im Wege der Vereinbarung auf ein billigeres Maß zurückgeführt. Mehr Schwierigkeit hat es gemacht, die beiden Landestheile in der Verwaltung inniger zu verschmelzen, und es hat dabei die weitschichtige Anlage der Verfassung, welche besondere Landtage für Coburg und für Gotha und darüber einen gemeinschaftlichen Landtag begründet, hierbei aber zu manchen Competenzzweifeln Raum gelassen hat, zur Verlängerung des Streites Anlaß gegeben, wie denn die Absicht der Regierung in dieser Beziehung wenigstens nicht vollständig durchgedrungen ist. Hier war es namentlich Coburg, das der Vereinigung widerstrebte. Von Gotha aus wendeten sich dagegen einige Glieder des alten Landtags beschwerend an den Bundestag und wollten Herstellung der alten Verfassung, wobei denn die Beschwerdeschrift derselben zu den bekannten Maßregeln gegen Hannibal Fischer führte. Diese

Digitized by Google

Eingabe veranlaßte dann eine Gegenschrift von Seiten der herzoglichen Regierung, deren sehr entschiedene Fassung weitere Schritte des Bundestags fistirte.

Der Herzog, dessen Ehe kinderlos ist, besucht oft die Höfe von Paris und London, Wien und Berlin, Dresden und Brüssel, und seinen Reisen sind öfters politische Motive untergelegt worden. Zuweilen waren es jedoch offenbar nur künstlerische Bestrebungen, die sie veranlaßten, indem der Herzog nicht blos Freund der Kunst, sondern im Fache der Musik selbst ausübender Meister ist, und mehrere Opern von ihm (Eugenie, Casilda u. a.) auf den großen Hoftheatern oder andere Compositionen von Hofkapellen zur Aufführung gebracht worden sind. Auch sind ihm patriotische Dichtungen, die unter anderem Namen an's Licht traten, wenigstens vom Gerücht zu geschrieben worden.

Graf Franz Gyulai.

Der gegenwärtige Oberbefehlshaber in Italien ist seiner Abstammung nach ein Ungar und heißt mit seinem vollen Namen Graf Gyulai von Maros-Nemeth-Nadaska. Er ist ein Sohn des bekannten Generals Ignaz Gyulai, der zugleich General und Diplomat war, und in der letztern Eigenschaft im Kriege Schachzüge that, die vom militärischen Standpunkte als grobe Fehler beurtheilt werden mußten. Er ließ bei Lindenau Napoleon entwischen, zeigte sich dann aber in Frankreich als besserer Feldherr. Er war einer der letzten Präsidenten des Hofkriegsraths und starb, bis zum letzten Augenblick vom Kaiser Franz mit dem höchsten Vertrauen beehrt, im Jahre 1831 zu Wien. Sein Sohn Franz wurde im Jahre 1799 in Pesth geboren und trat ein Jahr nach dem Pariser Frieden in die Armee ein. Obgleich im Ganzen Waffenruhe herrschte, stieg er doch bald zu den höheren Graden auf und war 1827 bereits Major in der Reiterei, von der er 1830 als Oberstlieutenant zum Fußvolk übergieng. 1831 wurde er zum Befehlshaber des Infanterieregiments Nr. 19, 1837 zum Generalmajor und Brigadier, 1846 zum Feldmarschallieutenant und Divisionsbefehlshaber in Wien ernannt. Im folgenden Jahre wurde er an die Spitze des Küstenlandes gestellt und trug bei den revolutionären Bewegungen von 1848 viel dazu bei, daß dem österreichischen Staate seine Marine im mittelländischen Meer erhalten wurde. Triest, eine Stadt des deutschen Bundes, die ihren Wohlstand hauptsächlich dem Fleiß und der Intelligenz seiner deutschen Kaufleute verdankt, in die italienische Bewegung von 1848 zu verstechten, bemühten sich die Italianissimi. Gyulai hielt sie jedoch durch seine energische Haltung so im Zügel, daß keiner einen Finger zu erheben wagte. Außer diesem Verdienst erwarb er sich das zweite, den Interessen des Verkehrs in der bösen Zeit jede erdenkliche Erleichterung zu gewähren. — Vom Juni 1849 bis zum Juli 1850 verwaltete er das Kriegsministerium. In diese Zeit fallen die ersten der Neuerungen, die sich zu einer völligen Umgestaltung des österreichischen Heeres abgerundet haben. Alle die Erfahrungen, zu denen zwei große Feldzüge in Italien und Ungarn verholfen hatten, wurden benutzt, ein ebenso festes als bewegliches Ganzes zu schaffen. Gyulai's Organisationstalent erwarb ihm die Hochachtung des Kaisers und machte ihm unter seinen Kameraden einen Namen. Er ging darauf als Befehlshaber des fünften Heerkörpers nach Mailand, wo er später zum Feldzeugmeister ernannt wurde. 1851 richtete er an den italienischen Höfen und 1853 in Petersburg diplomatische Aufträge aus. Gegenwärtig ist ihm das Heer in Italien und zugleich die Generalstatthalterei der Lombardei übergeben worden. Er ist ein überaus energischer Charakter, thatkräftig und sehr streng. Ob er für seine große Aufgabe genügenden militärischen Blick besitzt, vermögen wir nicht zu beurtheilen, da er sich bisher nicht im großen Kriege hat bewähren können, denn die Entscheidungsschlachten der letzten Feldzüge in Ungarn und Italien wurden ohne ihn geschlagen.

Ludwig von Benedek,

geboren im Jahre 1804 zu Oedenburg in Ungarn, ist der Sohn eines Arztes, der die kriegerische Laufbahn wählte, in der kaiserlichen Militärbildungsanstalt zu Neustadt erzogen wurde und 1822 als Cadet in's Heer eintrat. 1824 war er Unterlieutenant, 1831 rückte er zum nächsten Grade auf und wurde nach Italien zum Generalstabe versetzt. 1835 zum Hauptmann ernannt, ging er 1840 als Major und Adjutant des Generalcommando's nach Galizien, wo er wegen ausgezeichneter Dienstleistungen 1843 seine Beförderung zum Oberstlieutenant und 1846 zum Obersten erhielt. In dem letztern Jahre machten die Polen ihren Aufstand, der eine so vernichtende Wendung gegen den Adel nahm. Die wenigen österreichischen Truppen hätten nicht hingereicht, die Verschwörer nieder zu werfen und zugleich der Wuth der Bauern Schranken zu setzen, wenn der Mangel an Zahl nicht durch die Energie und Gewandtheit der Führer ersetzt worden wäre. Durch beide Eigenschaften zeichnete Benedek sich aus und bereitete durch den Sieg, den er bei Gdow über die Polen erfocht, die Entscheidung vor, die dann durch das Vorrücken des Generals Collin gegen Krakau gegeben wurde. Für diese Waffenthat wurde er mit dem Leopoldskreuze beschenkt. Die Zurückführung des östlichen Theils der Provinz zur Ruhe und Ordnung war besonders sein Werk. Der Erzherzog Ferdinand von Este lernte ihn damals hoch schätzen und berichtete sehr günstig über ihn an den Hof. Als Oberst des aus Ungarn bestehenden Regiment Gyulai-Infanterie erhielt er 1847 den Befehl, zur Armee in Italien zu stoßen.

Im Feldzuge von 1848 bewies er bei dem Rückzuge aus Mailand und auf dem ganzen Marsche nach Verona eine seltene Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart. Glänzende Dienste leistete er bei dem ewig denkwürdigen Angriffe auf die doppelte von Geschützen starrende Linie von Curtatone, welche ihre Vertheidiger für uneinnehmbar hielten und die dennoch nach zwei vergeblichen Stürmen mit dem Bajonnet genommen wurde. Radetzky lobte ihn im nächsten Tagesbefehl mit den wärmsten Ausdrücken und empfahl ihn wirksam für den Maria-Theresia-Orden. Als die Sardinier im nächsten Jahre einen neuen Krieg hervorriefen, drang Benedek an der Spitze seines Regiments in Mortara ein, warf die Feinde hinaus und nahm im Umkehren eine ganze Brigade gefangen. Durch diesen Erfolg hatte er eigentlich den Feldzug zur Entscheidung gebracht, indem die Feinde jetzt strategisch geschlagen waren. Auch bei Novara griff er kräftig in den Gang der Schlacht ein.

Von Aspre's Heerkörper, zu dem er bisher gehört hatte, wurde er als Generalmajor und Befehlshaber einer Brigade zu Haynau's Donauarmee versetzt. Bei Raab befehligte er den Vortrab, dessen Hinaus dringen über die Stellung der Ungarn diese zum Rückzuge zwang, und in der Schlacht bei Comorn (11. Juli) hielt er die Puszte Harkaly so hartnäckig fest, daß Görgey mit allen seinen Angriffen auf diese Stellung scheiterte und schließlich in die Festung zurückgeworfen wurde. In dem Treffen von Szegedin erzwang er den Uebergang über die Theiß im Verein mit einer andern Brigade. Er wurde hier leicht und in einem der spätern Treffen durch eine springende Bombe erheblicher verwundet. Nach dem Frieden stand er in Italien an der Spitze des Generalstabes für den zweiten Heerkörper und galt für Radetzky's rechte Hand. Die Maßregeln, welche gegen die Italiener in der ersten Zeit ergriffen wurden, verknüpften seinen Namen mit mancher Handlung, die in einer andern Zeit den Charakter der Härte angenommen hätte, und Benedek wurde daher entfernt, als man den Versuch machte, die Herzen der Italiener durch Milde und Nachgiebigkeit zu gewinnen. Er wurde als Oberbefehlshaber nach Krakau versetzt, von wo man ihn im April 1859 nach Italien zurückrief.

Digitized by Google

Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.

Richard Heber Wrightson.

Geschichte des neuern Italiens

von der ersten französischen Revolution bis zum Jahr 1850.

Zweite unveränderte Ausgabe. Mit dem Portrait des Papstes Pius IX. Preis 1 Thlr.

In dem Augenblick, wo das Wort Italien alle Gemüther beschäftigt, dürfte dies Buch eine Vielen willkommene Erscheinung sein. Die italienische Frage in ihrer Tragweite zu beurtheilen ist nicht leicht. Die Ansprüche der weltlichen und der geistlichen Macht, die Hegemoniebestrebungen einzelner Regierungen, die durch völkerrechtlichen Vertrag verbürgte Fremdherrschaft und das auf angeborenes Recht fußende Ringen nach Nationalunabhängigkeit, das Streben nach staatlicher Einheit und nach Municipalselbständigkeit, das hochfliegende Wollen einer feingebildeten auf einer großen Vergangenheit stolzen Elite und das bescheidene Vermögen eines in einer mehrhundertjährigen Erschlaffung verkommenen Volks, liegen mit einander in beständigem Kampf und halten sich so sehr das Gleichgewicht, daß es schwer ist ihre Bedeutung für die Gegenwart und die Zukunft richtig zu würdigen. Nur an der Hand der Geschichte läßt sich die Lösung des Räthsels versuchen, und das vorliegende Werk ist wohl geeignet dabei Hülfe zu leisten. Es behandelt die Geschichte Italiens seit der französischen Revolution, welche zum Theil die jetzt kämpfenden Interessen hervorrief, zum Theil neu gruppirte. Es giebt eine compendiöse Skizze der Ereignisse, welche zur Entscheidung des Schicksals der italienischen Halbinsel beigetragen und ihren jetzigen Zustand vorbereitet haben. Es bezweckt dem Leser einen Rückblick auf die Vergangenheit darzubieten, der ihn in Stand setzt, die Hoffnungen und Wahrscheinlichkeiten der Zukunft richtig zu würdigen und Fremde vor Einmischung in Fragen zu warnen, die sich nur durch die Einsicht und moralische Kraft des Volkes, das sie unmittelbar berühren, lösen lassen. Zugleich will es den Leser in den Stand setzen, trotz der Getheiltheit der Halbinsel in verschiedene Staaten, deren jede eine eigene Geschichte hat und einen besondern Antheil an den Bestrebungen und Kämpfen von 1848 und 49 nahm, sich einen richtigen Begriff von den gleichzeitigen Acten und Scenen dieses verwickelten Drama's zu machen, und ihm die Mühe sparen, die Einzelheiten aus den zahlreichen und meistens schwer zugänglichen Quellen zusammenzulesen. Es hofft es ein Schlüssel zur Kenntniß der politischen Bewegungen der Gegenwart Italiens, und ein willkommenes Buch für Alle zu sein, welche den brennenden Fragen der Zeitgeschichte ihre Theilnahme schenken.

Die Begründer der Französischen Staatseinheit

vom

Grafen Louis de Carné.

Der Abt Suger. — Ludwig der Heilige. — Ludwig XI. — Heinrich IV. — Richelieu. — Mazarin.

32 Bogen 8. Preis geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Eleg. geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

In einer Zeit, wo Frankreich die Ruhe Europas abwechselnd durch Revolution im Innern und durch Krieg gegen das Ausland stört, liegt die Frage nahe, wie ein Staat, der im eigenen Schooße soviel Elemente des Verfalls birgt, so gebieterisch jenseits seiner Grenzen auftreten kann. Diese Frage zu beantworten unternimmt das vorliegende Werk, indem es den Wegen nachgeht, auf denen Frankreich zur Entwickelung seiner Staatsmacht gelangt ist. Indem es nach der Reihe die großen Persönlichkeiten der Begründer der französischen Staatseinheit vorführt, zeigt es uns, wie Frankreich systematisch der religiösen Einheit im Katholicismus, und der politischen Einheit in der Centralisation nachstrebt, dabei jedoch alle selbständigen Kräfte gebeugt hat, welche allein der Willkür nach Innen und nach Außen Schranken setzen können, und wie es sich so auf die Rolle vorbereitet, in Eroberungen den Ruhm zu suchen, den es nicht durch den Ausbau seiner eigenen Freiheit erlangen kann.

Unentbehrlich für jeden Zeitungsleser.

Männer der Zeit.

Biographisches Lexikon der Gegenwart.

1.—6. Heft. Preis pr. Heft 10 Ngr.

Der jetzt fertig gewordene **Halbband**, der auch einzeln zu haben ist, enthält **250 Biographien**, darunter diejenigen fast **sämmtlicher bei den jetzigen Verwickelungen maßgebenden Persönlichkeiten**, z. B.:

Victor Emanuel II. — Pius IX. — Ferdinand II. von Neapel. — Leopold II. von Toskana. — General La Marmora. — Graf Cavour. — Cardinal Antonelli. — Marchese d'Azeglio. — Angelo Brofferio. — Mazzini. — Sterbini. — Garibaldi. — Kaiser Franz Joseph. — Erzherzog Albrecht. — Graf Buol-Schauenstein. — Freiherr v. Bruck. — Freiherr v. Heß. — Graf von Schlick. — Graf Coronini-Cronberg. — Napoleon III. — Prinz Napoleon. — Baraguay d'Hilliers. — Pelissier. — Canrobert. — Castellane. — Magnan. — Niel. — Forey. — Graf Walewski. — Graf Morny. — Persigny. — Friedrich Wilhelm, Prinz-Regent von Preußen. — Fürst Karl v. Hohenzollern. — Freiherr v. Schleinitz. — Prinz Karl von Baiern. — Kaiser Alexander II. — General Lüders. — General Todtleben. — General Ochsenbein. — Lord Cowley. — Lord Malmesbury. — Lord Derby. — Lord Palmerston. — Lord Russell. — Lord Stanley.

Das Werk wird in monatlichen Heften à 10 Ngr. fortgesetzt.

Digitized by Google

Chronik.

Berthold Auerbach's „Wahrspruch".

s. Das zweite Bühnenwerk des Schwarzwälder Dorfgeschichtenerzählers war vor einigen Monaten unter großer Theilnahme des Publicums in Weimar aufgeführt worden, die dortige Zeitung aber hatte gegen den Erfolg des Stückes protestirt und ihm den Vorwurf gemacht, es verstoße eine Umkehrung fest bestehender sittlicher Begriffe. Der Autor, von diesem Tadel um so mehr betroffen, als die moralische Seite seiner Dichtungen bisher mit Recht immer unangefochten geblieben war, hat nun den „Wahrspruch" alsbald zum Druck befördert, um das gesammte Lesepublicum darüber entscheiden zu lassen, ob jener Vorwurf der Kritik ein verdienter gewesen sei, oder nicht. Wer unbefangen an die Lectüre des Drama's geht — es ist soeben bei J. J. Weber in Leipzig erschienen — wird nach Schluß derselben mit uns darin übereinstimmen, daß nur ein vorurtheilsvoller Blick in dem Stücke irgend eine verstectte Unsittlichkeit erspähen konnte; ja schon die einfache Angabe seines Inhaltes muß Jeden davon überzeugen können, daß der Verfasser gegen Verdächtigungen der erwähnten Art in Schutz zu nehmen sein wird. — Das Stück hält sich, nach der bekannten Richtung des Verfassers, wieder im Bereiche des Bauernlebens, zwar nicht gerade des schwarzwäldischen, sondern in allgemeinerem Sinne des oberdeutschen, wohlaid denn auch bei der Aufführung nicht ein bestimmter Dialect, wie z. B. das Schwäbeln, in Anwendung gebracht werden darf. Übrigens ähnelt der Stoff dem schon in „Dietheim von Buchenberg" behandelten, indem darin gleichfalls Brandstiftung und Meineid die Hauptrolle spielen, doch sind die Motive dazu hier anders gewählt, als dort. Ulrich, der Sohn der armen Häuslerswittwe Benedicta von der Winterhalde, hatte die Tochter Jochems, des Untenmaiers, geliebt, und bereits gab es geheime Bande, die die Beiden zeitlebens mit einander hätten verknüpfen müssen. Aber von den reichen Bauern des Orts war ihnen kraft gesetzlicher Bestimmung die Heirathserlaubniß wegen ihrer Dürftigkeit verweigert worden, und Mariaane hatte, um der Schande zu entgehen, ihrem Daseln durch einen Sprung in's Wasser ein Ende gemacht. Sie ertränkte sich, sagt der Schultheiß im Stücke, und zwar sich nicht allein — fügt er geheimnißvoll andeutend hinzu. Ulrich, darüber fast in Verzweiflung gebracht, war bald danach mit dem Manne, der vor Allen die Härte des Gesetzes ihnen gegenüber aufrecht erhielt, am Dobelsee, dessen Fluthen den Körper seiner Geliebten verschlungen, zusammengetroffen und hatte in aufwallendem Zorn jenem denselben Weg weisen wollen, den sein Opfer gegangen war. Die Strafe für diesen mörderischen Anschlag büßte er im Zuchthause ab, und das Stück fängt nun damit an, auf der Rückkehr von dort ihn uns wieder im heimathlichen Dorfe zu zeigen. Ueberall verschmäht und verachtet, bei seinem Suchen nach Arbeit mit Hohn oder Trotzworten von jedem Hofe gewiesen, und besonders auch durch die rohen Beleidigungen des Schultheißen von neuem im Innersten betroffen, läßt sich der Unglückliche durch die Ueberredungen des nichtsnutzigen Bastes seiner Braut jetzt dazu hinreißen, das Haus seines Erzfeindes in Brand zu stecken. Nun beginnt ein tragischer Kampf in dem Herzen der ihm zunächst Stehenden; seine Mutter und sein Freund Paul, der Geliebte seiner Schwester, können durch einen falschen Schwur es dahin bringen, daß der Angeklagte freigesprochen würde; aber dürfen sie zum Heil des Andern sich selber in Sünde und Verantwortlichkeit stürzen? Der Tod ist barmherzig und befreit die alte kranke Mutter noch vor der Gerichtssitzung von der entscheidenden Wahl zwischen Liebe und Pflicht, der Freund aber wird von dem Schuldigen selber Angesichts der Geschworenen abgehalten, seine Seele mit Meineid zu beladen, indem jener sein Verbrechen freiwillig eingesteht. Die Motivirung dieses Schlusses ist höchst sinnreich, und er erhält durch den Hinweis auf den Segen und die letzten Worte der Sterbenden ein Moment der Versöhnung, das das Drama ein ebensowohl ethisch als ästhetisch befriedigendes Ende verleiht. Wie in ideeller, so ist dasselbe aber auch in technischer Hinsicht unserer warmen Anerkennung werth. Das Ganze ist theatralisch wirksam componirt, und in eben der Weise, wie die Lösung, ist auch die Verwicklung und Exposition kunstvoll zu nennen. Die Sprache zeichnet sich durch Einfachheit und Kraft der Bilder aus. An der Charakterzeichnung endlich erkennt man den Dichter, der in's volle Menschenleben hineingreift und sich daher seine Gestalten holt. Die beiden Dorfaristokraten Strobel und Welbenbrand mit ihrem großbäuerischen Hochmuth und ihrer zähen Halsstarrigkeit, die leidenschaftlichen Jünglinge Ulrich und Paul, der alte Schelmerein, Stasi und Breni in ihrer jungfräulichen Reinheit und warmen Neigung zu dem Geliebten, vor allem aber Benedicta von der Winterhalde, die weibliche Hauptrolle im Stück, — das sind alles Gestalten, wie man zu sagen pflegt, aus vollem frischen Holze geschnitten und von einer Naturtreue, die sie unserm innersten Empfinden nahebringt. Die Scene, wo der Entenmaier Ulrichs Mutter dazu überreden will, aus Liebe für ihren Sohn einen Meineid zu schwören, gehört zu dem Spannendsten und Ergreifendsten, was in neuester Zeit auf dramatischem Gebiete geschaffen worden ist. Die Mutterliebe, eine der schönsten Erscheinungen in der moralischen Welt, wußte Auerbach von jeher poetisewoll und in erschütternder Lebenswahrheit zu schildern; wir brauchen nur an die Zurchendäuerin im „Lehnhold", an die Landfriedbäuerin oder auch an die schwarze Marann'im „Barfüßele", sowie an die alte Marei im „Tolpatsch" zu erinnern. — Nach dem Versuche des Dichters, im „Andree Hofer" historische Gestalten dramatisch zu verkörpern, wollte man vielfach überhaupt an seiner Befähigung für die Bühne zweifeln; sein neues Stück ist ganz dazu geschaffen, diesen Zweifeln ein Ende zu machen. Es mag wünschenswerth sein, daß ein künftiges Werk aus dem Dunkel einer tragischen Handlung noch mehr Lichtblicke momentaner Freude und Erhebung aus Jammer und Noth hervorbrechen lasse; unwiderleglich aber bleibt die Behauptung, daß die Schilderung der verschiedensten Stimmungen und Leidenschaften im „Wahrspruch" eine poetisch schöne und gewaltige sei, und daß sie um so mehr für die spätere Entwicklung des Dichters bedeute, als sie zum ersten Male in ebenso vollendeter dramatischer Form erscheint, als früher in novellistischer.

Die Paradepferde unserer Virtuosen.

s. Manieren und Eigenheiten sind von einem Genie unzertrennlich. Bei Schauspielern machen sich die letzteren namentlich in den sogenannten „Paradepferden" bemerklich, worunter man Rollen zu verstehen hat, die, an und für sich ohne erheblichen künstlerischen Werth oder besondere Anziehungskraft auf das Publicum, doch einem Virtuosen willkommene Gelegenheit bieten, seine Vielseitigkeit oder auch eine bestimmte Seite seines Talentes in glänzendem Lichte zu zeigen. So hat Pierre Levasor, der „Garrick der Gegenwart", seine Chansonnetten und Verwandlungsscenen, worin er durch die verschiedene Haltung der Gestalt, durch die Mienen des Gesichts, ja oft nur durch eine einzige Bewegung des Körpers in jedem Augenblick als ein Anderer zu erscheinen vermag. Der schwarze Mime Ira Aldridge debutirte alle Mal, nachdem er sich hatte als Othello bewundern

Digitized by Google

lassen, noch in einer für ihn geschriebenen Posse „the Padlock" (das Vorlegeschloß), worin er uns das Zug für Zug getreue, zum Todlachen komische Bild eines noch fast ganz rohen, trunksüchtigen Negersclaven Mungo vorführte. Er offenbarte darin seine wunderbare Befähigung, das natürliche Leben darzustellen, wenn er auch oft über die Grenze des Schönen hinausging und manches Onkel Tom-Ideal mit unerbittlicher Hand zerstörte. Ludwig Devrient zeigte sich, so lange er lebte, sehr gern als Schneider Fips in einem an und für sich schwachen Stücke von Kotzebue, weil er darin seine Kunst im Markiren einzelner Charakterzüge und komischer Sonderbarkeiten entfalten konnte. Von berühmten deutschen Künstlern der Gegenwart hat nur L. Dessoir kein sogenanntes „Paradepferd" aufzuweisen, was sicher von der in's Große und Objective gehenden Gestaltungskraft desselben Zeugniß ablegt. Dawison hat auf unnachahmlich feine Weise den Bonjour in Soltet's wenigbedeutendem Dialektstücke „die Wiener in Paris" zu einem nationalen Genrebilde von typischer Treue erhoben, während Grunert Merciers alten „Eisghändler" und eine antiquirte Posse „das Duell im dritten Stock" fortdauernd in seinem Repertoire behält, weil er als Dominique mit dem geringsten Aufwand künstlerischer Mittel stets ein Maximum der Kunst zu erreichen und als Amandus mit dem ihn als geborenen Leipziger besonders anheimelnden sächsischen Jargon im höchsten Grade zu excelliren versteht. Emil und Friedrich Devrient verhelfen der im Grunde ziemlich uninteressanten und carikirten Gestalt des Edward Gibbon in „Englisch" durch die liebenswürdigste Handhabung des fremden Accents und die graziöseste Betonung der englischen Sonderlingsmanieren zu immer neuen Triumphen, und Ersterer von Beiden weiß außerdem als Robert in der Maltitz'schen „Leibrente" die Stufenleiter aller vier Lebensalter des Menschen mit absoluter Herrschaft über die Mimik und in vollendeter Treue zu porträtiren. Zwei Rührstücke französischen Ursprungs und voller ästhetischer Sünden, „Sie ist wahnsinnig" und „die Vorleserin", würden längst schon im Staube der Theaterbibliotheken liegen, wenn nicht als Bernard Harleigh Friedrich Haase den halben Wahnsinn des Lords, die Nuancen und Uebergänge des krankhaften Zustandes zur Besinnung meisterhaft wiederzugeben, und als Capitän Coridge La Roche in Wien das physiologisch im höchsten Grade naturwahre und psychologisch tief ergreifende Bild eines Blinden vor uns hinzuzaubern wüßte. Als Paradepferde Dörings können der durch seine trockene Komik ergötzliche Commissionsrath Frosch im „Verschwiegenen wider Willen", sowie der Banquier Müller in Bauernfelds Laden „Liebesprotocoll" gelten. Nicht mit Unrecht hat man dem Künstler vorgeworfen, wie seine glänzende Laune ihn manchmal verleite, über die Schnur zu hauen; im Gegensatz hierzu bringt die in Rede stehende Rolle mit den einfachsten Mitteln die großartigste Wirkung hervor. Denn weswegen man diese Leistung erst hinterher bei näherem Nachdenken recht würdigen lernt, das ist das in allen Situationen, in der Anwendung des jüdischen Dialekts, ja in jeder Bewegung und Geberde beobachtete Maß, wodurch die Gestalt eine ganz außerordentliche und unvergleichliche Lebenswahrheit erhält. — Unter den Virtuosinnen giebt es mehrere, deren ganzes Repertoire fast aus nichts Anderem besteht, als sogenannten „Paradepferden." So die Déjazet in Paris, so bei uns in früherer Zeit die Schuselka-Brüning, für die Louis Schneider z. B. seine „Versuche", eine Posse mit fünf oder sechs Verwandlungsscenen, schrieb, oder heutzutage Ottilie Genée mit ihren im Berliner Jargon gehaltenen Soloimprovisationen, die fast insgesammt den Bruder der Künstlerin und den Schauspieler Görner in Hamburg zu Verfassern haben. Doch selbst wer in der Hauptsache höhern Zielen nachstrebt, verschmäht es zur Ausnahme nicht, sich auch im Kleinen groß zu zeigen. So glänzt die Ristori, wenn sie des Kothurnganges Alfieri's müde ist, dann und wann in italienischen Farcen von geringem Werth, und die Rachel schlüpfte manches Mal aus der römischen Toga in ein modernes Kleid, um nach den ernsten tragischen Gestalten Corneille's und Racine's auch die leichtfertigen Figuren in den Proverbes mit bewunderungswerther Kunst darzustellen. Zwei Stückchen von Alfred de Musset, „Il faut qu'une porte soit ouverte ou fermée" und „Le mari de la veuve" sind durch sie auch in Deutschland bekannt geworden, und Niemand wird sie vergessen, der sie darin gesehen.

Statistik und Frequenz der deutschen Universitäten.

c. Wir verdanken die folgenden Angaben dem soeben (Leipzig bei Fernau) erschienenen „deutschen Universitätskalender für 1859", dessen spätere Jahrgänge gewiß eine weite Verbreitung finden werden, wenn aus dem Personalverzeichniß der akademischen Docenten sich bis dahin viele höchst auffällige Irrthümer und Fehler entfernen lassen. Im vergangenen Wintersemester befanden sich auf den zwanzig deutschen Universitäten im Ganzen 1339 Lehrer, d. h. 685 ordentliche und 265 außerordentliche Professoren, ferner 49 Honorarprofessoren und 340 Privatdocenten. Der Reihenfolge nach stand obenan Berlin mit 164 Lehrern, dann folgten München mit 117, Göttingen mit 112, Leipzig mit 109, Bonn mit 95, Heidelberg mit 93, Breslau mit 91, Halle mit 72, Tübingen mit 71, Jena mit 65, Königsberg mit 61, Gießen und Marburg mit je 57, Erlangen mit 53, Greifswalde mit 52, Würzburg mit 50, Kiel mit 45, Freiburg mit 38, Rostock mit 32, Münster mit 17 Lehrern. Die größte Anzahl der Ordinarien besaß München mit 58, Berlin und Bonn mit je 49, Göttingen mit 48, Tübingen mit 44, Leipzig mit 42 u. s. w. Die größte Anzahl der Extraordinarien hatten Berlin mit 44, Leipzig mit 36, Göttingen mit 20, Bonn und Heidelberg mit je 17 aufzuweisen. Die meisten Honorarprofessoren fanden sich in München (15) und in Jena (9), wogegen an Privatdocenten Berlin (mit 56) am reichsten war. Dann folgten Göttingen mit 31, Breslau und Heidelberg mit je 30, München mit 28, Leipzig mit 26 u. s. w. — Die Gesammtzahl der Studierenden betrug im vergangenen Wintersemester 12,979, wovon 2121 allein auf Berlin kamen. München mit 1352 Studenten stand zunächst, und hieran schlossen sich Bonn mit 852, Leipzig mit 850, Breslau mit 808, Tübingen mit 731, Halle mit 700, Göttingen mit 650, Würzburg mit 668, Heidelberg mit 640, Erlangen mit 589, Münster mit 479, Jena mit 397, Gießen mit 375, Königsberg mit 373, Freiburg mit 344, Greifswalde mit 246, Marburg mit 241, Kiel mit 122 und Rostock mit 111 Studierenden. Die runde Mittelzahl war 650, welche von Heidelberg, Münster, Erlangen, Jena, Gießen, Königsberg, Freiburg, Greifswalde, Marburg, Kiel und Rostock nicht erreicht wurde. Das Verhältniß der Ausländer zu den Inländern gestaltete sich am günstigsten in Heidelberg und Jena, da an diesen beiden Universitäten die Zahl der Ausländer jene der Inländer überstieg. Heidelberg hatte etwas über 68 Procent Ausländer, Jena über 52, dann folgten Göttingen mit 43, Würzburg mit 32, Erlangen mit 31, Leipzig mit 27, Berlin mit 24, Bonn und Halle mit je 14, Marburg mit 13, Freiburg mit 12, Gießen und München mit je 11, Greifswalde mit 8, Münster mit 7, Kiel mit 5, Breslau und Rostock mit je 3 und Königsberg mit 2 Procent Ausländern. Was die Fachwissenschaften anlangt, so studierten im vergangenen Wintersemester an den sieben deutschen Universitäten mit einer katholisch-theologischen Facultät im Ganzen 1239 katholische Theologen, nämlich in Münster 257, in Bonn 218, in Breslau 181, in Freiburg 165, in München 164, in Tübingen 148 und in Würzburg 106. An den sechzehn protestantisch-theologischen Facultäten studierten dagegen 2257 Theologen, d. h. in Halle 455, in Erlangen 325, in Berlin 312, in Tübingen 194, in Leipzig 187, in Göttingen 142, in Königsberg 113, in Jena 101, in Heidelberg 88, in Breslau 86, in Marburg

Digitized by Google

in Kiel 30. Was endlich die bei der philosophischen Facultät Inscribirten anlangt, so belief sich ihre Zahl auf 2600. Zuerst ist München zu nennen mit 433, dann folgten Berlin mit 343, Bonn mit 310, Münster mit 219, Göttingen mit 184, Breslau mit 170, Jena mit 164, Würzburg mit 140, Halle mit 91, Tübingen mit 89, Leipzig mit 83, Heidelberg mit 57, Gießen mit 55, Königsberg mit 48, Erlangen mit 37, Marburg mit 35, Freiburg mit 33, Kiel mit 26 und Rostock mit 6. — Hinsichtlich des Alters der einzelnen Universitäten eröffnet die Reihe Heidelberg (seit 1386), und daran schließen sich Leipzig (seit 1409), Rostock (seit 1419), Freiburg (seit 1454), Greifswalde (seit 1456), Tübingen (seit 1477), Königsberg (seit 1511), Marburg (seit 1527), Jena (seit 1558), Würzburg (seit 1582), Gießen (seit 1607), Kiel (seit 1665), Halle (seit 1694), Breslau (seit 1702), Göttingen (seit 1734), Erlangen (seit 1743), Berlin (seit 1810), Bonn (seit 1818), Münster (seit 1824) nnd München (seit 1827). Aelter noch, als alle diese deutschen Hochschulen, sind zwei österreichische Universitäten, die zu Prag, welche 1348, und die zu Wien, welche 1365 gegründet wurde. In Betreff der Vertheilung der Universitäten auf die verschiedenen Staaten möge schließlich bemerkt werden, daß Preußen sechs hohe Schulen besitzt, nämlich die zu Berlin, Breslau, Bonn, Königsberg, Halle, Greifswald und Münster, wovon aber die letztere nur aus einer katholisch-theologischen und einer philosophischen Facultät besteht. In Bayern finden sich drei, die zu München, Erlangen und Würzburg, in Baden und Hessen je zwei, nämlich die zu Heidelberg und Freiburg, sowie die zu Gießen und Marburg. Die Königreiche Sachsen, Hannover und Württemberg, Meklenburg und Holstein haben in Leipzig, Göttingen, Tübingen, Rostock und Kiel je eine Universität, Jena wird von den vier sächsischen Herzogthümern erhalten.

Lamartine über Deutschland und Goethe.

e. Der neuste, achtunddreißigste, Entretien des Cours familier de littérature von Lamartine fördert über Deutschburg in die philosophischen Wissenschaften eingeführt. Weil er von da wegging, starb Friederike an gebrochenem Herzen. Der Selbstmörder Jerusalem war Goethe's unglücklicher Nebenbuhler bei Lotten, und aus Trauer über Lilli's Verlust ging Letzterer später nach Italien, wo er seine besten Werke vollendete. Das Alles erzählt Lamartine in einem Tone, als wenn unser Dichter für solche Unwahrheiten selber Gewährsmann wäre. Seiner italienischen Reisebeschreibung geht es schließlich durch den französischen Kritiker sehr schlecht. „Der sinnliche Mensch tritt darin überall zu Tage, nirgends aber der fühlende, sein Herz steht sich immer selbst Modell, und die Leidenschaften sind ihm nur Studien."

Was bedeutet der Sommernachtstraum?

e. Dem ersten Bande der François Hugo'schen Shakspeareübersetzung mit seinen „deux Hamlets" ist der zweite, enthaltend die „féeries", nämlich den „Sommernachtstraum" und den „Sturm", bald nachgefolgt. Die elegante Form der Uebertragung macht den besten Eindruck, wenn gleich man gestehen muß, daß der brittische Dichter, der äußerlich wenigstens viel vom Old England an sich trägt, doch im Wesentlichen eine andere Physiognomie erhält, da man seine Werke nun in so ganz modern französischer Sprache vor sich sieht. Interessant sind die Commentare François Hugo's, nach welchen z. B. Shakespeare mit den beiden Feendichtungen „sein Zeitalter von der Barbarei befreien und die vom Gesetz verfolgten Gestalten des Volksglaubens verherrlichen" wollte. Was unsere deutschen Erklärer anlangt, so haben dieselben zwar den „Sturm" bisher immer noch ziemlich außer Acht gelassen, wie ja auch erst vor einigen Jahren Dingelstedt in München und dann in Weimar den Anfang damit machte, ihn auf die Bühne zu bringen; der „Sommernachtstraum" dagegen hat auch bei uns zu Lande schon zu verschiedenen mehr oder weniger gesuchten Definitionen Anlaß gegeben. Wir denken, schon der Titel des Stückes, der, beiläufig gesagt, wohl von der Erfahrung herzuleiten ist, daß man „in Sommernächten am wildesten träumt," könnte unseren

und gemeint, „die äußerlichen Capricen der Koboldе, denen die Liebenden im Walde anheimfallen, seien nur ein Ausdruck für die innere Natur der Liebe, die sich gern in Capricen und Contrasten bewegt“; auch Gervinus hat über die tiefsinnige Symbolik des Stückes einen langen Aufsatz geschrieben — aber wir denken doch, es ist, ähnlich wie im zweiten Theile von Goethes „Faust“, mehr darin gefunden worden, als zu suchen war. Wir dürfen es, ohne dem Genius Shakespeare's zu nahe zu treten, als eine Caprice betrachten, als ein Erzeugniß toller Laune — kurz, als einen in Worte gekleideten und von Mendelssohn auch mit dem Zauber der Musik umgebenen Traum. Aber, wenn auch die Phantasie darin zuweilen allzu üppig emporschießt und unkünstlerische Auswüchse erzeugt, so träumt man nur zu guter Stunde. Wir mögen es für ein Glück halten, so träumen zu dürfen. Wäre die Darstellung des Stücks auf unseren Bühnen für einen leichten Scherz, eine lustige, in der Schwebe hängende Allegorie nicht gewöhnlich allzu schwerfällig und derb, so würden die Erklärer Shakespeare's vielleicht gar nicht auf solche Abwege gerathen sein und die zarte Natur seines „Sommernachtstraumes“ durch ihre handfesten, ins Gewicht fallenden Deutungen zerstört und beschädigt haben. Es ist Mode geworden, das Stück bei festlichen Gelegenheiten, bei Hochzeitsfeierlichkeiten zu Höfen z. B., zur Aufführung zu bringen; um so mehr sollte man sich es angelegen sein lassen, in der Inscenirung desselben alle möglichen Forderungen zu befriedigen. Die Darsteller der beiden Liebespaare laufen in den erheiternden Scenen der mittleren Acte wie verstört und kopfscheu durch den Wald, aber ohne lebendigeren Antheil an der Handlung. Die lustigen Elfen blasen in der handgreiflichen und keineswegs durchgängig schönen Wirklichkeit ihren Nimbus zum großen Theil ein, während Oberon nicht mit dem nöthigen übermüthigen Leichtsinn, Puck nicht mit dem rechten neckischen Humor, und Titania nicht mit der gehörigen empfindsamen Zartheit gegeben wird. Wie Unrecht es außerdem sei, den „ruhigen Regierer der schwebenden Elfenwelt“, ebensowohl, wie den täppischen Robin Goodfellow, der mit unserem Knecht Ruprecht identisch ist, durch junge Damen zu besetzen, brauchte gar nicht erst erwähnt zu werden. Die Rüpel endlich kühlen wohl ihr Mäthchen an allerlei Grimassen und Schnörkeleien — aber was an dieser fast übertrieben zu nennenden Caricatur einzig und allein eine Art verschönenden Elementes bilden kann, lassen sie jeder Zeit weg: die Verlegenheit und Befangenheit der ehrlichen Handwerker nämlich, vor den höchsten Herrschaften spielen zu sollen.

Eduard Jerrmann †.

e. Berliner Blätter berichten von dem an einem Gehirnleiden erfolgten Tode des Hofschauspielers Eduard Jerrmann. Er starb am 4. Mai, im einundfünfzigsten Jahre, und hatte noch kurz vor seinem Ende die Freude, seine einzige Tochter durch eine Einladung nach Berlin zum Gastspiel geehrt zu sehen. Diese Stadt war der Ort seiner Geburt, und er besuchte hier das Gymnasium bis nach gemachtem Abiturientenexamen. Von der Landwirthschaft, die er auf den Bülow-Kummerow'schen Gütern studierte, ging er später zur dramatischen Kunst über, indem er 1829 als Roderich in Calderons „Leben ein Traum“ auf der Würzburger Bühne debutirte. Seine Gesundheitsverhältnisse hatten ihn in den letzten Jahren in zweite oder gar dritte Reihe gestellt; seine Vergangenheit war aber eine hochgefeierte und ehrenvolle. Die größten Theater Europa's, das Berliner königliche Schauspielhaus, die Wiener Hofburg, das kaiserliche deutsche Theater zu Petersburg, wo er drei Jahre als Oberregisseur angestellt war, ja sogar das Théâtre Français in Paris zählte ihn zu seinen Mitgliedern. Es war ein in der Bühnengeschichte einzig dastehender Fall, daß ein deutscher Künstler auf dem ersten Theater Frankreichs in französischer Sprache spielte. Jerrmann erreichte dies und gab daselbst im Jahre 1832 zwölf verschiedene Rollen. Wir selbst haben ihn noch in der letzten Zeit seiner Blüthe zu sehen Gelegenheit gehabt und bebielten ihn als einen Darsteller voll höchster Lebenswahrheit und feinster Charakteristik treu im Gedächtniß. Zu Berlin erschien er und später nur als gefallene Größe wieder, als Invalid, der mit seiner Hartbörigkeit und seinen erlahmenden Füßen höheren Aufgaben nicht mehr gerecht zu werden wußte. — Auch Schriftsteller war Jerrmann, und seine „unpolitischen Bilder aus Petersburg“ zeichnen sich durch scharfe Beobachtung, wie feine Uebersetzungen französischer Stücke, z. B. der „Diana von Mirmanda“ von E. Augier, durch elegante Sprache aus.

Die Dampfquellen von Monte Cerboli.

st. In der toscanischen Maremme steigt ein Felskegel, der Cerboli, aus der Ebene auf. An seinem Fuße ist der Boden nackt, vielfach zerklüftet, und klingt unter den Füßen ganz hohl. In etwa fünfzig kleinen Seen kocht eine schwarze Flüssigkeit, aus der unter wüthendem Schäumen und Tosen sechs bis sieben Fuß hohe Riesenblasen emporsteigen. Dichte weiße Wolken liegen auf den Seen und erfüllen die Luft mit übelriechenden Dämpfen. Hie und da klaffen im Boden tiefe Spalten, aus denen von Zeit zu Zeit stoßweise ein dichter Dampfknäuel gen Himmel schießt, als werde er aus einem unterirdischen Geschütz geschlendert. An anderen Stellen scheint die Luft selbst zu kochen, und mit höllischem Zischen und Pfeifen brechen Gassäulen aus engen Oeffnungen hervor. Dämpfe entsteigen den schmutzigen Pfützen, Dämpfe dem Schlamm, der in allen Farben, von Weiß durch Gelb, Grün und Roth bis zum dunkelsten Schwarzbraun spielt. Die auftochenden schwarzen Höllenkessel werden industriell ausgebeutet. Man gewinnt aus ihnen Borsäure, jährlich mindestens 4 150,000 Zollpfund, und verschickt sie durch ganz Europa. Ein Deutscher, Höfer, hat die Anwesenheit dieser wichtigen Säure, die man beim Schmelzen der Metalle benutzt, entdeckt, ein Franzose, Graf Larderel, die Gewinnung im Großen eingeführt. Der französische Industrielle hat, seit er reich geworden ist, die Formen der Souveränetät angenommen und veröffentlicht Erlasse, die einer seiner Diener als Minister gegenzeichnet. In der Borsäurfabrik von Monte Cerboli hängen Befehle, die immer schließen: „Gegeben, befohlen und genehmigt in Unserer Residenz Larderel, im Jahre des Herrn 18... — Gegeben, der Minister R. R.“ Die Residenz Larderel ist ein Landhaus in der Nähe von Pomarance, einem schmutzigen Flecken mit zerfallenen Mauern und unscheinbaren Häuschen.

Die künstliche Fischzucht.

p. Die künstliche Fischzucht, die so große und schöne Hoffnungen erweckte, hat mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, an die man anfangs gar nicht gedacht hatte. Manche Sanguiniker hofften vielleicht schon, daß man bald Forellen und Lachse bei der Armenspeisung in großen Städten benutzen könne. Ein besonders günstiger Fortschritt der künstlichen Fischzucht wird fast nur von Frankreich gemeldet, indem durch Verschickung von auswärts das fischarme Land mit neuen Salmenarten u. s. w. versehen worden ist. Jetzt hat man in St. Cloud herrliche Erfolge erzielt, denn der dortige Park, ein durch eine Schleuse von der Seine abgetrennter See, ist voll der schönsten Forellen und lieferte jüngst auf einen Fischzug 200 Kilogramm. Von Hüningen aus wird die Sache auch mit Eifer betrieben, indem die dort befindliche Anstalt für künstliche Fischzucht denjenigen Anstalten des Auslandes, denen sie von ihren Eiervorräthen Zusendungen macht, auch Fragen zur Beantwortung vorlegt, die jedenfalls dazu dienen werden, sich ein vollgültiges Urtheil über Werth und Bedeutung der künstlichen Fischzucht zu verschaffen. Bisher haben

diejenigen, welche sich vorzugsweise der Angelegenheit praktisch widmeten, ihre Beobachtungen noch nicht gehörig ausgetauscht. Jetzt hat man nicht blos in Frankreich, England und Norwegen, sondern bekanntlich auch in Deutschland mehrere Anstalten, welche künstliche Fischzucht betreiben, z. B. in München, wo sich Fraas der Sache annimmt, in Rheinpreußen, wo der landwirthschaftliche Verein durch H. v. Scheven die Anregung erhielt, in Sachsen, wo die Regierung den Dr. Küchenmeister in Zittau beauftragte, Versuche anzustellen, und endlich hat in Steyermark ein Gutsbesitzer zu Pälz, sowie in Württemberg der landwirthschaftliche Verein an mehreren Stellen die Sache zu erproben angefangen. Allein die letztvergangenen beiden, außergewöhnlich trockenen Jahre, in denen viele Flüsse austrocknet sind, waren fast überall den angestellten Prüfungen nicht sehr günstig. Man hat in Bayern die Erfahrung gemacht, daß die Versetzung von Rheinlachsen in die oberbayerischen Seen, die bekanntlich mit der Donau und durch diese mit dem schwarzen Meere in Verbindung stehen, noch kein günstiges Resultat lieferte. Der Rheinlachs, der von Schaffhausen in das Meer und wieder zurück zu seiner Laichstätte wandert, scheint sich nicht so wohl zu befinden bei seiner Wanderung die Donau hinab zum schwarzen Meer und zurück. Uebrigens scheiterten die meisten in's Große getriebenen Versuche daran, daß sich die ausgesetzten Fische außerordentlich schnell zerstreuen und den sämmtlichen zur Fischerei Berechtigten zu Gute kommen. Unter die große Zahl dieser Berechtigten vertheilen sich die Fische zu kleinen Procenttheilen, und man erfährt nichts wieder über das Schicksal der jungen Brut.

Kurze Nachrichten.

Litteratur.

Ein wackerer Offizier der sächsischen Armee, Oberlieutenant **Richard von Meerheim** in Dresden, der sich früher schon durch seine „Soldatenwelt" nicht unrühmlich bekannt machte, hat eine neue Gedichtsammlung unter dem Titel „Poetenwelt" veröffentlicht (Dresden, Meinhold). Den Soldaten ganz zu verlengnen, ist ihm freilich auch in diesen Liedern nicht gelungen, und so ist denn seine „Poetenwelt", d. h. was ihm auf der Welt poetisch, des Besungens werth erschien, im Grunde wieder nichts Anderes, als eben „die Soldatenwelt". Ohne diesen subjektiven Standpunkt zu theilen, verkennen wir das Recht der Person gerade in der Lyrik nicht, um so mehr, als der Dichter darauf nicht mit allzuviel Selbstgefälligkeit verharrt und bei seiner von militärischem Geiste durchhauchten Poesie doch keineswegs jenen brutalen „Schnurrbartskyl" anwendet, welcher einige soldatische Liedersammlungen aus der Reactionszeit nicht zu ihrem Vortheile kennzeichnete. Das Buch theilt sich in vier Abschnitte, unter denen wir dem dritten, der „Poet und Dämon" überschrieben ist, unbedingt den Vorzug geben. Hierin macht sich Gluth und Leben, Leidenschaft und dichterische Begeisterung, mit einem Worte: eine dämonische Natur offenbar, wie sie in ähnlicher, wenn gleich noch bedeutenderer Weise uns schon einmal in Nicolaus Lenau erschienen ist. „Die Leichenwacht", „Seelenräthsel", „Namenlos", „die Nemesis" u. s. w., das sind Nachtstücke der Poesie, aber in künstlerischer Stimmung gehalten und mit ihrer melancholischen Färbung von großer Wirkung auf den Leser. Etwas Unwahrheit und Kokketerie läuft freilich auch mit unter, und es scheint uns deshalb nöthig, den Dichter zu warnen, daß er in Zukunft nicht etwa mit zu großer Vorliebe bei derlei düstern Stoffen verweile. Das für diesen Abschnitt gewählte Motto aus Goethe: „Wenn der dämonische Geist ihn verließ und nur das Menschliche zurückblieb, wußte er mit sich nichts anzufangen und war übel dran," will auf einen Poeten, wie Meerheim, nicht recht passen, der in einer andern Abtheilung seines Buches auch rein menschliche, harmlose Saiten des Gesanges mit viel Glück und Gefühl angeschlagen hat. In den kleinen Sächelchen des Abschnittes „Liebes Leid und Lust" bringt uns der Dichter Rückerts forschliches Geschick und sinnige Spielereien in Klangzeilen und Ritornellen lebhaft in die Erinnerung.

Zu den gemüthlichen Lenz- und Liebespoeten, deren Chor in Deutschland von jeher sehr wohlstimmig war, gehört auch Rhingulf Eduard Wegener mit seinem Büchelchen „Hinaus!" (Berlin, Janke.) Hervorragende Gestaltungskraft, Macht der Empfindung und Gewalt in der Sprache finden wir bei ihm freilich nicht; an Großes sich zu wagen, unterläßt er, und sein Gesang hält sich nur im Kleinleben der Natur und Menschenseele. Doch diese „Waldstimmen" klingen dem, der sich die Mühe nimmt, auf sie zu lauschen, immerhin lockend genug, wenn sie auch im weiten Bereiche der deutschen Lyrik ziemlich ungehört verhallen werden; diese Naturbilder, z. B. „der Frühling als Schneider" oder „die Jahreszeiten" sind nicht ohne Reiz, obschon ihre Dimensionen geringfügig erschienen; diese Liebesseufzer und Scherze treffen einen verwandten Ton in unserm Innern, mögen sie ihn auch nur leise und flüchtig anschlagen: ja in den „Ghaseln" Wegeners waltet sogar Etwas von Hafis'schem Geiste, der freilich schon wieder ziemlich aus der Mode sein mag.

In letzterer Zeit sind mehrere Wiederabdrücke einzelner schon aus den Feuilletons von Zeitschriften bekannt gewordener Novellen erschienen. Otto Roquette mit seinen „Erzählungen" begann die Reihe, und es folgte ihm zunächst Hackländer mit seinem „Krieg und Frieden". Friedrich Gerstäcker gab gesammelte Erzählungen unter dem Titel „Hell und Dunkel"; „Am häuslichen Heerd" benannte Ernst Willkomm zwei Theile Criminal- und Strandgeschichten, und Jakob Corvinus stellte Erzählungen, Skizzen und Reime unter dem etwas gesuchten Namen „Halb Mähr, halb mehr" zusammen. Wir behalten uns vor, auf alle diese Bücher später ausführlicher zurückzukommen, ebenso wie auf Paul Stein's neuen historischen Roman aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts „der letzte Kurfürst von Mainz". Für jetzt erwähnen wir nur noch, daß der letztgenannte Verfasser vor kurzem in den „Hausblättern" eine anmuthige Novelle aus dem Familienleben unserer Zeit veröffentlicht hat, wodurch die schon anderwärts ausgesprochene Vermuthung, daß unter dem pseudonymen Namen Paul Stein sich eine weibliche Feder verberge, uns nur noch näher getreten ist. „Der alte Fritz" — so hieß die hübsche kleine Skizze — war freilich nicht der große Preußenkönig Friedrich II., sondern ein gemüthlicher Philister der Gegenwart, seines Zeichens Souffleur und Gelgenvirtuos.

Fanny Lewald, von der, wie es heißt, vier Bände kürzerer Romane in Aussicht stehen, giebt in der von der „Kölnischen Zeitung" mitgetheilten Novelle „das Mädchen von Hela" Schilderungen des Lebens und der Sitten jener vereinsamten Bevölkerung auf der Halbinsel Hela im Angesicht des Hafens von Danzig, welche noch in neuester Zeit die Criminalistik mit einem Hexenproceß bereicherte.

Eine als Broschüre im Druck erschienene Vorlesung F. W. Genthe's, „Friedrich Taubmann als Mensch und Gelehrter", erneuert in ansprechender Weise für die Gegenwart das Andenken an einen der häufigst genannten und originellsten Männer seiner Zeit. Taubmann war Professor an der Wittenberger Universität, und sein Verdienst bestand vor allem darin, daß er, als die Ahnung eines bevorstehenden Religionskrieges, des dreißigjährigen, die Geister der Nation bereits gefangen hielt, noch immer mit Nachdruck und Eifer auf das Studium der humanistischen Wissenschaften hinwies und es durch sein eigenes Beispiel so viel als möglich förderte. Dies war die gelehrte Seite seiner Thätigkeit. Populär aber wurde sein Name durch seine unerschöpflichen witzigen Einfälle und improvisirten Späße, die noch ein Jahrhundert nach seinem Tode — 1713 — als „Taubmanniana" gesammelt erschienen. Seiner humoristischen Laune wegen war er ein oft gern gesehener Gast am kurfürstlich-sächsischen Hofe, er ließ sich dort aber niemals so weit gehen, daß

Digitized by Google

er etwa, wie später am preußischen Hofe der bekannte Freiherr v. Gundling. die Rolle des Schalksnarren zu spielen gehabt hätte; auch sank er nie in dem Sinne zum niedern Spaßmacher herab, wie früher der Leipziger Professor Rau traurigen Angedenkens.

Die beiden Novellen „Elle et Lui“ von Georges Sand und „Lui et Elle“ von Paul de Musset sind in ihrer Tendenz von uns bereits charakterisirt worden. Das Liebesverhältniß der erstgenannten Dichterin zu Alfred de Musset, dem verstorbenen Bruder des Letzteren, wurde darin von den verschiedenen Standpunkten zweier bei der Angelegenheit interessirten Parteien aus geschildert. Um die Streitigkeit, die, trotzdem seit dem Bestehen jener Liebe nun beinahe schon dreißig Jahre vergangen sind, jetzt eben noch in Paris großes Aufsehen macht, endlich in's Reine zu bringen, wird Balzac, der Eigenthümer der „Revue des deux mondes“, binnen kurzem ein drittes, mit vielen Briefen der Betheiligten ausgestattetes Werkchen vor die Oeffentlichkeit bringen, dem er den Titel „Ni Elle, ni Lui“ geben will.

Ernest Feydeau, der Dichter der famosen „Fanny“, der jetzt auch den zuerst von der „Revue contemporaine“ mitgetheilten „Daniel“ in einem Wiederabdruck erscheinen läßt, hat, wie nicht anders zu erwarten war, bereits Nachahmer seiner fittenlosen Romantik gefunden. Nicht zu erwarten war aber, daß dieselben sich sogar unter den Schriftstellerinnen finden würden; und doch bringt soeben eine Madame Louise Valory als Seitenstück zur „Fanny“ eine Erzählung „Madame Hilaire“.

Die Uebersetzung von Gustav Freytag's „Soll und Haben“, welche vor einiger Zeit der Moniteur aus der Feder eines Herrn W. v. Sincau mittheilte, ist nun auch als Buch unter dem Titel „Doit et avoir“ erschienen. Man muß ihr zugestehen, daß sie sich ganz angenehm liest und die Schönheiten des Originals wenigstens meistens nicht hat verloren gehen lassen. Ein Gleiches kann von der Uebertragung des B. Auerbach'schen „Barfüßele“ gelten, welche die Pariser „Illustration“ seit einigen Wochen ihren Lesern bringt. Der Titel dieser reizenden und poesievollsten aller „Schwarzwälder Dorfgeschichten“ klingt im Französischen etwas schwerfällig — la fille aux pieds nus — des Uebersetzers, Léon Wocquier, darf aber mit großer Anerkennung gedacht werden.

Bildende Kunst.

Im Atelier des Prof. Julius Hübner in Dresden waren dieser Tage die zwei für die Krypte der Kathedrale zu Glasgow bestimmten Glasfenster ausgestellt, deren Malereien C. Scheinert in Metzen nach den Cartons des genannten Künstlers vollendet hat. Das eine zeigt uns den Apostel Jakobus, das andere die „arme Wittwe“ aus dem Evangelium, und beide Bilder schließen sich durch Innigkeit der Auffassung und ächt künstlerische Behandlung aufs würdigste den früheren Werken Julius Hübners mit religiösen Stoffen an. Die Glasmalerei hat die Vorzüge des Entwurfes erst recht in helles Licht gesetzt, und dieselbe macht in ihrer Reinheit und Milde, ihrer Farbenpracht und Zartheit einen unbeschreiblichen Eindruck. Scheinert's Name kann dicht neben den des berühmtesten jetzt lebenden Glasmalers, Ainmüllers in München, gestellt werden.

In Dresden war vor kurzem auch ein bisher ziemlich unbekannt gebliebenes Bild des 1845 auf der Rückreise von Italien in Wien verstorbenen Friedrich Matthäi zu sehen, „die Ermordung Agamemnons“. Charakteristisch daran erschien besonders der streng akademische, jetzt bereits veraltete Styl, der damals, als der Künstler noch in der Blüthezeit seines Wirkens stand, freilich in Geltung war. Er lehrte an der Dresdener Kunstschule zusammen mit Kügelgen in jener Zeit, die dem Bruche der nachstrebenden Jünger mit den Akademien kurz vorausging. Aus seinem Atelier sind tüchtige Maler hervorgegangen, die seinen sonst schon ziemlich vergessenen Namen noch in Ehren erhalten; wir nennen von denselben nur Philipp Veit. Sozar Kupferstecher, wie der vor einigen Monaten gestorbene Steinla, und Bildhauer, wie Ernst Rietschel, empfingen von Matthäi Zeichnenunterricht.

Der König Ludwig von Bayern will dem Fürsten Wrede in Heidelberg, seiner Geburtsstadt, eine Statue errichten, wofür der dortige Stadtrath bereits einen Platz auf der Promenade unentgeltlich angewiesen hat. Wrede war vor dem Prinzen Karl während der Napoleonischen Kriege Oberbefehlshaber der bayerischen Truppen, und sein Name ist als der eines trefflichen Feldherrn berühmt geworden. In ziemlich nachtheiliger Weise aber wurde die Erinnerung an ihn durch Arndt's Werk über den Reichsfreiherrn v. Stein erneuert.

Der Maler Franz Michelis in Berlin hat eine Zeichnung Alexander von Humboldt's auf dem Sterbebette entworfen und der Bildhauer Bläser von seinem Gesicht die Todtenmaske in Gyps abgenommen. Beides ist auf Befehl des Prinz-Regenten geschehen.

Henri Lehmann in Paris, der ältere Bruder jenes erst kürzlich von uns besprochenen Rudolf Lehmann in Rom, dem seine Genrebilder aus dem italienischen Volksleben den Namen eines neuen Leopold Robert erworben haben, vollendete soeben die Malereien in dem Thronsaal des Palais-Luxembourg, und schon ist er wieder mit einem größern Werke, der Ausschmückung der Clotildenkirche, beschäftigt. Zwischendurch fand er auch noch Zeit zu kleineren Gemälden, von denen das eine namentlich deswegen zu erwähnen ist, weil es die Gestalten der Goethe'schen Ballade vom „Fischer“ zeigt. Denselben Stoff wählte schon einmal, vor neunundzwanzig Jahren, Julius Hübner in Dresden, und er begann mit diesem Werke vielversprechend und epochemachend die an Goethe und die romantische Dichtung anlehnende Thätigkeit der damals eben begründeten Düsseldorfer Schule. An dem Bilde Henri Lehmann's ist besonders Eines sehr schön dargestellt und gelungen, das „halb zog sie ihn, halb sank er hin“ nämlich. Am Ufer des Meeres, auf einem Felsen, saß der jugendliche Träumer versunken in sich, da plötzlich gewinnen seine Phantasien Wesen und greifbare Gestalt. Die Nereide erhebt sich in allem Glanze ihrer Reize vor seinen Augen aus der blauen Tiefe, und ihre Blicke ruhen auf ihm mit so viel Sehnsucht und Verlangen, daß er diesen Magneten nicht widerstehen kann. Schon ist er in das Netz der gefährlichen Sirene unrettbar verstrickt, die Angel entfiel bereits seinen Händen, und vorgebeugt zu dem schönen Bilde vor seinem Blick, „wird er bald nicht mehr gesehen werden.“ Der Kopf der Wasserfee ist von so wunderbarem Ausdruck, daß ihn selbst Karl Sohn, der berühmte Maler weiblicher Schönheit, nicht besser hätte treffen können.

Noch ist der russische Bildhauer Pimenow damit beschäftigt, an das für Sebastopol bestimmte Standbild des Admirals Lasarew die letzte Hand zu legen, und schon ist er vom Kaiser Alexander II. wieder mit zahlreichen neuen Aufträgen bedacht worden. Er soll auch für den Feldmarschall Fürsten von Warschau und für die Admirale Kornilew, Nachimow und Istomin Statuen liefern. Das obenerwähnte Werk verspricht ganz trefflich zu werden. Es zeigt den berühmten Seehelden in der Uniform der russischen Bicedamiräle und in der Stellung, wie er auf dem Verdeck des Kriegsschiffes mit dem Fernrohr in der Hand dazustehen pflegte. — Die Sculptur findet überhaupt in Rußland jetzt auf erfreuliche Weise Eingang, und wie seit dem Regierungsantritt des jetzigen Kaisers ein freierer Geist durch alle Theile des riesigen Czarenreichs geht, wird man auch schon auf dem Gebiete der Kunst inne. Soll doch in Petersburg sogar dem 1829 in Teheran ermordeten Dichter Gribojedow, dessen satyrische Schauspiele früher streng verboten waren, ein Denkmal gesetzt werden.

Digitized by Google

Professor **Blaas** in Venedig, dem die Fresken für die große Halle im kaiserlichen Arsenal zu Wien übertragen worden sind, hat den ersten Carton für dieselben vollendet und in der Hauptstadt ausgestellt. Der Gegenstand des mit großer Sorgfalt gezeichneten, reich componirten Blattes ist „die Gründung der Ostmark durch Leopold den Erlauchten mit dem Siege auf der Eisenburg bei Mölk über die Hunnen im Jahre 984."

In Rom an der Porta Portese ist vom Cavaliere Guidi eine antike Statue der Venus aufgefunden worden, welche der berühmten Medicceerin so auffallend ähnlich ist, daß die Vermuthung nahe liegt, beide seien Copien eines und desselben griechischen Originals, d. h. der Praxitelischen Aphrodite von Knidos, in welcher nach den übereinstimmenden Zeugnissen der Alten die idealste Darstellung der Liebesgöttin gegeben war. Man kann sich, da das Werk verloren gegangen ist, nur sehr schwer noch einen vollkommenen Begriff von diesem Ideale machen, denn wohl zu betonen ist, daß ein unendlich feiner Künstlersinn und eine hohe und reine Seele dazu gehört, um im blühenden Weibe mit all seinen unverhüllten Reizen auch die Göttin zur Geltung zu bringen. Dasselbe Grundgesetz einer das Wesen selbst erfassenden Charakteristik, welches die Pallas bekleidet darzustellen gebot, erheischte zwar von der Kunst die Entfaltung der Aphrodite, insofern sie allein eben nicht nur schön als Göttin, sondern auch schön als Weib, d. h. weibliche Schönheit ihr individuelles Wesen, ihr Begriff war. Muß deshalb auch begreiflich erscheinen, warum der Künstler die vollständige Nacktheit der Statue nicht noch erst durch das Ablegen des letzten Gewandstückes, als stelge die Göttin in's Bad, zu motiviren für nöthig befunden hat, so wird man doch nimmer zugeben können, daß der Kopf der Knidierin ebenso wie der der Medicceerin gebildet gewesen sei. Bei der letzteren liegt in dem in die Ferne gehenden Blick des seitwärts erhobenen Hauptes ein Zug von Selbstgefälligkeit, und das Schmachtende des schmal geschlitzten Auges, sowie ein unbescheidlicher Zug in der Unterlippe hat sogar etwas Lüsternes, was zum Wesen der Göttlichkeit durchaus nicht paßt. Diesen Ausdruck des Gesichts trägt freilich auch die an der Porta Portese aufgefundene Statue, wodurch jedoch nur bewiesen wird, daß beide Copien der Knidierin der späteren römischen Zeit entsprungen sein mögen, welche die Kunst bereits zu sinnlichen Effecten und frivolen Zwecken erniedrigt hatte. In anderer Hinsicht aber scheint das nenentdeckte Werk dem Originale genauer zu entsprechen. Allgemeinen Anstoß an der Medicceerin erregte stets die affectirte, widerwärtig gezierte Haltung der Arme und Hände, die nicht nur nicht das verdecken, was sie angeblich verdecken wollten, sondern darauf erst recht aufmerksam machten. Ob dieser Fehler nur dem Restaurator Bernini beizumessen sei, ist nicht vollständig ausgemacht. Nun sind zwar an der in Rom ausgegrabenen Statue Hände und Arme gerade abgeschlagen, jedoch Fingereindrücke am Busen und an dem einen Beine beweisen, daß hier eine wirkliche, wenn auch nur leise Berührung des Körpers stattgefunden hat und die geheimsten Reize der Göttin somit dem Auge verborgen waren. Dies Motiv ist, wie anzunehmen Grund vorliegt, von der Knidierin des Praxiteles selber entlehnt.

In New-York ist durch die Bemühungen eines deutschen Kaufmanns W. **Auffermann** eine permanente Ausstellung von Gemälden deutscher Künstler in's Leben gerufen worden. Dieselbe zählt bereits gegen 200 Nummern, welche aus Berlin, Düsseldorf und Wien eingesendet sind.

Theater und Musik.

Dem Tragöden Samuel Phelps mit seiner Truppe vom Sadlers-Wellstheater zu London ist auf der Berliner Friedrich-Wilhelmsstadt die Pantomimengesellschaft derselben Bühne unter Direction des Mr. Greenwood rasch nachgefolgt. Die Pantomime nimmt in der chronologischen Folge der englischen Theatergeschichte eine nicht unbedeutende Stellung ein, und das besondere Gefallen daran ist mit der allgemeinen Geschmacksrichtung des Volkes aufs engste verbunden. Die beiden größten Pantomimenspieler Englands, John Rich und Joe Grimaldi, ein Zeitgenosse und College Kemble's und seiner Schwester, der berühmten Siddons vom Coventgardentheater, sind sogar äußerlich geworden und haben sich historischen Ruf erworben. — Dem Inhalte nach gleichen die englischen Pantomimen unseren neumodischen großen Balleté, wenigstens verfolgen sie eine ähnliche Tendenz, nur daß bei ihnen der Tanz noch mehr in den Hintergrund tritt. In Grunde liegt eine komische Fabel, bei der neben der Geberdensprache manchmal auch einige wirkliche Worte gesprochen werden; glänzende Decorationen, unerhoffte Metamorphosen und scenisches Wunderwerk sind die Hauptsache; zwischendurch treiben sich burleske Gestalten aller Gattungen; Taschenspielereien ab, und besonders charakteristisch ist noch die Vermischung altitalienischer Masken mit der bekannten stehenden Figur des Clown. Der nationale Humor tritt darin in seiner unverfälschtesten, derbsten, oft sogar rohe Form auf, und man glaubt dann und wann nicht auf der Bühne, sondern im Circus zu sein, wo der Bajazzo wohl sonderbrige, wohlfeile Späße treiben darf. Weiß man sich aber diesen Pantomimen gegenüber aller künstlerischen Vorurtheile zu entschlagen, so bieten sie eine tolle, in ihrem bunten Wechsel unvergleichliche Unterhaltung. Der Clown des Sadlers-Wellstheaters, Mr. Nicolo Denlin, ist in seiner Art ganz trefflich und höchst possierlich, während Miß Carolina Parkes als leichtfüßige, flügelschnelle Columbine ihm würdig zur Seite steht.

Marguerite de Saint-Gemme, die Heldin des neuen im Gymnasetheater zu Paris aufgeführten Stückes von Georges Sand, ist eine jener unbewußt heroischen Naturen, die mit der sanftmüthigsten Gesinnung eisernen Willen und mit ächt weiblicher Herzensgüte männlichen Muth im Wagen und Ausdauer im Kampfe verbinden. Alle ihr innewohnende Energie und Kraft setzt sie nun daran, um den Sohn ihres Gatten vor einer Liebe zu bewahren, die sie für gefährlich hält. Die Lage, in der sich Margarethe befindet, ist ergreifend genug: sie soll vergessen, daß sie Frau ist, nur um ganz und gar dessen eingedenk zu sein, daß sie sich auch Mutter zu nennen hat. Dieses Dilemma ist aber leider nicht blos zu dem Grade von dramatischem Ausdruck gebracht worden, den zu erreichen die Dichterin wohl fähig gewesen wäre, wenn sie, statt in der bloßen Sentimentalität stecken zu bleiben, vielmehr einen Anschwung zur ächten Tragik versucht hätte. Mag aber auch das neue Stück der Georges Sand somit nicht ganz den gehegten Erwartungen entsprochen haben, mag es zwar poesievoll in der Sprache, jedoch zu wenig theatralisch wirksam im Ganzen sein, so kann man wenigstens von Seiten der Moral keinen gegründeten Vorwurf gegen dasselbe erheben. Anderes verhält es sich mit dem neuen im Vaudevilletheater zu Paris aufgeführten Drama von Mario Uchard „La seconde jeunesse". Schon in seiner „Flammina" führte dieser Dichter uns Gestalten und Situationen vor, deren sittliche Reinheit nicht ohne Makel geblieben war; eine Frau, die ihren Gemahl treulos verlassen hatte, um von ihrem erwachsenen Sohn als Maitresse eines Lords wiedergefunden zu werden, war die Hauptperson dieses Stücks, die dem Pariser Publicum besonders auch deswegen interessant erschien, weil Uchard eingestandenermaßen für die Zigur Züge aus dem Leben seiner ersten Gattin, der berühmten Madeleine Brohan, entlehnt hatte. An dem neuen Werke ist schon der Titel ein Euphemismus, hinter dem sich Schlimmes birgt; unter der „zweiten Jugend" versteht nämlich der Dichter nichts Anderes, als die strafbare Liebe eines bereits den Fünfzigen nahen Mannes und Gatten zu einem jungen Mädchen, die bis zur factischen Verführung ausgeartet war. Die Sache wird dadurch doppelt und dreifach mißlich, daß nicht nur die Gemahlin des Ungetreuen als edles, pflichterfülltes Weib erscheint, und daß er selber nicht nur, wie gesagt, sich schon in jenem Alter befindet,

Digitized by Google

wo Verirrungen aus Leidenschaft nie mehr vorkommen sollten, sondern daß auch jenes Mädchen, zu dem er in fröhlicher Beziehung steht, in seinem eignen Hause lebte und von ihrem abwesenden Vetter seiner väterlichen Aufsicht überlassen war. Man sollte denken, ein solcher Bruch von Geldbünden verschiedener Art, eine solche Corruption mannichfacher geheiligter Verbindungen müsse allgemeines Verderben nach sich ziehen; der französische Dichter weiß aber selbst noch in diesem sittlichen Abgrund seinen Personen das Leben zu erhalten, mag es auch ekrös und erbärmlich sein. Die Katastrophe des Drama's gestattet sich folgendermaßen. Jener Verwandte kehrt von seiner Reise zurück, er sieht, was geschehen, er liebt die Verführte schon seit lange und sein einziger Gedanke ist Rache an ihrem Unterheer. Ein Duell, der Tod des Einen durch die Hand des Andern, scheint unvermeidlich, aber es kommt Alles anders, als ein gesundes Gefühl sich träumen läßt. Schon blitzen die Waffen zum blutigen Streite, da stürzt sich das junge Mädchen zwischen die beiden Männer, der reuige Sünder bittet um Gnade, um sich für seine Frau zu erhalten, die Verzeihung des Cousins bleibt nicht aus, und der Heirath des Letzteren mit der Gefallenen steht nun nichts mehr im Wege. So schließt das Stück sogar noch mit der Perspective auf eine glückliche Ehe. Für die Franzosen scheint freilich das, worüber nach dem Worte eines deutschen Dichters „kein Mann hinaus kann", längst schon ein überwundener Standpunkt.

Das Theater der Folies-nouvelles zu Paris gab vor kurzem eine Vorstellung, bei der das Personal noch von den Mitgliedern acht anderer Bühnen der Hauptstadt unterstützt wurde. Das Odeon, die Porte St. Martin, das Palais-Royal, die Folies-dramatiques, die Délassemens-comiques, das Variétés- und Gaîtétheater — sie hatten alle ihr Contingent geschickt zu einer gemeinsamen humoristischen Leistung, zur Aufführung eines parodischen Gelegenheitsstückes nämlich, welches „Esprit de tout le monde" genannt wurde und dessen unzählige Couplets von nicht weniger als fünfundzwanzig verschiedenen Verfassern herrührten. Das kann man doch ein Ensemble-ogeschäft nennen.

Die Bouffes parisiennes werden nächstens die Legende von der heiligen Genovefa in fünf „komisch-lyrisch-dramatischen Tableaux" darstellen. Soviel wir wissen, ist dies das erste Mal, daß die bekannte Gestalt des deutschen Volksmärchens als „Geneviève de Brabant" in französischen Gewande auf einer französischen Bühne erscheint, weshalb es interessant sein wird, zu erfahren, welche Aufnahme ihr unsere überheimischen Nachbarn bereiten werden. Auf das heimische Theater brachte sie schon Hebbel in einem Drama und Robert Schumann in seiner Oper. Noch sei erwähnt, daß diese beiden von der Hirschfuh des kleinen Hundreich in ihren Werken natürlich ganz absehen; in Paris ist dagegen, besonders seitdem Meyerbeer erst neuerdings eine Ziege auf die weltbedeutenden Bretter gebracht hat, auch der Thierwelt Terrain erobert worden, und so wird sich denn in den Bouffes parisiennes die mitleidige, verständige Hindin, auf der der Knabe reitet, nicht vermissen lassen. — Die beiden Verfasser, welche die Bühnenbearbeitung des Märchens unternahmen, heißen Jaime fils und Tréfeu.

Ein Zweifel an der moralischen Tendenz der französischen Komödien könnte unbegründet erscheinen, nur wenn man die vielen Stücke, auf deren Titel das Wort „École" steht, zusammenzählt. Wir haben nur „die Schule der Verliebten", und die Engländer ihre „Lästerschule"; in Frankreich begann Molière die Reihe mit der „École des femmes"; es folgte die „école des maris", „l'école des pères", „l'école des vieillards", ja neuerdings kam dazu auch eine „école des agneaux". Wieder ein Lustspiel mit ähnlichem Titel, „l'école des Arthur" von Aniet Bourgeois und Labiche brachte soeben das Variététheater. Es ist aber wohl zu merken, daß in diesen „Schulen", und so auch wieder in der neuesten, oft sehr schlimme Sachen gelehrt werden und sehr unsittliche Gestalten zum Vorscheln kommen. Die Hauptrolle in dem genannten Lustspiel hat z. B. ein Mann von dreißig Jahren, der seine frühere Maitresse zur rechtmäßigen Gemahlin erhebt, nur um damit eine Wette von hundert Louisdors zu gewinnen; eine andere Person des Stückes ist dagegen ein junger Bonvivant, der gezwungenermaßen die Rolle eines Dieners übernehmen muß, damit er sich vor dem Gatten einer Frau, die seine Geliebte ist, verstecken kann.

Während wir sonach fast sämmtliche Pariser Theater in rüstigster Thätigkeit erblicken, boten die deutschen Bühnen während der letzten Woche wenig Hervorragendes und gar nichts Neues. Vom hundertjährigen Geburtstag Iffland haben wir noch nachzutragen, daß natürlich auch das Theater seiner Vaterstadt Hannover denselben festlich beging, und zwar mit dem Dresdener Prologe des Dr. Julius Pabst, sowie mit einer Aufführung der „Elise v. Valberg", worin Frau Auguste v. Bärndorf als Fürstin eine in Auffassung und Repräsentation höchst feine Leistung gab. — Den hundertjährigen Geburtstag Kotzebue's am 4. Mai ließen sämmtliche Theater, mit Ausnahme eines einzigen, völlig unbeachtet. Director Reumüller in Dresden brachte nämlich neueinstudiert „die Strickmadrin", eine passende Wahl, dem mag auch darin Manches eher wie Fabrikarbeit als wie Poesie aussehen, so steht doch Stück im Ganzen noch jedenfalls unter den Werken Kotzebue's mit in erster Reihe. Seine Entstehung ist bezeichnend genug. Der Dichter hatte einmal die Behauptung auszusprechen gewagt, er mache sich anheischig, über jeden beliebigen Gegenstand ein Theaterstück zu schreiben. Auf einem Spaziergang mit einem Freunde war es; da lag zufällig im Wege eine Strickmadel, und Kotzebue wurde verbindlich gemacht, diese verlorengegangene Kleinigkeit zum Motiv eines Drama's zu machen. Kotzebue hielt sein Wort ehrlich, er ging nach Hause, und vierzehn Tage später waren „die Strickmadeln" vollendet.

Bekanntlich hat sich Nestroy in Wien mit den Erben des verstorbenen Karl über den erneuerten Pacht des Karlstheaters nicht einigen können, und es wird deshalb im nächsten Jahre Director Brauer von Nürnberg die Leitung dieser altehrwürdigen Bühne übernehmen. Nestroy aber mag sich darum doch nicht in den Hintergrund bringen lassen und seine Popularität aufgeben. Auf dem Platze, wo die nunmehr demolirte Gonzagabastei stand, will er sich ein neues Schauspielhaus bauen, wohin ihm das Publicum um so lieber nachfolgen wird, als ihm auch die volksthümlichen Größen seines Personals, Karl Treumann, das Ehepaar Grobecker, die Localsängerin Zöllner u. A. treu bleiben wollen.

Die am 12. April in Petersburg verstorbene Angiolina Bosio, an deren Begräbniß tausende von Personen nebst einer militärischen Escorte Theil genommen haben sollen, hatte noch nicht ihr dreißigstes Lebensjahr erreicht; sie war am 29. August 1829 zu Turin geboren. Madame Bosio nannte sie sich, doch war das nicht der Name ihres Mannes, sondern ihres Vaters, und sie machte es also ebenso, wie Madame Clara Novello, Madame Adelaide Ristori oder Madame Wagner — denn unter dieser Bezeichnung steht, um dies beiläufig zu erwähnen, die vor kurzem verwählte Frau Johanna Jachmann in Berlin auf der Liste der Beurlaubten. Der Gemahl der Angiolina Bosio war ein Spanier, Namens Kindarelonis.

Verantwortliche Redaction und Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Kiesling'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

Stelle, wo man die tief in's Gebirge eindringende piemontesische Ebene erreicht. Auf dem Kamme des Gebirges zieht sich die Straße wohl eine Stunde lang fort, die Steigung auf beiden Seiten ist eine ziemlich sanfte, aber die große Anzahl der Zufluchtshäuser neben dem Wege zeugt von den Beschwerden und Gefahren, mit denen auch dieser Alpenübergang in der schlimmern Jahreszeit verbunden ist. Der Mont Cenis unterbricht die Eisenbahnverbindung, die auf dieser Straße besteht. Auf der nordwestlichen Alpenseite reicht der Schienenweg bis St. Jean de Maurienne, auf der Südostseite bis Susa. Die Länge dieser Lücke beträgt nicht mehr als sechszehn Meilen, aber der trennende Riegel ist ein Hochgebirge, und ein größerer Heerkörper wird bei gewöhnlichen Märschen nicht unter acht Tagen brauchen. Von Grenoble hat man bis Chambery oder Montmeillant, wo der Anschluß an die Mont-Cenis-Straße stattfindet, zwei Tagemärsche zu machen. Eine zweite Alpenstraße ist die, welche Napoleon im Jahre 1800 benutzte. In ihrer Linie liegen Genf, das südliche Ufer des Genfer Sees, St. Gingolph, Martigny und der große Bernhard. Jenseit des Berges erreicht man über Aosta und das Thal der Dora Jorea, wo man von der Eisenbahn nach Biella einen Tagemarsch weit entfernt ist. Diese Straße ist aber neutralisirt worden, und der Schweiz liegt die Pflicht ob, den Truppen der kriegführenden Mächte die Benutzung zu verwehren. In noch bedeutendere Höhen führt die österreichische Straße des Stilfser Joches oder Monte Stelvio, die von Bormio nach Tirol läuft und in die Straße von Innsbruck mündet. Ihr höchster Punkt liegt 8610 Fuß über dem Meere, also über der Region des Pflanzenwuchses, wo Schnee und Eis mit kurzen Unterbrechungen die Herrschaft behaupten. Nach einer deutschen Zeitung sind österreichische Truppen im April dieses Jahres über diese höchste und schönste aller europäischen Bergstraßen gezogen. Wir gestehen, daß wir die Thatsache bezweifeln. Oesterreich verfügt über zwei andere, minder beschwerliche Wege nach Italien. Der erste ist die Brennerstraße, an der Radetzky, als er 1848 in den Winkel von Verona zurückgedrängt worden war, wie an einem dünnen Faden mit dem österreichischen Staatskörper zusammenhing. Seit der Bewältigung des Semmerings, des Laibacher Sumpfes und des Triestiner Karstes durch eine Eisenbahn hat die Tyroler Verkehrsader die erste Rolle an die Straße von Wien nach Triest abgeben müssen. Auf ihr gelangen die Truppen, ohne Unterbrechung durch Dampfkraft befördert, von Wien bis in die Lombardei. Von Triest bis Venedig übernehmen Dampfschiffe die Beförderung, und sollte diese Strecke durch eine feindliche Flotte gesperrt werden, so würde die Strecke von Triest nach Casarsa auf der gewöhnlichen Landstraße zurückgelegt werden müssen. Die Tyroler Eisenbahn ist auf der deutschen Seite von München bis Kufstein, auf der italienischen von Verona bis Botzen fertig.

Durch diese Eisenbahnen wird Oesterreich gegen Frankreich in Vortheil gesetzt. Seine Truppen werden durch sie unmittelbar auf den Kriegsschauplatz gebracht, während die französischen entweder ein Hochgebirge oder das Meer überwinden müssen — ein Nachtheil, der in der schlechten Jahreszeit leicht Bedeutung erlangen könnte. Ist bei Unwetter, wenn in den Alpen Schneestürme herrschen und das Meer tobt, eine schnelle Verstärkung der Franzosen in Italien nöthig, so bleibt zur Benutzung nur die Straße übrig, die von Toulon über Frejus, Antibes, Nizza und Savona nach Genua führt. Sie ist fünfundvierzig Meilen lang und erfordert zwölf bis fünfzehn Tagemärsche. Dieser Nachtheil für Frankreich wird in etwas dadurch ausgeglichen, daß Oesterreich nicht mehr als zwei Eisenbahnen nach Italien hat, von denen die eine durch den Brenner und die an ihn angelehnten Thäler achtzehn Meilen weit unterbrochen wird, wogegen aus dem französischen Innern zahlreiche Linien gegen die Grenze laufen.

Die wichtigste derselben, die Linie Lyon-Chambery-Susa, berührt auf eine kurze Strecke, in dem Bezirk (Mandement) von Russieux, das sogenannte savoyische Neutralitätsgebiet. Nimmt man eine Karte zur Hand, so wird man gewahren, daß das savoyische Gebiet sich mitten zwischen die Kantone Genf und Wallis hineindrängt und bis zum Genfer See reicht. Dieses ganze Gebiet ist für neutral erklärt und der Schweiz das Recht zugetheilt worden, dasselbe im Fall eines Kriegs zu besetzen. Man hat der Eidgenossenschaft dadurch eine bessere Neutralitätslinie und eine ungehinderte Verbindung zwischen Genf und Wallis sichern wollen. Nach den Bestimmungen der Wiener Congreßacte begreift das schweizerische Neutralitätsgebiet das Chablais, das Faucigny und das Land nördlich von einer Linie, welche von Ugine am südlichen Endpunkte des Sees von Annecy verlief bis an die nördliche Spitze des Sees von Bourget und von da an die Rhone führt. Die Eisenbahn durchläuft dasselbe drei Stunden weit, vom Rhoneübergang, wo sie eintritt, bis zum See von Bourget, wo sie austritt. Daß die Schweiz eine Besetzung des ganzen neutralen Bodens von Savoyen anordnen kann, ist unzweifelhaft. Ob sie diese Besetzung vollziehen muß, lassen die Verträge im Unklaren. Da die Neutralitätsbestimmung offenbar zu ihren Gunsten getroffen wurde, so spricht die Billigkeit dafür, die Entscheidung ihr zu überlassen. Sie würde sonst, wie der General Dufour richtig hervorgehoben hat, zu einem Bittgeleiter des Kriegsunwetters, denn sie müßte sich, wenn sie ihre Truppen vorgehen ließe, einem französischen Durchmarsch gewaltsam widersetzen. Wir können den Bundesbehörden daher nur Recht geben, daß sie das Eisenbahnthor bei Culoz offen gelassen haben.

Die sardinischen Eisenbahnen stellen einen unregelmäßigen Kreis dar, auf dessen Linie Turin, Asti, Alessandria, Mortara, Novara, Vercelli und Chivasso liegen. Eine innere Linie verbindet Vercelli mit Casale und Valenza. Die für den Krieg in Betracht kommenden Eisenbahnen, die der Kreis vorschiebt, sind gegen Frankreich die Linien Susa-Turin und Turin-Pinerolo, gegen das Meer hin Alessandria-Novi-Genua. Die letztgenannte Eisenbahn gleicht den Nachtheil der Alpenlücken des piemontesischen Schienensystems gewissermaßen aus. Die großen Seetransportmittel der Franzosen erlauben ihnen, in Marseille und Toulon Truppenmassen einzuschiffen und in Genua landen zu lassen. In gerader Linie gemessen, beträgt die Entfernung von Genua nach Toulon etwas über siebenunddreißig deutsche Meilen, und ein Schraubendampfer kann mit der mittleren Ge-

Digitized by Google

mit Casale und Valenza so lange Schutz zu bieten, bis ein großes französisches Heer Entsatz bringt.

Alessandria, Valenza, Tortona und Casale vereinigen sich zu einem System, das für Piemont etwa dieselbe Bedeutung hat, wie das österreichische Festungsviereck Peschiera-Verona, Mantua-Legnago für die Lombardei. Tortona liegt 3 Meilen östlich, Casale 4½ Meilen nordwestlich von Alessandria. Ist die Ausführung der Werke von Alessandria wenigstens hinsichtlich der Erdarbeiten fertig, wie wohl anzunehmen sein dürfte, so hat ein Heer, das hier einen Stützpunkt sucht, auf beiden Ufern des Tanaro und der Bormida eine ungehinderte Freiheit der Bewegungen. Die Wälle Alessandria's und einige neu errichtete Forts reichen in dieser Beziehung aus. Ferner ist Casale in den Befestigungsplan aufgenommen worden, und auch dort haben die Arbeiten längst begonnen. Die Citadelle von Casale war bisher unbedeutend; was für sie gethan sein wird, vermögen wir nicht anzugeben. Wichtiger als sie ist die Befestigung des Poübergangs, den die Festung beherrscht, und die Anlage eines Brückenkopfs auf dem linken Poufer. Für Tortona, bei dem die Scrivia vorüberfließt, ist neuerdings nichts geschehen. Im Jahre 1799 widerstand der Platz drei Wochen lang einer Belagerung.

Von den Mauern Alessandria's übersieht man das Schlachtfeld von Marengo. Es liegt am andern Ufer der Bormida und besteht aus einer weiten, mit Getreidefeldern und Weingärten bedeckten Ebene, die von der großen Straße zwischen Alessandria und Piacenza in ihrer ganzen Ausdehnung durchschnitten und von der Scrivia und Bormida eingefaßt wird. Vor dem Dorfe Marengo, das der Schlüssel der Ebene ist, fließt ein kleiner, aber tiefer und schlammiger Bach, der Fontanone. Die nach jenem Dorfe benannte Schlacht vom 4. Juni 1800 bestand eigentlich aus drei Schlachten, von denen die Oesterreicher zwei gewannen und eine, die letzte, verloren. In der ersten erzwangen sie nach unsäglichen Anstrengungen und unter den schwersten Verlusten den Uebergang über den Fontanone, warfen die Franzosen über den Haufen und brachten den Heerkörper Victors so in Unordnung, daß seine Truppen unter dem Ruf: „Alles ist verloren!" die Flucht ergriffen. Nun betrat der erste Consul das Schlachtfeld. So tapfer seine Consulargarde und die Division Monnier, lauter frische Truppen, fochten, wurden auch sie geschlagen und suchten blos noch ihre Rückzugslinie auf Sala und den Po zu bewahren. Melas war des Sieges so sicher, daß er Couriere abschickte und nach Alessandria zurückritt, um seinem alten, auf den Tod erschöpften Körper einige Ruhe zu gönnen. Er übergab den Oberbefehl an Zach, und dieser, der nicht minder Alles gethan glaubte, löste die Schlachtordnung auf und ließ die Truppen in Marschcolonne gemächlich vorgehen. In diesem Augenblick erschien Desaix mit einer ganzen Division, stellte sich, wegen einer leichten Wellenlinienbiegung des Bodens den Oesterreichern nicht sichtbar, in einer schrägen Linie auf und stürzte sich unerwartet auf den ungeordneten Feind. Die Ueberraschung wirkte um so furchtbarer, als gleichzeitig Kellermann mit seinen Reitergeschwadern die lange österreichische Schlachtlinie durchbrach. Sie wurde gesprengt, eilte den Bormidabrücken zu, und hier vollendete sich ihre Niederlage. Marengo war das Widerspiel Novi's. Jede beider Schlachten überlieferte dem Sieger ganz Italien, Novi den Oesterreichern, Marengo den Franzosen.

Dem entscheidenden Kampfe von Novi ging die dreitägige Schlacht an der Trebbia voran. Gleichlaufend mit einander eilen von den Apenninen, wo sie entspringen, drei Gebirgswasser dem Po zu, die Stura, die Trebbia und der Tidone. Der Boden, den sie einfassen, gestattet ausnahmsweise freiere Bewegungen der Reiterei, mit der Suwarow und Melas besser versehen waren als die Franzosen. Drei französische Divisionen hatten die Trebbia überschritten und wendeten sich gegen den Tidone. Sie wußten nicht, daß General Ott, den sie überwältigen wollten, die Hauptmacht Suwarows zum Rückhalt habe. Als sie angriffen, eilte der russische Oberfeldherr herbei. Seine Anordnungen waren so getroffen, daß er den rechten französischen Flügel durch eine Abtheilung beschäftigte und seine Hauptmacht auf die Mitte und die linke Seite der Feinde warf. Sein Fußvolk griff von vorn, seine Reiterei von der Seite an, und diese Flankenstöße, mit großem Nachdruck geführt, gaben die Entscheidung. Das war der Kampf des ersten Tages (17. Juni 1797). Die Franzosen hatten den Tidone aufgeben müssen und sammelten sich hinter der Trebbia. Suwarow richtete seine Anstrengungen gegen die Gebirge links von den Franzosen, wo sie ihre noch an der Stura stehenden Verstärkungen erwarteten. Gewann er diesen Punkt, so war für sie keine Vereinigung möglich. Auch sie kannten die Wichtigkeit des Gebirgs und suchten es um jeden Preis festzuhalten. Um ihren Feind abzulenken, drangen sie in der Mitte mit ihrem Fußvolk vor und brachten Suwarow einen Augenblick lang in Gefahr. Mit vielen Anstrengungen stellte er das Gefecht her, ohne daß er größere Vortheile zu erkämpfen vermochte. Man beschoß sich mit Geschützen, die Trebbia wurde an diesem Tage von keinem Theile überschritten. In der Nacht machte eine französische Abtheilung den Versuch, sich am jenseitigen Ufer festzusetzen, und es entspann sich ein Gefecht von furchtbarem Charakter. Die Soldaten mordeten sich im Dunkel, bei den Blitzen der Schüsse die Gegend erspähend, wo ein Feind zu erlegen sei. Die Heere wurden durch diesen Kampf so abgemattet, daß der Kampf des dritten Tages nicht vor der zehnten Morgenstunde eröffnet wurde. Die Disposition war dieselbe wie am Tage vorher: Suwarow suchte die französische Linke zu erdrücken, Victor machte ihr durch eine Diversion in der Mitte Luft. Hier wie dort strengte man alle Kräfte an, und das Gefecht stand, bis Melas, eine augenblickliche Unordnung in den feindlichen Reihen rasch benutzend, eine französische Division auf die andere warf und dadurch das Schicksal des Tages entschied. Die ganze französische Linie wich zurück, und Suwarows kräftige Verfolgung brachte sie der Auflösung nahe. Macdonald hatte mehr als 15,000 Mann, Suwarow nicht ganz 12,000 verloren.

Zwischen Turin und Alessandria macht die Eisenbahn eine Biegung gegen Süden, um die Berge zwischen beiden Endpunkten zu vermeiden. Die gewöhnliche Straße von Mailand nach Turin läuft viel weiter nördlich, zuerst in westlicher Richtung bis Novara, dann südwestlich nach Vercelli, wo sie sich

Digitized by Google

Ihr Heer war aufgelöst und kein Weg als der nach dem Gebirge für den Rückzug frei. Der neue König Victor Emanuel war gezwungen, den Beginn seiner Regierung durch eine Bitte um einen Waffenstillstand und Frieden zu bezeichnen. Am 24. März hatte er mit Radetzky in Vignale, einem Dorfe eine Stunde jenseits von Novara, eine Zusammenkunft, in der die Bedingungen geregelt wurden. In diesen Verhältnissen waren sie schwend genug. Sardinien zahlte eine Kriegsentschädigung, versprach sein Heer auf den Friedensfuß zu setzen und räumte den Oesterreichern bis zum Frieden das Gebiet zwischen dem Po, der Sesia und dem Tessin, nebst der Hälfte der Festung Alessandria, verlor aber nicht ein Dorf, nicht einen Fußbreit Landes.

Der landschaftliche Charakter ist in diesem piemontesischen Grenzgebiet derselbe, wie in der Lombardei. Die Cultur hat Alles in Beschlag genommen, aber statt der natürlichen Hindernisse, welche sie hinweggeräumte, künstliche geschaffen. Die Reisfelder, welche die unermeßliche lombardische Ebene — eine Fläche von zweiundvierzig Meilen Länge — betreten, gewahren mit Verwunderung, daß der freie Umblick fast überall gehemmt wird. Zu den Ulmen, zwischen denen Reben ihre Gewinde ziehen, und den Einfassungsmauern der Wege, welche den zum Vergnügen wandernden Fremden zuletzt in Verzweiflung bringen, kommen in militärischer Beziehung noch andere Hindernisse: Hecken und Gräben, Flüsse und Canäle groß und klein, Reisfelder und Sümpfe. Die schiffbaren Canäle sind zusammen nicht viel über achtzig Meilen lang, rechnet man aber das ganze Netz der Bewässerungsadern zusammen, das der heutige Lombarde als Vermächtniß seiner Vorelteren und namentlich der Klöster übernommen hat, so gelangt man zu der Ziffer von tausend. Die Hälfte ihres ganzen Wassers müssen die Flüsse an die Canäle abgeben. Die Fruchtbarkeit des Bodens wird durch die Berieselung so gesteigert, daß man die besten Wiesen vom Februar bis September sechsmal mäht. In der Lombardei nehmen die Reisfelder $68_{,292}$, im Venetianischen $42_{,254}$ Joch ein. *) Wo die Flüsse aus den Gebirgen heraustreten, haben sie noch einen außerordentlich starken Fall, aber in der Ebene wird ihr Lauf plötzlich ein träger. Bei jedem Hochwasser führen sie von den Gebirgen ungeheure Massen Schutt und Geröll mit sich herab, durch die ihr Flußbett erhöht wird. Da sie bei jedem Regen ihr ebenso breites als seichtes Rinnsal verlassen und das umliegende Land überschwemmen würden, so hat man ihre Ufer mit Dämmen eingefaßt, welche nach und nach erhöht worden sind. So bildet jedes Flußufer eine Schanze mit einem vorliegenden nassen Graben. Zum Theil sind die Dämme sehr hoch, z. B. die des Po, die bei Cremona das übrige Land um sechsunddreißig Fuß überragen.

Die Dörfer und Städte sind einer Vertheidigung sehr günstig. Sie sind mit Steinmauern umgeben, die bei den meisten Städten einen festen Bau haben. In sehr seltenen Fällen entbehrt eine lombardische Stadt eines jener massiven mittelalterlichen Gebäude, welche kleine Dynasten zum Schutz ihrer angemaßten Herrschaft über die Bürger aufführten. Zu diesen Burgen gehört auch das sogenannte Castell von Mailand, das die Visconti's angelegt und die Sforza's erweitert haben. Es bildet unter dem Namen der Rocchetta den Kern der jetzigen Citadelle, die in der spanischen Zeit ein von Bastionen und Ravelins eingefaßtes Fünfeck war und in den Revolutionskriegen zu Ende des vorigen Jahrhunderts mehrere Belagerungen aushielt. Die Franzosen sprengten die spanischen Befestigungen, ebneten sie und machten Spaziergänge daraus. Von der Citadelle blieb nun außer den Kasernen nichts übrig als die Rocchetta, deren festes Mauerwerk allerdings einem Volksaufstande, aber keinem Angriff mit Belagerungsgeschütz Widerstand zu leisten vermag. Die beiden Thürme der Rocchetta sind der Stadt zugewendet und ließen sich früher wegen ihrer Höhe zu nichts benutzen, als Lärmkanonen auf ihnen aufzustellen. Die provisorische Regierung von Mailand hat sie 1848 so weit abtragen lassen, daß sie jetzt vollkommen geeignete Geschützstände sind. Der bastionirte Wall, der Mailand umgiebt, ist sehr stark, jedoch nicht hoch und leicht mit Leitern zu ersteigen. Bei dem Aufstande von 1848 diente er den Oesterreichern dazu, die Stadt während des fünftägigen Straßenkampfes zu isoliren. Hätte damals die Rocchetta noch als Citadelle bestanden und ihre vollständige Ausrüstung gehabt, so wäre der Aufstand unmöglich gewesen, da sie auf dem einzigen erhöhten Punkte liegt und Mailand ganz beherrscht. Neuere Bauten, seit 1850 nach einem umfassenden Plane angelegt, machen eine Wiederholung der Scenen von 1848 unmöglich. Ob das Mailänder System von Forts auch einen äußern Feind abhalten kann, sind wir nicht im Stande zu beurtheilen.

Die lombardischen Flüsse sind die Basis der Landesvertheidigung. Tessin und Po bilden eine Linie, die sowohl die östliche, als, von einigen vorliegenden Gebieten abgesehen, die südliche Grenze ist. Etwas südöstlich von Pavia folgt der Po unter vielen Windungen einer östlichen Richtung und bielbt ihr bis zu seiner Einmündung ins adriatische Meer treu. Die übrigen Flüsse streben der südlichen Grenze in schräger Linie zu, und außer der Etsch, die ebenfalls gegen Süden strömt, macht, fallen sie alle in den Po. Auf diese Weise bildet jeder von ihnen im Verein mit dem südlichen Grenzflusse einen Bodenabschnitt, in dem der Vertheidiger, durch Flußlinien und Flußdämme begünstigt, sich festsetzen kann. Von Westen gegen Osten folgen der Tessin, die Olona, die den Lambro aufnimmt, die Adda, der Oglio mit der Chiese, der Mincio und die Etsch. Alle genannten Flüsse haben in ihrem Laufe das Eigenthümliche, daß sie gegen Westen im Bogen vortreten. Durch jeden allein oder mit dem angrenzenden Theil des Po zusammen entsteht ein Kreisbogen, dessen Mittelpunkt gegen Osten liegt. Suchen die Oesterreicher hinter einem dieser Flüsse Deckung, so sind sie auf das concave linke oder östliche Ufer angewiesen. Sie können hier etwas rückwärts eine Stellung nehmen und jedem angegriffenen Flußübergange rasch Hülfe bringen. Der auf dem rechten oder westlichen Ufer stehende Feind befindet

*) Das niederösterreichische Joch vergleicht sich mit $2_{,2543}$ preußischen Morgen, $1_{,42233}$ englischen Ackern und $0_{,57557}$ französischen Hectaren.

Digitized by Google

dehnte Postenstellung aufzulösen. Um die Linie des Mincio zu vermeiden, hatte er auf den Bau Verona's gedrungen." Wie sich dies durch die bessere Befestigung der Stellung geändert hat, werden wir später sehen.

Die Etsch betritt das italienische (venetianische) Gebiet bei Ossegno und durchströmt es in einer Länge von sechsundzwanzig Meilen. Ihre Mündung hat sie bei Chioggia. Sie ist auf dieser ganzen Strecke schiffbar, 600 bis 1200 Fuß breit und sechszehn bis fünfundzwanzig Fuß tief. Beim Austritte aus Tyrol hat sie zehn, bei ihrer Mündung noch ein Drittel Fuß Fall auf die Miglie oder deutsche Viertelmeile. Da die Etsch nur einige Meilen hinter dem Mincio fließt, so unterstützen sich beide Linien gegenseitig. Vor Allem entsteht aber durch die Festungen Peschiera und Mantua am Mincio, Verona und Legnago an der Etsch ein Viereck, das an Stärke seinesgleichen sucht. Schon wie Willisen diese Gruppe 1848 vorfand, erklärte er ihr Vertheidigungssystem für das stärkste, das er kenne, und für eines der stärksten, die überhaupt zu denken seien. Dasselbe, erklärt er ferner, bedürfe nur noch weniger Zusätze, um die idealste Vollkommenheit zu erreichen. Diese Zusätze hat die Gruppe erhalten. Sie erfüllt nun vollkommen alle die drei Zwecke, die man bei einem System von Befestigungen im Auge hat:

1) Sie schützt das ganze hinter ihr liegende Land.

2) Sie giebt der vertheidigenden Armee, so oft sie will, den Schutz der Unangreifbarkeit. „Oesterreich kann sich hier", sagt Willisen, „auch dem fürsten Angriffe des ganzen westlichen und südlichen Europa's mit Erfolg entgegenstellen."

3) Sie schützt die Bewegung der Vertheidiger und erlaubt ihnen, in jedem Augenblicke zum Angriff zurückzukehren.

Ein von Westen kommender Feind hat zunächst die Mincio-Linie mit den Festungen Peschiera und Mantua vor sich. Peschiera liegt am Ausflusse des Mincio am Gardasee und wird von nahen Höhen beherrscht, woher sich sein Spitzname des „Spuchnapfes" schreibt. Jene Höhen waren bereits 1848 befestigt und trugen auf dem rechten Flußufer die Werke des Monteferro, auf dem linken das Fort Mandella. Karl Albert ließ sich die Einnahme der Festung sehr angelegen sein, erreichte aber mit seinen Angriffen nichts, bis ihn der Hunger zum Ziel führte. Die abgemattete Besatzung reichte zur Vertheidigung der Werke nicht mehr aus, die Pferde waren bereits sämmtlich verzehrt, statt des fehlenden Salzes mußte Salpeter genommen werden, Ratten gehörten zu den Leckerbissen, die versuchte Verproviantirung über den Gardasee mißlang. In dieser äußersten Bedrängniß ergab sich der tapfere Befehlshaber am 31. Mai 1848 unter ehrenvollen Bedingungen, indem er für sich und seine Soldaten freien Abzug erhielt.

Während ihres dreimonatlichen Besitzes haben die Piemontesen Peschiera mit neuen Befestigungen versehen, und von den Oesterreichern sind die Arbeiten in großartigem Maßstabe fortgesetzt worden. Peschiera ist dadurch in eine Festung ersten Ranges umgewandelt worden. Ein doppelter innerer Ring von Basteien und Wällen, auf den beherrschenden Höhen mit zahlreichen Außenwerken umgeben, zieht sich um den Festungskern bis an das kleine in den See vorspringende Vorgebirge auf der Südwestseite. Ein dritter Schanzenring vergrößert den Umfang der Festung um das Dreifache, so daß sie ein großes Heer aufzunehmen im Stande ist und nicht blos bei der Vertheidigung, sondern auch bei Angriffsbewegungen eine große Rolle spielen wird. Die auf die Höhen im Westen vorgeschobenen Werke erhalten der Besatzung stets einen Ausgangspunkt offen und bilden den Mittelpunkt eines verschanzten Lagers.

Am obern Mincio ist der Boden von Volta bis Lonate, denen außer Peschiera noch Valeggio und Salionze zu Stützpunkten dienen, der Vertheidigung besonders günstig. Es folgt hier Stellung auf Stellung, und eine ist immer stärker als die andere. Ein Feldherr, der eine Schlacht mit der Vertheidigung beginnen und mit dem Angriff schließen will, findet hier seine Rechnung. 1850 haben Arbeiten begonnen, dieser Linie noch mehr Stärke zu geben, und sind weit genug flußabwärts fortgesetzt worden, um dem Tadel, den General Schönhals gegen die Mincio-Linie ausspricht, seine Geltung zu nehmen.

Der südliche Endpunkt der Mincio-Linie, Mantua, ist eine der beiden einzigen Festungen der Welt, welche Napoleon Achtung abnöthigten. Die andere war Danzig. Mantua liegt im seeartig ausgebreiteten Mincio und ist zugleich Festung und verschanztes Lager. Am linken Ufer liegen die Citadelle und das Georgsfort, welche die tausend Schritt lange steinerne Brücke von dieser Seite decken. Am rechten Ufer wird der Festungsgraben noch durch die Forts Belfiore und Pietola gedeckt. Die Ueberschwemmungen, die sich vor dem verschanzten Lager ausbreiten und durch den Fosso Pajolo mittelst Stauung gebildet werden, machen Mantua von dieser Seite unangreifbar. Ohne den Besitz des starken Forts von Pietola ist es unmöglich, die Ueberschwemmungen abzuleiten, und dasselbe bildet daher den Schlüssel der Festung, wenn sie vom rechten Ufer angegriffen werden soll. Der Ponto Molino staut den Lago superiore, und nur durch Schleusen können Fahrzeuge in den Lago inferiore gelangen. Die große Stadt, deren Umfang bedeutender ist, als ihre Bevölkerung von 29,000 Menschen voraussetzen läßt, der breite See des Mincio und das verschanzte Lager mit seinem weiten Ueberschwemmungsgebiet geben der Festung eine solche Ausdehnung, daß es eines großen Heers bedarf, um sie auf beiden Seiten einzuschließen. Ueberdies ist die Erweiterung des Mincio oberhalb und unterhalb der Stadt so bedeutend, das Ufer auf beiden Seiten so sumpfig und dicht mit Rohr bewachsen, daß die Brücken, deren ein Belagerer zur Verbindung seiner vom Fluß getrennten Abtheilungen bedarf, nicht nahe genug an einander angelegt werden können, um eine schnelle wechselseitige Unterstützung zu gestatten. Das belagerte Heer kann, so oft es will, die Ufer wechseln und den Feind da angreifen, wo er augenblicklich am schwächsten ist. Wollte der angreifende Feind auf der kurzen Strecke des Mincio über den Fluß gehen, so würde die Besatzung die Festung verlassen, ihn in den Rücken nehmen und in der ungünstigsten Lage zur Schlacht zwingen.

1848 fehlten Mantua Befestigungen am Curtatone, die eine Seitenstellung gewähren. Die Piemontesen benutzten diesen Fehler und sicherten die Stellung durch eine doppelte Linie

Digitized by Google

Die Etschfestungen sind Legnago und Verona. Legnago ist ein kleinerer Platz, zu dessen Besetzung 1000 Mann hinreichen. Im Feldzuge von 1848 wurde diese Festung wenig belästigt. Sie ist wichtig wegen des Uebergangs über die hier ziemlich breite Etsch und weil sie noch eine gesicherte Verbindung zwischen Verona und Mantua erlaubt, wenn der gerade Weg bereits vom Feinde bedroht ist. Südlich von der Straße, welche Legnago mit Mailand verbindet, breiten sich ungeheure Reisfelder aus, welche nur von wenigen Verbindungswegen durchzogen werden. In strategischer Beziehung deckt Legnago Verona.

Der letztgenannte Ort war 1848 noch von geringer Bedeutung. Obgleich Radetzky oft darauf hingedeutet hatte, welche Vortheile Verona darbiete, war beim Ausbruch des Kampfes wenig geschehen. Gerade die Hauptsache hatte man unterlassen, um einige hunderttausend Gulden zu ersparen. Verona wäre damals blos ein verschanztes Lager zu nennen gewesen, wenn man seinen Werken nicht einen permanenten Charakter gegeben hätte. Ihrem Systeme nach sahen die Werke so aus, als ob sie von den Feinden Oesterreichs gebaut worden seien. Ihre Hauptstärke richtete sich gegen die Erbstaaten, während der westliche Theil mit zehn Bastionen eher offen genannt werden konnte.

Die Lage Verona's ist eine eigenthümliche. Die Stadt liegt in der Ebene, aber ausserhalb der Geschützweite zieht sich in einem Halbmond ein jäh abfallender Erdrücken, jedenfalls ein altes Etschufer. Die beiden Hauptstraßen nach Mantua und Mailand laufen darüber hin, drei Dörfer, Croce Bianca, San Massimo und Santa Lucia, liegen auf der Höhe, Santa Lucia an einem Punkte, wo der Erdrücken allmählich flacher wird und gegen die Etsch hin verläuft. Der ganze Halbbogen ist groß und läuft von Chievo bis Tombetta. Sein Boden ist wie alles Land um Verona sehr unfruchtbar, und um für ihre Maulbeerbäume Platz zu gewinnen, sind die Einwohner genöthigt gewesen, seine vielen Rollsteine zu Mauern aufzuschichten. Die Maulbeerbäume sperren die Aussicht, die Steindämme hemmen die freie Bewegung, erleichtern dem Vertheidiger aber seine Aufgabe. Man hätte den Erdrücken mit in die Vertheidigung hineinziehen sollen, und die gute Absicht war dagewesen, ein starkes Fort und einige Schanzen zu erbauen. Aus Sparsamkeit hatte man den Plan nicht ausgeführt, so daß ein Feind auf dem Erdrücken sich festsetzen und die Besatzung in der Stadt festhalten konnte.

Als die Nachrichten aus Mailand eintrafen, stand Verona auf dem Punkte, sich der Revolution anzuschließen. General Aspre's rasch ausgeführter Entschluß, Padua, Vicenza und alle übrigen Provinzialstädte preiszugeben, um mit seinem zweiten Heerkörper nach Verona zu eilen, rettete dieses wichtige Bollwerk der Monarchie. Die Veronesen wurden im Handumkehren gute Oesterreicher und blieben es — weil die Besatzung blieb. So fand Radetzky eine Zufluchtsstätte, wo er sich erholen, die durch Tod, Krankheit und Abfall zerrissene Organisation seiner Truppen erneuern und auf Verstärkungen warten konnte.

In den ersten Maitagen zeigte sich Karl Albert vor dem Erdrücken, dessen Gestaltung wir in allgemeinen Umrissen beschrieben haben. Er kam mit 50,000 Mann und 66 Geschützen, Radetzky verfügte über 15,000 Mann mit 54 Geschützen. Man rieth ihm, hinter die Festungswerke zurückzuweichen, allein er erklärte, lieber den letzten Mann zu opfern, als zu dulden, daß die Piemontesen vor den Thoren von Verona festen Fuß faßten. Die beherrschenden Stellungen des Erdrückens wurden besetzt, natürlich der geringen Stärke der Truppen angemessen, und auf Santa Lucia kamen nicht mehr als ein Bataillon Erzherzog Sigismund und ein Jägerbataillon. Bei den Piemontesen befehligte der König in Person. Von einem Landhaus, Fenilone genannt, beobachtete er mit einem Fernrohr Verona, um zu sehen, wann dort der Aufstand ausbreche. Um sein Heer bekümmerte er sich in so weit, daß er im letzten Augenblicke andere Befehle gab, welche die Folge hatten, daß eine Division zu spät auf dem Schlachtfelde eintraf. Unter den Oesterreichern kämpfte der jetzige Kaiser.

Am 7. Mai, in früher Morgenstunde, eröffneten Plänkler das Gefecht. Alle Anstrengungen der Piemontesen galten dem Dorfe Santa Lucia, dem Schlüssel der Stellung. Erst drei, dann fünf Brigaden warfen sich auf die beiden österreichischen Bataillone, welche dort standen. Drei Stunden hielten diese den Ort, und als sie ihn endlich räumen mußten, nahmen sie in kurzer Entfernung rückwärts wieder Stellung und hinderten den Feind an jedem Vordringen. Ebenso tapfer wurden die andern Stellungen von den Oesterreichern behauptet. Ein allgemeiner Sturm der Piemontesen brachte die Entscheidung, allein in umgekehrtem Sinne als es gemeint war. Eines ihrer Regimenter gerieth in den Kartätschenhagel einer versteckten Batterie, prallte aus einander und verwickelte die ganze Linie des linken Flügels in seine Flucht. Dadurch wurde Santa Lucia in der Flanke enthlößt und mußte wieder aufgegeben werden. Hier geriethen die Piemontesen in die greulichste Verwirrung, aber theils wußten die Oesterreicher dies nicht, theils waren sie zu ermüdet, um ihren Vortheil verfolgen zu können. Genug, sie hatten gesiegt, und das Glück war zu ihnen zurückgekehrt.

Gegenwärtig ist Verona ein im großartigsten neuern Style befestigter Waffenplatz, um den sich die Hauptentscheidungen eines Krieges bewegen müssen. Die bastionirte Hauptumwallung, zum Theil noch ältern Ursprungs, ist verstärkt und verbessert; auf den Höhen, welche sich am linken Etschufer zur Stadt herabsenken, schließt sich ein starkes Kronwerk an sie an. Ein „innerer Gürtel" von acht Forts und Schanzen und ein „äußerer Gürtel" von zwölf Forts umschließen die Hauptumwallung; außerdem krönen vier kasemattirte Thürme jene Höhen vor dem Kronwerk. Die äußeren Forts, meist seit 1848 entstanden, führen die Namen der in jenen Feldzügen berühmt gewordenen Führer: Radetzky, Heß, d'Aspre, Wratislaw ꝛc. Der äußere Gürtel hat einen Umfang von etwa drei Meilen; seine selbstständigen Werke vertheidigen sich untereinander und beherrschen das vorliegende Terrain. Was sich eine Armee nur wünschen mag: gesicherte Stellung, Freiheit der Bewegung, Möglichkeit des raschen Uferwechsels an einem ansehnlichen Flusse, findet sich hier vereinigt. Verschiedene Vorpunkte haben ebenfalls Befestigungen erhalten. Die beiden wichtigsten dieser Punkte sind Pastrengo und Rivoli. Pastrengo wird

Digitized by Google

Forts hat die alte Dogenstadt zu einer ansehnlichen Festung umgestaltet. Die vorzüglichsten Werke, welche Venedig schützen, sind die Befestigungen von Malamocco, Chioggia, Brandolo, die Forts Malghera, Nicolo und St. Giorgio Maggiore. Das letztere erhebt sich auf einer Insel, der Piazetta gegenüber, die auch durch eine schöne Kirche, ein Meisterwerk der Baukunst, geschmückt ist. Es ist für sich allein im Stande, die Stadt zu beherrschen. Leider besitzt Oesterreich keine Flotte, die gegen die französische in Linie zu stellen wäre, und die Seeverbindung Venedigs kann daher sofort abgeschnitten werden. Dadurch wird die Vertheidigung sehr erschwert, da zu leicht Mangel an Munition und Lebensmitteln eintreten kann.

1848 wurde Venedig durch Verrath und durch die Schwäche seines Befehlshabers der Revolution überliefert. Graf Zichy verfügte über sechs Bataillone, eine für eine so große Stadt viel zu schwache Besatzung. Die Flottenmannschaften bestanden nur aus Italienern, die auf ihren Fahrten in der Levante mit politischen Flüchtlingen Verbindungen angeknüpft hatten und ihren deutschen Befehlshaber Martini haßten. Diesen durchaus unzuverlässigen Leuten vertraute Zichy das Wachtschiff und das Arsenal an, welches letztere einen festen Punkt für sich bildet. Trotz seiner wenigen Truppen hätte er Venedig dem Kaiser erhalten können, wenn er den Marcusplatz und die Riva dei Schiavoni besetzte. Diese beiden Punkte sind die einzigen, auf denen eine bedeutende Volksversammlung möglich ist. Die kleinen Gäßchen konnte er ruhig dem Aufstand überlassen; sie wären ihm von selbst wieder zugefallen, da die Forts ihnen Wasser und Lebensmittel abschnitten. Unglücklicher Weise machten die Nachrichten aus Wien, daß der Kaiser der Volksbewegung nachgegeben habe, ihn irre. Er glaubte den Venetianern nicht verweigern zu können, was den Wienern zugestanden worden war. Er gestattete die Bildung einer Bürgerwehr, übergab dieser, „damit Ruhe und Ordnung erhalten bleibe," mehrere der wichtigsten Punkte, ließ die treulose Marine im Besitz des Arsenals und ließ sich ein Zugeständniß, einen Posten nach dem andern entreißen, bis er auf einmal, ohne zu wissen wie, ein Gefangener der Bürgerwehr war und zur Unterzeichnung einer schimpflichen Capitulation gezwungen wurde. Diese traurige Schwäche hat dem Kaiserstaat Millionen und mindestens 20,000 seiner besten Soldaten gekostet, die bei der Wiedereroberung das Leben verloren.

Während dieses ganzen Jahres konnte gegen Venedig nichts Ernstliches unternommen werden. 1849 zog Haynau mit einem Heerkörper und mit 40 Mörsern und 70 Geschützen gegen die Stadt. Vor sich hatte er die breite Lagune, deren Eisenbahnbrücke die Venetianer durch Sprengung der vordersten Bögen ungangbar gemacht hatten, einige befestigte Inseln, die Schanzen und Mauern der Stadt selbst, endlich eine Anzahl von Schiffen mit schweren Mörsern und Kanonen. Der Angriff konnte sich nur gegen Malghera, den Brückenkopf Venedigs, richten. Der größte Theil dieses Forts liegt in den Lagunen, mit dem festen Lande hängt Malghera durch einen Streifen sumpfigen Landes zusammen. Dieser Streifen läßt sich von der Festung aus durch Schleusen theilweise überschwemmen oder doch so mit Wasser tränken, daß Belagerungsarbeiten sehr schwierig werden. In einer Beziehung hat der Angreifer einen Vortheil, denn der Boden vor der Festung ist durchschnitten, und Maulbeerpflanzungen, zwischen deren Bäumen Reben grünen, verhüllen seine Thätigkeit.

Bei dem Beginn der Belagerung regnete es dreißig Tage fortwährend. Bei jedem Spatenstich stieß man auf Wasser, und die feuchte Luft rief Seuchen hervor. Als der Himmel sich dann aufhellte, begann eine glühende Hitze, welche die bösen Dünste gleichsam austkochte. Tausende wurden von der Cholera und von Sumpffiebern hingerafft, ehe ein einziges österreichisches Geschütz einen Schuß gethan hatte. Am 4. Mai war man der Festung so nahe gekommen, daß die Batterien ihr Feuer eröffnen konnten. Von Malghera wurde eifrig, zu eifrig geantwortet. Wo auf den Wällen ein Platz zu finden war, da stand ein Geschütz, und die ganze Masse war in der eilfertigsten Thätigkeit begriffen. Die Oesterreicher nahmen sich mehr Zeit, und ihre Schüsse trafen ungleich besser. Nach zweiundzwanzig Tagen drohten die Pulvermagazine und Kasernen Malghera's den Einsturz, und kein Gebäude, keine Hütte stand mehr aufrecht. Dennoch würde der tapfere General Ulloa den Platz gehalten haben, wenn für ihn eine Möglichkeit vorhanden gewesen wäre, seine verschossene Munition zu ersetzen. Aber von Venedig wagte sich kein Schiff über die Lagune, und so räumte er in der Nacht des 26. Mai das Fort, mit dem auch das nahe St. Giuliano verloren ging. Die Uebergabe der Stadt verzögerte sich um drei Monate. Die österreichische Regierung wollte die Stadt schonen und eröffnete Unterhandlungen, die selbst dann noch fortgeführt wurden, als die Venetianer erklärt hatten, ihre Unabhängigkeit sei die einzige Basis, zu der sie sich verständen. Mit der Zeit steigerte aber die enge Einschließung den Mangel an Lebensmitteln zur Hungersnoth, und diese brach ihren Trotz. Vom 24. bis 31. August 1849 wurde Venedig mit allen Forts übergeben. Das erste Geschäft der einziehenden Oesterreicher war die Vertheilung von Brot unter die hungernde Bevölkerung. Der Capitulation gemäß führten Regierungsschiffe die vierzig Anstifter der Revolution nach Corfu.

Vom Tagliamento bis Venedig und von da bis zur Pomündung ziehen sich längs den Küsten Forts, von denen jeder Landungspunkt gedeckt wird. Die Länge dieser Küste von der Mündung des Flüßchens Aussa bis zum Po beträgt zwanzig deutsche Meilen. Das Ufer ist durchaus flach und das Meer folglich seicht. Die ausmündenden Rinnsale, deren Zahl eine beträchtliche ist, führen Massen von Schutt und Sand mit sich, die im Meer abgesetzt werden. Die Folge davon ist, daß Sandbänke bis 1¼ Meilen weit ins Meer hinauslaufen, vor denen parallele Schlammbänke, zwei bis drei Meilen breit, liegen. Wo die starke, von Dalmatien kommende Meeresströmung mit der der einmündenden Flüsse zusammentrifft, sind die Niederschläge von Schlamm, Schutt und Sand am stärksten. Sie bilden hier immer eine lange Reihe von Dünen (lido), hinter denen Lagunen, landeinwärts in Sümpfe übergehend, sich erstrecken. Eine solche Küste macht den großen Schiffen, deren man bei Landungen zahlreicherer Truppenkörper bedarf, die Annäherung schwer.

Die bedeutendsten Flußlinien dieses Landestheils östlich von

Digitized by Google

die andere über Pisa und Empoli, mit einem Seitenstrange nach Siena. Einen anderen Schienenweg giebt es in diesen Gegenden nicht. Wäre die Eisenbahn von Bologna nach Modena und Mantua fertig, so würde sie den Oesterreichern zu Gute kommen. Die Straßen sind gerade an den wichtigen Gebirgsübergängen erbärmlich und bestehen in bloßen Saumpfaden.

Toscana hat wenig Hülfsmittel darzubieten. Getreide kann es nicht abgeben, da es bei weitem nicht so viel erzeugt, als seine eigene Bevölkerung bedarf, so daß alljährlich viel von den Häfen des schwarzen Meeres eingeführt wird. Der Gebirgszug der Apenninen, der die Grenze gegen Norden bildet, durchzieht den nordöstlichen Theil von Toscana und sendet Abzweigungen durch das ganze Land. Die durchschnittliche Höhe der Berge beträgt nicht mehr als 1800 Fuß. In Parma und Modena ziehen zwei Bergrücken in gleicher Linie mit dem Meer. In Modena ist der Monte Cimone (6975 Fuß), in Parma der Alpe de Succiso (6807 Fuß) der höchste Gipfel. Durch Seitenthäler setzen sich die Berge bis in die Nähe der beiden Hauptstädte fort. Von da senken sich die Ebenen bis zum Po hinab, in dessen Nähe sie für ungesund gelten. Getreide und Vieh besitzen beide Herzogthümer in Ueberfluß. In den niedriger gelegenen Theilen ist der Ackerbau die Hauptbeschäftigung und giebt wegen des sehr fruchtbaren Bodens reichlichen Ertrag.

Daß der Feldzug der Franzosen in der Lombardei kein militärischer Spaziergang sein wird, davon wird unsere Darstellung des Kriegsschauplatzes überzeugt haben. Oberitalien ist kein glatter Teppich, über den der französische élan wie eine Windsbraut hinwegzufegen vermöchte. Es wird dort um Stellungen und Festungen gekämpft werden, und bei einem Kampfe dieser Art ist die Ausdauer eine schätzenswerthere Eigenschaft als der Feuereifer.

Welche Unterstützungen die Franzosen im Lande finden und welchen Kräften sie begegnen würden, darüber entscheidet die politische Stimmung. Ein Moment wollen wir noch hervorheben — die einheimischen Truppen. Ihre Stärke ist folgende: 1) Sardinien: Fußvolk, Linie, 10 Brigaden (20 Regimenter, 80 Bataillone), 26,470; Versaglieri (Schützen), 10 Bataillone, 3637; Disciplinar-Corps (Jäger), 392; Reiterei, 4 Linien-, 5 leichte Regimenter, 5211; Geschütz, 3 Regimenter, 4053; Genie, 1 Regiment, 949; Fuhrwesen 4373; Palastgarden, Veteranen u. s. w. 2830. Zusammen 47,915. Dies ist die Friedensstärke, die also den in den Waffen geübten Theil, den eigentlichen Kern des Heerkörpers, darstellt. 2) Toscana: Fußvolk, Linie, 3 Brigaden, 7449; Grenzjäger, 3 Bataillone, 4512; Geschütz 2218; Reiterei 258; kleinere Körper 2768, zusammen 17,205. Modena hat Trabanten, Dragoner, Geschütz, Genie und Fuhrwesen, Linie, Jäger, Pioniere und Veteranen, zusammen 5300 Mann. Auf dem Papier figuriren ferner drei Regimenter Reservemiliz in einer Stärke von 14,656 Mann. Parma verfügt im Ganzen über 3663 Mann.

Diese Staaten sind die zunächst betheiligten. Rom und Neapel behaupten neutrale Stellungen, doch ist so wenig Garantie vorhanden, der Kriegsschauplatz werde auf den Norden beschränkt bleiben, daß wir auch die Militärstatistik dieser beiden Staaten berühren wollen. Rom hat 3432 geworbene Leute unter den Waffen. Seine Landeskinder bilden zwei Linienregimenter zu Fuß, ein Jägerbataillon, ein Dragoneregiment und sieben Batterien Geschütz. Die Gesammtstärke wird zu 15,255 Mann angegeben, aber in dieser Zahl sind 4323 Gensdarmen, weit über ein Viertheil des Ganzen, begriffen. Die Liste der neapolitanischen Armee ist eine stattliche. Sie zeigt an Fußvolk: Garde 9508; Linie (einheimische Truppen) 30,381; Schweizer 7137; Jäger 15,948; andere Truppentheile 9503. Reiterei: Garde 1834; Linien-Reiterei 6736; Geschütz 6322; Genie 2880, dazu die Reserve 51,000, zusammen 143,586 Mann. Von einer Kriegsmarine kann nur in Sardinien und Neapel die Rede sein. Das letztere Reich verfügt im Ganzen über 98 Schiffe mit 6650 Pferdekraft und 832 Geschützen, Sardinien über 29 Schiffe mit 436 Geschützen.

Poesie in einer Tropfsteinhöhle.

Ueber alle Erdtheile verbreitet finden wir Spalten und Höhlen, in welchen zahlreiche Knochen verschiedener Thiere abgelagert sind. Sie gehören der Vorwelt an und werden zu den „Wundern" derselben gerechnet.

Und sicherlich sind sie höchst interessante Zeugen einer Vergangenheit, die wer weiß wie viele hunderttausend Jahre hinter uns liegt. Was wir in ihnen finden, giebt handgreifliches Zeugniß von der Thierwelt, welche auf der Erde lebte, bevor diese ihre neueste Umgestaltung erhielt. Es verlohnt sich der Mühe, daß wir einen Blick in eine solche Höhle werfen, und wir finden an einem geologisch durchgebildeten Geistlichen in England, Mac Emery, einen zuverlässigen Führer.

An der Küste der Grafschaft Kent liegt das Seebad Torquay. Etwa eine halbe Stunde Weges von demselben erheben sich Kalksteinketten, in deren einer sich die Kent-Höhle befindet. Der Weg zu derselben führt über eine Felsenschlucht durch wildes Gebüsch, an beiden Seiten liegen graue Steinmassen umher zerstreut, die von der Höhe des Hügels herabgerollt zu sein scheinen. Die Oberfläche hat überall tiefe Einrisse, die Schichten liegen wagerecht und senkrecht durch- und übereinander, der ganze Anblick zeugt so zu sagen von geologischer Unordnung, und es läßt sich nicht verkennen, daß die Höhle selbst durch Feuersgewalt entstanden ist. Aber nach dem Feuer kam Wasser, und die wässerigen Niederschläge einer spätern Zeit überzogen das Innere mit jenen phantastischen Gebilden, welche durch Sinter entstehen. Diese nennt man bekanntlich, wenn sie vom Dache herabhängen, Stalaktiten, und wenn sie von unten aufsteigen, Stalagmiten.

Den Eingang zur Kent-Höhle bildet ein einfacher Felsenspalt, der die Gestalt eines umgekehrten Keils hat, unten sieben

Digitized by Google

Beute verzehrt hatte. Ueberdauert ist die ganze Höhle ein Lieblingsaufenthalt der Hyänen gewesen.

Eine solche Knochenhöhle gewährt nicht nur dem Geologen Stoff zu Forschungen, sondern bietet jedem denkenden Menschen ein hohes, selbst poetisches Interesse dar. Man denke sich nur, wie sie unter gewaltiger Erdrevolution entstand, als ringsum ein Chaos war. Aronen hindurch wirkte Wasser auf das Gestein, glättete dasselbe ab, und es bildeten sich Niederschläge zu Kalkstein und Conglomerat. Dann wirkte auch das Feuer auf dieses Gestein, vulcanischer Trapp drang durch den Kalkstein, lagerte sich über denselben und verschlang gleichsam mit seiner brodelnden Feuersgluth gewaltige Kalksteinmassen, die er einschloß. Vermöge der Wirkung elastischer Gase und der durch sie bewirkten Hebung, entstebt ein gewaltiger Riß in den Gesteinen, zwei entgegengesetzte Massen werden gegen einander geschleudert, ihre Gipfel stoßen zusammen, während ihre unteren Extremitäten auseinander weichen, und so bildet sich ein Zugang nach einem vielfach gewundenen Innern, der für alle Zeiten offen bleibt. Denn auf jenes gewaltige Arbeiten der Erde folgt eine lange Periode der Ruhe, und während derselben wird allmählich die Höhle von der Natur mit einem Krystalleppich und allerlei glänzendem Zierath ausgeschmückt. Dann aber folgt wieder eine andere Scene.

Raubthiere, welche in der öden Wildniß umherschweifen, finden die Höhle und machen sie zu ihrer Wohnstätte. Nachdem sie das Leben mit Raub und Kampf verbracht, sterben sie und ihr Gerippe bleibt am Boden liegen, neben den Gebeinen anderer Thiere, von deren Fleisch sie sich nährten. Zerbissene Knochen von solchen, die Pflanzen fraßen, und auch von manchen Carnivoren bezeichnen diese Wohn- und Grabstätten, und ringsum sind Ablagerungen von Excrementen vorhanden. Nun strömt durch Druck von Außen der eine Fluth von Schlamm ein und wirft zernagte und lose umherliegende Knochen und ganze Gerippe, die in Menge am Boden liegen, durcheinander. Auch Rollgesteine werden durch die wild heranbrausenden Wellen des hoch angeschwollenen Meeres in die Höhlen hineingedrängt und dadurch Knochensplitter in den weichen Thon getrieben, der später erhärtet. Dann finden andere Thiere dort ihren Schlupfwinkel; der mächtige Bär, der scheue Wolf und die grimmige Hyäne finden sich ein und jedes wählt sich ein besonderes Gemach. In der ewigen dunkeln Nacht dieser Höhlen folgt jedes Thier seinem eigenen Instincte, zerfleischt und zermalmt seine Beute, heult und schreit nach seiner Art. Aber dadurch werden die kleinere Thiere nicht abgeschreckt. Fledermäuse schwirren umher und wählen sich Winkel wo es am dunkelsten ist, und Land- und Wasserratten stellen sich in Schaaren ein; sie und manche andere Nagethiere betreffen die Knochen von größern Creaturen. Noch immer sickert Wasser von oben herab durch die Decke, es fällt Minute nach Minute; es bilden sich oben und unten Kegel, die allmählich immer größer werden, und so kommt es, daß Generationen von Thieren in ein halbdurchsichtiges Laken eingewickelt sind, welches über den ganzen Boden der Höhle ausgebreitet ist.

Wer könnte nach Sonnenjahren bestimmen, wie alt die Höhle sei! Endlich erscheint in ihr der Mensch, er tritt durch das Stalaktiten- und Stalagmitenportal ein. Er ist noch ein Wilder, ein Bärenjäger, an dessen Lanze sich eine Spitze von Feuerstein befindet; aber mit ihr verfolgt er seine Beute bis in die Höhle, wo auch er Spuren seiner Anwesenheit hinterläßt. Nach ihm kommen andere Menschen, die schon auf einer höhern Stufe der Entwickelung sind; sie zünden in der Höhle Feuer an und halten Schmaus; Töpfergeschirr, welches sie dort gelassen, liefert dafür den Beweis. Da wo einst wilde Thiere ihre Beute verzehrten, halten alte Menschen ihre Mahlzeiten; statt des Heulens der Hyänen oder des Wolfes ertönt Rede und Gesang des Menschen. Dann findet sich wieder ein Geschlecht in der Höhle ein, das schon feinere Zierathen kennt, seine irdenen Geschirre mit reichem Farbenschmuck versehen hat, Perlen von dunkelm Glase trägt, Haisbänder von Muscheln, Ringe und Amulete, auch von seinen eigenen Knochen hat es manche zurückgelassen. Und es kommt wieder ein anderes Geschlecht; von diesen blieben Gefäße aus Thon übrig, die an der Sonne getrocknet sind, Bruchstücke von Brustplatten oder Panzern, Haufen von Muscheln, Nadeln und Pfrieme von Knochen; das alles deutet schon auf Bröten. In einem Stalagmit entdeckt man Bruchstücke vom Schädel und Zähnen eines Menschen; man findet unzählige Feuersteine, abgebrochen und geschärft oder in der Gestalt von Keilen, damit sie als Werkzeug benutzt werden konnten; auch sind Spitzen für Pfeile und Speere von Feuerstein vorhanden.

Dann vergehen wieder einige Jahrtausende. Rom ist längst gesunken und England ein Staat geworden, dessen Handel sich über die ganze Erde erstreckt; Wissenschaften und Künste blühen, die Menschen sind wißbegierig, sie zeigen lebhaftes Interesse für Geologie und Alterthumswissenschaft. Da finden sie den Eingang zu dieser längst vergessenen Höhle, die schon so mancher Wandelungen Schauplatz gewesen. Der Erste, welcher sie betritt ist ein Geistlicher, und zwei andere Männer mit Werkzeugen von Eisen begleiten ihn. Im Eifer für die Wissenschaft lassen sie nicht ab, bis sie den harten Steinüberzug hinweggeräumt haben, und nun graben sie die Todten aus, öffnen die Gräber, in welchen Thiere der Verwelt so lange lange Zeit geruht haben. Mit Fackeln durchziehen sie kühnen Schrittes die so lange unbetretene Einöde der Stalagmitengräber und bringen im Triumphe Schädel, Kinnbacken, Gebeine aller Art an das Sonnenlicht. Das Alles bildet im Hause des Geistlichen ein Museum, und von weit und breit strömen Gelehrte und Lords herbei, um die köstliche Beute anzustaunen.

Aber der Geistliche ist gestorben, und in seinem Museum steht ein Mann, welcher beauftragt ist, die Schätze aus der Höhle in öffentlichem Ausstreich zu verkaufen. Was aus so vielen verschiedenen Jahrtausenden stammt, wird im Lauf eines einzigen Tages losgeschlagen und in alle Welt zerstreut; die Knochen eines gewaltigen Tyrannen, des urweltlichen Bären, sind um ein Paar Silberstücke feil, und vierzig Käufer haben die gesammten Schätze erworben.

Vor einigen Wochen tritt zu London ein Professor in einen Hörsaal und wird mit Beifall empfangen. Auf dem Tische, vor welchem er steht, liegen allerlei nicht mehr vollständige Schädel, Zähne ohne Kinnbacken und Kinnladen ohne Zähne; daneben halbzernagte oder wohlerhaltene Knochen. Dieser Professor weiß durch seine Worte ein Thier nach dem andern lebendig zu machen und schildert, als sei er Augenzeuge gewesen, wie diese Thiere alle in ihrem urweltlichen Höhlenpalaste gelebt haben. Das erregt bei den Anwesenden lebhafte Theilnahme, und nachdem der Professor seinen Vortrag beendet hat, treten wißbegierige Männer und Frauen mit zarten Fingern in Glanzhandschuhen heran, betasten die Knochen der Hyänen und Bären oder die Rattenzähne, die nun wieder in verschiedenen Sammlungen eine Ruhestätte finden.

Das ist die Poesie einer Trogsteinhöhle und ihrer urweltlichen Bewohner!

rührenden Eindruck, welchen das früher erschienene Buch „Rahel“ gleichfalls machte. Ohne die denkwürdige Erscheinung dieser Auserwählten ihres Geschlechts herkennen zu wollen, würden wir doch einen so überschwenglichen fortgesetzten Cultus ihrer Persönlichkeit nicht schlechtweg gelten lassen, wenn derjenige, von dem er ausging, nicht durch die Bande ehelicher Liebe an die Gefeierte geknüpft gewesen wäre. Dadurch erhält seine Verehrung dieses weiblichen Genius eine menschliche Berechtigung und den Anschein liebenswürdiger Pietät, wenn auch seine Männlichkeit und sein eigner Werth darüber etwas in den Hintergrund tritt und man einige Male sogar beinahe den Eindruck empfängt, als hätte Varnhagen neben Rahel Levin im Grunde keine andere Stellung einnehmen können, als die ist, welche durch die bekannte Bezeichnung „der Mann seiner Frau“ hinlänglich charakterisirt wird.

Pariser Neuigkeiten.

— Meyerbeers Pardon de Ploëmel erlebt seit dem 4. April in der Opera comique regelmäßig einen Tag um den andern unter demselben Zudrang des Publicums seine Aufführung. Wir sahen die sechszehnte und hatten Mühe, für schweres Geld schlechte Plätze zu erobern. Die Oper hat nicht die mächtige Wirkung der frühern Werke des geistvollen Eklektikers, schon deshalb nicht, weil der Text nicht den religiösen und tragischen Ernst der Hugenotten und des Propheten hat. Dem Maestro, der in der Musik über französische Grazie, italienische Gesangsvirtuosität und charakteristischen Reichthum deutscher Instrumentation gleich sehr gebietet, entgeht mithin im neuen Libretto die Wucht deutscher Chöre und religiöser Schlagkraft, womit er hier so entschieden imponirte. Das in die Ouvertüre eingeflochtene, von einem unsichtbaren Chor hinter der Gardine gesungene Ave Maria vermehlt nebst den Processionschören am Schluß der Oper nicht seine Wirkung; sonst ist die Musik des Pardon entschiedener und ausschließlich im italienischen Styl gehalten, dabei freilich gedankenvoller als Bellini'sche und Donizetti'sche Musik, oft so graziös wie Boieldieu in seinen besten Stücken, nur selten überladen im Raffinement, gesucht und gefallsüchtig. Die Benutzung der Volksarien aus der Bretagne verleiht der Oper einen dauernden Werth, besonders für Frankreich. Der Tanz der schwermüthig tollen Dinorah mit ihrem Schatten im Mondschein ist den Franzosen etwas Neues, während bei uns schon Frau Birchpfeiffer in der Grille dies Motiv benutzt hat. Die Function der bretonischen Ziege im Stück ist sehr nebensächlich und dürfte unserm Theater beim Einstudieren der Oper keine Schwierigkeiten bieten.

Felicien David's „Herculanum“, in der großen Oper seit dem 4. März immerfort auf dem Repertoire, dürfte schwerlich seinen Weg nach Deutschland finden. Wir hätten nicht geglaubt, daß der Componist der musikalischen Schilderung der „Wüste“, die in Leipzig das Gewandhaus spielte, sich zu so trivialer Effecthascherei verstehen konnte, wie sie die poesielosen Phrasen in seiner Oper bekunden. Diese leeren banalen Phrasen mit geistlosem Lärm gehören nach deutschen Begriffen in die Reiterbude. Die Pracht der Decorationen, denen hier ein kindisches, in musikalischer Hinsicht leicht zu befriedigendes Publicum zujubelt beim Untergang der Städte Herculanum und Pompeji, steht dem, was die Berliner Oper leistet, bei weitem nach. Was die musikalische Darstellung hiesiger Opern betrifft, so suchen wir vergeblich nach einer so intensiven Gesangskraft, wie sie Dresden in Frau Büdder-Rey besitzt. Es fehlt der französischen Production auch in der Musik alle poetische Vertiefung. Man hat zu Mozarts Figaro gegriffen, und der Versuch gelang dergestalt, daß auf die 120 Darstellungen, welches dies große Tonwerk den Winter über in Paris erlebte, jetzt die Entführung aus dem Serail, zugleich mit Webers Abu-Hassan folgt. Aber man kennt seine deutsche Musik nicht wieder. Wir staunen, daß eine Nation von so viel Humor, so viel leichter Blutwallung und so viel schnellkräftigem Esprit gerade den Humor in der Musik von Figaro's Hochzeit so mißverstehen, in der schwerfällig sentimentalen Durchführung dieser Oper sich so vergreifen kann; vielleicht eben weil Mozarts Humor den Franzosen zu intensiv ist, schwerfällig und sentimental ihnen gleichbedeutend scheint mit allem was deutsch heißt.

Im Theatre lyrique sahen wir die zwanzigste Darstellung von Gounod's Faust. Der Text dieser Oper bezeugt die industriöse Kraft der Franzosen, aus beiden Goethe'schen Fausttheilen ein für die theatralische Mache höchst gewandtes Effectstück zu componiren. Die grandiose Einfachheit des deutschen Gedichts erlebt in dieser französischen Oper ihre vollständige Corruption. Die Situation zwischen Faust und Gretchen wird gleichsam in's Gebiet der Lorettengeschichten übertragen, Mephistopheles aber erlebt in jedem Augenblick, wo mit ihm die Hölle den Himmel heraufsordert, in kirchlichen Beschwörungsformeln, die ihn in die gebührenden Schranken verweisen, seine Entkräftigung und Entmannung, während der Schluß der Oper die große Oratoriumsscene der in Gnaden aufsahrenden Seele Margarethens zu einem Ballettableau verwandelt, nachdem Faust, vom Hexentrank berauscht, der ihn in jedem Weibe eine Helena sehen läßt, sich mit allen Sinnen auf Momente vollständigen Haremsscenen ausgesetzt sah, bis die Erinnerung an die Geliebte ihn wieder zur alten Neigung zurückführt. Einige Decorationsverschiebungen, wonach sich statt eines Wechsels der Scenen die eine Decoration langsam in die andere verwandelt, erlebten stürmischen Beifall. Das Aeußere einer Kirche z. B. verwandelt sich gradatim durch Verschiebung der zusammengeklappten Coulissen und Utensilien in ihr Inneres. Durch solche Mittel giebt man hier einem tiefsinnigen und an sich unpopulären Inhalt die nöthigen sinnlichen Reizmittel. Bei alle dem ist die äußere Ausstattung der Theater hier keineswegs glänzender, als wir es an deutschen Hofbühnen gewohnt sind. Daß Mephistopheles hier die Rolle von Gretchens bösem Geist übernimmt, ist eine kirchliche Concession von sehr merkwürdiger Art. Herr Gounod, der Componist, gilt für einen Anhänger von Berlioz, mithin für einen Genossen der neuen musikalischen Richtung, welche die Musik zur ungeschminkten Seelensprache und zur rücksichtslosen Charaktermalerei zu machen bestrebt ist. Wir können aber nicht sagen, daß es ihm gelungen wäre, Himmel und Hölle, geschweige die Gestalten Faust, Mephisto und Gretchen, musikalisch zu schildern. Es fehlt ihm vielleicht auch Erfindung und Eigenthümlichkeit. Ein kriegerischer Chor, — Gretchens Bruder, Valentin, wird als Soldat mit einer großen Schaar von Genossen in Scene gesetzt, — erinnert mit seinen sehr beifällig aufgenommenen Pointen an einen Chor von Meyerbeer.

Sollen wir unsere Revue der musikalischen Neuigkeiten in der Pariser Theaterwelt beschließen, so haben wir auch noch mit Unwillen des deutschen Offenbach Orphée aux enfers anzuführen. Orpheus in der Unterwelt zu einer musikalischen Caricatur zu verbrauchen, erscheint uns unwürdig, und nach dem interessanten Singspiel dieses Componisten, das über mehrere deutsche Bühnen ging, hätten wir solche Plattheiten nicht erwartet.

Das jetzige Drama der Franzosen steht noch weit hinter ihrer jetzigen Oper zurück. Am besten wird Scribe gespielt, weil die schalkhafte Grazie, die mit allem ihr Spiel treibt, in der Nation nicht ausstirbt. (Außer den Damen Judith und Plessy wüßten wir jedoch im Theatre français keine hervorstehenden Kräfte zu nennen, und wenn Gymnase noch am meisten die Traditionen der alten Feinheit im Spiel festhält, so sind die übrigen Theater von den 27, welche Paris innerhalb der Barrièren zählt, in der That schlecht zu nennen.) Die Grazie stirbt nicht aus in der Nation, aber es fehlt ihr mit dem alten Adel auch der Schwung der höhern Feinheit und Würde. Herr Uchard, der Verfasser der auch in Deutschland bekannt gewordenen Fiammina, ist mit diesem seinem Stücke vielleicht noch der beste Ausdruck der jetzigen literarischen Lorettenepoche; sein neues Stück, la seconde jeunesse,

Digitized by Google

Mendelssohn und Schumann erinnert — frei gemacht hat, und andererseits, als ob er selbst noch nicht vollständig im Klaren darüber sei, wozu er eigentlich im Compositionsfache berufen ist. Mit dieser Andeutung soll ebenso wenig ein Vorwurf verbunden sein, als eine Verkennung des Verdienstlichen, was Rubinstein bisher schon in schöpferischer Hinsicht geleistet hat. Manche Naturen gelangen aber, wie die Kunstgeschichte zeigt, erst später zur Abklärung und Reife, als Andere. Und wenn es durch Bisherliei wohl begründet ist, daß der productive Künstler in der Regel erst mit dem dreißigsten Jahre in das Stadium höherer Selbstthätigkeit tritt, so steht Rubinstein noch Alles offen, da er sich gerade jetzt im Zenith seines Lebens befindet. Von der Zukunft dürfte daher noch erst zu erwarten sein, welche Stellung und Bedeutung Rubinstein als Tonsetzer erringen wird.

Nägelsbach †.

c. Im Drange der gegenwärtigen Ereignisse ist der Tod eines Mannes fast spurlos vorübergegangen, welcher in friedlicheren, ruhigen Tagen nicht verfehlt haben würde, in der gelehrten Welt ganz Deutschlands einen lauten, schmerzlichen Nachhall zu finden: Karl Friedrich v. Nägelsbach starb am 21. April zu Erlangen im dreiundfünfzigsten Lebensjahre. Er war als Sohn eines preußischen Justizamtmannes zu Wöhrd bei Nürnberg 1806 geboren und erhielt seine Vorbildung für die Universität auf den Gymnasien zu Bayreuth und Ansbach. Als sechszehnjähriger Jüngling bereits bezog er nach glänzend überstandenem Examen die hohe Schule zu Erlangen, wo er Ludwig Döderleins, seines nachherigen Collegen, eifrigster und talentvollster Schüler wurde. Von 1825 an studierte er dann unter August Böckhs speciellerLeitung in Berlin weiter; kaum 20 Jahre alt aber bekam er schon eine Anstellung am Nürnberger Gymnasium, wo er bereits 1827 zum Professor und Hauptlehrer der obersten Classe ernannt ward. 1842 erhielt er einen Ruf an die Erlanger Universität, und hier wirkte er seitdem als Docent der classischen Philologie mit ungewöhnlichem Erfolge. Das von ihm geleitete Seminar gehörte bis zu seinem Tode unbedingt zu den trefflichsten Bildungsstätten dieser Art, und seine Berühmtheit im Auslande war groß genug, um fortwährend eine beträchtliche Anzahl Fremder zum Besuch der Universität nach Erlangen zu führen. Daß er einer der begabtesten und intelligentesten Vertreter der Alterthumswissenschaft war, bewies er vor Allem durch sein Buch über die lateinische Stylistik, welches sich geradezu classischen Ruf erwarb und in allen stylistischen Fragen und Bedenken als das maßgebende Hauptwerk gilt. Besonderen Werth haben außerdem seine Untersuchungen über antike Religionsgeschichte, denen er sich jahrelang mit ausgesprochener Vorliebe widmete. Die Regierung ehrte den trefflichen Mann unter Anderem durch den Verdienstorden der bayerischen Krone, mit deren Verleihung bekanntlich der persönliche Adel verbunden zu sein pflegt.

Hieronymus Ulloa

Der General, der sich nach dem Sieg der Revolution in Florenz im Auftrag des Königs von Sardinien an die Spitze der toskanischen Truppen gestellt hat, ist ein Neapolitaner aus einer der geachtetsten Familien der Stadt und im Jahre 1810 geboren. Er war etwa zwanzig Jahre alt, als die Gründung der Nunziatella, einer polytechnischen Schule, stattfand, und wurde als der erste Schüler in die Anstalt aufgenommen. Er machte so rasche Fortschritte, daß er sie auch als der erste ausgebildete Zögling verließ. Als Fähndrich trat er 1831 in ein Artillerieregiment und lieferte vom nächsten Jahre an für die militärische Zeitschrift des Königreichs Beiträge. 1833 wurde er verhaftet, weil er eine Verschwörung, von der er wußte, nicht zur Anzeige gebracht hatte, und ein halbes Jahr im Gefängniß gehalten. Man trug ihm seine Schweigsamkeit jedoch nicht nach, ernannte ihn 1837 zum Lieutenant und 1845, nachdem er durch ein Werk über die Taktik der drei Waffen einen neuen Beweis seiner Tüchtigkeit gegeben hatte, zum Hauptmann. Er leitete oft die praktischen Uebungen der Kriegsschulen und schrieb eine Anweisung im Schießen für Unterofficiere der Artillerie.

Als 1848 eine Verfassung gegeben wurde, nahm Ulloa den Officieren des Regiments das feierliche Versprechen ab, niemals auf das Volk zu schießen, ausgenommen es gälte der Vertheidigung der Freiheit in Gemeinschaft mit der Bürgerwehr. Man wählte ihn in das Parlament des Königreichs, allein er zog es vor, in Oberitalien gegen Oesterreich zu kämpfen, und bildete eine Freischaar, mit der er bereits im Begriff war abzuziehen, als der Beschluß gefaßt wurde, Sardinien durch eine Heeresabtheilung unter General Wilhelm Pepe zu unterstützen. Ulloa trat als Adjutant in den Generalstab desselben, aber kaum hatte man Bologna erreicht, so erfolgte eine Zurückberufung, her faß alle Soldaten geborchten. Nicht mehr als 1500 Mann, unter ihnen Ulloa, zogen mit Pepe weiter und warfen sich nach Venedig. In Ulloa fand die Stadt einen ihren tapfersten Vertheidiger. Nach und nach zum Brigadegeneral aufgestiegen, befehligte er in dem Fort Malghera, dem die Anstrengungen der Oesterreicher hauptsächlich galten. Mit seinen 2400 Soldaten behauptete er das ihm anvertraute Pfand einen ganzen Monat, und als er am 28. Mai 1849 den Trümmerhaufen, in den die feindlichen Kugeln die kleine Festung verwandelt hatten, endlich räumen mußte, ließ er nicht ein Geschütz und nicht einen seiner Mannschaft zurück. Die Cholera, der Mangel und die Fortschritte der Oesterreicher machten Venedig bald unhaltbar, sodaß die Uebergabe erfolgte. Ulloa lebte seitdem in Paris, von wo die neueste Wendung der Dinge ihn zurückgetrufen hat. Der König von Sardinien hat ihm den Oberbefehl über die toscanischen Truppen übertragen. Ulloa hat nach 1848 noch Mehreres geschrieben, Betrachtungen über die Organisation der neapolitanischen Armee, über die politische und militärische Bedeutung Neapels und über die Kriegskunst.

Kurze Nachrichten.

Litteratur.

Das bevorstehende Jubiläum von Schillers hundertjährigem Geburtstage soll natürlich nicht vorübergehen, ohne nicht auch litterarisch bezeichnet zu werden. Der Culturhistoriker **Johannes Scherr** wird ein größeres Werk über „Schiller und seine Zeit" bringen, während **Julian Schmidt**, der sich schon in seinem „Weimar und Jena" als höchst feiner und gerechter Beurtheiler des großen Dichters zu erkennen gab, eine Abhandlung „Schiller und sein Jahrhundert" vorbereitet, worin er die tieferen Beziehungen Schillers zu den geistigen Tendenzen seines Jahrhunderts (1759—1859) nachweisen will. Endlich werden sich auch bisher noch verschlossene Familienarchive öffnen, um in das häusliche Leben des Dichters uns neue Blicke thun zu lassen. Seine noch lebende Tochter, Freifrau **Emilie von Gleichen-Rußwurm**, wird nämlich im Verein mit dem Professor **Ludwig Urlichs** zwei biographische Werke, verzierl mit authentischen Porträts, der Oeffentlichkeit übergeben: „Schillers Beziehungen zu Eltern, Geschwistern und der Familie Wolzogen", sowie „Charlotte von Schiller und ihre Freunde".

Ein litterarisches Curiosum ist in dem Osterprogramm der Wismarer Stadtschule zu finden, indem darin der dortige Director **Crain** Scenen aus Goethe's „Iphigenie" und aus Schillers „Jungfrau von Orleans" und „Braut v. Messina" in griechischer, sowie die beiden Gedichte „der Ring des Polykrates" und „die Theilung der Erde" in lateinischer Uebersetzung mittheilte. In letzterer Sprache ist schon seit längerer Zeit auch eine Uebertragung des Schiller'schen „Spazierganges" vorhanden.

Digitized by Google

den und wohlmeinenden Beschützerin macht. Diese ziemlich gewöhnliche Handlung wird nun mit einem Aufwand aller möglichen äußerlichen Bühneneffekte in Scene gesetzt. Durch sinnige Wahl der Mittel, womit sie auf das Publikum zu wirken suchte, zeichnete sich Frau Birch-Pfeiffer von jeher aus, und unvergleichlich ebenso wie unvergeßlich blieb in dieser Hinsicht namentlich ihr „Steffen Langer aus Glogau", dem z. B. vor den Augen der Zuschauer vom Czaren Peter höchsteigenhändig ein Zahn ausgezogen wurde. Dem alten Bekannten aus dem „holländischen Kamin" geben aber „der Leiermann und sein Pflegekind" im Haschen nach sogenannten packenden Momenten wenig nach. Ein Fall ins Meer beginnt die Reihe derselben, dann kommt nächtlicher Einbruch, das Läuten der Lärmglocke u. dergl. m. Als wirksam und gut geschildert ist an dem Stücke der Contrast zu loben, in welchem das weise bemessene, bürgerlich geordnete Leben im Hause der Frau Bäckermeisterin zu dem leichtfertigen Vagabundenleben des alten Leierfriedel steht. In der Hauptrolle, der Heldin Friederike, liegt eine nicht zu verkennende Familienähnlichkeit mit Pfefferrösl und einigen anderen weiblichen Gestalten aus früheren Werken der Frau Birch-Pfeiffer. Die diese Partie eigens für die Directorin Agnes Wallner berechnet hatte. Die männliche Titelrolle ist dagegen für den Komiker Helmerding geschrieben worden. — Nicht unerwähnt mag hierbei bleiben, daß sich der frühere Berliner Hoftheaterintendant, von Küstner, die Mühe genommen hat, ein vollständiges Verzeichniß aller Stücke zusammenzustellen, welche die fleißige Verfasserin seit 1828, d. h. also gerade seit dreißig Jahren für die deutsche Bühne vollendet hat. Die Zahl derselben beläuft sich auf nicht weniger als siebenzig, und das will um so mehr sagen, als sie fast sämmtlich lang genug sind, um einen ganzen Abend zu füllen, während z. B. von den achtundneunzig Bühnenspielen Kotzebue's der bedeutend größere Theil nur aus einactigen Kleinigkeiten besteht. Unter den siebenzig Stücken der Frau Birch-Pfeiffer befinden sich siebenunddreißig Originalschauspiele, während die übrigen nach verschiedenen Romanen oder fremden Theaterstücken bearbeitet sind. Am fruchtbarsten war die Muse der jedenfalls merkwürdigen und begabten Frau im zweiten Jahre ihrer Production, 1829 — denn innerhalb desselben entstanden nicht weniger als sieben ihrer Dramen.

Der Bau des Victoriatheaters in Berlin, dessen Vollendung wegen Mangels an den gehörigen Geldmitteln bereits zweifelhaft geworden war, wird nun doch noch ohne weitere Störung zu Ende geführt werden können, da in Hinsicht desselben soeben folgendes Arrangement getroffen worden ist. Der Kron-Fideicommiß-Fonds, sowie ein Verein von acht bedeutenden Berliner Bankierhäusern haben dem Director Cerf die zur Ausbauung noch fehlende Summe von 80,000 Thalern hypothekarisch vorgestreckt, unter der Bedingung, daß der als königlicher Commissar bestellte Branddirector Srabell innerhalb der nächsten Jahre die Aufsicht über die finanziellen Verhältnisse des Unternehmens führen soll. Cerf wird aber auch während der Zeit, innerhalb deren eine vollständige Regelung dieser finanziellen Verhältnisse zu hoffen ist, technischer Leiter des Ganzen bleiben und seine Concession ungestört beibehalten. Artistischer Director der neuen Bühne soll Cornet von Wien werden.

Der französische Dichter Auguste Bacquérie hat im Théâtre français ein zierlich in Versen geschriebenes Conversationsstück aufführen lassen: „Souvent homme varie" — ein Titel, den wir etwa mit „Wandelungen" oder „Experimente des Herzens" übersetzen könnten. Wankelmuth der Liebe ist das treibende Motiv dieses Stückes. Beppo empfindet für Fidelinen, doch diese will im Uebermuth der Siegesgewißheit den Armen noch eine Weile ungehört schmachten lassen, ohne zu bedenken, wie der grausame Scherz sich leicht auf sie zurückwenden könnte. Troppa, ein in Amers Reich besser bewanderter Freund, giebt ihm den guten Rath, er solle mit Lydien kokettiren und seine Angebetete glauben machen, daß nicht mehr sie, sondern jene sein Herz besitze. Beppo geht auf diesen Vorschlag ein, aber was erst nur Scherz war, wird nun zum Ernste. Zwischen Lydien und Beppo entspinnt sich eine wahrhaftige, tiefe Neigung, und nun sind zwei die Betrogenen. Nicht nur Fideline geht leer aus, auch Troppa, denn dieser liebe Lydien und meinte nur, sie werde ihm im Liebesspiel mit Beppo nicht gleich verloren sein.

Eine neue Erscheinung für das Publicum der italienischen Oper in London während dieser Saison war Fräulein Lotti della Santa, welche sich die Gunst der Hörer alsbald in ungewöhnlichem Grade gewonnen hat. Sie ist noch ziemlich jung, denn sie wurde erst im December 1833 zu Mantua geboren. Mazzarato, ein im nördlichen Italien sehr geschätzter Gesangslehrer, sowie der berühmte Romani, leiteten ihre Ausbildung, bis sie 1852 in Constantinopel ein erstes Debut wagte. Sie trat damals als Izabella in „Robert der Teufel" auf. Später war sie am Theater della Scala zu Mailand, in Florenz und in Wien engagirt. Auf dem neuen Theater zu Rimini sang sie die Titelrolle in der von Berdi eigens für sie geschriebenen Oper „Aroldo", und von 1854 an war sie bis vor kurzem in Petersburg, wo sie mit den größten Erfolgen neben Tamberlik und der im vorigen Monat verstorbenen Bosio auftrat. Jetzt hat sie Gye in London für sein Unternehmen gewonnen.

Der von seinem früheren Ausflug nach Deutschland noch wohlbekannte „schwarze Roscius", Ira Aldridge, wird nächstens zu einem abermaligen Gastspiel auf den Continent zurückkehren, indem er für diesen Zweck sein Repertoire mit zwei neuen Rollen bereichert hat. Nicht nur „Macbeth", auch „König Lear" wird nun mit dem Gesichte eines Negers vor uns hintreten, und weil der Künstler selbst ein „Sohn der Wildniß" ist, will er auch den „Sohn der Wildniß" im Halm'schen Stücke spielen, das er eigens für sich hat übersetzen und bearbeiten lassen.

Ueber Samuel Phelps, dessen gelungenes Porträt in der letzten Nummer der Londoner Wochenschrift: „The Illustrated News of the World" enthalten war, theilen wir unseren Lesern folgende biographische Details mit. Er ist im Jahre 1806 zu Devonport geboren und empfing keine andere Erziehung, als sie der Sohn eines dem Gewerbestande angehörigen Vaters beanspruchen konnte. Seine Eltern wünschten, daß er Setzer würde, und so trat er denn zunächst in eine Buchdruckerei zu Plymouth ein. 1821 kam er nach London, und hier entschied sich seine fernere Bestimmung. Er verließ den Satzkasten und ging zur Bühne über, auf der er 1828 in York sein Debut machte. Das erste Theater Londons, welches sich ihm auftha, war das Haymarkettheater, wo er sich damals bereits in Shakespeare'schen Rollen sehen ließ. Dann spielte er im Verein mit Macready, dessen specieller Leitung er sich anvertraute, am Coventgardentheater, indem er mit ihm in Partien, wie Othello und Jago, alternirte. Auch am Lyceumtheater war er eine Zeitlang engagirt; als aber allen Bühnen Londons die Aufführung Shakespeare'scher Stücke vom Parlamente freigegeben war, schloß er mit dem Director Greenwood vom Sadlers-Wellstheater einen Vertrag ab, zufolge dessen diese kleine, entlegene und bisher wenig beachtete Bühne bald zur eigentlichen Shakespearebühne des heutigen London erhoben wurde. Phelps hat bereits fast alle Dramen und Komödien des großen Nationaldichters neu inszenirt oder überhaupt zum ersten Male zur Aufführung gebracht, sogar den „Sturm", das „Wintermärchen", „Verlorene Liebesmühe", „Maß für Maß" und alle jene Stücke, die zum großen Theil auf der deutschen Bühne noch niemals erschienen sind.

Digitized by Google

Carl B. Lorck's Hausbibliothek.

Preis für den Band 1 Thlr.; für den Doppelband 1½ Thlr. Für eleganten Einband 10 Ngr.

Jedes Werk ist einzeln zu haben.

Inhalt der bis jetzt erschienenen 66 Bände.

(Die mit * bezeichneten Bände sind Doppelbände.)

1. **Geschichte Friedrich's des Großen.** Von Franz Kugler. Mit dem Portrait Friedrich's nach Schadow.
2. **Geschichte von Belgien.** Von Hendrik Conscience. Mit Stahlstich: Egmont's Tod nach de Hoy.
3. **Geschichte des Kaisers Napoleon.** Nach P. M. Laurent. Mit dem Portrait Napoleon's nach Delaroche.
4. **Geschichte Kaiser Joseph's II.** Von A. Groß-Hoffinger. Mit dem Portrait Joseph's.
5. **Erzherzog Karl von Oesterreich.** Von A. Groß-Hoffinger. Mit dem Portrait des Erzherzogs Karl.
6. **Nelson und die Seekriege von 1793—1813.** Von J. de la Gravière. Mit dem Portrait Nelson's nach Abbot.
7. **Geschichte Peter's des Großen.** Von Eduard Pelz (Traumund Welp). Mit dem Portrait Peter's nach Le Roy.
8. **Johann Huß und das Concil zu Costnitz.** Von C. de Bonnechose. Mit dem Portrait Johann Huß'.
9. **Geschichte der französischen Revolution.** 1789—1813. Von F. A. Mignet. Mit dem Portrait Mirabeau's nach Raffet.
10. **Geschichte der nordamerikanischen Freistaaten.** Nach C. Williards. Mit dem Portrait Washington's nach Longhi.
11. **Geschichte Dänemark's bis auf die neueste Zeit.** Von F. A. Allen. M.-D. Portr. Christian's IV. Nach K. v. Mandern.
12. **Geschichte der Februar-Revolution.** Nach A. de Lamartine. Mit dem Portrait Lamartine's.
13. **Geschichte Kaiser Maximilian's I.** Von Karl Hagen. Mit dem Portrait Maximilian's nach Albrecht Dürer.
14. **Geschichte der englischen Revolution bis zum Tode Karl's I.** Von F. Guizot. Mit dem Portrait Karl's I.
15. **Der falsche Demetrius.** Von Prosper Mérimée. Eine Episode aus der Geschichte Rußlands.
16. **Das Leben Mohamed's.** Von Washington Irving. Mit dem Portrait Mohamed's.
17. **Geschichte Karl's des Großen.** Von Joh. Friedr. Schröder. Mit dem Portr. Karl's d. Gr. nach Albrecht Dürer.
18. **Geschichte Norwegens.** Von Andr. Faye. Mit dem Portrait Peter Tordenskjold's nach Denner.
19. **Der Hausfabund.** Von Dr. Gustav Gallois. Mit dem Portrait Jürgen Bullemweber's von Milde.
20. **Geschichte Spaniens.** Nach Lozargorta. Mit dem Portrait Philipp's II. nach van der Werff.
21. **Geschichte der Königin Maria Stuart.** Von F. A. Mignet. Mit dem Portrait Maria's nach Zuccheri.
22. **Geschichte Gustav Adolph's.** Nach Andr. Fryxell. Mit dem Portrait Gustav Adolph's nach Ant. van Dyk. 2. Ausg.
23. **Geschichte Frankreichs** von den ältesten Zeiten bis zum Ausbruche der Revolution. Nach C. de Bonnechose. Mit dem Portrait Richelieu's nach Phil. Champagne.
24. **Geschichte des Herzogs von Marlborough und des spanischen Erbfolgekrieges.** Von Archibald Alison. Mit dem Portrait Marlborough's nach Kneller.
25. **Geschichte Peter's des Grausamen von Castilien.** Von Prosper Mérimée. M.-D. Portr. Peter's v. A. Carnicero.
26. **Geschichte Franz Sforza's und der italienischen Condottieri.** Von Dr. Friedr. Steger. M.-D. Portr. Franz Sforza's.
27. **Geschichte des osmanischen Reiches** von der Eroberung Konstantinopels bis zum Tode Mahmud's II. Von Baptistin Poujoulat. Uebersetzt und bis auf die neueste Zeit fortgesetzt von Jul. Seybt. Mit dem Portrait des Sultan Abdul Medschid nach Dussault.
28. **Geschichte des Kaisers Nikolaus I.** und der Entwickelung Rußlands seit dem Wiener Congreß. Vom Grafen de Beaumont-Vassy. Mit dem Portrait des Kaisers Nikolaus, gest. v. Weger.
29. **Geschichte Kaiser Karl's V.** Von Ludwig Storch. Mit dem Portrait Karl's nach Tizian.
30. **Geschichte der alten und mittleren Zeit** (bis 1500). In biographischer Form bearb. von Adolf Geisler.
31. **Geschichte der neueren Zeit** (bis 1815). In biographischer Form bearbeitet von Adolf Geisler.
32. **Geschichte der neuesten Zeit** (von 1815—1854). Von A. Geisler.
33. **Geschichte der Kalifen.** Vom Tode Mohamed's bis zum Einfall in Spanien. Von Washington Irving.
34. **Geschichte Oliver Cromwell's und der englischen Republik.** Von F. Guizot. Mit dem Portrait Cromwell's.
35. **Das Türkische Reich in historisch-statistischen Schilderungen.** Von Moltzch, Chesney und Michelsen.
36. **Eine Weltumsegelung** mit der schwedischen Kriegsfregatte „Eugenie" 1851—1853. Von N. J. Andersson. Deutsch von Professor Dr. Kannegießer.
37. **Reise-Erinnerungen aus Sibirien** von Prof. Christoph Hansteen. Deutsch von Dr. H. Sebald.
38. **Die Krim und Odessa.** Reise-Erinnerungen von Prof. Dr. Karl Koch.
39. **Süd-Rußland und die Donauländer.** In Schilderungen v. L. Oliphant, Shirley Brooks, Patrik O'Brien und W. Smyth.
40. **Der Geist in der Natur.** Von H. C. Oersted. Deutsch von Dr. K. L. Kannegießer. Mit d. Portr. des Verfassers.
41. **Naturschilderungen** von Joakim Frederik Schouw. Aus dem Dänischen unter Mitwirkung des Verfassers von H. Zeise. Mit Biographie und Portrait des Verfassers. 2te Aufl.
42. **Geschichte des Russischen Reiches** von der ältesten Zeit bis zum Tode Kaiser Nikolaus I. von J. H. Schnitzler. Deutsch von Dr. Ed. Burckhardt.
43. **Attila und seine Nachfolger.** Von Amedée Thierry. Deutsch von Dr. Ed. Burckhardt. 2. Ausg.
44. **Die Kaukasischen Länder und Armenien.** In Schilderungen von A. Curzon, K. Koch, F. Macintosh, O. Spencer und R. Wildbraham. Herausgegeben von Prof. Dr. Karl Koch.
45. **Die afrikanische Wüste und das Land der Schwarzen am obern Nil.** Nach dem Französischen des Grafen d'Escayrac de Lauture.
46. **Wanderungen durch die Mongolei** nach Thibet zur Hauptstadt des Lale Lama von Huc und Gabet. In deutscher Bearbeitung herausgegeben von Karl Andree.
47. **Wanderungen durch das chinesische Reich** von Huc und Gabet. In deutscher Bearbeitung herausgegeben von Karl Andree.
48. **Chemische Bilder aus dem Alltagsleben.** Nach dem Englischen des James F. W. Johnston.
49. **Die Witterungslehre** auf ihrem neuesten Standpunkte dargestellt zur Belehrung und Unterhaltung für alle Stände von Dr. G. A. Jahn.
50. **Katechismus der Naturlehre** von Dr. C. C. Brewer. Nach der 8. Aufl. des englischen Originals und der 2. Aufl. der vom Verfasser besorgten französischen Ausgabe.
51. **Aus dem Feldlager in der Krim.** Briefe des Times-Correspondenten W. Russell. Deutsch bearbeitet von Jul. Seybt.
52. **Geschichte Italiens.** Von der ersten franz. Revolution bis zum Jahre 1850. Aus dem Englischen des R. H. Wrightson. Zweite Ausgabe. Mit dem Portrait des Papstes Pius IX.

Digitized by Google

53. **Geschichte Richard Cromwell's und der Wiederherstellung des Königthums in England.** Von Fr. Guizot. Deutsch von Jul. Seybt. Mit dem Portrait General Monk's.
54. **Central-Amerika,** insbesondere die Staaten Honduras, San Salvador und die Mosikitoküste. Nach Squier. Deutsch herausgegeben von Karl Andree.
55. **Buenos Ayres und die Argentinischen Staaten.** Nach den neuesten Quellen. Herausgeg. von Karl Andree.
56. **Wanderungen durch Australien** von Oberstlieutenant Godfroy Charles Mundy. Deutsch bearbeitet v. Friedr. Gerstäcker.
57. **Mungo Park's Reisen in Afrika** von der Westküste zum Niger. Neu bearbeitet von Dr. Fr. Steger.
*58. **Geschichte von Indien** von Th. Keightley. Uebersetzt und bis auf die neueste Zeit fortgeführt von J. Seybt. 2. Ausg.
59. **Reisen im Nordpolmeere** von F. Elisha Kent Kane. Uebersetzt von J. Seybt.
60. **Wanderungen durch Texas** und im mexikanischen Grenzlande. Aus dem Englischen bei F. L. Olmsted.
61. **Westsibirischer Märchenschatz.** Deutsch bearbeitet von Jos. Wenzig.
*62. **Die Ostsee und ihre Küsten.** Von Anton v. Etzel.
63. **Geschichte Karl des Zwölften.** Nach Andr. Fryxell. Deutsch v. A. v. Etzel. Mit d. Portr. Karl's nach Ghodowiecki.
*64. **Südafrika und Madagascar.** Geschildert durch die neuesten Entdeckungsreisenden. Herausg. v. Karl Andree.
*65. **Drei Reisen um die Welt.** Von James Cook. Neu bearbeitet von Friedr. Steger.
*66. **Die Begründer der französischen Staatseinheit.** Von Carné. Deutsch bearbeitet von J. Seybt.

Lorck's Eisenbahnbücher

Conversations- und Reise-Bibliothek.

In Bändchen von dem Inhalt eines gewöhnlichen Octavbandes. Preis für den Band 10 Ngr.

Inhalt der bis jetzt erschienenen 30 Bände.

1. **Aus der russischen Gefangenschaft.** Von Alfred Royer. Aus dem Englischen von C. A. Kretzschmar.
2. **Ein Besuch im türkischen Lager.** Von Hans Wachenhusen.
3. **Katie Stewart.** Aus dem Englischen von J. Seybt.
4. **Von Widdin nach Stambul.** Streifzüge durch Bulgarien und Rumelien. Von Hans Wachenhusen.
5. **Ein Sommer in Schleswig.** Skizzen und Bilder von Dr. H. Aus dem Dänischen von H. Helms.
6. **Eine Nordfahrt.** Streifzüge in Island von Pliny Miles. Aus dem Englischen (American.) v. W. E. Drugulin.
7. **Benjamin Franklin.** Eine Biographie von F. A. Mignet. Aus dem Französischen von Dr. Ed. Burckhardt.
8. **Die Mormonen.** Ihr Prophet, ihr Staat und ihr Glaube. Von Dr. Moritz Busch.
9. **Kaiser Nikolaus I.** Von Grafen de Beaumont-Vassy.
10. **Das neue Paris.** Von Hans Wachenhusen.
11. **Wolfert's Rust.** Von Washington Irving. Deutsch von W. E. Drugulin.
12. **Skizzen u. Bilder aus der Krim.** Von S. Steinhardt.
13. **Tolla Feradi.** Von Ed. About. Deutsch von Dr. A. Diezmann.
14. **Aus dem Seeleben.** Von Basil Hall. Deutsch von W. E. Drugulin.
15. **Finnland und seine Bewohner.** Von M. v. Lindeman.
16. **Der Löwenjäger.** Von Jules Gerard. Deutsch von Dr. A. Diezmann.
17. **Sicilianische Novellen und Skizzen.** Von H. P. Hoist. Deutsch von H. Helms.
18. **Das Fräulein von Malepeire.** Von Reybaud. Aus dem Französischen von C. W. Bleich.
19. **Eine Novelle aus Lappland.** Von G. H. Mellin. Aus dem Schwedischen von H. Helms.
20. **Leipzig. Skizzen aus der Vergangenheit und Gegenwart.** Von Dr. A. Diezmann.
21. **Ein indischer Königshof.** Nach dem Englischen des W. Knighton. Von L. Thiele.
22. **Von Cöln bis Worms u. Speyer.** Von F. G. Kühne.
23. **Das Klosterleben Karls V.** Von W. H. Prescott. Aus dem Englischen (Americanischen) von J. Seybt.
24. **Aus den Annalen der englischen Aristokratie** nach J. B. Burke. Deutsch bearbeitet von J. Seybt.
25. **Bilder aus den Alpen.** Erinnerungen eines Malers. Von Ludwig Thiele.
26. **Die Entdeckungsreisen in Nord- und Mittel-Afrika** von Richardson, Overweg, Barth und Vogel. Herausgegeben von Karl Arenz. Mit einer Karte.
27. **Im Elbthal** von Meißen bis Leitmeritz. Von Ludwig Thiele.
28. **Nach Norwegen.** Von Friedrich Mehwald.
29. **Eine Winterreise durch Lappland.** Von Bayard Taylor. Deutsch bearbeitet von Friedr. Cosmann.
30. **Leben Georg Stephensons.** Nach Samuel Smiles. Deutsch bearbeitet von L. Thiele.

Die Begründer der Französischen Staatseinheit

vom

Grafen Louis de Carné.

Der Abt Suger. — Ludwig der Heilige. — Ludwig XI. — Heinrich IV. — Richelieu. — Mazarin.

32 Bogen 8. Preis geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Eleg. geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Zu einer Zeit, wo Frankreich die Ruhe Europa's abwechselnd durch Revolution im Innern und durch Krieg gegen das Ausland stört, liegt die Frage nahe, wie ein Staat, der im eigenen Schooße soviel Elemente des Verfalls birgt, so gebieterisch jenseit seiner Grenzen auftreten kann. Diese Frage zu beantworten unternimmt das vorliegende Werk, indem es den Wegen nachgeht, auf denen Frankreich zur Entwickelung seiner Staatsmacht gelangt ist. Indem es nach der Reihe die großen Persönlichkeiten der Begründer der französischen Staatseinheit vorführt, zeigt es uns, wie Frankreich systematisch der religiösen Einheit im Katholicismus, und der politischen Einheit in der Centralisation nachgestrebt, dabei jedoch alle selbstständigen Kräfte getödtet hat, welche allein der Willkür nach Innen und nach Außen Schranken setzen können, und wie es sich so auf die Rolle vorbereitet, in Eroberungen den Ruhm zu suchen, den es nicht durch den Ausbau seiner eigenen Freiheit erlangen kann.

Verantwortliche Redaction und Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Fleischer Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

Digitized by Google

№ 23. **Europa.** 1859.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 4. Juni.

Inhalt

Größere Aufsätze: Il Beato. Ein Skizzenblatt. — Die französische Regentschaft und ihre Stützen. — **Chronik:** Das Proverbe auf der französischen Bühne. - Die Geschichte der Haushiere. - Das Alter der Bäume. — Kurze Nachrichten: Litteratur. - Bildende Kunst. - Theater und Musik.

Il Beato. Ein Skizzenblatt.

Wer nur eine einzige jener himmlischen Gestalten jemals mit Augen geschaut, die der Pinsel Santi Tosini's, den sie „Fra Giovanno" und später „il Beato" nannten, geschaffen, und den wundersamen Schein der Verklärung angestaunt, der über all seinen heiligen Bildern hängt wie ein goldiger Schleier, dem geht wohl mit einem süßen Andachtsschauer die Ueberzeugung auf, daß eben das Göttliche in der Kunst niemalen überwältigender sich kund giebt, als wenn der Pinsel des Meisters dem Göttlichen diente. Daß aber eben die großen Meister oft auf seltsamen Wegen dazu gelangten, in diesen ernsten Dienst zu treten, ist in vielen alten Büchern über die Kunst der Malerei und das Leben der alten Maler zu lesen. — Auch der hochberühmte Fra Giovanno da Fiesole, der eine Krönung der heiligen Himmelskönigin malte, eine Himmelfahrt Christi, die Geburt des Johannes und noch viele andere leuchtende Bilder aus dem Leben der Heiligen, hat in seiner ersten Jugendzeit ganz andere Dinge gemalt, und ehe er seinen ersten Engel geschaffen, erst die reinigende Feuertaufe des Schmerzes empfangen müssen. Der Giovanno Tosini war nämlich in seinem 17. Jahre ein so übermüthiger, lebensfroher Gesell, als nur je Einer über den Boden der Erde gegangen. Die schöne grüne Welt mit ihrem Frühling und ihren reizenden Frauen war ihm dazumal tausendfach lieber als der Himmel, an den er wohl kaum anders dachte, als wegen des lieben Sonnen- und Mondscheines. Selbst in der heiligen Messe, die er doch als guter Christ keinen Morgen versäumte, pflegte er mit ungleich größerer Andacht auf die knieenden Frauenbilder zu schauen, denn auf die Gestalt des ehrwürdigen Priesters. Die Frauen des schönen Florenz, wohin der junge Giovanno mit seinem älteren Bruder nach dem Tode der Eltern aus Mugello übergesiedelt, etwa um das Jahr 1404, ließen sich freilich von ihm auch lieber anschauen, denn von jedem Andern. Denn Giovanno Tosini war so wunderbar schön von Gestalt und Angesicht, daß wohl Fremde, die ihm begegneten auf den Straßen, erstaunt stehen blieben ob solcher Anmuth, Kraft und Lieblichkeit. Braune Locken hingen ihm bis auf die Schultern, und der Blick seiner dunklen Augen überwand die sprödesten Mädchenherzen. Dazu kam, daß die Kunst seines Pinsels Jung und Alt entzückte, und da er dazumal ein besonderes Vergnügen darin fand, Frauen zu malen, so war es kein Wunder, daß er kaum fertig zu werden wußte vor all den vielen Bestellungen. Denn auf ein Holztäflein oder auf das Malertuch sich gebannt zu sehen, hatte schon zu allen Zeiten für die Weiblein besonders einen ganz unsagbaren Reiz, und je hübscher der Maler, der ein solches Geschäft übernahm, desto größeren Zulauf hatte er. Der Giovanno Tosini war aber, obgleich er nur mäßig zu leben hatte, gar sehr wählerisch und ließ sich manche Hand voll Goldes entgehen, nur weil ihm das Gesicht, so zu der Hand gehörte, nicht gefiel. Manche vornehme Edelfrau wies er zurück, weil er es nicht über sich zu gewinnen vermochte, ihr gelbes, scharfgeschnittenes Angesicht mit den ausgebrannten Augen zu conterfeien, während er seine beste Zeit wiederum mit sichtlicher Lust an dem Bildniß einer blutarmen Fischerdirne vergeudete, die mit einem Jubelgeschrei ihre warmen bräunlichen Wangen und rothen Lippen unter dem Pinsel des Malers zum zweiten Mal erscheinen sah, und den schönen Giovanno dann ohne Sträuben mit einem Kuß für seine Kunst belohnte. — Er hatte einen wundersamen Blick für die Reize eines Frauenangesichts, und manche meinten, er wisse die eigentliche Frauenschönheit gar nicht zu schätzen. Die gerühmtesten Schönheiten in Florenz nannte er nämlich nicht des Malens werth, blühende Farben, strahlende Augen bestachen ihn nicht, dagegen zogen ihn ein verschleierter Blick, von geheimen Schmerzen bleiche Wangen, Stirnen mit leisen Furchen und Linien des Kummers und der Sorgen, und Lippen mit jenem Leidenszug eines traurigen Herzens mächtig an, solche Frauenköpfe malte er am liebsten. Und eine Jede pries sich glücklich, der es gelang, von dem seltsamen Maler gemalt zu werden, und den höchsten Lohn hätte er fordern mögen, man würde ihn willig gezahlt haben für ein Bild des Giovanno Tosini. Ja manche Frau hätte ihm ihre unsterbliche Seele auf ewige Zeiten verschrieben

Digitized by Google

für ein Conterfei, wenn der Maler mit den Feueraugen sich auf dergleichen eingelassen und sich zur Annahme solcher Geschenke nur ein klein wenig bereit gezeigt. — Dem war aber ein einziger flüchtiger Kuß, verstohlen gegeben, verstohlen empfangen, lieber als tausend Seelen. Allein, trotz dieses Lebens unter so vielen reizenden Frauen, war es doch bis zur Stunde noch keiner gelungen, den Jüngling länger denn einen Tag festzuhalten, und die sanfte Klage über seine Unbeständigkeit flog von einer süßen Lippe zur andern. Die feinsten Netze entgingen seinen Augen nicht, die stärksten Fesseln löste er spielend, der lieblichsten Blume wurde er müde, wenn sie eine kurze Weile an seinem jungen ruhelosen Herzen geblüht. Die Frauen liebten aber den „Angelico“, wie sie ihn heimlich nannten, seiner Flatterhaftigkeit wegen nur um so mehr, da eine Jede doch eben im Stillen wähnte, *ihren* Reizen müsse es endlich gelingen, den schimmernden Falter zu fangen und zu halten.

Das Herz Giovanno's hatte aber doch seine *Liebe*, und eine starke, unauslöschliche, die ebenso feurige Erwiederung fand: er hing an seinem, um fast 10 Jahre ältern einzigen Bruder und Lehrmeister mit wahrer Leidenschaft, und Giulio wieder besaß kein größeres Kleinod auf Erden als seinen Giovanno. In seinen Augen war kein Jüngling in der weiten Welt schöner, vollkommener und reiner, als dieser junge Bruder, und Giovanno hatte auch keinerlei Geheimniß vor ihm. Sie wohnten beide zusammen in einem kleinen Hause, in der Nähe der Stadt belegen. Rings herum zog sich ein buschiger Garten und eine Veranda von Weinreben, allwo man einer gar herrlichen Aussicht genoß über die Stadt und den rauschenden Arno. Da saßen denn die Brüder Abends Arm in Arm oft bis tief in die Nacht hinein und redeten mit einander von dem was vergangen war, von den gestorbenen Eltern und Geschwistern, und von ihrer lustigen Kinderzeit, und von dem was kommen sollte, wenn der *Giulio* ein berühmter Maler geworden, worauf er im Stillen Jahr aus Jahr ein hoffte. „Dann ziehen wir nach *Rom*!“ sagte dann allezeit Giovanno mit leuchtenden Augen, und der Bruder nickte freundlich dazu. Im Grunde war aber sehr wenig Aussicht für den Giulio da, großen Ruhm zu erwerben, er war ein ganz guter Maler, aber eben nicht mehr, und zudem pflegte er wochenlang umherzustreifen und wenig zu arbeiten. Es lebte nämlich eine ganz unbezwingbare Wanderlust in ihm, die ihn nicht ruhen noch rasten ließ und, wenn er kaum unter irgend einem Dache warm geworden, ihn wieder weiter trieb. Solche Sehnsucht in's Weite ist ein gar gefährliches Geschenk der Gottheit, denn nur wenigen Auserwählten wuchsen gleich die nöthigen Flügel dazu. Die meisten sitzen geschlossen an Händen und Füßen, armen Gefangenen gleich, mit ihrem heißen Drang in die Ferne, und das Herz möchte ihnen in Stücken springen, wenn sie einer Schwalbe oder Lerche nachschauen. Solchen Gefesselten, die nicht von der Scholle fort können, ergeht es wie den Zugvögeln, denen ein böser Jäger den Flügel zerschossen und denen nun nichts übrig bleibt, als in einen Winkel zu kriechen und zu sterben. Meist aber werden diese armen Gefangenen, die ihrer Sehnsucht nicht Genüge zu thun vermögen, zu wunderlichen Menschen, an deren sonstigem seltsamen Treiben und Gebahren Niemand Gefallen findet, und die sich gar deutlich merken lassen, daß sie sich auf ihren *Tod* als auf die alleinige Wanderfahrt freuen, von der sie Niemand und Nichts abzuhalten vermag. Der Giulio Tosini durfte schon, als die Eltern noch lebten, unbehindert hin- und herstreifen und ausbleiben so lange er wollte, und Niemand hatte ihm ja ein unfreundlich Wort darum gesagt. Der Giovanno war aber doch gar froh, wenn die breite hohe Gestalt des Bruders wieder durch den Thorweg schritt und er seine Arme um den Hals des heimkehrenden Wanderers schlingen durfte. So lange Giulio da war, wich Giovanno nicht von seiner Seite und verabsäumte ohne einen Seufzer, um des Bruders willen, seine reizendsten Freundinnen. Es gab dann so viel zu fragen und zu erzählen, und Giulio hatte immer den Kopf voll der schönsten Bilder, die er nun alle malen wollte, wozu es aber seltsamer Weise niemalen kam. Wenn er nun so feurig von den herrlichen Landschaften redete, die er geschaut, und von den Farben da draußen, die er auf seine Holztafel bannen wollte, da wurde Giovanno immer recht traurig, und sagte wohl einmal: „*Ich* möchte auch Berg und Thal und Himmel malen können, — es ist mir, als müsse das lohnender sein, als solch ein armes Menschengesicht festzuhalten, dessen Eigener doch in wenig Zeit in Staub zerfällt, während da draußen Berg und Thal und Himmel und Sonne bleiben wie sie sind Jahr aus Jahr ein, immer und immer! Du wirst ein rechter Maler werden, Giulio, ich aber bleibe ein Stümper — und das macht mich oft so rathlos und traurig.“ Der Giulio aber lachte ihn zurfer aus und antwortete: „*In Dir* steckt *mehr*, als in zehn Gesellen meines Schlages, — wenn Du so alt sein wirst wie ich, wird man mehr von Dir reden im Lande, denn von mir!“ — Es war an dem achtzehnten Geburtstage des Giovanno, als der Giulio einmal nach einer ungewöhnlich langen Wanderung wieder heimkam. Mit einem Ruf der Zärtlichkeit zog er den jungen Bruder an's Herz, trat mit ihm in die Malerwerkstatt, warf sein Bündel zu Boden und sich selbst auf den hölzernen Schemel und sagte: „Ich habe Dir Wichtiges zu erzählen, mein Knabe! Morgen scheiden wir wieder — aber so die Heiligen wollen, nur auf *kurze* Zeit, und ich bringe Dir dann etwas Schönes und Liebes mit: — nämlich ein junges Schwesterlein. — Schaue mich nicht so ungläubig an, es ist, wie ich Dir sage; „ich habe nicht weit von Bologna *ein Weib* genommen!“

Der Giovanno war gar sehr verwundert ob dieser Nachricht, und es wurde ihm plötzlich seltsam traurig und beklommen zu Sinn. Ein eifersüchtiges Mißbehagen zog in sein Herz — „Nun wirst Du mich nicht mehr so lieb haben wie zuvor,“ sagte er. Aber der Giulio redete ihm diese Sorgen lachend aus und schwor ihm bei allen Heiligen, daß *er* doch immerdar die erste Stelle in seinem Herzen behalten werde, und wäre sein Weib noch tausendmal schöner.

„Sie ist also schön?“ fragte Giovanno neugierig.

„Wenigstens viel zu schön für mich,“ lautete die Antwort.

„Warum hast Du sie nicht alsogleich mitgebracht?“

Digitized by Google

„Weil sie bei ihrer schwer kranken Mutter bleiben will, bis diese gefunden oder in den Himmel geht."

„Wo sahst Du sie zuerst?"

„In Bologna, im Hause ihres Oheims, der ein reicher Goldschmied. Die Mutter war es eigentlich, die ein Auge auf mich geworfen, — aber da erkrankte sie und — gab mir das Töchterlein. Ich liebe die kleine Giuditta sehr, aber sie ist im Grunde zu jung für mich — kaum 16 Jahre alt. —"

„Warum bist Du denn von ihr gegangen?"

„Weil ich Sehnsucht hatte nach Dir und dann auch, weil ich Dich bitten wollte mir das Haus ein wenig herzurichten, daß eine Frau darin wohnen kann. Du verstehst das sicher viel besser denn ich, und die kleine neue Schwester soll Dir's danken."

Giovanno versprach Alles nach bestem Wissen zu besorgen, und die Brüder blieben die ganze Nacht mit einander auf, fragend und erzählend. Am andern Tage nahm Giulio wieder Abschied, Giovanno wünschte der Kranken ein baldiges sanftes Ende, und der ältere Bruder schickte sich heiter an, wieder zurückzuwandern von wannen er gekommen. Noch beim letzten Kusse streifte er aber scherzend einen Goldreif vom Finger und sagte: „Dies Ringlein steckte mir mein Weib an den Finger, an unserem Hochzeitstage, — es ist mir aber zu enge und drückt mich. Nimm den Reif zu Dir und hebe ihn wohl auf, bis ich ihn wieder fordere." Und Giovanno steckte lächelnd den Ring an seinen Goldfinger, und er paßte ihm als ob er nach Maß gearbeitet sei. Dann trennten sie sich wohlgemuth.

Nun ging der Jüngling allen Ernstes daran, das obere Stockwerk des Hauses zum Empfange einer jungen Frau herzurichten, und es wurde ihm bei all diesem Einkaufen und Hin- und Herrücken und Schieben so seltsam zu Muth, als ob er das Nestlein für sich baue, und nicht für einen Andern. Sonderlich die Wohnstube der erwarteten Schwester versuchte er nach besten Kräften zierlich auszuschmücken, und dicht daneben sollte die gemeinsame Malerwerkkätte sein, allwo er seine Staffelei so aufstellte, daß er immer den Platz sehen konnte mit dem Holzsessel der jungen Frau. Auch die Schlafkammer stattete er wohl aus, und in dem Garten arbeitete er unermüdlich, damit der auch der Erwarteten ein anmuthig sauberes Angesicht zeige. Mit Stolz und Freude pflegte er das Werk seiner Hände zu betrachten, und in der Wohnstube und Malerwerkstatt auf und nieder zu gehen, und eine seltsame süße Unruhe füllte dann sein junges Herz. Er blieb jetzt fast den ganzen Tag zu Hause, nur zum Essen schlenderte er zur nah gelegenen Osteria und schleppte sich seinen Vorrath von Früchten und kleinen Kuchen, die sein Frühmahl und seinen Nachtimbiß bildeten, von dort herbei. Mit dem Arbeiten wurde es blutwenig, das Bildniß einer jungen lächelnden Florentinerin stand zwar auf seiner Staffelei und bedurfte nur weniger Striche bis zur Vollendung, aber diese Striche wurden niemalen gemacht. Der Giovanno verstand sich selbst nicht recht deshalb, denn faul war er bis zur Stunde noch nicht gewesen. Und jetzt konnte er wohl stundenlang auf dem Schemel sitzen, den Kopf an die Staffelei gelehnt, die eine Hand mit der Palette lässig im Schooße, den Pinsel in der andern, den Malerstock zwischen den Knieen, — und träumend hinschauen in das anstoßende Gemach, wo an dem geöffneten Fenster der kunst'os geschnitzte Holzsessel stand. Da sah er denn oft ganz deutlich — wie mit Händen zu greifen — eine köstliche Frauengestalt in hellen Gewändern dort sitzen, die zu ihm herblickte und lächelnd nickte. Wunderfein hob sich das Köpfchen ab von dem Grün der Weinranken, die sich an's Fenster drängten, und die schweren braunen Flechten lagen um die unschuldige Stirn und schimmerten goldig wie ein Heiligenschein. So klar sah er das Alles, daß er zuweilen aufsprang, ein Holztäflein nahm und das süße Bild festhalten wollte mit dem Pinsel — aber da zerfloß es allezeit wie Nebel vor seinen Augen. Das Angedenken an dies eine unerreichbare Köpfchen machte ihn aber unmuthig andere Frauenköpfe zu malen, und er nahm fortan nur mit innerlichem Widerstreben Bestellungen an, seine Bilder veränderten sich und der Maler mit ihnen. Der schöne Giovanno Tosini wurde zerstreut und ernsthaft, den reigendsten Frauen gegenüber, und die Frauen fanden sich nicht mehr halb so hübsch, wenn er sie gemalt, denn früher. Es war, als ob sich ein grauer, trauriger Ton in die sonst so glanzvollen Farben mischte, ein leiser Schatten sich ausbreitete über die sonst so lichten Schöpfungen seines Pinsels. Ihm selbst entging diese Wandelung nicht, und er bekümmerte sich darüber. Er merkte kaum, daß seit dem Besuche des Bruders Herbst und Winter hingegangen waren und der Frühling sich schon anschickte dem Sommer Platz zu machen. Es war ihm so wohl in seiner Einsamkeit und wurde ihm immer wohler, denn das süße Bild gewann allmählich immer festere Gestalt, und ließ sich endlich, in besonders geweihten Stunden, sogar in flüchtigen Umrissen zeichnen — und nun waren die glühendsten Wünsche Giovanno's erfüllt. Mit einer Unruhe, über die er selbst erschrak, dachte er an die mögliche Wiederkunft seines heitern Bruders, der ihn aus seinem köstlichen Stillleben reißen und ihn verlachen würde, wenn er ihm hätte beichten wollen, und die neue Schwester hätte er hassen mögen, die es wagen wollte das holdseilge Phantom seiner Phantasie von seinem Plätzchen am Fenster zu verdrängen. Ein Gefühl unsagbarer Zärtlichkeit für diese liebliche selbstgeschaffene Traumgestalt durchdrang und erfüllte endlich sein ganzes Wesen, und sein brünstiges Gebet an seinen Schutzheiligen lautete allabendlich: „Gieb, daß mich Niemand störe!" Die Liebe für den Bruder, die bis vor wenig Monden sein Leben ausgefüllt, versank wie ein armer Tropfen in das unendliche Meer einer berauschenden Träumerei.

So war denn ein volles Jahr verflossen, seit Giulio Abschied genommen, und nur einmal war dem einsamen Giovanno während dieser Zeit Kunde von ihm geworden durch einen fahrenden Maler, der ihm Grüße von dem Bruder gebracht und die Botschaft, daß die Mutter seines jungen Weibes gestorben, die Tochter Giuditta aber noch zu schwach und krank sei zum Reisen. So war denn einmal ein köstlicher Herbsttag gekommen. Giovanno saß in der Malerwerkstatt und hatte eben auf einem kleinen Pergamentblatt wohl zum hundertsten Male den Kopf des geliebten Traumbildes zu malen begonnen — die reizenden Linien des reinen Profils waren schon fertig, und um

Digitized by Google

die Stirn zogen sich die schweren Flechten. Da überkam ihn eine seltsame beklemmende Unruhe — es war als ob ihm eine Stimme in's Ohr sagte: „sie werden heute kommen!“ Er schob Alles hastig von sich und lief hinab in den Garten, um Blumen zu pflücken zum Schmuck für die Wohnstube und die Malerwerkstatt. Den schönsten Strauß stellte er vor den Platz der neuen Schwester, einen andern band er an die Staffelei Giulio's. Je mehr er in seinem Herzen vor der Rückkehr des Bruders und der Zerstörung seines Traumlebens zitterte, desto größere äußere Zeichen der Freude hätte er ihm geben mögen, damit Giulio nimmer merke, daß er ihn lieber noch weit weggewünscht. Auch die neue Schwester sollte ja Nichts gewahren von dem Unmuth seines thörichten Herzens, und darum war er so unermüdlich das Gemach zu schmücken mit Kränzen und Blumen. Eben lief er noch einmal hinab, um längere Ranken zu schneiden für jenen Holzfessel, allwo ihm bis zur Stunde sein geliebtes Traumbild erschienen. Als er nach einer langen Weile wiederkam, war die Sonne schon untergegangen, Alles war Gluth und köstliches sanftes Leuchten, und der Abendwind trieb neckend die langen Weinranken von der Veranda in's offne Fenster. Giovanne trat in das Wohngemach, die Hände voll Grün und Blüthen, die dunklen Locken etwas wirr an den bräunlichen Wangen niederhängend, die großen Augen leuchtend in fieberischer Erwartung. Aber da schrie er plötzlich hell auf, wurde todtenbleich, trat einen Schritt zurück — und Blätter und Blumen fielen aus seinen Händen dicht vor die Füße einer jungen Frau, die ihm entgegentrat. Heilige Jungfrau! Giovanne's Herz stockte — ein Wunder war geschehen — denn lebensvoll und lächelnd, athmend und wirklich stand sein längst geliebtes Traumbild vor ihm! — Das war die köstliche junge Gestalt, üppig und schlank zugleich, in den hellen faltigen Gewändern, das waren die schweren braunen Flechten, die unschuldige Stirn, die edle Nase, der liebliche Mund mit dem leisen Zug von Trauer um die Lippen, die dunklen Kinderaugen mit den langen Wimpern! Wer kann wissen was Giovanne gethan in der traumbenden Freude, die plötzlich seine Seele überfluthete, hätte nicht Giulio seinen Bruder stürmisch in seine Arme gerissen und mit liebkosenden Worten angeredet. Dann gebot er seinem jungen Weibe dem Giovanne die Hand zu reichen. Erröthend gehorchte sie. Beide wechselten einen scheuen kurzen Händedruck, wie zwei fremde Kinder, die zum ersten Mal mit einander spielen sollen, und nun rief Giulio heiter: „Verzeih, daß wir Dich so überfallen, aber ich fand keinen Boten, den ich vorher senden konnte! Hast Du auch für ein Bettlein gesorgt für unsern Kleinen? Sieh, welch einen köstlichen Buben wir da mitbringen!“ Und damit nahm er einer derben lachenden Magd ein zappelndes, jauchzendes Kind von den Armen und zeigte es mit einem Lächeln frohen Stolzes seinem Bruder. „Das ist unser Sohn! Gestern wurde er drei Monate alt!“

„Davon weiß ich gar Nichts!“ stammelte Giovanne erschrocken.

„Sorge Dich nicht,“ antwortete Giulio fröhlich, „er wird bei seiner Mutter schlafen! Und nun geht in die Küche, Rosetta, laßt mir den Buben und richtet uns einen einfachen Imbiß her, denn wir sind hungrig und durstig.“

Giovanne wurde bleich und roth — der Athem verging ihm. „Geht in die Küche,“ hatte Giulio gesagt — an eine Küche hatte aber sein junger Bruder niemalen gedacht! Hatten nicht Giulio und er von allem Anfang an ihr Mahl in jener nah belegenen Osteria genommen? Eine Küche! Wer sollte auch daran denken?! Bium en waren nun genug da, aber — Nichts zu essen! Freilich erinnerte er sich jetzt eines kleinen dunkeln Winkels im unteren Steckwerk — aber es war niemalen Feuer auf diesem Herde entzündet worden. Als er nun zuletzt in bitterer Pein seine Noth bekannte, da mußte er sich gar noch tüchtig verhöhnen lassen. Die Magd lief denn endlich zur Wirthin der Osteria, und trotz der vergessenen Küche starb an demselbigen Abend in dem kleinen Hause der beiden Tosini Niemand Hungers, so viel bekannt geworden, und der Kleine schlief in der darauffolgenden Nacht sanfter am Busen seiner jungen Mutter denn in dem weichsten Bettchen der Welt.

Eine Woche darauf war das Häuslein vollkommen hergerichtet und zu eines Jeden Zufriedenheit vervollständigt, und nun hätte eigentlich mit allem Fug und Recht ein reizendes Leben beginnen sollen für den Giovanne. Aber das Herz des Menschen ist ein trotzig und verzagt Ding. Nun das geliebte Traumbild wirkliches Leben gewonnen, athmete, lächelte, ging, stand und redete, wünschte Giovanno sich zu tausend Malen das stumme zerfließende Phantom an die Stelle des jungen Weibes — jenes hatte ihm doch allein gehört — von diesem gehörte ihm kein Athemzug: — er liebte ja das heilige Eigenthum seines Bruders! Tag und Nacht grübelte er über dies grausame Wunder nach, so an ihm geschehen, über dies seltsame Verlieren seines jungen Herzens an ein Luftbild, das nachher — als das Weib Giulio's vor seinen leiblichen Augen erschien. Zuweilen war es ihm als müsse er sein wunderliches Geheimniß dem Bruder entdecken, wie Bergeslast lag es ja auf seiner Seele, aber wenn er die Lippen dazu öffnete, konnte er keinen Ton hervorbringen. Giulio erschien ihm auch verwandelt, ernst und wortkarg, und niemalen sah Giovanno ihn sein junges Weib zärtlich anschauen oder umfassen. Auch schien er zu kränkeln, denn seine Stirn und Wangen waren ungewöhnlich bleich; doch wies er jede ängstliche Frage seines Bruders scherzend zurück. Es ging oft sehr still zu in der Malerwerkstatt. Aber in der Wohnstube war es desto lauter, denn dort saß eine junge Mutter mit ihrem Kinde und tändelte und spielte mit ihm, und es war wahrlich kein Wunder, wenn der Giovanne weniger arbeitete denn je. Giuditta war kaum 17 Jahre alt und ein holdseliges Gemisch von Kind, Jungfrau und Mutter, eine reine Orangenblüthe. Gegen ihren Mann war sie demüthig und sanft, gegen Giovanne scheu, und nur mit ihrem Kinde ganz sie selbst. Und da war es denn unmöglich, diese frische süße Schönheit zu sehen mit dem schönen Kinde, ohne ihr Herz und Seele zu Füßen zu legen, meinte Giovanno. Wenn er sie so verstohlen anschaute, mit Wonne und Leid, so geschah es wohl zuweilen, daß die dunklen Augen Giuditta's und die seinigen sich begegneten. Dann aber erglühte ihr Angesicht im dunkelsten Purpur, während er sich erbleichend tiefer auf seine Staffelei neigte und lange, lange nicht wieder hinzusehen ver-

Digitized by Google

mochte. Giulio's Blicke wanderten freilich auch oft hinüber in das ausstoßende Gemach, aber doch nur, wie Giovanno deutlich zu bemerken glaubte, um des Kindes willen, das des Vaters Glückseligkeit war. Wenn er den Kleinen auf seinen Knieen schaukelte, so erschien sein Angesicht als das heitere Angesicht früherer Tage, und wenn er ihn endlich seinem Weibe zurückgab, so war es schwer zu sagen, welche Augen stolzer leuchteten, die des Vaters oder die der Mutter. Der schöne Knabe war die einzige reine Freudenblume in dem Leben Aller, und jeder Einzelne versenkte zu Zeiten das, was ihn quälte und marterte, in den tiefen blauen See unschuldiger lachender Kinderaugen. So schlich die Zeit vorüber wie ein gewitterschwüler Sommertag, und den drei Menschen sah man es allmählich an, daß ihre Herzen bedrückt waren von einem schweren Leid, und daß ihre Seelen seufzten. Was aber den jungen Giovanno am meisten betrübte, war, daß er in seiner Kunst weder einen Trost noch eine Hülfe fand gegen jenes Gefühl, das immer gewaltiger und übermächtiger von seinem ganzen Sein und Wesen Besitz nahm. Er kam sich in Wahrheit wie ein armseliger Stümper vor, nie hatte er weniger gearbeitet, nie war ihm seine Arbeit schwerer geworden denn eben jetzt. Sterbensmüdigkeit kam oft über ihn, wenn er so vor seiner Staffelei saß und irgend ein gleichgültiges Menschengesicht malte und dabei der süßen Stimme Giuditta's lauschte, — unendlicher Kummer über sich selbst, unsagbares Leid um das junge Weib, tiefes Weh um den Bruder, nach dessen Kleinod er seine Hände ausstreckte, und heiße Sehnsucht nach einer Erlösung. Tag und Nacht quälten ihn Gedanken und Wünsche, die einander widersprachen. Bald hätte er die Geliebte in seine Arme reißen mögen, um mit ihr zu fliehen bis an die Grenze der Erde, bald hätte er selbst sich verbergen mögen in den dunkelsten Winkel — um ihre Augen nicht ferner zu sehen, bald sehnte er sich nach Rom zu pilgern, in der Hoffnung dort vielleicht doch noch ein tüchtiger Maler werden zu können, und dennoch blieb er und regte sich nicht, aber seine Wangen verloren ihre Frische, und seine Schritte wurden schwer. Und das junge Weib? Wie hätte ihr Herz der sichtlichen Liebe des schönsten Jünglings zu widerstehen vermocht, hatte sie doch ihrem Gatten nur auf das Gebot der Mutter ihr Sein dahingegeben, und *ohne* Liebe war aus dem Kinde Weib und Mutter geworden. Das erkannte sie aber erst, als sie den Giovanno vor sich stehen sah — von jenem Abend an liebte sie ihn und lebte fortan nur von seinem Anblick. Aber sie war noch immer ein unberührtes Kind, der Hauch glühender Leidenschaft war noch nicht über ihr Haupt hingeweht, und so genügte ihrer Seele das friedliche Leben mit und bei dem Geliebten. Sie sah ihn ja alle Tage vom Morgen bis zum Abend, sie begegnete seinen Augen, sie durfte ihm zulächeln, sie vernahm den Ton seiner Stimme, er war immer und immer da, er liebte ihr Kind — mehr wünschte sie nicht, und sie bat nur die heilige Mutter, daß ihr Leben so dahinfließen möge, wie eben jetzt, bis an ein fernes, seliges Ende.

Da geschah es eines Tages — Giuditta brachte das Kind zur Ruhe — daß beide Brüder allein und feierend in der Malerwerkstatt saßen. Giulio hatte das Fenster aufgestoßen, der Abend legte seine weiche rosige Hand über das Thal und den schimmernden Fluß. Auf der Straße zogen Erntewagen mit Stieren bespannt vorüber, kräftige Männer gingen neben den mit bunten Bändern geschmückten Thieren her, sie trugen lange Stäbe in den Händen, an deren Spitze ein Kranz hing. Stolze Mädchengestalten, reiche Garbenbündel unter dem Arm, stützten sich auf die Schultern der Bursche, Blumen in den schwarzen Flechten, Blumen an der Brust. Feurige Blicke gaukelten hin und wieder, heiße Worte flogen von jungen Lippen und wurden neckend erwidert, und dazwischen sangen Andere reizende Liebesgesänge voll Gluth und Schalkheit. Da plötzlich in all dies Leben und Lieben, in dies Verlangen und Gewähren, in dies Treiben und Drängen klang der ernste Ton eines Meßglöckleins, fromme Mönche zogen vorüber mit dem Allerheiligsten, sie hatten einem Scheidenden den Abschied von der schönen Erde leicht gemacht und kehrten nun in ihr Kloster zurück, dessen Mauern unfern, von Platanen beschattet, in der Abendsonne sanft erglühten. Wie da mit einem Male Alles verstummte und niedersank! Wie ein kühler Hauch ewigen Friedens wehte es daher über alle diese feurigen Herzen, über all das irdische Liebesleid und die vergängliche Liebeslust; wie eine Ahnung tiefer, süßer Ruhe überkam es Alle, und die beiden Brüder am Fenster reichten sich stumm die Hände. In demselben Augenblick fiel auch jener Goldreif, den Giulio einst im Scherz an Giovanno's Finger geschoben, von dessen Hand klirrend zu Boden und rollte vor die Füße des ältern Bruders. Da stürzte sich plötzlich Giovanno an die Brust Giulio's, umfaßte ihn mit beiden Armen und rief: „Die Heiligen haben mir dies Zeichen gegeben, ich habe jetzt den Weg gefunden, den ich wandeln muß, wohl mir und Dir — wohl auch ihr! Wir Alle werden den verlornen Frieden wieder erlangen! Sieh hier Deinen Ring, den ich bis zur Stunde freventlich getragen, da liegt er Dir zu Füßen! Und nun sollst Du auch Alles wissen in dieser heiligen Stunde, und sollst mir verzeihen und mich segnen wie einen Scheidenden — denn ich verlasse Euch nun, Giulio, für immer!“

Und nun erzählte er ruhig und leise die Geschichte seines wunderlichen Herzens, den Kopf an die Brust des Bruders geschmiegt, wie in jenen Zeiten, da er ihm noch jegliches Geheimniß beichtete. Er verschwieg ihm keinen Gedanken — von der ersten Erscheinung des Traumbildes an bis zu dieser Stunde. Giulio aber unterbrach ihn mit keinem Wort, kaum einmal mit einem halbunterdrückten Seufzer. Endlich schloß Giovanno mit den Worten: „Meine Beichte ist vollendet. Verzeiht mir so Ihr könnt, und lebt wohl. Ich ziehe jenen frommen Vätern nach, die dort hinter jenen grauen Mauern wohnen, ich will in den Orden der Dominicaner treten und in ein Kloster gehn. Dort hat jeder Kampf ein Ende.“ Da hob Giulio leise mit seiner Hand das Angesicht des Geliebtesten von seiner Brust empor, und sah so lange in die theuren Züge seines jungen Bruders bis ihm die Augen übergingen. Dann küßte er ihn zu tausend Malen auf die Stirn und auf die schönen Lippen und sagte: „Nein, mein Kleinod, ich lasse Dich nicht ungehindert den Weg ins Kloster wandern! *Deine* Straße führt nach *Rom*, nicht in eine dumpfe Zelle, diese vollkom-

Digitized by Google

menen Glieder soll kein Mönchsgewand umhüllen. Lebe, genieße, schaue, lerne, mein Knabe, und vergiß Giuditta, vergiß sie — nicht weil sie mein Weib — wohl aber weil sie die Mutter meines Kindes ist. Hätte ich kein Kind, Giovanno, ich würde längst auf und davon gegangen sein — fortgewandert bis ans Ende der Welt — und wäre verschollen und hätte Dir als mein Vermächtniß jenes Weib hinterlassen, das Du liebtest und dessen Ring Du getragen bis zu dieser Stunde. Dich habe ich am meisten geliebt, bis mir das Kind geboren wurde, Giovanno. Das Kind gebe ich nicht von mir, und die Mutter darf ihr Kind nicht verlassen! Nehmen mir die Heiligen den Knaben, dann mag Giuditta Dir folgen, — sie wurde nicht aus Liebe mein Weib, ich vermöchte sie dann nicht zu halten! Eure Liebe kannte ich längst, sieh hier dies Blättchen mit den Linien ihres jungen Angesichts, ich fand es am Tage nach meiner Heimkehr! Deine Hand hat diese Züge festgehalten! Und nun geh, Giovanno, geh nach Rom, mein Knabe, zögere keinen Tag länger!"

Am nächsten Tage, als kaum der Morgen graute, hatte Giovanno sein Bündel geschnürt und hing zum schweren Abschied an dem Halse des Bruders. Seine plötzlich erwachte Klosterssehnsucht war untergegangen in den tiefernsten Gesprächen der verflossenen Nacht, die beide Brüder mitsammen durchwacht, und Roma stand, eine glänzende Sonne, jetzt an dem Himmel seines Herzens und seiner Gedanken, sie sollte mit ihren Strahlen die Schatten seines Leides verscheuchen, er wollte sich aufraffen, arbeiten, lernen, schaffen! Aber es kostete ihm doch gewaltigen Kampf so fortzuschleichen wie ein Dieb in der Nacht, ohne Gruß und Abschied. Er wollte und durfte Giuditta ja nicht noch einmal sehen, sie sollte sein Scheiden aus dem Munde ihres Gatten erfahren. Giovanno hinterließ ihm den letzten Gruß für die Gefährte, Giullo sah das letzte Ringen des jungen Herzens, die letzten Thränen, als der Bruder die Schwelle des Hauses überschritt, allwo sein Alles lebte und athmete. „In drei Monden folge ich Dir nach Rom und bringe Kunde von ihr und uns Allen," sagte Giullo noch, als er ihn endlich aus seinen Armen ließ.

Aber nach einer Wanderschaft von wenigen Tagen wurde Giovanno todtmatt und krank, und barmherzige Mönche von dem Orden des heiligen Dominik fanden ihn mit wunden Füßen und blassen Wangen am Wege liegen, hoben ihn auf und trugen ihn in ihr kühles, großes Kloster. Dort lag er lange ohne Besinnung, oder von seltsamen Träumen gequält auf seinem Lager. Die frommen Brüder liebten ihn seines geduldigen sanften Wesens wegen, bewunderten sein engelschönes Angesicht und drängten sich wahrhaft zu seiner Pflege. Aber trotz ihrer Sorge und Mühe wurde Giovanno Tosini von Tag zu Tag schwächer, und oft, wenn die Mönche an seinem Lager weilten, ihn mitleidsvoll betrachtend, glaubten sie schon das Lächeln eines Sterbenden auf seinen Lippen zu sehen. Eines Tages hatten sich in den ersten Morgenstunden nach der Frühmesse Alle bei ihm versammelt, da der Kranke eine böse Nacht gehabt und sie Alle trauernd glaubten, daß sein letztes Stündlein gekommen sei. Und sie murmelten leise die Sterbegebete für diese junge scheidende Seele, die Strahlen der Sonne drangen dabei durch eine kleine Spalte des Vorhangs und spielten wie ein Heiligenschein um das Haupt des Kranken. Es war wundersam feierlich in der kleinen Zelle Giovanno Tosini's. Da schlug plötzlich der Kranke die großen Augen auf, sah sich mit einem lächelnden und dankbaren Blicke im Kreise um und verlangte nach seinen Malergeräthschaften. Seine Stimme war noch schwach, aber der Blick klar und ruhig. Und da man meinte, dies seltsame Verlangen möge wohl der letzte Wunsch eines Sterbenden sein, so brachte man eine kleine Holztafel und die Farben, und der Todtkranke saß auf und richtete sich Alles her und fing an zu malen. Alle drängten sich um ihn her, Einige knieten nieder und erwarteten ein Wunder. Und die zarte Hand setzte die ersten Farben auf — und Aller Augen folgten den Strichen des Pinsels. Die Holztafel wurde hell und immer heller, man sah ein Stück ächten Himmels und das Gold jenes Lichtes, in dem die Seligen athmen, aus diesem Blau und Gold tauchte allmählich ein gestügelter aufwärts schwebender Engel auf. — Am Abend war das Bild fertig, und die frommen Brüder sanken vor dem Bilde auf die Knie, denn es war als ob ein wahrhaftiger Engel sie anschaute, tief ernst und selig zugleich, und dieser Engel schwebte und flog wirklich so augenscheinlich, daß der Abt, als ihm das Bild gebracht wurde, die Fenster der Zelle zu schließen befahl, damit der himmlische Bote doch nicht allsogleich in seine Heimath zurückflattere. Die Züge des Engels waren deutlich die des Giovanno Tosini, und unter das Bild hatte er die Worte geschrieben: „Wer viel geliebet, dem wird viel vergeben werden! Ich habe den Frieden gefunden!" Als nun der Kranke sein Werk vollbracht, legte er den Pinsel nieder, streckte sich aus und schlief sanft und süß die ganze Nacht, und am nächsten Morgen wachte er auf als ein Genesender. Er begehrte Speise und Trank und seine Worte waren klar und seine Weise ruhig. Von Stunde an ging es besser mit ihm, zum frohen Staunen der frommen Brüder, und binnen kurzer Zeit konnte er schon am Arme des Einen oder des Andern in dem schattigen Klostergarten umherschleichen, und endlich war er so gesund wie zuvor, wenn auch eine leichte Blässe der Wangen für immer zurückblieb. Dann hatte er eine lange Unterredung mit dem Abt des Klosters, und wenige Tage darauf trat Giovanno Tosini aus Mugello im Florentinischen, im Alter von noch nicht zwanzig Jahren, in den Orden der Dominicaner und wurde Mönch in jenem Kloster, das ihn so barmherzig aufgenommen, als er krank und müde an Leib und Seele am Wege lag. Man gab ihm jenen Namen, den einst die Frauen in Florenz ihm gegeben, Angelico wurde er genannt, und der Tag der Einkleidung des jungen Fra Angelico war für alle Mönche ein Freudenfest, denn alle hingen mit großer Zärtlichkeit an ihrem schönen Findling. An diesem Tage ging dann auch ein Bote des Klosters mit dem Bilde jenes Engels, das der Giovanno auf seinem Krankenbett gemalt, nach Florenz. Die Beiden aber, die es als letzten irdischen Gruß von ihm empfingen, reichten sich stumm die Hände. Dann rief Giullo, in Staunen verloren über den Glanz des Bildes: „Jetzt begreife ich,

Digitized by Google

warum Alles so geschehen mußte, wie es geschah — die Engel haben ihn gerufen, denn sie brauchten einen Maler, der ihre Herrlichkeit auf Erden kundthat. Giovanno's Stern wird nun aufgehen — wohl mir, daß ich seinen Glanz schauen darf!" Giuditta aber schlich in ihr Kämmerlein, kniete an dem Lager ihres Kindes nieder und weinte bitterlich. Ihr Stern war untergegangen für dieses Leben.

Seit jenem Engel, den er dem Bruder und der Geliebten gemalt, zum Zeichen, daß seine Seele die irdische Liebe überwunden und das beste Theil erwählt, — wußte der Fra Angelico erst, wozu der heilige Lucas ihm den Pinsel in die Hand gegeben und das Auge für die Farben erschlossen hatte. Er malte fortan nur Heiligenbilder, Verzierungen für Meßbücher, und besonders Engelsgestalten, und keine gemalten Engel, selbst die nicht des hochherrlichen Raffael, verstehen leichter zu fliegen, sind körperloser, durchsichtiger und glänzender, als die Engel des Fra Angelico da Fiesole. Der Abt des Klosters hatte ganz Recht gehabt, — Jeder, der einen Engel des Angelico sah, faltete wohl bittend die Hände, daß er seinen Augen nicht entschwebe, — da war es Jenem nicht zu verdenken, daß er lieber vorsichtig Fenster und Thüren schließen ließ, statt vielleicht umsonst zu bitten. Und je mehr der Giovanno malte, je freier und froher wurde sein Herz, je leuchtender seine Bilder. Wie Ketten fiel es von ihm ab, Unruhe und Angst wichen von ihm, das Mondlicht des Friedens schimmerte aus seinen Augen. Streng in der Befolgung der Gesetze seines Ordens, mild und voll unerschöpflicher Barmherzigkeit gegen die Armen und Kranken, führte er das Leben eines Heiligen, und es waren erst wenige Jahre hingegangen, als ihn das Volk der ganzen Gegend und die Klosterbrüder selbst „Il Beato" nannten. Der Ruhm seiner herrlichen Bilder flog wie ein goldener Strahl durch alle Lande, und der Ruhm seiner Frömmigkeit und Milde flog mit. Nachdem er für sein Kloster größere Freskobilder in meisterhafter Weise ausgeführt, ließ Cosmo von Medici ihn bitten, das Kloster San Marco und die Kirche Annunziata zu verzieren mit den Werken seines Pinsels. In dem Kloster San Marco schmückte er jede Zelle mit einem wunderbar leuchtenden Freskobilde, und die Kirche selbst mit einer Verkündigung der Maria, die das Staunen und die Andacht aller Beschauer hervorrief. Als er diese herrlichen Werke vollendet, berief ihn der Papst Nicolaus V. nach Rom mit dem Auftrag, die Kapelle des heiligen Laurentius im Vatican mit seinem keuschen und glanzvollen Pinsel zu verzieren. Fra Angelico ging nach Rom. Dort war es, wo noch einmal die Versuchung an sein junges Herz trat, und die Sehnsucht nach einer Welt voll Liebe und Lust noch einmal in seiner Seele aufschrie. Als er nämlich eines Tages aus dem Vatican trat und die Stufen des päpstlichen Palastes langsam hinunterschritt, sah er an der letzten Stufe eine tief verhüllte Frauengestalt knieen, die wie bittend ihre Hände nach ihm ausstreckte als er näher trat. Und mit einem seltsamen Schauer blieb er stehen, und der übliche Segensgruß erstarb ihm auf der Lippe. Da erhob die Frau ihr Haupt, der Schleier fiel zurück, der ihr Gesicht verbarg, und Giuditta's holdselige blühende Züge waren es, die seine Augen erschauten. — Da schrak er zusammen — da flog das Roth seliger Freude über sein Angesicht — da brach ein Strahl höchster Liebesgluth aus seinen Augen, und die Lippen hauchten leise und bebend: „Giuditta!" — Sie aber lächelte ihn an mit einem Ausdruck, der deutlich sagte: „Ich bin bei Dir — und das ist der Himmel!" — Dann aber fragte er ängstlich: „Wo ist Giulio, wo ist Euer Kind?" — Und sie antwortete kaum hörbar: „Bei den Engeln, und darum kam ich zu Euch! Einer Bruder ertrug es nicht, daß die Heiligen uns den Knaben nahmen, er ging ihm nach in den Himmel. Und ich habe geweint und gebetet an ihren Gräbern, aber ich bin nicht verzweifelt, denn ich wußte, daß ich nun zu Euch gehen durfte, daß ich Euch finden würde, und hättet Ihr Euch verbergen an der Welt Ende! Und nun sprecht, was soll geschehen mit mir?"

Da wandte er sich todtenbleich ab von ihr und sagte nach einer Weile: „Bittet um Aufnahme in einem Kloster für barmherzige Schwestern, und so Ihr Eurer Todten gedenkt in Eurem Gebete, so gedenkt auch meiner. Lebt wohl, bei den Seligen sehen wir uns selig wieder, daran denkt, Giuditta!"

Damit verließ er sie. Ein halb erstickter Schmerzensschrei hallte ihm nach, er blieb nicht stehen, er verschloß sein Ohr diesem rührenden Ruf. Aber während an demselben Tage eine staunende Menge in der Kapelle des heiligen Laurentius jene wunderbar strahlenden Scenen aus dem Leben des Heiligen, die nun fast vollendet, immer und immer wieder anstaunte und den Fra Angelico da Fiesole, der solches geschaffen, pries, lag der Schöpfer dieser herrlichen Werke gleich einem zweiten heiligen Laurentius auf dem glühenden Roste unsäglicher Qualen, und mühte sich unter Gebet und blutigen Thränen, sein wieder erwachtes Herz zur Ruhe zu bringen. Und die Heiligen standen ihm bei — Fra Angelico überwand sein Herz. Giuditta war und blieb verschwunden, und er wagte es nicht, nach ihr zu forschen. Als er die Ausschmückung der Kapelle vollendet, war der Papst so entzückt von dem was der Maler geschaffen und von der Person des Meisters selbst, daß er ihm die Würde eines Erzbischofs in Florenz anbot zur Belohnung. Aber Fra Angelico lehnte diese Gnade in stolzer Demuth ab und pilgerte zu Fuß zurück in sein Kloster. Die Regeln seines Ordens hielt er so gewissenhaft, daß er ohne die besondere Erlaubniß seiner Ordensoberen weder für fremde Klöster noch für Privatleute irgend eine Arbeit übernahm, auch die Bestimmung des zu fordernden Preises allein ihrer Einsicht überließ. Das herrlichste und größte seiner Staffeleibilder schuf er in dem tiefen Frieden seines geliebten Klosters: die Krönung der Maria inmitten der schönsten Heiligen und Engel, und die Wunder des heiligen Dominicus. Der Kopf der Maria in seinen süßen wehmüthigen Ausdruck war ein Angedenken an jenes Weib, das er allein auf Erden geliebt. Seine letzte Arbeit in der Klosterstille, ehe er zum zweiten und letzten Male nach Rom ging, war die Vollendung einer Seitengruppe seines größeren Bildes: die Himmelfahrt Christi. Diese Gruppe nannte er „das Wiedersehen der Seligen". Mit verklärtem Lächeln arbeitete er daran.

Digitized by Google

Da hatte er die liebliche Gestalt Giuditta's noch einmal heraufbeschworen, sie war außerstanden in den glühendsten Farben, in diesem Bilde wagte er sie zu umfassen, zu küssen. Auch Giulio war da und sein Knabe, und an der Seite kniend Fra Angelico selbst, im Mönchsgewande, in leiser keuscher Umarmung mit einer wunderschönen Frauengestalt mit Flügeln, der verklärten Geliebten. Und rings umher leuchtende Gestalten, seliges Umfassen, himmlisches Wiederfinden, süßes Verschmelzen, verklärtes Jubeln, wonnige Vereinigung von Liebenden und Geliebten, von Weib und Mann, von Eltern und Kindern, von Bruder und Schwester. Das Ganze war eine Hymne in Farben auf die Unsterblichkeit und auf das Wiederfinden nach dem Tode des Leibes.

Als er diese herrliche Schöpfung seiner frommen Seele vollendet, ging er, von den Thränen der Klosterbrüder begleitet, wiederum nach Rom, um die Kapelle des heiligen Sacraments im Vatican zu malen. Dort schloß er, als er sein Werk vollbracht, ohne vorheriges Kranksein plötzlich seine Augen zum ewigen Schlummer. Man fand ihn, den Malerstab und die Palette noch in den Händen haltend, mit dem Ausdruck höchster Verklärung todt in der Kapelle. Als man ihn aber unter dem Zudrang einer schluchzenden Menge auf eine Bahre legte, da wandelten sich die Züge des 67jährigen Greises und wurden die eines wunderschönen Jünglings. Und das Volk wurde nicht müde des Wunders und strömte Tag und Nacht herbei, den Fra Angelico zu schauen, und die Verührung seines Gewandes tröstete wunderfam Alle, so ein tiefes heimliches Liebesleid im Herzen trugen. Der Papst aber sprach den Gestorbenen heilig unter dem Namen „il Beato“, und man begrub seinen Leib mit großem Gepränge in der Minervenkirche zu Rom. Zu derselben Stunde wurde in dem Kloster der Schwestern zum Herzen Jesu zu Florenz eine arme Nonne begraben, die man unter dem Namen „Schwester Giovanna“ kannte. Diese Todte aber feierte mit dem heilig gesprochenen Meister nun da droben ein „Wiedersehen der Seligen“, wohl noch verklärter und jubelvoller, als der Fra Angelico selbst es gemalt.

E. P.

Die französische Regentschaft und ihre Stützen.

Mit dem Monatstag der Abreise von der Hauptstadt und sogar mit dem ersten Nachtquartier in Mentereau ist Napoleon gewissenhaft dem Beispiel seines großen Onkels gefolgt, hoffend, daß bei genauer Anwendung des von Napoleon bereits gebrauchten Receptes auch die Folgen, d. h. die ruhmvollen und glänzenden Siege auf den italienischen Gefilden nicht ausbleiben werden. Hat somit der Neffe für günstige Vorzeichen gesorgt, so können wir nicht umhin hervorzuheben, daß anderseits seine Abreise auch einige Aehnlichkeit mit einem andern verhängnißvollen Wendepunkt der kaiserlichen Laufbahn, aber diesmal in der absteigenden Richtung, aufzuweisen hat, indem auch diesmal, gerade wie bei der Abreise des ersten Kaisers nach Rußland 1812, eine Regentschaft, eine Kaiserin und ein unmündiges Kind daheim zurückbleiben. Ob nun nach diesem oder jenem Vorzeichen die weiteren Folgen ausfallen, müssen wir blödsichtige Sterbliche einem höhern Willen anheimstellen.

Seine Gemahlin hat Ludwig Napoleon als Regentin zurückgelassen, bekanntlich eine Gräfin Montijo, aus einem spanischen vornehmen Hause, welches die drei Grandentitel Teba, Banes und Mora führt. Geboren am 5. Mai 1826 in Granada, empfing Eugenia Montijo, Gräfin von Teba, ihre erste Erziehung in Frankreich und England (dessen katholischem Adel ihre Mutter angehört) und ward 1851 in den Kreisen des Elysée eingeführt. Als die verschiedenen Werbungen Ludwig Napoleons um eine Gemahlin aus fürstlichem Geblüt erfolglos geblieben waren, erinnerte er sich wieder an den Eindruck, den Fräulein Montijo auf ihn gemacht hatte, und berief am 21. Januar 1851 die großen Staatskörperschaften in den Tuilerien zusammen, um ihnen anzuzeigen, daß er eine Gattin gewählt habe, und zwar eine Gattin, die durch ihre nichtfürstliche Geburt nur einen neuen Beweis für den demokratischen und von der veralteten Welt sich abwendenden Charakter seiner Regierung abgäbe. Bereits am 21. Januar erfolgte die Trauung mit großem Prunk, und nach dreijähriger Ehe, am 16. März 1856, gebar die Kaiserin Eugenia einen Sohn, über dessen Regierungsfähigkeit oder vielmehr -unfähigkeit (abgesehen vom Alter) seltsame, weder beglaubigte noch widerlegte Gerüchte umliefen. Die Kaiserin, zür alleinigen Regentin ernannt, ist wohlthätig, fromm wie eine Pariser Weltdame, und abergläubisch wie eine Spanierin. Wenn sie dasselbe Herrschertalent, das sie im Reiche der Mode unleugbar zeigt, auch in der politischen Welt bewährt, könnte sie wohl eine zweite Semiramis werden.

Die Kaiserin führt zwar die Regentschaft allein, aber die Hauptsäulen der Napoleonischen Herrschaft stehen auch ihr zur Seite. Ohne officielle Stellung, obwohl am einflußreichsten als ältestes Mitglied des Napoleonischen Hauses, ist von diesen Hieronymus Napoleon, ci-devant von Westphalen, der selbst die Regentschaft gern übernommen hätte. Diesem folgen an Bedeutung der Minister des Auswärtigen, Graf Walewski, der Staatsminister Achille Fould und der Staatsrathspräsident Baroche. Die Biographie des erstgenannten Ministers haben wir bereits in Nr. 23, Jahrgang 1858, der Europa; die übrigen theilen wir heute mit, um damit den Kreis der politischen Persönlichkeiten, welche die Regentin berathend umgeben, zu vervollständigen. Walewski und Fould sind von den Ministern die einzigen, welche in die eigentlichen Gedanken und Pläne der kaiserlichen Politik eingeweiht sind, die übrigen, Delangle, der Minister des Innern, Magne, Minister der Finanzen, Rouher, Minister der Justiz, Hamelin, Minister der Marine, Chasseloup Laubat, Minister der Colonie, erst ad interim für den vor kurzem ausgetretenen Prinzen Napoleon, dann definitiv, sind nicht viel mehr als bloße Bureauchefs. Der neue Kriegsminister, Marschall Randon, ehedem Generalstatthalter in Algier, und eigentlich zum Generalstabschef der italienischen Armee designirt, gehört zu den Getreuesten der Getreuen, ist aber nicht lange genug im Amte, um ein Urtheil über seine größere oder geringere Selbständigkeit zu erlauben.

Digitized by Google

1. Hieronymus Napoleon.

Dieser einzige noch lebende Bruder des Kaisers Napoleon I. ist als der jüngste der Brüder desselben am 15. December 1784 in Ajaccio geboren. Seine Familie, 1793 aus Corsica verbannt, sah sich genöthigt in Frankreich eine neue Heimath zu suchen, und dort empfing auch Hieronymus seine erste Erziehung im Collége de Juilly, das er nach dem Staatsstreich vom 18. Brumaire verließ, um sich auf Veranlassung seines Bruders dem Seedienste zu widmen. Schon nach einjähriger Dienstzeit ward er Fregattenlieutenant, und machte als solcher 1801 unter General Leclerc, seinem Schwager, die Expedition nach Haiti mit. Mit der Nachricht von der glücklichen Ausschiffung der Truppen auf der Insel kehrte er nach Paris zurück, begab sich jedoch von dort wieder sogleich nach den Antillen, wo er am Bord des „Sperbers“ auf der Höhe von Martinique kreuzte. Das Schiff wurde jedoch nach kurzer Zeit von den Engländern aus diesen Gewässern vertrieben, und mußte sich, von ersteren verfolgt, in den Hafen von New-York flüchten. Dort verweilte Hieronymus mehrere Jahre und verheirathete sich am 24. December 1803 mit Miß Elisabeth Patterson, der Tochter eines reichen Pflanzers bei Baltimore. Diese Vermählung zog ihm den Zorn Napoleons zu, der mit seinem jüngeren Bruder bereits andere Pläne im Sinne hatte und, sich auf die Minderjährigkeit desselben stützend, als Familienhaupt die Ehe für Null und nichtig erklären ließ. Vergeblich war alles Bitten, und selbst als die junge Gattin ihre Sache persönlich zu führen suchte und deshalb nach Europa kam, durfte sie in Amsterdam nicht einmal an's Land steigen, sondern mußte sich sogleich nach England begeben, wo sie in der Nachbarschaft von London eine Wohnung bezog und daselbst einen Monat später, am 7. Juli 1805, einen Sohn gebar, den einzigen Sproß aus dieser Ehe, der es, ungleich seinen Verwandten, vorgezogen hat, sich vom politischen Leben fern zu halten und seine Tage als einfacher Gutsbesitzer zu verbringen. Er hat sich 1829 mit einer Americanerin, Miß Susanne May, verheirathet, und ein Sohn von ihm, Hieronymus Bonaparte, 1832 geboren, ist, seitdem das Gestirn der Napoleoniden mit erneuetem Glanze zu leuchten angefangen hat, nach Frankreich gekommen und dort Officier bei den afrieanischen Jägern geworden.

Endlich willigte Hieronymus in die Trennung von seiner Gattin und wurde nun von seinem Bruder wieder zu Gnaden angenommen. Ende 1805 erhielt er von dem Kaiser den Auftrag, von dem Dey von Algier 250 in der Sclaverei befindliche Genueser zu reclamiren, und bekam, nachdem er diesen Auftrag mit Glück durchgeführt, im folgenden Jahre als Linienschiffscapitän das Commando eines Geschwaders von 8 Sch'ffen, das er nach Martinique führte. Noch in demselben Jahre kehrte er als Contreadmiral nach Frankreich zurück.

Sein Seedienst war damit zu Ende, denn sein Bruder der Kaiser wollte ihm auch Gelegenheit geben, sich zu Lande auszuzeichnen, und ernannte ihn für den im Herbst 1806 beginnenden Feldzug gegen Preußen zum Oberbefehlshaber über ein Hülfscorps von bayerischen und württembergischen Truppen, mit welchen Hieronymus Schlesien besetzte. Weniger durch eigenes Geschick als durch die Rathschläge der ihm als militärische Mentoren beigegebenen französischen Generäle, namentlich Vandamme's, nahm er hier mehrere Festungen ein. Nach dem Tilsiter Frieden zum Divisionsgeneral ernannt, vermählte er sich am 7. August 1807 mit der Prinzessin Friederike von Württemberg, und erhielt am 1. December von seinem Bruder die Krone des aus preußischen links der Elbe gelegenen Besitzungen, hannöverschem und braunschweigischem Gebiet neugeschaffenen Königreichs Westphalen. Am 1. Jan. 1808 fand sein Einzug in Cassel statt, und nun begann ein Schlaraffenleben, wie es seit Versailles unter Ludwig XV. und dessen Nachahmern an den kleineren deutschen Höfen wohl kaum je gesehen worden. Noch heute müssen wir Deutsche vor Scham erröthen, daß sich deutsche Frauen und deutsche Edelleute fanden, um daran Theil zu nehmen. Wenn auch durch einige fähige Minister alte Mißbräuche abgeschafft und ein geordneter Verwaltungsmechanismus hergestellt wurde, so verleugnete die westphälische Regierung doch niemals ihren Ursprung als eine auf Gewalt begründete Fremdherrschaft. Hieronymus selbst bekümmerte sich gar nicht um die Staatsgeschäfte und lernte von der Sprache seiner Unterthanen nur die eine Phrase „Morgen wieder lustig!“ womit er zu den ununterbrochen auf einander folgenden Hoffestlichkeiten einlud, wo er mit der Ausgelassenheit eines Schiffslieutenants und nicht mit der Würde eines Königs den Reigen führte. Selbst Napoleon machte ihm ernstliche Vorstellungen über sein leichtfertiges Leben, ohne eine Besserung zu erzielen. Theils die maßlose Verschwendung des Hofes, theils die hohen finanziellen Anforderungen, welche Napoleon an den Staat stellte, den er ganz als eine französische Provinz behandelte, zerrütteten die Finanzen vollständig, und das Land litt unter der Schmach der Fremdherrschaft auch materiell.

Das lustige Leben am Casseler Hofe wurde mehr als einmal in unangenehmer Weise gestört. Von Dörnberg, der Oberst der eigenen Leibgarde des Hieronymus, versuchte 1809, während Schill in die westphälischen Departements der Elbe und der Oker einbrach, in Verbindung mit andern deutschen Patrioten einen Aufstand in dem alten Hessenlande, der ein Zeichen zu einer Revolution in Norddeutschland geben sollte, während die napoleonischen Heere an der Donau beschäftigt waren. Der Aufstandsversuch mißlang jedoch. Dann erschien der Herzog von Braunschweig-Oels aus Sachsen kommend in Westphalen, warf die ihm entgegengestellten königlichen Truppen über den Haufen und machte sich freie Bahn nach der Nordsee: wo er sich nach England einschiffte. Das Jahr 1812 entfernte ebenfalls Hieronymus von Cassel. Sein Bruder der Kaiser stellte ihn an die Spitze einer französischen Division, damit er sich in dem Feldzug gegen Rußland Lorbeern erwerbe. Der König von Westphalen vernachlässigte aber sein Commando, hielt in Warschau einen üppigen Hof und zeigte, als er dann später an der Spitze seines Corps in Rußland einrückte, zwar persönliche Tapferkeit, aber als Feldherr eine so vollständige Unfähigkeit, daß ihn Napoleon im August 1812 erzürnt nach Hause schickte. Als Haupfehler wurde ihm angerechnet, daß er die Vereinigung der beiden russischen Armeen Barclay de Tolly's und Bagration's bei Smolensk (6. Aug.) nicht verhindert hatte.

Kaum noch ein Jahr war dem Königreich Westphalen Lebensfrist vergönnt. Während Napoleon in der zweiten Hälfte des

Digitized by Google

Feldzugs 1813 an der Elbe stand, machte eines der vielen Streifcorps, die sich im Rücken der französischen Heere bewegten, unter dem russischen General Tschernitschew am 30 Septbr. 1813 der Wirthschaft in Cassel rasch ein Ende, und nur noch einmal, am 17. Octbr., kehrte Hieronymus nach seiner Hauptstadt zurück, um seine Schätze zusammenzupacken und damit nach Paris zu flüchten. Nach dem Sturze Napoleon's begab sich der Exkönig von Westphalen nach der Schweiz, hielt sich dann in Triest und in Neapel auf und kehrte im April 1815 nach Paris zurück. Während der 100 Tage wohnte er der Ceremonie des Maifelds bei, und hatte auch als französischer Prinz seinen Sitz in der Pairskammer eingenommen. Bei Eröffnung der Feindseligkeiten erhielt er wieder ein Commando, focht bei Ligny und bei Waterloo mit vieler Tapferkeit, ward bei dem Kampfe um Hougoumont am Arme verwundet, und kehrte mit seinem Bruder nach Paris zurück. Nach der Abdankung des Kaisers verließ er heimlich die Hauptstadt am 27. Juni und suchte, nachdem er längere Zeit in Frankreich und in der Schweiz herumgeirrt war, zu seiner Gemahlin nach Württemberg zu gelangen, wo ihm die Verbündeten unter der Bedingung zu bleiben gestatteten, in Zurückgezogenheit zu leben und keine Franzosen in seine Dienste zu nehmen. Seit 1816 lebte Hieronymus nun unter dem Titel eines Grafen von Montfort abwechselnd auf dem Württemberger Schlosse zu Ellwangen, auf seinen Besitzungen Crainburg und Schönau in Oesterreich oder in Triest, seit 1827 in der Mark Ancona, im Winter in Rom, später in Lausanne und endlich meist in Florenz. Ein 1847 bei der französischen Pairskammer eingereichtes Gesuch um Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich blieb Anfangs erfolglos. Da sich aber die Deputirtenkammer dem Gesuche günstig zeigte, ertheilte ihm die Regierung die gewünschte Erlaubniß, und Hieronymus kehrte nach Paris zurück. Hier fand ihn die Februarrevolution, und er war in der anfänglichen Zerrüttung aller politischen Verhältnisse gleich darauf bedacht, die alte napoleonische Partei um sich zu sammeln. Er gab ihr in der Candidatur seines Neffen zur Präsidentenwürde ein Banner und zeigte bei den Vorbereitungen zur Wahl des Prinzen eine große mit Erfolg gekrönte Thätigkeit. Der Gewählte war ihm dankbar dafür und ernannte ihn am 27. Octbr. 1848 zum Generalgouverneur des Invalidenhotels und am 1 Jan. 1850 zum Marschall von Frankreich. Als nach dem Staatsstreich von 1851 ein Regen von Würden und Reichthümern auf den ganzen napoleonischen Anhang herniederfiel, wurde Hieronymus zum Senatspräsidenten ernannt, bekam seinen Titel als französischer Prinz wieder und erhielt ein militärisches Haus, eine Civilliste und Nationalresidenzen im Palais royal, in Villers-le-Bel und in Meudon. In Abwesenheit des Kaisers hat er zu verschiedenen Malen dem Ministerrath präsidirt, doch ist ihm die Regentschaft, nach der er im Interesse seines Sohnes gestrebt, entgangen.

Der älteste Sohn des Hieronymus, geboren am 24. Aug. 1814 in Triest, ist am 12. Mai 1847 gestorben. Der zweite, Napoleon Joseph Karl Paul, geboren am 9. Septbr. 1822, gemeinhin Prinz Napoleon genannt, hat als Haupt der kriegslustigen Hofpartei in neuester Zeit viel von sich reden gemacht. Die Tochter, Prinzessin Mathilde, geboren am 27. Mai 1820, als Gräfin Demidoff mit einem der reichsten russischen Grundbesitzer vermählt, lebt am Hofe ihres Vetters des Kaisers und ist im Besitz eines nicht unbedeutenden politischen Einflusses, den sie dazu benutzt hat, nach dem orientalischen Kriege Frankreich und Rußland wieder einander näher zu bringen.

2. Achille Fould.

Politische Gleichheit aller Stände und aller Confessionen ist einer der Grundsätze, den die Revolution von 1789 aufgestellt hat, und da Ludwig Napoleon es liebt, sich als den Vertreter dieser Grundsätze darzustellen, so ist es nur consequent, daß er einen Israeliten zum Minister gemacht hat. Achille Fould ist am 31. October 1800 als der Sohn eines reichen israelitischen Banquiers, der 1855 verstorben ist, geboren, arbeitete anfänglich im Hause seines Vaters, vervollständigte seine Erziehung durch Reisen in dem südlichen Frankreich, in Italien und dem Orient, und übernahm später mit seinem älteren Bruder Benedict Fould die Leitung des weltbekannten Pariser Banquierhauses Fould, Oppenheim und Compagnie, dessen Associé er blieb, bis er nach dem 2. December 1851 zum ersten Mal das Finanzministerium übernahm. Schon neun Jahre früher war er in das politische Leben eingetreten, indem er 1842 für Tarbes in die Deputirtenkammer gewählt ward. Als Redner trat er hier fast nur über Finanz- und nationalökonomische Fragen auf und wurde bald darin eine Autorität. Vornehmlich betheiligte er sich bei den Debatten über die Eisenbahnen, den Rübenzuckerzoll, die Sparkassen und die Rentenconversion, die er später durchzuführen selbst bestimmt war. In der auswärtigen Politik war er ein Anhänger des Ministeriums Guizot, wie er auch im Uebrigen mit der damaligen Majorität stimmte.

Nach der Februarrevolution fügte sich Fould der vollendeten Thatsache und unterstützte durch seine Rathschläge und Erfahrungen die provisorische Regierung. In die Nationalversammlung gelangte er durch Nachwahl am 8. Juli, nachdem er durch zwei Broschüren, „keine Assignaten!“ und „Ansicht des Herrn A. Fould über die Assignaten“, worin er die staatsökonomischen Theorien bekämpfte, welche einige Mitglieder der Regierung in Anwendung bringen wollten, ein entschiedenes Wort in einer der wichtigsten Tagesfragen gesprochen hatte. Dieselben Grundsätze vertheidigte er auf der Tribune, und die Art, wie er sich über die Staatsscheine und die Verwendung der Gelder der Sparkassen, über die Getränkesteuer, über den Plan der Vollendung des Louvre u. s. w. aussprach, gewann ihm das Vertrauen der Majorität der Versammlung. Vornehmlich als Berichterstatter über die Rechenschaftsablegung der provisorischen Regierung kam er in Zwiespalt mit der republikanischen Partei der Versammlung und hatte von ihr die heftigsten Angriffe zu erdulden, die er mit Entschiedenheit und Muth zurückwies.

Als Altconservativer und Gegner der Republikaner schloß sich Fould gleich im Anfang nahe an Ludwig Napoleon an, unter dem er viermal Finanzminister gewesen ist. Als solcher war er bestrebt, das Vertrauen der Capitalisten wieder zu wecken, und zog die Gesetzentwürfe über die Einkommen-, die Miethe- und Hypothekensteuer zurück, verlangte auch die Fortdauer der Octroi-Abgaben und der Getränkesteuer, welche die provisorische Regierung abgeschafft hatte. Auch stammt von ihm der Gedanke, bei der Aufnahme

Digitized by Google

von Anleihen die Vermittelung der Banquiers zu umgehen und sich direct an das Publicum zu wenden, ein Gedanke, der in seiner Ausführung großen Erfolg gehabt hat. Außerdem erstreckte sich seine gesetzgeberische Thätigkeit auf die Regelung der Einregistrirungsabgaben, des Postdienstes, des Briefporto's, auf die Aufhebung des Zwangscourses der Banknoten, auf eine gleichmäßigere Vertheilung der Grundsteuern durch eine neue Abschätzung des Grundeinkommens, auf die Civilpensionen und auf wichtige Reformen der Fortgesetzgebung und des Handelsgesetzbuchs. Die Gründung der Bank von Algerien und die Errichtung von Cayenne als Strafcolonie sind hauptsächlich von ihm ausgegangen. In Fragen der Handelspolitik weichen seine Ansichten von denen des Kaisers ab, denn er ist ein Anhänger des Schutzzollsystems, dabei aber geneigt, unumgänglich nothwendige Reformen in der Richtung einer Herabsetzung der Zölle eintreten zu lassen.

Die Meinungsverschiedenheiten, die während der Präsidentschaft Ludwig Napoleon's zwischen diesem und Fould zu verschiedenen Zeiten an den Tag traten, bielten den letzteren nicht ab, nach dem Staatsstreich vom 2. December 1851 das Ministerium der Finanzen wieder zu übernehmen. Er behielt es jedoch nur bis zum 20. Januar 1852, wo er in Folge des Decrets, welches die Confiscation der Güter der Familie Orleans aussprach, seine Entlassung nahm. Die Gewissensscrupel, die ihn zu diesem Schritt veranlaßten, scheint er bald überwunden zu haben, denn nachdem er am Tage seines Rücktritts zum Senator ernannt worden, übernahm er kurze Zeit darauf wieder das Portefeuille als Staatsminister und Minister des Hauses des Kaisers und zählt jetzt als unbedingter Anhänger der Politik des Elysée. In seiner neuen Stellung hat Fould die Vorarbeiten zur Weltausstellung von 1855 geleitet, der großen Oper als Staatsanstalt eine neue Einrichtung gegeben und den Ausbau des neuen Louvre vollendet.

3. Staatsrathspräsident Baroche.

Eines der gefügigsten Werkzeuge der napoleonischen Politik ist das ehemalige Mitglied des liberalen linken Centrums, Baroche. Am 8. Novbr. 1802 in Paris als der Sohn eines kleinen Kaufmanns geboren und bereits mit dem 13. Jahre Waise, widmete er sich später dem Rechtsstudium und wurde 1823 als Advocat aufgenommen. Trotz seiner Talente gelang es ihm erst allmählich eine Stellung in der juristischen Welt zu erlangen, doch sah er sich 1846 durch Ernennung zum Batonnier oder Vorsteher des Pariser Advocatenstandes belohnt. Das Jahr darauf vertheidigte er den General Despans Cubières in dem skandalösen Bestechungsproceß gegen den Minister Teste vor dem Pairsgerichtshof, wie er vor demselben Gerichtshofe bereits 1841 den in das Attentat Quenisset verwickelten Colombier, und 1846 den wegen versuchten Königsmords angeklagten Henry vertheidigt hatte.

Seit 1844 Mitglied der Deputirtenkammer für Nantes, schloß er sich dem linken Centrum an und zeigte sich als ein entschiedener Gegner des Ministeriums Guizot. Bei den allgemeinen Wahlen des Jahres 1846 fiel er durch, doch gelangte er nachträglich für Rochefort in die Kammer, wo er seinen Platz neben Odillon Barrot unter der dynastischen Opposition nahm. Als einer der eifrigsten Förderer der Reformagitation organisirte er das Festmahl des 12. Arrondissements und unterzeichnete die bei dieser Gelegenheit beantragte Anklageacte gegen die Minister Guizot und Duchatel.

Die Reformbewegung ging weit über die Grenzen hinaus, die ihr ihre Anstifter hatten stecken wollen, und führte zur Februarrevolution und zur Republik. Baroche wurde sofort ein Verehrer der neuen Staatsform, und sein Programm sprach sich mit solcher Wärme für sie aus, daß er in der unteren Charente als zweiter Candidat von Zwölfen mit 83.000 Stimmen aus der Wahlurne hervorging. In der constituirenden Versammlung Mitglied des Ausschusses für die auswärtigen Angelegenheiten, stimmte er Anfangs mit der gemäßigten Demokratie, näherte sich aber mehr und mehr der Rechten, wie die Republik unpopulär zu werden anfing. Doch gab er noch seine Zustimmung zu der republikanischen Constitution und zu der Erklärung, daß General Cavaignac sich wohl um das Vaterland verdient gemacht habe. Nach der Wahl vom 10. Dec. unterstützte er durch seine Abstimmungen und seine Reden in der Versammlung die Politik des Elysée, der er auch bald als Minister und Richter dienen sollte.

Bereits bei dem Proceß der Theilnehmer an dem Aufstande vom 15. Mai vor dem außerordentlichen Gerichtshof war Baroche als Generalprocurator der Republik aufgetreten, und hatte auch vor der Constituante die Competenz dieses Gerichts vertheidigt. Als öffentlicher Ankläger erschien er dann noch bei dem Proceß von Bourges und einige Monate später bei dem Proceß von Versailles.

Auch in die gesetzgebende Versammlung für die untere Charente gewählt, wurde er einer der Vicepräsidenten derselben und war, so lange die Einigkeit zwischen dem Präsidenten und der Majorität dauerte, eines der thätigsten Mitglieder der letzteren. Als dann die Kluft zwischen den beiden über die Oberherrschaft streitenden Gewalten sich erweiterte, versuchte Baroche die parlamentarische Partei mit dem Elysée zu versöhnen. Die demokratischen Wahlen vom 10. März 1850 brachten eine vorübergehende Wiederannäherung der beiden conservativen Fractionen zu Wege, und Baroche übernahm das Ministerium des Innern, in welcher Stellung er die Suspension des Versammlungsrechts, die Wiedereinführung des Zeitungsstempels, die Erhöhung der Cautionen, das Gesetz über die Deportation politisch Verurtheilter nach der Insel Nukahiwa und andere Maßregeln entschiedener Reaction durchsetzte. Er erklärte sich auch für das Gesetz zur Beschränkung des allgemeinen Wahlrechts, obgleich dieses gegen den Präsidenten gerichtet war, der bereits seine Stützen in der großen Masse des Volks suchte, während die parlamentarische Majorität aus der Minorität der gebildeten Klassen hervorgegangen war.

Während der Vertagung der Versammlung und der Rundreise Napoleons im Lande, auf der er durch seine öffentlichen Ansprachen um Sympathien und Bundesgenossen gegen die parlamentarische Partei warb, ging in den Gesinnungen Baroche's ein Umschwung vor sich.

Er ergriff für die Politik des Elysée Partei, behielt sogar noch sein Portefeuille bei nach der Entlassung des Hauptes der conservativen Parlamentarier, des Generals Changarnier (am 9. Jan. 1851), und zog sich selbst ein Mißtrauensvotum seiner ehe-

Digitized by Google

maligen Parteigenossen zu, vor dem er aus dem Ministerium schied. Den 10. April 1851 übernahm er jedoch wieder ein Portefeuille, das der auswärtigen Angelegenheiten. Da aber der Präsident fortfuhr, auf die Zurücknahme des das Wahlrecht beschränkenden Gesetzes vom 31. Mai zu bestehen, reichte Baroche am 14. Octbr. 1851 von neuem seine Entlassung ein, um nicht mit eigener Hand das wichtigste Werk seines ersten Ministeriums zu zerstören.

Als die Zerstörungsarbeit durch Andere ausgeführt und der durch die Wiederherstellung des fast allgemeinen Wahlrechts vorbereitete Staatsstreich vom 2. Decbr. 1851 stattgefunden hatte, waren auch Herrn Baroche's Bedenken geschwunden, und er nahm unter dem neuen Regiment die Vicepräsidentur der Consultativcommission an. Nach der officiellen Zählung der Stimmzettel der Wahlen vom 2. Decbr. erhielt er den Auftrag, das Ergebniß officiell bekannt zu machen, und proclamirte es am 31. Decbr. Bei der Reorganisation des Staatsraths trat er zuerst als Vicepräsident und dann mit dem Range eines Ministers als Präsident an die Spitze desselben, eine Stellung die er gegenwärtig noch einnimmt. Sehr bemerklich machte er sich unter andern 1854 bei den Verhandlungen über die Anklage Montalembert's wegen eines das napoleonische Regiment tadelnden Privatbriefes in der Legislative, wo der ehemalige Liberale, dem das Ministerium Guizot nicht freisinnig genug war, die Ermächtigung zur Anklage in einem Tone fanatischer Devotion für den Absolutismus befürwortete, wie man ihn in Europa nur in den Zeiten des byzantinischen Reichs und der römischen Kaiserzeit vernommen hat. —bt.

Chronik.

Das Proverbe auf der französischen Bühne.

r. Ein unlängst in Paris erschienenes Buch, enthaltend die „Scènes et Proverbes“ von Octave Feuillet, veranlaßt uns zu einigen Bemerkungen über die neueste Spielart der dramatischen Litteratur Frankreichs, welche, seitdem sie von dem durch Frau v. Genlis dazu angeregten Theodor Leclerq (geb. 1777, † 1852) zuerst angebaut wurde, im Laufe der Zeit für den gebildeten Theil des Publicums dasselbe geworden ist, was das Vaudeville für eine gemischtere Zuhörerschaft und die unteren Stände des Volkes. Beide, Vaudeville und Proverbe, sind charakteristische Erzeugnisse des französischen Geschmackes und Geistes, so verschiedenartig sie sonst auch sein mögen. Denn abgesehen davon, daß in den ersteren jener und Deutschen oft so unerwartete Wechsel zwischen Gespräch und Gesang stattfindet, in letzterem aber der Dialog nicht durch Couplets unterbrochen wird, unterscheidet sich dieses von jenem auch im Allgemeinen durch zierlicheres Wesen und geistvollere Behandlung seines Thema's. Ursprünglich war das Proverbe in Frankreich nichts Anderes, als unser Sprichwörterspiel; zum Errathen eines Sprichwortes wurde von Mitgliedern einer Gesellschaft im Salon eine Scene aus dem Stegreif aufgeführt, wobei die Handlung vollständig gleichgültig blieb; es kam nur auf die rechte Betonung der Pointe an. Doch der Beifall, der diese kleinen Sächelchen in Privatzirkeln begleitete, war Ursache, daß sie, mit erweiterten Grenzen, den Weg auch auf die öffentliche Bühne fanden. Der ursprünglichen Einen Scene wurden mehrere angefügt, und mit der Länge wuchs ebenso die Zahl der Personen und die Bedeutsamkeit oder Fülle des Inhalts, während jedoch eine künstlich verschlungene spannende Intrigue nach wie vor das Kennzeichen des eigentlichen Lustspiels blieb. Aus winzigen Anfängen heraus brachten es die Proverbes bald so weit, daß sie sich für den ästhetischen Geschmack des französischen Publicums, wenigstens was die Form anlangt, sehr beifallsam erwiesen. Die verwilderten, formlosen Dramen V. Hugo's u. A. wären vielleicht nicht so schnell überwunden worden, wenn nicht die Proverbes wieder den Sinn für äußere Gefälligkeit in den Franzosen geweckt hätten. Freilich vermieden dieselben nicht ganz eine entgegengesetzte Gefahr, die des Raffinements. Denn indem das Hauptgewicht statt auf die Handlung vielmehr auf den Dialog gelegt wurde, sollte derselbe so gehaltvoll, so geistreich pointirt als möglich sein. Es blieb nicht bei pikanten Beziehungen und Anspielungen, sondern man bemühte sich, diese so sehr zu verstecken, daß Niemand beim flüchtigen Anhören von der Bühne herab hinter sie kommen konnte. Erst wenn man sie gedruckt vor sich sah, begriff man, was der Autor beabsichtigt hatte. Mit Recht nannte daher Alfred de Musset — jener Dichter, der z. B. die beiden Stückchen „Les caprices de Marianne“ und „Il faut qu'une porte soit ouverte ou fermée“ geschrieben hat, womit die Rachel bei uns sich auch im Kleinen als Meisterin zeigte — seine Proverbes „comédies injouables“. — So ziemlich alle irgendwie bekannten Dramatiker Frankreichs in der Gegenwart haben sich bereits in dem neuen Genre versucht. Auch Scribe machte die Mode mit und schrieb für den „Constitutionnel“ sein „Glück im Unglück.“ Der beliebteste und fleißigste Vertreter des Proverbe ist aber der genannte Octave Feuillet, der dafür durch die Lebendigkeit seines Geistes und die Schärfe seiner Auffassung, durch den Esprit seiner Unterhaltung und die Grazie seiner Form sich besonders befähigt zeigte. Er wußte auch das gehörige Maß zu halten in der für Andere so gefährlich gewordenen Sucht, geistreich zu scheinen und einen sogenannten blendenden Dialog zu schreiben. Was aber die Hauptsache bleibt, O. Feuillet ist nicht ohne sittliches Zartgefühl und scherzt die ernsten Begriffe von Moral und Ehre nicht durch kalten Spott hinweg. Wir befinden uns bei ihm nicht in den zweideutigen Regionen der demi-monde, sondern in wahrhaft guter Gesellschaft, und Sprache wie Manier ist bei ihm immer die des feinen Tones. Herz und Gemüth kommen in seinen Schilderungen ebenso zu ihrem Rechte, wie Geist und Verstand; ja, und über seinen Gestalten weht sogar ein Hauch warmer Poesie, wodurch in sie ein Ton der Innigkeit kommt, der an dem natürlich immer nur die Oberfläche des Lebens berührenden, gleichsam blos den Schaum vom Becher schlürfenden Dichter der Proverbes doppelt überraschend wirkt und wohlthut.

Auch mehrere unserer deutschen Dramatiker haben bereits den Versuch gemacht, die neue Spielart zu pflegen und auf der heimathlichen Bühne einzubürgern, was ihnen freilich bei weitem nicht so gut gelang als den Franzosen, da sie die Schwerfälligkeit und Philisterosität ihres Volkes nicht verleugnen konnten. Gutzkow schrieb das Vorspiel „Fremdes Glück“, ohne das Publicum damit auch nur während seiner halbstündigen Dauer fesseln zu können. Als ein gelehrigerer Schüler O. Feuillets erwies sich Bauernfeld in den kurzen Stücken: „Zu Hause“, „Im Aether“, „Die Zugvögel“ u. s. w., worin das feine Ausmalen einzelner psychologischer Züge oder einer bestimmten Nuance des Charakters lebhaft an das französische Muster erinnert. Endlich dürften noch die Kleinigkeiten von Putlitz und Benedix

Digitized by Google

hier zu erwähnen sein. „Das Herz vergessen" und „Eigensinn" tragen z. B. ganz das Wesen der Proverbes an sich, und es entspricht ihrer Natur vollkommen, wenn dort ebenso anmuthig als fingreich die Wahrheit durchgeführt wird, daß nur das Herz es ist, welches allen andern Vorzügen der Frauen erst den rechten Werth verleiht, und wenn hier einer jener kleinen Dämonen des täglichen Lebens geschildert wird, der guten Leuten eine halbe Stunde lang die Laune verdirbt, bis sie sich lachend eines Bessern besinnen.

Die Geschichte der Hausthiere.

P. Die Forschung über die Frage, woher und von welchen Thieren die Hausthiere abstammen, ist in mancher Beziehung eine sehr schwierige. Werke von Naturforschern einer längst vergangenen Zeit, zu welcher vielleicht die Einführung einzelner Hausthiere begann, geben nicht immer Auskunft. Die Geschichte mancher Hausthiere verliert sich zu auch fast immer in ein undurchdringliches Dunkel, doch liefern die Bibel, Zend-Avesta, die Vedas und die Monumente Aegyptens und Syriens einzelne Andeutungen. Man muß in der Regel naturhistorische Thatsachen zu Hülfe nehmen und die Formen und Lebensweisen wilder und zahmer Racen genau vergleichen, wenn man zu einem Ziel kommen will, muß aber auch mit den Resultaten die Angaben alter Schriftsteller über Einführung neuer Hausthiere in Harmonie bringen. Nach dieser Methode arbeitet an der in culturhistorischer Hinsicht ebenso interessanten, als für die Zucht der Hausthiere wichtigen Frage der bekannte Forscher Geoffroy St. Hilaire, welcher ein Werk über den Gegenstand vorbereitet. Das Schaf wird schon auf der ersten Seite der Genesis, in der Zend Avesta, den Vedas und dem chinesischen Buche Chou-King erwähnt. Es ist also asiatischer Herkunft. Den Schafen sehr ähnliche Thiergattungen findet man auch in Asien, allein sie zeigen doch noch sehr wesentliche Unterschiede. Dasselbe Verhältniß findet sich beim Rinde. Hinsichtlich der Katze und Ziege lassen sich ziemlich zuverlässige Bestimmungen treffen, doch sind sie noch nicht über allen Zweifel erhoben. Es ist wahrscheinlich, wenn auch noch nicht ganz sicher, daß die Katze von einer in Africa einheimischen Art abstamme, die Ziege aber von einer asiatischen Species, dem Steinbock (Capra aegoeerus). Man hat noch keine Beweise dafür auffinden können, daß die Katze schon im grauen Alterthum gezähmt wurde. Nur in Aegypten hielt man Hauskatzen, im übrigen Orient sonst nicht. Dies führt also auf die Nachbarschaft Aegyptens, wo jedenfalls der ursprüngliche Wohnort der Katze gesucht werden muß; und in der That findet man in Nubien und Abyssinien eine unserer Katze sehr verwandte Art. Will man auch dort nicht den Wohnort der Hauskatze suchen, so ist sie doch bestimmt orientalischen Ursprungs. Die Ziege wird ebenso wie das Schaf schon in den ältesten Büchern Asiens erwähnt. Sie existirte schon im höchsten Alterthum in Aegypten und in einem großen Theile Asiens; ihre Vorältern lebten jedenfalls in den Gebirgen Persiens und Kleinasiens.

Es giebt aber Hausthiere, deren Ursprung sich mit weit größerer Sicherheit bestimmen läßt. Hühner hatten schon die alten Parsen; ihre Religion schrieb ihnen vor, einen Ochsen, einen Hund und einen Hahn im Hause zu halten als Repräsentanten des häuslichen Segens. Asien ist gewiß das Vaterland der Hühner, wenigstens sind viele unserer zahmen Racen in den wilden asiatischen Racen vertreten.

Man sieht aus diesen Angaben, welchen Weg die Forschung auf diesem Gebiete nimmt; sie wendet sich an die Geschichte und Zoologie. Man erkannt vielleicht über die verhältnißmäßig kleine Zahl der als Hausthiere gezähmten Thierarten; man berechnet in der That nicht mehr als 45 Thierarten, nämlich 31 Säugethier- und 17 Vogelarten. Sehr wenige dieser Thiere sind Kosmopoliten, d. h. über die ganze Erde verbreitet. Einige der gezüchteten Thiere, namentlich der Seidenwurm, dessen Pflege im fünfzehnten Jahrhundert begann, werden nur auf einem sehr beschränkten Raum der Erde gehalten. Der Orient, im allgemeinen Asien ist das Vaterland der meisten Hausthiere, namentlich derjenigen, deren Zucht am ältesten ist. Aus dieser Thatsache lassen sich für die angewandte Naturwissenschaft bedeutsame Schlüsse ziehen. Wenn nur ein einziger Erdtheil einen so bedeutenden Theil zu den Haussäugethieren Europa's lieferte, nämlich mehr als zwanzig Arten, so haben uns Africa mit seinen vier, Amerika mit ebenso viel, und Australien mit nur einer Art gewiß noch nicht genug geliefert. Wenn wir aber die Vertheilung der Hausthiere unter die verschiedenen Völkerschaften betrachten, so ergiebt sich, daß wo der Mensch eine hohe Stufe der Civilisation erreicht hat, er sich auch mit sehr mannichfachen Arten von Hausthieren umgab, und zwar wurden dann die Hausthiere den Urtypen ihrer Race immer unähnlicher. Wo aber der Mensch selbst im Naturzustande verharrte, da blieben es auch die Thiere. In diesem Falle ist sein Schaf ohne Wolle fast nur ein Mouflon, sein Schwein gleicht dem Eber, ja selbst sein Hund behielt die Natur des Schakals. Die Fortschritte also in der Zucht der Hausthiere bezeichnen wichtige Momente in der Civilisation der Völker.

Das Alter der Bäume.

h- Als man im Jahre 1853 die ersten Nachrichten von dem Mammuthbaine in Californien erhielt, wo die größten Bäume der Welt, die durchschnittlich 300 Fuß hohen und im Umfang 112 Fuß messenden Wellingtonien in 92 prachtvollen Exemplaren den Wanderer in das höchste Staunen versetzten, schätzte man das Alter dieser Bäume auf 3000 Jahre. Ja man meinte, „sie seien nur Pflänzchen gewesen, als Simson die Philister erschlug, Paris die schöne Helena entführte und Aeneas seinen Vater Anchises auf den Schultern davontrug." Allein die nächterne Naturforschung eines Seeman, des berühmten Botanikers in London, kann die mächtigen Bäume nicht als Zeitgenossen der unhistorischen Personen betrachten, die Homers unsterbliches Lied verherrlicht. Der Amerieaner Asa Gray hatte nämlich einen in Philadelphia ausgestellten Stamm des Redwood-Baumes (Sequoia sempervirens) für den einer Wellingtonie gehalten und sein Alter nach Zählung der Jahresringe auf 2006 Jahre geschätzt. Torry nahm aber eine genauere Berechnung der Jahresringe an einem unzweifelhaft der Wellingtonie angehörenden Stamme vor; er zählte 1120 Jahre. Somit hatte man sich Anfangs gewaltig verrechnet. Seit mehreren Jahren nun zieht man in mehreren botanischen Gärten Pflänzchen der Wellingtonie, welche gut gedeihen. Man hat aus deren nicht geringem Wachsthum, sowie aus dem Verhältniß der Höhe jener ausgewachsenen Bäume zur Zahl ihrer Jahresringe den Schluß ziehen müssen, daß die Wellingtonien sich weniger durch ihr bedeutendes Alter, als durch ein ungemein schnelles Wachsthum auszeichnen.

Der Affenbrotbaum, Adansonia digitata, am Senegal, der Baobab, das größte Waldungsthum der centralafricanischen Vegetation, hat seit Bekanntwerden der americanischen Wellingtonie dieser mächtigen Rebenbuhlerin weichen müssen; bis dahin war kein Streit, daß er der größte und älteste Baum sei. Sein Umfang betrügt nicht selten 90 Fuß, und in den Höhlen, welche mit der Zeit im Stamme entstehen, können bisweilen 240 Menschen Raum finden. Die Höhe ist es jedoch nicht, wodurch er die Bewunderung erregt, vielmehr der Umfang seiner schirmartigen Laubkrone. Aber auch bei den Affenbrotbäumen mag man sich einigermaßen verrechnet haben, wenn man das Alter der größten auf 5—6000 Jahre anschlug. Adanson und Perottet hatten eine Berechnung nach den Jahresringen angestellt, und nach ihrer Meinung wären diese Bäume Zeitgenossen von den Erbauern der Pyramiden, ja sogar des Menes gewesen, und sie hätten bereits Früchte getragen, als noch an den baltischen Ufern das Sternbild des südlichen Kreuzes sichtbar war. Das Alter der Affen-

Digitized by Google

brotbäume, deren imposante Erscheinung Livingstone rühmt, übersteigt also wahrscheinlich das der californischen Wellingtonien, deren höchstes Exemplar allerdings fast so hoch, wie der Straßburger Münster sein soll.

Im vergangenen Jahre hat die vandalische Industrie der Yankees die schimmsten Frevel an den gewaltigen Bäumen des californischen Haines ausgeübt. In der Sydenhampalastausstellung zu London war die mit ungeheuren Anstrengungen losgelöste Schale eines jener Riesenbäume zu sehen. Man hatte nur einzeln die Stücke der Rinde abschälen können; aber der Speculant schleppte sie numerirt in die großen Plätze America's, setzte sie überall wieder zusammen und zeigte dem staunenden Publicum, daß mehrere Dutzend Menschen innerhalb des Raumes Platz haben. Zuletzt wird wohl keiner jener Bäume vor den Angriffen der Abenteurer sicher sein, welche schon Monate damit zubrachten, um wenigstens einen derselben zu fällen und ein Stück seines Durchschnitts als Schaustückchen durch die Welt zu schleppen. Vor Jahrhunderten brannten die Wilden tiefe Höhlen in den Fuß der Baumungeheuer, und diese ertrugen die Verletzung so gut, daß noch jetzt zahlreiche Gesellschaften in den Höhlen ein Unterkommen finden können. Jetzt aber sinken die Könige des Waldes unter den Hieben, die ihnen die Vorläufer der Civilisation versetzen.

Kurze Nachrichten.

Litteratur.

Der zweite Band von **Theodor König's** historischem Roman „Luther und seine Zeit" (Leipzig, Wigand) setzt unter dem besonderen Titel „Zweifel und Erleuchtung oder Wittenberg" jene zwischen Chronik und freier Poesie in der Mitte schwankende Weise der Erzählung fort, womit der früher von uns besprochene erste Band begonnen hatte. Die bedeutendsten Momente des Reformationswerkes, sowie alle hervorragenden Männer der damaligen Zeit werden uns in frischen und bewegten Bildern vorgeführt, aber über der geschichtlichen Wahrheit läßt sich die künstlerische Schönheit oft genug vermissen, und dem Ganzen fehlt die höhere Weihe der Dichtung, der große und freischaffende Geist des Poeten in der Darstellung des häufig unschönen Thatsächlichen, in der Bewältigung des factisch überlieferten rohen Stoffes. Die Stunde der Entscheidung, der Anschlag der 95 Thesen nämlich, sollte noch viel gewaltiger und lebensvoller geschildert sein. Einzelne fesselnde Episoden in diesem zweiten Bande sind besonders die Unterredung des Kaisers mit dem reichen Augsburger Handelsherrn Fugger, die Erscheinung des Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand, sowie das Auftreten des Nürnberger Meistersängers Hans Sachs.

R. W. L. G. v. Kendell wird nächstens nach langem Stillschweigen einen neuen Roman „das Glückskind" erscheinen lassen. Der Name dieses Autors dürfte manchem unserer Leser unbekannt sein, denn so lange ließ Kendell nichts von sich hören, daß er hinter der Masse der Nachstrebenden bereits ganz verschwunden und vergessen war. Vor beiläufig zehn Jahren noch machte er aber viel von sich reden, und es gab begeisterte Kritiker, die ihm in der „Litteratur des Kunstenthusiasmus" seine Stelle gleich neben Heinse, Novalis und Hoffmann einräumten. Die Novellensammlung „Bergan!" war eine der letzten Schöpfungen unserer deutschen Poesie, die vor den Tagen des politischen Fanatismus die verdiente Aufmerksamkeit des gebildeten Lesepublicums in nachhaltiger Weise an sich zogen. Die Technik der Novelle war ihr ebenso zugesprochen, wie Neuheit, Tiefe und Wärme der Kunstanschauungen. Hoffen wir also, daß der nächstdem erscheinende Roman das Andenken an diesen Dichter in würdiger Weise wieder auffrischen werde.

Die „Dichtungen von Agnes le Grave" (Berlin, Duncker) sind der Widmung an den greisen Augustus Böckh nicht ganz unwerth gewesen, schon insofern in den „Oden und Episteln" eine Gewandtheit in der Form und der Behandlung antiker Versmaße sich bemerkbar macht, welche an einen so bewährten Meister des Metrums, wie Böckh, wenigstens oberflächlich zu erinnern vermag. Der jungen Dichterin, die sich mit vorliegendem Bändchen, so viel wir wissen, zum ersten Mal vor die Oeffentlichkeit wagt, steht jedenfalls ein Reichthum von Bildern und Empfindungen zu Gebote, und es kommt nur darauf an, dieselben künftig noch hineinzuenden und unbefangener zum Ausdruck gelangen zu lassen. In allen diesen Naturbildern und Schilderein von Seelenstimmungen offenbart sich ein zartes und sinniges, wir möchten sagen, verschleiertes Gemüth, das oft noch nicht recht zum Durchbruch kommen zu können scheint, das aber, wenn es erst zu vollem Leben erweckt ist, gewiß noch Schöneres, als es bisher bietet, zu Tage fördern wird.

Auf philosophischem Gebiete werden binnen kurzem zwei Bücher erscheinen, die nicht nur den Gelehrten vom Fach, sondern ebenso auch jedem Gebildeten in allgemeinerem Sinne zur Lectüre zu empfehlen sein dürften. **Moriz Carrière** in München wird eine „Aesthetik" oder, wie ein erläuternder Nebentitel besagt, „die Idee des Schönen und ihre Verwirklichung durch Natur, Geist und Kunst" bringen, und wohl muß man darauf begierig sein, zu erfahren, wie der Verfasser, der schon in seinem Buche über „das Wesen und die Formen der Poesie" sich als geistvollen Theoretiker bewährt hat, an die Lösung der großen Aufgabe gehen wird, die, wenn sie einmal geschehen, auf alle künstlerische Production von wesentlich umgestaltendem Einfluß sein muß. Dazu ist die Aesthetik von Ursprung an eine eigentlich deutsche Wissenschaft, und auch ihr weiterer Aus- und Ausbau war stets besonders deutschen Händen anheimgegeben. Hegel aber ließ nirgends seinen Nachfolgern mehr zu thun übrig, als gerade im Bereiche der Aesthetik, und was seine Schüler, z. B. Vischer, darin geleistet haben, kann, soviel Feistscritte es bekundet, doch zum mindesten noch keinen Abschluß geben. — Das zweite jener eben erwähnten Bücher wird „Schelling und die Philosophie der Romantik", ein Beitrag zur Culturgeschichte des deutschen Geistes von Professor **Ludwig Noack** in Gießen, sein, und auch dies Werk ist schon seinem Stoffe nach geeignet, die Aufmerksamkeit der Leser auf sich zu ziehen. Untersuchungen über den Zusammenhang der Poesie und Philosophie sind ein weites und interessantes Gebiet, das noch lange nicht genug durchforscht worden ist. Es dürfte z. B. auch sehr anregend sein, die charakteristische Stellung der schwäbischen Dichter zu den schwäbischen Philosophen (der Tübinger Schule) einmal näher zu bestimmen.

Bildende Kunst.

Im städtischen Museum zu Leipzig ist jetzt ein neues Oelgemälde **Ludwig Richters** ausgestellt, von dem wir uns freilich mehr erwartet hatten, als nach der Bestätigung erfüllt war. Die Landschaft ist zwar nicht ohne Poesie erdacht und empfunden, obgleich ihr der südliche Duft, der Glanz des italienischen Himmels fehlt, den man doch schon wegen der Staffage nicht entbehren möchte; diese selbst aber ist ziemlich verfehlt, namentlich insofern sie aus zwei getrennten Gruppen besteht, zwischen denen kein rechter innerer Zusammenhang sich findet und deren jede auch an und für sich betrachtet wenig ideellen Ausdruck besitzt. Rechts im Hintergrunde erblickt man nämlich eine idyllische Familienscene, deren Mittelpunkt ein alter Dudelsackspieler ist, während daneben zwei Kinder — eines auf den Knieen der Mutter — nach den Tönen des wunderlichen Instruments sich fröhlich bewegen; mehr links nach dem Vordergrunde zu aber ruht unter einem laubenartigen Gebüsch ein Liebespaar in phantastischer, der Gegenwart fremder Tracht, von dem man nicht recht einzusehen vermag, was es hier will und wie es hierhin gekommen ist. Beide Gestalten scheinen dem Märchen entlehnt, ja haben sogar allegorischen Anstrich, und passen nicht zu dem Realismus der hinteren Gruppe.

Digitized by Google

In Berlin findet „die Schlacht an der Katzbach" von dem genialen Bleibtreu ungewöhnlichen Beifall von Seiten aller Beschauer. Das Bild stellt bereits den entscheidenden Augenblick jenes berühmten Kampfes aus den Befreiungskriegen dar. Die preußische Reiterei stürmt von den Anhöhen zur Verfolgung des Feindes herab und stürzt ihn theils von den steilen Uferabhängen in die Fluthen der vom Regen angeschwollenen Neiße, theils zersprengt sie seine Massen und haut die Widerstand Leistenden nieder. In der Mitte erblickt man den alten Marschall Vorwärts auf seinem Schimmel, die blaue Feldmütze nach seiner Gewohnheit aufs Ohr gedrückt, mit trotziger Bewegung gegen den Feind gewendet, nicht weit von ihm Gneisenau und den Prinzen Wilhelm. Diese drei Gestalten sind in ihrer Auffassung höchst charakteristisch und in der Ausführung durchaus gelungen. Die Vordergrundsfeenen machen in ihrer furchtbaren Wahrheit einen erschütternden Eindruck, und die Composition des Ganzen muß eine kühne und ächt künstlerische genannt werden, weil sie trotz des tumultuarischen Treibens und Handgemenges in einer verzweifelten Schlacht doch überall klar und verständlich bleibt.

Johann Schraudolph hat sein für das Maximilianeum bestimmtes Gemälde „die Anbetung des Jesuskindes durch die Könige und Hirten" nach sechsjähriger Arbeit nunmehr vollendet, und es erweist sich dasselbe durch die reiche und schöne Composition, die vollendete Gruppirung und Zeichnung, den charakteristischen, ebenso wahr als tief empfundenen Ausdruck und die andachtsvolle Weihe der Gestalten, sowie durch vorzüglich gelungenes Colorit als eines der besten Werke, welche die religiöse Kunst in neuerer Zeit geschaffen hat.

Eugen Adam, der Bruder jenes Franz Adam, dessen „Radetzky zu Pferde" vor kurzem in Wien das höchste Aufsehen erregte, hat sich mit speciellen Empfehlungen von Seiten des kaiserlichen Hofes in das Hauptquartier Gyulai's begeben und wird, wie den früheren italienisch-österreichischen Kriegen, so auch dem jetzigen Feldzuge gegen Sardinien als Schlachtenmaler beiwohnen.

Wie Spanien in dem am 8. Mai zu Madrid verstorbenen **José Madrazo**, so betrauert auch England in dem gleichzeitig geschiedenen **Charles Robert Leslie** einen seiner bedeutendsten modernen Maler. Derselbe war zu London von amerikanischen Eltern im Jahre 1794 geboren und begleitete seinen Vater schon in früher Kindheit nach Philadelphia zurück, wo er eine Erziehung im Sinne der Quäker erhielt und zum Buchhändler ausgebildet werden sollte. 1811 kam er wieder nach England, und hier widmete er sich der von ihm leidenschaftlich geliebten Kunst, worin seine Landsleute West und Washington Allston seine ersten Lehrer wurden. Er war später nicht nur als Maler, sondern auch als Lehrer und als Schriftsteller über Kunstgegenstände thätig. Am bekanntesten geworden ist er durch seine Illustrationen zu Shakespeare, Cervantes, Sterne, Smollet, Fielding, Milton, Scott, Goldsmith, Molière und anderen berühmten Dichtern. Vor Allem gelten sein Don Quixote, sein Perruchito und seine Perdita (aus dem „Wintermärchen"), sowie seine Gruppe „Anne Page und Slender" (aus „den lustigen Weibern von Windsor") als Meisterwerke der Charakteristik.

In Orleans wurde am 8. Mai das Denkmal für **Robert Joseph Pothier**, einen der berühmtesten französischen Rechtsgelehrten im achtzehnten Jahrhundert, der seiner Geburt nach jener Stadt als Kind angehörte, feierlich enthüllt. Der Bildner des Werkes ist **Vital-Dubray**, der dasselbe in Lebensgröße und im Costüm der Zeit ausführte und ohne alle äußere Effekthascherei, durch würdige Haltung der Gestalt, sowie durch intelligenten Ausdruck und sinnige Neigung des Kopfes ein charakteristisches Porträt des großen Juristen darzustellen verstand. Als Attribute seines Standes erblickt man in den Händen des Mannes nur ein Buch und eine Feder. Ungern vermißten aber an der Statue mehrere ihrer Bewunderer ein Medaillonbild von Therese Javoi, der getreuen Pflegerin des unvermählt Gebliebenen, deren Name sich noch bis heute im Gedächtniß der Nachwelt erhalten hat.

Der Guß des für Berlin bestimmten Standbildes von Albrecht Thaer, eines nachgelassenen Werkes **Christian Rauchs**, ist nun vollendet, und dasselbe befindet sich jetzt in dem Atelier Grünenberg, der die Ciselirung daran vornehmen soll. Sobald die für das Postament in Aussicht gestellten Bronzereliefs fertig sein werden, gedenkt man die Statue vor der Banakademie aufzustellen, und hoffentlich wird sie dann ungestörter ihren Platz behaupten, als es mit Thaers Denkmal in Leipzig — einem Werke Rietschels — der Fall gewesen ist, welches nun schon seit drei Jahren vom Piedestal herunter genommen ist und seiner Wiederaufrichtung in den noch nicht ganz vollendeten neuen Anlagen um die Stadt bisher immer vergeblich entgegengesehen hat.

Daß die dankbare Mit- und Nachwelt nicht versehlen werde, die Erinnerung an **Alexander v. Humboldt** durch Denkmäler der Kunst für stete Dauer rege zu erhalten, war voranzusehen, und so erfährt man denn jetzt bereits, daß Frankreich damit den Anfang machen will, dem großen Todten ein Monument seiner Verdienste zu errichten. In den Galerien zu Versailles soll auf Befehl Louis Napoleons eine Statue Humboldts aufgestellt werden.

In Nowgorod wird auf Befehl der kaiserlichen Regierung ein Denkmal zur Erinnerung an die tausendjährige Gründung des russischen Reiches im Jahre 1862 errichtet werden, und dem besten Entwurfe dafür ist ein Preis von 14,000 Rubel Silber zugesichert worden, doch dürfen sich nur denselben nur eingeborene Künstler bewerben. Das Monument soll auf 500,000 Rubel Silber zu stehen kommen und die sechs Hauptepochen Rußlands mit ihren Vertretern darstellen.

Als bemerkenswerthes Moment in der Entwickelung der modernen Kunst müssen die großartigen Fortschritte der Photographie erwähnt werden. Besonders gern und häufig wird dieselbe neuerdings zur Vervielfältigung berühmter Malerwerke benutzt, und sie kann darin in der That mit Stahl- und Kupferstich höchst erfolgreich rivalisiren, wenn schon sie die beiden niemals ganz verdrängen dürfte. Die jetzt in der Leipziger Buchhändlerbörse eröffnete Ausstellung von neuen Erzeugnissen des deutschen Buch- und Kunsthandels bot uns Gelegenheit, eine ganze Reihe von „Albums" zu besichtigen, worin sehr gelungene photographische Nachbildungen bekannter Gemälde enthalten sind, und wir wollen hier nur die hauptsächlichsten davon erwähnen. Der Hofphotograph **Gustav Schauer** in Berlin gab in vier Lieferungen ein Raffael-Album, wozu Adolph Stahr Einleitung und Commentare schrieb; Riegel und Kuhn, ebenfalls in Berlin, vereinigten sich zu einem „Madonnen-Album" in zwölf Blättern nach den berühmtesten Meistern Italiens, d. h. nach Raffael, Tizian, Guido Reni, Correggio, Leonardo da Vinci und Sassoferrato. Albert in München ließ ein Zinggen-Album erscheinen, welches die sämmtlichen Werke Gisbert Flinggens, des Meisters der „Erdschleicher" und der „letzten Augenblicke König Friedrich Augusts II. von Sachsen" in photographischen Nachbildungen zusammenstellt. Ein neues Unternehmen der Pariser Firma Goupil u. Comp. ist endlich die „Galérie photographique", die in ihren ersten Blättern Copien von Werken Ary Scheffers, bringt. Der Künstler, welcher diese Photographien abnahm, ist wieder jener Bingham, der sich früher schon durch das Delaroche-Album höchst vortheilhaft bekannt machte. — Beiläufig erwähnen wir hier noch, daß das seiner Zeit von uns besprochene Gemälde unseres Landsmannes Knaus in Paris, „die goldene Hochzeit", eben auch von Goupil für 20,000 Frcs. angekauft worden und somit die Hoffnung vorhanden ist, dasselbe gleichfalls vervielfältigt zu sehen.

Auf obengenannter, was die Erzeugnisse des Kunsthandels betrifft besonders reichhaltigen Ausstellung in der Leipziger Buchhändlerbörse sahen wir auch das neueste Werk Julius Thäters, der, nach-

Digitized by Google

dem er die Werke eines Cornelius, Schnorr u. A. bereits in meisterlichen Kupferstichen reproducirt hat, dasselbe Vorhaben nun auf die Schöpfungen Moritz v. Schwinds noch ausdehnen zu wollen scheint. Zunächst war es der reizende Bilderzyclus zu dem Märchen vom Aschenbrödel, den er in drei ziemlich großen Stichen nachbildete, und man muß gestehen, daß dieselben ein neues sehr günstiges Zeugniß von seiner Künstlerschaft ablegen. Alle Schönheiten und sinnvollen Beziehungen des Originals finden wir auf die feinste Weise wiedergegeben, und unwillkürlich ward vor diesen drei Blättern, „der Zurücksetzung", dem „Zauber" und der „Erhebung", in uns der Wunsch rege, Julius Thäter möge auch Schwind „Märchen von den sieben Raben", welches allgemein als die Perle der vorjährigen Münchener Ausstellung gezolten hat, durch seine Kupferstichkunst dem großen Publicum zugänglich machen.

Kein Land der Welt ist an Akademien für bildende Kunst so reich, als Belgien, welches deren nicht weniger als einundvierzig besitzt. Seit 1830 sind dieselben von mehr als 200,000 Zöglingen besucht worden, und obenan in der Schülerzahl stand immer Antwerpen, auf welches dann in zweiter Reihe Brüssel folgte.

Theater und Musik.

Zwei bisher unbekannte Autoren, Ball und Blum, haben den immerhin bemerkenswerthen Versuch gemacht, aus Schillers kurzem Entwurfe zu „den Kindern des Hauses" ein vollständiges Stück anzufertigen, welches im zweiten Theater zu Dresden nicht ohne Beifall gegeben worden ist. Eine Vorerinnerung in den „sämmtlichen Werken" besagt, der Dichter hätte die Absicht gehabt, ein dramatisches Gemälde der Polizei unter Ludwig XIV. zu entwerfen, und so wenig poetisch an und für sich dies Thema erscheint, so kann doch wohl kein Zweifel darüber obwalten, daß Schillers Tragödie, wenn er sie noch hätte vollenden können, an poetischen Schönheiten reich geworden sein würde. Dies ist freilich von Seiten der neuen Bearbeiter nicht geschehen, und ihr Stück erinnert in dem Mangel an psychologisch-feiner Charakteristik und dichterisch-schwungvoller Sprache nicht im Entferntesten an das erhabene Muster Schillers. Nur ein gewisses technisches Geschick darf dem Drama nicht abgesprochen werden.

Elise Schmidt, die bekannte Vorleserin klassischer Dramen in Berlin, hat ein „politisches Charaktergemälde", „Borgia und Italien" erscheinen lassen, doch ist es nicht ein ganz neues Stück, was wir im Drucke erhalten, sondern nur die Umarbeitung des schon vor sechs Jahren zur Aufführung gekommenen „Machiavelli", der damals durch die kühne Copirung des „Staatsstreiches" ein gewisses Aufsehen erregte. Elise Schmidt ist nicht ohne Talent und Phantasie. Ihre Entwürfe und Intentionen haben immer etwas Großartiges, Kühnes und Ungewöhnliches an sich; nur schade, daß so wenig Ordnung und Maß in ihren Gefühlen und Erfindungen ist. Freilich wird sie in der Zeichnung großer historischer Gestalten, die sie stets mit Vorliebe zu schildern unternimmt, niemals weibisch und verzagt, dafür aber oft unweiblich und vermessen.

„Christian Grabbe" — jener excentrische deutsche Poet, der in einem Leben voller Kämpfe und Verirrungen nicht zu einem gediehlichen Austragen seiner dichterischen Ideale gelangte und in formlosen Versuchen und wüster Unklarheit Recken blieb — ist von dem pseudonymen Sanct-Hilar zum Helden eines Drama's gemacht worden — mit wie wenig Recht und Erfolg, werden die schon im Voraus ermessen können, welchen eben die sittliche Beschaffenheit jenes Unglücklichen nicht unbekannt geblieben ist. Wenn man ein solches durch eigene Schuld im Leben untergegangenes Genie zum Gegenstand einer Dichtung macht, kommt man nur allzuleicht darauf, zu Gunsten desselben das allgemein gültige Moralgesetz nicht anerkennen zu wollen und das Recht auf seiner Seite, statt auf der im Widerstand gegen ihn befindlichen Welt zu suchen. Wir hatten in unserer Litteratur schon genug derlei „Dichterdramen", die durch Aufstellung eines verwerflichen Prinzips den Anforderungen der ächten Sittlichkeit Hohn sprachen, und es wäre gar nicht nöthig gewesen, der langen Reihe derselben, die seit mehreren Jahren schon geschlossen schien, noch ein neues anzufügen, welches außerdem nirgends den Beweis einer ausgesprochen poetischen Begabung liefert.

Ferdinand Lasalle, der gelehrte Verfasser eines Buches über die Philosophie Heraklits des Dunklen, hat ein historisches Drama geschrieben, gegen dessen Titelsign an und für sich nichts einzuwenden wäre. Im Vordergrund steht nämlich hier nicht eine so haltlose, unmännliche Gestalt, wie Grabbe, sondern ein Held aus der Reformationszeit, der ritterliche „Franz von Sickingen". Soll derselbe in seiner tragischen Bedeutung aufgefaßt werden, so kann das nur auf eine Weise geschehen: man muß ihn, wie den Göz von Berlichingen, als Repräsentanten des untergehenden Ritterthums, das als Rest des Mittelalters einer neuen Zeit Platz zu machen hat, darzustellen versuchen. So that auch Lasalle in seinem Stücke, welches sich durch knstvolle Geschlossenheit der Composition und überall bemerkbare Abrundung und Ausfeilung vortheilhaft auszeichnet, wogegen die ächt poetische Erfassung einzelner bedeutender Momente nicht in der Macht des Autors lag, und auch die Sprache, trotz gründlicher Geschichtsstudien lange nicht so sehr den Charakter der Zeit an sich trägt, wie das mit der in Goethe's Göz der Fall ist, obgleich dadurch der Ton hieein fast genrehaft gerathen ist, während Lasalle sich immer bestrebte, den großen Styl des historischen Drama's festzuhalten.

Das italienische Theatee hat zwei Neuigkeiten aufzuweisen, deren eine die Mistori bei ihrer diesmaligen Anwesenheit in Paris zum Debut wählte, und deren andere von der Gesellschaft des berühmten Rossi in Triest mit Beifall gespielt wurde. Somma lieferte der gefeierten Tragödin eine „Cassandra", mit der sie sich zwar im Glanze ihres Genies zeigen kann, die aber sonst ganz nach der alten Schablone zugeschnitten ist, in jener all den Italienern schon bekannten Weise, die über die souveräne Art, mit welcher die französischen Classiker Gestalten der Antike sich zurechtstutzten, noch weit hinausgeht und sich der Parodie des Alterthums noch viel mehr nähert. L. Gualtieri gab dagegen, was uns Deutsche besonders interessiren muß, einen „Heidelberger Studenten" (Gli Studenti d'Eidelberga), ein Stück, worin der junge Wikleffer in einem wohl durchaus erdichteten Liebesverhältniß zur Prinzessin Sophie Auguste von Anhalt-Zerbst steht und später, als dieselbe Kaiserin Katharina II. geworden ist, wahnsinnig wird und an gebrochenem Herzen stirbt. Das Drama ist voller gewaltsamer Rührreffekte, die auf das leicht erregbare Publicum des Südens nicht ohne Wirkung bleiben. Geradezu komisch mag die Darstellung des deutschen Studentenlebens in Scenen, die an Auerbachs Keller im Faust erinnern, ausgefallen sein.

Daß Flotow's „Martha" beim Pariser Publicum fast ebenso beliebt worden ist, wie aller Orten in Deutschland, konnte nicht Wunder nehmen, wenn man des leichten Flusses, der Sangbarkeit und Grazie ihrer Melodien eingedenk war. Zu verwundern bleibt dagegen, daß die Oper in Mailand, wo sie nun auch gegeben worden ist, wenig angesprochen hat, doch wohl nicht des mangelnden künstlerischen Gehaltes wegen, sondern gewiß nur, weil das Publicum hier dem Werke einen Fremden, für den es im Voraus keine Sympathien mitbrachte, entgegentrat.

Die in Florenz erscheinende „Speranza" bringt eine wichtige Neuigkeit, von der man nur wünschen muß, daß sie sich als wahr bestätigen möge. Auf der Bibliothek der genannten Stadt soll nämlich die Partitur einer bisher unbekannten komischen Oper des alten Haydn, „L'incontro improvviso", aufgefunden worden sein

Verantwortliche Redaction und Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Klein'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

Digitized by Google

№ 24. **Europa.** 1859.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 11. Juni.

Inhalt.

Größere Aufsätze: Octave Feuillet. — Neurömische Herrlichkeit und italienische Romantik. — Die Probe von Turandot. — **Chronik:** Aus dem Leben eines Musikers. - Die Acclimatisationsvereine. - Die Königlinhofer Handschrift. — Kurze Nachrichten: Litteratur. - Bildende Kunst. - Theater und Musik.

Octave Feuillet.

„Ich wohne auf dem Boulevard der Capucinerinnen," sagt der Doctor in Feuillet's reizendem Lustspiel: La Crise. „Auf dem Boulevard der Capucinerinnen!" Hast du, lieber Leser, der du vielleicht in einer kleinen deutschen Residenzstadt, oder wenn es hoch kommt, in Berlin unter den Linden wohnst, wohl bedacht, was das sagen will? Und bist du hinreichend mit modernster Sentimentalität getränkt, um dem Manne nachfühlen zu können, wenn er also fortfährt: „Wenn ich aber zu Hause bin, wohne ich am Fenster. Oft des Vormittags und noch öfter bei Sonnenuntergang habe ich da ein wundersames Schauspiel. Durch die Bäume hindurch sehe ich Kaleschen vorbeirollen, welch und üppig, wie das mit Spitzen besetzte Dunenbettchen eines neugebornen Kindes. Unbekannte Frauen, manchmal begraben in weißen Pelzen, manchmal in ihrem frischen Putz anzuschauen wie Allegorien des Frühlings, erscheinen da vor meinem Auge. Unbeweglich in die schwellenden Kissen gedrückt, die Arme verschränkt, die Augen ins Leere gehestet, mit stolzer, nachdenklicher Stirn — so gleiten sie vorüber. Mich plötzlich aus meinem Platz im Fenster neben eines dieser geheimnißvollen Wesen setzen, mich in der Intimität einer langen Reise in jene räthselhafte Welt, die eine hübsche Frau in jeder Falte ihres Kleides, in jedem Heben oder Senken ihre Augenbrauen ahnen läßt, allmählich, Grad um Grad einweihen lassen; mich plötzlich — unerhörtes Glück! — gegenüber finden den beiden mächtigsten Zaubern dieser Erde, der Schönheit und dem Geheimniß — das, Madame, ist ein Traum, den mein armes Gehirn oft und oft geträumt hat."

Und nun, lieber Leser, laß diesen Traum sich verwirklichen, und wäre es auch nur zum Theil! Nun laß in der Kerzenlicht durchstrahlten, Wohlgeruch hauchenden Atmosphäre eines eleganten Salons in einem bunten Gewimmel bestornter Würdenträger, glänzender Militärs, reizender Frauen, dem Träumer eine dieser Huldgöttinnen entgegenschweben und ihm gnädig zulächeln, dem gefeierten Romanenschreiber, dem erfolgreichen Lustspieldichter! Denke ihn dir in der Gesellschaft dieser Frau, dieser modernen Kalypso, dieser sentimentalen Circe, wie sie ihn einweiht in die sublimen Geheimnisse der mystischen Welt, in der sie sich bewegt; oder denke ihn dir in den Augenblicken, wo diese Pythia schweigt oder am Arme des jungen Attaché's in einer Quadrille dahinschwebt, wie er, mit verschränkten Armen an eine Säule lehnend, oder den Kopf stützend in einem der lauschigen Winkel des Saales, wo von exotischen Gewächsen eine Laube improvisirt ist, sinnend hinschaut auf diese bunte Welt, dort den Finanzmann mit den kahlen Schläfen, der eben so lebhaft mit dem ***schen Gesandten discurirt, hier den jungen Dandy, der so angelegentlich der hübschen Mädchenblume braune Märchen ins Ohr flüstert, aufmerksam beobachtend; und nun, lieber Leser, laß ihn nach Hause gehen (nachdem er noch vorher schnell in dem Foyer eines der Theater vorgesprochen und aus seiner Loge einen flüchtigen Blick auf die letzte Scene des neuesten Lustspiels geworfen), und laß ihn zu Hause in seinem stillen Studierzimmer beim milden Schein der Lampe in anmuthigen Bildern zeichnen und in zierlichen Worten sagen, was er gesehen und gehört hat — so hast du die Romane und Schauspiele von Octave Feuillet.

Denn aus dieser culturbeleckten, culturzerfressenen, aristokratischen Welt, die des Abends auf den Handwerksmann, den Fabrikarbeiter, den Proletar, durch die mit Vorhängen verhüllten Fenster geheimnißvoll hinabschimmert, die am Tage in den Champs Elysés und auf den Boulevards in prächtigen Carrossen meteorengleich an dem beraubten Fußgänger vorüberfliegt; aus dieser bunten, räthselhaften Welt, die dem Uneingeweihten wie ein wunderherrliches Märchen und dem Eingeweihten oft genug wie ein Teufelsspuk erscheint — aus dieser Welt nimmt Feuillet seine Stoffe.

Wir kennen von des Dichters Leben nicht viel mehr als die äußeren Umrisse, aber wir glauben mit ziemlicher Sicherheit behaupten zu können, daß er sich bei seinen Schilderungen vielfach auf individuelle Erfahrungen stützt. Wir schließen das aus zwei Gründen: einmal aus der unnachahmlichen Leichtig-

Digitized by Google

keit und Anmuth, die er überall da zeigt, wo ihn möglicherweise die Erfahrung unterstützte, und aus dem Mangel dieser Eigenschaften, welcher ebenso deutlich jedesmal hervortritt, wo er die Erfahrung nicht zu Rathe ziehen konnte, wie bei historischen Sujets und solchen Stoffen, die er rein aus der Phantaste nahm. So ist seine historische Novelle Bellah (1850), die nicht einmal zu seinen ersten Arbeiten gehört, ein sehr unbedeutendes, ja schülerhaftes Product, ohne Leben und Bewegung, ohne spannende Handlung, ohne interessante Charaktere, ohne lebhaften Dialog, und vor allem überaus dürftig in der Erfindung. Dazu kommt, daß der Autor das bischen Illusion, das er etwa noch beim Leser hervorgebracht hat, fast muthwillig selbst wieder zerstört, indem er sich mitten in der Erzählung unterbricht, um auf's angelegentlichste zu versichern, es sei wirklich durchaus nicht seine Absicht, einen historischen Roman zu schreiben, er bilde sich ja gar nicht ein, nun etwa ein treffendes Portrait des Generals Hoche z. B. gezeichnet zu haben.

Ein in formeller Hinsicht besser gelungenes, innerlich aber ebenso unfertiges Product ist: „Onesta, eine venetianische Geschichte." Hier liegt das Unpoetische in der Unwahrscheinlichkeit, ja Unmöglichkeit der Charaktere, und in Folge dessen in der ebenso großen Unwahrscheinlichkeit der Handlung, die diesmal ganz und gar durch die eigenthümliche Disposition der Charaktere bedingt ist. Ein buhlerisches Weib verführt einen reinen, aber nur zu leidenschaftlichen Jüngling zu den tollsten Extravaganzen, ein junges unschuldiges Mädchen entwöhnt einen Bruder Liederlich, der aber im Grunde eine sehr gute Seele ist, von seinem rüden Leben. Die Sache endet tragisch, da die Circe den schönen Jüngling nur deshalb in ein Wildschwein verwandelte, um ihn auf den eiderzant Bruder Liederlich, der sie einst verschmähte, hetzen zu können. Das gelingt. Zweikampf. Bruder Liederlich fällt. Der Eber der Ardennen, dem plötzlich die Augen über seine Borsten aufgehen, zerreißt die Circe. Finis. Indessen macht dies schreckliche Ende keinen größeren Effect, als wenn im Marionettentheater eine allgemeine Enthauptung beliebt wird. Die einzige lebensvolle Gestalt ist der Ritter Bespasiano, Capitän auf Halbsold, eine arme, brave Haut, die, wenn sie Geld hat, es lustig verthut, und wenn sie keins hat, sich in den Canälen von Venedig philosophisch Fische zum Abendbrot angelt.

Noch unbedeutender ist das Trauerspiel: Alix. Hier wird der verhängnißvolle Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen allen Ernstes gethan. Dieser liebenswürdige Bösewicht, Fürst Ottokar von Frankonia, ein Vorfahr ohne Zweifel des Grand duc régnant de Gérolstein, der in den Mystères de Paris eine so große Rolle lächerlichen Angedenkens spielt, diese deutschen Studenten, diese Alix — das Alles ist von einer Wirkung, die der vom Verfasser jedenfalls beabsichtigten diametral entgegengesetzt ist.

Und nun vergleichen wir diese so unfertigen, mangelhaften Productionen mit denjenigen, zu denen er den Stoff aus dem modernen Leben, oder aus dem Stück modernen Lebens, das er genau kennt, aus dem Pariser Salonleben nahm. Da ist z. B. die schon oben erwähnte: „Krisis" im Jahre 48, also zwei Jahre vor der ganz verfehlten Novelle Bellah geschrieben. Welches Leben, welcher Geist, welche Sauberkeit der Analyse, welche Feinheit der Zeichnung ist hier! — Der Präsident von Marsan ist seit zehn Jahren mit einer reizenden, geistreichen Frau glücklich verheirathet. Die Kinder befinden sich vortrefflich in der Pension, das Haus ist wieder ruhig geworden; man sollte denken, daß die beiden Gatten, denen es weder an Verstand noch Herzensgüte fehlt, nun ein beneidenswerthes, idyllisches Leben führen werden. Da plötzlich ergreift es die Frau wie mit dämonischer Gewalt. Ihre Heiterkeit, ihre Liebenswürdigkeit, ihre Sanftmuth — Alles ist verschwunden; statt dessen, ein bald trübsinniges, bald heftiges Wesen, eine satyrische Laune, die bis zur Frivolität geht, eine Frivolität, die ebenso leicht in eine larmoyante Stimmung umschlägt. Herr von Marsan ist in Verzweiflung. Er consultirt seinen Jugendfreund, einen berühmten Arzt. Der sagt ihm, daß Frau v. Marsan sich in dem Stadium befinde, welches er la crise des honnêtes femmes nenne. Doch lassen wir ihn sich selbst darüber erklären.

Herr von Marsan. Im Ernst, Pierre, glaubst Du, daß meine Frau einen Liebhaber hat?

Der Doctor. Noch nicht; dazu behandelte sie Dich eben jetzt zu schlecht; aber sobald sie mildere Saiten aufziehen wird, so ist Dein Schicksal entschieden.

Herr von Marsan. Du trrst; meine Frau ist keine gemeine Seele.

Der Doctor. O, diese Ehemänner! Eine gemeine Seele! Wer spricht davon! Die gemeinen Seelen, mein Schatz, warten nicht so lange. Aber sieh! wie ungerecht Du bist! Wo ist der Mann, der sich verheirathet, ohne vorher die Neugier nach der Lösung jener diabolischen Frage, welche die Widersprüche des modernen Lebens ohne Unterlaß in uns anregen, gründlich befriedigt zu haben? Du siehst sogar die Zeit, die ein junger Mann darauf verwendet, dem Laster die poetische Hülle und die elegante Prüderie der Salons abzustreifen, für zweckmäßig verthan an: er läuft sich die Hörner ab! er wird hernach desto vernünftiger sein! Möglich! Aber welche Gleichgültigkeit des Geistes, welche Kälte des Herzens setzest Du bei einer Frau voraus, wenn Du glauben kannst, daß sie, die während ihrer ganzen Jugend von derselben Neugier geplagt, von denselben lügnerischen, versuchenden Stimmen noch viel näher umzischt wurde, — sich leichten Herzens zu ewiger Unwissenheit in einer Sache, die auf dem Gebiete ihrer Beobachtung eine so große Rolle spielte, verdammen kann? Nein! ich sage Dir: es kommt ein Tag, wo selbst die Beste von einer fieberhaften Ungeduld, von einer verzweifelten Gier nach Gewißheit erfaßt wird. Die Gattin wird dann launisch, die Mutter vernachlässigt ihre Pflicht; sie legt sich keine Rechenschaft ab, weder von der Ursache ihrer Aufregung, noch von dem Ziele, wohin dies Alles führen soll; aber ihre Laune, ihre Rede verändern sich. Wider ihren Willen verrathen sich die wirren Gedanken, die sie innerlichst beschäftigen; manchmal spielt sie das Kind, als ob sie euch bitten wollte, sie zu belehren; manchmal macht sie sich alt und möchte gern verderbt erscheinen, damit man keinen Grund habe, ihr etwas zu verheim-

Digitized by Google

In der Rédemption sagt der Held Maurice: „Es kommt für die ehrbaren Frauen ein Alter, wo sie von dem Uebel versucht werden. Dafür haben die anderen ihre tugendhafte Krisis; aber sich ins Verderben stürzen, ist viel leichter, als sich aus dem Verderben retten, und diese Anwandlungen von Ehrbarkeit sind meistens nur Komödien, die man vor sich selbst aufführt, nur um sich einen Augenblick zu unterhalten."

Von diesen beiden Arbeiten ist die Komödie, in welcher, wie schon der Titel sagt, die tugendhafte Krisis einen glücklichen Ausgang nimmt, die bei weitem schwächere. Die Charaktere leiden an einer gewissen jugendlichen Uebertreibung (das Stück gehört allerdings zu den frühesten Arbeiten Feuillet's), die außerordentlich erkältend auf den Leser wirkt. Die Heldin des Stückes, eine berühmte Wiener Schauspielerin und Courtisane, ist ein solcher Ausbund von allen möglichen Liebenswürdigkeiten, daß man nicht wohl begreift, wie sie es bei ihrem leichtsinnigen Leben nur so lange ausgehalten hat. Ihre Liebhaber, ein russischer Fürst, ein englischer Lord, ein französischer Herzog und ein österreichischer Graf sind solche Marionetten und verrenken die Glieder auf eine so putzige Weise, daß sie zum Tempel hinauszujagen, einer Dame von so vielem Verstand wie Mademoiselle Madeleine gar nicht schwer fallen kann. Der Retter Mauriee ist ein genauer Verwandter des Doctors in der Krisis, und hat verhältnißmäßig am wenigsten durch die Uebertreibung zu leiden, an der die Anderen kranken. Die

liegt auf dem Ganzen ein wundervoller poetischer Duft, und ein Element gutmüthigen Spottes und feiner Ironie, das Feuillet nur leider zu selten hervortreten läßt, trägt noch zu der graziösen Leichtigkeit bei, mit der das Bild wie eine schöne Spiegelung, wie duftige Wolken am Abendhimmel vor dem Auge des Lesers schwebt. Nur Schade, daß die Katastrophe, in Folge der leidigen Manier Feuillets, in Briefen zu erzählen (wovon gleich mehr), zu einigen Unwahrscheinlichkeiten Veranlassung giebt, die leicht zu vermeiden gewesen wären. Auch ist der Tod George's nicht gehörig motivirt. Die Lüge, deren sich ein allzu dienstfertiger Freund bedient, ihn auf den Verführer Batbildens zu hetzen, blos um ihn aus seiner Schwermuth zu reißen, ist ganz unverantwortlich. Weshalb findet die blos fingirte Beleidigung nicht wirklich statt? dann wäre Alles in bester Ordnung.

„La clef d'or," ein Lustspiel, erwähnen wir hier nur, weil es durch sein Thema in diesen Kreis gehört. Es ist die Bekehrungsgeschichte eines Blasirten, der ein junges, liebenswürdiges Mädchen geheirathet hat.

Bedeutender dagegen und wohl die zweitbeste Arbeit Feuillets ist das Schauspiel: Dalila (1856). Es ist für uns doppelt interessant, weil es einen ganz ähnlichen Stoff, wie Goethe's Clavigo, behandelt. Wir wissen nicht, ob Feuillet das letztere Stück kannte. Es ist möglich, aber durchaus nicht nothwendig, denn so sehr auch der Clavigo seines Stücks, ein Dichter

alten Musiklehrers Sertorius, Marthe, liebe, und daß er gleich nach der Aufführung seiner ersten Oper, mit der er heute Abend vor der reichen und schönen Welt Neapels debütirt, um sie anhalten werde. Die Scene ist auf der Straße von Puzzuoli nach Neapel im Wagen. Der Chevalier selbst lenkt die Pferde.

Carnioli. Kurz, um die Sache bei ihrem rechten Namen zu nennen: Du willst Dich verheirathen?

Roswein. Ich will mich verheirathen.

Carnioli. Gut. Du gedenkst die blonde Tochter des alten genialen Tollkopfs, Monheer Sertorius, zu heirathen?

Roswein. Genau so, Excellenz.

Carnioli. Sehr gut. Und Du glaubst, ich werde das dulden?

Roswein. Aber, mein Gott, Chevalier, was geht das Sie an?

Carnioli. Was es mich angeht, Elender? Lieber wollte ich Dich mit dem Kopf zuerst auf jenen Steinhaufen da schleudern! (Zu einem Vorübergehenden) Vorgesehen, Dummkopf! Hop-la!

Roswein. Sollten Sie etwa das junge Mädchen lieben?

Carnioli. Ich kümmre mich viel um Dein junges Mädchen, alberner Mensch! Ich kümmre mich um Dein Talent, welches mein Werk ist, mein Glück, und mein Stolz, und das Du, so lange ich lebe, nicht unter dem Deckel eines Kochtopfes ersticken sollst.

Roswein. Giebt Eure Excellenz diesen Scherz für ein Argument aus?

Carnioli. Nenne mich nicht Excellenz, Narr, und thue, was ich Dir sage. Ich sage Dir aber, Dein Genie ist mein Licht — hörst Du, mein Licht — und ich will nicht, daß Du dieses Licht unter den Scheffel stellst.

Roswein. Wollen Sie die Güte haben, mir zu sagen, weshalb die Ehe ein solcher Scheffel ist?

Carnioli. Warum? Weil das Opium einschläfert, weil Wasser das Feuer löscht. Ein verheiratheter Künstler ist ein gewesener Künstler. Er ist Gatte, Bürger, Vater — Alles, was Du willst — aber der Poet ist todt! Und darum sage ich Dir: da Du doch nun einmal das Mädchen liebst, so mache sie zu Deiner Maitresse — aber zu Deiner Frau — das verbiete ich Dir.

Roswein. Ist das Ihre Moral? Es ist die meinige nicht.

Carnioli. Was schwatzest Du mir da von Moral? Seit wann ist denn die Moral eine Muse? — Moral! köstlich! Was hast denn Du mit der Moral zu thun? Bist Du ein Küster? bist Du ein Quäker? gehörst Du zur Bibelgesellschaft? Pah! Bist Du auch nur ein Christ? Nein; Du bist es nicht. Du zweifelst an Gott, an der Madonna, an allen Heiligen, Du ungläubiger Hund! Du bist ein Künstler, ein Poet, bist ein Heide... Deine Moral ist die Kunst, Dein Gott ist die Kunst, und die Kunst ist des Teufels. Dein Element ist das Feuer... Schlimm genug, wenn Du in diesem Elemente nicht leben kannst; aber Du stirbst, wenn Du es verläßt.

Roswein. Ich werde es verlassen, Chevalier. Ob meine Seele zu schwach oder zu zart ist, das ist gleichgültig; aber ich bin nicht geschaffen für dies Künstlerleben. Wenn Sie wüßten, was ich leide in diesem tollen Strudel, Sie wären der Erste, der mir die Hand böte, mich herauszuziehen.

Carnioli. Aber, Christi Blut! mein lieber Junge, Du beklagst Dich, daß die Braut zu schön ist. Das Uebermaß Deiner Empfindlichkeit ist es ja eben, was Dich über den gemeinen Troß erhebt... u. s. w. u. s. w.

Wir brechen diese mit einem köstlichen Schwung und wundervoller Laune geschriebene Scene, in der Carnioli alle Gründe, die sich gegen die Ehe eines Künstlers aufbringen lassen, erschöpft, hier ab, um aus der vorhergehenden Unterredung Roswein's mit dem alten Sertorius wenigstens Einiges anzuführen, einmal weil die Worte, die hier den jungen Künstlern zugerufen werden, wahrhaft goldne Worte sind, und zweitens weil diese Scene beweist, daß Feuillet in seiner Sphäre sehr wohl das nothwendigste aller dramatischen Talente besitzt, das Talent: beide Seiten der Medaille zu zeigen.

Der alte Lehrer Roswein's, Sertorius, spricht: „Ja, André, wenn Du nicht wie so Viele nach einer kurzen, glanzvollen Nacht aus der Sphäre der Kunst verschwinden willst, wenn Du nicht willst, daß Dir mitten im Laufe der Athem ausgehe, wenn Du Deine heilige Last bis zum Gipfel tragen willst — bezähme Dein Herz und ordne Dein Leben! Ein entnervter Körper kann nur einem gefallenen Geiste zur Wohnung dienen. Wähne nicht, junger Mann, in der Aufregung der Unordnung, in dem wüsten Taumel der Sinne, in der krankhaften Ueberreizung der Leidenschaften eine wirkliche, dauerhafte Begeisterung zu finden. Erinnre Dich, daß die Alten, unsre Lehrer, nur einen Namen hatten für Tugend und Kraft, nur einen Ausdruck für Ordnung und Schönheit! Erinnre Dich, daß sie in ihren tiefsinnigen Allegorien die Musen keusch und die Venus zu einer Idiotin machten. Wohl kenne ich sie, die Gefahren, die Dich erwarten; die Versuchungen, denen das fieberhafte Leben des Künstlers ausgesetzt ist, die Gifte, die ohne Unterlaß in sein stets erdigtes Blut träufeln. Aber, André, da Gott einmal die zwei Quellen mehr als irdischen Genusses: die Empfindung des Schönen und die Wollust des Schaffens, in Deinem Busen erschlossen hat, — wenn Du nun doch nicht die Kraft besitzest, den Becher, in welchem Dir der schnöde Trank gemeiner Lust geboten wird, von Deinen Lippen zu stoßen — so bist Du ein Elender — und Du bist verloren. Ob Dir der Tod oder der Wahnsinn die Reue über ein verfehltes Leben abkürzt, ob Du den Haufen der neidischen, traurigen Gesellen, die sich in den Coulissen und Ateliers umhertreiben, um am Abend in der Kneipe die großen Männer zu spielen, vermehrst — gleichviel — Du bist verloren. Noch einmal, André: bezähme Dein Herz, regle Dein Leben! damit ist Alles gesagt."

Daß so die andere Seite der Frage zur Sprache gebracht wird, und zwar durch den Mund eines Mannes, der über den Parteien steht — denn der alte Sertorius weiß in diesem Augenblicke noch nichts von Roswein's Liebe zu seiner Tochter, — ist ein Zug, der das tragische Interesse, welches durchaus eine erschöpfende Discussion des Für und Wider verlangt, bedeutend erhöht, und den Feuillet's Stück nach unserer Mei-

Digitized by Google

nung vor dem Goethe'schen voraus hat. Im Clavigo wird lange nicht genug hervorgehoben, daß auf der Seite Mariens nicht nur das Recht im gewöhnlichen Sinne, sondern auch die Vernunft ist, und daß Clavigo nicht blos eine unmoralische, sondern auch eine thörichte Handlung begeht. Dazu kommt, daß bei Feuillet der Held seine Liebe zu einem guten, liebenswürdigen Mädchen nicht blos einem mehr oder weniger gemeinen Ehrgeiz und einem ebenso wenig zu entschuldigenden Leichtsinn, sondern vielmehr einer neuen Liebe, der Liebe zu einer Frau, wie sie der sinnlich erregbaren Künstlernatur nur zu gefährlich ist, opfert. So können wir ihn bemitleiden, ohne ihn, wie den Clavigo, geradezu verachten zu müssen. Die Dalila endlich, oder wie wir sagen Delila, die dem armen André, der übrigens, nebenbei gesagt, durchaus kein Simson ist, die Locken seiner moralischen und künstlerischen Kraft abschneidet, — die Prinzessin Leonora, ist vortrefflich gezeichnet — dämonisch-liebenswürdig und tödlich-schön, wie die Meduse — so liebenswürdig und schön, daß selbst dem kalten Leser ein Grauen ankommt vor dieser verführerischen Teufelin, und er den armen Sünder nicht steinigen mag um eines Vergebens willen, zu dem die Verführung so riesengroß war.

Die übrigen Lustspielchen, wie „Le pour et le contre, le fruit défendu, la partie de Dames" sind allerliebste Bluetten die zu keiner eingehenden Besprechung hinreichenden Stoff bieten. Auch den neuesten Roman: le roman d'un jeune homme pauvre, können wir trotz des Beifalls, dessen er sich bei dem Publicum zu erfreuen hatte, nicht zu den bedeutenderen Productionen Feuillet's zählen. Im Gegentheil will es uns bedünken, als ob sich in ihm das Talent des Autors schon im Abnehmen zeigt. Zwar ist es noch dieselbe Grazie der Form, dieselbe Sauberkeit der Ausführung, aber es sind auch wieder dieselben Personen, und die Erfindung erscheint noch dürftiger, wie sonst. Auch ist die Lösung des Problems, wie ein verarmter junger Edelmann die Tochter und Erbin eines steinreichen Roturiers heirathen kann, ohne seine Ehre zu compromittiren, nicht eben sehr geistreich. Er hat in einem Augenblick der Aufregung geschworen, die Dame, die ihn übrigens liebt, nicht eher heirathen zu wollen, als bis er so reich ist wie sie, oder sie so arm wie er. Da es nun dem Autor allzu weh thut, seine Heldin den heroischen Entschluß, ihren Reichthum zu verschenken, wozu sie nicht übel Lust hat, ausführen zu lassen, und da der Held, welcher ein sehr moralischer junger Mann ist, sein stolzes Wort nicht brechen darf, die Leser aber doch offenbar in Verzweiflung gerathen, wenn die Beiden trotz alles Lamentirens sich schließlich doch nicht „kriegten", so muß einer alten Dame, die mit dem jungen enterbten Ritter in einer nur ganz zufälligen Verbindung steht, zur rechten Zeit eine ungeheure Erbschaft in Spanien (sehr bezeichnend!) zufallen und die Gute ebenso zur rechten Zeit sterben, um ihm ihre spanischen Schlösser vermachen zu können. Jetzt hat er eine Million — sie hat eine Million, macht zwei Millionen — die jungen Leute können sich heirathen.

Feuillet hat sich hier der bekannten Weise der französischen Dichter, ihren Lesern die unwahrscheinlichsten Dinge mit der ruhigsten Miene von der Welt aufzutischen, stammverwandtschaftlich angeschlossen. Dasselbe thut er auch sonst noch oft genug. In der „Dalila" bringt Roswein der Prinzeß Leonora ein Taschentuch, das sie ihm mit ihrem Bouquet zugeworfen, um Mitternacht auf ihre Villa. Er läßt sich melden; er wird angenommen. Daß die Dame dabei erwähnt, wie ihr die Zeit des Besuchs nicht ganz schicklich gewählt zu sein scheine, macht die Sache wo möglich noch schlimmer. In „la Crise" reist ein vielbeschäftigter Arzt, der im Anfang ausdrücklich versichert, höchstens zwei Stunden Zeit zu haben, blos um einer hübschen Dame zu gefallen, wie er gebt und steht, mit ihr aus der Stadt fort, bleibt acht, vierzehn Tage auf dem Lande, ohne sich um seine armen Patienten mehr zu bekümmern, wie ein Adler um Maikäfer. Dergleichen grobe Zeichnungsfehler fallen bei Feuillet um so mehr auf, als sie in einem seltsamen Widerspruch mit seiner bis in die kleinsten Details sorgfältigen Malerei stehen. Zum Theil finden diese Verstöße in der leidigen, bei ihm sehr beliebten Manier, in Briefen und Tagebuchblättern zu erzählen, ihre Erklärung, wenn auch nicht Entschuldigung. Natürlich, wenn der Held handeln und denken und zugleich Buch über seine Handlungen und Gedanken führen soll, so müssen daraus die wunderlichsten Dinge entstehen. Da kann es ihm z. B. begegnen, daß er sich (wie im „Jeune homme") den linken Arm bricht, und mit dem rechten schreiben muß, daß er sich den linken gebrochen hat; oder einem Freunde berichten muß, daß seine Geliebte soeben im Nebenzimmer stirbt (wie in der „Petite comtesse"). Uebrigens ist es sehr begreiflich, weshalb gerade Feuillet dieser Art zu erzählen den Vorzug giebt. Seine Erfindungsgabe ist wie wir gesehen haben, nicht sehr bedeutend. Da ist es ihm nun sehr bequem, stets selbst auf der Bühne zu bleiben, um, wenn es mit seinen Acteurs nicht recht fort will, das Publicum durch mehr oder weniger geistreiche Betrachtungen in Form von Parabasen zu unterhalten. Diese Subjectivität, die ihn wie alle mehr lyrischen als epischen Naturen, z. B. Heine, Lord Byron u. s. w. fortwährend nöthigt, hemmend in den raschen Gang der Handlung einzugreifen, verleitet ihn sogar, selbst in die Schauspiele Tagebuchblätter einzuschmuggeln. So kommt es, daß die Novellen halbe Schauspiele, und die Schauspiele halbe Novellen werden, in denen die Scene bald in einem Boot, bald in einem Wagen und überhaupt überall da ist, wo es dem Autor gerade paßt.

So sind Feuillet's Stoffe, so ist die Form, die er diesen Stoffen giebt, — und wir wären mit unserer Kritik zu Ende? Noch nicht ganz. Wir haben bis jetzt nur Summanden unter Summanden gesetzt; es bleibt uns noch übrig, einen Strich zu machen und zuzusehen, wie groß die Summe des Ganzen ist.

Man kann von Feuillet sagen, was einst von Henriette Sonntag gesagt wurde: „Sein Genre ist nicht groß, aber er ist groß in seinem Genre." Er gleicht dem Naturforscher, der sich auf eine Specialität seines Faches geworfen hat und dieser nun mit allen Mitteln der Wissenschaft beizukommen sucht. Feuillet arbeitet, wie die Uhrmacher, fast immer mit einem Vergrößerungsglas im Auge. Nun wollen wir das Studium des Details nicht schelten, denn wir wissen, daß heutzutage Keiner, er sei, wer er sei, ohne dasselbe auskommen kann.

Digitized by Google

Und doch ist wiederum der nur der rechte Mann und steht auf der Höhe seines Berufes, er mag ein Handwerker, Künstler oder ein Mann der Wissenschaft sein, welcher sich nicht in den dunklen Winkel seiner Specialität verrennt, sondern sich den Blick klar und frei erhält für die übrigen Erscheinungen des Lebens.

Freilich ist der babylonische Thurm der modernen Cultur, an dem wir Alle bauen, schon so riesig in die Breite und Höhe gewachsen, daß kein Einzelner mehr das Ganze zu überschauen vermag, daß keiner mehr recht weiß, was sie drüben schaffen, und ob auf der andern Seite nicht ebenso viel wieder einfällt, als hier gebaut wird, daß jeder Handwerker nur noch seine allernächsten Nachbarn kennt. Wer aber soll in uns, den Handwerkern, das Gefühl der Gemeinschaft, der Brüderlichkeit, ohne das zuletzt doch Alles ins Stocken geräth, wach erhalten, wenn nicht der Dichter? Dies Gefühl zu wecken, wo es schläft, es wach zu erhalten, wo es lebendig ist, war von jeher sein schöner Beruf und ist es heute mehr als je. Er soll uns den trüben Gedanken, daß all unser Wissen und Schaffen doch nur Stückwerk sei, durch seine Melodien verscheuchen, er soll uns die verlorne Harmonie der Seele wiedergeben. Er soll uns, die wir uns in den Widersprüchen des Lebens wie in tückischen Schlingen fangen, die wir an Hemmnissen aller Art, welche wie Schlagbäume unsern Weg versperren, die Hände blutig ringen — mächtig ergreifen und mit sich hinauftragen in eine Höhe, von der herab des Königs Scepter und des Bettelmanns Stab gleicherweise nur als Insignien menschlicher Gebrechlichkeit erscheinen, und aller Erdenjammer nur wie blaue Schatten, die über eine sonnenhelle Landschaft jagen. Er soll sich mit den Zöllnern und Sündern zu Tisch setzen und durch gute, mitleidsvolle, tröstende Rede ihr bittres Sclavenmahl so versüßen, daß ihnen ist, als speisten sie aus goldnen Schüsseln an der Tafel der ewigen Götter, und in den Prunksaal des Tyrannen soll er treten, und an die Marmorwand gebeimnißvolle, fürchterliche Worte schreiben, daß dem Herrn über Leben und Tod graut vor seiner eignen Herrlichkeit. Das soll der Dichter, das thaten die Dichter! die großen Meister der herrlichsten Kunst, denen die dankbare Menschheit einen Platz in ihrem Pantheon anwies.

Wollen wir nun damit gesagt haben, daß wir nur die Geistesriesen, von denen in Jahrhunderten einer unter uns aufsteht, in diesem Pantheon sehen mögen, und alle Anderen ohne Weiteres zu den Todten werfen? Keineswegs. Die Breite des Lebens mit heiterem Auge zu überschauen, gestattete nur Wenigen ein günstiges Geschick, und nicht Vielen ward die dämonische Divinationsgabe, der ein Knochensplitter genügt, aus ihm das ganze Skelet zu construiren. Es giebt auch Andere, bei deren Geburt sich diese oder jene Fee nicht eingestellt hatte, Andre, von denen Einer singt:

Jeté sur cette boule,
Laid, chétif et souffrant,
Étouffé dans la foule,
Faute d'être assez grand —

und doch sprechen wir ihre Namen mit Ehrfurcht und Liebe aus, und doch nennen wir sie Poeten. Warum? Weil sie den Mittelpunkt, in welcher zuletzt doch alle Radien führen: das Herz des Menschen zu treffen wußten; weil ihnen trotz des kleinen Kreises, den ihr Auge überfah, die große Wahrheit aufgegangen war, daß alles Vergängliche nur ein Gleichniß ist; weil sie sich nicht irren ließen durch den Maskenscherz des Weltgeistes, des ewig gleichen, der sich hinter die Dinge steckt, die ewig wechselnden; weil sie überall dem göttlichen Gedanken nachspürten, bis sie ihn fanden, und sich an ihm durchglühten und mit sich ihre Menschenbrüder.

Und Octave Feuillet dringt nur zu selten bis zum Centrum, bis zum Herzen; nur zu oft hält er die Maske für das wahre Angesicht, nur zu oft zeigt er eine kindische Freude an den bunten Lappen, mit denen der nackte Leib verhüllt ist. Er kann sich nicht mit den Sündern zu Tisch setzen, wenigstens nicht mit den armen Sündern, denn er weiß gar nicht, wo sie wohnen; dafür darf er aber der Protection sehr reicher — Leute gewiß sein, und von einer hohen Dame den Auftrag empfangen, ein Lustspiel zu schreiben, damit sie, die so oft eine traurige Rolle spielen muß, auch einmal eine gute zu spielen bekommt. Wenn Octave Feuillet lieber für den Hof als für das Volk schreiben will — wohl! Jeder sehe, wo er bleibe! aber er bedenke auch, daß Niemand zweien Herren dienen, und daß eine Kaiserin zwar Vieles verleihen kann, aber nicht — die Unsterblichkeit.

F. Sp

Neurömische Herrlichkeit und italienische Romantik.

Die Blicke Europa's sind vorerst auf Italien gerichtet, wo ein erregbares und leichtgläubiges Volk sich von einem schlau berechnenden Gewaltherrscher in beklagenswerther Weise mißbrauchen läßt. Ein verständiger Italiener (es giebt dergleichen) äußerte sehr richtig: „Um den Teufel loszuwerden, rufen wir den Satan ins Land. Wir hätten aber eines Doctors bedurft, der uns unsere alten Sünden der Trägheit, des Eigendünkels, der Rachsucht und der Unthätigkeit aus dem Leibe hätte treiben können. So lange wir uns von denen nicht befreien, wird alles Andere nicht helfen, und jeder neue Ausbruch unseres politischen Nervenfiebers muß uns nur noch mehr herunterbringen und zerrütten."

Italien ist ein Werkzeug in den Händen der neunapoleonischen Staatsweisheit, welche sich zuerst das romanische Südeuropa dienstbar und gefügig machen will, bevor sie zur Ausführung ihrer weiteren Pläne schreiten kann. Sie schloß den Bund mit der Revolution, um diese auszubeuten und nachher deren Träger, welche verblendet genug sind, fremden Zwecken zu dienen, in ähnlicher Weise zu beseitigen wie seither die französischen Republikaner, welche in Cayenne, falls

Digitized by Google

sie überhaupt im Pfefferlande noch leben. Muße genug haben über Pariser Menschen und Dinge nachzudenken.

Für die Aufregung in Nordtalien hat der sardinische König von Turin aus seit Jahren hinlänglich gesorgt; für die Darstellung der Verhältnisse in der ewigen Stadt Rom, wo das Oberhaupt der katholischen Christen die dreifache Krone trägt und als geistlicher und weltlicher Herrscher thront, sorgen Schriftsteller aus der litterarischen Brigade des französischen Kaisers. Da er Italien zu seinen Zwecken völlig umgestalten will, so kam es zunächst darauf an, auch die römischen Angelegenheiten recht abschreckend zu schildern, woraus dann die Welt von selber den Schluß ziehen muß, daß so heillose Zustände gar keine Berechtigung in sich tragen, und daß es angemessen sei, ihnen je eher desto lieber ein Ende zu machen. Nun ist allerdings in Rom und im ganzen Kirchenstaate Alles so durch und durch verwahrlost, so grundschlecht und durchgefault, daß einer blos die Sachen darzustellen braucht wie sie sind, um dagegen Abneigung und Hohn zu erwecken; die Satyre schreibt sich ganz von selbst.

Napoleon der Dritte sandte einen Mann nach Rom, der schon früher ein Buch über Griechenland und den Hof von Athen veröffentlicht hatte, in welchem er ein nicht geringes Talent für das feinere Pasquill bethätigte. Seine Befähigung war also außer Zweifel, und in Herrn Edmund About der passende Schriftsteller gefunden. Alles römische Wesen ist zwar in den Augen Derer, welche die Dinge der ewigen Stadt kennen, längst völlig discreditirt, und reisende Priester oder Enthusiasten der Kunst aus deutschen und englischen Landen können daran nichts ändern; aber nicht Jedermann hat umfassende Kunde über die kläglich Wirthschaft im Kirchenstaate. Diesem Mangel ließ der „älteste Sohn der Kirche" durch Herrn Abouts Werk über die „römische Frage" abhelfen, und er ist dabei schlau genug zu Werke gegangen. Das Buch erschien theilweise im Feuilleton des Pariser Moniteur; diese Artikel machten mit dem Papst, den Cardinälen und mit Allem was zum Vatican gehört, wenig Federlesens, und eine boshafte Enthüllung folgte der andern. Darüber entstand viel Aerger und Betrübniß beim ultramontanen Theile der französischen Geistlichkeit, welche seither vom Napoleonismus nur Gunst erfahren hatte; sie machte Vorstellungen in den Tuilerien, wo man sich ganz erstaunt zeigte, daß sich in das kaiserliche Blatt so entsetzliche Sachen eingeschlichen. Flugs wurde die Fortsetzung der Artikel untersagt, denn — der Zweck war erreicht, die öffentliche Meinung war auf das römische Unwesen hingelenkt worden; die Schritte der Geistlichkeit und das durch sie ausgewirkte Verbot erregten überall Aufmerksamkeit, und Herrn Abouts Buch wurde dann, scheinbar aus zarter Rücksicht für die ultramontanen Verbündeten des Napoleonismus, nicht in Paris gedruckt, wohl aber in Brüssel, von wo es in den französischen Buchhandel übergeht und ungeheuern Absatz findet. So erreichten die Tuilerien den Zweck, den Vatican bloszustellen, hatten aber weiter keine Verantwortlichkeit. Freilich ist das ganze sinnreiche Spiel von den Ultramontanen durchschaut worden und hat bei ihnen sehr üble Laune gemacht, die unter Umständen verhängnißvoll werden kann.

About, ein Katholik, beginnt mit der Versicherung, daß er seine Kirche aufrichtig verehre, und er fügt hinzu, daß dieselbe 139 Millionen Seelen zähle ohne den kleinen Judenjungen Mortara. Dieser „Schwarm" werde von siebenzig Cardinälen oder Priesterfürsten regiert, deren autokratisches und unfehlbares Oberhaupt der Cardinal-Bischof von Rom sei. Aber dort finde man neben diesen Merkwürdigkeiten auch die flamesische Zwillingsverbrüderung der geistlichen und weltlichen Gewalt, die Vereinigung der Priestermitra mit der weltlichen Krone, den Schäferstab und das Königszepter in einer und derselben Hand, der Pontifex sei auch Carnifex; Rom habe das Papstthum. Es frage sich, welchen Segen dasselbe über den Kirchenstaat gebracht habe. Groß müsse derselbe doch wohl sein, denn welcher andere Regent auf Erden besitze so große Besitznisse als der heilige Vater? Die Antwort läuft im Wesentlichen auf Folgendes hinaus.

Wer Rom durchschlendert und etwa das Haus der Lucrezia Borzia aufsucht, muß sich seinen Weg bahnen durch Straßen, die mit Schmutz und Unrath gepflastert sind. Dort windet er sich durch tausende von Vagabunden, Dieben, Gaunern, Guittarrespielern, Modellstehern, Bettlern, Ciceroni und Ruffianoc mit Weibern und Töchtern. Alle reden ihn Excellenz an und stehlen ihm sein Sacktuch. In keiner europäischen Stadt, nicht einmal in London, trifft man einen so schmutzigen und niederträchtigen Bettler- und Gaunerpöbel wie im heiligen Rom. Einen ordentlichen Bürger- und Mittelstand giebt es nicht; denn einige ausgezeichnete Künstler, etliche tüchtige und muthvolle Advocaten, einige gelehrte Aerzte oder wohlhabende und erfahrene Landwirthe, sind denn doch noch lange nicht hinreichend um eine wirkliche Bürgerclasse zu bilden.

Den römischen Adel, der sich auf seinen Stand sehr viel einbildet, charakterisirt der Tuilerienschriftsteller in folgender Weise, und wir müssen eingestehen, daß er nicht stark übertreibt: Einunddreißig Fürsten oder Herzöge, eine unzählige Menge von Marcheſi, Grafen, Baronen und Rittern; ein Schwarm unbetitelter Adelsfamilien, welche allein Benedict der Vierzehnte durch Ernennungen auf dem Capitol um nicht weniger als sechzig vermehrte; eine Menge von Gütern mit ungeheuer ausgedehntem Grund und Boden, tausend Paläste, hundert große und kleine Gallerien, hinlängliches Auskommen (für welches die Arbeit der Hintersassen, der gedrückten Bauern, sorgen muß), eine Menge von Pferden, Kutschen, Livréen und Cabineten, in jedem Winter pomphafte Festlichkeiten, und ein kleiner Rest von alten Privilegien und Respect beim Volke. So ist der römische Adel, und dieser Adel ist unwissend, träg, eitel, aufgeblasen, servil, und vor allen Dingen charakterisirt ihn eine völlige Nichtigkeit. Das sind aber bei weitem noch nicht die verächtlichsten Eigenschaften, durch welche dieser römische Adel unter alle übrigen Aristokratien Europa's tief herabgesunken ist.

Von diesem Adel, sagt der Schriftsteller der Tuilerien weiter, stammen einige, wie die Orsini und Colonna, von mittelalterlichen Helden und Räubern ab; die Caetani leiten ihren Adel von Anno 730 her; die Familien Massimo, Santa Croce und Mortaliani wollen gar aus der Zeit stammen, da

Digitized by Google

Titus Livius seine römische Geschichte schrieb. Nach ihnen folgen die Patricier, welche ihren Adel durch päpstliche Decrete haben, und dazu gehören die Borgheſi, Barberini, Rospiglioſi und Odescalchi. Dann kommen die Torlonia, Ruspoli, Antonelli, Macchi und Grazioli; dieſe ſind allesammt Geldhändler, Bäcker, Tabaksverkäufer, gleich den Marcheſen Ferranili und Calabrini. Es iſt überhaupt ein ſeltſames Gemiſch in die alte Ariſtokratie gekommen, und das erſcheint um ſo erklärlicher, da nichts hindert, daß der Doppelſinn des Kirchenſtaates ein ächter und rechter Pleberſtaat iſt. Er kann in ſeiner Jugend Stiefelwichſer oder Schweinehirt geweſen ſein, wie Sixtus, oder Laſtträger. Von dieſen römiſchen Nobili beziehen manche ein ganz anſehnliches Einkommen, die Corſini z. B. eine halbe Million Francs, die Borgheſe faſt ebenſo viel; die Ludoviſi, Doria und Grazioli etwa 350,000, die Colonna, Odescalbi und Maſſimo 200,000, andere weniger, während die Torlonia und Antonelli reicher ſind als alle übrigen. Aber mit Edelleuten und Bürgern in England, Amſterdam und Frankfurt, mit den öſterreichiſchen Eſterhazy's und den ruſſiſchen Demidoffs halten ſie keinen Vergleich aus, dieſe römiſchen Dons, welche in prisciauiſchen Baumgängen paradiren und im Schatten der Villa Pamfili ruhen, als wären ſie Cicero's Vettern.

Welche Figur ſpielt ein römiſcher Edelmann von fünfundzwanzig Jahren? Der Franzoſe beantwortet die Frage etwas excentriſch: „Ein Nordamericaner hat bei ſolchem Alter ſchon zehnerlei verſchiedene Geſchäfte verſucht, einmal bankerott gemacht, viermal ein hübſches Vermögen erworben, iſt wo möglich mit bei einem Feldzuge geweſen, hat einen Proceß geführt, eine Religion gepredigt, ſechs Menſchen mit dem Revolver erſchoſſen, eine Negerin emancipirt und eine Inſel annexirt. Ein Engländer hat zwei ſchriftliche Ausarbeitungen geliefert, iſt bei einer Geſandtſchaft Attaché geweſen, hat eine Bank gegründet, einen Katholiken bekehrt, eine Reiſe um die Welt gemacht und Walter Scotts ſämmtliche Werke geleſen. Ein Franzoſ hat ein Trauerſpiel geſchrieben, Beiträge zu mehreren Zeitungen geliefert, drei Säbelhiebe bekommen, zwei Verſuche zum Selbſtmorde gemacht, iſt über Ehemännern in die Quere gegangen und hat ſeine politiſchen Anſichten neunzehn Mal gewechſelt. Der Deutſche hat ſich vierzehn Mal mit ſeinen beſten Freunden gezankt und ſie verwundet, ſechszig Oxhoft Bier und die Hegeliſche Philoſophie hinuntergegoſſen, elftauſend Lieder geſungen, eine Million Pfeifen geraucht und zwei Revolutionen mitgemacht. Aber der römiſche Prinz hat gar nichts gethan, nichts geſehen, nichts gelernt, nichts geliebt und nichts gehaßt. Ein junges Mädchen, das im Kloſter erzogen worden iſt und eben aus der Gitterthür deſſelben hervortritt, hat ebenſo viel Erfahrung, als ein ſolcher Prinz."

In dem letztern liegt viel Wahrheit; den italieniſchen Edelleuten, als Geſammtheit, iſt Mark und Kraft abhanden gekommen; ſie ſind träg, arbeiten nicht, verdämmern ihr Leben, und haben nur noch eine Energie, jene der Intrigue, insbeſondere der politiſchen. Ausnahmen beſtätigen nur die Regel. Die Männer, ſagt Abeut, ſind Motten, und die Mädchen und Frauen ſind Schmetterlinge. Dieſe hübſchen römiſchen Prinzeſſinnen ſtehen auf, baden, kleiden ſich an, frühſtücken, fahren ſpazieren, unterhalten ihre Freunde, aber nicht mit Geſpräch und Muſik, und gehen wieder zu Bett.

Der Papſt wird von dem franzöſiſchen katholiſchen Schriftſteller als ein „weißer Despot" geſchildert, der manchmal ſeinen „rothen Despoten" neben ſich hat. Der rothe Despot Pius des Neunten iſt Cardinal Antonelli. Dieſem Würdenträger der heiligen Kirche widmet Herr About große Aufmerkſamkeit; daß der Cardinal in Rom über alle Dinge entſcheidet, iſt bekannt. Er ſei im Neapolitaniſchen in einem Geierneſt zur Welt gekommen, er ſtamme aus einer Ränderfamilie; ſeinen erſten Unterricht erhielt er vom Verbrecher, ſeinen zweiten von der Jurisprudenz; er begann ſeinen Lebenslauf unter Banditen und fand ſeine weitere Ausbildung unter den Gensdarmen. Ohne ſich durch kirchliche Strenge und Enthaltſamkeit auszuzeichnen, kam er in die Umgebung Gregors des Sechszehnten, wurde deſſen Liebling, und erhielt unter Pius dem Neunten den rothen Cardinalshut und ein Miniſterportefeuille. Die Straßenräuber von Sonnnio waren Augenzeugen, als die Truppen Seiner Heiligkeit des Papſtes vor ihrem, der Briganten, alten Kameraden das Gewehr präſentirten, nicht etwa ihn todt ſchoſſen. Dieſer ehemalige Räuber und jetzige Cardinal möchte die abſolute Gewalt der Päpſte herſtellen und dieſelbe nach ſeinem Belieben gebrauchen; er will nicht, daß Pius der Neunte ſich mit ſeinen Unterthanen verſöhne, er benutzt die Kanonen der Katholicität zur Unterjochung Roms, er iſt taub für die (— hört und lacht nicht —) liberalen Rathſchläge Napoleons des Dritten. Antonelli iſt dreiundfünfzig Jahre alt und ſieht noch ganz jugendlich aus, hat einen kräftigen Körper und eine Geſundheit wie ein Bergbewohner. Sein breiter Vorderkopf, die glänzenden Augen, die Adlernaſe und ſeine imponirende Haltung fallen jedem auf, der ihn zum erſten Mal ſieht. Aber ſein ſchwerer und plumper Unterkiefer, die langen Zähne und dicken Lippen geben dieſem Geſicht das Gepräge der Gemeinheit. Der Staatsminiſter und Cardinal iſt auf einen Wilden geſroſft. Wenn man ihn z. B. in einem Geſellſchaftszimmer erblickt, wo er mit einer ſchönen Dame ſich unterhält, den Blick auf deren Schulter heftet und den Schnitt des Corſets zu erforſchen ſucht, dann erkennt man in ihm den wilden Menſchen aus den Wäldern, einen von denen, vor welchen man zittert, wenn der Poſtwagen umfällt. Dieſen Kirchenfürſten und Miniſter verabſcheuen alle Claſſen, im Urtheil über ihn iſt Jedermann einig. In Rom erzählt man eine Anekdote: Die Cardinäle Altieri und Antonelli beſprachen im Beiſein des heiligen Vaters eine politiſche Angelegenheit, und geriethen dabei in eine etwas lebhafte Erörterung. Der Papſt gab ſeinem Miniſter Antonelli Recht, worauf Altieri empfindlich äußerte: „Da Ew. Heiligkeit dieſem Chochar mehr glauben, als einem römiſchen Fürſten, ſo habe ich weiter nichts zu ſagen und entferne mich."

Antonelli fürchtet ſich, wie Abeut behauptet, kindiſch vor dem Tode, und dieſer erzählt ganz unbefangen Folgendes: Eine edle und ſchöne Dame, welche Seine Eminenz mit Ihrer Zärtlichkeit beehrte, erzählte mir Folgendes: „Als ich mit ihm ein Rendezvous hatte, flog er wie ein Wahnſinniger auf

Digitized by Google

mich zu und durchsuchte alle meine Taschen nach Waffen. Als er keinen Dolch fand, sagte er mir, wir seien gute Freunde." Nur einmal ist sein Leben, das wenigstens für ihn kostbar ist, bedroht worden. Ein armer Wahnsinniger war von den geheimen Gesellschaften aufgestachelt worden und stellte sich an die Treppe des Vatieans, um den Cardinal zu erwarten. Als dieser erschien, zog der Verrückte eine Gabel hervor, und Antonelli sprang zurück wie eine Gemse in den Atrea. Der Wahnsinnige wurde festgenommen, vor Gericht gestellt und zum Tode verurtheilt. Der von Milde triefende Cardinal wandte sich an den Papst, warf sich, effektell, vor demselben auf die Knie und bat um Gnade für den Armen. Er wußte wohl, daß sie nicht gewährt wurde, setzte aber der Wittwe des Verrückten eine Pension aus; so hatten die Leute von Milde zu urden.

In Rom, dem Kirchenstaate überhaupt, in Neapel, diesem auf die Erde gefallenen Stück Himmel, wo Teufel wohnen, im pöbelreichen Livorno und noch vielfach anderwärts im gesegneten Italien, weiß man kaum wo der Bandit aufhört und der Romankter beginnt. Nach unseren nordischen Begriffen hat das italienische Treiben zu allen Zeiten etwas Unheimliches an sich getragen. Wir Deutschen finden das Dolchrittertbum verächtlich und abscheulich und lieben, gleich allen unseren Stammbrüdern, den offenen Kampf bei hellem Tage, Mann gegen Mann.

Papst Pius hat eine romantische und überaus klägliche Rolle gespielt. Zuerst entfesselte er die Demagogie und segnete die dreifarbigen Fahnen der Freiwilligen, welche sich Kreuzfahrer nannten, dann aber in der Lombardei ihre eigenen Freunde ausplünderten und vor den Oesterreichern davonliefen. Nachher warf er sich in die wilde Reaction und zog als Sünder mit einem Strick um den Hals durch die schmutzigen, übelriechenden Straßen des heiligen Roms, um öffentlich Buße über seine Verbrechen, nämlich seine liberalen Anwandlungen und Aufwallungen, zu thun.

Papst Pius, der Beherrscher der Rechtgläubigen, sandte im Jahre 1848 einen geistlichen Abgesandten, Monsignore Ferrieri, an den Beherrscher der Ungläubigen nach Constantinopel. Der Schotte Mac Farlane hat geschildert, in welcher Weise dieser geistliche Würdenträger dort einzog. Es war am 16. Januar, als er bei Nebel und Schneewetter im Hafen des goldenen Hornes ankam. In Galata hatte man ihm neben dem genuesischen Thurme eine Ehrenpforte aus Holz errichtet, in dem Theile der Stadt, wo die verworfensten Menschen aus Italien und der Levante hausen, und wo die meisten todten Hunde, Ratten und Katzen, nebst anderm Schmutz abscheulicher Art, in den Gassen und Höfen liegen. Der Sultan empfing den Abgesandten mit Leutseligkeit, zu großem Verdruß der muselmännischen Altorthodoxen und zur Freude der Liberalen unter den Türken, welche dann nicht ohne Schadenfreude darauf hinwiesen, wie tolerant sie, die Mohamedaner, gegen den Vertreter eines priesterlich intoleranten Kirchenfürsten seien Sie lasen das damals auch in die europäischen Zeitungen setzen. Diese Toleranz kostete aber dem Sultan ein erkleckliches Sümmchen, denn die Italiener haben zwar einen wohlfeilen Triumphbogen gebaut, aber Wohnung und Kost im Hotel Bloudel mußte der Sultan bestreiten. In seinem Palast konnte er die geistlichen Herren ja nicht logiren, — von wegen des Harems. Diese Verpflegung dauerte drei Monate. Aber der Sultan erhielt doch ein Geschenk, denn Monsignore Ferrieri hatte im Auftrage des Oberhaupts der Katholiken dem Nachfolger der Chalifen eine Diminutivnachbildung der Trajanssäule und einige andere Kunstgegenstände mitgebracht, die natürlich, nach türkischer Weise, bald in die Rumpelkammer wanderten. Ein Italiener sagte damals: „Man hätte Seiner Hoheit lieber ein lebendiges, notabene rein gewaschenes, Exemplar von einer Sicilianerin, Römerin, Neapolitanerin, Florentinerin, Genueserin, Mailänderin und Venetianerin schicken sollen; er würde mehr Vergnügen davon gehabt haben, als an der Trajanssäule." Der Nuntius beschäftigte sich so zu sagen mit der Quadratur des Zirkels, er wollte nämlich die morgenländische Kirche mit der abendländischen versöhnen und, wie sich von selber versteht, jene zu dieser herüberleben. Aber seine Flugschriften über die christliche Einheit, seine Versuche zur Verbrüderung mit dem armenischen Patriarchen, dem griechischen Primaten und sogar mit dem jüdischen Oberrabiner waren unnütz. Die morgenländischen Priester wollten ihre Frauen nicht abschaffen, und die Damen dieser Geistlichen vom Papst und dessen Nuntius nichts wissen. Und so blieb dieser romantische Zug des letztern nach Constantinopel ohne alle Folgen.

C. C.

Die Probe von Turandot.*)

Ich war noch sehr jung, aber doch schon fähig — meine Anlagen entwickelten sich frühzeitig, — den Werth einer jungen Actrice anzuerkennen, die gleich bei ihrem ersten Auftreten, zwar noch nicht auf der Bühne, sondern blos auf einem Balle vorläufig, von allen Jünglingen mit stürmischer Hochachtung empfangen wurde. Und das war kein Wunder. Sie hatte das zweckmäßigste Gesichtchen bekommen, ein neben mir Stehender behauptete — von der gütigen Natur, und setzte geistreich hinzu: Sie ist ein Engel. — Und ihre Gestalt? Sie war noch zweckmäßiger, als die eines gewöhnlichen Engels auf Bildern und in Kirchen. Ach, liebe Leser, da begann eine schwere Zeit für mich! Bis zu dieser Periode meines würdigen Daseins hatte ich keine anderen als falsche Quinten- und verbotene Octaven-Sorgen gekannt — nun trat zu dem Generalbaß noch die Liebe! Ein fürchterlicher Kampf zwischen beiden feindlichen Mächten entbrannte in meiner armen Seele. Aber er war bald entschieden. Die Liebe siegte und der Generalbaß unterlag. Von nun an folgte ich meiner Angebeteten auf allen ihren Schrittchen und Trittchen. Zwanzig bis zweiundzwanzig Ellen hinter ihr, die Elle zu 309,95 Pariser Linien gerechnet,

*) Aus J. C. Lobe's: „Aus dem Leben eines Musikers." Siehe unten, Spalte 871.

Digitized by Google

hatte ich mich, ſo zu ſagen, in Permanenz erklärt und war ſtets daſelbſt zu treffen. In dieſer Diſtanz von ihr beſaß ich Geiſt, Muth, Beharrlichkeit, Entſchloſſenheit, kurz, alle die herrlichen Eigenſchaften, welche ich ſtets an mir bewundert habe. Verſuchte ich dagegen, die Entfernung von ihr nur um ein Weniges abzukürzen, ſo ging eine ſchauerliche Veränderung in mir vor. Mit jedem Schritte, den ich ihr näher rückte, ſchuppte ſich mein Geiſt gleichſam, d. h. eine nach der andern jener Eigenſchaften fiel ab. War ich ihr um etwa fünf Ellen näher gekommen, ſo hatte ſich z. B. mein Muth ſchon gänzlich aus dem Staube gemacht und an deſſen Stelle die erbärmlichſte Verzagtheit frech eingeniſtet. Kurz, ich verwandelte mich von Elle zu Elle in immer nachtheiligerer Weiſe, dergeſtalt, daß, als mich einſtmals der heimtückiſche Zufall unerwartet um eine Hausecke herum gerade vor die Holde hinſtellte, der angebende Don Juan plötzlich ſich in den ſteinernen Gaſt verwandelte!

Ach! — Und ſie blieb ſo freundlich, lieblich, gütig vor mir ſtehen! Und ſie wartete mit wahrhaft himmliſcher Geduld, mehrere Secunden lang, etwas verſchämt, mit niedergeſenktem Blick mich gleichſam ſtumm fragend — ob ich ihr vielleicht Etwas zu ſagen habe? — —

Aber ich hatte ihr Nichts zu ſagen!

Da ging ſie endlich ſanft erröthend weiter. — —

An einem dunkeln Herbſtabende war Probe von Turandot. Ich hatte in Erfahrung gebracht, daß ſie in dieſem Stücke zum erſten Mal auftreten werde. Wohl eine halbe Stunde vor Anfang der Probe ſtieg ich, wie ein verruchter Dieb, durch ein Hinterfenſter in's Orcheſter; aus dem Orcheſter ſchwang ich mich gewandt über eine Barriere in's Parterre, und dort hätte ein aufmerkſamer Beobachter bemerken können, wie ich geheimnißvoll hinter einem Pfeiler verſchwand.

Es war finſter, und nur die großherzogliche Loge, auf der andern Seite des Hauſes, der Bühne gegenüber, durch zwei matt flackernde Kerzen erhellt. Wir befanden uns nämlich damals noch in der vor-hund-aubri'ſchen Zeit, wo Goethe meiſt bei den Hauptproben zugegen zu ſein pflegte.

Auch in dieſer ſollte er erſcheinen; und bald machte ſich ein leiſes fernes Rollen hörbar, welches in ſchnellem Crescendo raſſelnd näher kam und ſchnell abbrach: das mußte Goethe's Wagen ſein. Denn in den Geſprächen des Schauſpieler-Perſonals, das ſich nach und nach auf der Bühne eingefunden hatte, trat plötzlich eine Generalpauſe ein, und die Mimen verzogen ſich ſtill in die Couliſſen. Nur der alte Regiſſeur Genaſt, der Vater des jetzigen berühmten Künſtlers, blieb auf der Bühne zurück. Kurz darauf trat Goethe in die Loge. Auf den ehrerbietigen Gruß und die Frage Genaſt's, ob Excellenz befehle, daß die Probe beginne, erwiederte Goethe mit ſeiner vollen ſonoren Stimme freundlich: „Wenn's beliebt.“ Er ſetzte ſich, die Theaterklingel ertönte und die Probe begann. Gott! Hätte ich ahnen können, was mir darin bevorſtand!

In dem erſten Act von Turandot treten bekanntlich nur Männer und ein altes Weib auf. — Die gingen mich Nichts an. Ich rührte mich daher auch nicht in meinem Verſteck. Zwar klopfte mein Herz unaufhörlich höchſt ungeſtüm in mir — ſo daß ich nicht ohne Grund vermuthete, es wolle durch- und ausbrechen — aber ich blieb feſt.

Im vierten Auftritt des zweiten Acts erſchien endlich Turandot. Dieſe Rolle ſpielte die junge Theaterneuzie zwar noch nicht, aber eine der zwölf Sklavinnen der Prinzeſſin darzuſtellen, war ihrem Talente bereits anvertraut worden. Sowie dieſer Sklavinnenzug die Bühne betrat, wurde mein dramatiſches Intereſſe augenblicklich rege, und ich fühlte mich mächtig von der Handlung angezogen. Unglücklicherweiſe wurden die Sklavinnen, je ſechs an beiden Seiten der Bühne, ganz nahe den Couliſſen, aufgeſtellt und meine ſpecielle Sklavin kam gerade an die Seite, wo ich ſtand. Hierdurch wurde ſie natürlich meinen Blicken gänzlich entzogen. Ich wollte aber ſehen und nicht blos ſie ſehen, ich fühlte auch den unwiderſtehlichen Drang, ihr meine Gegenwart bemerklich zu machen. Um beide ſchöne Zwecke zu erreichen, mußte ich aus meinem Hinterhalte hervor. Ich verſuchte es zunächſt mit einem ſchüchternen Schritt; der half nicht; ich wagte, einen zweiten zuzugeben — die Mädchenreihe kam mir etwas in's Geſicht, aber die Eine und Einzige konnte mich noch immer nicht bemerken. So rückte ich denn allmählich in ſüßer Selbſtvergeſſenheit, mein ganzes Weſen nur auf Einen Punkt fixirend, weiter und weiter vor, bis ich endlich mitten im Parterre zu Jedermanns Anſicht daſtand! Wohl erreichte ich meine Abſicht, ſie erblickte mich wirklich; — man denke ſich in meine edle Seele! — ſie neigte ihr reizendes Köpfchen mir alſobald leiſe grüßend zu, wurde aber auch gleich nach dieſer ſchönen That mit Purpur ganz übergoſſen und ſtand, ihre langen, ſchwarzen Wimpern über ihre blitzenden ſchwarzen Aeuglein eilig herabfallen laſſend, da, wie ein ſchlafendes, aber ſüßträumendes Kind.

Dies ſehend, vergaß ich den letzten Reſt der Welt, den ich bis dahin, wenn auch wie von einem ſtarken Nebel umhüllt, um mich herum bemerkt hatte, und ohne mich weiter an Etwas zu kehren, begann ich ihr ſo oft und lange gegengrüßend zuzuwinken, bis ſie es unter ihren halbgeöffneten Wimpern hervorlugend mit zufriedener Miene bemerkte.

Nun denke man ſich, wie mir zu Muthe wurde, als in dieſe zarte Situation, in dieſen duftigen Zauber- und Liebestraum — aus der großherzoglichen Loge — Goethe — mit zürnender Stimme — plötzlich (ich erzähle hiſtoriſch treu) donnernd und in majeſtätiſchem Rhythmus die Worte herabſchmetterte:

„Schafft mir doch den Schweinhund aus den Augen!“

Wie ein tödlich getroffener Haſe that ich einige Sätze in die Luft, und dann hinter den Pfeiler. Aber auch dort mich nicht ſicher fühlend, faßte ich in meiner totalen Geiſtesverwirrung den unglückſeligſten Entſchluß — anſtatt auf dem Wege, auf dem ich hereingekommen, unbemerkt wieder hinauszuflüchten, was das Leichteſte und Vernünftigſte geweſen wäre, ſetzte ich, mich meiner equilibriſtiſchen Künſte erinnernd, die ich mehreren Bereitergeſellſchaften abgeſehen und abgelernt hatte, mit beiden Händen auf der nächſten Bank an, und ſchwang mich in fünf bis ſechs Abſätzen über die Sitze des ganzen Parterre hinweg, nach der gegenüberſtehenden Thür — vor den Augen

Digitized by Google

aller auf der Bühne Anwesenden! — Der ganze chinesische Hof, selbst Kaiser Altoum nicht ausgenommen, brach bei dem Anblick meiner gewiß bewundernswerth geschickten, aber an diesem Orte freilich sehr übel angebrachten Bajazzosprünge in ein ganz gemeines deutsches Gelächter aus, und selbst Goethe soll sich eines Lächelns nicht haben enthalten können.

Ich stürzte schamglühend in die düstere Herbstnacht hinaus, jagte wie ein verfolgter Mörder meiner Wohnung zu und warf mich keuchend auf den ersten Stuhl, an den ich anrannte und auf dem ich sofort nicht nur an dem Ende meiner Liebe, sondern natürlich auch an dem meines Lebens angelangt zu sein glaubte.

Und nun denke man sich, wie mir zu Muthe ward, als ich am andern Tage erfuhr, daß ich mich ganz umsonst so blamirt hatte!

Im zweiten Acte von Turandot werden die zweite Scene, die vierte und der Aufzug dieses Actes mit Märschen begleitet. Diese Märsche hatte der damalige Chorrepetitor Eulenstein in der Probe einstweilen am Clavier zu spielen. Besagter Mann war zeitig an seinem Platze erschienen, hatte aber, um der Langeweile des Wartens zu entgehen, cantores amant humores, ein Fläschchen Branntwein mitgebracht, aus welchem er sich, von dem heiligen Dunkel des Orchesters schützend umhüllt, fleißig Bescheid that. Er erfüllte bei dem ersten Marsch seine Schuldigkeit vollkommen. Auch den zweiten, bei dem Auftritt der Turandot, führte er noch gut genug aus, nur daß er hier durch einiges tempo rubato die wenig musikalisch ausgebildeten Beine der marschirenden Statisten einigermaßen wegen des Takthaltens in Verlegenheit brachte. Von da an aber gerieth er durch die letzten Züge aus seiner Flasche in jenen Zustand, in welchem der Mensch, nach Feuerbach's scharfsinniger Auseinandersetzung in seinen Criminalfällen — (siehe die Stelle, wo sie steht —) unzurechnungsfähig wird, — wo der Trunkene sich zwar jedes gegenwärtigen Momentes bewußt ist, von dem vorhergegangenen aber schon Nichts mehr weiß und an den zunächstfolgenden durchaus nicht denkt. Als nun Turandot pathetisch zu declamiren begann:

Wer ist's, der sich aufs Neu' vermessen schmeichelt
Nach so viel kläglich warnender Erfahrung — —

fing unten der Marsch wieder an, denn daß er (Eulenstein) einen Marsch zu spielen habe, saß fest bei ihm, daß er es aber eben gethan, hatte er bereits wieder vergessen. Die erstaunte Prinzessin hielt natürlich mit ihrer Rede an. Genast, das tiefere Princip nicht ahnend, welches den Künstler unten belebte, rannte ihm leise hinab und zu, daß der Marsch noch lange nicht, erst am Schlusse des Actes, zu wiederholen sei.

Das verstand nun Eulenstein im Augenblick vollkommen und hörte mit Spielen auf. Wäre Turandot, diese Zeit benutzend, gleich und eilig rectitrend eingefallen, so hätte sie vielleicht diesmal ihre erste Rede, die ja nur aus fünf Zeilen besteht, ohne weiteres Hinderniß zu Ende gebracht, und das folgende Ungemach wäre über die stärkere Natur des Kaisers Altoum gekommen. Aber die Frauen lernen den Werth der Zeit nie schätzen! Die Künstlerin hielt sich durch Genast's Erklärung vor weiterem Eingriff in ihr Rederecht gesichert, und verlor durch einiges Räuspern und prinzeßliches Inpositurstehen mehrere kostbare Minuten. Was war die natürliche Folge? Daß Turandot bei ihrem zweiten Versuch nicht einmal so weit wie beim ersten kam, daß der zudringliche Marsch ihr jetzt schon nach der ersten Zeile ins Wort fiel und sie wiederum zum Schweigen brachte.

Nunmehr stieg in Genast eine Ahnung auf. Er eilte abermals an's Prosenium vor, und rief jetzt mit stärker betonter Stimme hinunter, zuerst in Allegro-Tempo: „Um Gotteswillen, haben Sie nicht gehört" alsdann, in Adagio-Tempo übergehend: „Der Marsch kommt erst am Ende des zweiten Actes!" Er sprach die zweite Hälfte in lauter Spondeen, um den Gedanken gewichtiger zu machen und tiefer in Eulenstein's Gedächtniß hineinzuschlagen.

Auch diesmal noch begriff Letzterer, was man von ihm begehre, und zog die Hände von dem Clavier zurück. Genast gab darauf der Prinzessin einen Wink, noch einmal anzufangen. In dieser war aber unterdessen eine große Veränderung vorgegangen, sie hatte einen tiefen Fall gethan, — aus ihrer Rolle nämlich heraus, — und zeigte nur noch die höchlichst gereizte Künstlerin. Mit hochrothem Gesicht, eingekniffenen Lippen und leidenschaftlich wogendem Busen dastehend, schien sie mit sich selbst zu kämpfen, ob sie dem Winke Genast's folgen und sich der Möglichkeit einer neuen Einsprache des schrecklichen Marsches aussetzen, oder geradezu von der Bühne gehen solle. Diese Ueberlegung und der Entschluß, es noch einmal zu wagen, nahm allerdings nicht so viel Zeit in Anspruch, als das Lesen hier in der Beschreibung erfordert, aber der Leser wird bereits ahnen! — — kurz — diesmal war ihre erneute Anstrengung von noch geringerem Erfolg, denn kaum hatte sie mit grimmig blitzenden Augen ihre Worte unmittelbar auf den Unheimlichen unten richtend begonnen:

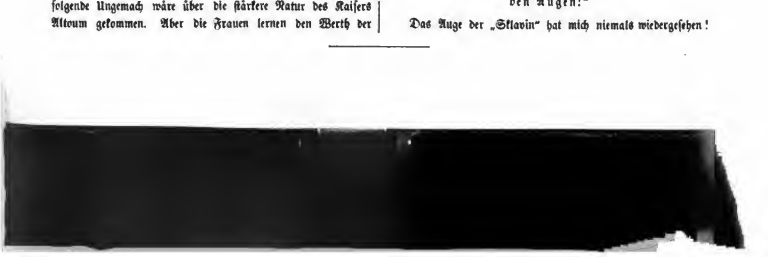
Wer ist's, der sich aufs Neu' — —

als der unvermeidliche Marsch ihr auch aufs Neue in die Rede fiel. Bebend, fast weinend vor Zorn, wollte sie diesmal nicht nachgeben, sondern suchte mit immer mehr verstärkter, zuletzt fast kreischender Stimme das schreckliche Tonstück zu übertönen. Aber auch der Spieler unten wollte seinen Marsch endlich einmal zu Ende bringen und trommelte ihn in wildem Sturm-Tempo, und noch dazu durch viele fehlgegriffene Tasten schrecklich zugerichtet und grausiger gemacht, fort und fort — wie toll! —

Goethe hatte wohl die ersten Ausbrüche und Uebergriffe des Virtuosen nicht bemerken mögen. Jetzt aber wurde ihm die Sache doch zu arg, und nur derohalben jupiterte er die furchtbare Phrase herab, die ich so eitel war, auf mich zu beziehen:

„Schafft mir doch den Schweinhund aus den Augen!"

Das Auge der „Sklavin" hat mich niemals wiedergesehen!



Digitized by Google

Chronik.

Aus dem Leben eines Musikers.

Der von Kennern als Lehrer der Tonkunst hochgeschätzte J. C. Lobe hat soeben zerstreute Blätter der Vergangenheit unter dem Titel „Aus dem Leben eines Musikers" — bei J. J. Weber — gesammelt herausgegeben. Das Buch unterhält und belehrt zu gleicher Zeit. Es werden und darin die Freuden und Leiden eines jugendlichen Talentes, das in seinem Streben nach Ausbildung ebenso sehr mit der Ungunst äußerer Verhältnisse, als mit der eigenen Unerfahrenheit zu kämpfen hat, auf anregende und unsere Theilnahme gewinnende Weise geschildert; ein gewisser bescheidener Humor nimmt in diesen Abschnitten für den Verfasser unwillkürlich ein, und wir lesen manche, zum Theil von ihm über sich selbst gemachte witzige Bemerkung, ohne doch, was so leicht hätte geschehen können, durch eine derselben irgendwie verletzt zu werden. Das besonders ergötzliche Capitel „die Probe zu Turandot" erlauben wir uns weiter oben bereits den Lesern als Beleg für unser Urtheil mitzutheilen; derlei novellistisch zugestutzte Humoresken giebt es in dem Buche, wie gesagt, noch mehrere. Auch Gespräche mit Goethe finden wir darin wiedergegeben, und die erhabene Gestalt unseres Nationaldichters verfehlt nicht, hier wie überall, den Eindruck einer großen und ungewöhnlichen Natur zu machen. Die zweite Hälfte der Sammlung, die speciell für Musiker interessant sein wird, besteht aus verschiedenen kritischen Aufsätzen über einzelne Musikstücke, wie die Ouverture zu Don Juan, das Lied Odmins aus der „Entführung" u. s. w., ferner aus der Beantwortung verschiedener theoretischer Fragen und Bedenken, aus einer biographischen Skizze: „Felix Mendelssohn-Bartholdy", sowie endlich aus einem sehr interessanten Capitel „Keine schlechten Operntexte mehr!" Hier kommt der Verfasser durch Analyse des Schikaneder'schen Textes zur „Zauberflöte" zu dem wenigstens nicht schlechtweg als falsch zu verwerfenden Resultat: „Nun sehen alle Dichter von Talent, was sie zu thun haben, wenn sie die allerschönsten Operntexte machen wollen. Sie brauchen sich nur Schikaneders Vorzüge anzuschaffen und seine Schwächen zu vermeiden!"

Die Acclimatisationsvereine.

Die Gesellschaften, welche es sich zur schönen Aufgabe gemacht haben, nutzbare Thiere und Pflanzen aus dem Auslande in Europa einzuführen, haben schon häufig, sei es wegen ungünstiger klimatischer Verhältnisse, sei es wegen falscher Berichte über die Nutzbarkeit der Pflanzen und Thiere, sei es aber auch wegen der Theilnahmlosigkeit der Landbauer und Industriellen, ihre Bemühungen schlecht belohnt gesehen. Der sehr thätige Acclimatisationsverein in Paris macht bei seinen Versuchen im zoologischen Garten des Boulogner Hölzchens erfreuliche Erfahrungen. Die Angorazige kann nun schon den Hausthieren angereiht werden. Das Alpaca, welches schon früher vom König von Spanien eingeführt wurde, ist nun gleichfalls nach Frankreich gebracht worden und wird dort gezüchtet. Auch in England machte man glückliche Versuche mit dem Alpaca und Lama, die beide aus den Anden von Südamerica stammen und ihrer feinen Wolle wegen geschätzt sind. Der jetzige Premierminister von Großbritannien hat zu Knowsley einekleine Heerde dieser Thiere, und ebenso beschäftigten sich der Marquis von Breadalbane und der Herzog von Montrose mit ihrer Zucht. Zuletzt lenkte man die Aufmerksamkeit auf das zur Zucht in Europa geeignete Gebirgsrind Yak oder Jack, welches in den Hochebenen Thibets und auf dem Himalaja wild lebt. Prinz Waldemar von Preußen nennt es in seiner Reise „das stärkste und sicherste Transportmittel auf den rauhen Felsenpfaden des Gebirgs", und er findet in diesem Thiere die trefflichen Eigenschaften des Hausochsen mit denen des Pferdes vereinigt. Allein bis 1854 war dieses Thier kaum bekannt; das zoologische Museum in Paris besaß bis dahin nur einen Schädel desselben. Durch sein langes und wolliges Haar wird es gegen Kälte geschützt und ist es vorzüglich geeignet zur Verpflanzung in viele nördliche Gebirgsländer. Der französische Consul hat das Thier in 12 Exemplaren aus den thibetanischen Gebirgen nach Frankreich versetzt, und hier fand man, daß es viel Aehnliches vom Rind hat, gut zum Zug dient und treffliche Milch giebt. — In America entwickelt man eine analoge Thätigkeit und beabsichtigt den Dschiggetai oder Hemione (Equus hemionus) aus der Mongolei überzusiedeln. Dieses als Zugvieh, wie als Reitpferd nutzbare Thier kann jedoch nur in warmen Ländestrichen gedeihen. Ereignißreich ist ferner das Gelingen des Experiments, in America Kameele zum Transport durch die Steppen zu benutzen. — Den Acclimatisationsverein für die preußischen Staaten machte jüngst ein Mitglied desselben, der Kriegsrath Menzel, auf Verbesserung in der Fleischschafzucht aufmerksam. Man hat bisher die Merinoschafe fast nur der Wolle wegen geschätzt, nicht aber dabei den Körper, die Fett- und Fleischmasse berücksichtigt; man darf aber letztere nicht außer Acht lassen. Auch sind zur Fett- und Fleischzucht viele englische Racen ausgezeichnet, und man hat schon in England auf möglichste Verkleinerung der Knochen und größte Heranbildung von Fett und Fleisch hingestrebt. Namentlich aber sind zur Zucht in Deutschland die „Fettschwänze" zu empfehlen, sowohl die langschwänzigen, deren Schwanz oft 20—30 Pfund schwer wird und auf einem Wägelchen gefahren werden muß, als auch jene, welche einen ähnlich schweren, aber kürzern Schwanz haben. Beide Arten sind in China, Persien und in der Mongolei zu Hause, u. d Kreuzungen herbeiführen, wäre jedenfalls eine geeignete Aufgabe der Acclimatisationsvereine.

Man sucht jetzt mehr als je durch Anbau eingeführter Pflanzen neue Industriezweige zu eröffnen und neue Nahrungsmittel zu gewinnen. In letzter Beziehung wurde vor einiger Zeit namentlich der Anbau der chinesischen Yams-Wurzel dringend empfohlen. Allein, wie jetzt A. Rauch („Anbauversuche mit neuen oder wenig bekannten Nutzgewächsen", Kempten 1859) zeigt, hat diese Wurzel durchaus keine Vortheile vor der Kartoffel. Wie es sich mit der von v. Siebold gerühmten japanischen Yams-Wurzel verhält, soll sich noch zeigen. Die Einführung des Zuckersorgho ist von größerer Bedeutung, denn sein Stengelsaft liefert schönen krystallisirbaren Zucker, der gegohrene Saft fuselfreien Weingeist, die Abfälle sind ausgezeichnetes Viehfutter, aus den ausgepreßten Stengeln wird Flachs und Werg dargestellt, aus den Spelzen hat man Farbestoffe gewonnen. Als neue Getreidesorten sind wahrscheinlich der weiße Mormonen- und der gelbe Oregon-Mais für unser Klima passend. Die Anbauversuche des Pyrethrum caucasoum und roseum, d. i. des bekannten kaukasischen Insectenpulvers, sind nun vollkommen gelungen. In unserm Klima kommt ferner die Kermesbeere, Phytocolla esculenta, fort, deren junge Blätter im nördlichen America als Spinat gegessen und deren Beeren als unschädliches Färbemittel für Wein, Conditorwaaren und Liqueure dienen; insbesondere wird aber daraus in Nordamerica unter Zusatz von Zucker ein trefflicher Wein bereitet. Als Surrogat für Indigo gewinnt neuerdings die schwarze Spielart der Malva arborea großen Werth. Und mehr als jetzt geschieht, sollte man sich mit dem Anbau des Rhabarberts beschäftigen, denn die Pflanze liefert bekanntlich in ihren Blattstielen ein schmackhaftes Compot, indem die Stengel und Blattrippen geschält, in Wasser gekocht und

Digitized by Google

dann für sich mit Zucker, Zimmet und Citronenschalen an das Feuer gebracht und weich gekocht werden. Auch wird in England schon jetzt aus den Blattrippen des Rhabarbers fabrikmäßig Champagner dargestellt. Eine starke Pflanze liefert Saft für zehn Flaschen Champagner. — Die jüngsten Bemühungen der Pariser Acclimatisationsgesellschaft gehen dahin, die Einführung des sogenannten vegetabilischen chinesischen Grüns anzubahnen. Sollte dies gelingen, so würde man die bisher noch immer nicht verbannten höchst giftigen grünen Arsenikfarben vollständig ersetzen können. Fortune, welcher schon früher und jetzt abermals im Auftrage der indischen Regierung das Innere von China bereist, um den Anbau und die Behandlungsweise des Theestrauchs zu studieren, machte uns zuerst mit diesem, von den Chinesen Lokao genannten Farbstoff etwas genauer bekannt. Das Grün zeichnet sich durch große Lebhaftigkeit und Dauerhaftigkeit aus, die Bereitung desselben blieb aber noch ein Geheimniß. Die Lyoner Handelskammer hatte einen Preis ausgesetzt für denjenigen Chemiker, der eine billige Darstellungsweise angeben würde. Denn schon hatte die Acclimatisationsgesellschaft jene Pflanze, die in China den Farbstoff liefert, eine Art Kreuzdorn (Rhamnus utilis oder chlorophorus), in Frankreich heimisch gemacht. Die von Natalis Randot geschriebene Abhandlung über das „Vert de Chine" ließ die Lyoner Handelskammer drucken, aber noch heute beschäftigen sich zahlreiche Chemiker, Färber und Drucker damit, das prächtige Grün für die Färberei noch zugänglicher zu machen.

Die Königinhofer Handschrift.

r. Ueber die sogenannte „czechische Odyssee", die Volks- und Heldenlieder der Königinhofer Handschrift, hat sich neuerdings zwischen den Gelehrten Böhmens oder überhaupt Oesterreichs ein hitziger Streit entsponnen, welcher von beiden Seiten mit viel Scharfsinn und einem Aufwand tiefen und mannichfachen Wissens geführt wird. Aber doch muß man sagen, daß die Wagichale des Rechten sich bedeutend mehr nach denen hin, welche die Unächtheit des Manuscripts zu beweisen suchen, gesenkt hat, seitdem der als gründlicher Geschichtsforscher schon von früher her rühmlich bekannte Max Büdinger zuerst in Sybels historischer Zeitschrift und dann auch in einer eignen Broschüre polemischen Inhaltes seine gewichtige Stimme in der Angelegenheit laut werden ließ. Die Gründe, welche derselbe beibringt, um seiner Annahme einer kecken Fälschung Halt zu geben, scheinen uns in der That schlagend und unverwerflich. Wie die Handschrift entdeckt worden sein soll, ist bekannt; in einer uralten böhmischen Dorfkirche nämlich, in einer Nische hinter der Orgel, wurden, wie es heißt, unter einem Haufen von Hussitenpfeifen diese alten Pergamentblätter, die auf zwölf Blättchen in Duodez nebst zwei schmahlen Streifen mit Schriftzügen aus dem Ende des dreizehnten oder dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts sechs epische und acht lyrische Lieder enthalten, im Jahre 1817 von dem Prager Professor Hanka aufgefunden. Daß ist eine so eigenthümliche, fast unglaubliche Art der Entdeckung, die bisher noch nirgend ihres Gleichen gehabt hat, ausgenommen die Höhle, in welcher der Grieche Simonides seinen bekannten Fund eines griechischen Manuscriptes gemacht haben wollte. Doch ganz abgesehen davon, daß schon die Erzählung von der Auffindung der Handschrift Zweifel zu erregen vermag, weiß Büdinger auch durch die Anordnung, die Form und den Inhalt der einzelnen Gesänge nachzuweisen, daß sie sämmtlich unächt und gefälscht, d. h. nicht aus alter Zeit, sondern ganz neuen Datums seien. Was zunächst die Reihenfolge der Lieder betrifft, so giebt sich die Handschrift als Fragment des dritten Buches einer Sammlung zu erkennen, die man auf etwa dreibundert Blätter in ihrer ursprünglichen Gestalt veranschlagen müßte. Was müßte das aber — fragt Herr Büdinger mit Recht — für ein Sammler gewesen sein, der das dritte der sechs epischen Gedichte mit seinem Stoffe aus vorchristlicher Zeit zu einem siebenundzwanzigsten Capitel dieses dritten Buches machte, zwei Gedichte über Siege gegen Mongolen und Sachsen aber, deren Inhalt dem dreizehnten Jahrhundert angehört, als sechsundzwanzigstes Capitel davorsetzt, und der dann zum achtundzwanzigsten Capitel vierzehn lyrische Lieder macht? Um auf das Metrum überzugehen, so haben die zahlreichen altböhmischen Dichtungen aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert ausnahmslos die Form der deutschen Reimpaare, je aus acht Sylben mit Endreimen bestehend. In den Heldengedichten der Königinhofer Handschrift dagegen findet sich, und zwar in zwei Liedern ununterbrochen, das zehnsylbige ungereimte Versmaß mit einer Cäsur nach der vierten Sylbe, welches den Gesängen der Serben eigenthümlich ist. — Der Inhalt der Lieder endlich galt bisher als der unumstößliche Beweis ihrer Aechtheit, und der berühmte böhmische Historiker Palacky z. B. mochte sie nur deshalb nicht für gefälscht halten, weil sie geschichtliche Angaben enthielten, die vor 1817 noch völlig unbekannt gewesen seien. Dieser Theil der Untersuchung nun ist bei Büdinger der weitläufigste und glänzendste. Es würde unsere Leser ermüden, wollten wir alle von ihm angeführten Specialitäten des Beweises wieder aufzählen; vielmehr genügt es, als Resultat derselben festzustellen, daß den Liedern der Königinhofer Handschrift uralte Mythen zu Grunde liegen, so daß, was dort von sagenhaften Helden erzählt war, hier auf bekannte historische Namen angewendet und auf die Weise mancher Leser leicht auf falsche Fährte geleitet wurde.

Kurze Nachrichten.

Litteratur.

Die letzte Arbeit der Lady **Morgan**, eine Umformung ihres zuerst vor vierzig Jahren erschienenen Romans „The missionary", ist unter dem Titel „Luxima the prophetess. A Tale of India" nunmehr in die Oeffentlichkeit gekommen, und die sehr anregend und spannend geschriebene Erzählung findet beim Lesepublicum aufs neue lebhaften Beifall. Die Hoffnung, in dem Nachlasse der erwähnten Schriftstellerin Fortsetzung und Ende ihrer bekanntlich nur bis zum ersten Theile vorgeschrittenen Autobiographie zu finden, hat sich nicht bestätigt, und so ist denn mit dem Tode der alten Dame ein reicher und biographischer Stoff für immer verloren gegangen.

Die hervorragendste Erscheinung auf dem Gebiete der englischen Romanlitteratur ist für jetzt ohne Zweifel das neue Werk von Charles Dickens, „A Tale of two Cities", das in der Zeitschrift „All the year round" angefangen ist, das nun aber auch bereits in einer vollständigen Ausgabe als Buch gedruckt werden wird. Außer diesem Werk und dem früher erwähnten „Adam Bede" von **Elliott**, das binnen wenigen Monaten mehrmals hintereinander aufgelegt wurde, zog in letzter Zeit auch noch das Werk eines bisher ganz unbekannten Autors die Aufmerksamkeit auf sich. Der betreffende Roman „The three paths" (die drei Wege) von Herbert Grey schildert die inneren Kämpfe und Leiden eines jungen Mannes, welcher die Gattin seines Freundes schon, als sie noch unvermählt war, lief und wahrhaft liebte, diese Neigung aber nun, da die Aussicht auf den Besitz des theuren Gegenstandes geschwunden ist, aus seiner Seele zu reißen die moralische Kraft hat. Der Roman besitzt den übereinstimmenden Urtheilen der englischen Kritik zufolge, in der bis ins Einzelne und Kleinste warm durchempfundenen Schilderung eines ebenso natürlichen als ergreifenden Conflictes, in der feinen Ausmalung des Charakters mit allen seinen mannichfaltigen Zügen und Nuancen schwerwiegende Vorzüge, die durch den sittlichen Geist und strengen Ernst des Ganzen nur noch gehoben werden. Der Stoff hätte so leicht zu irgend welcher, und sei es auch nur einer versteckten, Unmora-

Digitized by Google

lität Gelegenheit gegeben, doch hat der Verfasser diese Klippe ebenso bewußtvoll als consequent zu meiden verstanden.

Das will um so mehr sagen, wenn wir daneben das Beispiel Ernest Feydeau's halten, dessen „Daniel" nächstens schon in einer deutschen Uebersetzung erscheinen wird, während davon, daß der Roman Herbert Grey's bei uns eingebürgert werden sollte, bisher noch nichts laut geworden ist. Die Werke des französischen Autors dürfen wir des durch sie erregten Aufsehens wegen nicht mit Stillschweigen übergehen, so sehr uns auch ihre Tendenz abstößt und empört. Was den „Daniel" anlangt, so ist es ein Seitenstück zur „Fanny", indem hier die Leidenschaft eines jungen Mannes zu einer verheiratheten Frau, dort aber die Liebe eines Ehemannes zu einem Mädchen in der bekannten raffinirten Weise geschildert wird. Die neue Erzählung erinnert sonach Nosttich auch an Goethe's „Wahlverwandtschaften"; wie sehr zum Nachtheil Licht jedoch die Leichtfertigkeit ihres Stils und die frivole Haltung des Ganzen ab gegen die edle Plastik in der Sprache unseres deutschen Dichters und gegen seine keusche und weise Zurückhaltung in den gefährlichsten Situationen!

Ein Nestor der deutschen Lyriker, dessen Muse man schon auf immer für verstummt hielt, hat auch am Ende seiner Tage die Kraft und Lust zum Gesange noch nicht verloren. Der von Justinus Kerner selbst so benannte „letzte Blüthenstrauß" sollte doch nicht die letzte Gabe sein, die uns seine Poesie darzubieten vermochte, vielmehr hat der würdige Greis in seiner tiefen Zurückgezogenheit immer noch fortgedichtet und findet sich nun im Stande, die zahlreichen Verehrer seiner früheren Lieder mit einer neuen Sammlung unter dem bezeichnenden Titel „Winterblüthen" zu überraschen. Sie wird demnächst im Cotta'schen Verlage erscheinen.

Theodor Fontane in Berlin und **Rosa Warrens** in Wien werden gleichzeitig deutsche Uebersetzungen der altberühmten schottischen Balladen bringen. In England veranstaltete eine Sammlung dieser volksthümlichen Gesänge erst vor kurzem noch **Theodore Martin** und **Edmondstoune Aytoun**, von welchem letzteren auch „the poems and ballads of Goethe" erschienen sind.

Von andern Uebersetzungen deutscher Poesien in fremde Sprachen, welche neuerdings wieder in erfreulich großer Zahl entstanden sind, erwähnen wir zunächst die prosaische des Goethe'schen „Reinecke Fuchs" von dem Franzosen **Edward Grenier**. Der Italiener **Riccardo Geroni** lieferte dagegen eine Uebertragung des „Werther" mit kritisch-litterarhistorischen Erklärungen und Notizen über Ursprung und Geschichte dieses berühmten Romans. Graf **Anselmo Guerrieri** stellt ferner eine italienische Uebersetzung des „Faust" in Aussicht; was aber unsere gegenwärtigen deutschen Dichter anlangt, so enthält die Revue germanique in ihren neuesten Nummern den Auerbach'schen „Spinoza", während das „Schatzkästlein des Gevattermannes" mit einer Vorrede von Leney holländisch erschienen wird. Moritz Hartmanns neueste Gedichte, die „Zeitlosen", endlich will **Michaelow** in Petersburg in's Russische, und denselben „Erzählungen eines Unsichtbaren" die Tochter Alphonse Karrs in's Französische übersetzen.

Auch die Geheimnisse der Deportation nach Cayenne sollen nun endlich enthüllt werden, indem Einer von denen, die das traurige Loos traf, dahin in die Gefangenschaft geführt worden zu sein, zum ersten Mal genaue Mittheilungen über die Arbeiten, Leiden, Fluchtversuche ꝛc. der Deportirten mit Angabe aller Einzelheiten, Namen und Daten zu liefern verspricht. Bisher wurde das Publicum nur in sehr unklaren Vorstellungen von dem die Deportirten erwartenden Loose gehalten; „Quatre ans à Cayenne. Notes de F. Altibert, déporté" versprechen den Schleier zu lüften.

Ein bekanntes Mitglied der belgischen Akademie, **Gachard**, hat die noch handschriftlich vorhandene Correspondenz zwischen Kaiser Karl V. und Papst Hadrian VI. zum ersten Mal durch den Druck bekannt gemacht und sich dadurch ein Verdienst erworben, welches ihm von jedem Historiker hoch angerechnet werden wird. Noch mehr Interesse für das größere Publicum, als diese Briefsammlung, dürfte ein zweites, auf bisher noch unbenutzte amtliche Quellen sich stützendes Werk des genannten Geschichtsforschers, „Don Carlos et Philippe II." haben. Wiewohl in das Dunkel, welches über Leben und Tod des unglücklichen Infanten von Spanien gestissentlich ausgebreitet worden ist, erst neuerdings mehrere französische Schriftsteller Licht zu bringen versuchten, so ist in dem Bezug doch noch nicht alles Mögliche und Wünschenswerthe geschehen, was aber durch das Buch Gachards nun wahrscheinlich seine Erledigung finden wird.

Unsere Notiz von Julian Schmidt's nächstem Werke „Schiller und sein Jahrhundert" können wir gegenüber einer angeblichen Berichtigung in den „Blättern für deutsche Dichtung" aufrecht erhalten und müssen zugleich die genannte Zeitschrift bitten, mit der Correctur fremder Mittheilungen künftig etwas vorsichtiger zu verfahren, als sie es in der uns betreffenden Sache bewiesen hat. Adolph Stahr will, wie wir schon vor mehreren Wochen meldeten, allerdings auch Schillers Leben und Charakteristik schreiben, ebenso hat er früher ein Skizzenbuch „Weimar und Jena" herausgegeben; das schließt aber nicht aus, daß Julian Schmidt gleichfalls einen neuen Beitrag zur Schillerlitteratur bringen wird und daß er seinen Beruf zu einem derartigen Werke schon durch sein gestrobtes Buch „Weimar und Jena" bekundet hat." Unter diesem besonderen Titel erschien bekanntlich der erste Band seiner in zweiter Auflage dreibändig ausgegebenen Litteraturgeschichte des 19. Jahrhunderts.

Bildende Kunst.

Auf der diesjährigen Pariser Kunstausstellung ist des ersten Preises, der großen Medaille von 4000 Francs, das Werk eines bereits nicht mehr Lebenden theilhaft geworden, und man hat also der hinterlassenen Wittwe des Künstlers jenen Preis überreicht. Das betreffende Bild, von dem im Februar d. J. verstorbenen **Bénouville**, stellt „die heilige Clara" dar, wie sie den Leichnam des heiligen Franciscus in ihrem Kloster empfängt, und es war darauf berechnet, einer Kapelle des letztgenannten Heiligen zum Schmucke zu dienen. Zweifelsohne kann es als eine der hervorragendsten Schöpfungen religiöser Kunst in neuerer Zeit bezeichnet und die Malerei eine im höchsten Grade vollendete, sinnvolle und feine genannt werden, bei einem Stoffe, der nur gar zu leicht zu unästhetischer Auffassung verleiten konnte. Die mit Rosen bestreute Leiche auf der Bahre trägt noch im Tode die Züge einer edlen Seele, und keine Verzerrung, kein deßfalls gefühlter Schmerz hat das schöne Gesicht des Verblichenen irgendwie zu entstellen vermocht. Die heilige Clara aber und die sie begleitenden Klosterschwestern sind überaus zarte, liebliche, dabei ernste Gestalten, auf deren Antlitz der Ausdruck frommer Resignation und hingebender Milde lagert.

Noch ein anderes Gemälde, welches zu dieser Darstellung des Todes im wirksamsten Contraste steht, übt jedoch ebenfalls die größte Anziehungskraft auf das Publicum. Wir meinen unseres Landsmannes **Knaus** „goldene Hochzeit", auf die wir nochmals kurz zurückkommen. Hier ist Leben und Fülle, hier ist in allen Köpfen und Gestalten Charakteristik und Wahrheit, Gemüthlichkeit und Humor. „Comme c'est vrai! comme c'est joli!" hört man die Franzosen sagen, wenn sie vor diesem Bilde stehen, und es war eine Zeitlang zweifelhaft, ob dasselbe nicht den Preis erhalten solle. Nun, nachdem andere entschieden, wird es dem Künstler doch nichts Geringeres, als das Ritterkreuz der Ehrenlegion einbringen.

Die von holländischen Zeitschriften als höchst nothwendig befürwortete Restauration der „Anbetung des Lammes"

Digitized by Google

von den Gebrüdern van Eyck in der Kathedrale zu Gent ist nunmehr eine beschlossene Sache, und die Regierung hat damit den Maler Le Roy in Brüssel beauftragt.

In Belgien herrscht, begünstigt durch die dortigen bisher noch ganz friedlich gebliebenen Zustände, gegenwärtig ein so reges Kunstleben, wie wir es in keinem anderen Lande mehr antreffen. Neuerdings erst wieder sind verschiedene Austräge zu umfassenden, größeren Werken ertheilt worden. So soll Leys in Antwerpen das Stadthaus daselbst mit Fresken aus der Geschichte der Stadt schmücken, während Guffens und Swerts ebenso, wie früher schon für die Georgskirche und die Börse, nun auch für die Hauptkirche St. Nicolai Bilder liefern werden. Die Aula in der Genter Universität wird Lagye im Verein mit de Zaeye, und den Berathungssaal des Senates Gallait im Verein mit de Keyser durch Gemälde schmücken. In dem Bestibule und dem Sitzungssaale des Palais de la Nation zu Brüssel soll eine Anzahl plastischer Arbeiten von der Hand jüngerer Künstler Anstahme finden. Die Stadt Antwerpen beabsichtigt ihrem einstigen Bürgermeister, dem als Gelehrten wie als Staatsmann gleichberühmten Marnix von St.-Aldegonde, der in dem Unabhängigkeitskriege der Niederländer gegen den spanischen Philipp eine hervorragende Rolle spielte, ein Denkmal zu errichten, in Dortrecht soll der vor kurzem verstorbene Ary Scheffer ein solches erhalten, und in einer Kirche zu Ostende endlich wird soeben von Fraikin das Monument zur Erinnerung an die verstorbene Königin von Belgien aufgestellt, welches in Composition wie Ausführung als ein sinniges und ausgezeichnetes Werk gelten kann. Die hohe Todte liegt, ähnlich wie bei Rauch die Königin Luise, ausgestreckt auf ihrem Paradebett, und über ihr schwebt der Engel der Versöhnung mit der Friedenspalme, während zu Füßen die allegorische Figur des trauernden Belgiens kniet.

Der englische Bildhauer Wyatt, der seinen Ruf zuerst dadurch begründete, daß er seinem Vater bei dessen Standbilde Wellingtons hülfreiche Hand leistete, machte vor einigen Jahren viel von sich reden mit zwei Reiterstatuen der Königin Victoria und des Prinz-Gemahls, welche während der großen Industrieausstellung 1851 im Transept des Krystallpalastes aufgestellt und dort für tausende von Besuchern Gegenstand der Freude waren. Seitdem hatten sie ihren Platz im Colosseum; eines Tages aber wurden sie auf rohe Weise beschädigt gefunden. Man wußte erst nicht, wer sich dieses Vandalismus schuldig gemacht hatte, bis jetzt endlich in einem Bahnhinwirken, Namens John Hughes, der Thäter entdeckt worden ist.

Der Aufschwung der patriotischen Stimmung in Deutschland, hat auch Veranlassung gegeben, den schon früher gefaßten, dann aber wieder in Vergessenheit gerathenen Gedanken an ein Monument für Hermann und die Schlacht im Teutoburger Walde aufs neue in Anregung zu bringen. In Bielefeld ist deswegen ein Comité zusammengetreten und hat die Hoffnung ausgesprochen, daß der jetzige Zeitpunkt geeignet, wie keiner, dazu sei, einer längst schon gefühlten Pflicht der Pietät gegen den Retter deutschen Namens sich endlich zu entledigen und die noch fehlenden Mittel zur Vollendung der in ihren Einzelheiten schon seit Jahren fertigen Statue zusammenzubringen.

Der aus der Schwanthaler'schen Schule stammende Wilhelm Stürmer in Berlin, welcher früher die Festungsthore in Königsberg mit Statuen und Büsten schmückte, wird sich nächstens nach Roßbach begeben, um auf dem dortigen Schlachtfelde ein vom Prinz-Regenten von Preußen ihm übertragenes Denkmal zur Erinnerung an den glorreichen Sieg im siebenjährigen Kriege aufzustellen. Derselbe Künstler vollendete soeben auch mehrere Entwürfe für die Grabdenkmäler der alten Fürsten aus dem Hause Bettin, welche der König Johann von Sachsen für die restaurirte Kirche auf dem Petersberge bei Halle bestellt hat.

Hermann Heidel in Berlin hat das Modell zu einem Hautrelief für die neue Trinkhalle in Wildbad vollendet, und es soll dasselbe nun durch die bekannte March'sche Fabrik zu Charlottenburg in gebranntem Thon ausgeführt werden. Das Werk entlehnte seinen Stoff, wie schon früher von uns angekündigt wurde, der bekannten Uhland'schen Ballade vom alten Raufenbart und nahm sich speciell zwei Zeilen des Gedichtes zum Vorwurf:

„In heißer Mittagsstunde, bergannet und bergauf,
Schon muß der Graf sich lehnen auf seines Schwertes Knauf."

Die Landschaft des Hautreliefs zeigt uns eine dicht bewachsene Stelle im Walde, wo Büsche, Wurzeln und Gesträuch überall die Schritte der Wanderer hemmen. Voran geht der getreue Bauer und versucht emsig mit dem Beile einen Weg durch die Wildniß zu bahnen; ihm folgt Eberhard der Greiner, ein schöner, stattlicher Greis, dessen Kräfte aber das Alter schon ein wenig gebeugt hat und der sich, ermüdet von der beschwerlichen Fluht, auf den Knauf seines Schwertes stützt. Den Schluß macht ein Edelknabe, der sich ängstlich umsieht, ob die Verfolger ihnen nicht vielleicht schon nahe auf den Fersen sind. Alle drei Gestalten sind sinnreich erfunden und glücklich individualisirt, während die Composition des Ganzen in ihrer Einfachheit und Abrundung von sehr guter Wirkung ist.

Nicht unerwähnt lassen dürfen wir, daß die vor kurzem in den früheren Gärten Julius Cäsars aufgefundene antike Statue der Venus durch den Grafen Kisseleff um 75,000 Francs für die russische Regierung angekauft worden ist, sowie daß das berühmte Museum des verstorbenen Marchese Campana der Stadt Rom erhalten bleibt, indem es Papst Pius IX., ohne es zur Versteigerung kommen zu lassen, in seiner Gesammtheit erworben hat.

Zu unserem in voriger Nummer gegebenen Verzeichniß neuer Photographien tragen wir heute noch nach, daß auch die Kaulbach'sche Shakespeare-Gallerie in verkleinerten photographischen Nachbildungen von Gustav Schauer in Berlin dem größeren Publicum zugänglich gemacht wird. Eduard Schiller, Verfasser der Novelle „Don Quixote und Falstaff", schreibt zu diesem „Album" den Text, den für die Gallerie bekanntlich Moritz Carrière liefert. Bis jetzt sind davon drei Lieferungen erschienen, welche auf acht Blättern die Illustrationen zu „Macbeth", zu „König Johann" und zum „Sturm" enthalten. Ueber die Meisterschöpfungen des Münchener Künstlers brauchen wir kein Wort mehr zu sagen, und so erwähnen wir nur, daß die Photographien das Original in höchster Sauberkeit und Reinheit wiedergeben.

In der Agentur des rauhen Hauses zu Hamburg erscheint seit kurzem eine Sammlung von Holzschnitten in einem Umfange, wie er bisher in der Xylographie noch gar nicht dagewesen ist. Ausgegeben sind bereits zwei Blätter von drei Fuß Höhe und zwei Fuß Breite, welche nach Zeichnungen des Berliner Malers Andreä von August Gaber in Dresden entworfen wurden. Das eine derselben stellt die Anbetung der Könige, das andere die Auferstehung Christi dar, und beide nehmen schon durch ihre künstlerische Ausführung das Interesse in Anspruch, welches ihnen außerdem auch ihres löblichen Zweckes wegen gebührt. Sie sollen nämlich dazu beitragen, in den unteren Ständen den Sinn für Kunst zu fördern und das religiöse Bewußtsein des Volkes damit in heilsame Wechselwirkung zu setzen.

Als vor einigen Monaten Jakob Falke's Buch über die deutsche Tracht- und Modenwelt erschien, waren alle kritischen Stimmen über den wissenschaftlichen Werth desselben einig, allgemein aber wurde bedauert, daß dem Werke keine Abbildungen beigegeben waren. Diese Lücke erfüllt nun eine von der Firma Didot in Paris unternommene Sammlung von „Costumes anciens et modernes", wozu die kundige Hand des Italieners Cesare Vecellio einen bündigen und klaren Text schrieb. Die vielen, kleinen, aber sehr gut ausgeführten Holzschnitte bieten eine ganz entsprechende und interessante Auswahl von Trachten der verschiedensten Zeiten und Stände.

Digitized by Google

Theater und Musik.

Der pseudonyme Sanct-Hilar in Leipzig, dessen Drama „Christian Grabbe“ wir in der vorigen Nummer besprachen, hat gleichzeitig auch noch ein anderes Stück vollendet, das seines Stoffes wegen wohl verdient, von uns erwähnt zu werden. Der Schatten der Charlotte Stieglitz ist nämlich nochmals zum Leben heraufbeschworen und die unglückliche Frau, die ihren kranken Mann dadurch, daß sie sich selbst den Tod gab, geistig wieder gesund zu machen hoffte, somit nachträglich noch zur Heldin einer Tragödie gemacht worden, wofür sie doch ihrem ganzen Wesen nach so wenig passen will. Es erregt einen fast tragikomischen Eindruck, ihre unbegreifliche That, die immer zu den Räthseln der Psychologie gehört hat, hier in breiter und prosaischer Auseinanderlegung sich entwickeln zu sehen.

Mehr Freude, als über Charlotte Stieglitz als Heldin eines Drama's, werden wir hoffentlich über Charlotte von Stein in ihrer Erscheinung auf der Bühne haben können. Diese hat nämlich ein anonymer Dichter in Wien zur Hauptfigur eines einactigen Lustspiels gemacht, das nächstens an der Hofburg gegeben werden soll, und wir sind sehr begierig darauf, welche Episode aus der beinahe ein Jahrzehnt hindurch in gleicher Innigkeit dauernden Bekanntschaft Goethe's mit der interessanten Frau nun auf dem Theater uns vorgeführt werden wird. Frau Zerline Gallion wird jedenfalls eine strahlende Repräsentantin der Hauptrolle sein, und auch sie den jungen Antinous-Goethe dürfte es nicht leicht einen besseren Vertreter geben, als Joseph Wagner. Hoffentlich wird in dem neuen Stücke unser Nationaldichter, den bisher weder Guglow im „Königslieutenant“, noch Deinhardstein in der „blauen Schleife“ vortheilhaft zu charakterisiren verstand, endlich einmal als würdige Figur erscheinen.

Während „das Testament des großen Kurfürsten“ als das eigentlich Epoche machende Drama der Gegenwart gelten kann, und der Patriotismus der Zuschauer aller Orten Gelegenheit nimmt, einzelne seiner Glanzstellen mit lauten Exclamationen zu begleiten, erfahren wir aus New-York, daß unsere Landsleute daselbst das Stück ohne jede tiefere, persönliche Theilnahme sich angesehen haben. Der deutsche Enthusiasmus von 1839 scheint also noch nicht bis über den Ocean gedrungen zu sein. Dagegen hat Herrmann Hersch's „Anna Lee“ auch in America viel Beifall gefunden, was wohl ebenso sehr der theilnehmenden Haltung des Stückes im Allgemeinen, als besonders der populären Gestalt des alten Dessauers zuzuschreiben war, die das deutsche Publicum in der Fremde eigenthümlich angeheimelt haben mag.

Gustav v. Meyern's „Held in wider Willen“ ist in der Berliner Friedrich-Wilhelmstadt gegeben worden, ohne sich einen großen Erfolg zu erzielen. Wie von dem Dichter des „Heinrich von Schweinichen“ zu erwarten war, erhalten wir in dem neuen Stücke ein patriotisches Lustspiel, welches in den Zeiten der Freiheitskriege 1813 spielt. Die Ereignisse der Geschichte werden mit der Fabel der Komödie so sehr verflochten, daß ein Sieg der Verbündeten über die Franzosen die Katastrophe herbeiführt. Das komische Element soll also ähnlich, wie in „Minna von Barnhelm“, einen nationalen Hintergrund haben, und das wäre ganz gut, wenn nur die Handlung in Form und Charakteristik auch Lessing'sche Feinheit offenbarte. Aber das Stück, das Anfangs vielversprechend in edlem Style beginnt, sinkt zuletzt zur Familienposse herab, welche den gebildeteren Geschmack zum mindesten gleichgültig läßt.

Die herrschende Stimmung in Frankreich macht sich natürlich auch im Theater geltend. Nicht nur die alten Spectakelstücke und Schlachtengemälde aus der Napoleonischen Zeit werden vom Hippodrome und im Ambigutheater wieder hervorgesucht, sondern auch ganz moderne Gelegenheitsstücke dienen dazu, der Parteinahme des neuen Kaiserthums gegen Oesterreich einen Ausdruck zu geben, der den Gebildeteren unter den Franzosen zwar selbst nicht fein und taktvoll erscheint, der aber doch den Sympathien der großen Menge zu entsprechen vermag. So brachten die Folies-dramatiques ein drolactiges Lustspiel von Thierry „En Italie“, das Variététheater gab „la question d'Italie“ von Jules Moinaux, und in der Porte St. Martin erschienen in fünf Acten und zehn Tableaux „les Barbares“ von drei Autoren, Namens Bourget, Grémieux und Eugène Woestyn. In letzterem Stücke machte ein französischer Kritiker die erläuternde Bemerkung: „En France les barbares ce sont les Autrichiens, en Autriche ce sont les Français. O patriotisme, que tu es compliqué dans tes combinaisons!“ Alle derartigen Produktionen von bisher ganz unbekannten Verfassern sind natürlich ohne jeden bleibenden Werth, doch muß auf sie wegen des eigenthümlichen Verhältnisses, in dem sie zur Zeit stehen, Rücksicht genommen werden. — Daneben hören natürlich auch Erscheinungen des Pariser öffentlichen Lebens nicht auf, in dem Brennspiegel des Humors aufgefangen zu werden. Das Palais-Royal führte ein Vaudeville „Six mille Orphéonistes“ von Charles Bridault auf, worin zwar von den Sechstausenden fünftausend neunhundert sechsundneunzig hinter der Coulisse blieben und nur ein Quartett die Bühne betrat, das aber das verunglückte Debut jener Dilettanten aus der Provinz vor dem Publicum der verwöhnten Hauptstadt in recht ergötzlicher Weise zu schildern wußte. Die „Folies-nouvelles gaben ferner aus der Feder Clairville's und Cordier's einen „docteur blanc“, der natürlich an den famosen „docteur noir“ erinnern sollte, und zwar geschah dies nicht blos im Titel, sondern auch im Stücke selbst, worin ein Arzt, der ein Specificum gegen den Spleen entdeckt haben will, die Hauptrolle spielt. Eine andere Neuigkeit des letztgenannten Theaters war „die Insel der Kalypso“, wieder eine jener jetzt in Paris beliebten Parodien des Alterthums, welche zuerst Offenbach mit seinem „Orpheus in der Hölle“ in Gunst gebracht hat. Dies Stück, das die Boulles parisiennes zweihundert Mal hintereinander geben konnten, wird nächstens auch in Deutschland gesehen werden, wo Kalisch den Lezz zu bearbeiten, d. h. zu verunstalten versprochen hat.

Eine im Krystallpalast zu Sydenham abzuhaltende Händelfeier soll vom 20.—24. Juni d. J. stattfinden. An Händel'schen Werken kommen laut dem erlassenen Programme dabei zur Aufführung: der „Messias“, das „Dettinger Te Deum“, und „Israel in Aegypten“. Außerdem werden Bruchstücke aus dem „Samson“, „Saul“, „Belsazar“ und „Judas Maccabäus“ gegeben. Die Zahl der Mitwirkenden soll an 4000 Köpfe betragen. — Man muß es den Engländern lassen: sie führen im großartigen Maßstabe aus, was sie einmal anfassen. Ob aber in diesem Falle, bei den enormen Dimensionen des Locals, sowie in Betracht der ungeheuren Zahl von Mitwirkenden, noch von einheitlichen und correcten musikalischen Gesammtleistungen die Rede sein kann, ist eine andere Frage, die nach allen Erfahrungen sehr zweifelhaft erscheint.

Die deutsche Händelgesellschaft, deren Zweck es bekanntlich ist, Händels Werke vollständig zu veröffentlichen, hat wieder ein paar Lieferungen, die zweite und dritte, edirt. Jene enthält eine Reihe Clavierstücke, diese „Acis und Galathea.“ Uebrigens hat der König von Hannover der Händelgesellschaft einen regelmäßigen Jahresbeitrag von 1000 Thalern gewährt, wodurch dem Vernehmen nach die Existenz des Unternehmens gesichert sein soll.

Verantwortliche Redaction und Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Rieck'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

Digitized by Google

№ 25. **Europa.** 1859.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 18. Juni.

Inhalt.

Größere Aufsätze: Ein Blick auf Sardinien. — Die Vervollkommnung der Mordwerkzeuge für den Krieg. — **Chronik:** Ein Fest der Zukunftsmusiker in Leipzig. - Otto Leonhard Heubner. - Englische Staatsmänner. - Reste des Alterthums. - Ein Liebesbrief Napoleons des Ersten. - Litterarisches Curiosum. — Kurze Nachrichten: Litteratur. - Bildende Kunst. - Theater und Musik.

Ein Blick auf Sardinien.

Sardinien hat durch sein unbesonnenes Heraufbeschwören des italienischen und vielleicht eines europäischen Krieges, und durch sein Bündniß mit Napoleon viele Sympathien verscherzt, die dem vorwärtsstrebenden Staate, dem Vorkämpfer für constitutionelle Freiheit in Italien sich zugewandt hatten; immerhin aber bleibt es interessant, sich etwas näher in der Geschichte eines Staates umzusehen, dessen Name, mit guten oder bösen Beiworten gepaart, im Munde von ganz Europa ist. Wir glauben daher zur rechten Zeit zu kommen, wenn wir heute unseren Lesern eine kurze Skizze der Geschichte und der Politik Sardiniens vorlegen. Wer sich gründlicher und ausführlicher darüber unterrichten will, den verweisen wir auf die beiden vor kurzem erschienenen trefflichen Geschichtswerke von Dr. Reuchlin und Dr. Ruth *), aus denen wir selbst zum Theil geschöpft haben.

Keine der italienischen Fürstenfamilien ist ursprünglich heimisch auf der hesperischen Halbinsel, und dies Verhältniß trägt nicht geringe Schuld, daß die meisten dieser Dynastien so wenig Wurzel im eigenen Lande geschlagen haben. Auch das Haus Savoyen ist nicht italienischer Abstammung; aber während die anderen italienischen Throne erst in verhältnißmäßig neuerer Zeit durch das Erbrecht fernstehender Dynastien oder gar durch die künstelnde Willkür der Diplomatie besetzt worden sind, sind die Geschicke des Kernes der gegenwärtigen sardinischen Monarchie schon seit Jahrhunderten aufs engste mit dem des Hauses Savoyen verknüpft, und es ist dadurch eine Solidarität zwischen Thron und Volk entstanden, welche im übrigen Italien nicht vorhanden ist. Die Grafen v. Maurienne sind die Ahnen des sardinischen Herrscherhauses. Hochburgundischen Stammes, oder, wie die Sage will, von dem berühmten Sachsenfürsten Wittekind abstammend, saßen sie bereits um das Jahr 1000 mitten in den Hochalpen und dehnten von dort ihre Erwerbungen nord- und südwärts auf beiden Seiten des Gebirges aus, ohne immer lange behaupten zu können, was sie durch Geschick und Kraft erobert hatten. Bis in das Waadtland und das Wallis hinein, ja bis an die untere Saone erstreckte sich zu Zeiten ihre Herrschaft, aber der Kern ihrer Besitzungen wurde schon frühzeitig Piemont, das sie durch Heirath erwarben und durch Kauf erweiterten, während kleine Republiken wie Nizza sich freiwillig anschlossen. Eine Reihe tapferer und staatskluger Fürsten gab dem jungen Staate während der Wirren des Mittelalters hohe Bedeutung, und es ist hervorzuheben, daß sich schon damals das Bestreben zeigte, sich so unabhängig als möglich von Rom zu machen. Der Klerus wurde immer in Schranken gehalten, und schon der zweite Herzog von Savoyen erlangte vom Papste die Indulte, kraft deren keine Fremden im Lande als Geistliche angestellt werden durften und der Landesherr fast ausschließlich zu geistlichen Würden ernannte. Auch gegen Ketzer war man nachsichtiger als anderswo, und die Waldenser blieben geduldet. Nicht minder war ein Unterscheidungszug des savoyischen Staates der kriegerische Geist, den sich die Mehrheit seiner Bewohner bewahrt hatte. Während die italienischen Republiken trotz alles unruhigen Treibens und aller blutigen Parteikämpfe die Vertheidigung des Vaterlandes längst Söldnerschaaren überlassen hatten, um sich ungestörter dem friedlichen Erwerbe zu widmen, diente in dem savoyischen Gebirge ein zahlreicher Adel als der Kern des Heerbanns, dem sich das abgehärtete Landvolk kriegslustig anschloß. Nur in den ebeneren Landstrichen nach dem Po und dem Tessin zu, wo früher kleine Republiken nach Art der lombardischen bestanden hatten, war der mehr städtische Charakter der übrigen Italiener vorherrschend, und der Kriegsdienst galt für eine Last, von der sich der freie Bürger loszukaufen suchen mußte. Um so schutzbedürftiger blickten sie zu dem waffengeübten Savoyen empor.

Trübe Zeiten begannen für Piemont und Savoyen nach dem Sturze des burgundischen Reiches. Die Herzöge von Savoyen sahen nun ihr Gebiet eingeklemmt zwischen den bei-

*) Geschichte Italiens von Gründung der regierenden Dynastien bis zur Gegenwart. Von Dr. Hermann Reuchlin. Leipzig (Hirzel) 1859.
Geschichte des italienischen Volkes unter der Napoleonischen Herrschaft. Von Dr. C. Ruth. Leipzig (G. Mayer) 1859.

Digitized by Google

den mächtigen Staaten Frankreich und Oesterreich, die beide wetteifernd nach der Herrschaft über Italien strebten und in den Kämpfen ihres Ehrgeizes den schwachen Mittelstaat zu zermalmen drohten. Dieses Verhältniß drückte der Politik Savoyens auf Jahrhunderte das Siegel auf. Die unruhige Gier, sich auf Kosten der Nachbarn zu vergrößern, entstand durch das Bedürfniß, dem eigenen Staate zum Widerstand gegen die übermächtigen Nachbarn mehr Consistenz zu geben, und die Nothwendigkeit, gegen Oesterreich und Frankreich abwechselnd Front zu machen, gebot häufig die Allianzen zu wechseln und heute an dessen Seite zu kämpfen, dessen Gegner man gestern noch gewesen war. Länderdurst und zweideutiges Schaukeln waren Savoyen von den Verhältnissen als Gebot der Selbsterhaltung aufgezwungen.

Am reinsten prägte sich diese Politik in dem Herzog Victor Amadeus aus, der von 1670 bis 1730 regierte und in dessen Regierungszeit die langen Kriege zwischen Frankreich und Oesterreich um das Primat in Italien und Europa fielen. Er war ganz der Mann dazu, in solchen Zeiten eine Rolle zu spielen. Mit einem ungewöhnlichen Scharfblick, mit einer Vorsicht und Schlauheit ohne Gleichen begabt, in jeder Art von Ränken wohlbewandert, nie verlegen in der Wahl seiner Mittel, von unerschütterlicher Ausdauer, dort wo es seinen Vortheil galt, von einer Wankelmüthigkeit, die durch nichts gefesselt werden konnte, wenn es sich nur um das Wohl seiner Verbündeten handelte, verband der Herzog glänzenden Muth, persönliche Tapferkeit und eine Thatkraft, durch welche er seine listig ersonnenen Pläne auch mit Nachdruck zu verwirklichen verstand. Das Uebergewicht, welches Richelieu und Mazarin Frankreich in Italien verschafft hatten, zwang den Herzog von Savoyen, sich Anfangs so eng an Ludwig XIV. anzuschließen, daß sein Land fast wie ein Vasallenstaat Frankreichs erschien. Schon in dem 1689 zwischen Frankreich und Oesterreich beginnenden Kriege wechselte Victor Amadeus die Allianz, indem er sich erst von seinem berühmten Vetter, dem Prinzen Eugen, für das Haus Habsburg gewinnen ließ, dann aber, als er sah, daß Oesterreich von dem Türkenkrieg zu sehr in Anspruch genommen war, um kräftig in Italien auftreten zu können, wieder zu Frankreich überging, um nicht von diesem erdrückt zu werden. Den großen spanischen Erbfolgekrieg begann er dann als französischer Generalissimus, um nichtsdestoweniger bei erster Gelegenheit in das andere Lager hinüberzugehen, so schwer hatte das französische Joch auf ihm gelastet. Er wagte viel, denn die Franzosen besetzten sein ganzes Land und entwaffneten sein Heer. Doch die Kühnheit, mit der er den hohen Einsatz brachte, fand ihren Lohn, denn so wichtig war Oesterreich das Bündniß mit Savoyen, daß es ihm einen Theil des Mailändischen zum Opfer brachte und ihm die Grafschaft Montferrat, Alessandria, das Sesiathal und die Lomellina überließ, das ganze Gebiet, welches die Oesterreicher bei dem Beginn des jetzigen Krieges besetzt hatten. Im Utrechter Frieden gewann er dann Savoyen wieder, so daß von nun an die Alpen seine Grenze gegen Frankreich bildeten, und erwarb die Königskrone von Sicilien. Damit begnügte sich sein Ehrgeiz noch nicht, und der Besitz Mailands erschien ihm wichtiger als der Siciliens. Um dieses schöne Herzogthum zu erlangen, fädelte er einen Plan zur Vermählung seines Sohnes mit einer Erzherzogin ein, der nur durch den Scharfblick und die Wachsamkeit seines Vetters, des Prinzen Eugen, vereitelt wurde. Der Verdruß, den er über dieses Fehlschlagen seines Lieblingsplanes empfand, verführte ihn nach dem Utrechter Frieden zu der Schaukelpolitik, die ihn acht Jahre später wieder um Sicilien brachte und ihm als kärglichen Ersatz für das reiche Land nur das arme Sardinien gab. In dem Kriege, der sich um die polnische Königswahl zwischen Frankreich und Oesterreich entspann, stellte sich Savoyen abermals auf Seite des ersteren, welches ihm den Besitz der Lombardei versprochen hatte, mußte aber dieselbe Erfahrung machen, die schwächere Staaten als Verbündete eines mächtigen Staates im Kriege mit einem mächtigen Gegner so oft schon gemacht haben. Sie werden den Interessen der beiden Hauptkämpfer hingeopfert und im besten Falle für viele Anstrengungen mit schmalem Lohne abgefunden. Anstatt der ganzen Lombardei erhielt Sardinien durch die Uebereinkunft von 1735 nur Novara und Tortona. Der Erwerb war klein, aber Karl Emanuel tröstete sich mit dem Spruch, daß Italien eine Artischocke sei, die man Blatt für Blatt verspeisen müsse. Wirklich erwarb er in den folgenden Kriegen noch einige Stücke und rückte bis an den Tessin vor.

Ein langer Friede folgte nun, während dessen Karl Emanuel III. — er regierte von 1730 bis 1773 — im Sinne absolutistischer Centralisation reformirte, aber mit kluger Schonung bestehender Verhältnisse und mit einsichtsvoller Sorgfalt, die Kräfte seines Staates zu heben. Anders geartet war sein Nachfolger, Victor Amadeus III., der 1796 starb. Er hatte „einen noch jetzt in kleinen Ländern so häufigen Hang zum Soldatenspielen, der seinem Lande eine Staatsschuld von beinahe hunderteundzwanzig Millionen verursachte und im Allgemeinen für die Stunde der That eine aufgeblasene, aber wenig fähige Armee erzeugte. Er schätzte einen Tambour höher als einen Gelehrten. Nur der Adel und die Hofabbé's hatten die besten Stellen im Besitz. Der König bekümmerte sich auch um das geistige Wohl des Volkes. Er vertrieb mit Strenge die neuen Ideen aus der Kirche und Schule, und verbot seinen Unterthanen den Besuch der Universität Pavia, wo die Reformen Josephs II. Eingang gefunden hatten. Er gab sich aber vergebliche Mühe. Die neuen Meinungen schlichen sich an allen Grenzen ins Land herein. Als der Stoß von Frankreich kam, war Piemont scheinbar stark, in der Wirklichkeit aber sehr schwach. Die tüchtigen Truppen waren von sorglosen, leichtgläubigen und unfähigen adeligen Officieren angeführt, der Schatz erschöpft und das Volk mißvergnügt über die Vorrechte und Bedrückung des Adels." In dem mit Junkerübermuth und angestachelt von den Umtrieben der Emigranten begonnenen Kriege gegen das revolutionäre Frankreich gingen die beiden Provinzen Savoyen und Nizza rasch verloren, aber trotzdem hielt Piemont treu zu Oesterreich, bis der Feldzug von 1796 es ganz entwaffnete. Dank hatte es dafür nicht, im Gegentheil versuchte Oesterreich bei den Friedensverhandlungen 1797 Piemont ganz aus Italien zu verdrängen, und als während der Abwesenheit Napoleons in Aegypten das

Digitized by Google

vereinigte österreichisch-russische Heer in Italien siegreich war, als Suwarow am 17. Mai 1799 in Turin einzog und die Regierung des Königs von Sardinien wieder herstellen wollte, erregte er damit große Unzufriedenheit in Wien. Thugut wollte durchaus sämmtliche festländische Besitzungen des Königs von Sardinien dem Kaiserstaate einverleibt wissen; er legte zu diesem Zwecke der Rückkehr des Königs, der sich schon 1798 vor den republikanischen Heeren nach der Insel Sardinien geflüchtet, alle möglichen Hindernisse in den Weg, und drohte mit dem Abzug der österreichischen Truppen, wenn Suwarow seinen Plan ausführte, aus den ehemaligen piemontesischen Soldaten ein Heer unter piemontesischer Fahne zu bilden. Oesterreichische Beamte behandelten die besetzten piemontesischen Landstriche ganz als österreichisches Gebiet, und als Kaiser Paul, unzufrieden mit diesem habsüchtigen Umsichgreifen, von dem Bündniß zurücktrat, ließ sich das Wiener Cabinet von England das östliche Piemont und Genua zusichern. Daß solche Versuche, wenn gleich sie wieder aufgegeben wurden, in Piemont nur Gereiztheit und Argwohn gegen den Nachbarstaat hervorbringen konnten, wird man zugeben müssen.

Die Siege bei Marengo und Hohenlinden machten die hochfliegenden Pläne des Wiener Cabinets zu nichte, und Oesterreich mußte froh sein, nach dem Frieden von Luneville das durch den Vertrag von Campo formio erworbene Venetianische bis zur Etsch behalten zu können, immerhin eine werthvolle Arrondirung, welche den Verlust des Mailändischen verschmerzen ließ und Oesterreich die Herrschaft über das adriatische Meer gab. Der unglückliche Ausgang des Krieges von 1805 verdrängte dann Oesterreich ganz aus Italien und schlug seine ehemaligen Besitzungen zu dem neuen Königreich Italien, das in allem Thatsächlichen nur eine französische Provinz war. Auch was von den Staaten des Königs von Sardinien nicht dem Kaiserreich selbst einverleibt war, ward zu dem neuen Königreiche gezogen, und die Nebenbuhlerschaft zwischen Oesterreich und Piemont in Oberitalien war in der gemeinsamen Vernichtung erloschen. Die Insel Sardinien beherbergte den König, der dem Besitz seiner festländischen Staaten nur unter Protest entsagt hatte.

Die Schmach der Fremdherrschaft fühlte Italien weniger als andere Völker; so verrottet waren die Zustände unter der schlaffen Regierung der altersschwachen Republiken und der spanisch-habsburgischen Statthalter gewesen, daß die strenge aber wohlgeordnete Regierung nach französischer Art als eine Wohlthat erschien. Dazu kam noch, daß jetzt zum ersten Mal nahe an sieben Millionen Italiener unter einem Herrscher vereinigt waren, und aus diesem Bewußtsein keimte die Idee der Nationalität empor. Einer der besten und charaktervollsten Italiener, der Geschichtschreiber Graf Balbo, keineswegs ein Anhänger der Fremdherrschaft, sondern mit warmer Begeisterung für die nationale Unabhängigkeit Italiens erfüllt, mußte von jener Zeit sagen: „Wohl war damals Italien unbedingt dem Auslande unterworfen. Aber keine Zeit der Unterthänigkeit war so heiter, thätig, vielleicht nützlich, beinahe groß und glorreich wie diese! Die Schmach war geringer, mit halb Europa einem so großen Manne von großartiger Thätigkeit zu dienen, von dem man sagen konnte, daß er von Geburt, von dem man sagen mußte, daß er von Gebürt und dem Namen nach Italiener sei. Noch hatte man keine Unabhängigkeit, aber noch nie hatte man so nahe Hoffnungen dazu gehabt, — keine Freiheit, aber Gleichheit, welche ersterer von Vielen gleich geachtet wird. Man nahm Theil an großen, sich ununterbrochen großartiger gestaltenden Thaten. Summa: es war Knechtschaft — ohne Zweifel —, aber sie hatte Theil an der Aufregung, an der Lebensfreudigkeit, am Stolze der Herrscher. Man hielt etwas auf sich; und so fing man seit diesen Jahren, mit dem Anfange des Jahrhunderts, wieder an, mit mehr Liebe und Ehre den Namen Italiens auszusprechen, man fing an auf das gesammte Italien zu schauen, die municipalen und provinziellen kleinlichen oder vielmehr häßlichen Neiderein (invidiuzze od invidiacee), welche seit so vielen Jahrhunderten und eben noch in den utopistischen Eintags-Republiken gewurzelt hatten, fingen an zu fallen." Selbst daß der Beherrscher Frankreichs ein geborner Corsicaner, also gewissermaßen ein Landsmann war, tröstete die Italiener, und die neue Herrschaft fand gerade unter den rührigsten und kräftigsten Geistern zahlreiche Anhänger, die sich selbst nicht durch die Geringschätzung, welche Napoleon zu allen Zeiten gegen die Italiener an den Tag legte, noch durch die unermeßlichen Opfer an Menschen und Geld, welche sein unersättlicher Kriegsdurst von ihnen verlangte, noch durch die brutale Habsucht der französischen Beamten an ihrem Idole irre machen ließen. Weniger als in den andern italienischen Staaten machte sich dieses Gefühl in Piemont geltend, wo wegen des engeren Zusammenhangs zwischen Dynastie und Volk royalistische Gesinnungen mehr Wurzel geschlagen hatten und auch der Charakter der Bevölkerung sich mehr zur Selbständigkeit neigte. Um so schlimmer war es daher, daß nach dem Sturze Napoleons hier die Restauration mit einer Plumpheit auftrat, welche die Zustände unter der Fremdherrschaft in einem rosigen Lichte erscheinen ließ. Unser Gewährsmann Dr. Reuchlin vergleicht das Piemont jener Tage treffend mit Kurhessen. Alles sollte wieder hergestellt werden, wie es vor der französischen Herrschaft gewesen, und man brach vollständig mit der Revolution, d. h. man erklärte die Gesetze von 1770 wieder für gültig, alle französischen Rückwirkungen an sich für ungültig, Bannrechte, Ertzgeburtsrechte, Fideicommisse, namentlich aber alle privilegirten Gerichtsstände, die harten Gesetze für die Akatholischen für hergestellt. Die hohen Steuern blieben, aber die Ordnung verschwand aus dem Rechnungswesen, und die Verwirrung derselben erzeugte drückende Finanznoth. Die französische Regierung hatte wenigstens darauf gesehen, daß sie von tüchtigen Leuten bedient wurde, und die Verwaltung nach rationellen Principien eingerichtet. Jetzt wurden die höheren Stellen im Staate und im Heere durch Hofintrigue vergeben und mit andern Aemtern ein schmachvoller Handel getrieben. Hyperloyalität und der äußere Schein der Frömmigkeit deckte die crasseste Unwissenheit der Beamten zu, und selbst der Richterstand, der sich in Piemont in seltener Unabhängigkeit und Tüchtigkeit erhalten, konnte der Verderbniß nicht steuern, denn nach der neuen Restaurationstheorie spendete der König höhere Gerechtigkeit unmittelbar aus seinem Cabinete und griff selbst in

Digitized by Google

die Entscheidungen der Gerichtshöfe ein, wo sie privatrechtliche Verhältnisse betrafen. Vor der Revolution war es wohlüberlegte Politik der sardinischen Fürsten gewesen, hochkirchliche Einflüsse fern und sich möglichst unabhängig von Rom zu halten. Jetzt beeilte sich Victor Emanuel dem Papste zu erklären, daß er sein Volk zu einer Rom untergebenen Frömmigkeit zurückzubringen und die abgeschafften Bisthümer, Feiertage und Klöster wieder aufzurichten wünsche. Dies geschah auch; die Klöster wurden von neuem reich ausgestattet, und die Käufer von Klostergütern, die sich häufig schon wieder in der dritten und vierten Hand befanden, schwebten in fortwährender Angst, ihres Besitzes beraubt zu werden. Der Unterricht kam ganz in die Hände der Klostergeistlichkeit, und die Jesuiten wurden noch besonders begünstigt; selbst in Civilsachen wurde die Geistlichkeit bischöflichen Gerichten unterstellt. Zur förmlichen Carricatur ward der Restaurationseifer, als man die von Napoleon gebaute schöne Mont-Cenisstraße gar nicht befahren lassen wollte und sogar die von den Franzosen gesäeten Pflanzen aus dem botanischen Garten auszureißen befahl. Der König Victor Emanuel, der diese ebenso harte als lächerliche Reaction durchführte, war ein ehrenhafter und wohlmeinender, aber geistesschwacher und bigotter Fürst, der erfüllt von den Vorurtheilen der Emigrirten zurückkehrte, und seine Umgebung, Landjunker und Geistliche, welche die letzten 15 Jahre politisch verschlafen hatten, bestärkten ihn nur in seiner Neigung. Zuletzt wurde die Reaction selbst Oesterreich zu arg.

Während der wiedereingesetzte König nicht verstand, durch eine vernünftige innere Politik seinen Staat zu kräftigen, war durch die von dem Wiener Congreß beliebte Ordnung der Territorialverhältnisse die Stellung Piemonts in Italien eine ganz andere und nachtheiligere geworden. Während des Kriegs gegen Frankreich hatte sich Oesterreich noch geneigt gezeigt, um eine Vormauer gegen Frankreich zu haben, im Fall eines Sieges an Piemont ganz Oberitalien bis zum Mincio und Parma zu überlassen, und 1809 hatte es sich darüber mit England förmlich verständigt. 1813 aber fand es Gelegenheit, sich seinen Anschluß an die Sache der Alliirten nach der Schlacht von Bautzen theuer bezahlen zu lassen, und stipulirte sich schon damals den Heimfall von ganz Oberitalien bis zum Tessin und Po, der ihm auch durch den ersten Pariser Frieden gesichert ward. Seine Stellung auf der apenninischen Halbinsel ward dadurch ganz übermäßig verstärkt; zu seinem alten Besitz, dem Mailändischen und Mantuanischen, erhielt es jetzt noch das Venetianische mit Verona, Padua, Vicenza, Brescia, Bergame, statt 212 Quadratmeilen 830, statt eines Gebiets, das außer allem Zusammenhang mit seinen Erblanden stand, wie das alte Herzogthum Mailand, ein mit dem Hauptkern seiner Staaten wohlverbundenes Ganze. So sah sich Piemont mit einem übermächtigen Nachbar zusammengebracht, der ihm viel gefährlicher zu werden drohte, als ehedem Frankreich. Vergeblich bemühten sich die piemontesischen Staatsmänner, die Großmächte einem andern Arrangement geneigt zu machen; vergeblich machte d'Aglié, der piemontesische Gesandte in London, in einer für den Wiener Congreß bestimmten Denkschrift auf die Gefahren aufmerksam, welche die Unabhängigkeit seines Staates und ganz Italiens durch die übermäßige Vergrößerung Oesterreichs laufe. Was er damals anführte, fällt heute noch schwer in's Gewicht. „Piemont, schreibt er, war bis 1790 nur durch seine Lage ein gewichtiger Staat zweiten Ranges, denn gegen Frankreich war es durch die Alpen, gegen Osten durch das isolirte darum schwache österreichische Mailand sicher gestellt, wie denn Oberitalien damals in neun Staaten zerfiel. Dadurch war zwar dieses fruchtbare, volkreiche Land Oberitalien offenkundig politisch schwach; aber in der nunmehrigen Vertheilung zeichnet sich seine vollendete Knechtung. Ja, die durch den Pariser Vertrag angebahnte Vertheilung Oberitaliens ist viel unheilvoller für Italien überhaupt und für Sardinien insbesondere, als die frühere. Alle italienischen Staaten (Venedig, Genua, Lucca, das bourbonische Parma) sind verschwunden, nur Piemont ist geblieben, nur durch den Ticinofluß, eine offene Grenze, von dem übermächtigen Oesterreich getrennt. Dieses hat sich hier verdreifacht. Da der König von Sardinien früher nichts von seiner italienischen Seite zu fürchten hatte, konnte er alle seine Sorge auf Vertheidigung seiner natürlichen Alpengrenze gegen Frankreich verwenden. Nun aber hat jene Sicherheit ein Ende; es geht über Piemonts Kräfte, im Frieden 40—50,000 Mann zu halten, Oesterreich kann also mit seinen bloßen Garnisonen in Italien jederzeit Turin selbst überfallen. Während der acht Jahrhunderte, welche das Haus Savoyen in Piemont herrscht, war es von seiner italienischen Seite nie einer solchen Gefahr ausgesetzt; es liegt vor Augen, bis zu welchem Grad der Rang und die Unabhängigkeit des einzigen in Italien regierenden italienischen Fürsten herabgesetzt wäre, wenn sich Oesterreich diese Spolien bleibend aneignen dürfte." Um den aus diesem Verhältniß hervorgehenden Gefahren abzuhelfen, nahm d'Aglié den Plan wieder auf, den Oesterreich selbst 1809 vorgeschlagen hatte und wonach Piemont der größte Theil der Lombardei zugefallen wäre. Die Grenze wäre dann bis an den Gardasee und den Mincio vorgerückt worden. Mantua wäre an Piemont, Verona dagegen an Oesterreich gefallen. Nur England und Rußland zeigten sich geneigt, ein derartiges Abkommen zu befördern; als aber die von dem englischen Ministerium zur Erkundung der Stimmung in Oberitalien abgesendeten Agenten nicht anders berichten konnten, als daß der municipale Vereinzelungsgeist immer noch in seiner alten Stärke herrsche und Niemand für einen Anschluß an Piemont sei, und da außerdem die plumpe Reactivirung längst abgestorbener Verhältnisse in Piemont die damals in Europa vorhandenen Sympathien für diesen Staat erstickte, so mußten alle Rücksichten auf seine Stärkung vor dem Einfluß Oesterreichs zurücktreten. Zu seiner Entschädigung erhielt es das Gebiet der Republik Genua, das ihm zwar eine gute und bequeme Verbindung mit der Insel Sardinien verschaffte und seine natürliche Vertheidigungslinie gegen Frankreich vervollständigte, aber ihm auch eine unzufriedene Bevölkerung und einen mit dem Uebrigen schwer zu verschmelzenden Staatsbestandtheil einverleibte. Dagegen erlangte Oesterreich auch noch das Besatzungsrecht in Piacenza, und da die Befestigungswerke Alessandria's 1815 von den Oesterreichern geschleift worden waren, so lag es dem Angriff derselben vollkommen offen da. Welche

Digitized by Google

Absichten Oesterreich mit diesen Erwerbungen verfolgte, geht aus den Denkschriften österreichischer Generale hervor, die 1848 bekannt geworden sind. In einer derselben heißt es: „Oesterreich muß jede Bewegung Piemonts überwachen, sei es in Betreff des Thronwechsels, sei es, daß im Lande neue Ideen einschleichen sollten: im Fall eines Krieges mit Frankreich ist kein Augenblick zu verlaufen, entweder Piemont durch den Schrecken eines einrückenden Heeres zu nöthigen, unser Verbündeter zu werden, oder im kühnern Anlaufe es zu überraschen und die Keime seiner Kräfte zu zerstören." So schatteten spätere Ereignisse und Pläne damals schon vor! Aber auch die später anzuwendenden Heilmittel für diesen abnormen Zustand schwebten scharfblickenden Geistern schon zu jener Zeit vor, und Graf Capo d' Istria machte bereits 1814 den piemontesischen Bevollmächtigten Brusasco darauf aufmerksam, „daß die Idee der italienischen Unabhängigkeit, mit Geschick erweckt, seinem Staate viel Vortheil bringen und Oesterreich viel Uebles anthun könne." Ueberhaupt trug Rußland schon damals Sorge, durch seine offen dargelegten Sympathien für Piemont und Zuvorkommenheiten gegen Neapel sich eine Stellung gegen Oesterreich im Mittelmeere vorzubereiten. Und neben Rußland erkannte als zukünftigen Verbündeten, den ihm der Druck der Verhältnisse aufzwang, der sonst so starr conservative Graf de Maistre die Revolution. Am 18. Juli 1815 schrieb er: „Achtet auf den italienischen Geist, er ist aus der Revolution geboren. Unser furchtsames, neutrales, hinhaltendes, tastendes System ist bei dieser Sachlage tödtlich. Der König muß sich zum Haupt der Italiener machen; er verwende bei jeder Civil- und Militäranstellung, selbst bei Hofe, ohne Unterschied auch Revolutionäre, auch zu unserem (des Adels) Nachtheil; ceci est essentiel, vital, capital, les expressions me manquent."

So ist Piemont durch die Entwickelung, welche in Folge des Wiener Congresses die Machtverhältnisse in Italien genommen haben, seine Politik unverrückbar vorgezeichnet. Konnte es früher seine Selbständigkeit bewahren, indem es von seinen beiden Nachbarn demjenigen, der das höchste Gebot that, sein Bündniß verkaufte, so wirkte jetzt der Druck Oesterreichs so unmittelbar auf seine Grenzen, daß es sich dem Einfluß desselben gar nicht mehr entziehen konnte. Der bloßen Selbsterhaltung wegen mußte es Ersatz für die ihm mangelnde materielle Kraft in der Idee der Nationalität suchen, die sich selbstverständlich um die Abmachungen der Verträge nicht kümmern kann und daher von den Diplomaten als gleichbedeutend mit der Revolution betrachtet wird. In territorialer Hinsicht hatte sich sein Verhältniß zu den beiden Nachbarmächten geradezu umgekehrt. Früher mehr von Frankreich und weniger von Oesterreich bedroht, war es meist Verbündeter des Kaiserstaats gewesen und hatte diesem große Opfer gebracht; jetzt hatte es gegen Frankreich eine starke Grenze, lag aber gegen Oesterreich offen da und war, da letzteres auch mehr als sonst bemüht war, seinen Einfluß in Italien zum alleinherrschenden zu machen in das Bündniß mit Frankreich fast hineingetrieben. Der Antagonismus gegen Oesterreich ist daher seit dem Wiener Congreß das Princip der Politik Sardiniens, ein Princip, das ihm als Nothwehr aufgedrungen war, und kraft dessen es sich in der ersten Periode seiner Geschichte seit 1815 schüchtern abwehrend gegen den mächtigen Nachbar verhielt, um dann in der zweiten und dritten Periode unter Karl Albert und Victor Emanuel dem Gegensatz durch Einführung liberaler politischer Institutionen und offenes Bekennen einer nationalen italienischen Politik einen positiven Ausdruck zu geben.

Ehe wir nun der Entwickelung dieses Gegensatzes nachgehen, wollen wir einen Blick auf den Staat Sardinien werfen, wie er nach der allgemeinen europäischen Restauration bestand. Er war aus vier Theilen zusammengesetzt, denen der Kitt einer gemeinsam verlebten Vergangenheit fast ganz fehlte und die in den politischen Begriffen und Wünschen nicht weniger stark von einander abwichen, als in ihren socialen Zuständen. Die Insel Sardinien, nach der das Königreich den Namen hat, führte damals, wie Jahre lang noch fort, ein ganz abgesondertes Dasein unter der Herrschaft seiner verarteten Feudalstände und einer reich begüterten, aber in Unwissenheit versunkenen Kirche, unter welchen das Landvolk in fast asiatischer Barbarei ein bedürfnißloses Hirtenleben verbrachte. Wir kommen später auf dieses seltsame Land zurück. Das Stammland der Dynastie, Savoyen, zwischen dem Genfer See und dem Mont-Cenis, würde der Sprache nach Frankreich angehören, fühlt aber wenig Sympathien für dieses Land, vielleicht gerade, weil es lange Zeit unter französischer Herrschaft gestanden hat. Eher fühlt die beweglichere Bevölkerung der Städte sich zu der Schweiz hingezogen. Das rauhe Gebirgsland bewohnt ein abgehärtetes, an Entbehrungen gewöhntes Geschlecht, geborne Soldaten, in von Alters her gewohntem Gehorsam dem Adel und der mit ihm eng verbundenen Geistlichkeit untergeben. Ersterer hat mit seinem starren Particularismus viel Engherziges und Landjunkerhaftes, und sieht, so treu er zu dem Königshaus hält, nur ungern die italienische Politik desselben, die ihm Opfer für eine ihm fremde Sache abverlangt. Die Geistlichkeit bestärkt ihn in dieser Tendenz, zumal seitdem die Bedrängnisse der Neuzeit den Staat genöthigt haben, die Kirchengüter zur Theilnahme an den Staatslasten heranzuziehen. Piemont, von dem seine Bewohner selbst sagen, daß es einen König hat, einen Adel, der ihn umgiebt und ein Volk, das gehorcht, ist ein entschieden monarchisches Land. An die Apenninen und die Alpen angelehnt, ist es nicht überall fruchtbar, obgleich stark bevölkert, und in einzelnen Theilen arm. Das Grundeigenthum ist ziemlich getheilt; viel davon besitzt die Kirche und der zahlreiche Adel, obgleich letzterer wenig große Vermögen aufzuweisen hat. Dieser Adel ist einseitig militärisch und zum Theil pfäffisch erzogen; was er aber trotzdem in seiner innewohnenden Tüchtigkeit leisten kann, haben die bedeutenden militärischen, politischen und wissenschaftlichen Talente gezeigt, die aus seinen Reihen hervorgegangen sind, seitdem die Noth der Zeit die Geister aufgerüttelt und die Rolle, die das schwache Piemont übernommen, Jeden der dabei thätig sein will gezwungen hat, seine Kräfte bis aufs Aeußerste anzustrengen. Ueberhaupt haben in den letzten Jahrzehnten unter dem jüngern Adel Piemonts die neuen Ideen mehr Anklang gefunden, und die Kraft sie durchzuführen zeigt sich nachhaltiger als irgendwo anders in Italien. Das Volk im Ganzen ist weniger

Digitized by Google

beweglichen Geistes als die übrigen Italiener, aber an Charaktereigenschaften weit solider ausgestattet; nur in den Ebenen nach dem Po zu ist es etwas von lombardischer Verweichlichung angesteckt, und auch der Adel hat in Folge seiner historischen Entwickelung nicht den straffen militärischen Geist des eigentlich Piemontesischen, sondern theilt den Charakter des städtischen Patriciergeschlechts der Lombardei mit seinem antispartanischen Hang zum selbstzufriedenen, ästhetisirenden Genuß. Daß man die Piemontesen die Macedonier Italiens nennt, bezeichnet am besten ihre Eigenthümlichkeit.

Das neu erworbene Genua ist bisher dem sardinischen Staate am fremdesten geblieben. Es kann seine Unabhängigkeit, seine alte ruhmvolle Geschichte als Republik nicht vergessen und trägt mit bitterm Widerwillen das ihm aufgezwungene Joch. Mit Stolz blickt die reiche Aristokratie auf den ärmern Adel Piemonts herab und legt lieber ihren Reichthum in Wien als in Turin an. Ein Theil ihrer stark gefärbten Frömmigkeit kommt auf Rechnung der Opposition gegen das in kirchlicher Hinsicht neuerungssüchtige Piemont. Eine gefährliche Waffe findet diese mehr negative Opposition in den starken demokratischen Elementen der großen Handels- und Hafenstadt, in dem unruhigen niedern Volke und der zahlreichen Fabrik- und Hafenbevölkerung, unter 120,000 nicht weniger als 32,000. Zwischen diesen, der Verbindung mit Sardinien widerstrebenden Elementen der Aristokratie und der Demokratie steht jedoch ein kräftiger Mittelstand, der großentheils den neueren Ideen im nationalen, politischen und kirchlichen Leben zugethan und versöhnlich gegen Piemont gestimmt ist. Freilich ist er zu wenig opferbereit, wie denn überhaupt der Genuese gierig nach Erwerb und Geld strebt.

Die obengeschilderte unverständige Restaurationspolitik trug nicht dazu bei, die widerstrebenden Elemente des neu zusammengesetzten Staates mit einander zu verschmelzen, und selbst in Piement, dem seiner Dynastie so treu ergebenen Lande, fehlte es nicht an Unzufriedenheit, denn die neuen Ideen waren natürlich auch hier nicht ohne Einfluß geblieben. Vor der Hand kam aber die Gefahr für den Staat nicht von Innen, sondern von Außen. Oesterreich hatte seine Pläne von 1799 nicht vergessen, sondern nahm sie, nur in anderer Gestalt, wieder auf. Was es territorial nicht erwerben konnte, wollte es sich wenigstens indirect einverleiben, und strebte es durch Verträge und Einfluß unauflöslich an seine Politik zu ketten. Die Kinderlosigkeit des Königs von Sardinien und seiner beiden Brüder schien ihm einen Weg zur Erreichung seiner Ziele zu eröffnen. Gesetzmäßig bestand zwar salisches Erbfolgerecht in Piemont, nach welchem die Nebenlinie Carignan mit Karl Albert auf den Thron gelangen mußte, und Oesterreich hatte in dem am 20. Mai 1815 mit Piemont abgeschlossenen Vertrage dieses Erbfolgerecht anerkannt. Trotzdem setzte es seine schon von 1814 datirenden Bemühungen, die legitime Nachfolge des Zweiges Carignan zu verhindern, unermüdlich fort und hatte darin die Gemahlin des Königs Victor Emanuel, die herrschsüchtige und gewandte Erzherzogin Maria Therese von Este, zur Bundesgenossin. Der Schwiegersohn, Herzog Franz von Modena, war der von beiden auserlesene Erbe. Kam er auf den Thron, so war er, da er selbst gar keine Wurzeln im Lande hatte und in dem verdrängten Carignan einen populären Prätendenten bekam, gebietrisch darauf hingewiesen, in Oesterreich seine Stütze zu suchen, und Piemont dörfte auf, in Italien eine selbständige Rolle zu spielen. Aber selbst der schwache König war zu sehr Sardinier, und einsichtsvolle Minister konnten wenigstens darin ihren Einfluß gegen den der Königin genügend behaupten, um diesen Absichten nicht dienstbar zu werden. Die Erbfolgeordnung blieb unverändert, und ebenso scheiterten alle Bemühungen des Wiener Cabinets, den König zum Beitritt zu einem unter Oesterreichs Oberleitung stehenden italienischen Bunde zu bewegen, obgleich selbst England verblendet genug war, diesen Plan in Turin nachdrücklich zu unterstützen. Um die Drängenden abzuwehren, mußte sich Sardinien an Rußland wenden, und der Minister schrieb damals an den Grafen Reffelrode: „Mein Gebieter wendet sich an den Kaiser aller Reußen nicht blos in seiner Eigenschaft als König von Sardinien, sondern spricht als italienischer Fürst, als Glied der europäischen Souveränität, als Vertheidiger der allgemeinen Gerechtigkeit und der Treue gegen die Tractate. Ohne eine neue Anstrengung des Kaisers von Rußland giebt es kein politisches Gleichgewicht mehr, Italien verschwindet, alle italienischen Fürsten werden nur noch österreichische Vasallen sein und bald nicht mehr existiren. Der König von Sardinien ist zuerst bedroht; dies ist sehr natürlich, da seit lange der Plan, ganz Italien zu unterwerfen, keinen bebarrlicheren und in Italien mächtigeren Gegner gefunden hat als ihn. Das Ungewitter, welches die Halbinsel bedroht, wird sich nicht auf sie beschränken, nicht in ihr stille stehen, es wird von Süden sich nach Norden ziehen." Die so angerufene Verwendung Rußlands in Wien muß sehr kräftig gewesen sein, denn Alessandria wurde sofort von den Oesterreichern — aber nachdem sie die Werke geschleift hatten — geräumt, und die Ansprüche, welche das Wiener Cabinet, um Piemont einzuschüchtern, auf das Gebiet zwischen dem Lago Maggiore und dem Tessin erhoben, fallen gelassen. Aus dieser Episode ersieht man zweierlei: daß der Gegensatz zwischen Oesterreich und Piemont nicht neueren und revolutionären Ursprungs ist, überhaupt nicht mit politischen Tendenzen zusammenhängt, indem die innere Politik des sardinischen Staates damals ebenso reactionär war wie die österreichische, er aber dennoch darauf bedacht war, seine Unabhängigkeit zu wahren; und zweitens, daß Wechselbeziehungen zwischen Rußland und Sardinien, deren Wiederanknüpfung neuerdings zu so viel Declamationen Anlaß gegeben hat, ebenfalls nichts Neues sind. Die eine wie die andere Erscheinung ist eben nur eine nothwendige Folge der Stellung, welche Oesterreich in Italien seit dem Wiener Congreß eingenommen hat.

Der Druck, den Oesterreich auf den sardinischen Staat ausübte, hatte zunächst die Folge, daß die nationalen und mit ihnen die liberalen Ideen daselbst mehr Eingang fanden. Man darf nicht übersehen, daß die militärische Absolutie immer noch große Vorzüge vor jeder andern hat; sie erhält wenigstens männlichen Sinn, während die Zuchtmittel der Kirche und Bureaukratie die Geister erschlaffen und tödten. Der Adel arbeitete sich daher auch bald aus dem beschränkten Landjunkerthum heraus

Digitized by Google

und fing an um sich zu schauen. Bei aller Abneigung gegen die Fremdherrschaft war die Erinnerung an die französische Verwaltung und Gesetzgebung, die viele lästige Ungleichheiten und Uebelstände beseitigt hatte, wach geblieben, und diente jetzt den freiheitsamen Geistern als Ferment. Die parlamentarischen Kämpfe in dem benachbarten Frankreich regten den Ehrgeiz an, und viele einflußreiche Personen, die demokratischen Grundsätzen nicht hold waren, wünschten angelegentlichst, daß Piemont dem Ueberrest der italienischen Halbinsel die aus einer gemischten constitutionellen Regierung entstehenden Vortheile als Muster zeigen möge. Auf diese Weise, glaubte man, lasse sich ein moralischer Einfluß erlangen, der einen Gegensatz zu dem österreichischen bildete. Die Vereinigung der nördlichen Provinzen Italiens unter einer Regierung, die stark genug wäre, die natürliche Grenze zu beschützen, erschien als die unumgängliche Einleitung zur Bildung eines nationalen Bundes. Daß die piemontesischen Streitkräfte vier Jahre hinter einander den Kampf mit den Truppen der französischen Republik fortgesetzt hatten, blieb unvergessen. Durch die freiwillige Verschmelzung der Lombardei und Venedigs mit den sardinischen Staaten ließ sich eine Militärmacht herstellen, welche die Schlüssel Italiens zu halten im Stande war. Solche Hoffnungen erfüllten damals Geister, welche sich freigemacht hatten von dem, was Gualterio „den beschränkten Kreis der Municipalansichten" nennt. Zu jener Zeit standen die politischen Clubs in ihrer Blüthe, denn die Erfahrung hatte noch nicht gezeigt, wie das Unheil, welches sie stiften, gewiß, ihr Nutzen aber sehr zweifelhaft ist. Erbittert über die engherzigen und unduldsamen Vorurtheile der herrschenden Partei traten Einige den Carbonari bei, Andere einem Geheimbund von gemäßigterer Tendenz, der den Namen federalistisch annahm. Die wachsende Mißstimmung steckte auch das Heer an, welches nicht blind sein konnte gegen die größeren Verdienste der häufig zurückgesetzten Officiere, welche unter Napoleon gedient hatten, im Vergleich mit den oft Vorgezogenen, welche ihre Beförderung der Hofgunst verdankten. Eine Veränderung des Ministeriums, die der im Ganzen wohlmeinende König in elfter Stunde vornahm, besserte darin wenig oder nichts. Der neue Minister, Graf Prospero Balbo, der Vater des als Patriot bekannten Schriftstellers, Cesar Balbo, hatte mit zuviel Hindernissen zu kämpfen, als daß sich seine Wirksamkeit rasch hätte fühlbar machen können. Zwar rettete er mehrere Hauptresultate der Revolution vor der Reaction, sicherte den Käufern der Klostergüter ihre Rechte, brachte bei der Besetzung von Stellen wieder vernünftige Grundsätze zur Anwendung und schützte die Gewissensfreiheit. So blieb ein guter Grund für weitere Reformen erhalten, aber die Angst, dieses Gerettete doch noch zu verlieren, erhielt die Unzufriedenheit reger und verlangte nach anderen Bürgschaften. U. E.

Die Vervollkommnung der Mordwerkzeuge für den Krieg.

Die Einwirkungen des Schießpulvers. — Alte und neue Waffen. — Vervollkommnung der Schießgewehre. — Palzbanskanonen. — Percussion, Zündhütchen, Consoleschlösser. — Stiftgewehre und Spitzkugeln. — Kammerbüchsen und Zündnadelgewehre. Eidgenössischer Stutzen und andere Handfeuerwaffen. — Die neuen Feldgeschütze. — Armstrongkanone. Französische Haubitzkanone, preußische Zündnadelkanone. — Wirkung der neuen Waffen auf die Kriegsführung. — Dampfmarine. — Küstenbatterien. — Bürgerliche Stellung der Heere.

Seit vor etwa fünfhundert Jahren ein deutscher Mönch zu Freiburg im Breisgau das Körnen des Schießpulvers erfand, hat nicht blos das Kriegswesen, sondern die gesammte Staatsgesellschaft und die Stellung der Völker gegeneinander eine völlige Umwandlung erfahren. Ein Priester aus Heliopolis hatte das Geheimniß des sogenannten griechischen Feuers an den Kaiser von Constantinopel verkauft; Roger Baco in England kannte die Bestandtheile des Schießpulvers; auch die Saracenen waren schon im 13. Jahrhundert im Besitze desselben. Man verfertigte Petarden, Kunstfeuerwerke, und schoß Steine aus großen eisernen Röhren, aber eigentliche Bedeutung für den Krieg erhielt das Pulver erst seit der Erfindung jenes Mönchs. Auf die Handwaffen war sie Anfangs von geringem Einfluß; dagegen schuf man bald grobes Geschütz, dessen sich die Monarchen bedienten, um die Burgen des trotzigen Feudaladels zu brechen. Auch die alten Mauern der Städte widerstanden dem neuen Geschütz nicht, und um sich zu sichern und wirksam zu vertheidigen, mußten die Bürger sich gleichfalls Kanonen verschaffen. Jene in Flandern, namentlich zu Gent, gingen damit voran. Der Stahlpanzer des Ritters gewährte keinen Schutz gegen die Blei- oder Eisenkugeln, und die Stärke der Heere beruhte fortan in dem mit Schießgewehr bewaffneten Fußvolke.

Schon um die Mitte des 15. Jahrhunderts hatte man sich allgemein überzeugt, daß die einfachen mit Thürmen flankirten Mauern nicht mehr ausreichten. Als man sich zuerst der Kanonen bei Belagerungen bediente, wurden dieselben durch Pfahlwerk möglichst gedeckt und so nahe als irgend thunlich an die Thore geführt, welche eingeschossen werden sollten. Um sich dagegen zu schützen, führte man Erdwerke auf, sogenannte Ravelins, um die Brücken und Thore der Festung zu bedecken; diese konnten von den beiden ihnen zunächst liegenden Bollwerken bestrichen werden. Auch warf man innerhalb der Mauern, diesen entlang und zu ihrer Verstärkung, mächtige Erdwälle auf und spickte diese mit Geschütz, das jenem des Belagerers antwortete. Aber diese Vertheidigungswerke waren doch nicht hinreichend, um die Festungen zu sichern; zu Ende des 15. Jahrhunderts nahm Karl VIII. von Frankreich auf seinem Zuge nach Neapel eine italienische Festung nach der andern, und die Ingenieure bemühten sich von da an eifrig, die Vertheidigung gegen den Angriff wirksamer zu machen. Dabei zeichneten sich insbesondere auch große Maler aus, wie Leonardo da Vinci, Michel Angelo und unser Albrecht Dürer. Ferrara hatte damals eine beträchtliche Anzahl ausgezeichneter Ingenieure aufzuweisen und galt für die hohe Schule der Befestigungskunst. Man fing an Bastionen

Digitized by Google

(zu deutsch Basteien) zu bauen, führte starke Werke aus Erde und Steinen auf, und zwar in der Weise, daß man ein wirksames Flankenfeuer eröffnen und unterhalten konnte.

Diese Fortschritte im Geschütz- und Befestigungswesen geschahen aber eben so allmählich, wie jene in den Handwaffen. Nur nach und nach verdrängte das Feuerrohr die Armbrust und die Pike; die allerdings noch sehr unvollkommene Muskete wurde aber schon früh von den Bürgern der Reichsstädte gehandhabt, und festliche Scheibenschießen kommen schon in der Mitte des 15. Jahrhunderts vor. Anfangs hatte man nur ein kleines eisernes Rohr mit einer Pfanne und entzündete das Pulver mit einer Lunte, die man in der Hand führte. Dieses Rohr wurde bald vergrößert, in Holz eingelassen, mit einem Kolben versehen und Luntenrohr genannt. Abermals nach Verlauf einiger Zeit brachte man dabei das Luntenschloß und den Pfannendeckel an. Solche Luntenmusketen waren bis in den dreißigjährigen Krieg allgemein, und daneben die sogenannten Doppelhaken, Streu- und Zielbüchsen, aus denen man vier Loth Blei schoß, gleichfalls in Gebrauch, namentlich bei den spanischen Heeren; ebenso die Musketen mit dem Radschlosse, eine Nürnberger Erfindung aus dem Jahre 1517, an welchen Gustav Adolph Verbesserungen vornahm. Die Reiter hatten Anfangs das kurze Feuerrohr, Pistol, und nahmen erst später den Karabiner, das Petrinal, an.

So war nach und nach die Kriegführung eine ganz andere geworden. Dem Bogen und der Lanze zeigte sich das damals noch so unvollkommene Feuergewehr allerdings schon bei weitem überlegen, aber man verschoß viel Pulver und traf wenig Menschen. In der Schlacht bei Murten, 1476, hatten die Schweizer, welche gegen Karl den Kühnen von Burgund fochten, schon 10,000 Mann Fußvolk, ein Drittel ihrer gesammten Macht, mit Feuerwaffen versehen, welche unter den feindlichen Reitern große Verheerung anrichteten; im dreißigjährigen Kriege war bei den Schweden noch ein ähnliches Verhältniß, indem jede Compagnie aus zwei Drittein Musketiere und einem Drittel Pikeniere bestand; bei den deutschen Regimentern zählten die letzteren damals noch die Hälfte der Mannschaft. Gustav Adolph führte leichtere Gewehre ein, schaffte die Stützgabel ab und ließ Musketenkugeln von nur zwei Loth gießen. In den dreißigjährigen Krieg fallen noch zwei andere Verbesserungen von Wichtigkeit; man erfand 1630 in Frankreich das Schloß mit dem Feuerstein, wovon das damit versehene Feuerrohr die Bezeichnung Fustl erhielt, und nach 1640 zu Bayonne den Flintenspieß, das sogenannte Bayonnet. Erst von da an kam mehr Sicherheit in den Schuß, und das Gewehr mit dem Spieße vereinigte in sich den Vortheil einer Schießwaffe für den Kampf aus der Ferne, und der Stoßwaffe für den Nahkampf. Damit war die Pike überflüssig geworden, und sie verschwand im Anfange des vorigen Jahrhunderts völlig.

Wir haben das Obige erwähnt, um den Gegensatz zwischen den einfachen und unvollkommenen Feuerwaffen der frühern Zeit und denen unserer Tage anschaulich zu machen. Aber im Verlaufe von beinahe zwei Jahrhunderten ist für die Verbesserung der Waffen auffallend wenig geschehen, während doch die Kunst der Befestigung große Fortschritte machte. Den Anstoß gab der französische Ingenieur Vauban, der etwa dreihundert feste Plätze umschuf und dreiundzwölfzig neue Festungen baute, ohne sich dabei an ein einförmiges System zu binden; er zog vielmehr allemal die örtliche Lage und die besondern Umstände eines Platzes in Erwägung. Die Bastionen waren gegen den Feind so wirksam, daß derselbe sich nur nngern und im Nothfalle zu einer Belagerung verstand, die immer viel Zeit und große Opfer an Menschen erforderte. Darin brachte Vauban eine Aenderung hervor vermittelst der Prallkugel, Rleochettkugel, über welche schon Albrecht Dürer treffliche Weisungen gegeben hatte. Vauban benutzte diese Kugel beim Flankenfeuer zum Angriff in großem Maßstabe; er stellte seine Batterien so auf, daß er die Courtine (Zwischenwallslinie, Zeile oder Zwischenwall zwischen zwei Bollwerken) einer Bastion in der Flanke faßen und sie bestreichen konnte. Wir wollen hier nicht näher in die Einzelheiten der Befestigungskunst eingehen und nur hervorheben, daß es von nun an die Aufgabe derselben sein wird, den Anforderungen gerecht zu werden, welche seit Einführung der neuen Geschütze sich sehr hoch gesteigert haben. Sie hat in dieser Beziehung ein schwieriges Problem zu lösen.

Nach langer Unterbrechung trat in den letztverflossenen Jahrzehnten, und namentlich in unseren Tagen, ein ungemein reges Bestreben hervor, die Schießwaffen zu verbessern, und die neuen Erfindungen drängen einander, während früher beinahe zwei Jahrhunderte vergingen, ehe das Flintenschloß den Percussionsgewehren Platz machte. Dieser Mangel an Fortschritt ist um so auffallender, da doch die Jagdgewehre große Verbesserungen erfahren hatten, und in allen übrigen Zweigen der Mechanik und der Gewerbe überhaupt schon längst eine rasche Umwandlung stattfand. Vielleicht findet dieses Zurückbleiben darin seine Erklärung, daß die Kriegswaffen zumeist durch Regierungsbeamte oder vielmehr unter deren Leitung verfertigt wurden, und ein lebhafter Mitbewerb der Privatleute wenn auch nicht gerade völlig ausgeschlossen war, doch keine Aufmunterung erfuhr. Auch ging man nicht gern auf durchgreifende Aenderungen ein, weil diese allemal große Kosten im Gefolge haben.

Schon im Jahre 1742 hatte der englische Mechaniker Robbins in einem Buche über neue Grundsätze im Geschützwesen nachgewiesen, daß der Widerstand der Luft, indem er auf die Geschosse wirkt, deren Schnelligkeit vermindert, ihnen eine ungewisse, unsichere Drehung giebt und sie von dem Ziel ablenkt, nach welchem sie bestimmt sind. Er machte den Vorschlag, der Kugel statt der runden Gestalt eine andere, etwa eiförmige, zu geben, welche den Widerstand der Luft besser besiegen könne; sodann wollte er den Lauf mit Zügen versehen und den Spielraum vermindern, war also für die Verbesserungen auf dem richtigen Wege.

Während der französischen Revolutionskriege trat ein Stillstand in der Vervollkommnung der Waffen ein. Napoleon hatte kein Verständniß für wichtige Erfindungen in der Mechanik, begnügte sich mit dem, was er vorgefunden hatte, und schaffte sogar die gezogenen Büchsen, die vor ihm eingeführt worden waren, wieder ab; und doch hatte sich im americanischen Unabhängigkeitskampfe gezeigt, wie überlegen die mit Jagdbüchsen und gezogenen Flinten versehenen americanischen Schützen den mit der Muskete feuernden Engländern waren. Erst seit dem

Digitized by Google

Frieden von 1815 machte man viele Versuche, von denen manche sehr günstige Ergebnisse lieferten.

Der französische General Paixhans stellte den Satz auf, daß es vortheilhaft sei, nicht allzugroßen Werth auf das schnelle Schießen zu legen, und daß man mit größeren Kugeln bei geringerer Schnelligkeit bessere Ergebnisse haben werde. Er sagte etwa: Um den rascheren Flug einer Kugel zu bewirken, muß die Pulverladung verstärkt werden, dann aber auch in gleichem Verhältnisse die Metallmasse des Geschützes stärker sein; dieses wird somit gewichtiger und schwerer zu transportiren. Aber mit geringerer Schnelligkeit kommt man weiter. Man braucht nur das Volumen der Kugel zu vermehren und die Ladung weniger stark zu nehmen, also in einen achtzölligen Mörser einen Zwei- unddreißigpfünder zu laden. Die Versuche, welche er 1823 zu Brest anstellte, gelangen vollkommen. Der erste Schuß war auf ein Linienschiff gerichtet, machte eine Bresche von 150 Fuß ins Gewierte und erfüllte zugleich den Schiffsraum mit erstickendem Qualm; der zweite Schuß nahm den Hauptmast und 130 Pfund Eisenbekleidung hinweg. Aber die Paixhansmörser sind dann durch die schweren Geschütze mit gezogenen Läufen weit übertroffen worden, von denen unten die Rede sein wird.

Das Percussionsschloß, durch welches in unseren Tagen der Feuerstein allmählich verdrängt wurde, war schon 1807 in Schottland bekannt, gewann aber erst eine praktische Bedeutung, seitdem 1818 die von Egg in London erfundenen Zündhütchen die gefährlichen Zündpillen verdrängten und dann mehrfache Verbesserungen an den Schlagschlössern vorgenommen wurden. Die Ladung des Gewehrs entzündet man vermittelst des Schlagpulvers durch einen dazu eingerichteten Hammer; die ersten Versuche im Großen fanden 1825 zu Hannover statt, und man fand die Percussion bewährt. Der Gebrauch der Waffe war nun ferner nicht mehr von gutem oder schlechtem Wetter abhängig. In Oesterreich wurden die Consoleschlösser gebaut sind, während die Pfanne statt der Aushöhlung eine kleine Rinne hat. In diese wird beim Laden ein mit Messing oder Kupfer überzogener Zünder derart eingelegt, daß er mit dem einen Ende ins Zündloch reicht. Im Pfannendeckel befindet sich ein frei und scheitelrecht spielender Zahn von Stahl; dieser steht mit seinem runden Kopfe über den Deckel hervor und endigt unten in eine keilförmige Spitze, die auf den Zünder wirkt. Nachdem der Deckel geschlossen ist, dringt die Spitze des Hahns in den Zünder und entzündet denselben durch Reibung. Von dem Hahne ist der Stein abgeschraubt und statt seiner zwischen die Lippen ein hammerähnliches Eisen eingesetzt. Der Zünder ist an dem obern Theil der Patronenhülse mit feinem Draht befestigt, wird vor dem Laden abgerissen und ins Zündloch gesteckt. Sachkundige sind der Ansicht, daß die Percussionsschlösser den Console'schen vorzuziehen seien. Durch beide wurde an der bisher üblichen Construction des Gewehrlaufes Nichts geändert.

Aber schon 1812 hatte man einen Gedanken wieder aufgenommen, der bereits früher geäußert worden, aber ohne praktische Folgen geblieben war. Wer ein Gewehr lud, bediente sich des Ladestockes, der von Holz war, bis Leopold von Dessau am Ende des 17. Jahrhunderts ihn aus Eisen verfertigen ließ. Aber alles Laden erfordert Zeit und ist unbequem; konnte man also das Gewehr von hinten laden, so wurde dadurch ein großer Vortheil erzielt, man kam rascher zu Stande, und das war um so wichtiger, seitdem in den Schlachten das Massenfeuer des Fußvolks in den Hintergrund getreten, die Artillerie beweglicher geworden ist und das Plänklerfeuer eine so große Bedeutung gewonnen hat. Das alte Infanteriegewehr war aber vorzugsweise auf das nun veraltete Massenfeuer berechnet, während es doch darauf ankommt besser zu treffen, als vermittelst der glatten Gewehre möglich ist.

Während der ersten Kriege Frankreichs in Algerien schossen die Kabayles mit den Kugeln aus ihren langen Luntengewehren die Officiere aus Entfernungen nieder, wohin die französischen Musketen nicht reichten, Gegen einen solchen Feind war mit Massenfeuer nichts auszurichten; man bedurfte einer andern Methode um demselben beizukommen, bildete deshalb die africanischen Jäger und Bincennes Schützen, gab ihnen leichtere Bekleidung, und hatte schon 1848 etwa 16,000 Mann dieser leichten Truppen, welche seitdem beträchtlich vermehrt sind und wesentlich zur Besiegung der Kabayles beigetragen haben. Das Luntengewehr der Gebirgs- und Wüstenbewohner konnte keinen Vergleich aushalten mit Thouvenins Dorn- oder Stiftgewehr mit gezogenen Läufen und Spitzkugeln. Dasselbe hat auf dem Boden des Rohrs einen eingeschraubten Dorn oder Stift, der mit seiner Achse genau in der Achse des Rohrs steht. Die Pulverladung lagert sich in losem Zustande rings um den Dorn, der noch etwas über dieselbe hervorragt; die hinein gebrachte Kugel berührt nur die Spitze des Dorns und füllt die Züge des Laufes aus, ohne auf dem Pulver aufzustützen. Man zieht die Spitzkugeln den runden vor, weil jene in der Luft geringern Widerstand erleiden. Delavigne's Spitzkugel wurde von Minié dahin verbessert, daß er dem vordern Theile die Gestalt eines Spitzkegels, dem hintern die eines abgestumpften Kegels gab und zwischen beiden Theilen eine Hohlkehle anbrachte, in welche er ein in Fett getauchtes Band legte. Das Centrum der Schwerkraft liegt im Vordertheile, seitdem Tamisier am hintern walzenförmigen Theile der Kugel drei kleine, scharfkantige Vertiefungen in Ringform angebracht hat; diese werden mit Talg oder einem mit Fett getränkten Faden ausgefüllt, durch welchen die Reibung des Geschosses an der Rohrwand vermindert wird; so erweicht man auch den Pulverrückstand. Diese Waffe hat eine große und dabei sichere Tragweite, und das Laden ist weit weniger umständlich als mit gerafterten Kugeln. Die Minièkugeln und die Enfieldgewehre bewährten sich trefflich in den Schlachten an der Alma und bei Inkerman. Für die Engländer war es ein Glück, daß die Rebellen in Indien die mit Fett bestrichenen Patronen nicht annehmen wollten, sondern bei den alten runden Kugeln blieben. Die Spitzkugeln gaben den europäischen Truppen eine große Ueberlegenheit; wahrscheinlich hätten sie bei ihrer schwachen Zahl an Mannschaft das Feld nicht behaupten können, wenn ihre Feinde nicht so thörig gewesen wären, die gefetteten Spitzkugeln zu verwerfen. Durch dieses Geschoß ist Indien für die Engländer gerettet worden.

Digitized by Google

Die Stiftbüchse, der Dornzügen mit cylinder-ogivaler Kugel, wird von Vielen für das beste unter den neuen Gewehren erklärt, für das brauchbarste bei der neuern Art der Kriegführung; doch wird zugestanden, daß auch einige andere vorzügliche Eigenschaften besitzen. Der gegenwärtige Krieg wird wohl darüber praktisch entscheiden, z. B. über die sogenannte Kammerbüchse, welche am Boden einen verengten Raum, eine Kammer, zur Aufnahme der Pulverladung hat. Die Rohrwände haben vier Züge; die Kugel wird durch zwei Stöße mit dem Ladestocke an die Kammermündung getrieben; das Schloß ist das gewöhnliche Percussionsschloß. In Oesterreich, Frankreich und Belgien hat man die gezogenen Gewehre des Heeres zu Kammerbüchsen umgewandelt. Das Oval- oder braunschweigische Infanteriegewehr des Majors Berner soll die Vortheile der gezogenen Büchse mit jenen des glattläufigen Rohrs verbinden; in der glatten, innern Rohrfläche befinden sich zwei einander gegenüberstehende flachgefeilte Bahnen mit einer drei Viertel des Umfangs gekrümmten Windung nach oben. Man kann nach Belieben eine gepflasterte Büchsenkugel oder eine Rollkugel hineinladen. In England hat man dieses Gewehr etwas leichter hergestellt und ladet Gürtelkugeln hinein.

Mit den sogenannten Kammerladungsgewehren ist gleichfalls eine furchtbare Waffe gewonnen worden. Bei ihnen fällt der Ladstock weg, denn die Patrone wird am untern Ende des Rohres von rückwärts in den Lauf gebracht, vermittelst einer Vorkehrung, eines Mechanismus, den man von oben öffnet. So kann die Ladung leicht eingethan und auch Schießbaumwolle als fortreibende Kraft angewandt werden; der mit Zügen versehene Lauf eignet sich ebensowohl für runde wie für spitze Kugeln. Man kann sie unter allen Umständen leicht und schnell laden, und diese Waffe ist besonders für die Reiterei anwendbar. Aber für die Linieninfanterie, bei welcher es darauf ankommt, daß andauerndes Feuer gegeben werden kann und der Mann dabei immer sicher schießt, passen sie aus manchen Gründen nicht. Dagegen werden dem preußischen Zündnadelgewehre, welches 1835 von dem Gewehrfabrikanten Dreyse zu Sömmerda bei Erfurt erfunden und seitdem wesentlich verbessert wurde, manche Vorzüge nachgerühmt. Im preußischen Heere waren schon vor 1848 etwa sechszigtausend Mann damit bewaffnet, und dadurch zu jener Zeit allen anderen Armeen im Welt- und Sicherschießen überlegen. Am Ende des Rohres befindet sich eine Verlängerung des Laufes, und an dieser ein mit der Schwanzschraube geschlossener Raum. Eine dort befestigte Spiralfeder wird durch eine mechanische Vorrichtung zusammengedrückt; sobald man vermöge eines anderweitigen Mechanismus der Ausdehnung dieser Feder freien Spielraum läßt, fährt die am vordern Ende derselben nach vorne zu auslaufende stählerne Spitze, die sogenannte Zündnadel, durch eine Oeffnung hindurch, welche in dem vordern Boden angebracht ist, geht so in ein am untern Ende der Patrone mit Knallpulver versehenes Plättchen, entzündet durch Reibung dasselbe und damit auch das Pulver. So war das Schloß beseitigt, und man brauchte auch keine Zündhütchen aufzusetzen. Mit diesen Zündnadelgewehren brachte man das Princip der Kammerladung in Verbindung, führte Verbesserungen ein, welche der praktische Gebrauch an die Hand gab, und so gilt das Zündnadelgewehr für eine ausgezeichnete Waffe. Es ist jetzt so eingerichtet, daß es von hinten geladen wird; zu diesem Zwecke hat man einen übereinander greifenden Verschluß am oberen Ende des Laufes angebracht, ähnlich einer Hülse, an welcher sich auch der Boden zum Schusse des vorderen Laufes befindet. In der Verlängerung dieses letztern wurde nach hinten ein zweites, lankähnliches und sehr kurzes Stück angesetzt, die sogenannte Büchse, welche bis an die Biegung des Schaftes zurückreicht; sie ist hinten mit einer Schraube verschlossen, welche den zweiten hintern Boden bildet. Diese Büchse hat auf ihrer nach oben gekehrten Fläche einen keilförmig gestalteten Längenausschnitt, durch welchen die Hülse, wenn man sie an ihrem oben zum Anfassen bestimmten Knopfe links dreht, zurück und herausgeschoben werden kann; dadurch wird am Ende des Laufvordertheils oben eine Oeffnung in demselben sichtbar, und durch diese schiebt man die Patrone in den Lauf. Im Boden der Hülse ist eine Verstärkung eingeschraubt, der sogenannte Stollen, welcher die Zündnadel birgt; hinter ihm, im innern hohlen Raume der Büchse, ist eine Spiralfeder um einen Nadelbolzen befestigt, der äußerlich am hintern Boden der zu diesem Zwecke durchlöcherten Büchse in einem Knopfe endigt. Die Spannung der Spiralfeder erfolgt dadurch, daß gleichzeitig mit dem Zurückschieben der Hülse der Nadelbolzen sammt Spiralfeder sich mit zurückschiebt und dadurch am hintern Boden der Büchse zusammengedrückt wird, während der Nadelbolzen durch denselben nach hinten entsprechend heraustritt. In dieser Stellung werden Bolzen und Nadel durch den Abdrücker festgehalten, welcher von vorne die Feder unten ergreift. Wird nun der Abdrücker abgezogen, so schnellt der Nadelbolzen durch die Kraft der sich ausdehnenden Spiralfeder mit großer Heftigkeit vorwärts in das hintere Ende des Stollens, fährt mit seiner Spitze, der Zündnadel, durch denselben hindurch und sticht so in die Zündmasse der Patrone ein. So beschreibt ein Techniker den Mechanismus des Zündnadelgewehres, der nicht gerade einfach erscheint. Der Lauf ist gezogen und man wendet Spitzkugeln an. Man sagt, daß der Schütze mit dem Zündnadelgewehr noch besser und sicherer treffe, als mit dem Dorngewehr; aber es wird auch hervorgehoben, daß es alle Fehler mit dem Kammerladungsgewehre theile, zu schwer sei (elf Pfund) und daß bei anhaltendem Regen oder bei Mangel an Aufmerksamkeit der Mechanismus des Verschlusses leicht einroste. Auch nütze sich die Spiralfeder bald ab, und das Einsetzen einer andern erfordere doch immer einige Zeit. Ferner ist die Zündnadel den schädlichen Einflüssen der Pulverladung ausgesetzt, sie wird an ihrer Spitze, soweit sie in die Knallentzündung eindringt, mit einer so festen Kruste überzogen, daß sie nicht mehr in die Patrone eindringt, also ihren Zweck verfehlt. Endlich, sagt man, der Munitionstransport in der Nähe eines feindlichen Feuers sei höchst gefährlich, da jede in den Munitionskasten schlagende Kugel durch Reibung an dem Zündsatz einer Patrone ein Auffliegen verursachen könne.

Als sehr brauchbar und allen Anforderungen entsprechend wird der neue eidgenössische Stutzen anerkannt, welcher seit 1850 in der Schweiz sich bewährt. Bei ihm sind Dorn und

Digitized by Google

Kammer gar nicht vorhanden, und dennoch wird das Zusammenpressen der Pulverladung und die Abplattung der Kugel vermieden. Man hat nämlich am obern Theile des stählernen Ladestockes eine Stoß- oder Stellscheibe angebracht, welche auf der Laufmündung aufstößt, sobald der Ladestock die Patrone hinunterschiebt, und so kann das Geschoß nur bis auf eine gewisse Tiefe herabdringen. Der Lauf ist bei 32 Zoll Länge nur zwischen acht bis neun Pfund schwer und hat acht halbrunde Züge mit ganzer Windung. Die Spitzkugel hat an ihrem cylindrischen Theil eine schneidende Einkerbung und wiegt nur ein dreißigstel Pfund, die Ladung beträgt noch nicht einmal ein viertel Loth Pulver. Die Kugel ist mit einem gefetteten Pflaster umwunden, welches durch Bindfaden in der Einkerbung festgehalten wird. Beim Laden streift sich der nur sehr lose befestigte Pflasterbund am Rande der Mündung von selbst ab, das Pflaster wird frei und fällt nach dem Schusse außerhalb des Laufes zu Boden. Der Schweizerstutzen erlaubt eine sehr einfache Handhabung, eine vermehrte Raschheit beim Feuern, der Rückstoß ist schwach und die Pulververschleimung des Rohres nur gering.

Die bisher üblichen Spitzkugeln für die Handfeuerwaffen scheinen durch die Erfindung eines deutschen Artillerieofficiers in Kurhessen bereits überflügelt worden zu sein. Wir erfahren, daß derselbe hohle Kugeln verfertige, welche an der Spitze, bis zum dritten Theil der Länge, einen festen Kern, an dieser Spitze den Schwerpunkt haben, zu zwei Drittein aber hohl sind und mit einer explodirenden Masse gefüllt werden. Sie lassen sich nach gleichem System in allen Größen, sowohl für Gewehre und Karabiner als für schweres Geschütz, anfertigen und können, wie es heißt, auch aus glatten Läufen gefeuert werden, ohne an Kraft oder Genauigkeit des Treffens zu verlieren. Man verfertigt sie in der Fabrik des Herrn Henschel in Cassel, und wir lesen, daß der Erfinder vom Kaiser von Oesterreich eine vorläufige Belohnung von 15.000 Gulden erhalten habe. Es heißt, die deutsche Erfindung übertreffe Alles, was die Engländer und Franzosen in neuerer Zeit an verbesserten Mordkugeln ausgesonnen haben, und man wird über dieses deutsche Tödtungswerkzeug wohl bald Näheres erfahren.

Wir können nicht alle Versuche zu Verbesserungen an den Handwaffen ausführlich schildern, und erinnern nur an die Drehpistolen und sechsläufigen Drehflinten des Nordamericaners Colt, welche für den eigentlichen Krieg keine Anwendung finden. Der kürzlich verstorbene Reitergeneral Jacob in Indien hat eine kurzläufige, mit vier Zügen versehene Büchse erfunden, mit welcher er auf eintausend Yards einen Gegenstand von der Größe eines Menschen einmal unter drei Malen traf; die Kugel trägt bis zu zweitausend Yards. Dieses Gewehr halten die Engländer für ebenso gut wie die Enfieldbüchse; einer ihrer Landsleute Whitworth, der die Spitzkugel in einen Bolzen verwandelt hat, rühmt sich, daß er mit einem Gewehr hervortreten werde, mit welchem er auf fünfhundert Yards die Kugel in den Lauf einer andern Büchse schießen wolle.

Man sieht aus dem Vorstehenden, wie mannichfaltige Umänderungen und Verbesserungen in den Handfeuerwaffen seit etwa zwanzig Jahren vorgenommen worden sind, und wie sehr die alte Muskete in den Hintergrund getreten ist. Das Handgewehr gewann einen entschiedenen Vorsprung über die Feldgeschütze, und manche Kriegsmänner sprachen die Meinung aus, daß die Zeit der Feldartillerie vorüber sei. Das wäre auch ganz gewiß der Fall gewesen, wenn man es mit der Kanone beim Alten gelassen hätte. Aber man sagte sich ganz richtig, daß die neueren Principien auch auf das schwere Geschütz anwendbar sein müßten. Ein Londoner Waffenschmied, Lancaster, gab der Kanone elliptisch gewundene Züge und schlug länzliche Kugeln vor. Einige Zeit nachher verfiel man darauf, die eisernen Kanonenkugeln mit bleiernen Bändern oder Gürteln zu versehen, die sich wegen der Weichheit des Metalls besser durch die Züge zwängen als eiserne. Der schon erwähnte Oberst Jacob äußerte: er sei überzeugt, daß sich eine Kanone von vierzölligem Kaliber und mit vier Zügen und von nur vierundzwanzig Centner Gewicht herstellen lasse, welche mit aller wünschenswerthen Stärke und Genauigkeit zehn englische Meilen weit schieße und treffe. So weit hat es freilich der Erfindungsgeist unserer Zeit nicht gebracht, aber sehr weit von einem solchen Ziel ist er doch nicht mehr.

Schon 1848 hatten die Fabrikanten Morgan und Holroyds in Bristol Verbesserungen verschiedener Art bei den Kanonen angebracht und manche mehr oder weniger gelungene Versuche angestellt. Aber erst nach dem Kriege in der Krim wurde denselben eine größere Aufmerksamkeit zugewandt. Armstrong's Vorschläge, der englischen Regierung eine Kanone zu liefern, welche alle bisherigen weit übertreffe, fallen in das Jahr 1854; aber dieser Erfinder mußte vier Jahre lang seine Versuche auf eigene Kosten fortsetzen. Erst im vorigen Herbst wurde er mit seinem Geschütz ganz fertig; nun hatte er es so vollkommen hergestellt, wie er es sich vom Anfang gedacht. Seine Schießproben erregten das ungetheilte Erstaunen der Sachkenner in hohem Grade. Die englische Regierung belohnte den Erfinder und zeichnete ihn aus, denn er hat ihr eine Schießwaffe gegeben, die man im Gegensatze zu allen früheren unvergleichlich nennen kann. Durch die Times, die Edinburgh Review, und die militärischen Zeitschriften sind wir im Allgemeinen mit der Construction dieser Armstronggeschütze bekannt gemacht worden. Die Kanone besteht im Innern aus Stahl, welcher den Lauf bildet, und äußerlich mit spiralförmig geschweißtem Schmiedeeisen bekleidet ist. Durch diese sinnreiche Vereinigung wird die Kanone ungemein fest und dauerbar. Sie hat einen Durchmesser wie ein gewöhnlicher Fünfpfünder, wiegt nur zwölf Centner, also nicht mehr als ein gewöhnlicher eiserner Achtzehnpfünder von Erz. Der Lauf hat zwischen dreißig und vierzig schmale Züge, die von oben bis unten eine vollständige Drehung beschreiben. Die bolzenförmige Kugel ist von Gußeisen, hat einen abgerundeten Kopf und wird auf dem größeren Theil der Oberfläche mit Blei umhüllt; sie schmiegt sich deshalb genau in die Züge ein, folgt denselben und erhält dadurch eine drehende und sichere Bewegung, durch welche, wie bei den gezogenen Büchsen, die Fähigkeit, das Ziel zu treffen, in so hohem Maß erhöht wird. Es ist ein weiterer Vorzug der Armstrongkanone, daß sie vermittelst einer sehr sinnreichen Vorkehrung von hinten geladen wird. Zu diesem Behufe hat sie im

Digitized by Google

Bodenstück eine Oeffnung, in welcher die Achse des Rohrs liegt, und vermittelst dieser Oeffnung kann die Kugel von der Hand des Artilleristen in die erforderliche Lage gebracht werden. Die Oeffnung wird vermöge eines am Bodenstück befindlichen beweglichen Theiles, den man mit vier Handhaben versehen hat, geschlossen; dieser Verschluß wird vermittelst einer Schraube eingepreßt und festgehalten; die Schraube geht durch das Bodenstück und wirkt auf die hintere Fläche des Verschlusses. Alles Entweichen von Pulvergasen wird dadurch unmöglich gemacht, daß die vordere Fläche des Verschlußstückes mit einer Kupferplatte bekleidet ist; die Ränder dieser letzteren stehen etwas vor, und sie selber bildet eine Scheibe, welche, nachdem geladen worden ist, die hintere Fläche der Kammer darstellt. Durch die Hitze, welche das Losplatzen des Pulvers erzeugt, bedeckt diese Kupferplatte sich aus und schließt die feinen Zwischenräume des Verschlusses, es kann also auch nicht das Mindeste von dem Gas entweichen. Die Kugeln sind hohl und im Innern mit einem Schlaggünder, also mit Percussion, versehen; sie können aber auch als Vollkugeln gebraucht werden, wenn man sie mit Sand und Sägespänen im richtigen Verhältnisse füllt, und dann den Zünder mit einem eisernen Zapfen verschließt. Diese Armstrongkanone schießt mit Sicherheit auf die Entfernung einer deutschen Meile, oder 9000 Yards, das heißt 27,000 englische Fuß. Bei einem Abstand von 3000 Fuß schlug die Kugel durch einen anderthalb Ellen dicken Baumstamm und flog, nachdem sie das Holz durchbohrt hatte, noch 1200 Fuß weiter. Bis auf 9000 Fuß ist sie im Treffen ganz sicher; eine Scheibe wurde aus der Entfernung von einer deutschen Wegstunde (3500 Yards) jedesmal getroffen. Den Kugeln aus der Armstrongkanone können auch eisenbeschlagene Schiffe nicht widerstehen; ein Versuch aus einer Entfernung von 600 Schritten ergab, daß eine zweiunddreißigpfündige Kugel mit stählernem Kopfe den zolldicken Eisenbeschlag einer schwimmenden Batterie durchdrang, durch die drei Fuß dicken Schiffsplanken schlug, einen Deckbalken zertrümmerte und dann die vierzöllige Planke des Oberdecks zerschmetterte. Diese Armstrongkanonen, welche bis jetzt nur England besitzt, sind im Kriege noch nicht verwandt worden, aber so viel unterliegt bereits keinem Zweifel, daß mit ihnen eine Waffe von ungeheurer Furchtbarkeit gewonnen worden ist, welche, im Fall sie sich bewährt (woran kaum zu zweifeln steht), alle bisherigen Combinationen im Artilleriewesen über den Haufen wirft.

Die Times erwähnt, daß neben der Gießerei in Woolwich eine besondere Fabrik zur Herstellung der Armstrong'schen Kanonen eingerichtet worden sei. Mit der dreisten Zuversicht, in welcher sich die Engländer gefallen, meint das Blatt, man werde dieses Geschütz anderswo nicht so gut herstellen, weil die englische Eisenfabrikation allen andern überlegen sei. Aber wir können der Times entgegenhalten, daß trotz alledem die Engländer noch nicht entfernt die Güte des deutschen Gußstahles, wie Krupp in Essen ihn liefert, zu erreichen vermögen. Von den neuen französischen Haubitzkanonen wird gesagt, sie ständen im Verhältniß zu den Armstrongs etwa so, wie ein gewöhnliches Pistol zu einer vollkommen guten Büchse. In Woolwich werden auch Armstrong'sche Zweiunddreißigpfünder verfertigt, die nur sechsundzwanzig Centner wiegen und bei einer Ladung von fünf Pfund die Kugel fünf und eine halbe englische Meilen oder beinahe 30,000 Fuß weit schießen. Man nehme jetzt auch gewöhnliche runde Kugeln, nicht mit einer Bleihülle, sondern zwei Bleigürteln. Der erste Armstrong'sche Zweiunddreißigpfünder, mit welchem Versuche angestellt wurden, mußte 3500 Schüsse aushalten, und war dann noch so brauchbar und unversehrt wie im Anfange, und gute Artilleristen sollen auf eine Entfernung von 12,000 Fuß eine Scheibe, die zehn Fuß ins Gevierk hielt, unter je zehnmal neunmal getroffen haben.

Auch in Preußen ist man nicht müßig geblieben, sondern hat das System, auf welchem das Zündnadelgewehr beruht, für das schwere Geschütz mit gezogenen Läufen angewandt und Bomben bis auf eine Strecke von einer deutschen Meile geworfen. Das wäre also ebenso weit, wie die Armstrongkanone trägt. Oesterreich hat ausgezeichnete Raketenbatterien; die Schießkrakete des Engländers Hale soll erhebliche Dienste im Felde, Norton's flüssiges Feuer dergleichen gegen Schiffe leisten. Dieses Feuer ist nicht zu löschen, und ein von demselben ergriffenes Fahrzeug muß ohne Rettung verbrennen, wenn es von Holz, und ausbrennen, wenn es von Eisen ist.

Große Aufmerksamkeit erregt gerade gegenwärtig ein Geschütz, als dessen Erfinder der dermalige Beherscher der Franzosen angegeben wird. Seine von ihm früher erfundene Haubitzkanone hat in den Granatkanonen der deutschen Armeen längst ein Seitenstück, die gezogene Kanone hat dagegen in dem jetzigen Kriege ihre Probe zu bestehen und zu bewahrheiten, ob sie Alles leistet, was die Franzosen von ihr rühmen. Bei ihr ist manches mit der oben geschilderten Armstrongkanone übereinstimmend; das Rohr hat Züge, die Kugeln sind länglich und können mit Sprengladung gefüllt oder als Vollkugeln verwandt werden. Sie ist nur 12½ Centner schwer, 6 Fuß lang, hat 6 Züge mit Drehung, wird nicht von hinten, sondern von vorne geladen, und die Kugel greift nicht vermittelst einer Bleibekleidung, sondern durch Zapfen von Zink in die Züge ein. Diese letzteren scheinen neuerdings durch zwei Bleigürtel ersetzt worden zu sein, welche den Zügen angepaßt sind. Die vordere Hälfte der Spitzkugel soll die Dichtigkeit einer Vollkugel, die hintere eine Granate bilden, also hohl sein, damit sie gefüllt werden kann. Das Rohr selbst ist von Erz. Kanonenmetall; die Tragweite der Kugel soll bei horizontalem Fluge 4 Kilometer, bei höchster Elevation 9 Kilometer, also mehr als eine deutsche Meile betragen. Es wird gerühmt, daß ein Vierpfünder auf 4500 Fuß einen Reiter vom Pferde hinwegblasen könne u. dgl. m. Das Urtheil der Sachkenner geht indessen bis jetzt dahin, daß die Armstrongeschütze den gezogenen Napoleonskanonen bei weitem vorzuziehen seien.

Die alten Kanonen verhalten sich zu den neuen Geschützen, wie ein Frachtwagen auf der Landstraße zu einem Schnellzuge auf der Eisenbahn.

Diese Vervollkommnung der Waffen ist von ganz entscheidendem Einfluß auf die gesammte Kriegführung, insbesondere auch auf das Manövriren der Truppen und die Art und Weise, die Schlachten anzufechten. Sie bedingt eine gegen früher ganz veränderte Taktik. Auch wird die Belagerung und Vertheidigung der Festungen fortan einen andern Charakter gewinnen.

Digitized by Google

So lange die alten Waffen verwalteten, standen die Schlachtordnungen etwa fünfhundert bis fünfzehnhundert Schritte auseinander, bei Waterloo etwa zwölfhundert. In einer solchen Entfernung kann das Feuer aus gewöhnlichen Musketen von keiner besondern Wirksamkeit sein, und auch die Kanonen vermochten nicht, einen erheblichen Schaden anzurichten. Man rückte einander näher und schlug sich gewöhnlich mit verhältnißmäßig geringem Verluste. Das ist bei den neuen Waffen nicht mehr möglich, die Dinge gewinnen eine andere Gestalt; schon auf zweitausend Schritt Entfernung trifft ein Feind den andern mit Handwaffen. Welche unter diesen die besten sind, wird, wie schon bemerkt, der gegenwärtige Krieg praktisch zeigen. Manche Sachverständigen kommen dahin überein, daß man wahrscheinlich Anfangs hauptsächlich mit dem groben Geschütz gegeneinander fechten werde und zwar so lange, bis der eine Theil den andern zum Schweigen oder zum Weichen gebracht habe, worauf dann das Fußvolk in Masse mit einander kämpfen und sich, unterstützt von Reiterei, auf einander stürzen werde; wer dann in diesem Handgemenge die Oberhand behalte, habe den Sieg. So viel ist gewiß, daß eng geschlossene Formationen auf dem Schlachtfelde nur noch ausnahmsweise anwendbar sind, daß die schwere Infanterie viel von ihrer Bedeutung verloren hat, während jene des leichten Fußvolkes sich ungemein gesteigert. Das letztere ist schon deshalb zur Hauptsache geworden, weil dasselbe vorzugsweise befähigt ist, die neuen Waffen am wirksamsten zu handhaben, auch bietet es nicht, wie enggeschlossene Bataillone, bequeme Zielpunkte. Aller Vermuthung zufolge werden von nun an die Schlachten kürzer, blutiger und entscheidender sein, als früher mit den alten Waffen. Da aber alle Völker in Aneignung neuer, möglichst verbesserter Geschütze wetteifern, so wird sich die relative Machtstellung der Staaten nicht wesentlich verändern.

Auch der sogenannte Festungskrieg gewinnt einen andern Charakter. Das alte Bastionensystem war nur zweckmäßig, so lange man die schweren Geschütze noch wenig vervollkommt hatte; es reicht aber nicht aus gegen Armstrongsche Kanonen oder gegen Mallet's Mörser, der mit 70 Pfund Pulver eine Bombe von 25 Centner Schwere 3500 Schritt weit schießt. Man wird also, wie schon angedeutet wurde, eine neue Vertheidigungskunst ausfin dig machen müssen.

Schon Friedrich der Große hatte gezeigt, daß ein genialer und praktischer Feldherr in großartiger Weise operiren kann, ohne sich viel um die Festungen zu kümmern; er war der Ansicht, daß Rührigkeit und Entschlossenheit mehr werth seien als Mauerwerke. Den Mangel an Truppenzahl wußte er durch Raschheit der Bewegungen zu ersetzen, und Napoleon ahmte ihm nach. Aber als große Waffenplätze, als Stützpunkte für die Heere und als Schlüssel zu wichtigen Positionen haben allerdings die Festungen nach wie vor ihre große Bedeutung und werden sie auch behalten.

Von wesentlichem Einfluß in der neuen Kriegführung ist auch die Dampfmarine, durch welche die Operationen ganz ungemein beschleunigt werden. Das hat sich in dem Kriege gegen Rußland gezeigt, als sämmtliche Truppen, welche nach der Krim geschickt wurden, die Reise dorthin zu Wasser machten. Bei dem frühern Transportsystem wären die Schiffe von Wind, Wetter und Jahreszeit abhängig gewesen, und von einer auch nur annähernd genauen Berechnung über den Tag ihrer Ankunft auf dem Kriegsschauplatze hätte gar keine Rede sein können. Aber bei der Dampfschifffahrt läßt sie sich fast auf die Stunde berechnen; der Kriegführende weiß genau, wann er da oder dort mit so oder so viel tausend Mann operiren kann. Ein kriegführender Staat, der zugleich ein starkes Landheer und eine zahlreiche Dampferflotte besitzt, steht sich in den Stand gesetzt, vierzig bis fünfzigtausend Mann Soldaten verschiedener Waffengattungen an irgend einem beliebigen Punkt ans Land zu setzen, ohne daß sein Feind vorher wissen kann, an welcher Stelle er landen werde. Jener hat es in seiner Macht, sich Zeit und Ort zu wählen, seinen Gegner auf einer weiten Strecke in unfruchtbarer Thätigkeit zu erhalten, seine Operationen zu lähmen, die schwachen Punkte zu benutzen. Er hat fehr oft die freie Wahl, ob er in der Flanke oder im Rücken angreifen will, und die Flotte kann wohl auch das Schicksal und den Ausgang eines Feldzugs entscheiden.

Schon daraus ergiebt sich, wie widersinnig es war, daß man die vielversprechenden Anfänge einer deutschen Flotte planmäßig wieder zu Grunde richtete, und wie kurzsichtig diejenigen Stimmen in der preußischen Kammer sind, welche abermals noch vor einigen Wochen gegen eine zahlreiche Kriegsmarine sich erklärten. Preußen und mit ihm Deutschland ist einem starken Manne vergleichbar, der freilich nur einen Arm hat. Aber seine Nachbarn im Osten und Westen haben jeder zwei Arme und sind dadurch im Vortheil. Wie war es nur möglich, daß man bei uns, trotz Mahnungen der Presse, die Lehren und Erfahrungen des Krimkrieges so wenig beachtete! Es hatte sich doch, wie schon hervorgehoben wurde, gezeigt, wie rasch und bestimmt die Operation einer Landmacht sich auf das Meer basiren, wie schnell und regelmäßig die Verpflegung von Statten gehen kann, sobald die See sich im ungestörten Besitz der Angreifenden befindet. Was will nun Preußen einer französischen Flotte auf und an der Ostsee entgegensetzen? Was das übrige Deutschland an der Elbe und Weser? England, Frankreich und Rußland besitzen dagegen Flotten, die groß und stark genug zum Angriffe sind, und welche sich deshalb die angedeuteten Vortheile verschaffen können. Großbritannien, mit seiner verhältnißmäßig schwachen Landmacht, bedürfte dabei allerdings eines starken Verbündeten auf dem Festlande. Rußland kann Angriffe vom Meere her mit Erfolg nur in der Ostsee und gegen die Türkei machen; Frankreich dagegen hat Ocean und Mittelmeer frei, sobald ein neutrales England neben ihm steht. So giebt ihm seine Flotte bei jedem Continentalkriege eine große Ueberlegenheit. Während es am Po oder Rhein, oder an beiden Strömen kämpft, wird es durch nichts gehindert, auch das adriatische und das baltische Meer zur Grundlage umfassender Operationen zu machen, z. B. gegen Venedig und Triest, Stettin und Danzig. Damit umgeht es die deutschen Festungen, läßt die alten strategischen Vertheidigungspunkte außer Acht, und diese werden eben durch die Dampferflotte und die Streitkräfte, welche diese an beliebige Punkte wirft, verhältnißmäßig unnütz oder doch von sehr verminderter Wichtigkeit. Der Umstand, daß

Digitized by Google

der einen Macht zwei verschiedene und getrennte, aber doch wohl zu combinirende Arten des Angriffes zu Gebote stehen, während die andere nichts weiter hat, als eine Landarmee, und daß sie der Flotte des Feindes gar nichts gegenüber zu stellen vermag, giebt der Seemacht einen Vorsprung und eine Ueberlegenheit, die in jedem Falle sehr hoch anzuschlagen ist.

Also ein Land, das keine starke Kriegsflotte hat, giebt sich jedem Feinde preis, der eine solche besitzt. Eine Macht, welche neben einem starken Landheer nicht eine Kriegsmarine besitzt, die im Verhältniß zur Armee steht, kann sich wohl eine Großmacht nennen, ist aber in der Wirklichkeit eine solche nicht. Daß nicht mindestens eine Achtung gebietende Zahl großer Kriegsdampfer unter deutscher Flagge auf der See schwimmen, gehört unter die unbegreiflichsten politischen Unterlassungssünden. Wir finden keinen parlamentarischen Ausdruck, um unsern Unwillen über die Staatsweisen auszusprechen, welche jener Sünden sich schuldig gemacht haben. Es ist doch genug angemuntert und gewarnt worden.

Wir wissen sehr wohl, daß die Verbesserungen am schweren Geschütz auch in nicht geringem Grade der Küstenvertheidigung zu Gute kommen; aber mit einer Flotte wären die Vortheile ungleich größer und die Nachtheile geringer. Vermöge der neuen, weittragenden Kanonen vermag man jetzt dem auf der See schwimmenden Feinde manchen Hafen und manches Fahrwasser zu schließen, bei welchem früher von einer wirksamen Vertheidigung keine Rede sein konnte. Wenn z. B. ein Fahrwasser die Breite von 5 oder 8000 Schritten hat, die Tragweite der Geschütze von den Küstenbatterien aber 10—12,000 Schritte beträgt, so muß ein durchfahrendes Schiff längere Zeit unter das Feuer solcher Strandbatterien kommen und könnte von Glück sagen, wenn es nicht mit beträchtlichen Schäden heimgesucht würde. Ist es gar von Holz, so läuft es Gefahr, in Brand geschossen zu werden und zu Grunde zu gehen; mit eiserner Bekleidung kommt es vielleicht durch; aber mit solcher Schutzhülle sind gegenwärtig noch nicht viele Transportschiffe versehen. Küstenbatterien lassen sich so anlegen, daß der Feind von der See her sie nicht mit Erfolg angreifen kann. Kanonen in weit von einander liegenden Erdwerken gewähren dem angreifenden Schiffe einen Zielpunkt von wenigen Fuß Durchmesser, so daß vom schwankenden Schiffsboden her von hundert Schüssen gewiß kaum einer trifft, selbst wenn sehr gut gezielt wird. Freilich giebt es Küstenpunkte von solcher Beschaffenheit, daß bei den Batterien bloße Erdwerke nicht anwendbar erscheinen. In solchem Falle leistet geschmiedetes Eisen vortheilhafte Dienste; dasselbe läßt sich besser und wohlfeiler zum Schutz von Kanonen am Lande verwenden, als zum Beschlagen der Schiffe. Man kann Kasematten mit eisernen Schießscharten bauen, an welchen Bomben und Kartätschen keinen Schaden anzurichten vermögen. Vermittelst richtiger Anwendung von geschmiedetem oder gewalztem Eisen kann man an seichten Stellen im Meere Martellothürme aufführen, die bei hundert bis hunderundzwanzig Fuß Durchmesser, und mit zwölf bis zwanzig Kanonen besetzt, jedes vorbeifahrende Schiff erfolgreich zu bestreichen vermögen, während sie selbst nur geringer Gefahr ausgesetzt sind.

Die durchgängige Einführung der neuen Waffen wird im allmählichen Fortgange der Zeit auf die bürgerliche Stellung der Heere gegenüber allen anderen Volksclassen einen wichtigen Einfluß ausüben. Die Armeen sind noch und noch zu einer furchtbar drückenden Last in ganz Europa geworden. Ohne daß ein wirkliches Bedürfniß vorläge, hat man sie von Jahr zu Jahr ungemessen vermehrt, und auch in Friedenszeiten stehen in Europa mehr als dritthalb Millionen Männer im besten Alter unter den Waffen, während der Krieg sie rasch bis auf vier Millionen Köpfe bringen wird. Europa hat seit vierzig Jahren unablässig den Widersinn und die unglaublich nachtheilige Thorheit eines bis an die Zähne bewaffneten Friedens erleben müssen. Durch diesen Widersinn, der ununterbrochen drei Millionen Männer der productiven Thätigkeit entzog, hat sich die Steuerlast ungeheuer vermehrt, sind die Staatsschulden so kolossal angewachsen, daß nach einem länger dauernden Kriege Staatsbankerotte unvermeidlich werden, ist vielen Millionen Menschen der Sinn und die Fähigkeit für bürgerliche productive Thätigkeit abhanden gekommen, und, was nicht das am wenigsten Schlimme ist, es erwuchs in einigen Staaten ein übermüthiges Prätorianerthum, das den übrigen Staatsgenossen, auf deren Kosten es erhalten wird, nicht selten schroff gegenübersteht. Frankreich liefert davon ein greifbares Beispiel und versinkt dadurch immer mehr in eine, allerdings glänzend lackirte, Barbarei. Das Vorwalten des Prätorianerwesens, dessen ein Willkürherrscher sich nach seiner Laune zu allen Zwecken bedient, hat noch niemals der „Civilisation" Dienste geleistet. Es ist die höchste Zeit, daß dasselbe nicht blos in Frankreich, sondern in ganz Europa gebrochen werde, und daß man die stehenden Heere, deren Nutzen und Nothwendigkeit von uns nicht im Mindesten verkannt wird, auf ein verständiges und gebührendes Maß zurückführe, damit nicht am Ende Land und Leute von den Soldaten aufgefressen werden. Es ist eine sehr gemäßigte Forderung, wenn man verlangt, daß nach dem nächsten Frieden die stehenden Heere um wenigstens die Hälfte des bisherigen Friedensfußes vermindert werden müssen. Auch dann werden sie noch eine schwere Last für die arbeitenden Bürger sein.

Das ungebührliche Uebergewicht der stehenden Heere über das Bürgerthum wird aber, wie angedeutet, durch die vervollkommneten Waffen in jedem Falle einigen Abbruch erleiden, wenigstens im Vertheidigungskriege. Bisher lag das Uebergewicht, auch dasjenige, welches eine Armee über die andere behauptete, in der Massenhaftigkeit der Formation. Freiwillige oder Milizen hielten deshalb auch nicht entfernt den Vergleich mit wohleingeübten Soldaten aus. Aber von nun an ist ein mit Minié-büchsen oder Zündnadelgewehren bewaffneter kleiner Haufen hinreichend, ein Bataillon zu beschäftigen, sobald das letztere nicht gerade Reiterei zur Verfügung hat; aber im Vertheidigungskriege fällt auch dieser Vortheil für die Linie weg.

So viel unterliegt keinem Zweifel, daß in Folge der fürchterlichen Wirkung der neuen Feuerwaffen die Kriege blutiger und kostspieliger werden, als in irgend einer frühern Zeit. Daneben hat jedoch die Welt wenigstens den einen leidigen Trost, daß durch diese Werkzeuge des Menschenmordes die Kriege nothwendig nur von kurzer Dauer sein können. D. K.

Digitized by Google

Chronik.

Ein Fest der Zukunftsmusiker in Leipzig.

*. Während von verschiedenen Orten Berichte einliefen, daß mehrere für diesen Sommer vorbereitete Sängerfeste mit Rücksicht auf die ungünstigen Zeitverhältnisse bis auf Weiteres verschoben seien, wurde bei uns in Leipzig eine von den Herren Brendel und Kahnt, dem Redacteur und Verleger der „neuen Zeitschrift für Musik", angeregte Tonkünstlerversammlung, verbunden mit einem Musikfest, unter zahlreicher Theilnahme fremder Gäste und ohne jede Beeinträchtigung durch die kriegerischen Ereignisse der Gegenwart abgehalten. Der erste Tag der Feier, welcher zugleich der erste Tag des Junius war, brachte uns im Theater ein Concert, der zweite und dritte Oratorien in der Thomaskirche, sowie eine Privatmatinée im Saale des Schützenhauses nur für die Theilnehmer und deren Gäste, mit Ausschluß des Publicums, und endlich der vierte Juni ein Concert für Kammermusik im Gewandhause, sowie im Theater die Aufführung der eigens zu diesem Zweck neu einstudirten Oper „Genoveva". Indem aber das ganze Fest als ein von der Partei der sogenannten Zukunftsmusiker hervorgerufenes zu bezeichnen ist, braucht der darin herrschende Geist nicht erst näher charakterisirt zu werden. Bachs hohe Messe durch den Riedel'schen Verein zu Gehör bringen zu lassen, durfte vielleicht nur als Galanterie gegen eine in Leipzig, am Ort der Feier, thätig und aufopfernd wirkende künstlerische Genossenschaft gelten. Sonst war von den Heroen der classischen Zeit, von Haydn, Mozart, Beethoven und Weber, in den musikalischen Aufführungen natürlich gar nicht die Rede, denn ihr „überwundener Standpunkt" hat ja keine „Zukunft" mehr. Erst Mendelssohn und Franz Schubert finden allenfalls wieder Gnade vor den Augen der Partei, während dagegen Robert Schumann gleichsam als Vorläufer des Heilands der neuen Kunst von den Jüngern desselben schon viel größerer Beachtung und Verehrung für werth gehalten wird; und so hörten wir denn von dem Einen der Drei die Ouverture „Meeresstille und glückliche Fahrt", von dem Andern mehrere Trios und von dem Dritten die Ouverture zu Byrons „Manfred", sowie die melodramatische Begleitung zu zwei Hebbel'schen „Balladen". Hector Berlioz, der in Frankreich für „das Kunstwerk der Zukunft" thätige, wurde mit einer Arie aus „Benvenuto Cellini" bedacht. Rich. Wagner stand verhältnißmäßig selten genug auf den Programmen, nämlich nur mit einem Duett aus dem „fliegenden Holländer", welches unstreitig zu den schönsten Nummern dieser mit Unrecht so ziemlich ganz von den Repertoiren verschwundenen Oper gehört, und außerdem mit der „Instrumental-Einleitung" zu „Tristan und Isolde", die uns im Gesangsatz zu diesem im hohen Grade effectvollen Gesangsstücke nur wenig behagen wollte, indem sie das Träumerische, Mystische des Stoffes in einem solchen Uebermaß auszudrücken strebte, daß sie uns nicht mehr blos träumerisch, sondern geradezu schläfrig, gedehnt und ohne geistige Frische und Lebendigkeit vorkam. Der Punkt, um den sich die Feier in allen ihren Theilen hauptsächlich drehte, war natürlich der Cultus Liszt'scher Musik, und zwar wurden von demselben nicht nur mehrere Liedercompositionen und Concertstücke, sondern auch die symphonische Dichtung „Tasso" und die „Graner Festmesse" aufgeführt. Liszt war, umgeben von der ganzen Schaar seiner Getreuen, selbst zugegen, und seine interessante Persönlichkeit verfehlte nicht, aufs neue die Aufmerksamkeit des Publicums zu fesseln. Zwar hat ihn das Alter schon beträchtlich verändert, sein langes Mähnenhaar ist gebleicht und seine schlanke Gestalt etwas vorwärts gebeugt, aber mit derselben Genialität, mit welcher seine Hände früher die Tasten des Claviers anschlugen, regieren dieselben nun den Taktstock des Kapellmeisters, und an besonders feurigen und nachdrücklichen Stellen, z. B. im letzten Theile seines Tasso, bei dem „Triumph", steht er selber wie ein Triumphator da, der durch die Bewegungen seiner Hand die aufgeregten Massen des Orchesters zu beschwören und zu bändigen scheint. Als Componist hat Liszt unseren ganzen Beifall, so lange er, was seiner Natur einzig und allein entspricht, auf romantischem Boden weilt. So ist gleich die erwähnte „symphonische Dichtung" — über die Zwitterhaftigkeit und Unverständlichkeit dieses Namens wollen wir hier nicht rechten — jedenfalls eine höchst anregende, gedankenreiche Tonschöpfung, die einen volksthümlichen Gesang venetianischer Lagunenschiffer mit seinem Reproductionstalente zu verwenden gewußt hat, und deren einzelne Schönheiten und Originalitäten, die freilich mehrmals auch als grelle Effecte erscheinen, besonders gegen den Schluß hin gelegen sind. Sein Allergrößtes leistet Liszt wohl in der Liedercomposition, wie denn zum Beispiel die von ihm verfaßte Musik zur Heine'schen „Lorelei" als eine wahre Perle der Kunst zu bezeichnen sein dürfte. Mendelssohn's bekannte Melodie ist schön in ihrer Einfachheit, aber die Liszt'sche ist viel pikanter, hinreißender, dramatisch wirksamer. Als ebenso charakteristisch muß seine Musik zu Bürgers „Lenore" gelten, die er vor kurzem erst speciell für Marie Seebach geschrieben hat, und die besonders in dem Geisterritt und dem Todestreigen auf dem Kirchhofe von ergreifendem, ja geradezu unwiderstehlichem Ausdruck ist. Bei solchen Gelegenheiten wird man inne, daß Liszt in der That Genie besitzt, für Oratorien aber trägt dasselbe doch einen gar zu profanen und modernen Anstrich. Darum hat uns auch seine Graner Festmesse mit dem Pomp ihrer Instrumentation und ihrem opernhaften Wesen im Ganzen kalt gelassen, wenn auch besonders das „Credo" einige tief erschütternde Stellen aufzuweisen hat. Wir erinnern in der letzteren Hinsicht namentlich an die schmerzlich bewegten, klagenden Töne, welche die Worte: „passus et sepultus est" illustriren, sowie dann an die gewaltige Schilderung des letzten Gerichts mit seinen Mark und Bein durchdringenden Posaunenklängen. — Die Ausführung aller zu Gehör gebrachten Musikstücke war im Ganzen eine treffliche, obschon das Orchester, vorzüglich in der Festmesse, sich einiger Verstöße schuldig machte. Von den Einzelleistungen erregten das größte Furore das Violinspiel unseres Concertmeisters Ferdinand David mit seinem unvergleichlichen Piano und das Pianofortespiel des Schwiegersohnes von Liszt, Hrn. Hans von Bülow, mit seiner brillanten, staunenswerthen Technik, aber auch mit seinen Koketterien, die der talentvolle Schüler dem Lehrer abgesehen hat. Höchst erfreut waren wir, in der Privatmatinée den Altmeister Ignaz Moscheles, der, wie man weiß, nicht mehr öffentlich aufzutreten pflegt, nach langer Zeit wieder einmal, und zwar in einer seiner gehaltvollsten Compositionen, der in diesem Jahre doppelt bedeutsamen „Hommage à Händel", bewundern zu können. Beiläufig gesagt, war es von dem alten Herrn doch eine ganz auserwählte Courtoisie, den Leistungen aller derer, die begreiflicher Weise einen völlig anderen Standpunkt einnehmen als er, seine Theilnahme in so hohem Grade zu widmen, daß er sich in keinem der Concerte verunissen ließ, wogegen z. B. Rietz, der Dirigent unserer Gewandhausconcerte, in schroffem Widerspart durchaus unsichtbar blieb. — Als Sängerinnen traten Frau Rosalie von Milde aus Weimar und Frau Dr. Marie Reclam aus Leipzig auf, beides ein paar Damen, welchen die Kunst des Vortrags in hohem Grade eigen ist, deren Mittel aber schon lange nicht mehr so frisch und jugendlich sind, wie z. B. die des Frl. Emilie Genast aus Weimar, oder die des Frl. Clara Hinkel aus Dresden, von denen die Erstere über einen prächtigen Sopran und die Andere über eine sehr sonore Altstimme zu gebieten hat. Die Letz-

Digitized by Google

tere machte sich in den Solos der Oratorien angenehm bemerklich, während Frl. Genast die Lorelei unaemein reizend zu singen wußte. Der Tenorist Weirstorfer aus Meiningen war am ersten Tage seines Auftretens indisponirt, doch am zweiten ließ seine Heiserkeit wenigstens einigermaßen nach, und man konnte inne werden, daß seine natürliche Begabung ursprünglich eine bedeutende gewesen sein müsse. Eine Erscheinung von viel höherem Kunstwerthe noch ist der Baritonist Feodor von Milde aus Weimar, der vielleicht nur noch in dem Wiener Beck einen Rivalen seiner wunderbar schönen Stimme hat. — Den declamatorischen Theil der Festlichkeiten vertrat mit verdienten Ehren Frau Franziska Ritter, geb. Wagner, die Nichte Richard Wagners und Schwester der Johanna Wagner, die früher als Schauspielerin gern gesehen war, seit ihrer Verheirathung aber von der Bühne zurückgetreten ist. In ihrer Recitation der „Lenore" waren Stellen voll höchster Gewalt der Leidenschaft, und der Prolog zur Eröffnung des Festes — wohl von Peter Cornelius oder von Richard Pohl, den beiden Programmatarien der Zukunftsmusiker — ward von ihr mit ebenso viel Geschmack als Wärme gesprochen. — Auch mündliche Vorträge hörten wir an zwei verschiedenen Tagen, und wir erwähnen hier von denselben als besonders werthvoll den des Musikdirector Weitzmann aus Berlin über Geschichte der Harmonik und den des Dr. Ambros aus Prag über Musikpflege im Alterthum und in der Gegenwart. — Die äußere Physiognomie des Festes trat am auffallendsten und unbefangensten bei der Soirée im Schützenhause zu Tage, wo die Toaste und Lobehochs auf die einzelnen Größen der Partei kein Ende nehmen wollten. Der Beifall unter den Zuhörern war nach all den verschiedenen Leistungen ein lauter und begeisterter, doch will das nicht gerade viel sagen, da ja hierbei fast das ganze Publicum Partei war. Die große Menge hat sich dagegen um die in Leipzig tagenden Tonkünstler sehr wenig bekümmert. Im nächsten Jahre wollen dieselben sich hier wieder versammeln und dann soll auch ein eigner Verein für Musiker gegründet werden.

Otto Leonhard Heubner.

-l. Der König von Sachsen hat den Einzug seiner Schwiegertochter, der Infantin von Portugal, in die Residenz Dresden durch einen Act der Gnade gefeiert, welcher überall im engeren Vaterlande, und noch weit über dessen Grenzen hinaus, von der ganzen deutschen Presse mit Freuden begrüßt worden ist. Heubner hat nach zehnjähriger Haft seine Freiheit wieder erhalten. Er steht nunmehr schon im achtundvierzigsten Lebensjahre, denn er wurde am 17. Januar 1812, zu Plauen im Voigtlande, geboren. Nachdem er in Leipzig Jura studiert hatte, bekam er in seiner Heimath die Stelle eines Patrimonialgerichtsdirectors, 1843 aber trat er in königliche Dienste und ward Kreisamtmann in Freiberg. Von dieser Stadt wurde er, damals zu den Liberalen gezählt, 1848 zum Abgeordneten nach Frankfurt gewählt, und hier nahm er seinen Sitz auf der Linken unter den Radicalen, trat aber nicht als Redner auf, sondern legte vielmehr schon zu Ende des Jahres sein Mandat nieder, um als Mitglied der ersten sächsischen Kammer (der ersten aus allgemeinem Stimmrecht hervorgegangenen) sich nach Dresden zu begeben. Es handelte sich bei ihm immer nicht sowohl um ein allgemein deutsches, sondern mehr um das speciell sächsische Interesse, und wenn diese Art Patriotismus auch engherzig genannt werden muß, so war seine Gesinnung doch warm, ungeheuchelt und von reiner Begeisterung getragen. Das Ziel seines Strebens fand er in der Anerkennung der von Frankfurt aus verkündigten Reichsverfassung. Sein politischer Blick war aber nicht scharf genug, um zu erkennen, daß dies Ziel nur durch eine Revolution zu erreichen war, welche weit über das hinausging, was er ursprünglich erstrebt haben mochte. Einmal in die Bewegung hineingerissen, machte er mit Rebellen der übelsten Art gemeinsame Sache, und stand nicht an, in dem am 2. Mai 1849 nach Auflösung der Kammern in Dresden losgebrochenen Aufstand, als der König die Residenz verlassen hatte, die Ernennung zum Mitglied der provisorischen Regierung anzunehmen. Er glaubte immer noch für die Reichsverfassung zu kämpfen, wo es sich schon um den Umsturz des Thrones handelte. Als die Emeute durch Beihülfe preußischer Truppen beseitigt war, zog er sich ins Erzgebirge zurück, um die dorthin flüchtenden Schaaren noch einmal zum Kampfe zu vereinigen. Doch dieser Plan mißglückte, und Heubner erreichte zwar in Gesellschaft Bakunins Chemnitz, da aber ward er erkannt, verhaftet und nach dem Königstein gebracht. Das Urtheil in dem gegen ihn eröffneten Hochverrathsproceß lautete auf Tod, es wurde jedoch auf dem Wege der Gnade in lebenslängliche Zuchthausstrafe abgeändert, welche er in Waldheim zu verbüßen hatte, bis endlich in Folge eines von ihm an den König Johann gerichteten Bittschreibens seine Befreiung am 26. Mai, dem Tage der Ankunft des Prinzen Georg mit seiner Gemahlin in Sachsen, verfügt wurde. Heubner ist in seiner ursprünglich reinen, aber zügellosen Begeisterung am ehesten mit Kinkel zu vergleichen, dem er auch insofern ähnelt, als er sich gleichfalls in „Gedichten" versucht hat, die zum Besten seiner Familie von einigen Freunden herausgegeben worden sind. Sie liefern Zeugniß für sein tiefes, fast schwärmerisches Gefühl, deffen Excentricität manche seiner Handlungen erklärt, sowie für seinen, trotz seiner politischen Verirrungen, edlen Charakter, den selbst seine Gegner anerkannt haben.

Englische Staatsmänner.

y. Ein alter Beobachter des parlamentarischen Lebens und Treibens, Owen Maddyn, hat neulich in zwei Bänden eine Schilderung hervorragender Staatsmänner Englands gegeben, in welcher er eine scharfe Kritik übt. Von Lord Macaulay sagt er zum Beispiel: „Dieser öffentliche Charakter kann nicht als ein Staatsmann bezeichnet werden. Seine Parlamentsreden sind Reviewaufsätze, und er declamirte über vergangene Dinge, während er die Gegenwart hätte ins Auge fassen sollen. Er ist ein tönender Widerhall von Zeiten die vor uns waren, hatte aber nie etwas Praktisches in Vorschlag zu bringen. Wie der Decorationsmaler sich zum Baumeister verhält, so verhält sich der politische Rhetor zum Staatsmann. Lord Macaulay hat alle Aufgaben unserer Zeit ungelöst gelassen und sich damit begnügt, die Grundsätze früherer Zeiten durch die Spitzen und Stickereien seines Styles aufzuputzen. In der Form war er stets beredt, aber in Bezug auf die Sachen niemals original." Lord Clarendon wird mit einem blassen Steindrucke verglichen. Er sei eine etwas hinfällige Gestalt, deren Schulteen sich wölben, ein Gemisch von Anmuth und Schwäche, und wer ihn sehe, frage sich unwillkürlich: wer mag wohl dieser invalide Zierling sein, dieser Mann mit dem schwächlichen Körper und der modischen Haltung? Noch immer lächelt er so charmant, wie vor dreißig Jahren, als er noch Georg Villiers hieß, und weiß, wie damals, seiner Stimme einen angenehmen Tonfall zu geben. Die Wölbung seiner Stirn zeugt von Geist aber nicht von Tiefe. Sein Auge ist noch lebhaft, es glänzt aus einer erschöpften Physiognomie heraus. Lord John Russell ist eine kränkliche Person mit mattem Auge, aus welchem nur noch dann und wann ein Blitz hervorzuckt, seine Stimme ist gebrochen, doch reicht sie noch hin für Epigramme, für logische Beweisführungen und Tiraden der Beredsamkeit. Aber zu alle dem muß der „edle Pygmäe" Anstrengungen machen; er preßt sich zuckend die Hände zusammen, wirft den Kopf nach hinten über und seine Gesichtsmuskeln verzerren sich. Maddyn, der etwas am Spleen zu leiden scheint, möchte die drei genannten Männer sammt Gladstone und vielen anderen in ein Spital schicken. Auch Bulwer gehöre in ein solches.

Digitized by Google

Reste des Alterthums.

s. Während die Ausgrabungen der Ruinen von Karthago jetzt von französischer und englischer Seite gemeinschaftlich betrieben werden und ihnen nicht nur der schon früher dahin gesendete Davis, sondern auch Beulé, Professer der Archäologie an der Pariser Universität, als Sachverständiger vorsteht, sind in Wroeteer, Shropshire, Reste des alten Uconium, nach dem Zeugnisse des Ptolemäus einer der ältesten römischen Städte Britanniens, entdeckt worden, worüber Mr. Wright seiner Regierung folgende Mittheilungen gemacht hat. Schon das bisher zu Tage Geförderte ist höchst interessant, verheißt aber für die Folge noch viel gewichtigere, lehrreichere Resultate. Die Ausgrabungen begannen mit einem ziemlich dicken, nach zwei Seiten hin in die Länge gestreckten Wall oder einer Mauer, hinter welcher ein freier Raum gelassen ist, der der Hof eines großen und vielleicht öffentlichen Gebäudes gewesen zu sein scheint. Auf einer der innern Seiten befindet sich eine Anzahl kleinerer Abtheilungen oder Gemächer, welche wohl als Niederlage für allerlei Waaren und Geräthe, sowie als Wohnung für die Dienerschaft gegolten haben mögen. Einzelne Stücke noch unbenutzter Holzkohle, Haufen von Asche, woraus man auf eine Feuersbrunst hat schließen wollen, Fingerringe und kleinere Schmuckgegenstände, vor allem aber mehrere menschliche Skelette deuteten hier bestimmt darauf hin, daß der Ort einst belebt und bewohnt gewesen sei. Auf der entgegengesetzten Seite schließt sich dann, wie man auch schon inne geworden ist, eine Reihe größerer Zimmer an, und das Bloslegen dieser Räumlichkeiten wird voraussichtlich wieder viel neue und wichtige Entdeckungen zur Folge haben, womit bereits durch einige aufgefundene Fresogemälde der Anfang gemacht worden ist. — Zu dieser Notiz fügen wir noch die Bemerkung, daß Mariette in Aegypten das vollständig erhaltene Grab des Pharao Amasis entdeckt hat. Der König lag in einem reichvergoldeten Sarge, und die Leiche war mit Juwelen von großem Werthe und allerlei anderen Kostbarkeiten geschmückt.

Ein Liebesbrief Napoleons des Ersten.

-l. Das vor kurzem in London erschienene Buch von Charles Martel, „Love letters of eminent persons", entspricht seinem Titel insofern nicht ganz, als uns in der Sammlung, die überdies auch die gehörige Anordnung vermissen läßt, nicht nur Briefe von ausgezeichneten und berühmten, sondern auch von ziemlich obscuren Leuten mitgetheilt werden. Unser Deutschland ist, wie wir schon erwähnten, blos durch Klopstock und Meta Mollner, sowie — unpassend genug — durch Goethe und Bettina Brentano vertreten; einen jedenfalls höchst interessanten Theil des Werkes bilden aber die Briefe des ersten Napoleon an seine Gemahlin Josephine, wovon wir den einen aus Modena vom 17. October 1796 darum nach der englischen Uebersetzung hier mittheilen wollen. „Vorgestern war ich den ganzen Tag im Felde, gestern aber hütete ich das Bett. Ich bin krank, habe Fieber und Kopfschmerz, doch das hält mich nicht ab, an Dich, Du Theuerste meiner Seele, zu schreiben. Deine Briefe empfing ich, preßte sie an die Lippen, und meine Klagen über unsere Trennung, über die Entfernung von wohl hundert Meilen waren verschwunden. In diesem Augenblick wähne ich Dich zu sehen, ohne Laune und Eigensinn, sondern gütig, liebevoll und mit jener Sanftmuth, die der ausschließliche Besitz meiner Josephine ist; aber das war nur ein Traum, und Du kannst daraus sehen, daß die Fieberphantasien mich noch nicht verlassen haben. Deine Briefe sind so frostig, als wärest Du fünfzig Jahre alt, oder als wären wir schon seit fünfzehn Jahren vermählt, sie athmen nicht Liebe, sondern nur Freundschaft und winterliche Gefühle. O, Josephine, das ist sehr unrecht, sehr abscheulich, sehr treulos von Dir. Weshalb giebst Du mir so viel Grund zu klagen? Liebst Du mich nicht mehr? Ist das wirklich wahr? Hasset Du mich vielleicht? Ach, ich ahne so etwas ..... tausend, tausend Küsse, so zärtliche, wie mein Herz es ist. Ich befinde mich wohl. Morgen breche ich von hier auf. Die Engländer verlassen das Mittelmeer. Eine gute Neuigkeit für Frankreich und die Armee."

Litterarisches Curiosum.

s. Als ein solches theilt uns W. H. Riehl in seinem „Culturstudien" mit, daß im vorigen Jahrhundert ein vierbändiges Werk eines Grafen von Henckel erschienen sei, welches die letzten Stunden von einundfünfzig jüngst verstorbenen Personen in peinlicher Ausführlichkeit „einer Art vergleichender Anatomie" unterwarf, „damit man daraus die beste Art zu sterben gleichsam schulgerecht lernen könne." Graf Henckel wünscht in seinem Buche einem Freund, der Zeuge bei dem „lehrreichen Tode" eines Herrn v. Geusau gewesen, Glück deswegen mit den Worten: „es lohne der Mühe, ein dergleichen collegium privatissimum über die Kunst, selig zu sterben, zumal von einem solchen Professore moribundo gehört zu haben."

Kurze Nachrichten.

Litteratur.

Hofrath Hackländer in Stuttgart, der erst vor kurzem noch daselbst zum königlichen Bau- und Gartendirector ernannt wurde, ist durch den Kaiser Franz Joseph ins Hauptquartier nach Italien berufen worden, um von dort aus die österreichischen Schlachtberichte zu redigiren. Bekanntlich war er schon im vorigen piemontesischen Feldzug an der Seite Radetzky's, und man hat also seine erfolgreiche Thätigkeit von damals in Wien noch nicht vergessen gehabt. Den für seine Abwesenheit nöthigen Urlaub ertheilte ihm der König von Württemberg ohne Anstand. Man darf wohl erwarten, daß wir von ihm bald eine neue Folge der Interessanten „Bilder aus dem Soldatenleben im Kriege" bekommen werden.

Von dem verstorbenen Varnhagen v. Ense theilte das „Morgenblatt" in seinen letzten Nummern lesenswerthe „Briefe an eine Freundin" mit, während das „deutsche Museum" biographische und kritische Notizen über ihn aus der Feder Heinrich Königs zu geben verspricht.

Karl v. Holtei bleibt trotz zunehmenden Alters auf schriftstellerischem Gebiete fruchtbar und fleißig, und während eben noch seine früheren Romane, „Die Vagabunden", „Christian Lammfell", „Ein Schneider", in sogenannten Volksausgaben, sowie seine Memoiren „Vierzig Jahre" in zweiter, umgearbeiteter Auflage erscheinen, ist er währenddem schon wieder mit einer größeren Erzählung beschäftigt, von der man nur wünschen muß, sie möge in Erfindung und Darstellung weniger flüchtig sein, als die letzten Productionen des ursprünglich so begabten Mannes, der sich aber leider in jüngster Zeit den Ruf eines Vielschreibers erworben hat, welcher mit den ihm verliehenen Talenten nicht recht Maß zu halten weiß.

Etwas Aehnliches gilt von Levin Schücking, dessen neuere Werke denen aus früheren Jahren an Werth beträchtlich nachstehen. Dieser Schriftsteller führt, wenn er will, eine sehr feine Feder, und es steht ihm der lockende Reiz pikanter Charakteristik und minutiöser Schilderung des Details zu Gebote. Er hat einige Romane geschrieben, deren Lectüre ein wahrer Genuß ist und die noch lange mit gleicher Lust werden gelesen werden; neuerdings aber ist das anders geworden, und seine poetischen Erzeugnisse stehen nicht mehr, wie sonst, auf künstlerischer Höhe, sondern bleiben in der Mittelmäßigkeit stecken. Nichts Besseres konnte über „Paul Bronckhorst" geurtheilt werden, nichts Besseres auch über „die Rheider-Burg", die, zuerst schon von einem Journal, ihren wir nicht, von der „Kölnischen Zeitung" mitgetheilt, nun auch als Buch erschienen ist. Doch geben wir die Hoffnung nicht auf, den Namen Levin Schückings, von dessen

Digitized by Google

Glanz die letzte Zeit etwas abgestreift hat, bald wieder mit dem alten Ruhme erwähnen zu können.

Ludwig Nellstab's Cyclus von Romanen aus der Geschichte des dreißigjährigen Krieges erlitt nach der Beendigung des ersten in der Reihe, der „Drei Jahre von Dreißigen", in unvorhergesehener Weise eine Unterbrechung, insofern der Dichter plötzlich von einem Schlaganfall ereilt und eine Zeitlang zum Arbeiten unfähig gemacht wurde. Doch aber erholte er sich langsam von der Gefahr, und nun ist er bereits so weit wiederhergestellt, daß der Druck des zweiten Romans von dem mit alter Kraft und Frische unternommenen Cyclus bald wird begonnen können.

Moritz Hartmann, der sich jetzt nicht mehr in Paris, sondern zeitweilig wenigstens in Hamburg aufhält, will die Werke des spanischen Dichters Ponce de Leon zum ersten Mal vollständig ins Deutsche übersetzen, ein Vorhaben, für das der Genannte nach vielen früher schon gegebenen Proben einen anderwärtigen Nachbildungstalentes ganz vorzüglich befähigt erscheint, und das zugleich auch dankbar zu werden verspricht, indem Ponce de Leon bei uns in Deutschland noch lange nicht so bekannt geworden ist, als er in litterar-historischer Beziehung wohl verdiente. Wir erwähnen kurz, daß er im sechszehnten Jahrhundert als Professor der Theologie an der Universität zu Salamanca lebte und seine Auslegungen der Bibel ihn damals fast ebenso berühmt machten, wie seine lyrischen Gedichte.

Das vor einigen Monaten in Paris viel Aufsehen machende Buch der Gebrüder Goncourt über Marie Antoinette, welches mancherlei bisher noch unveröffentlichte Schriftstücke und Briefe der unglücklichen Königin, z. B. den noch am Tage vor ihrem Tode an ihre Schwester geschriebenen, zum ersten Male mittheilte, hat **Eduard Schmidt-Weißenfels** in einer deutschen Uebersetzung erscheinen lassen. Derselbe Autor vollendete gleichzeitig eine „Geschichte der französischen Revolutionslitteratur von 1789—95", auf die wir noch ausführlicher zurückzukommen gedenken.

Michelets Buch über die Liebe hat auch in Deutschland einen so weiten Leserkreis gefunden, daß von der Spielhagen'schen Uebersetzung binnen kurzem eine zweite Auflage, vermehrt durch eine Vorrede des letztgenannten Schriftstellers, nöthig werden wird. — Von Uebertragungen ins Französische nennen wir als neu die von **Christian Ostrowski** besorgten „Oeuvres complètes" des Polen Mickiewicz, sowie das „Livre d'images sans images", welches Müssen zwar nicht dem dänischen Originale selbst, sondern der deutschen Ausgabe des reizenden Andersen'schen Werkes nachgebildet hat.

In London erscheint nächstens ein Buch unter dem originellen Titel: „Sheridan and his times. By an Octogenarian, who stood by his knee in youth and sat at his table in manhood." Es waren denkwürdige Jahre, in welchen Sheridan lebte, denn er war ein Zeitgenosse von Pitt und Fox, und stand unter deren Ministerium selbst im Staatsdienste. Berühmter aber noch, als auf der politischen Laufbahn, wurde Sheridan durch seine Theaterstücke. Er kann neben Shakespeare als der nationalste Lustspieldichter Englands gelten, und seine „Lästerschule" ist dort noch heute eines der populärsten Erzeugnisse der komischen Muse. Die vertrauten Mittheilungen eines mit ihm persönlich bekannt gewesenen Greises werden jedenfalls interessant werden.

Bildende Kunst.

Am 30. Mai starb zu München im achtundvierzigsten Lebensjahre der Maler Friedrich Müller aus Cassel, zum Unterschied von Andern gleichen Namens gewöhnlich „Casseler Müller" genannt, sowie ein früherer Friedrich Müller, mit dem der jetzt Gestorbene nicht verwechselt werden darf, in künstlerischen Kreisen die Benennung „Feuermüller" erhielt. Der am 30. Mai Verblichene war einer der talentvollsten Schüler und Anhänger Joseph Kochs, des ersten Idealisten unter den Landschaftern, und viele seiner Arbeiten, die besonders für preußische Schlösser und von König Ludwig von Bayern angekauft wurden, sind geradezu als Meisterwerke zu bezeichnen. Später trat er hinter der Masse Nachstrebender unverdientermaßen zurück, und dies Verlegen der ihm gebührenden Anerkennung mag wohl eigentlich der Keim seines Todes gewesen sein.

Die streng-kirchlich gesinnte Malerschule Overbecks und seiner getreuen Jünger Steinle und Führich war bisher mit künstlerischem Nachwuchs so karg bedacht, daß es auffallen muß, wenn jetzt auf einmal zwei gediegene Werke aus derselben hervorgegangen sind. Ein paar Schüler des Letztgenannten von den Dreien, Friedrich Staudinger und Oswald Horst in Wien, fanden für eine „Hochzeit zu Cana" und für eine „Magdalena, die dem auferstandenen Heiland begegnet", von Publicum und Kritik in hohem Grade aufmunternden Beifall. Wenn das erstere der beiden Bilder in der Verbindung altitalienischer Auffassung mit der des heutigen christlichen Styls lebhaft und sehr zu seinem Vortheil an das bekannte Jugendwerk Schnorr's erinnert, das denselben Stoff behandelt, so ist die ganze Scene des zweiten Gemäldes von großer Wahrheit und Wirkung, auch die Stellung des Heilandes schön und die Composition trefflich angeordnet. — Unter andern Werken der religiösen Kunst, welche in jüngster Zeit vollendet worden sind, erwähnen wir eine „Geburt des Heilandes" von Elisabeth Jerichau-Baumann, welche jedoch nicht zu den besten Leistungen der genialen Polin gehören dürfte, sowie ferner eine „Auferweckung der Tochter des Jairus" von Cornelius, einem ganz materialistischen Maler, welcher in der allem Idealen feindlichen Tendenz seiner früheren Bilder die Belgier, wie z. B. Gallait, noch zu übertreiben strebte, dem wir nun aber plötzlich auf einem Gebiete begegnen, in dem er wohl niemals recht heimisch werden wird. Sein Bild steht weit hinter anderen, schon von früher her bekannten Darstellungen des an dem todten Mädchen vollbrachten Wunders zurück, durch welches vorzüglich Steinle zu einem seiner schönsten Werke angeregt worden ist. — Beifällig erwähnen wir, daß Bernhard Plockhorst den Kopf der Mutter Gottes aus seinem großen herrlichen Gemälde „Maria und Joseph, vom Gerüste des Tempels heimkehrend" nochmals als „Mater Dolorosa" gemalt hat.

Das Atelier **Kaselowsky's** ist jetzt auffallend reich an Entwürfen und begonnenen Arbeiten. Man sieht da erstlich die vier Cartons zu Wandmalereien am Portiens des alten Berliner Museums, welche ihre Stoffe der altheidnischen Mythologie entnommen haben und demgemäß auch ganz in antikem Geiste gehalten sind. Zwei von den Fresken werden den Theseus darstellen, wie ihn die Phyaliden am Kephissos vom Blute der Räuber reinigen und wie ihn Medea mit ihrem Trank vergiften will, er aber von seinem Vater Aegeus an dem Schwerte erkannt wird; die beiden andern dagegen gehören dem Sagenkreise des Hercules an und zeigen uns jenen Helden des Alterthums mit den menschenfressenden Rossen des Diomedes vor Eurystheus, sowie in dem Moment des Sieges über die Amazonenkönigin Hippolyta. Dieser Sieg und die Wegnahme des Gürtels der schönen Frau bot schon den antiken Künstlern Gegenstand zu Werken, und es dürfte interessant sein, zu erfahren, ob der moderne Maler in der Auffassung des Stoffes dieselbe Fernheit offenbaren wird, wie jene, die am Hercules in seinem Benehmen gegen die bezwungene Feindin einen gewissen großmüthigen und noblen, fast cavaliermäßigen Zug kenntlich machten. — Außer mit diesen Cartons beschäftigt sich Kaselowsky aber auch mit drei Altargemälden für eine Kirche in Schlesien, deren mittleres eine Copie der Kreuzabnahme nach Daniel da Volterra, die zwei anderen jedoch eigene Compositionen, nämlich eine Taufe und eine Auferstehung, sein werden.

Ein im Münchner Kunstverein ausgestelltes Bild, der „Spaziergang am Ostermorgen", wird dem noch ziemlich unbekannten Theodor Schüz vielleicht einen Namen in weiteren Kreisen machen. Man sieht darauf einen Lehrer mit seinen Schü-

Digitized by Google

lern und Schülerinnen zum ersten Mal jubelnd und singend ins Freie ziehen, und allgemein wird die tiefe und wahre Empfindung, die aus dem Gemälde spricht, sowie seine meisterliche Ausführung gerühmt.

Mehrere bereits in dem jetzigen sardinischen Feldzuge von Franzosen erbeutete österreichische Geschütze und Waffen sind nach Paris zu Horace Vernet gesandt worden, der für die Gallerien zu Versailles eine zweite Schlacht von Montebello liefern soll. Eine Darstellung der ersten, die am 9. Juni 1800 unter General Lannes stattfand, gab er bekanntlich schon früher. — Die Statue Alexander v. Humboldts, die ebenfalls in jenen Gallerien ihren Platz finden wird, modellirt auf Befehl des Kaisers der Bildhauer A. Dumont.

Elesinger, der Schwiegersohn der Georges Sand, erfreut dem Ruhme Pradiers, seines Lehrers, aufs glücklichste nach, und seine letzten Arbeiten, zwei Büsten einer Römerin und einer Neapolitanerin aus dem Gebirge, sowie eine Statue der Sappho, sind ihm in hohem Grade gelungen, insofern sene durchaus den nationalen Typus an sich tragen, und diese mit dem ergreifenden Ausdruck ihres Gesichts, und mit der lebendigen, ja leidenschaftlichen Bewegung der ganzen Gestalt die pathetische Stimmung der griechischen Dichterin vorzüglich charakterisirt.

Die neueste Schöpfung Lenné's, der sogenannte „sicilianische Garten" links von der Terrasse in Sanssouci, wird auch des Schmuckes der monumentalen Kunst nicht entbehren. Die plastische Hauptgruppe darin sollen zwei Najaden bilden, die G. Franz soeben im Modell vollendet hat und die nun bis zu einer letzten Ueberarbeitung durch den erfindenden Künstler selbst von Stützel in Potsdam in carrarischem Marmor ausgeführt werden. Beide Flußnymphen sind als Gegenstücke aufgefaßt. Während die Eine tändelnd ihren Kopf emporhält und ihr Haar mit Blumen schmückt, gleichsam wie in Stolz und Freude über die eigene Schönheit, senkt die Andere ihr ernstes Antlitz schwermuthsvoll nieder auf die Flut, indem sie ihr langes, welliges Haar, das nicht mit Blumen, sondern nur mit Schilf geziert ist, träumerisch durch die Hand gleiten läßt.

Nachträglich haben wir zu bemerken, daß am 7. Mai die Statue des polnischen Dichters Adam Mickiewicz von dessen Landsmanne **Wladislaw** Oleszynski in Paris auf dem Platze vor der Martinskirche zu Posen feierlich enthüllt worden ist. Sie stellt den Frühverstorbenen mit treuester Porträtähnlichkeit, sowie in Lebensgröße und in einem Moment poetischer Inspiration dar; Mickiewicz sinnt auf ein Gedicht, ähnlich wie G. M. v. Weber im Rietschel'schen Modelle über einer Melodie sinnt. In der Rechten hält er den Griffel als Attribut seines Berufes, und mit der Linken lehnt er an seinen aufgeschichteten Werken, die ein Lorbeerzweig umschlingt. Im Ganzen genommen macht das in Sandstein ausgeführte Werk einen recht guten Eindruck.

Eine Ausstellung von Cartons zu monumentalen Malereien deutscher Künstler wird binnen kurzem im Palaste des daselbst sich lebhaft interessirenden Herzogs von Brabant zu Brüssel eröffnet werden. Diesenigen, welche Einsendungen gemacht haben, sind Bendemann, Cornelius, Fay, Julius Hübner, Kaulbach, Lessing, Preller, Rethel, Schirmer, Schnorr, Schraudolph, Schwind, Settegast, Steinle und Wittkewitz. — Die Wiener Maler haben eine während des Krieges permanente Ausstellung ihrer Werke eingerichtet, deren Einnahmen den verwundeten Soldaten zu Gute kommen sollen.

In Paris besteht eine Anstalt ganz eigenthümlicher Art, nämlich ein Malerateller zur Anfertigung von Ahnen- und Familienbildern aller Zeiten. Man bestellt sich einen Großvater oder eine Urgroßmutter aus diesem oder jenem Jahrhundert, giebt dazu den Stand an und wird nach Wunsch befriedigt — entweder aus den vorhandenen Vorräthen, die noch durch den Ankauf alter Bilder ergänzt werden, oder durch Anfertigung eines neuen Bildes mit dem Scheine entsprechenden Alters. Wird größere Familienähnlichkeit gewünscht, so hat der Besteller sein eigenes Bild beizufügen.

Theater und Musik.

Unseren sächsischen Lesern gegenüber scheint es Pflicht, zu erwähnen, wie der Empfang der jungen Prinzessin Georg in den Theatern zu Dresden und Leipzig gefeiert worden ist. Die glänzendste Festlichkeit fand natürlich im königlichen Schauspielhause statt, wo der Aufführung des Shakespeare'schen „Sommernachtstraums" ein Prolog von Dr. Julius Rabe, „Blüh' ewig fort, du Haus Wettin!" voranging, der in Sinnigkeit der Ideen und Schönheit der Sprache großes Lob verdiente, und dessen begleitende Musik mit Benutzung der von König Pedro IV. componirten portugiesischen Volkshymne kein Geringerer, als der alte ehrwürdige Hofkapellmeister Reißiger geschrieben hatte. Verfasser des ebenfalls recht gelungenen Prologes für das zweite Theater zu Dresden, mit dem Titel „Nord und Süd", war Dr. Hermann Schmid, der Dichter des „Columbus", sowie des Festspieles für das vorjährige Münchner Jubiläum; in Leipzig endlich benannte sich die scenische Gelegenheitsfeier „der Lorbeerbaum vom Tajo", und man konnte damit so wohl zufrieden sein, daß der Autor nicht nöthig gehabt hätte, anonym zu bleiben.

Zwei niederdeutsche Schauspiele sind von Otto Schönemann aus Handschriften der Wolfenbütteler Bibliothek dem Drucke übergeben worden. Das eine der beiden, „der Sündenfall", setzt die sämmtlichen Hauptstücke des alten und neuen Testamentes vom Sündenfall an bis zur Erlösung in Scene und übertrifft sonach an Größe des Zeitraumes, sowie nicht minder an Umfang fast alle anderen bekannten geistlichen Schauspiele des Mittelalters. Verfasser dieses Stückes war Arnoldes Immessen, Rector zu Eimbeck. Besonders interessant ist das Zwischenspiel, in dem Salomo der Weise sich mit seiner Frau zankt und dann in Gesellschaft seiner Diener Eimbecker Bier trinkt.

Die Hofbühne zu Coburg wird die erste sein, welche auf specielles Wunsch des Herzogs Ernst Gustav Freytags „Fabier" aufs Theater bringt. Das Stück ist sogar schon in einem Privatcirkel mit vertheilten Rollen gelesen worden und hat bei der Gelegenheit auf die Zuhörer eine so tiefe und lebhafte Wirkung geäußert, daß zu hoffen steht, sie werde sich auch auf der öffentlichen Bühne als nachhaltig erweisen. — Von anderen neuen Dramen hört man soviel wie nichts. Leonhard Wohlmuth, der Dichter des Gelegenheitsstückes „Mozart" und einiger Dramen aus der bayerischen Geschichte, hat ein Trauerspiel „die letzten Hohenstaufen", sowie Ernst Wichert, dessen „General York" seiner Zeit mit Anerkennung von uns besprochen worden ist, eine Tragödie aus der Gegenwart „Licht und Schatten" geschrieben, welche in Königsberg bereits mit Beifall gegeben wurde. — Nur der Curiosität halber erwähnen wir ferner, daß Franz Bacherl auf einmal drei Stücke vollendete, deren Titel schon uns stutzig zu machen im Stande sind. Sie heißen nämlich „Die Bluthochzeit in Rom", „Tyrtäus" und „Der Teufel im Souffleurkasten".

Wie in Paris, worüber wir in voriger Nummer berichteten, so werden auch in Wien, doch nur in den Vorstadttheatern, Schauspiele patriotischen Inhaltes gegeben, welche durch die im Volke herrschende Stimmung zu nie geahntem Erfolge kommen. Das Theater an der Wien brachte z. B. den „Freiheitskampf in Tyrol" von Berla und Tasso, und soviel Anziehungskraft übt die betreffende Handlung, daß die genannte Bühne auch noch ein bald nachher fertig gewordenes Stück von Böhm, „der Sandwirth Andreas Hofer" betitelt, zur Aufführung bringen will. Der erwähnte Vielschreiber, als Dichter der „falschen Pepita" zuerst viel besprochen, lieferte, beiläufig gesagt, vor kurzem auch eine „Philippine Welser", womit er das Drama von Redwitz parodiren wollte. Noch direcier auf die Ereignisse des Tages wird sich aber ein neues Stück des bekannten Volksdichters O. F. Berg (Ebersberg), „der Reernt von

Digitized by Google

1859", beziehen, und es ist voranszusehen, daß dasselbe von zündender Wirkung auf die Zuschauer sein wird.

Ein in St. Gallen anonym erschienenes Puppenspiel in drei Acten „Principe de la Paz und die Micheline" hat die Absicht, die politischen Zustände der letzten zehn Jahre travestirt zu behandeln, doch kann man nicht sagen, daß die Satire eine durchgängig treffende und glückliche sei. Am gelungensten ist wohl die Persiflage des Herrn v. Redwitz, der als „Jung Oscar" in dem Stücke leicht wiedererkannt wird.

François Hugo übersetzt die Dramen Shakespeare's ansnehmend schnell ins Französische, denn bereits ist ein dritter Band seiner Uebertragung fertig geworden, welcher den „Macbeth", den „König Johann" und „Richard III." unter dem zusammenfassenden Titel „les tyrans" enthält. Man sieht, daß, wenn sich Hugo auch nicht an die chronologische Folge der Stücke bindet, in seinen Arbeiten doch Methode" ist, denn wie er im ersten Theile „die beiden Hamlets" und im zweiten die Feendichtungen (les féeries) nebeneinander gab, so stellte er nun die drei Charaktergemälde von Usurpatoren zusammen, welche das Genie des großen Britten mit so staunenswerther Kühnheit entworfen hat.

In Berlin starb vor kurzem Julius Fürst, der sich in früheren Jahren durch mehrere damals gern gesehene, nun aber bereits wieder von der Bühne verschwundene Lustspiele, z. B. „Demoiselle Bock", „Das Heirathsgesuch", „Ein gescheidter Hannoveter" u. s. w., bekannt gemacht hatte. Doch schrieb er nicht unter seinem eigentlichen Namen, sondern trat originell genug als Pseudonymus „J. E. Mand" (Jemand) auf. Das erinnert an Gustav Räder in Dresden, dessen ältere Possen mit der Bezeichnung „von W. Emden" (von wem denn?) erschienen, oder an den Schauspieler Hesse, dessen kleine Bühnenspiele, z. B. das „Lorle", den Namen „J. Ch. Wages" (Ich wag' es) an sich trugen.

In Lauterberg am Harz erstorb sich am 16. Mai ein früherer Liebling des Hamburger Theaterpublicums, August Fehringer, nachdem er fünf Jahre lang die Leiden vollständiger Lähmung hatte ertragen müssen. Der letzte Theil seiner künstlerischen Thätigkeit fiel noch in jene unmuthig auch schon lange verganene Blüthezeit der Hamburger Bühne, als, vor dem Bankerott der Direction, bewährte Kräfte, wie Marr, Bannemiser, Köckert, im Verein mit jungen talentvollen Anfängerinnen, wie Lina Fahr, Zerline Würzburg, Marie Seebach, dort noch zusammenwirkten. Fehringer spielte mit besonderem Glück ältere Heldenrollen, für die seine imposante Persönlichkeit und gewaltige Stimme sich ganz vorzüglich eigneten. Er war mit Liebe bei der Kunst, und Alles, was er gab, trug so sehr den Stempel liebevollen Studiums, daß man bedauern mußte, ihn durch Kränkeln vorzeitig der Oeffentlichkeit entrückt zu sehen.

Das Berliner Hoftheater wird, wie es scheint, endlich doch noch so glücklich sein, würdige Nachfolgerinnen für die immer mehr alternde Auguste Crelinger zu finden. Zwei junge Künstlerinnen haben im Fache derselben vor kurzem im königlichen Schauspielhause gastirt, und eine von ihnen ist wohl dazu bestimmt, in die Reihe des dortigen Personals aufgenommen zu werden. Elise Truhn, ein Kind jenes Componisten Truhn, dessen Melodrama „Kleopatra" zu den Glanzrollen der Johanna Wagner gehört, war die erste der beiden Candidatinnen, und ihr folgte im Probegastspiel Elisabeth Jerrmann, die Tochter des verstorbenen Hofschauspielers Eduard Jerrmann, auf dem Fuße nach. Von der Söhnheit ihrer äußeren Mittel sprechen Berliner Kritiker fast mit Begeisterung. Zeigte sich aber auch die Technik ihres Spieles noch in mannichfacher Hinsicht als unvollkommen, so ist doch bei beiden unzweifelhaft ein reicher innerer Fond vorhanden, und wenn die Fortbildung der talentvollen Anfängerinnen mit Ernst und Eifer geleitet wird, so kann noch Großes aus ihnen werden. Fräulein Truhn gefiel besonders als Thusnelda im „Fechter von Ravenna", sowie Fräulein Jerrmann als Pomadour im „Narciß". — Auch die Wiener Burg hat einen bedeutungsvollen Zuwachs zum Personal erhalten, indem Auguste Rudloff von Prag zurückgekehrt und durch sie das Fach der Marie Seebach, welches Lina Schäfer nicht genügend vertrat, wieder vollständig besetzt worden ist. Die Hero der Debutantin in „des Meeres und der Liebe Wellen" von Grillparzer wird geradezu als eine classisch schöne Leistung gerühmt, und danach scheint denn also der Hofburg das, was ihre Direction früher zu Gunsten des Fräulein Rudloff gethan hat, reichlich vergolten zu werden. Letztere spielte nämlich auf der genannten Bühne vormals Kinderrollen, und weil man ihre hervorragende Begabung ahnte, gab man ihr auf Staatskosten Mittel und Gelegenheit zu weiterer Ausbildung, die nunmehr schon fast ganz vollendet erscheint.

Julius Rieß in Leipzig hat auf dem Gebiete der Oper — man kannte früher schon von ihm einen „Corsaren" nach dem Byron'schen Gedichte — einen zweiten Versuch gemacht, und derselbe ist weit glücklicher als der erste ausgefallen. Das neue in Weimar mit Beifall aufgeführte Werk heißt „Georg Neumark und die Gambe" und behandelt eine Episode aus dem Leben des bekannten Liederdichters aus der Zeit der „Fruchtbringenden Gesellschaft" und Meistern auf der Gambe. Sein Chorat „Wer nur den lieben Gott läßt walten", welchen er in Hamburg schrieb, als er, aus dringender Noth befreit, seine von ihm versetzte Gambe wieder einlösen konnte, bildet den effectvollen und dankbaren Schluß der Oper, die, weil Neumark die letzte Zeit seines Lebens in Weimar zubrachte, für die dortige Hofbühne von besonderem Interesse war. Der Text ist von dem Regisseur Ernst Pasqué, der früher schon auch für Ferdinand Davids„ Hans Wacht" das Buch lieferte. Zu dem Gambenspiel Georg Neumarks, welches Coßmann, der Kammermusikus, trefflich ausführte, hatte die großherzogliche Bibliothek eine sehr schöne, prachtvoll mit Elfenbein ausgelegte Gambe aus der Mitte des 17. Jahrhunderts hergeliehen.

Die Directoren der Orpheonisten, Baudin und Delaporte, welche vor einigen Monaten das große Sängerfest im Pariser Industriepalast veranstalteten, denken bereits an ein womöglich noch großartigeres internationales Musikfest, welches nach Beendigung des sardinischen Feldzugs (d. h. ihrer Berechnung nach etwa im Herbst 18.0 oder im Frühling 1861) abgehalten werden soll. Baudin hat sogar schon eine Friedenshymne für 10,000 Sänger geschrieben, deren Musik, wie man sagt, Meyerbeer liefern will.

Bei Bote und Bock in Berlin erscheint binnen kurzem von der „Ballsaphir nach Pleyel'schen" ein vollständiger Clavierauszug mit Text, sowie verschiedene Arrangements einzelner Nummern der Oper für das Pianoforte. — Die Aufführung des Werkes in Paris wird nächstens ein neues Interesse dadurch erhalten, daß Madame Cabel die Partie der Dinorah an eine junge Anfängerin mit Namen Montrosé, eine Schülerin von Duprez, abzutreten gedenkt, die bisher zwar noch nie öffentlich gesungen hat, deren Stimme aber entzückend schön sein soll. Meyerbeer selbst, heißt es, sei ganz glücklich über diesen ungeahnten Fund, und vielleicht hat er nun, was ihm seinem Gespräche mit der Kaiserin Eugenie zufolge noch vor kurzem fehlte — „die Africanerin".

An dieser Stelle möge schließlich auch noch eine sonderbare Notiz des Londoner „Herald" mitgetheilt werden. In der englischen Hauptstadt starb nämlich vor einigen Wochen in seinem fünfundsiebenzigsten Jahre ein Musikfeyrer, Augustus Mewes, bei dessen Todtenschau die Familie behauptete, der Verstorbene sei der angeblich am 9. Juni 1795 im Tempel gestorbene Dauphin von Frankreich, Ludwig XVII. Mewes, der vor etwa dreißig Jahren den Seinigen zuerst das Geheimniß seiner Geburt entdeckt hatte, soll allerdings auffallende Aehnlichkeit mit den französischen Bourbons und an seinem Leibe sogar einige Maale besessen haben, welche die Identität seiner Person mit jenem Fürsten unzweifelhaft herauszustellen im Stande wären. Die Hinterlassenen gedenken nun, wie es heißt, den Beweis ihrer Behauptung zu führen.

Verantwortliche Redaction und Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Kies'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

Digitized by Google

№ 26. **Europa.** 1859.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 25. Juni.

Inhalt.

Größere Aufsätze: Die größte Waffenwerkstätte der Welt. — Beethovens Julie. — **Chronik:** Friedrich Young. - Ary Scheffer und Goethe's „Gretchen". - „Das Urbild der Grille" in Berlin. - Das neue Paris. - Die Gegend bei Monteballo. - Die Lage und das Klima Cayenne's. — Kurze Nachrichten: Litteratur. - Bildende Kunst. - Theater und Musik.

Die größte Waffenwerkstätte der Welt.

Das Zeughaus zu Woolwich an der Themse. — Kanonengießereien. — Verfertigung der Laffetten, Pulverkarren und Proviantwägen. — Das Laboratorium. — Bombengießerei. — Verfertigung von Spitzkugeln, Zündbüchsen und Patronen. — Fabrik für Handfeuerwaffen zu Enfield. — Die Verfertigung der Bayonnette. — Die Waffen- und Munitionsvorräthe. — Wetteifer in neuen Erfindungen. Die Pulvermühlen zu Waltham Abbey.

Wer einen Plan von London und dessen Umgebungen vor sich hat, sieht, daß unterhalb der Stadt die Themse eine tiefe Biegung nach Süden macht, an deren rechtem Ufer die mit London verbundenen Ortschaften Deptford und Greenwich liegen. Etwas stromab von der letztern, gleichfalls am rechten Ufer, dehnt sich Woolwich aus, eine Stadt mit etwa 20,000 Einwohnern; sie hat eine Kriegsschule, ein Spital für Seesoldaten, Schiffswerften, und war schon früher die Hauptniederlage für die Vorräthe der Kriegsmarine. Allein das großartige Arsenal entsprach den Bedürfnissen der Gegenwart nicht mehr, und es war also die Aufgabe, dasselbe neu zu gestalten. So geschah es auch.

Gegenwärtig zerfällt es in drei große Abtheilungen: die Kanonengießerei, die Werkstätte für Laffetten, Wägen und dergleichen Rüstzeug, und das Laboratorium.

In der Gießerei staunt der Beschauer über eine große Menge gewaltiger cyklopischer Maschinen, und über die Gemessenheit, man möchte sagen, die zauberhafte Genauigkeit, mit welcher dieselben ihre Arbeiten verrichten. Hier steht eine gewaltige Drehbank, welche einem Achtzehnpfünder die äußere Form giebt; die Maschine bewegt sich ohne alles Geräusch mit den größten Leichtigkeit ungemein rasch, sie spielt mit den Metallmassen, als käme es darauf an, etwa einen Leuchter aus Kupfer zu drechseln. Das Metall wird abgehobelt und abgeschält und verliert die Späne, als würde an einem Stücke Holz gedrechselt. Dort sieht man Maschinen, welche den Lauf bohren; ein wahrer Regen von glänzenden Funken sprühet weit und breit umher und zeigt, mit welcher Gewalt die spitzen Zähne arbeiten. Eine dritte Maschine köpft den Stücklauf. Alle Kanonen laufen nämlich in Löchern, in einer perpendiculären Lage, mit dem Stoß, der Schwanzschraube, nach unten, und man macht sie beim Verfertigen um etwa ein Drittel länger, als sie sind, wenn sie, zum Gebrauch vorgerichtet, abgegeben werden. Man thut es, weil das Metall, welches jenes an und für sich für das Geschütz selbst unnöthige überschüssige Drittel bildet, durch sein Schwergewicht die Masse des eigentlichen Laufes verdichtet; dieser muß so fest und geschlossen als möglich in seiner Metallmasse sein, damit er dem Drucke, welchen das Pulver auf ihn ausübt, widerstehen kann. Außer diesen Thürmen, welche die sogenannte grobe Arbeit verfertigen, stehen eine Menge anderer Maschinen umher, vermittelst deren man die feineren Theile der Kanonen herstellt, die Seele, den Zapfen, das Korn ꝛc. Der Theil in der Woolwicher Fabrik, in welchem Kanonen aus Erz gegossen werden, ist während der letzten Monate noch vergrößert worden; seither wurden in jeder Woche 14 Kanonen, im Kaliber von 6, 9 und 18 Pfund, gedreht. Für die Feldgeschütze gab man in England bis jetzt immer noch dem Erz vor dem Eisen den Vorzug, weil es allerdings größere Widerstandskraft als das Eisen hat, und die Engländer den Krupp'schen Gußstahl noch nicht zu bereiten verstehen. Frankreich und Preußen haben dagegen solche Gußstahlkanonen, die in Essen an der Ruhr verfertigt worden sind. Für die Verfertigung eisemer Geschütze ist neben der Gießerei ein großartiges Gebäude aufgeführt worden, nachdem die Regierung bei den Lieferungscontracten mit Privatleuten in Betreff der Widerstandsfähigkeit der schweren Geschütze in dem Kriege gegen Rußland so schlimme Erfahrungen gemacht hatte. Bei diesen Waffen kommt ungemein viel darauf an, daß sie unter allen Umständen die Probe bestehen und stets brauchbar sind und bleiben, wann und solange man ihrer bedarf. Wenn nur ein halbes Dutzend solcher Kanonen den Dienst versagt, so kann eine Schlacht verloren gehen.

Bei der Beschießung von Sweaborg in der Ostsee sprangen nicht weniger als siebenzehn Mörser von 13 Zoll Durchmesser; das Eisen war nicht stark genug, um dem Drucke zu widerstehen. Einige wurden schon nach den ersten Schüssen unbrauchbar, und sie liegen jetzt vor dem Woolwicher Zeughause am Ufer, wo man sehen kann, wie sie in zwei Theile zerborsten sind, gleich

Digitized by Google

einem durchschnittenen Apfel. Diese Geschütze waren aus den besten Waffenfabriken und Gießereien Englands hervorgegangen. Einer solchen Gefahr mag man sich nicht noch einmal aussetzen; man schämt sich auch in England, daß die britischen Kanonen bisher schlechter waren als jene aller anderen Nationen. Die russischen Geschütze, welche in Sebastopol erbeutet wurden, waren von weit besserem Eisen als jene, aus denen die Engländer die Festung beschossen. Als vor einiger Zeit die russische Regierung die Geschütze in Kronstadt verkaufte, um sie durch andere von stärkerm Kaliber zu ersetzen, wurden jene von einem englischen Maschinenfabrikanten erstanden, der aus dem trefflichen Eisen Wagenachsen und Dampfkessel verfertigen ließ. Die Americaner verlangen von ihren Geschützen einen Eisenguß, der einem Druck von 34.000, ja manchmal von 45.000 Pfund auf den Geviertzoll Widerstand leisten kann, während die Engländer, welche sich doch so gern ihrer Fortschritte in der Eisenarbeit rühmen, bislang sich mit 20.000 Pfund begnügt hatten. Sie verstanden sich nicht auf die Sache, und deshalb ließ die Regierung eine lange Reihe von Proben mit allem möglichen Eisen, auch mit ausländischen Sorten, anstellen. Sie bediente sich dabei einer sinnreichen Maschine, die ganz besonders zu dem Zweck erfunden wurde, die Dauerhaftigkeit, Widerstandsfähigkeit, die Festigkeit im Querdurchschnitt ꝛc. jedes einzelnen Eisenstückes zu erproben. Diese Maschine gewährt einen sehr interessanten Anblick; sie packt mit ihren gewaltigen Eisenarmen mächtige Metallstücke, dreht und biegt an denselben herum, zerrt sie, preßt sie, und reißt sie in Stücken als wären es Strohhalme. Jede einzelne Probe der solchergestalt zerrissenen Kanonen und Eisenstücke wird, nebst Erläuterungen, in Woolwich oder in Shoeburyness sorgfältig aufbewahrt, man möchte sagen, in einem Museum, dessen eiserne Annalen eine Chronik bilden, deren Nachrichten für die Verfertigung schwerer Artillerie von erheblicher Bedeutung sind. Bei jenen Versuchen hat man gefunden, daß die Widerstandskraft der Kanone erheblich verstärkt wird, wenn man Ringe von Schmiedeeisen um sie legt. Als bei der Prüfung der Lancasterkanonen mehrere derselben an der Mündung sprangen, verlor man auf dieses so einfache Auskunftsmittel, das sich seitdem trefflich bewährt hat.

Das Gebäude, in welchem sich die Werkstätten zum Gießen, Bohren und Fertigmachen der eisernen Geschütze befinden, ist im Aeußern wie im Innern das imposanteste in Woolwich. Das Licht fällt von oben und durchgängig von der Nordseite in diese lange Reihe von Räumen, Sälen und Werkstätten, denn die Cyklopen, welche zwölf Stunden des Tags an feurigen Oefen und mitten unter Funken und Flammen arbeiten können, scheinen sich durch Sonnenlicht behindert zu fühlen! Wer zum ersten Male diese Räume betritt, geräth in Erstaunen über diese Anzahl von Oefen und Drehbänken, Bohren und Schraubenbohrern, Hobeln, Glättmaschinen, Walzen, Zugenziehern, Schneideisen, Hämmern und dergleichen mehr; alle schlagen, drehen, drechseln, bohren, hämmern, klopfen, schrillen und pfeifen förmlich mit schweren Metallmassen.

Diese Abtheilung des Woolwicher Zeughauses ist wohl schon jetzt die großartigste in der Welt, wird aber fortwährend vergrößert. Durch die ganze Länge der verschiedenen Werkstätten sind bewegliche Krahnen angebracht, die auf in der Luft hinlaufenden Eisenbahnen nach jeder beliebigen Stelle, von Maschine zu Maschine gebracht werden können. Das wird mit der größten Leichtigkeit bewerkstelligt und geht rasch von Statten. Solch ein Krahn hebt und bewegt Geschütze vom stärksten Kaliber, selbst Achtundneunzigpfünder, die mehrere Tonnen schwer sind, von einem Punkte zum andern.

Besonders merkwürdig ist die Fabrikation der Lancasterkanone, die aber jedenfalls durch die Armstrongkanone verdrängt werden wird, da sie ohnedies nicht die von ihr gehegten Erwartungen erfüllt hat. Dieses Geschütz hat eine sonderbare Gestalt; es sieht etwa aus wie eine gewaltige Champagnerflasche, und unterscheidet sich von der gewöhnlichen Granathaubitze darin, daß es aus einem einzigen Blatte geschmiedeten Eisens hergestellt wird. Nachdem diese Platte ihre Walzenform erhalten hat, wird sie auf eine sehr sinnreich ausgedachte Drechselbank gebracht, welche zugleich mit einem Dutzend anderer Werkzeuge auf dieselbe wirkt und sie in kurzer Zeit derart herrichtet, daß sie eine vollkommen gleichförmige Dicke erhält. Dann wird der Cylinder, welcher etwa 18 Zoll Länge und 10 Zoll im Durchmesser hat, roth glühend gemacht und so in die Krallen einer großen Maschine gegeben, welche auf alle Theile gleichmäßig dieselbe Anzahl von Schlägen giebt. Dadurch erhält das Geschütz binnen fünf Minuten die Gestalt eine Champagnerflasche und hat auch nicht die mindeste Unebenheit auf ihrer Oberfläche. Man kann dieses Verfahren etwa mit der Arbeit eines Töpfers an der Töpferscheibe vergleichen. Auf den vier vorhandenen Maschinen kann man täglich etwa hundert solcher Haubitzen drehen. Diese Lancasterkanonen müssen jedoch noch manche Verbesserung erhalten, um im Kriege von großer Bedeutung zu werden. Im Krimkriege schossen sie Kugeln auf 3000 Metres, also mehr als 9000 Fuß, aber nicht mit genügend großer Genauigkeit. Sie wurden manchem gefährlich durch die Unregelmäßigkeit ihrer Flugbahn, die oft jeder Berechnung spottete.

Den bei weitem größten Raum des Arsenals nimmt die Abtheilung ein, in welcher die Lafseten, Pulverkarren und Proviantwägen aller Art gebaut werden. Dort sind im Durchschnitt dreitausend Arbeiter beschäftigt, und dreihundert Maschinen werden von nicht weniger als dreiundzwanzig verschiedenen Dampf erzeugenden Kesseln in Bewegung gesetzt. Diese Maschinen verrichten eine Arbeit, zu welcher ohne sie zwölftausend Menschen erforderlich wären. Die Stoffe, welche hier verarbeitet werden, nehmen ihrer ganzen Beschaffenheit nach schon beim Aufspeichern einen ausgedehnten Platz ein, und man hat deshalb diese Abtheilung um nicht weniger als 250 Acres vergrößert. Schon allein die Werkstätten nehmen eine Oberfläche von 215,152 Fuß ein, und die gesammte Fläche beträgt 1,445,440 Fuß. So wurde es dem leitenden Director möglich, die Arbeiten in der Weise einzurichten und abzustufen, daß jedes Stück Holz, eins nach dem andern, ohne irgend welche Unterbrechung alle Stadien der Bearbeitung durchläuft.

Hier spielt natürlich das Holz die Hauptrolle. Die Schiffe bringen dasselbe von der See her und auf der Themse bis an die Einfahrt zu dem Canale, welcher der Morgenseite des Ortes entlang zieht; dann wird es in Leichterkähne übergeladen und von diesen ins Innere bis an die Quais geschafft. Vermittelst sehr

Digitized by Google

aus Teckholz gemacht, und sie gleichen mit ihren blanken Kupferbeschlägen eher hübschen Möbeln als grimmigen Mordwerkzeugen. Im Vergleich zu diesen schweren Waffen nehmen sich die leichteren, für das Feldgeschütz bestimmten Gestelle wie Kinderspielzeug aus, aber alle ohne Ausnahme sind so fest ineinander gefügt und so sorgfältig gearbeitet, daß man sie für unverwüstlich halten möchte. Und doch haben sie in einem Feldzuge oft soviel auszuhalten, daß sie sich bald abnutzen; aus der Krim zum Beispiel kamen nur wenige zurück, die sich noch in brauchbarem Zustande befanden.

Die Räder wurden früher lediglich vermittelst der Handarbeit hergestellt, während jetzt der Stellmacher dabei nichts mehr zu thun hat, denn man richtet die Naben und Speichen vermittelst einer sogenannten Copirmaschine her. Drei oder vier solcher Maschinen gehen neben einander, und das Ganze wird von einem einzigen Manne beaufsichtigt. Die kreisrunde Radfelge wird durch eine sinnreich eingerichtete Bandsäge aus einem festen Block herausgeschnitten und dann getrocknet. Zu Wochwich liegt gegenwärtig das vollständige Material für die Zusammensetzung von mehr als 60,000 Rädern. Für dieselbe ist wieder eine besondere Abtheilung bestimmt, in welcher die Maschine und sechs hydraulische Pressen die letzte zur Vollendung nöthige Arbeit verrichten. Unter dem Drucke der letzteren preßt das Holz, aber es muß sich fügen. Alles ist zusammengebracht, wie es sich gehört, und man kann das Rad an der Achse befestigen. Alle Räder für einen bestimmten Zweck, z. B. für Kanonen, Pulverkarren u. s. w., sind einander genau gleich, damit man sie auswechseln könne.

Das Laboratorium ist nicht minder merkwürdig. Als die englischen Truppen nach Varna unter Segel gehen sollten, fehlte es an Bomben. Im Jahre 1855 wurde eine Fabrik zur Anfertigung dieser und anderer Kugeln gegründet, in welcher die Tonne Gewicht um fünf Pfund Sterling billiger hergestellt wurde, als Privatfabriken sie lieferten. Das war eine beträchtliche Ersparniß, und die Regierung ließ nun die große Bombengießerei in Woolwich einrichten, welche jetzt eine hinreichende Menge Kugeln für alle Heere der Welt zu liefern im Stande ist. Man sieht mit gespannter Aufmerksamkeit dem ganzen Verfahren zu, vermittelst dessen altes Eisen in glänzende Kugeln verwandelt wird, die ohne Menschenhand durch ihr eigenes Schwergewicht aus der Fabrik sofort in den Schiffsraum rollen. Zum Gießen sind etwa ein Dutzend Oefen vorhanden, in welche man Steinkohlen und Eisen durcheinander wirft. Das letztere geräth durch die gewaltige Hitze bald in Fluß und läuft in die Bombenformen hinab. Sobald die Kugel sich etwas abgekühlt hat, gelangt sie auf einer Eisenbahn in die Vollwerkstätte, wo man sie in eine eiserne Walze bringt, die sich dreht und bei sieben Fuß Länge ebenso viel Durchmesser hat. Bei dem raschen Umschwung der Walze reiben sich die Kugeln aneinander ab, putzen sich selbst und werden von allen fremdartigen Bestandtheilen gereinigt. Aus dem Putzcylinder gelangen sie, eine nach der andern, in den großen Saal des Laboratoriums, wo sie dann ihre weitere Verrichtung erhalten. Während des Krieges sind in solcher Weise manchmal in einem Tage gegen 10,000 Stück Bomben durch diesen Saal gegangen, die dann nur noch mit schwarzem Lak überzogen zu werden brauchen, damit sie nicht rosten, und dann werden sie auf der Eisenbahn durch die Höfe des Zeughauses an die Schiffsländе gebracht, wo eine eiserne Röhre sie aufnimmt; vermittelst derselben werden sie in Kähne geladen und den großen Schiffen zugeführt.

In der Hauptwerkstätte des Laboratoriums kann der Beschauer sich zwanzig bis dreißig verschiedene Verfahrungsarten betrachten, wenn er nicht durch das gewaltige Getöse der Maschinen in eine gewisse Verwirrung geräth. Er sieht z. B. wie die Spitzkugeln gegossen werden, deren Verfertigung einen schroffen Gegensatz zu der alten Art des Kugelgießens bildet. Man gießt nicht mehr flüssiges Blei, sondern erhitzt dasselbe nur, und unterwirft es in einem eisernen Gefäß dem hydraulischen Druck. Dasselbe hat oben nur eine Oeffnung von dem Umfang, welchen man der Spitzkugel geben will. Durch dieses Loch kommt das Blei als eine Bleiruthe oder als ein Stab hervor, welcher sich, als wäre er Baumwolle, um eine Spule oder Welle rollt. Die Spulen werden dann zu einer Maschine gebracht, welche das Metall zwischen ihren Zähnen abhaspelt, dasselbe so lang schneidet, wie es werden soll, den vordern kegelartigen Theil formt, die Kammer aushöhlt und zu gleicher Zeit der ganzen Masse die gehörige Pressung giebt. Diese eigenthümlichen Kugelformen liefern 500 Spitzkugeln in jeder Minute, oder täglich etwa eine viertel Million. Die Kugel bedarf dann nur noch eines kleinen hölzernen Stiftes oder Zapfens, damit sie beim Herausfliegen aus dem Laufe die angemessene Expansion habe. Auch dabei wird ein sogenannter Selbstbeweger angewandt; denn ein einziger Knabe kann mehrere Maschinen mit solchen viereckigen Holzstiften versehen, deren Enden vermöge eines nach Innen schneidenden Cylinders die nöthige kegelförmige Gestalt erhalten und zugleich abgeschnitten werden.

Bei der Verfertigung der Zündhütchen schlägt man zuerst die Kupferplättchen in kleine Stücke, welche die Form haben, welche man gerade braucht. Zu diesem Behuf wird das Kupfer unter das Durchschlageisen der Maschine gebracht, und sobald dasselbe in Bewegung ist, kommen unablässig kleine metallene Kreuze unter demselben hervor und fallen in einen untergestellten Kasten, während die Kupferplatte selbst in ein durchsichtiges Gegitter verwandelt wird. Die kleinen Kreuze werden dann zu einer andern Maschine gebracht, welche sogleich die vier Arme des Kreuzes umbiegt und das Ganze rund gestaltet. So gewinnt die Kapsel die Größe, welche man haben will. Vermöge eines dritten, gleichfalls mechanischen Verfahrens wird das offene Ende des Hütchens umgekrämpelt und erhält einen kleinen Rand, und dadurch unterscheidet sich das für den Kriegsdienst bestimmte Zündhütchen von der Kapsel für die gewöhnliche Percussion; der Soldat kann also auch in der Hitze des Gefechts gleich durch bloßes Gefühl erkennen, an welchem Ende er das Hütchen aufsetzen muß. Das Knallpulver wird von einem Arbeiter besorgt, der von den übrigen abgesondert ist. Um den feinen Staub in jedem Hütchen zu befestigen, bedient er sich einer besondern Maschine. Die Kapseln werden in regelmäßigen Reihen auf einen Rahmen gelegt, in welchem sich ein Heber mit so vielen kleinen Spitzen befindet, wie Hütchen in einer Reihe liegen. Durch die Bewegung, welche ein Druck des

Digitized by Google

Das sind die ersten von den etwa fünfundsiebenzig bis achtzig Verfahrungsweisen, welche die Handfeuerwaffe durchzumachen hat, bevor sie zum regelrechten Menschenmorde ganz fertig ist.

Der Werkmeister hat vor Allem auch darauf zu achten, daß der Arbeiter das ihm zugetheilte Metall in geeigneter Weise verwandt und daraus die vorschriftmäßige Anzahl Stücke verfertigt hat. Für alles Fehlende ist er verantwortlich. Ferner wird jedes Stück nach Eigenschaft und Gewicht geprüft; es trägt das Zeichen des Arbeiters. Die Verantwortlichkeit, welche jedem Einzelnen auferlegt ist, wirkt sehr wohlthätig; wer keinen Schaden erleiden will, muß bei seiner Arbeit genau, sorgfältig, aufmerksam und gewissenhaft zu Werke gehen. Nach der Prüfung schickt der Werkmeister die einzelnen Stücke wieder anderen Arbeitern zu, welche sie fertig machen; sie werden noch einmal geglüht und nachher vermittelst einer Auflösung von Schwefelsäure von aller Unreinigkeit gesäubert.

Der Lauf wird in einer besondern Werkstätte geschweißt und fertig gemacht. Das Metallstück, aus welchem er hervorgehen soll, hat Anfangs mit ihm nicht die geringste Aehnlichkeit. Der Schmied nimmt einen eisernen Streifen von einem Viertelzoll Dicke, einem Fuß Länge und etlichen Zoll Breite, erhitzt denselben, so daß er die Löthung erhalten kann, und bringt ihn zwischen die Rollen einer Plättmühle, die aber nicht glatt, sondern ausgezahnt sind. Das Eisenstück wird sofort in eine Röhre umgewandelt und dann bis zu der erforderlichen Länge ausgestreckt. Zu diesem Behufe geht es durch eine Reihenfolge anderer Plättmühlen, die gleichfalls ausgezahnte Rollen haben, und es bleibt dabei immer hohl, weil es im Innern eine Eisenstange hat. Zum Schweißen genügt ein einziger Schlag mit dem Dampfhammer, und nachher beginnt das Drechseln des Kalibers, des innern Theiles vom Rohre. Eine und dieselbe Drechselbank drechselt vier Läufe zu gleicher Zeit, und die Arbeit ist allemal binnen fünf Minuten geschehen, obwohl stets nur eine dünne Lage abgedrechselt und der Lauf der Wirkung mehrerer verschiedenen Bohrer ausgesetzt wird, bevor er ganz genau seine Dimensionen erhält. Das Abdrehen des äußern Theils ist eine sehr einfache Arbeit, dagegen erfordert die Justirung des Kaliberś eine große Sorgfalt. Der Zurichter muß sehr geschickt sein und ein ebenso sicheres als geübtes Auge haben. Er stellt sich in einer Entfernung von etwa dreißig Fuß einer Gasflamme gegenüber, die unter einem dunkeln schrägüberfallenden Verschlag angebracht ist. Auf diese Flamme wird der Lauf gerichtet und zwar so, daß man hindurch sehen kann. Der prüfende Mann dreht dann den Lauf und sieht sogleich ob irgend eine, sei es auch noch so geringe Abweichung von der geraden Linie vorhanden sei. Bekanntlich gewahrt man unter den Strahlen der sinkenden Sonne, daß die scheinbar völlig glatte Meeresfläche eine Menge von Falten und Unebenheiten zeigt; ebenso entdeckt man vermittelst der geraden mathematischen Linien jenes Gaslichtes die Unebenheiten im Kaliber weit genauer und sicherer, als auch mit dem besten Werkzeuge möglich wäre. Die Unebenheiten entfernt der Zurichter dadurch, daß er den Lauf auf einen Ambos bringt und so lange leichte Hammerschläge thut, bis alles in Ordnung ist. Es liegt auf der Hand, wie viel von der guten Zurichtung des Rohres abhängt, wenn dessen Kugel achthundert Metres weit treffen soll, und diese Entfernung ist die durchschnittlich für die Enfieldgewehre angenommene. Die Züge werden in den Lauf vermittelst einer Maschine hineingedrechselt.

Der Raum, in welchem die Waffe fertig gemacht wird, hält mehrere hundert Quadratfuß. Zwischen Hebebäumen, Kurbeln und dergleichen Vorrichtungen mehr, welche den Raum von der einen Mauer bis zur andern einnehmen, ist jeder Platz von Menschen oder von Eisen eingenommen, und Alles bewegt sich dort wie in einem Ameisenhaufen. Auf den ersten Blick erscheint es, als herrsche eine allgemeine Verwirrung, aber das Gegentheil ist der Fall, denn es waltet strenge Ordnung. Auf der einen Seite des geräumigen Saales gewahrt man an den Wänden eine Anzahl von Schreibepulten in gewissen Abständen; sie ragen etwa sechs Fuß über den Boden empor, damit von ihnen aus die verschiedenen Werkmeister ihre Abtheilungen übersehen können. Jeder Einzelne überwacht einen langen Gang. Der eine ist für die Zurichtung der Bayonnette bestimmt, ein anderer für die Beschläge und Schrauben, ein dritter für das Visir, für Batterie und Schäfte. Die Arbeit ist derart geregelt, daß die verschiedenen Zweige derselben ineinandergreifen und die Gegenstände gleichzeitig fertig werden; man hat zu diesem Zwecke für solche, die mehr Arbeit erfordern und langsamer fertig werden, mehr Maschinen aufgestellt als für jene, die sich leichter und rascher herstellen lassen. So ist erreicht worden, daß die Arbeiter, welche das Gewehr zusammensetzen, alle einzelnen Theile desselben gleichzeitig in die Hand bekommen. Das Enfieldgewehr besteht aus sechsundfünfzig verschiedenen Theilen, welche sämmtlich, man kann wohl sagen, eine lange Reihe von Maschinengaffen durchlaufen; einzelne Bestandtheile gehen durch mehr als zwanzig Maschinen, deren jede nur eine einzige und bestimmte Arbeit verrichtet. So erreicht man dann allerdings eine Vollendung, zu welcher ein einzelner Waffenschmied, der alle verschiedenen Theile mit der Hand zu verfertigen hat, es nicht bringen kann.

Ungemein mannichfaltig sind bei den vielen Maschinen die schneidenden Werkzeuge, von denen manche eine höchst sonderbare Gestalt haben, aber alle passen vortrefflich für ihren Zweck. Mehrere sind Automotoren, d. h. sie futtern sich selbst und geben ihre Arbeit wieder von sich. Sie beginnen ihr Werk, sobald sie mit Stoff hinreichend versehen sind, und stehen von selbst still, nachdem ihre schneidenden Zähne soviel Metall gefressen haben, als erforderlich war. Auf den Beschauer macht ein solcher Mechanismus einen eigenthümlichen Eindruck; er sieht, wie die glänzenden Eisenglieder sich ohne menschliches Zuthun in Bewegung setzen, und er möchte fast annehmen, sie würden durch ein Metallgehirn gelenkt. Merkwürdig ist die Cirkelscheere, ein Werkzeug, das sich zu sehr verschiedenartigen Arbeiten eignet. Solche Scheeren sind monatelang in Gebrauch, ohne daß sie geschärft zu werden brauchen.

Es hat großen Aufwand an Geist und Nachsinnen erfordert, um manche jener Maschinen herzustellen, durch welche der Waffenfabrikation ein unberechenbarer Vorschub geleistet wird. Dahin gehört insbesondere die schon früher erwähnte Copirmaschine, durch welche man die schönen Linien von Bildhauerwerken abnahm, um sie auf Elfenbein und andere Stoffe zu

Digitized by Google

übertragen. Die Americaner wandten diese englische Erfindung auf die Wiedergabe unregelmäßiger Formen beim Waffenschmieden an und benutzten sie schon seit längerer Zeit, um ihre Feuerwaffen rasch und genau herzustellen.

Die Copirmaschinen in Enfield sind aus America eingeführt worden, und man benutzt sie hauptsächlich beim Schäften der Gewehre. Mit Hülfe derselben werden die Nußbaumblöcke rasch und genau mit allen Löchern und Falzen hergestellt und so weit fertig gemacht, daß der Lauf mit Schaft und Kolben verbunden werden kann. Binnen sieben Minuten wird ein einzelnes Gewehr aus allen seinen verschiedenen Bestandtheilen fix und fertig zusammengesetzt. Die Waffen schafft man aus dem Saale durch das westliche Thor hinaus, packt sie in Kästen und bringt sie auf einer Eisenbahn nach dem Schießplatze, wo sie mit starken Patronen geladen wird der Prüfung unterworfen werden. So ausgezeichnet trefflich ist die Verfertigung, daß nur höchst selten unter tausend Gewehren auch nur ein einziges die Probe nicht gut besteht. Die große Waffenniederlage im Tower zu London dient auch für diese Gewehre als Magazin.

Wenden wir uns von Enfield Lock wieder nach Woolwich zurück, so sehen wir, daß hier zwischen den einzelnen Abtheilungen des Zeughauses weite offene Räume liegen, die zur Aufbewahrung der gröbern Arten von Kriegsgeräth dienen. An den mit Schienen versehenen Straßen liegen Pyramiden von Kugeln und Bomben. Zum Fortschaffen derselben, auch 13zölliger Bomben und Vollkugeln für Achtundneunzigpfünder, benutzt man die Schwerkraft. Die verschiedenen Abtheilungen erkennt man sofort aus den Gegenständen, welche sich in der Nähe befinden. Lange Reihen eiserner Kanonen von allen Gestalten und verschiedenem Umfang deuten an, daß man sich dem Gebäude nähert, in welchem das schwere Geschütz gegossen wird. Dort gelten Zweiunddreißigpfünder für leicht, und das sind sie auch neben den Achtundneunzigpfündern, diesen Caronaden für die Kriegsschiffe. Die schlanken Feldgeschütze aus Erz überseht man daneben. In gewissen Zwischenräumen sieht man auch grüne Rasenplätze, welchen mehr als dreihundert Mörser von dreizehn Zoll Durchmesser zur Einfassung dienen. Man erstaunt über die Bomben von mehr als neun Fuß Umfang, mit welchen Mallets Menstremörser geladen wird; diese Kugeln werden vor dem Haupteingang zur Gießerei zu beiden Seiten aufgeschichtet, gleichsam um anzudeuten, bis zu welcher Kühnheit die neuere Kriegführung es gebracht hat. In der Nähe liegen ehrwürdige Veteranen, welche einst auf dem Schlachtfelde gute Dienste geleistet haben. Aus den Kanonen, die in der Krim waren, sind förmliche Gallerien gebildet worden: nicht weniger als achtundachtzig liegen da, welche das russische Geschütz unfähig zum Kampfe gemacht hatte, oder die durch Ueberanstrengung unbrauchbar geworden. Interessant sind die Reste eines Achtundsechzigpfünders; er hatte eben Feuer gegeben, als eine russische Bombe kam, gerade in die Mündung fuhr und diese zerriß; aber vorher hatte doch das wackere Rohr seine Schuldigkeit gethan, nämlich schon mehr als zweitausend Kugeln verschossen. Ein anderes an der Mündung zerborstenes Geschütz ist nicht weniger als dreizehn Mal von russischen Kugeln getroffen worden. Aber diese unheilvolle Zahl hatte doch der Kanone nichts an; nachdem man ihr einen eisernen Reifen umgelegt hatte, nahm sie das Feuer wieder auf und setzte es fort, bis endlich eine feindliche Kugel ihr den Schildzapfen nahm. Auch dann richtete man sie nothdürftig wieder her, und sie hielt bis zum Ende der Belagerung aus. Einige Geschütze sind vor Sebastopol mit Rissen und Narben buchstäblich überzogen worden.

Zwischen der Kanonenfabrik und der Lafettenwerkstätte liegt die Abtheilung, in welcher man die Feldstücke montirt, bevor sie als tüchtig für den Dienst abgegeben werden. Dort hat man bis auf weiteres die bei Sebastopol eroberten Geschütze niedergelegt; 1079 sind von Eisen und 94 von Erz. Das Metall ist vortrefflich, und sie wären sofort in Gebrauch zu nehmen, wenn ihr Kaliber dem englischen entspräche. Das ist aber nicht der Fall. In Kertsch wurden auch eiserne Lafretten erobert.

Während des Krieges gegen Rußland entstand in England ein förmlicher Wetteifer in neuen Erfindungen und nach Verbesserungen im Geschützwesen. Nicht weniger als 1976 neue Erfindungen wurden beim Specialausschusse für das Artilleriewesen angemeldet. Viele waren von ganz abenteuerlicher Art. Ein Mann schlug vor, die Bomben mit Cayennepfeffer, Chloroform und Kakodyl zu füllen; das letztere ist eine Substanz, mit welcher man die Luft vergiften kann. Nur dreiundvierzig Vorschläge eigneten sich zu näherer Erwägung, und dreißig wurden für den Heerdienst brauchbar gefunden. Am bemerkenswerthesten ist jener, die Bomben mit flüssigem Eisen zu füllen. Sie haben eine furchtbare Wirkung. In den Marschen bei Woolwich wurden mit ihnen Versuche angestellt. Beim zweiten Schusse gegen eine neue Scheibe, die 200 Pfd. Sterling gekostet hatte, wurde dieselbe entzündet und verbrannte gänzlich. Man war sogleich mit den Zeugbausspritzen zur Hand, setzte die Scheibe förmlich unter Wasser, warf auch Massen von Sand und Rasen auf die Flammen, aber Alles war vergebens; das flüssige Eisen war in jede Holzfuge gedrungen. Man begreift nicht, wie ein Schiff vor einer solchen Bombe gesichert werden kann, denn sobald sie den Gegenstand berührt, welchen sie treffen soll, explodirt sie und schleudert das flüssige Metall nach allen Richtungen umher, auch an solche Orte, wohin die Füllung der gewöhnlichen Bomben nicht reicht. So richtet sie viel ärgere Verwüstungen an, als einst das griechische Feuer. Diese Erfindung rührt eigentlich aus dem Jahre 1803 her, und sie wurde damals von einem gewöhnlichen Eisengußarbeiter der englischen Regierung mitgetheilt. Eine solche Mordwaffe verstieß jedoch gegen den Geist jener Zeit; man schämte sich solcher Werkzeuge der Vernichtung. Gegenwärtig ist man freilich weiter vorgeschritten in der — Aufklärung!

Die Anzahl der in Vorschlag gebrachten neuen Geschütze ist sehr beträchtlich. Unter ihnen ist der Riesenmörser, der aus einer Reihenfolge von 9 Zoll breiten und 3½ Zoll dicken Kreisen besteht; diese sind übereinandergelegt und derart zusammengefügt, daß sie ein Faß bilden. Dieser Mörser ist stark genug, eine Ladung von 70 Pfund Pulver zu erhalten, und hat damit eine Bombe von 36 Zoll Durchmesser und 26 Centner Schwere weiter als zwei englische Meilen geschleudert. Sie schlug mehr als 25 Fuß tief in die Erde, und es giebt gegenwärtig gar keine Kasematten, die gegen eine solche Kugel bombensest wären.

Digitized by Google

Die sechzig Dampfmaschinen im Zeughause zu Woolwich setzen mehr als eintausend arbeitende Maschinen in Bewegung. Außerdem sind tausende von Arbeitern beschäftigt; vor dem russischen Kriege waren ihrer etwa zehntausend. Unter dieser friedlichen Armee herrscht die größte Ordnung. Als das Arsenal in der oben angegebenen Weise vergrößert wurde, entstand in der Nähe desselben eine neue Stadt, die gegenwärtig mindestens zweitausend Wohnhäuser zählt.

Wir haben noch Einiges über die Verfertigung des Pulvers beizufügen. Die englische Regierung bezieht noch immer einen großen Theil ihres Bedarfs aus Privatfabriken, hat aber bei Waltham Abbey, das etwa eine halbe Stunde Weges von Enfield Lock entfernt liegt, eine große Musterfabrik. In derselben sind alle einzelnen Theile so weit als möglich aus einander gebaut, und durch Wiesen und Gebüsche von einander getrennt. Das Ganze gleicht einer Anzahl von einsam stehenden Meiereien; denn die zwölf verschiedenen Gebäude der Fabrik sind über eine Fläche von etwa 75 deutschen Morgen Landes vertheilt.

Der Beschauer ist überrascht, daß er in einer so gefährlichen Nachbarschaft eine Dampfmaschine findet, aus deren Feueresse dicker Qualm emporsteigt. Allein er kann sich beruhigen, da die Oefen mehrere hundert Schritte von den Pulverwerkstätten entfernt liegen. Die Mischung besteht aus 75 Theilen Salpeter, 15 Theilen Holzkohle und 10 Theilen Schwefel. Nachdem diese Bestandtheile vollkommen zu Staub zerrieben, vorbereitet und gereinigt worden sind, übergiebt man sie einer Maschine, durch welche sie völlig verquickt werden. Die Zusammensetzung schafft man in verdeckten Barken auf dem Canal nach der Quetschanstalt, wo zwei ungeheure Mühlsteine oder Räder, deren jedes fünftehalb Tonnen schwer ist, sich in einer Schale von Erz drehen, die mit ihren hölzernen Rändern einem kolossalen Küchenleuchter gleicht. In dieses Gefäß schüttet man das Pulver hinein, um es anzufeuchten; im Sommer bei trockner Luft bedarf es eines stärkeren Zusatzes von Wasser als im feuchten Winter. Die nun teigartige Masse wird vier Stunden lang unter dieser Quetsche bewegt. Hier hat man schon Vorkehrungen gegen eine Explosion getroffen. Wer in das Gebäude tritt, muß große Lederstiefeln anziehen, an welchen sich auch nicht die geringste Spur von Metall befindet, und man nimmt ihm Gehstock oder Regenschirm ab. Die Maschine hat man, so zu sagen, gegen sich selbst zu schützen versucht. Damit die Keile, vermittelst deren die Walzen an ihren Achsen befestigt sind, nicht auf die Erde herabfallen und dabei möglicherweise an den Quetschrädern eine Reibung hervorbringen, hat man Vorkehrungen in der Luft angebracht, von welchen sie beim Herabfallen aufgenommen würden. Und damit ja nicht etwa ein Körnchen Kies, welchen jeder Pulvermacher mit Recht so sehr fürchtet, sich mit dem Pulver vermischen könne, hat man die Einfugungen, die Stellen, wo die Räder eingelassen sind, dergestalt hergerichtet, daß sie sich ausdehnen und jeden harten fremdartigen Körper durchlassen können, etwa so wie bei den beweglichen Zähnen der Schlangen, welche sich gleichsam in Scharnieren bewegen.

Aber trotz aller Vorkehrungen und Vorsichtsmaßregeln können doch Explosionen sich ereignen; freilich thut man alles Mögliche, um sie zu verhüten. Die Werkstätten, in welchen die Vereinigung der verschiedenen Bestandtheile geschieht, haben auf drei Seiten starkes, drei Fuß dickes Mauerwerk aus Backsteinen, während die vierte Seite und das Dach nur aus Glas bestehen. Die Gebäude liegen, allerdings entfernt von einander, in gleicher Linie; deshalb hat man die Glasseiten abwechselnd angebracht und zwar so, daß sie einander nicht zugekehrt, sondern abgekehrt liegen, und sich also eine Explosion nicht den benachbarten Werkstätten mittheilen kann. Aber bei jener von 1842 geschah es doch, der Brand ergriff ein etwa sechshundert Fuß entferntes Gebäude, und seitdem ist man auf ein einfaches Sicherheitsmittel verfallen. Ueber jeder Werkstätte hängt ein großes mit Wasser gefülltes Kupferbecken, das seinen Inhalt über die ganze Werkstätte ausschüttet, sobald ein Hebel in Bewegung gesetzt wird. Dieses Regenbad entladet sich von selbst, indem die Explosion im andern Gebäude den Hebel in Bewegung setzt. So bleibt das Unglück auf die Stelle beschränkt, in welcher es entstand.

Nachdem die verschiedenen Theile auf nassem Wege durcheinander geknetet und zu Pulverkuchen gestaltet worden sind, bringt man diese letzteren, abermals auf dem Wasserwege, in leicht gebaute Magazine, wo sie zwölf Stunden liegen bleiben und dann in eine andere Werkstatt geschafft werden, wo man sie zerreibt, die harten Kuchen durch mehrere Walzen von Kanonenerz in Staub zermalmt. Dieser Staub wird, abermals in einem andern Gebäude, zwischen Platten aus Kanonenerz einem hydraulischen Drucke unterworfen und dadurch in kleine Tafeln von einem halben Zoll Dicke geformt. Diese Tafeln bleiben ein paar Tage liegen und sind dann so hart wie Töpfergeschirr. Durch diesen hydraulischen Druck erhält das Pulver eine vermehrte Dichtigkeit und kann bequem weiter geschafft werden, weil man es nicht wieder in Staub zu verwandeln braucht; auch läßt es sich besser aufbewahren, zieht weniger Feuchtigkeit an und schließt in einem gegebenen Umfange mehr brennbares Gas in sich. Den gepreßten Kuchen wirft man in den Bauch einer höchst merkwürdigen Maschine. Die Werkstätte zum Körnen des Pulvers liegt von den übrigen sehr weit entfernt, weil in ihr die Arbeit am allergefährlichsten ist. Deshalb hat man eine Querwand von 15 Fuß Dicke angebracht, die als eine Art von Schirm und Schild dienen soll. Im Jahre 1843 hatte eine Explosion acht Arbeiter getödtet, damit aber dergleichen nicht wieder vorkomme, ist die Maschine zum Automotor gemacht worden. Zu gewissen Stunden wirft man ihr 1500 Pfund Pulverkuchen vor, der in einen gewaltigen Rachen oder Mühltrichter fällt. Sobald nun das Ungeheuer anfängt zu fressen, ziehen die Arbeiter sich hinter die dicke Querwand zurück und lassen dasselbe ruhig kauen und würgen, was auch mit der größten Gelassenheit stattfindet. Das zermalmte Pulver geht dann durch eine Reihe von Sieben aus Eisendraht, vermittelst welcher die groben, für schweres Geschütz geeigneten Körner von den feineren getrennt werden und zwar so, daß jede Sorte in eine besondere Büchse fällt. Die gefüllten Büchsen werden von der Maschine entfernt, sie selbst ersetzt dieselben durch leere Büchsen und fängt dann, gleich einem wiederkäuenden Thiere, wieder an, die groben Körner zu bearbeiten, bis sie endlich ihr Futter völlig aufgefressen und verdaut hat. Dann klingelt sie, etwa wie ein

Digitized by Google

war selbst fromme Schwärmerei eines edlen aber total unpraktischen Menschen.

Immerhin blieb für ihn der Erfolg gleich: die vielen Täuschungen, die ihn trafen, machten ihn, wie gesagt, fort und fort bitterer und abstoßender nach Außen hin. Er fühlte sich getäuscht, gekränkt, verletzt und namenlos unglücklich. Einem Anderen wäre vielleicht darüber das Herz gebrochen — — Beethovens gewaltiger Geist richtete sich hier erst gerade in seiner ganzen Größe auf. Der höchste Muth ist ja nicht der Schlachtenmuth und Wundentrotz, sondern einem langen Unglücke fest in das Angesicht zu schauen und es wie ein Mann zu tragen; sowie die rechte Tapferkeit nicht einigen oder gewohnten Gefahren, sondern allen, auch den unvorhergesehenen steht.

Beethoven, rechts und links von den Keulenschlägen des Schicksals getroffen, parirte sie mit finsterer Miene; aber mit dem Kampfe wuchs auch sein Titanentrotz. In sich selbst abgeschlossen, gehüllt in den Panzer seiner vielen zurückstoßenden Eigenheiten, stand er jetzt allein und einsam gleich einem von der Welt ausgestoßenen doch auch wieder angefeindeten geistigen Riesen da: kämpfend, leidend und überwindend; aber das Resultat aller dieser Schmerzen, aller dieser Kämpfe ward bei ihm Musik!

Und doch! Konnte dieser einzig dastehende Charakter nicht auch liebenswürdig sein?

Sich von seinem Unmuthe über die neue Täuschung zu zerstreuen, war Beethoven mit der Gräfin Browne — der Mutter der so früh verstorbenen, seiner Erinnerung heiligen Comtesse Eugenie — nach dem Theater gefahren. Der gemeinsame Schmerz, den Beide über den Tod des holden und wunderbaren Wesens empfunden, hatte sie nach dem Heimgange desselben enger verbunden und ein edles, reines Freundschaftsverhältniß zwischen ihnen aufgerichtet, für das Beethoven ungemein zartfühlend war. Zwar sprach er mit Niemandem davon, besuchte auch das Gräflich Browne'sche Haus nur selten; wo aber Beethoven dem Grafen oder der Gräfin einen Dienst erweisen, eine Gefälligkeit erzeigen konnte, war er gewiß dazu bereit. Es war ja das Bedürfniß, eine im eigenen Herzen still und geheim nachblutende Wunde dadurch zu heilen, daß er lindernden Balsam auf die Wunden der elterlichen Herzen träufelte.

Heute also war Beethoven nach einem Besuche, während dessen viel von der Erbsüchenen gesprochen worden war — mit der Gräfin Browne in das Theater gefahren. Er saß an ihrer Seite in der Loge, während man La Molinara gab. Bei dem bekannten: „Nel cuor piu non mi sento," sprach die Gräfin mit Bedauern aus, daß sie auch Variationen über dieses Thema besessen habe, die aber verloren gegangen seien. Beethoven schwieg, schrieb aber in der Nacht sechs Variationen darüber und schickte sie am andern Morgen der Gräfin mit der Aufschrift:

„Variazioni u. s. w. Perdute par la contessa Browne, ritrovate par Luigi van Beethoven.*)"

An einem der nächsten Abende spielte Beethoven bei Lichnowsky's sein Clavierquintett mit Blasinstrumenten. Der berühmte Oboist Ram von München war auch zugegen und begleitete Beethoven im Quintett. Nun kommt im letzten Allegro dieser schönen Composition einigemal ein Halt vor, ehe das Thema wieder anfängt. Als nun Beethoven an einen derselben kam, fing er plötzlich zu phantasiren an, nahm das Rondo zum Thema und spielte zur Freude der Zuhörer, aber zur Pein der Begleitenden, fort und fort. Wirklich sah es possirlich aus, wenn diese Herren, die jeden Augenblick erwarteten, daß Beethoven wieder zum Quintett einleiten werde, die Instrumente unaufhörlich an den Mund setzen und dann wieder absetzen mußten. Alle waren ungehalten, Ram auf das äußerste aufgebracht. Endlich war Beethoven befriedigt und fiel wieder in das Rondo ein; aber er hatte jetzt auch so entzückend gespielt, daß die ganze Gesellschaft — Ram mitbegriffen — außer sich war.

Undwarum so entzückend? Es wußte es Niemand in der glänzenden Gesellschaft und konnte es Niemand wissen. Und doch war dies entzückend schöne Spiel nur der Wiederschein einer großen Freude, die heute wie ein lichter Sonnenstrahl in sein Herz gefallen: Stephan von Breuning, sein alter lieber Jugendfreund, der durch Verwendung des Kurfürsten-Erzherzog schon vor Jahren in den österreichischen Staatsdienst eingetreten, hatte vor wenigen Wochen die Berufung als kaiserlich königlicher Hofrath nach Wien erhalten und war heute in der Hauptstadt eingetroffen. Dies freudige Wiedersehen feierte jetzt der Maestro in Tönen.

Und klangen denn nicht aus seinem Spiele die Seligkeiten der Jugenderinnerungen durch: die Erinnerung an seine zweite Mutter, die edle und liebenswürdige Frau von Breuning, an Eleonore, an das Leben im Breuning'schen Hause, an Jeannette d'Honrath, den lichten funkelnden Stern jener Zeit? Und hatte ihm der heutige Tag nicht wieder einen Freund gegeben, von dem er wußte und überzeugt war, daß er ihn liebe? Brauchte er mehr als einen solchen Freund und die Liebe Juliens, um glücklich zu sein?

Beethoven verließ die Gesellschaft bald. Die Gefühle, die ihn durchzitterten, waren ihm zu heilig für das äußerliche geräuschvolle Wesen, das hier herrschte.

Wer das Weltleben liebt, der empfindet das Leben nur als Leiden oder als Reiz. Hier ist keine Ruhe, keine Aussicht auf Ruhe, kein Gleichgewicht der inneren Potenzen, keine volle Gesundheit der Seele denkbar. Nur der feste Wille, allein oder mit wenigen gleichgestimmten treuen Seelen das Leben zu durchschreiten: stark gegen die selbstsüchtigen Triebe und in reiner Abhängigkeit von den Geboten der Vernunft, nur dies giebt moralische Freiheit — nicht blos als Fähigkeit, sondern als wirklichen Besitz gedacht — erhebt den Menschen zu stiller Glückseligkeit und giebt ihm das Gefühl seiner geistigen Emanation aus dem Wesen der ewigen und unendlichen Liebe.

Und dies Bewußtsein bedurfte Beethoven mehr wie jeder andere Sterbliche, wollte er seinen Vorsatz ausführen: dem Schicksale als Mann Trotz zu bieten. Glücklicherweise für ihn kehrte um jene Zeit auch die Gräfin Guicciardi mit ihrer liebenswürdigen Tochter aus Italien nach Wien zurück, so daß, neben dem erneuten Freundschaftsbunde mit Stephan von Breuning, ein reicher Liebesfrühling für den edlen Meister erblühte. Freilich wußte auch jetzt außer Stephan Niemand et-

*) „Variationen u. s. w. Verloren durch Gräfin Browne, wiedergefunden durch Ludwig van Beethoven."

Digitized by Google

Chronik.

Friedrich Young.

Der Tenorist Friedrich Young war in den letzten Monaten wiederholt eine gern gesehene Erscheinung auf der Leipziger Bühne, und wenn er uns jetzt verlassen hat, um an verschiedenen auswärtigen Orten zu gastiren, so geschah dies doch nicht ohne das Versprechen, bereits im Herbste von neuem zurückkehren zu wollen. Einige biographische Notizen über diesen Sänger dürften manchen unserer Leser nicht unwillkommen sein. Er ist im Jahre 1824 in Ofen geboren, wo seine Familie zu den angesehenereren der Stadt gehörte. Der berühmte Tenorist Wild lernte ihn 1848 in Linz kennen und ermunterte ihn, überrascht durch seine schönen natürlichen Mittel, zum Einschlagen der dramatischen Laufbahn, die er denn auch wirklich ein Jahr später zuerst in Pesth betrat. 1851 und dann wieder 1853 erschien er auf mehreren deutschen Bühnen ersten Ranges als Gast, der sich die Gunst des Publicums überall wie im Sturme eroberte, bis 1854 Düsseldorf ihn für längere Zeit in München zu fesseln wußte. Hier, wo er ebenfalls alsbald zum öffentlichen Liebling wurde, lernte er nach einigen Jahren die einst in beiden Hemisphären gefeierte Tänzerin Lucile Grahn kennen, und dieselbe ward seine Gattin. Von früher her ist noch zu erwähnen, daß er 1855 vom König von Dänemark nach Kopenhagen eingeladen wurde und daß er auch dort, wo sein Bruder eine Professur der Malerei bekleidet, namentlich in verschiedenen Hofconcerten sich den höchsten Beifall erwarb. Ueber die Trefflichkeit seiner Leistungen brauchen wir hier nicht weiter zu reden und erwähnen nur, daß selbst Autoritäten auf dem Gebiete der Oper ihn sehr günstig beurtheilt haben, wie denn z. B. Meyerbeer ihn für einen der besten Raouls in den „Hugenotten" erklärt hat. Seine Frau tanzt zwar selber nicht mehr, sondern tritt nur noch ausnahmsweise in einigen mimischen Partien, wie Hylva, Fenella ꝛc, öffentlich auf; sie läßt aber wenigstens ihre Virtuosität im Bereiche der Tanzkunst jüngeren Colleginnen durch ihren Unterricht zu Gute kommen. So hat Fräulein Marie Rudolph in Leipzig unter ihrer Leitung bereits sehr erfreuliche Fortschritte gemacht, und mehrere Ballets, z. B. „die Perl" und „des Maëls Traumbild", sind von Frau Grahn-Young mit großem Geschick hier in Scene gesetzt worden. Dasselbe thut, um dies hier beiläufig zu bemerken, in Paris jetzt Marie Taglioni, die soeben auch für Emma Livry, das neueste Phänomen der französischen Hauptstadt, ein Ballet componirt hat.

Ary Scheffer und Goethe's „Gretchen".

In Paris ist, wie wir schon früher bemerkten, seit einiger Zeit eine Ausstellung von Werken des gestorbenen Ary Scheffer veranstaltet. Der Katalog zeigt fast keine Lücke, und außer einem Gemälde der Herzogin von Orleans in der Deputirtenkammer werden von den bekannteren Sachen nur zwei religiöse Bilder, „der tröstende Heiland" und „der siegreiche Heiland", in den Sälen vermißt, was um so weniger sagen will, als die kirchlichen Stoffe gerade nicht Scheffers Stärke waren. Die Arbeiten seiner ersten Periode behandeln genrehafte Gegenstände, man hätte aber damals aus ihnen kaum auf die große Zukunft des Künstlers zu schließen vermocht; eine „Wittwe des Soldaten", „Fischer- und Schifferfamilien am Meeresstrande" malte er zu jener Zeit, doch trat er in eine zweite, höhere Phase seiner Entwicklung erst, als er für verschiedene dichterische Figuren nach Form und Ausdruck suchte. Hier ist vor Allem das Goethe'sche „Gretchen" aus dem Faust zu nennen, das er wohl fünf oder sechs Mal, und immer anders, immer besser und getreuer abgebildet hat. In der Reihenfolge diese Versuche beisammen zu sehen, hatte man früher noch nie Gelegenheit. Er stellte das Mädchen zuerst 1830 dar, wie sie mit Frau Marthe das schöne, verführerische Geschmeide betrachtet, doch konnte man nicht sagen, daß das Bild auch nur entfernt den Vorstellungen entspreche, die sich mit der reizendsten aller Goethe'schen Frauengestalten in uns verbinden. Auch „Gretchen am Arme des Faust" verfenkte sich noch nicht in den Geist der Dichtung, und das liebliche Kind erschien ohne den Zauber deutscher Innigkeit fast so oberflächlich und modern, wie eine Pariser Grisette. 1832 kam zu diesem Gemälde das „Gretchen in der Kirche", sowie ferner „Gretchen am Spinnrade", und dies trug bereits Züge an sich, die der Goethe'schen Schöpfung verwandt zu sein schienen. In dem „aus der Kirche kommenden Gretchen", welches 1838 fertig wurde, war endlich die Umgestaltung vollendet, und das letzte, 1858 entstandene Werk, „Gretchen am Brunnen", ist nun gar eine Incarnation des poetischen Ideals, wie man sie sich nicht schöner und treuer denken kann. Die Gestalt ist nicht mehr so schmahl und mager, wie sonst, sondern voller und runder, ohne doch die rechte Schlankheit eingebüßt zu haben, wunderbar schön sind die Arme mit ihrem weichen Fleisch und ihrer blüthenweißen Frische, ungemein anziehend, ja geradezu unnachahmlich reizend aber ist der Mund mit einem gewissen herben Zuge um die Lippen, der uns das bedrückende Geheimniß der armen Verführten verrathen zu wollen scheint. — Noch für eine andere Phantasieschöpfung unseres deutschen Nationaldichters fand der belgische Maler Form und Gestalt, für Mignon nämlich, sowohl in ihrer Sehnsucht nach der Heimath, als in ihrer Sehnsucht nach dem Himmel. Auch diese beiden Bilder enthält die Ausstellung, die außerdem noch zwei weniger bekannte Illustrationen der Bürgerschen „Lenore" bringt, zu den Worten „Ach Mutter, Mutter, bin ist hin", sowie zu dem Verse „Hurrah! die Todten reiten schnell!" Weiter erblickt man eine Heldin der italienischen Tragödie, Francesca von Rimini, und mehrere Bildnisse, z. B. von Lafayette, Franklin, Béranger, ja auch von ihm selbst. Er malte dasselbe im Jahre 1838, als er noch ganz gesund war, aber doch läßt darauf schon nicht nur das tiefe, seelenvolle Auge, sondern auch ein gewisser welcher und kränklicher Ausdruck des Gesichts auffallende Wirkung. Endlich fehlt auch nicht die von den Pariser als das vollendetste Werk Ary Scheffers geschätzte allegorische Darstellung „Les douleurs de la terre".

„Das Urbild der Grille" in Berlin.

Friederike Goßmann, das vielbewunderte, vielverklagte Urbild der „Grille", ist zum ersten Mal vor dem Berliner Publicum als Gast erschienen, und der Eindruck, den sie auf dasselbe gemacht hat, muß ein bedeutender, tiefgehender genannt werden. Es war ein Sieg, den sich die junge Dame über im Voraus mißtrauische und kühle kritische Seelen erkämpfte; es lag die Besürchtung nahe, daß in der Anfnahme der aus Wien kommenden Schauspielerin sich wieder einmal die Kluft zwischen süd- und norddeutschem Geschmack bemerkbar machen würde, doch, wie gesagt, im Publicum herrscht über die unwiderstehlich liebenswürdige Persönlichkeit und die originelle Künstlerschaft des Gastes nur eine Stimme, und selbst die strengsten, scheelsüchtigsten Recensenten sind ihr gegenüber zu enthusiastischen Bewunderern ihrer Vorzüge und — Schwächen geworden. Davon muß auch die „Europa" Notiz nehmen, denn Fräulein Goßmann ist in dem Theater der Gegenwart jedenfalls eine hervorragende Rolle zu spielen berufen. Blutjung, wie sie ist, hat sie ihr Leben noch vor sich und kann jetzt kaum die Zwanzig erreicht haben; wenigstens wissen wir zufällig, daß, als im Jahre 1854 ihr Vater, Professor an der Münchener Universität, an der Cholera starb, sie eben erst aus der Pension heimgekehrt war. In der Kunst unterrichtete sie Frau Constanze Dahn, und als sie auf der Hofbühne ihrer Vaterstadt einen ersten theatralischen Ver-

Digitized by Google

macht. In den undurchdringlichen, unermeßlichen Wäldern nämlich, die im Süden der Colonie gelegen sind, entspringen viele uferlose, frei und ohne Begrenzung dahinfließende Ströme, die auf ihrem Weg durch die Wildniß eine Masse im Wasser verwesender Pflanzenüberreste mit sich nehmen, und die, wenn sie ins niedere Land kommen, ihren Lauf nothgedrungen einstellen und verschiedene stehende Sümpfe bilden. Aus diesen Morästen nun entwickeln sich mit Hülfe der glühenden Sonnenstrahlen schädliche Dünste und allerlei blutdürstige Thierchen in erschrecklicher Menge. „In der Luft wimmeln Insecten in förmlichen Wolken, in dem Wasser, auf der Erde bewegen sich die Ungeheuer des heißen Schlammes, und lebendiggewordene Gifte, Schlangen, Krokodile, Scorpionen, riesige Kröten, große gefährliche Fledermäuse. Ringsum giebt es Millionen von kaum sichtbaren giftigen Insecten, die unter die Fuß- und Fingernägel und in die Poren dringen, und vor denen auch kein Moskitonetz, feine noch so dichte wollene Decke zu schützen vermag. Das seichte, schlammige Meer ist hier mit Haifischen, Kaimans, Muränen und einer Menge giftiger Thiere bevölkert, so daß ein Bad zu nehmen unmöglich ist.“ Auf den Tag aber mit seiner versengenden Hitze folgt ohne Dämmerung in zehn Minuten die Nacht, und diese Nacht ist eine so kalte, daß vielleicht nirgends ein so schroffer und gefährlicher Wechsel der Temperatur eintritt, als hier.

Kurze Nachrichten.

Litteratur.

Für das sogenannte Leihbibliothekenpublicum, jene Masse von Lesern, die in der Lectüre nicht sowohl künstlerische Genüsse, sondern nur Zerstreuung und wohlfeiles Vergnügen suchen, werden die nächsten Wochen wieder mancherlei Neues bringen. Vor Allem ist zu erwähnen, daß Frau Luise Mühlbach, zeitweilig wohl die populärste und in gewissen Ständen beliebteste Schriftstellerin Deutschlands, sich mit einem neuen umfangreichen historischen Roman, der das Leben Andreas Hofers behandelt, vor der Oeffentlichkeit einstellen wird. Georg Hesekiel, fast ebenso unermüdlich und fruchtbar wie sie, und, wenngleich mit minder hervorragenden Talenten, auf novellistischem Gebiete, ein Nachfolger von W. Alexis in der Schilderung Preußens während der Napoleonischen Gewaltherrschaft, will seinen früheren Romanen aus jener Zeit, den „drei Jahren“, „Vor Jena“ u. s. w. eine neue Erzählung „Von Jena nach Königsberg“ nachfolgen lassen, deren erste, ziemlich amüsant geschriebene Kapitel bereits die „Berliner Revue“ mittheilte. Philipp Galen (Militärarzt Lange im preußischen Heere) verspricht in dem „Strandvogt von Jasmund“ ein politisches Lebensbild aus der Zeit der Occupation der Insel Rügen durch die Franzosen 1807—13 zu liefern, und, wie es heißt, soll darin das Interesse des Publicums an dem Compositionstalente und der energischen Gestaltungskraft des Verfassers durch verschiedene Zeitanspielungen und geschichtliche Parallelen noch bedeutend erhöht werden. Herrmann v. Maltitz wird anderdem in drei Bänden einen „Lucas Cranach“, und die schreibseelige Aline v. Schlichtkrull in vier Abtheilungen einen „Agitator von Irland“ bringen.

Julius v. Rodenberg gehört zu denjenigen unserer Touristen, welche ihre Reisen aufs pikanteste und anschaulichste zu schildern wissen. Sein „Pariser Bilderbuch“ und die „Kleine Wanderchronik“ enthielten Episoden von mannichfachem Werth, und überall zeigte sich darin die Begabung, zufällige Erlebnisse novellistisch zuzustutzen und verschiedene einzelne Züge und Momente zu ganzen anmuthigen Bildern zu verflechten. Wir hörten es deshalb gerne, daß Rodenberg wieder ein neues Werk, „Skizzen aus Irland“, unter der Feder hat, woraus einige, in der „Preußischen Zeitung“ abgedruckte Fragmente, z. B. das „Volksfest an der Meeresküste“ gleichfalls jene oben bezeichneten Vorzüge aufweisen.

Roderich Benedix, der seit seinem „Schuldbewußten“ nichts für die Bühne geschrieben hatte, befindet sich zeitweilig in Cassel und will sich, nachdem er die Last der Frankfurter Direction abgeschüttelt, mit verdoppelten Kräften der Schriftstellerei wieder zuwenden. Nicht nur ein mehractiges Lustspiel wird er noch vor Beginn der Wintersaison an die Theater versenden, sondern er bereitet auch ein Buch theoretischen Inhalts, eine „Declamationskunst“, vor, worin der alte Praktiker hoffentlich viel gute und nützliche Winke und Rathschläge ertheilen wird.

Daß Moritz Hartmann die Gedichte von Ponce de Leon ins Deutsche übersetzen wolle, wird von dem Blatte, welches diese Nachricht zuerst brachte, bereits wieder angezweifelt. Statt dessen, heißt es, würden die classischen Lustspiele des Spaniers Balthasar Moraitn von ihm übertragen und einige der besten davon, wie z. B. „das Ja der Mädchen“ oder „die Heuchlerin“ für die moderne Bühne eingerichtet werden. Unter den spanischen Komödien, von welchen bisher eigentlich nur die Calderon'schen und Moreto'schen Stücke unserem Theater zu Gute gekommen waren, liegen gewiß noch manche Schätze verborgen, um deren zu Tage Förderung sich ein Uebersetzertalent, wie M. Hartmann, ein erhebliches Verdienst erwerben könnte.

Nicht uninteressant dürfte die Bemerkung sein, daß eine in Lissabon erscheinende Zeitschrift, die Revista peninsular, in ihren neuesten Nummern portugiesische Uebersetzungen von Geibel'schen Liedern bringt, welche ein gewisser Juan Valera lieferte. Das „Magazin für die Literatur des Auslandes“ theilt einige Proben derselben mit.

Ueber das Verhältniß Voltaire's zu Friedrich dem Großen, auf welches durch den achten Band der Varnhagen'schen „Denkwürdigkeiten“ von neuem die Aufmerksamkeit gelenkt worden ist, erschien soeben ein Werk Jacob Benedey's, worin die Privatäußerungen des französischen Philosophen über den preußischen König mit seinen officiellen Briefen und Berichten zusammengestellt werden, zum Beweis dafür, daß sich Ersterer wirklich eines Verrathes gegen Letzteren schuldig gemacht, seine Perfidie aber dem davon Betroffenen gerade zum Glücke gereicht habe.

Méry, der Librettoverfertiger und Spectakelstückelieferant in Paris, scheint dazu auserseben, Sänger der neuesten Napoleonischen Siege werden zu sollen. Bereits schrieb er eine in der großen Oper gesungene, von Halevy componirte Cantate „Magenta“, sowie einen Gelegenheitsprolog für das Théâtre français, und nun hat er auch auf Veranlassung des Ministers Fould versprochen, ein großes, an Gesängen reiches Heldengedicht „Napoléon en Italie“ in wöchentlichen Fortsetzungen, je nachdem die Berichte vom Kriegsschauplatze eintreffen, liefern zu wollen.

Wie Alexander Dumas die Erlebnisse seiner Reise an den Kaukasus und nach Rußland schriftstellerisch auszubeuten verstehe, beweist der Umstand, daß von ihm darüber bereits drei Werke erschienen sind: De Paris à Astrakan, le Caucase und Lettres de St.-Pétersbourg. Vielleicht kommen noch mehr Schilderungen seiner Fahrt in den Norden zum Vorschein, während dagegen von einer Wiederaufnahme seines durch die Reise unterbrochenen Romans „Salvator“ bis jetzt noch nicht die Rede gewesen ist. Sollte derselbe ganz ohne Abschluß bleiben, so würde der Verlust zwar keineswegs groß sein, man bekäme aber wenigstens einen Beweis davon, was ein Autor, wie Al. Dumas, seinem Publicum Alles bieten darf, das er erst mit der Exposition einer umständlich angelegten Erzählung bekannt macht, um dann dessen etwa rege gemachte Spannung und Neugierde auch nicht im Entferntesten zu befriedigen.

Jules Sandeau, seit kurzem an Brisaults Stelle Mitglied der Akademie, wird einen Band neuer Novellen erscheinen lassen, deren einzelne Titel anziehend und originell genug lauten:

Digitized by Google

sche Tonschöpfung unter dem Namen „Il Pelerinagio“ zum ersten Mal aufgeführt und der Text der Pariser Opéra comique dabei in Recitative umgewandelt. Bei uns in Deutschland bereiten die „Wallfahrt nach Ploermel“ nicht weniger als acht Bühnen zur Darstellung vor. Neue Opern, die sonst noch in der bevorstehenden Wintersaison aufs Repertoir der verschiedenen Theater kommen werden, sind Richard Wagners „Tristan und Isolde“, Aberts „Anna von Landskron“ (in Stuttgart mit nachhaltigem Beifall aufgeführt), ferner „die Hirtin von Piemont“ von Härtel in Schwerin, „Emmy“ von Karl Löwe, den Balladen- und Oratoriencomponisten in Stettin, der sich den Text nach Walter Scotts Romane „Kenilworth“ selber eingerichtet hat, sowie endlich „Friedrich mit der leeren Tasche“ von Ragliter in Innsbruck. Man sieht, berühmte Namen sind in diesem Verzeichniß fast gar nicht vertreten, und das Publicum wird meistens über Erstlingswerke zu urtheilen haben. Bei so bewandten Umständen würde gewiß manche Direction froh sein, wenn das Gerücht, Auber schriebe an einer neuen (wohl der vierundachtzigsten) Oper, sich bewahrheitete, oder wenn Rossini seine „Jeanne d'Arc“, die er fertig im Pulte liegen haben soll, endlich der Oeffentlichkeit übergeben wollte, aber wie es scheint, kann sich der alte Herr von der Partitur gar nicht trennen. — Schließlich sei noch erwähnt, daß Richard Wagner das Textbuch zu Glucks „Iphigenia“ vollständig umgearbeitet und bei Breitkopf und Härtel neu herausgegeben hat. Es wäre das eigentlich nicht nöthig gewesen, doch vielleicht ist es Veranlassung dazu, daß das unvergänglich schöne Werk an einem oder dem andern Orte wieder einmal zur Aufführung gelangt.

Woran Mendelssohn nur durch seinen raschen Tod verhindert wurde, die Sage von der Lorelei am Rheine zu einer Oper zu verwenden, das hat jetzt der in Wien gebildete dänische Componist Emil Siboni zur Ausführung gebracht. — Merkwürdig ist es, daß jene Sage, die nun bereits auf allen Gebieten der Kunst, in der Poesie, wie in der Musik und Malerei, Veranlassung zu werthvollen und sinnigen Schöpfungen gegeben hat — wir erinnern nur an das Heine'sche Gedicht, an Mendelssohns Opernfragment, an die Liedercompositionen dieses Meisters u. A., z. B. Liszts, sowie endlich an das Gemälde Karl Sohns — nicht einmal eine im Volke entstandene und durch Alter ausgezeichnete ist. Bis zum Beginn unseres Jahrhunderts wußte man am Rheine ebenso wenig, wie irgendwo anders, etwas von der Lorelei, und als der eigentliche Erfinder der genialen Sage ist erst Clemens Brentano zu bezeichnen.

Eine Folge des bei uns in Leipzig abgehaltenen Festes der Zukunftsmusiker ist auch die Constituirung der Partei als „Weimarer Schule“. Man will, weil man wahrscheinlich nun schon in der Gegenwart festen Fuß gefaßt zu haben meint, sich nicht mehr blos zu der Zukunft in Verkehr setzen und sich, wie auf anderen Gebieten der Kunst die einzelnen Genossenschaften immer zu thun pflegten, einen charakteristischen Namen von der Hauptstätte des gemeinsamen Wirkens benennen. Wie es in der Litteratur „die schlesischen Schulen“ gab, wie in der Malerei von einer „Düsseldorfer“ und einer „Münchener Schule“ die Rede ist, so soll nun auch in der Musik eine „Weimarische Schule“ vorhanden sein.

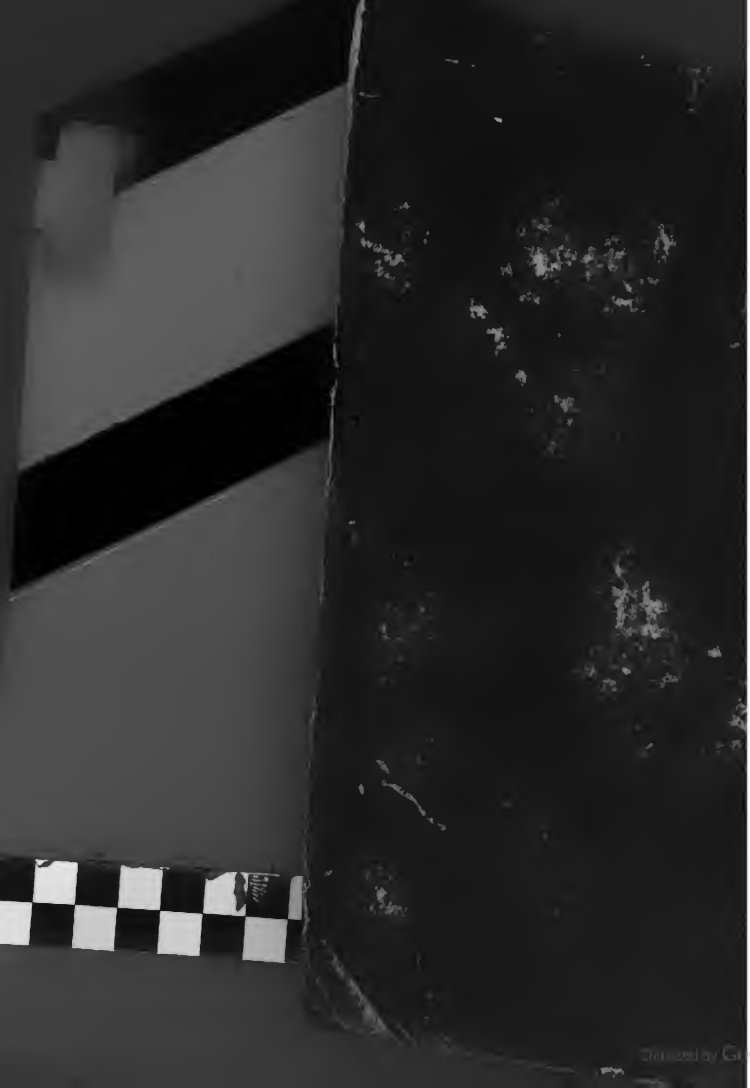
Am 6. Juni starb in Berlin nach mehrmonatlichen Leiden an der Schwindsucht der königliche Hofschauspieler Hugo Commenty, und es hat sonach jene Krankheit dem Theater der preußischen Residenz binnen Jahresfrist bereits den zweiten Verlust beigebracht, denn sie machte vor kurzem erst noch auch dem Leben der Soubrette Trieschen ein unerwartet schnelles Ende. Der genannte junge Mann gehörte nicht zu den Künstlern von Bedeutung, aber er war im Aeußern und Innern so wohl befähigt für seinen Beruf, daß, wäre er älter geworden, er es darin wohl noch weiter hätte bringen können. Angenehme und zugleich bescheidene und maßvolle Repräsentation in den gewöhnlich sehr inhaltlosen und undankbaren Liebhaberrollen der modernen Lustspiele ist auf unseren Theatern selten genug anzutreffen, sodaß es nicht unerwähnt bleiben mag, daß der Verstorbene darüber gebieten konnte. Seine Verdienste um das Ensemble waren dadurch von erheblicher Art. Wir selber erinnern uns, unter Anderem ihn einmal als Lucentio in der „gezähmten Widerspenstigen“ gesehen und da über die feine Haltung und zierliche Bescheidenheit seines Spieles uns recht sehr gefreut zu haben.

Während wir aus dem Bereiche des Drama's heute von gar keiner Novität zu berichten wüßten, gab es auch im Lustspiel nur einige Kleinigkeiten als neuen Zuwachs des Repertoirs. Die in der Wiener Hofburg gegebene „Frau von Stein“ von dem pseudonymen Richard Heinersdorf hat in keiner Hinsicht, auch flüchtig nicht, den im Voraus rege gemachten Erwartungen entsprochen, sondern sich nur als die Bearbeitung der französischen Vinette „Madame d'Ormessant, s'il vous plait“ zu erkennen gegeben; es ist ein Vorspiel, das kaum zwanzig Minuten währt, und eher bizarr als pikant genannt werden muß. „Ein weiblicher Husar“ von dem talentvollen, aber zu flüchtigen G. v. Moser enthält mehrere heitere Scenen, doch sind sie der Art, daß ein nur einigermaßen prüdes Publicum leicht daran Anstoß nehmen kann. Einer lustigen Intrigue zu Liebe verkleidet sich nämlich ein junges Mädchen als Husar und wird durch verschiedene Umstände gezwungen, mit einem wirklichen Husarenofficier in demselben Gemach zu übernachten. Als dieser nun, der darin natürlich kein Arg findet, es sich bequem zu machen beginnt, muß die kleine Abenteurerin wohl oder übel mit ihrem Geheimnisse herausrücken, nur damit das Aeußerste bei jenem nicht noch weiter vorschreite. Man kann sich denken, daß diese offenbar zweideutige Situation auch noch durch manches pikante Wortspiel ins rechte Licht gesetzt werden mag — genug, das Ganze verletzt jedenfalls das Decorum. — Ein historisches Lustspiel erwartet man von Wilhelm Genast in Weimar, dem Dichter des „Florian Geyer“, während ein eben solches, nach einer Novelle der L. Mühlbach bearbeitet und „Vor Roßbach“ betitelt, der Hofschauspieler Ellmenreich in Schwerin, Autor des „Entbusiasten“ und Componist des „Schmiedes von Gretna-Green“, bereits versandt hat. — Auch die englische Bühne leidet Mangel an guten Komödien, und seit mehreren Monaten sind nur zwei von einiger Bedeutung zu nennen gewesen: „Everybody's Friend“ von Stirling Coyne, sowie aus jüngster Zeit das im glänzend restaurirten Adelphitheater mit wachsendem Beifall gegebene von Tom Taylor: „The home and the house“ (die Heimath und das Haus).

Die Oberintendantur der kaiserlichen Hofbühnen in Petersburg soll nächstens in andere Hände übergehen, und man bezeichnet als Candidaten für diesen einflußreichen Posten den Grafen Solohub, der sich jetzt eben in Paris befindet, um die dortigen Theater zu studieren. Er ist da sogar selbst als dramatischer Dichter, als Verfasser eines Lustspiels „Une preuve d'amitié“ aufgetreten, das am Gymnase von Rosa Chéri u. A. mit Beifall gegeben wurde. — Das Personal des Théâtre français wird, wie einst Talma und die Seinen dem ersten Napoleon auch in den Krieg nachfolgen mußten, nächstens Ordre erhalten, ins Hauptquartier nach Mailand abzugehen, da der französische Kaiser sowohl sich selber, als namentlich seinen Generalen und Officieren friedliche Zerstreuung mitten im Tumulte des Kriegs- und Lagerlebens nicht ganz entgehen lassen will. Davon, daß, wie früher in der Krim, nun auch in Italien die Zuaven Zelt gehabt hätten, ihre Bühne aufzuschlagen, hört man noch nichts.

Verantwortliche Redaction und Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Nies'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google